4° Per. 15 (32,1

<36602759710010

<36602759710010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

1838.

Januar.

32
1838

145 B 4

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wir setzen die Freunde des Morgenblatts hiemit in Kenntniß, daß Professor G. Schwab, welcher seit zehn Jahren die Redaktion des poetischen Theils unserer Zeitschrift besorgte, in Folge seines veränderten Berufs, der ihn der ländlichen Abgeschiedenheit zuführte, sich davon zurückgezogen und Dr. G. Pfizer dieselbe übernommen hat.

An diejenigen, welche das Morgenblatt mit poetischen Beiträgen beehren wollen, wird die Bitte gestellt, für den Fall, daß sie eine Zurücksendung ihrer nicht, oder nicht im Augenblick aufgenommenen Gedichte wünschen, dies ausdrücklich zu bemerken und die Art anzugeben, auf welche ihnen dieselben wieder zugestellt werden sollen.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Parabel, von Ernst v. Feuchtersleben. 1.
Der Rheinfall. 5.
Greichens Frage, von C. J. Mayerath. 7.
Noth durch Untreu' oder Tod? Eine Lebensfrage, von D. v. Hackewitz. 12.
Die steinernen Zecher, von C. J. Mayerath. 16.

Charade.

Fingerspitze. 6.

Homonyme.

Münze. 12.

Logogriph.

Leben. Liebe. 18.

Erzählungen.

Abenteuer eines jungen Deutschen. 15—15.
Der Seemann. Eine Sage vom Freiherrn v. Sternberg. 19—25.

Länder- und Völkerkunde.

Volksvergnügungen in Portugal. 8. 9. 10. 11. 23. 24.

Reisen.

Reise durch den Kirchenstaat unter der Herrschaft der Cholera im September 1837. 1—18.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Pariser Speisehäuser. 2. 3. 4. 5 6. 21. 22.
Moden. 15.
Englische Ehrlichkeit und englische Justiz. 17—20.
Einige Briefe Goethes aus der Zeit seines Aufenthalts zu Straßburg. 24—28.
Einäscherung der Londoner Börse. 26. 27.

Korrespondenz.

Breslau. 1. 2. 3. 4. — Berlin. 3. 4. 5. — Dresden. 6. 7. 8. — Paris. 7. 8. 9. 10. 11. — 24. 25. 26. 27. — London 9. 10. 11. 12. — Wien. 13. 14. — Prag. 15. 16. 17. 18. — Stuttgart. 19. 20. 21. — Genf. 20. 21. 22. 23. — Hamburg. 23. 24. 25. 26. 27.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Holzschneidekunst. — Bauwerke.

Digitized by Google

Nro. 2.

Holzschneidekunst. (Schluß.) — Bildnerei.

Nro. 3.

Briefe aus Italien von Dr. E. Förster. — Bildnerei.

Nro. 4.

Kunstgeschichte. Memoria intorno alla vita ed alle opere di Donato o Donnino Bramante. — Angelegenheiten der preußischen Kunstvereine. — Denkmäler. — Malerei. — Medaillenkunde.

Nro. 5.

Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1857. — Kunstgeschichte. Memoria intorno alla vita ed alle opere di Donato o Donnino Bramante. (Schluß.) — Aus Pompeji vom November 1857. — Medaillenkunde. — Numismatik.

Nro. 6.

Briefe aus Italien. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 7.

Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1857. (Fortsetzung.) — Panorama de l'Allemagne. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Preisbewerbung. — Artistischer Verkehr. — Persönliches. — Neue Kupferstiche und Lithographien.

Nro. 8.

Briefe aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 9.

Schutz des artistischen Eigenthums. I. Bundesbeschluß gegen den Nachdruck, vom 9. November 1857. II. Königl. preußisches Gesetz zum Schutze des Eigenthums ꝛc. — Aus Rom. — Kupferwerke. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Rückblick auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands.

Nro. 2.

Rückblick auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands. (Fortsetzung.)

Nro. 3.

Rückblick auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands. (Fortsetzung.) — Geschichte. L. T. Freiherrn von Spittlers sämmtliche Werke, herausgegeben von Carl Wächter.

Nro. 4.

Rückblick auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands. (Schluß.) — Werk über den Orient. Les deux mondes par Mr. Gustave d'Eichthal etc. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. — Geschichte. Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almeraviden und Almohaden, von Dr. Joseph Aschbach. — Rom im Jahrhundert des Augustus, oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theiles der Regierung Tibers. Nach dem Französischen des M. L. Charles Dezobry bearbeitet von Th. Hell.

Nro. 5.

Kunst. Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. — Morgenländische Literatur. 1) Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung von Fr. Rückert. — Geschichte. Die spartanische Verfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfalle, von Dr. Carl Heinrich Lachmann.

Nro. 6.

Morgenländische Literatur. 2) Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten von Fr. Rückert. — 3) Die poetische Literatur der Araber, vor und unmittelbar nach Mohammed. Eine historisch-kritische Skizze von Dr. G. Weil. — 4) Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. — 5) Kern der osmanischen Reichsgeschichte durch Hammer-Purgstall. Musterstücke historischer Darstellung, gewählt und geordnet von E. P. Berly.

Nro. 7.

Morgenländische Literatur. 6) Lehrsaal des Mittelreichs, enthaltend die Encyklopädie der chinesischen Jugend und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie. Zum ersten Mal in Deutschland herausgegeben, übersetzt und erläutert von C. Fr. Neumann. — 7) Die chinesische Sprache in ihren Rechten als Sprache, dargestellt von Emil Rauterbach. — 8) Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus dem Katha Sarit Sagara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch von Hermann Brockhaus. — Sprachlehre. Die doppelförmigen Zeitwörter der deutschen Sprache, mit Zuziehung der verwandten Sprachen. Ein Beitrag zur Sprachwissenschaft und zum Verständniß der altdeutschen Dichter von Dr. G. S. Th. Bernd, Professor zu Bonn. — Geschichte. König Philipp von Macedonien und die hellenischen Staaten, von C. A. F. Brückner, Conrektor am Gymnasium zu Schweidnitz.

Nro. 8.

Schriften über Reform der Universitäten.

Nro. 9.

Schriften über Reform der Universitäten. (Schluß.) — Romane und Novellen. 1) Schifferfagen von A. von Sternberg. — 2) Seemanns-Sagen und Schiffer-Mährchen. Mitgetheilt von Heinrich Schmidt.

Nro. 10.

Lyrische Dichtkunst. Clotilde von Vallon-Chalys, Dichterin des 15ten Jahrhunderts. Auswahl in freier Bearbeitung von Franz Freiherrn Gaudy. — Romane und Novellen. 3) Gruppen und Puppen, von Manfred.

Nro. 11.

Pädagogik. Ueber des Herrn Medizinalraths Dr. Lorinsers Schrift: „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen.“ 1) Dr. G. Imanuels, Directors des Gymnasiums zu Minden, Gutachten über obige Schrift. — 2) Zur Vertheidigung der Gymnasien gegen obige Schrift von A. Benay, A. Krech, A. Seebeck. — 3) Zur Beleuchtung obiger Schrift von Dr. Friedrich Kripp — 4) Hrn. J. G. Hoffmanns, Geheimen Oberregierungsraths ꝛc., Bemerkungen (zu obiger Schrift) beleuchtet von Dr. F. A. Gotthold. — 5) Die Organisation der Gymnasien nach Lorinsers Ansichten. Von B. Thiersch. — 6) Hegemann, die Streitfrage über den Schulunterricht, neu angeregt von Lorinser. — 7) Prof. Theod. Heinsius, Hygea (Hygieia) und die Gymnasien. — 8) Froriep, Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit. — 9) Niemeyer, Ideen über die jetzige Gymnasialverfassung. — 10) Grote, Lorinser und Heinsius, oder Einiges über Leben und Lehren an den preuß. Gymnasien. — 11) Ueber die Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preußen. Ein Beitrag zur Würdigung der Schrift Lorinsers ꝛc. von Seul. — Romane und Novellen. 4) Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Gesammelte Schriften von L. Reustab.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der ausgewanderte Dichter. 50.
Verse von Justinus Kerner. 32.
Lied eines Jägers, von E. Mörike. 38.
Die Bibel, von Ad. Stölting. 41.
Der Leichtsinnige. 44.
Gedichte von J. G. Seidl. 46.

Räthsel.

Der Brunnen. 50. — Der Reim. 36.

Logogriph.

Mast. Mist. Most. 42. — Barke. Birke. Borke. Burke. 48.

Erzählungen.

Zwölf neue Stücklein, von W. v. Chézy. 34 — 35.
Abenteuer eines jungen Deutschen. 43 — 49.

Länder- und Völkerkunde.

Volksvergnügungen in Portugal. 33. 34. 35.

Naturwissenschaftliches.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1838. Von Dr. Nürnberger. 29 — 30.

Reisen.

Reise von Paris an's Meer. 29 — 32.
Stockholm. Ein Landschaftsbild. 49 — 51.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Einäscherung der Londoner Börse. 28.
Einige Briefe Goethes aus der Zeit seines Aufenthalts zu Straßburg und gleich darauf. 28. 36. 38.
Aus dem Trauerspiel: die Gracchen, von C. Reinhold. 34 — 37.
Das Publikum, von F. L. Bührlen. 37 — 43.
Amsterdam und seine Theater. 39 — 42.
Ueber Nationalerziehung in England, von Dr. Woldemar Seyffahrt. 44 — 48.
Das Pariser Fuhrwesen. 50. 51.

Korrespondenz.

Frankfurt. 28. 29. — Berlin. 29. 30. 31. — Paris. 30. 31. — 35. 36. — 38. — 42. 45. — Dresden. 32. 33. — Genf. 33. 34. 35. — Mainz. 37. — Hamburg. 39. 40. 41. 42. — Rom. 40. 41. 42. — Prag. 44. 45. — Breslau. 45. 46. 47. 48. 49. — Petersburg. 47. 48. — London. 50. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Die Glasmalerei in München. — Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Fortsetzung.) — Mannheim. — Akademien und Vereine.

Nro. 11.

Briefe aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 12.

Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Fortsetzung.) — Radirungen. Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 13.

Briefe aus Italien. (Fortsetzung.) — Bauwerke.

Nro. 14.

Religiöse Freskobilder der Düsseldorfer Schule. — Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Fortsetzung.)

Nro. 15.

Briefe aus Italien. (Fortsetzung.) — Kunstausstellungen. — Bauwerke.

Nro. 16.

Archäologie, Essai sur les progrès de l'Archéologie, par Mr. Boissier, ancien Recteur de l'Académie de Genève etc. — Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Forts.) — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 17.

Briefe aus Italien. (Schluß.) — Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Fortsetzung.)

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Romane und Novellen. 5) Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. Die Lebensüberdrüssigen. Von Franz Freiherrn Gaudy. — 6) Novellen von demselben. — 7) Die Reise nach Rom. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. — 8) Der Nachtwandler. Eine Novelle von Wilhelm Angelstern.

Nro. 13.

Deutsche Geschichte. 8) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, compendiarisch dargestellt von Dr. H. Zöpfl. — 9) Die Grundlagen der frühern Verfassung Deutschlands. Beleuchtet von Prof. J. Weiske. — 10) Deutsche Briefe von G. F. König. — 11) Die altdeutsche Religion. Von C. K. Barth. — 12) Altfriesland und Dänemark von K. Türk. — 13) Geschichte der Heruler und Gepiden ꝛc. Von J. Aschbach. — 14) Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften von M. Freiherrn v. Freyberg. — 15) Die westphälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen. Aus den Quellen durch Urkunden erläutert von J. Voigt. — 16) Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Von Dr. K. W. Justi. — 17) Geschichtliche Studien von G. W. K. Lochner. — 18) Geschichte der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter. Von Dr. Rauschnik. — 19) Populäre Vorträge über die Reformation ꝛc., von H. N. Clausen, Prof. der Theologie zu Kopenhagen. — **Stammbuch.** Deutsches Stammbuch. 1838. Herausgegeben von Eduard Duller.

Nro. 14.

Deutsche Geschichte. 20) Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305, von L. A. Warnkönig. — 21) Badische Landesgeschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Von Bader. — 22) Badische Landesgeschichte für die Schuljugend. Von demselben. — 23) Ursprung des Fürstenhauses Baden. Nach den Quellen dargestellt von demselben. — 24) Der Ursprung und die früheste Geschichte des würtemb. Fürstenhauses von K. Pfaff. — 25) Geschichte der badischen Landtage von Einführung der Verfassung bis 1832, von K. v. Rotteck. — 26) Geschichte von Hessen. Sechster Band. Neuere Geschichte von Hessen. Zweiter Band. Von Ch. v. Rommel. — 27) Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von G. Landau. — 28) Aktenstücke, die landständischen Anklagen wider den kurfürstl. hess. Staatsminister Hassenpflug betreffend ꝛc. — 29) Historische Topographie des Herzogthums Nassau, von C. D. Vogel.

Nro. 15.

Deutsche Geschichte. 30) Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstatt Rotenburg ꝛc., aus urkundlichen Quellen bearbeitet von H. W. Bensen. — 31) Des alten Nürnbergs Sitten und Gebräuche in Freud und Leid. Geschildert von M. M. Mayer. — 32) Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen. — 33) Geschichte des Magistrats der Stadt Stralsund. Von A. Brandenburg. — 34) Historische Schriften aus dem Nachlasse von Dr. F. H. Grautoff. — 35) Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. — **Romane und Novellen.** 9) Der Vikar von Wrexhill. Ein Roman von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowsky.

Nro. 16.

Romane und Novellen. 10) Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vierter bis sechster Theil. Pflanzenleben. Nathan, der Squatter-Regulator der ersten Amerikaner in Texas. Vom Verfasser des Legitimen, der transatlantischen Reiseskizzen ꝛc. — 11) Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. James Paulding's: des Holländers Herd.

Nro. 17.

Romane und Novellen. 12) J. J. Whitlaw ꝛc. Roman von F. Trollope. Aus dem Englischen von Richard. — 13) Hope Leslie ꝛc., von Miß Sedgwick. — 14.) Die Häuptlingstochter. Historischer Roman von J. Krebs. — 15) Die Familie Linwood ꝛc. Von Miß Sedgwick. Aus dem Englischen von Rellstab. — 16) Erinnerungen aus dem Leben einer Creolin. Von der Gräfin Merlin. Aus dem Französischen von L. Kruse. — 17) Der alte Kommodore. Roman von E. Howard. Aus dem Englischen von Richard. — 18) Lord Roland. Roman von A. Cunningham. Aus dem Englischen von Lindau. — 19) Die heimliche Ehe. Roman von Ch. White. Aus dem Englischen von Richard. — 20) Die Heideschenke. Irisches Volksgemälde von L. Storch. — 21) Die Waisen von Unwalden ꝛc. Roman aus dem Englischen des W. Godwin. — 22) Godwin-Castle. Aus den Papieren der Herzogin Nottingham.

Nro. 18.

Deutsche Geschichte. 36) Geschichte Kaiser Sigmunds, von J. Aschbach. — 37) Geschichte des Hauses Habsburg. Von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. — 38) Oesterreich unter K. Albrecht II., von F. Kurz. — 39) Almanach für Geschichte, Kunst und Literatur von Tyrol und Vorarlberg, herausgegeben von A. Emmert. — **Romane und Novellen.** 23) Diamanten und Perlen. Novellen und Erzählungen des Auslands, von A. Strahl. — 24) Richard Wood. Roman von Johanna Schoppenhauer. — 25) Schloß Hainfeld oder ein Winter in Steyermark, von Basil Hall. Aus dem Englischen von Minna Herthum.

Nro. 19.

Deutsche Geschichte. 40) Geschichte des preußischen Staats von G. A. H. Stenzel. — 41) Manso's Geschichte des preuß. Staats ꝛc. — 42) Geschichte Preußens ꝛc. Von J. Voigt. — 43) Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark ꝛc., von J. F. Knapp. — 44) Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. von Montanus. — 45) Geschichte der Burgen, Rittergüter ꝛc., nach archivarischen Quellen von J. E. v. Mering.

Nro. 20.

Deutsche Geschichte. 46) Die Volkssagen Ostpreußens, Lithauens und Westpreußens. Gesammelt von M. J. A. von Tettau und J. D. H. Temme. — 47) Monumenta Livoniae antiquae etc. — 48) Index corporis historico diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae etc. — 49) Materiallen zu einer Geschichte der Landgüter Livlands, gesammelt von H. von Hagemeister. Erster Theil.

Nro. 21.

Deutsche Geschichte. 50) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, herausgegeben von J. H. S. Rödenbeck. — 51) Geschichte Münsters. Nach den Quellen bearbeitet von H. A. Erhard. 52) Vaterländische Bilder ꝛc. — 53) Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal, von Piderit. — 54) Preußens Vorzeit ꝛc., herausgegeben von Dr. Fr. Reiche. — 55) Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark ꝛc. Nach bisher unbekannten Quellen von Fr. Cramer. — 56) Das Leben der Königin von Preußen Louise. — 57) Lebensbeschreibung des Herzogs M. J. Leopold v. Braunschweig, von Spicker. — 58) Marschall Vorwärts ꝛc. Von Rauschnik. — 59) Kaiser Leopold II. ꝛc. Von J. B. Schels. — 60) G. Jacobs Feldzüge der Gotha-Altenburgischen Krieger von 1807 — 1815.

Nro. 22.

Romane und Novellen. 26) Die Pickwickier ꝛc. Herausgegeben von Boz. — 27) Romantische Erzählungen ꝛc. Von Wilson. — 28) Carletons Skizzen und Erzählungen aus dem Leben des irischen Landvolks. — 29) Römerherrschaft in Britannien. Von Wilke. — 30) König Margot ꝛc. Von Emil van der Burgh. — 31) Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Von Fanny Tarnow.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Winterreise, von J. G. Seidl. 52.
Der Meermann, von E. L. Rochholz. 53.
Marbod und Thumelito, von E. L. Rochholz. 62.
Ganz lyrisch! von O. v. Hackewitz. 64.
Die Felsenhöhle, von Manfred. 65.
Immortellen, von Eduard Eilesius. 67.
Frühlings Abschied, von O. v. Hackewitz. 71.
Aus Irland, von Niklas Müller, 72.
Sonett, von Alexander Graf v. Würtemberg.

Räthsel.

Hopfen und Gerste. Malz, Bier. 54. — Glück und Unglück. 66. — Der Rechtsboden. 72.

Logogriph.

Ruhm. Ruhe. 60.

Erzählungen.

Schiller als Schauspieler. 52—55.
Ein Mittagsmahl in der hohen Karlsschule zu Stuttgart. 62—66.
Zwölf neue Stücklein, von W. v. Chézy. Zum grünen Baum. 73—74.

Naturwissenschaftliches.

Rückblicke eines Naturforschers. 74—78.

Länder- und Völkerkunde.

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe, von J. B. 68—73.
Das Fischerdorf Pollet bei Dieppe. 75—78.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Pariser Fuhrwesen, 52. 53. — 56. 57. 58. 59. 60. 61.
Lamartin's Jocelyn. 54—59.
Der Besuch bei den Cardinälen. 60. 61.
Moden. 64—65.
Die Pfennigtheater in London. 66—72.

Korrespondenz.

Berlin. 52. 53. — Paris. 54. 55. — 63. 64. — 67. 68. — 73. 74. — Rom. 55. 56. — München. 57. — 71. — London. 58. 59. — 77. 78. — Dresden. 59. 60. 61. — 75. 76. 77. — Frankfurt. 61. 62. 63. — Lissabon. 65. 66. 67. 68. 69. — Mainz. 70. 71. — Petersburg. 72. — Darmstadt. 76.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Fortsetzung.) Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Kupferstiche u. Lithographien. — Ausgrabungen u. Alterthümer.

Nro. 19.

Archäologie. Essai sur les progrès de l'Archéologie, par Mr. Boissier, ancien Recteur de l'Académie de Genève etc. (Fortsetzung.) — Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837. (Schluß.) — Statistik der Kunst. — Technisches. — Persönliches. — Nekrolog. — Kupferwerke.

Nro. 20.

Römischer Kunsthandel. — Archäologie. Essai sur les progrès de l'Archéologie, par Mr. Boissier. (Fortsetzung.) — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 21.

Archäologie. Essai sur les progrès de l'Archéologie, par Mr. Boissier. (Schluß.) — Nekrolog. Alfred Johannot. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Digitized by Google

Nro. 22.

Uebersicht der Kunstleistungen in München am Schlusse des Jahres 1837. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 23.

Uebersicht der Kunstleistungen in München am Schlusse des Jahres 1837. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. Die grüne Farbe. — Denkmäler.

Nro. 24.

Ueber die Freskomalereien von Ph. Veit in dem Städelschen Kunstinstitute in Frankfurt a. M., von Prof. J. Felsing. — Malerei. — Lithographie. — Kupferstich. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 25.

Die neu eröffneten Säle des Louvre. — Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Numismatik. — Medaillenkunde. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr.

Nro. 26.

Neue Kupferstiche von Jacet und Mercuri, nach Horace Vernet und Paul Delaroche. — Die neu eröffneten Säle des Louvre. (Fortsetzung.) — Artistischer Verkehr. — Technisches. — Preisbewerbung. — Persönliches. — Ehrenbezeigungen. — Netrolog. — Literatur. — Kupfer- und lithographische Werke.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Romane und Novellen. 32) Die Revolution. Eine Novelle von Henrich Steffens.

Nro. 24.

Romane und Novellen. 32) Die Revolution. Eine Novelle von Henrich Steffens (Schluß). — 33) Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte, von Alex. Sutsos. Aus dem Neugriechischen. — 34) Die neue Medea. Ein Roman vom Verfasser des Scipio Cicala. — 35) Erzählungen und Novellen von C. v. Wachsmann. — 36) Novellen von Robert Wilhelm Heller. Erster Band: die Eroberung von Jerusalem. — 37) Gesammelte Schriften von C. Herloßsohn. Erster bis fünfter Band. — 38) Die Räuber in den Karpathen oder Ungarn vor 150 Jahren, vor Dr. C. Morvell. — 39) Der Courier von Simbirsk. Novelle von Gustav v. Heeringen.

Nro. 25.

Die neuesten Schriften von Görres.

Nro. 26.

Die neuesten Schriften von Görres (Fortsetzung).

Nro. 27.

Die neuesten Schriften von Görres (Beschluß).

Nro. 28.

Romane und Novellen. 40) Die Abenteuer des Simplicissimus. Herausgegeben von E. v. Bülow. — 41) Sämmtliche Schriften von A. v. Tromlitz. Zweite Sammlung. — 42) Regina Sidonia. Von Bohemus. — 43) Vermischte Schriften von C. Gehe. 2ter und 3ter Theil. — 44) Tyrol 1809. Von Belani. — 45) Die Altenburger. Von P. Herrmann. — 46) Graf Otto von Eberstein oder das Turnier bei Durlach. Von K. Kärcher. — 47) Die Rose von Delama. Von J. v. Leunep. — 48) Die Stedinger. Von Bernd v. Guseck. — 49) Die Kaiserlichen zu Schweinfurt im Jahr 1549. Von F. E. Rosen. — 50) Anna von Kosburg. Von Wilhelmine Lorenz. — 51) Die Trencks. Dargestellt von Theodor Wahrmann.

Nro. 29.

Romane und Novellen. 52) Das Novellenbuch, oder 100 Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, englischen und deutschen bearbeitet von E. v. Bülow. — 53) Deutsche Dichter. Novellen von Eduard Boas. Erster Band. — 54) Tags und Nachtfalter. Von E. Silesius. — 55) Kleine Romane von Leopold Schefer. Sechs Bände. — 56) Die neue Psyche. Novelle von Ernst v. Brunnow. — 57) E. Schillings sämmtliche Werke. — 58) Gesammelte Schriften von Isidor. — 59) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Amalie Schoppe. — 60) Novelle von Alexis dem Jüngern. — 61) Myrthenblüthen, von Friedrich W. v. Schönfeld. — 62) Der Psycholog. Ein Lebensereigniß, dargestellt von J. Ehrenbaum.

Nro. 30.

Romane und Novellen. 63) Briefe eines Liebenden von Dr. L. Bornitz. — 64) Decelia. Ein Roman von W. Elias. — 65) Eduard und Julie oder der Sieg der Erkenntniß. Von J. D. Hoffmann. — 66) Joseph Sannazar. Eine Novelle von Th. Melak. — 67) Alt und Neu. Roman von A. Bürk.

Nro. 31.

Romane und Novellen. 68) Die Höllenbraut oder die Feeninsel des 19ten Jahrhunderts. Natürliche Wundergeschichte vom Verfasser des Romans „der Türk in Sachsen.“ — 69) Phantasmagorien von Dr. A. Cohnfeld. — 70) Die Geschichte von dem spanischen Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl. Zwei Erzählungen von C. Reinhold. — Chronologie. Dictionnaire historique universel etc., par Arnault Robert.

Nro. 32.

Romane und Novellen. 71) Palmyra oder das Tagebuch eines Papagai's, herausgegeben von A. v. Sternberg. — 72) Fortunat. Ein Feenmährchen von demselben. — 73) Der Seher von Venedig. Von W. M. Nebel. — 74) Natalie oder Thränen sind edle Saat. Eine Novelle in Briefen, von Walden. — 75) Hazardspiele in Erzählungen von Julie von Großmann. — 76) Die Räuber. Roman nach Schillers Räubern. Von F. Th. Wangenheim. — 76) Der schwarze Karl oder die Rache der Todesjagd. Historisch-romantische Räubergeschichte, von Sanois. — 77) Mauro Caroffini, der große Bandit, von Chemlin.

Nro. 33.

K. Chr. Fr. Krause's handschriftlicher Nachlaß. 1) Die absolute Religionsphilosophie in ihrem Verhältnisse zur Glaubenslehre des Gefühls ꝛc. — 2) Vorlesungen und Aphorismen über die reine Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von H. K. v. Leonhardi. — 3) Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß: auch unter dem Titel: Vorlesungen über die analytische Logik und die Encyklopädie der Philosophie, herausgegeben von H. K. v. Leonhardi.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

An Gustav Schwab, von A. Stöber. 79.
Die schöne Haslerin, von L. Seeger. 80.
Mein Auferstehungstag, von Günzburg. 85—87.
Jo Triumphe! Ein Ostergruß, von H. Stieglitz 90.
Dread Nought. 94.
Der erste Kuß, von Bührer. 100.
Lauterbrunner Thal, von L. Seeger. 102.
Gedichte von Hölderlin. 103.

Homonyme.

Der Stuyer. 90.

Charade.

Tintenfaß. 96.

Räthsel.

Dreifaches Räthsel. 102.

Erzählungen.

Simon. 79—95.
Zwölf neue Stücklein, von Wilhelm v. Chézy. — Der Falschmünzer. 98—99.
Der Realist. 100—105.

Reisen.

Aus einer Reise in Schweden. 87—88.
Entdeckungsreise der Abeille auf der obern Rhone. 95—101.

Länder- und Völkerkunde.

Fécamp. 89—95.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Buchdruckerkunst und Schriftstellerei in Frankreich. 79—81.
Die schottischen Schmiedeeehen. 82—84.
Mannichfaltigkeiten. 86.
Kurzer Nachtrag zu Nr. 508—512 von 1837: Ueber die Träume, von F. L. Bührlen. 86.
Das alte Paar. 96.
Die Deutschen in Lissabon. 97.

Korrespondenz.

Berlin. 79. 80. 81. — 100. 101. — Stuttgart. 81. 82. 83. 84. — 96. — Paris. 82. 83. 84. 85. 86. — 94. 95. 97. 98. 99. — Prag. 87. — Hamburg. 88. 89. 90. 91. — Madrid. 89. — London. 92. 93. — München. 98. 99. — Wien. 102. 105.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Die neu eröffneten Säle des Louvre. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. Original und Copie. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 28.

Neue Kupferstiche von Jacet und Mercuri, nach Horace Vernet und Paul Delaroche. (Fortsetzung.) — Rom, 7. Februar 1838. — Bemerkungen. Was gefällt? Behandlung. Geschmack. — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler. — Malerei.

Nro. 29.

Philipp Hackert. — Die neu eröffneten Säle des Louvre. (Schluß.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 30.

Philipp Hackert. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche von Jacet und Mercuri, nach Horace Vernet und Paul Delaroche. (Schluß.) — Malerei. — Kupferstich und Lithographie. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Digitized by Google

Nro. 31.

Philipp Hackert. (Schluß.) — Zeichenunterricht. Die Theorie der freien Auffassung ꝛc. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches. — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 32.

Daniel Chodowiecky als Künstler und Mensch geschildert von A. Weise. — Literatur.

Nro. 33.

Berlin, im März 1858. — Daniel Chodowiecky als Künstler und Mensch geschildert von A. Weise. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 34.

Daniel Chodowiecky als Künstler und Mensch geschildert von A. Weise. (Fortsetzung.) — Rom, 8. März 1858. — Bauwerke. — Sculptur. — Medaillenkunde.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

K. Chr. F. Krause's handschriftlicher Nachlaß (Schluß.) 4) Abriß der Aesthetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus Krause's Nachlaß, herausgegeben von J. Leutbecher, Dr. und Privatdocent der Philosophie zu Erlangen. — 5) Anfangsgründe der allgemeinen Theorie der Musik, nach Grundsätzen der Wesenlehre von K. Chr. Fr. Krause. Herausgegeben von Victor Strauß. — 6) Novae theoriae linearum curvarum originariae et vere scientificae specimina V, edidit Prof. H. Schroeder etc. — Astronomie. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler.

Nro. 35.

Astronomie. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen ꝛc. (Fortsetzung.)

Nro. 36.

Astronomie. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 37.

Romane und Novellen. 79) Bulwers sämmtliche Werke. (Fortsetzung.) Athens Größe und Verfall. Vier Bände. Ernst Maltravers, erster bis dritter Band. Uebersetzt von O. v. Czarnowsky. — 80) Bulwers Werke. (Forts.) Ernst Maltravers, übersetzt von G. Pfizer. Erstes bis sechstes Bändch. — 81) Die Belagerung von Granada, von Bulwer. — 82) Coopers sämmtliche Werke. (Forts.) Aufenthalt in Frankreich. Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in der Schweiz. Aus dem Englischen von Dr. Nielsch. — 83) Der Geächtete. Roman von S. C. Hall. Aus dem Engl. von Richard. Drei Bände. — 84) Die Geächteten oder Valerio und Isidora. Historischer Roman von Ernst Ortlepp. Zwei Theile. — 85) Der Geächtete. Geschichtlicher Roman von Belani. Drei Theile.

Nro. 38.

Französische Literatur. Le livre du peuple. Par F. Lamennais. — Romane und Novellen. 86) Reiseabenteuer und Reisenovellen von G. P. R. James. Aus dem Engl. von Lindau. Drei Theile. — 87) Der Renegat, oder Abenteuer, Reisen und Irrfahrten politischer Flüchtlinge in Spanien und Afrika. Von H. Arnoud. Frei nach dem Französischen von Carlo Albano. Zwei Theile.

Nro. 39.

Bade-Literatur. 1) Genaue Beschreibung der Gräfenberger Wasserheilanstalt und der Prießnitzischen Kurmethode. Nebst einem Anhange über die Behandlung verschiedener Pferdekrankheiten. Von Karl Munde. — 2) Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. — 3) Ueber den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher und natürlicher Mineralbrunnen. Von Dr. A. Vetter. 4) Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Von Dr. K. Ch. Hille. — 5) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von C. v. Gräfe und Dr. M. Kalisch.

Nro. 40.

Bade-Literatur. 6) Zur Geschichte Schwalbachs, oder Schwalbach sonst und jezt. Von Dr. H. Fenner v. Fenneberg. — 7) Schwalbach et ses environs, suivi d'observations sur le caractère de ses eaux minérales et la manière de s'en servir. Par Fenner de Fenneberg etc. — 8) Die Heilquellen zu Kissingen im Königreiche Bayern. Beschrieben von Dr. Joh. Wendt. — 9) Kissingens Bäder und Heilquellen. Von Dr. F. A. Balling. 10) Die Heilquellen des Kissinger Saalthales. Physisch, chemisch und therapeutisch beschrieben von Dr. Elsenmann. — 11) Die Heilkräfte der warmen Quellen zu Wildbad im Königreiche Würtemberg. Nach den in den lezten zwei Decennien gesammelten Erfahrungen dargestellt von Dr. Jakob Fricker. — 12) Ueber die Bestandtheile und Entstehung der Mineralquellen. Eine naturwissenschaftliche Abhandlung von Carl Ludwig. — 13) Vertheidigung der Ostseebäder gegen die Verunglimpfungen mehrerer Aerzte, besonders des Herrn Dr. Mühry, und Nachtrag zu meiner Badeliteratur, von J. D. W. Sachse. — Mythologie. 1) Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen, von Dr. W. Vollmer. — 2) Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Von A. H. Petiscus.

Nro. 41.

Mythologie. 3) Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Johann Uschold. — 4) Die Heldensagen der griechischen Vorzeit, oder ausführliche Darstellung des mythisch-heroischen Zeitalters der Griechen. Von Ferdinand Werther. — Bade-Literatur. 14) Betrachtungen, Erfahrungen und ihre Ergebnisse zur Begründung der Wasserheilkunde, hauptsächlich in Folge allerhöchsten Willens nach einem längern Aufenthalte in der Wasserheilanstalt des B. Prießnitz zu Gräfenberg dargestellt von Dr. Ed. Schnizlein.

Nro. 42.

Mythologie. 3) Friedrich Creuzers deutsche Schriften, neue und verbesserte. — 6) Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie, von Dr. Ed. Jacobi.

Nro. 43.

Neue Reisen. 1) Abenteuer auf einer Reise nach Indien über Aegypten, das heilige Land und Syrien. Von Major Skinner. Aus dem Engl. von Dr. Jacobi. — 2) Streifereien in Ostindien, nebst einer Wanderung über die Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Ganges und der Jumna, von Demselben. Uebersezt von Dr. Steger. — Romane und Novellen. 88) Zizine. Nach dem Französischen des Paul de Kock von J. Sincerus. 89) Der Schleichhändler. Von Robert Heller.

Nro. 44.

Männerschule von B. Gracian. Aus dem Spanischen übersezt von Fr. Kölle. — Romane und Novellen. 90) Cyremont. Ein Roman, herausgegeben von L. Tieck. — 91) Lathenia. Von E. Eichel. — 92) Historische Romane der Mrß. Bray. Nach der zweiten Auflage a. d. Engl. von Bruckbräu. — 93) J. Moriers sämmtl. Werke. A. d. Engl. von Demselben. — 94) The Vicar of Wakefield, by Dr. Goldsmith. — 95) Der Geistbanner. Von Kruse. 96) Schweres Mitwissen. Der Dieb. Von Demselben. — 96) Die Episode. Telse. Zwei Novellen nach dem Dänischen von Kruse.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von E. Mörike. 105.
Der Krönungsmantel, von E. L. Rochholz. 111.
Der Schwindel, von Bührlen. 116.
Jugendbilder, von F. Hebbel. 125.
Augengluth, von Bühren. 127.

Logogriph.

Mine. Miene. 108.

Räthsel.

Der Schirm. 114. — Das Auge. 120. — Die Nase. 126.

Erzählungen.

Der Realist. 104—125.
Eine deutsche Conversation, von W. Alexis. 127—130.

Naturwissenschaftliches.

Der elektrische Telegraph. 104.

Reisen.

Meine siebente Fahrt über die Alpen, von Lotichius. 112. 113. 114. 115. 116. — 124. 125. 126.
Gebirgswanderungen im Norden und im Süden, von Schouw. 128—130.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber optische Täuschungen, von F. L. Bührlen. 106. 107. 108. 109. 110. — 120. 121. 122.
Die Bänder von St. Etienne. 117—119.
Moden. 123—127.

Korrespondenz.

Paris. 104. 105. 106. 107. — 115. 116. 117. — 121. 122. 123. — 129. 130. — Ilmenau. 150. — Nürnberg. 106. 107. — London. 108. 109. — Dresden. 110. 111. 112. — 125. 126. 127. — Prag. 111. 112. 113. — Lausanne. 113. 114. 115. 116. 117. — Breslau. 118. 119. 120. 121. 122. — Mainz. 119. 120. — Triest. 125. 124. — Havre. 127. 128.

Kunst-Blatt.

Nro. 55.

Wien, im März 1838. — Daniel Chodowiecky als Künstler und Mensch geschildert von A. Weise. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Numismatik. — Denkmäler.

Nro. 56.

Uebersicht der Kunstleistungen in München am Schlusse des Jahres 1837. (Fortsetzung.) — Altdeutsche Baukunst. Die Mathiaskapelle auf der obern Burg bei Kobern an der Mosel. Beschrieben von Ernst Dronke ꝛc. — Malerei. — Kupfer- und lithographische Werke. — Kunstausstellungen. —

Nro. 57.

Uebersicht der Kunstleistungen in München am Schlusse des Jahres 1837. (Fortsetzung.) — Kunstausstellungen. — Literatur.

Nro. 58.

Das neue spanische Museum im Louvre. — Uebersicht der Kunstleistungen in München am Schlusse des Jahres 1837. (Fortsetzung.)

Nro. 59.

Uebersicht der Kunstleistungen in München am Schlusse des Jahres 1837. (Fortsetzung.) — Das neue spanische Museum im Louvre. (Fortsetzung.) — Literatur. — Technisches. — Preisbewerbung. — Statistik der Kunst. — Versteigerung. — Persönliches.

Nro. 40.

Genfer Kunſtausſtellung von 1837. — Das neue ſpaniſche Muſeum im Louvre. (Beſchluß.) — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 41.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1837. — Genfer Kunſtausſtellung von 1837. (Fortſetzung.) — Bemerkungen und Zuſätze zu Jacoby's Verzeichniß der Kupferſtiche von Daniel Chodowiecky.

Nro. 42.

Genfer Kunſtausſtellung von 1837. (Schluß) — Bemerkungen und Zuſätze zu Jacoby's Verzeichniß der Kupferſtiche von Daniel Chodowiecky. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Kunſtausſtellungen.

Nro. 43.

Auszug aus dem Berichte des Herrn Texier über ſeine Reiſe in Karamanien im Jahr 1836. — Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1837. (Fortſetzung.) — Kunſtausſtellungen. — Muſeen u. Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 44.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1837. (Fortſetzung.) — Auszug aus dem Berichte des Herrn Texier ꝛc. (Fortſetzung.) — Sculptur. — Metallguß.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Diplomatie. Betrachtungen über Diplomatie von Fr. Kölle.

Nro. 46.

Neue Reiſen. 3) Meine Reiſe nach Portugal im Frühjahr 1836. Von Guſtav v. Heeringen. — Diplomatie. Betrachtungen über Diplomatie von Fr. Kölle. (Schluß).

Nro. 47.

Neue Reiſen. 4) Cartons aus der Reiſemappe eines deutſchen Touriſten. Geſammelt und herausgegeben von Carl v. Hallbronner. — Romane und Novellen. 98) Die ſchwarze Frau. Ein Roman von N. Gretſch. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Staatsrath Dr. Schultz. — 99) Ruſſiſche Novellen und Skizzen. Uebertragen von Albin von Seebach. — 100) Novellen von Weidemann.

Nro. 48.

Romane und Novellen. 101) Der Ehemann. Nach Soulie's le conseiller d'Etat. A. d. Franz. von L. Kruſe. — 102) Septimania, Gräfin von Egmont, von Sophie Gay. Nach dem Franz. v. Fanni Tarnow. — 103) Die alte Jungfer. Scenen aus der Provinz nach der Reſtauration. Von Balzac. A. d. Franz. — 104) Celeſte. Eine Erzählung nach Mortonval's un secret d'état. Von L. Kruſe. — Neue Reiſen. 4) Cartons aus der Reiſemappe eines deutſchen Touriſten ꝛc. (Schluß).

Nro. 49.

Romane und Novellen. 105) Jacques von George Sand. Aus dem Franzöſiſchen von J. L. K. — 106) Indiana von G. Sand. Ueberſetzt von Fanni Tarnow. — 107) Nonne und Schauſpielerin, oder Verirrungen der Liebe. Von G. Sand. Deutſch von L. von Alvensleben. — 108) Der verlorengegangene Ehemann. Novellenſkizze aus der Pariſer Welt von Paul de Kock. Die Männerjagd. Erzählung von E. Gonzalez. — 109) Weder nie, noch immerfort. Von Paul de Kock. Deutſch von Dr. H. Elsner. — 110) Die Verheiratheten. Nach une maitresse de Louis XIII. von Sanlinc. A. d. Franz. von L. Kruſe. — 111) Pfarrer Moritz. Nach dem Franz. bearbeitet von Fanni Tarnow.

Nro. 50.

Philoſophie. 1) Hiſtoriſche Entwicklung der ſpeculativen Philoſophie von Kant bis Hegel. Von Heinrich Moritz Chalybäus, Dr. ph. und Profeſſor an der königl. Militärſchule in Dresden. — Romane und Novellen. 112) Reich und arm. Roman nach dem Franz. des Souveſtre. Von Julius Schoppe. — 113) Das rothe Haus. Von Demſelben.

Nro. 51.

Romane und Novellen. 114) Der Marquis von Portanges, von Emilie Gay-Girardin. Ueberſetzt von Fanni Tarnow. — 115) Mutter und Tochter, von Frau Charles Reybaud. A. d. Franz. von Fanni Tarnow. — 116) Der Italiener und die Karmeliterin. A. d. Franz. — 117) Der Nebenbuhler. Frei nach dem Franzöſiſchen von Wilhelmine v. Alben. — Philoſophie. 1) Hiſtoriſche Entwicklung der ſpeculativen Philoſophie von Kant bis Hegel. Von Heinr. Moritz Chalybäus. (Schluß).

Nro. 52.

Philoſophie. 2) Unſterblichkeit und ewiges Leben. Verſuch einer Entwicklung des Unſterblichkeitsbegriffes der menſchlichen Seele, von Caſimir Conradi. — Romane und Novellen. 118) Emanuel. Nach Drouineau von Fanni Tarnow. — 119) Der Veteran und ſein Sohn. Von Emerentius Scävola. — 120) Eigene und fremde Schuld. Roman von Regina Frohberg. — 121) Aloiſia. Aus den Papieren eines Staatsgefangenen. Von Formica. — 122) Licht und Nacht. Novellen und Erzählungen von Ludwig Storch. — 123) Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unſerer ereignißreichen Zeit von Guſtav Meritz.

Nro. 53.

Romane und Novellen. 124) Rookwood, oder der Straßenräuber. Ein Roman von W. Harriſon Ainsworth. Deutſch von O. L. B. Wolff. — 125) Eine Dornenkrone. Von M. Maſſon. A. d. Franz. von L. Kruſe. — 126) Des Bettlers Gabe. Dritter Jahrgang. Von Wilh. Müller. 127) Demetrius und Boris Godunow, oder Rußland in den Jahren 1591—1606. Hiſtor.-romantiſches Gemälde von Eduard Gehe. — Neue Reiſen. 5) Bunte Skizzen aus Oſt und Süd. Entworfen und geſammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den joniſchen Inſeln und in Italien. von F. Tietz. — 6) Bilder aus England, von Graf Eduard v. Melfort. A. d. Engl. v. Dr. Brinkmeier.

Nro. 54.

Deutſche Sprache. Appenzelliſcher Sprachſchatz, herausgegeben von Dr. Titus Tobler.

Nro. 55.

Deutſche Sprache. Appenzelliſcher Sprachſchatz, herausgegeben von Dr. Titus Tobler. (Schluß). — Geſchichte. Geſchichte der Amazonen. Von Dr. Fr. Nagel.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gilserschlacht, von C. W. Müller. 131.
Landschaftsgedichte, von A. v. Marées 155.
Resultate, von Ernst Freih. v. Feuchtersleben. 137. 139. 145.
Einem Dichter, von Nic. Lenau. 140.
Gedichte von Nic. Lenau. 141.
Frühlingslied von Karl Mayer. 144.
Gedichte von Julius Kraiß. 146.
Villeggiatura, von Ludwig Seeger. 150. 151. 154.
An Peter v. Cornelius, von Rudolf Marggraff. 155.
An Natalie, von Nic. Lenau. 154.

Räthsel.

Die Kornähre. 152. — Der Ofen. 138. — Der Fächer. 144. — Der wilde Castanienbaum. 150. — Der Stempel des Handmörsers. 155.

Erzählungen.

Der Realist. 132—143.
Zwölf neue Stücklein, von Wilhelm v. Chézy. — Der neue Raleigh. 147—149.
Die Pomeranzenschalen, von A. v. Sternberg. 152—155.

Reisen.

Meine siebente Fahrt über die Alpen, von Lotichius. 145—150.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Eine Messe und eine Predigt in der Pariser Nochuskirche. 151—154.
Briefe von Schubart. 135. 136.
Erinnerungen aus dem Leben des Ettrickschäfers. 137—140.
Ueber Feenmährchen. 142.
Deutschland in Frankreich. 143—145.
Laura, Herzogin von Abrantes, von Helmine v. Chézy. 151—155.

Korrespondenz.

Berlin. 131. 132. 135. — Stuttgart. 133. 134. — 141. Aus Pommern. 134. 135. 136. — Paris. 136. 137. 138. — 146. 147. — 152. 153. 154. 155. 156. — Prag. 139. 140. — Weimar. 142. 143. — Lausanne. 143. 144. 145. Dresden. 148. 149. — Breslau. 149. 150. 151. 152. 153.

Kunst-Blatt.

Nro. 45.

Auszug aus dem Berichte des Herrn Texier über seine Reise in Kleinasien im Jahr 1836. (Beschluß.) — Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1837. (Schluß.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 46.

Pariser Kunstbericht. Ausstellung 1838. — Ueber den Erzbildner Antignotos. — Malerei. — Kupferwerke.

Nro. 47.

Pariser Kunstbericht. (Fortsetzung.) — Neue Lithographien. Die Fresko-Malereien der Allerheiligen-Hofcapelle in München, lithographirt von J. G. Schreiner. — Kupferwerke. — Kupferstich und Lithographie. — Literatur.

Nro. 48.

Neapel, März 1838. — Pariser Kunstbericht. (Fortsetzung.) — Literatur. — Statistik der Kunst.

Nro. 49.

Architektur. Entwurf zur Börse auf dem Adolphsplatze in Hamburg. Von A. de Chateauneuf. — Interessante historische Kunstnotiz für Sammler und Antiquare. —

Digitized by Google

Bemerkungen. — Statistik der Kunst. — Versteigerung. — Artistischer Verkehr. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 50.

Noch einige Gedanken über Hans Holbein und Hans Lützelburger in ihrem Verhältnisse zur Formschneidekunst. — Neue Kupferwerke. Imitations of Claude Lorraine, by F. C. Lewis. Engraved from the Drawings in the British Museum. — Bemerkungen. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 51.

Ueber die auf Bestellung der Kunstvereine zu Braunschweig, Magdeburg, Halle und Halberstadt entstandenen größeren Gemälde. — Noch einige Gedanken über Hans Holbein und Hans Lützelburger in ihrem Verhältnisse zur Formschneidekunst. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 52.

Noch einige Gedanken über Hans Holbein und Hans Lützelburger in ihrem Verhältnisse zur Formschneidekunst. (Fortsetzung.) — Hieroglyphen in den egyptischen Pyramiden. — Kupferwerke. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, von J. B. Sonderland. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Neue Reisen. 7) Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft, von E. Fr. v. Rumohr.

Nro. 57.

Armenwesen. Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation, einer Aufgabe dieser Zeit. Von Dr. F. A. W. Diesterweg. — Pädagogik. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in weltlhistorischer Entwicklung, von Dr. Friedrich Cramer. — Neue Reisen. 7) Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft, von E. Fr. v. Rumohr. (Schluß.) — Romane und Novellen. 126) Babiolen. Novellen und Novelletten von Willibald Alexis, E. Ferrand und Arthur Müller. Nebst polemischen Papierstreifen.

Nro. 58.

Pädagogik. 2) Erziehungs- und Unterrichtslehre, von Dr. Fr. Ed. Benecke. — 3) Bemerkungen über den Einfluß der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf Gesundheit, von Amariah Brigham, M. D. Mit Anm. von Robert Macnish. A. d. Engl. von Dr. Med. A. Hildebrand. — Neue Reisen. 8) Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. Reise von Neapel durch Apulien und die jonischen Inseln nach Athen. Reise über Smyrna nach Constantinopel. Rückreise über das schwarze Meer.

Nro. 59.

Neue Reisen. 9) Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der Ansichten aus der Cavalierperspective. 10) Vierzehn Tage im Gebirge. Ein Fragment aus meinem Wanderbuche, von L. Starklof. — Vermischte Schriften. Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Literatur. Herausgegeben von C. H. Wagenfeil.

Nro. 60.

Pädagogik. 1) Pädagogik, oder Erziehungs- und Unterrichtslehre nach den Anforderungen der Gegenwart, von August Arnold. — 5) Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie par Mdme. Necker de Saussure, von A. v. Hoaguer und K. v. Wangenheim, mit einigen Anmerkungen des Letzteren. — 6) Etwas über die Erziehung in der Kinderstube, in Briefen.

Nro. 61.

Neue Reisen. 11) Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Widenmann und Hauff. 14te Lieferung. Astoria oder die Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Rocky Mountains. Aus dem Engl. des Washington Irving. — Pädagogik. 7) Freimüthige Gedanken über eine zweckmäßige Umgestaltung der Gymnasien von L. W. Jüngst. — 8) Die Real- und Gewerbeschulen, oder über die zweckmäßigste Einrichtung der Lehranstalten für die gewerbtreibenden Volksclassen, von Dr. Fr. Ammermüller.

Nro. 62.

Dichtkunst. Ritter Harolds Pilgerfahrt. A. d. Engl. des Lord Byron. Im Versmaaß des Originals übersetzt von Zedlitz. — 2) Dichtungen von Byron. A. d. Engl. von Gustav Pfizer. — 3) Das Paradies und die Peri. Aus dem Englischen des Thomas Moore. Uebersetzt von Leopold Gerlach. — Pädagogik. 9) Gewerbschulen für das weibliche Geschlecht. Von Dr. W. J. G. Curtmann.

Nro. 63.

Epische Dichtkunst. 4) Rostem und Subras. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert. — Pädagogik. 10) Die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf der Universität und ihre zweckmäßige Einrichtung, von Dr. Heinrich Gustav Brzoska.

Nro. 64.

Neue Reisen. 12) Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Widenmann und Hauff. 13te Lieferung. Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832. Vom Verfasser der Briefe in die Heimath. — 15) Humoristische Reisebilder von Usedom. Von W. Weinhold. — 14) Das Fußreisen, als sicherstes Beförderungsmittel des Unterrichts in der Erdkunde und als eine den jugendlichen Menschen körperlich und geistig erfassende Ascetik dargestellt von Dr. Ludwig Bocle. — Epische Dichtkunst. 5) Der Wunderstein, romantisches Gedicht in fünf Gesängen. Von Ch. Franz. — 6) Die Braut von Jerusalem. Religiös-romantisches Gedicht. Vom Verfasser der „Glocke der Andacht.“ Dr. W. M. Nebel. — 7) Jungfer Emerentia Lorenz von Tangermünde. Legende von W. Ribbeck. — 8) Die Willekuren. Eine Legende von J. B. Werner. — Zeitgeschichte. Die bayerische Brigade in Griechenland. Ein historisch-fragmentarisches Gemälde der merkwürdigsten Ereignisse während der Anwesenheit der königl. bayer. Truppen auf Hellas. Von M. Cyprisichen.

Nro. 65.

Epische Dichtkunst. 9) Der Winter. Fortsetzung des Herbstes von K. J. Schuler. — 10) Apollonius des Rhodiers Argonautenfahrt im Versmaß der Urschrift übersetzt von C. N. v. Osiander. — 11) Der Tod des Phaeton. Epische Dichtung von Ed. Groschvetter. — Atlas. Schulatlas der neueren Erdkunde für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichtes bearbeitet und zusammengestellt von Dr. Karl Vogel.

Nro. 66.

Epische Dichtkunst. 12) Ahasver. Episches Gedicht von Julius Mosen.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. Januar 1838.

— Spiritus et viſa redit bonis
Post mortem ducibus.
Horat.

Parabel.

Von Ernſt v. Feuchtersleben.

Dem Siegelringe Salomons gehorchten
Still-emſ'ger Genien verborg'ne Schaaren;
Beherrſchte Geiſter förderten in's Leben
Was, gotterfüllt, der Geiſt des Herrſchers dachte.
Sie wirkten in geheimnißvollen Nächten,
Sie ſchafften ungeſehn und unermüdet
An ſeinem Lebenswerk: am Tempelbaue.
Doch, den das weiſe Haupt ſo froh empfangen,
So mühſam ward der Bau ſelbſt Geiſterkräften.
Wie Stein nach Stein aus luſt'gen Händen gleitet,
Scheint ſtets die Zahl der mangelnden zu wachſen,
Wie Stein zu Stein den Grund ſtets feſter ebnet,
Scheint fern dem Blick die Kuppel zu entfliehen.
Da ſchüttelten unwillig ſie die Häupter,
Da ſah man, auf noch halb behau'nen Blöcken,
Verdroſſen die Ermüdeten entſchlummern.

* * *

Als der Meiſter nun des Sterbens Stunde
Dem geprüften Herzen nahen fühlte,
Trieb es ihn des Abends zu dem Baue,
Und er wandelte hinaus und ſchaute.
Und der Geiſter Läſſigkeit gewahrend,
Wendet er das milde Greiſenantlitz
Strafend und ermuthigend zu ihnen,
Streckt er wie zum Segen aus die Hände:
„Wollet — ſpricht er — nur ſo lang ich lebe,
Lieben Jünger, noch am Werk verharren!
Wollet eines müden Herzens ſchonen,
Das doch gar zu gern ſich täuſchen möchte
Mit dem Troſt: Dein Glaube war nicht eitel!
Laßt mich eures Wirkens Freude haben
Nur ſo lang noch euer Aug' mich ſchauet!“

Sprach's, und ſie gelobten's, und ſie bauten.

Abwärts, wo die Palmen Kühlung ſäuſeln,
Wandte ſich der König nun, und heimlich
Betet er im Innern ſeiner Seele:
„Laß, o Herr! die Stunde meines Scheidens
Ein Geheimniß bleiben vor den Meinen!“
Und im Tiefſten ſpürt er die Gewährung.

Von den Palmen wieder zu dem Baue
Wandte ſich der König, Fried' im Antlitz,
Grüßte herzlich Alle, die da bauten,
Und geſtützt auf ſeines Stabes Krümmung,
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Aber noch war nicht die Nacht gekommen,
So erfüllte ſich ſein Fleh'n und Schickſal:
Leiſ' vom Hauche Gabriels umathmet,
Schwang die große Seele ſich hinüber —
Doch die würdige Geſtalt, ſie weilte;
Und geſtüzt auf ſeines Stabes Krümmung,
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Die Geſellen wähnten ihn am Leben,
Und ſie förderten getreu die Arbeit.
Morgen ward es, und ward wieder Abend,
Und ſie ſtärkten ſich an ſeinem Anblick,
Schlummerlos am großen Werke ſchaffend;
Und geſtüzt auf ſeines Stabes Krümmung,
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Und ſo glühte manch ein friſcher Morgen,
Und ſo dämmerte manch ſtiller Abend,
Mond auf Monde war ein Jahr verglommen,
Und ſie förderten getreu die Arbeit,
Stärkung aus des Königs Antlitz holend;
Und geſtüzt auf ſeines Stabes Krümmung,
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Seht, da nahet eines Morgens Einer,
Wunderbares ſtaunend zu verkünden:
Während ſie in ſtillen Nächten bauten,
Schlummerlos am großen Werke ſchaffend,
Hat ein Wurm genagt am Stab des Königs.
Heute ward des Wurmes Werk vollendet,
Und der Stab des Königs war gebrochen,
Und der hehre Körper lag im Staube.

Aber während noch der Mann berichtet,
Tönen von der Kuppel Feierlieder,
Hallt ein Hymnus von der hohen Wölbung,
Von den Geiſtern, die von dannen zogen,
Und den Menſchen nun die Segnung ließen,
Gottes Walten ſelig zu erkennen:
Denn der Tempel war indeß vollendet.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

Von Ernſt Förſter.

Als ich im Junius in's Tiberthal hinab nach Ponte molle fuhr und nach langen Jahren zum erſten Male wieder die heilige Roma im Sonnenglanze vor mir liegen ſah, empfand ich ſchon im Voraus die Beklommenheit, die den Abreiſenden an derſelben Stelle befällt, wo ihm S. Peter mit dem Vatikan allmählig hinter Monte Mario verſchwindet. Wer hätte mir damals ſagen mögen, daß ich drei Monat ſpäter mit ſehr leichtem Herzen den Berg heraufahren und frei athmen würde, ſobald die lezte Kuppel Roms hinter mir eingeſunken! Aber freilich hatte die ewige Stadt unter den Streichen der Cholera ſo an Reiz verloren, daß faſt nur der Himmel über ihr noch glänzend erſchien. Vatikan und Kapitol waren geſchloſſen, alle Galerien verriegelt, Villen und Paläſte unzugänglich, die entlegeneren Stadttheile mit ihren Tempel- und Thermentrümmern unſicher, das Volk mißtrauiſch und freudlos. Da zitterte nicht mehr der Ton der Mandoline durch die Nachtluft, und das Ritornell und die bella Rondinella hatten der ewigen Litanei und dem ermüdenden Klageloblied der Maria weichen müſſen; kein Tamburin lud die fröhlichen Mädchen mehr zum Tanz, und nur das lautloſe Ballſpiel und das die Langeweile übertönende Wagengeraſſel der Corſofahrten waren als Ueberreſte des glücklichen, freien, frohen römiſchen Volkslebens zurückgeblieben. Freunde wichen ſich gegenſeitig aus; denn Keiner wußte, ob nicht der Andere Anſteckung fürchte; und wo man ſich ja bei der Foliette zuſammenfand, verdrängten die Sorgen des Tags, die Leiden der Untern, die Mißgriffe der Obern, die Gefahren, die Schutzmittel, die Opfer der gräßlichen Seuche alle andern Gedanken und Geſpräche. An eine Aenderung zum Beſſern war nicht zu denken, und bei dem einmal aufgeſtellten Furchtſyſtem voraus zu ſehen, daß bei Verminderung der Krankheit nur ſchärfere Sperrungen eintreten würden. Das ſchöne Gebirge, ſonſt das ſichere Aſyl für Sommerleiden in Rom, war geſperrt; mit Ausnahme des kleinen Fraskati (Bethlehem, ſagte ich oft, du biſt mit Nichten die kleinſte!) hatten ſich alle Ortſchaften des Albaner- und Sabinergebirges, trotz der in ihnen herrſchenden Cholera, abgeſchloſſen, treu dem Beiſpiel der Regierung, die, ungeachtet die Seuche in Rom heftiger wüthete als irgendwo, die Grenze gegen Neapel hin noch immer feſt gegen jeden Eintritt wahrte. Ja, Tivoli hatte ſeine Vorpoſten bis nahe vor Rom geſtellt und Albano die Thore zugemauert.

So waren wir in der Hauptſtadt der Welt mitten unter den Kunſtſchätzen zweier Jahrtauſende auf die wenigen eingeſchränkt, die wir etwa zu Hauſe im Portefeuille hatten. Kein Wunder, daß wir die Nachricht von der Entwäffnung der Landbewohner und der Wiedereröffnung der Straßen, die hergeſtellte Möglichkeit einer Reiſe nach der Lombardei mit Freuden vernahmen und die Rückkehr in die Heimath feſtſezten. Ein Vetturin, der bereits mehrere Wagen mit glücklichem Erfolg abgeſendet zu haben betheuerte, ward gedungen, vorher aber genaue Erkundigung am Thor, auf der Poſt, auf der Polizei eingezogen —

denn wir wollten nicht, wie Manche vor uns, bloß Probe fahren — die Taſchen wurden mit Lebensmitteln und mit päbſtlichen Verordnungen über den den Reiſenden zugeſicherten Schutz gefüllt, und ſo fuhren wir, nachdem wir noch einmal vom Kapitol herab den Vollmond über den im Abendſonnenroth glühenden Trümmern des Koloſſeums aufſteigen geſehen und den Freunden im Falcone beim Klange der Gläſer Lebewohl geſagt, am Morgen des 17ten Septembers durch Porta del popolo nach Ponte molle und in die Campagna hinaus.

Der Himmel war quellenrein; eine friſche balſamiſche Luft wehte uns entgegen und bewegte leiſe das dunkle Laub der Lorbeer- und Orangenbäume zu beiden Seiten des Wegs. Mein Freund Eugen und ich hatten das Cabriolet gewählt, als den bei einer Reiſe von Süden nach Norden ſchattigſten, und alſo in dieſer Jahreszeit anmuthigſten Platz, der uns obendrein Freiheit der Luft und der Ausſicht ſicherte. Getheilt zwiſchen den Erinnerungen an eine naheliegende und trotz aller Störungen doch unendlich reiche Vergangenheit und den Befürchtungen einer ziemlich verhüllten Zukunft, gaben wir uns nur halb den Eindrücken der noch im Dämmer liegenden Campagna hin. Im Innern des Wagens ſaßen vier junge Italiener. Die Bekanntſchaft war bald gemacht; ſie zeigten Bildung und guten Humor. Namentlich gewann meine Theilnahme alsbald der Eine von ihnen, ein Ferrareſe, den ich wohl manchmal bei ſeinem Reiſenamen, Sor Avvocato, nennen werde, und ein Anderer, Namens Napoleon, aus Parma, ein blaſſer, ernſter, entſchiedener Mann. Der Kutſcher hatte einen ſogenannten Cugino, einen „Herrn Vetter,“ neben ſich auf das ſchmale Plätzchen über der Deichſel genommen, einen Handwerksmann, glaube ich, aus dem Venezianiſchen, einen Menſchen, dem wir im Verlauf unſerer Reiſe viel zu danken hatten.

Bis Baccano ging dieſe ohne alles Nennenswerthe von Statten. Baccano, die zweite Poſtſtation von Rom, noch in der Campagna gelegen, rechtfertigt die ungünſtige Meinung, die man im Allgemeinen von lezterer hegt, von der Reigebauer ſagt, es ſey Mode geworden, ſie ſchön zu finden. Ein einſames Gehöft in der Wüſte — denn an Feldbau und Baumzucht iſt nirgend zu denken — mit wenigen Thieren und noch weniger Menſchen, die theils im Staube, theils in dem ſonnenverbrannten Ginſter und Farrenkraut am Wege liegen, bildet einen ſchroffen Gegenſatz zu der geräuſchvollen Weltſtadt, deren Thürme kaum von den nächſten Hügeln verdeckt werden. Nicht die Freuden Roms, wohl aber ſeine Leiden reichen bis hieher, und es war ein jammervoller Anblick, zwei junge Männer unter den Pfeilern der offenen Halle vor der Schenke liegen zu ſehen, Opfer des äußerſten Leidens, wo nicht des nahen Todes. Ich fragte nach ihrem Zuſtand. „Schlecht, Herr, geht es,“ war die Antwort. — „Und habt ihr keine ärztliche Hülfe? geht ihr nicht lieber in's Bett?“ — „Sterben müſſen wir doch, Herr, und beſſer ſtirbt ſich's unterm freien Himmel als drinne im finſtern Loch. Aerzte kommen hieher nicht und wir brauchen ſie nicht; hätten wir nur einen Geiſtlichen; aber der wohnt drüben, jenſeits des Kordons, und darf nicht zu uns herüber, und wir müſſen ſterben wie Hunde, ohne Sakrament.“ Bei dieſen Worten durchzuckte ſie ein verdoppelter Schmerz, und es that mir in der Seele weh, nicht mit den Tröſtungen ihrer Kirche vertraut und begabt zu ſeyn, um ihnen die lezte Stunde erleichtern zu können. Dem Katholiken im Allgemeinen, aber vornehmlich dem Römer iſt der Tod ſelbſt kaum ſo furchtbar als das Vorenthalten des Sterbſakraments, eine Urſache mehr der Cholerafurcht, da die Seuche bei den herrſchenden Vorurtheilen häufig geiſtlichen Beiſtand unmöglich macht.

Nach einem Frühſtück, deſſen Mäßigkeit mehr vom Wirth, als von unſerer Eßluſt vorgeſchrieben war, ſezten wir unſern Weg fort. Es waren vor uns in den lezt-verfloſſenen Tagen Manche vergeblich dieſe Straße gefahren, es hatten Kardinäle und Karabiniers, Diligencen und Extraposten vor den bewaffneten Bauern umkehren müſſen, ſo daß es uns in der Nähe von Schluchten und Gebüſchen zu beſonderm Troſte gereichte, wenn einer oder der andere Bewaffnete, der durch die Felder ſtreifte, auf eine aufſtiegende Schnepfe oder Ente, ſtatt auf uns anlegte. Als wir aber vor Monte Roſſi mitten auf der Landſtraße eine große Strohhütte und ringsumher keine lebendige Seele ſahen, ward es uns unheimlich zu Muth. „Halt!“ rief Napoleon, „macht Umwege!“ der Avvocato. Man hielt an, man rief, man fuhr zwei Schritte weiter und rief wieder; keine Antwort. Noch ein paar kleinſte, behutſamſte Schritte — man rief wieder: Alles umſonſt; kein Halm bewegte ſich. Man war gewiß, daß die Hütte, wie einſt das Roß des Odyſſeus, Bewaffnete berge, und traute nicht. In der Ferne, am Eingang in die Ortſchaft, wurden endlich Menſchen ſichtbar und Waffen. Man rief; ich nahm das Fernrohr zur Hand, um die Bewegungen des Feindes, über deren Deutung man im Zwieſpalt war, deutlicher zu erkennen; im Moment waren Waffen und Leute verſchwunden. Endlich commandirte Napoleon den Venetianer zum Recognosziren; wir als Feldherrn hielten uns in der zur Ueberſicht des Schlachtfeldes nöthigen Entfernung. Der Venetianer rückte langſam und im Bogen vor, als wollte er einen ſchlafenden Rieſen überfallen. Als aber auf mehrmaliges Anrufen und Schreien der Feind noch immer nicht in's Feld rücken wollte, machte unſere Abtheilung einen beherzten Angriff auf die Feſtung, die ſich um ſo leichter ergab, als keine Beſatzung darin war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

Schlesische Zustände.

Das Morgenblatt wird aus seinem Süden her auch einmal gern einige Blicke nach dem artigen Tochterlande Deutschlands, dem nordöstlichen Schlesien, richten, das ich mir vorgenommen, in Wissenschaft, Kunst und Sitte mit dem Dekorationspinsel zu schildern. Wer so mitten im weiland heiligen römischen Reiche sitzt, hat gar keine Ahnung, welch eine besondere Geschichte an Geist, Sprache und Sitte solch ein Grenzländchen wie Schlesien aufzuweisen vermag, ein Ländchen, das bald zu viel, bald zu wenig Selbstständigkeit hatte, ein interessantes Ländchen, voll freundlicher Getreidefelder zu Brod und Kuchen, und voll blauer Berge und Burgruinen zur Romantik, das unter den benachbarten Königen immer seine Freunde fand, und wie ein halbes Wunder sein Deutschthum aus den slavischen Elementen herauskämpfte. Deutschland kann immer ein wenig stolz seyn auf seinen nordöstlichsten adoptirten Landstreif, der ihm, seit es etwas licht wurde im deutschen Geiste, auch treu geblieben ist in jeglichem Streben, in Sprache, Recht und Sitte, ausgenommen die polnischen gesottenen Karpfen zu Weihnachten und überhaupt; denn diese sind noch ein uraltes, geliebtes Erbstück von den slavischen Nachbarn. — Erst wohnten hier Quaden, Lygier u. dgl., von denen Tacitus erzählt; dann kam die Völkerwanderung und mit ihr der Slavenstamm, der das Land seit dem sechsten Jahrhundert bevölkerte, aber auch mit deutschen Colonisten vermischt wurde, besonders als das Herzogthum Schlesien in eine Menge winziger Herzogthümer zerfiel und fast über jedem Landstädtchen eine aparte fürstliche Gnade waltete. Die Herzoge pflegten unermüdet deutsche Sprache und deutsches Recht in ihren niedlichen Territorien, die rings umstarrt waren vom Slaventhum, und als nach dem Untergang der Herzogshäuser Schlesien abwechselnd von Böhmen und Ungarn abhängig war, blieb es dennoch dem deutschen Leben unerschütterlich treu. Dieses ist seit sechs Jahrhunderten hier vorherrschend; ja auf deutsche Wissenschaft und Poesie wurde sogar von hier ein mächtiger Einfluß geübt, sobald überhaupt der Schlesier nur erst ihrer bewußt geworden. Umringt von fremden Zungen, nur nach der Mark und Sachsen hin unmittelbar zusammenhängend mit deutschem Leben, gab Schlesien dem Mutterlande seiner Bildung die beliebtesten Dichter, die hellsten Köpfe für die Wissenschaft dankbar zurück, und Breslaus Universität, dicht an der Oder, ist die letzte Sternwarte für den deutschen geistigen Horizont, noch ein echt deutsches Athenäum. Nur noch wenige Meilen, und man steht an der Grenze des Sarmatenlandes, und das weiland heilige römische Reich hat ein Ende. Freilich kann nur Niederschlesien ein reines Deutschthum mit allen seinen Vorzügen in Anspruch nehmen. Oberschlesien ist noch um Vieles zurück, und die Regierung zu Oppeln hat alle Hände voll zu thun, es im raschen Trabe der vollständig germanisirten Namensschwester diesseits der Oder nachzubringen; es ist in neuerer Zeit ungemein viel geschehen, aber die Regierung kann keine Wunder thun. Noch waltet dort auf den Dörfern der polnische Charakter vor, das Schwein; auch wird ein Idiom der alten Landessprache, das Wasserpolnische, gesprochen. Uebrigens haben auch erst seit einigen Jahrzehnten die Dörfer in Niederschlesien mehr deutsche Empfehlung. Ganz polnisch sahen sie zwar nie aus; es war immer zuerst das Haus mit der Straße und dann erst mit dem Düngerhaufen im Contact. In den polnischen Dörfern weiß man aber nichts oder nicht viel von Straßen und Hütten in Reih' und Glied, sondern nur von dem Düngerhaufen und der Hütte zur Abwechselung. Der Mensch schließt sich dort auch nicht engherzig ab von seinen Mitgeschöpfen. Rinds-, Rüssel- und Federvieh wohnen in seiner nächsten Nähe, in seiner großen Wohnstube, zu seinen Füßen, an seinem Herzen, und er fühlt sich glücklich dabei. Dürftige polnische Lehmhütten mit Strohdächern findet man jetzt seltener in Niederschlesien, und nie wieder dort, wo einmal der Brand wüthete, denn Alles muß massiv wieder aufgebaut werden. Da nun der Brand in zwanzig Jahren viel in Asche legt, so haben viele Dörfer in neuerer Zeit sehr freundliche Gesichter; nur mag noch mehr Gasthofscultur auf sie niederschweben, damit es im lieben Ländchen überall behaglich zu reisen sey, wie jetzt auf den Hauptstraßen meistens. — Schlesien, sonst das unruhigste Land von der Welt, hat seit 1813, wo Preußen sich hier seine Wehr schmiedete, kein politisches Lebenszeichen von sich gegeben. Die Weltgeschichte ginge zu Grunde, wenn alle Länder so wenig Artikel für sie lieferten. Vor sieben Jahren, wo alle Beschwerden mit grimmigen Gesichtern aufwachten in Deutschland, wo Alles Revolution spielen wollte, war es hier stockstill, wenn ich die Schneiderrevolution nicht rechne, die einen jüdischen Kleiderladen in Breslau zu stürmen suchte. Breslau, die alte Festung mit dem selbstständigen, kriegerischen Geiste, wird auch Niemand wiedererkennen, der sie seit den Napoleonschen Kriegen nicht sah. Die drohenden Wälle, die finstern Thore und Zwinger sind wie das lateinische Kaiserthum von der Erde verschwunden, und an ihrer Statt zieht ein freund- und friedlicher Baum- und Blumenkranz als das Symbol eines neuen Frühlingslebens sich um das alte schlesische Städtehaupt. Mit dem weggeschafften Mauerschutt, mit der hergestellten Fluth stagnirender Gewässer gewann auch das bisher eingemauerte, eingesumpfte öffentliche Leben durch die preußische Regierung nach allen Seiten hin eine frische Strömung. Alte unpassende Institutionen und eiserne Privilegien warf man wie die Schutthaufen der umgestürzten Mauern aus dem Bezirk der Stadt, und was auch noch zu thun geblieben, um das neue jugendliche Leben innerlich und äußerlich zu fördern, es wird rastlos daran gearbeitet. Es geht langsam mit den neuen technischen Erscheinungen; spät, wie der Deutsche überhaupt, und noch später entschließt sich der Schlesier zur Nacheiferung; doch wird auch bei uns der Dampf fleißig zu Fabriken benuzt, und die Oder hat sogar ein Dampfboot; nur die Eisenbahnen wollen uns noch nicht recht zu Kopf und Börse. — Das geistige Leben in Schlesien ist, wie ich schon andeutete, seit dem sechzehnten Jahrhundert in der erfreulichsten Thätigkeit geblieben. Schon Melanchthon lobte die enorme Gelehrsamkeit des Landes in einem Briefe; in Goldberg blühte des berühmten Trotzendorfs Schule, die nicht allein von Jünglingen aus Deutschland, sondern auch aus Böhmen, Polen, Ungarn, Litthauen und Siebenbürgen stromweise besucht wurde, und der Breslauer Rath hatte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts keine ehrgeizigere Idee, als eine Universität zu gründen, die jedoch, trotz allen aufgebotenen Geldmitteln und persönlichen Verwendungen, nicht in's Leben trat, sondern für ein späteres Jahrhundert den Jesuiten aufbehalten blieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 2. Januar 1838.

— Ich kenne gewiß ein angenehmeres Ziel nicht,
Als wenn feſtliche Freud' im ganzen Volk ſich verbreitet,
— — — — — — und vor Jedem die Tiſche
Stehen mit Fleiſch und Brod.

Homer.

Die Pariſer Speiſehäuſer.

Der gute Sancho Panſa gerieth in eine überaus große Verwunderung, als er auf der Hochzeit des Gamacho hohe Pyramiden von Wildpretpaſteten, Berge von Schinken und ganze Ochſen wie Lerchen am Spieße braten ſah. Es war für den armen Knappen des irrenden Ritters ein wonneſüßer Augenblick, als er, um Appetit zu bekommen und ſich durch ein kleines Zehnuhrbrod auf das Mittageſſen vorzubereiten, an den Keſſel trat und von demſelben einen jungen Haſen, ein ſchönes Stück Hammelfleiſch und zwei fette Hühner abſchöpfte. Es iſt Schade, daß Sancho nicht einmal dem Mittageſſen eines gewiſſen Währwolfs, Paris genannt, beiwohnen kann, der, ein leibhaftiger Gargantua, in einem Jahre 75,000 Ochſen, 16,000 Kühe, 72,000 Kälber, 360,000 Hämmel, 86,000 Schweine, * 29,000 Haſen, eine Million Tauben, zwei Millionen Hühner, für vier Millionen Franken Seefiſche, zwei und eine halbe Million Pfund Trauben und drei Millionen Pfund Butter verſchlingt. — Es hält ſchwer, die Stunde anzugeben, wann die Eſſenszeit in Paris beginnt; am Morgen wie am Abend, bei Tag wie bei Nacht öffnet das Ungeheuer unabläſſig ſeine 900,000 Schlünde, in welche an einem einzigen Tage 1500 Säcke

* Nach einem mäßigen Ueberſchlage bedarf Paris zu ſeinem jährlichen Unterhalte durchſchnittlich 500,000 Stück Schlachtvieh, welche 42,584,000 Fr. Ankauf koſten, und wovon mehr als 5½ Millionen Fr. Octroi und andere Abgaben bezahlt werden, bevor ſie in die hieſigen Schlachthäuſer kommen. Dieſe halbe Million Hauptvieh liefert 77,150,000 Pfund Fleiſch, welche für 41,515,200 Fr. verkauft werden. Außer dem Schlachtfleiſch gibt es nun noch verſchiedene andere Artikel, deren Abſatz nicht unbedeutend iſt: der Verkauf der Häute und Felle trägt 4,860,000 Fr. ein; der Fett- und Talghandel liefert eine Summe von 5,125,200 Fr., und die ſogenannten Schlachtabfälle bringen nicht weniger als 1,394,000 Fr. ein. In dieſer leztern Summe figurirt ein Poſten von 525,000 Franken, welche lediglich der Verkauf von Ochſen-, Kalbs- und Hammelsherzen abwirft, womit die in Paris ſo wohlerzogenen Katzen gefüttert werden. Die Bewohner der Vaudeville verſchmähen indeß dieſe Gerichte nicht, und verzehren von dieſen Herzen jährlich für 56,000 Fr. Die Zungen und Füße bilden ebenfalls zwei Handelsartikel, welche zuſammen 544,440 Fr. eintragen. Die Sehnen und Eingeweide überläßt man den Metzgergeſellen, welche dieſelben an die Darmſaiten- und Leimfabrikanten verkaufen. Das Blut, welches jährlich etwa 25,000 Fr. einbringt und namentlich an die Zuckerraffinerien abgeſezt wird, kommt dem Stadtſyndikat zu gut, deſſen Verwaltungskoſten zum Theil mit dem daraus gelösten Gelde beſtritten werden. Der Verkauf ſämmtlicher Artikel gibt die Totalſumme von 52,133,840 Fr., woran 4,524,640 Fr. gewonnen werden, ſo daß jeder der fünfhundert Pariſer Schlächtermeiſter im Durchſchnitt einen Profit von 8049 Fr. macht, wovon allerdings die Summe abgeht, welche für Ladenmiethe und Patent bezahlt werden muß.

Korn und eine Heerde von 250 Maſtochſen begraben werden. Leider werden die 900,000 Rationen dieſes täglichen Mahles nicht gleich groß ausgetheilt; vieler Leute Mund erhält nur einige Broſamen, welche von dieſer reich beſezten Tafel abfallen. Nicht Jedermann ißt in Paris zu Mittag, ſagt ein franzöſiſches Sprüchwort, und es ſtehen daſelbſt jeden Morgen 50,000 Individuen auf, ohne zu wiſſen, wo und wie ſie zu Mittag ſpeiſen ſollen; ſo berichtet der ehemalige Chef der franzöſiſchen Sicherheitspolizei, Vidocq, in ſeinen Memoiren, welche trübe Quelle man bei Entſcheidung ähnlicher Fragen wohl als Autorität anführen kann.

Merkwürdig iſt, wie die Anzahl und Eintheilung der verſchiedenen Mahlzeiten in Frankreich ſich ganz nach den politiſchen Verhältniſſen modifizirt hat. Vor der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. pflegte man hier zu Lande, wie noch heutiges Tags in Pommern und Mecklenburg, vier regelmäßige Mahlzeiten einzunehmen: das Frühſtück um zehn Uhr, das Mittageſſen um ein, das Kleinabendbrod um vier und das Großabendbrod um acht Uhr. Dieſe Lebensweiſe paßte ſo ganz zu der damaligen ſorgloſen Ueppigkeit und müſſigen Thätigkeit. Was konnte man Beſſeres thun, als binnen zwölf Stunden ſich viermal zu Tiſch ſetzen, da man ja doch die Zeit mit Nichtsthun oder mit nichtigen Spielereien hinbrachte? Die Roué's des großen Jahrhunderts und der Regentſchaft, von früher Jugend auf an frivolen Zeitvertreib gewöhnt, ergriffen mit Freuden dieſe häufigen Gelegenheiten des Genuſſes und der behaglichen Unterhaltung, weil ſie den Lauf ihres glänzenden Müſſiggangs angenehm unterbrachen. Dabei iſt zu bedenken, welch unermeßliche Reſſourcen das damalige geſellſchaftliche Leben den Fraubaſereien und Klatſchereien bot. In Ermanglung der großen und kleinen politiſchen Journale konnte Jeder ein vorgefallenes Ereigniß nach ſeinem Belieben ausſchmücken, ein Geheimniß nach ſeiner Weiſe auslegen und Indiskretionen nach Herzensluſt begehen. Was Desfontaines in ſeinem „literariſchen Sammler“ und Fréron in ſeinem „galanten Merkur“ vergeſſen und geſchont hatten, Alles das fiel natürlich in den Bereich der Schöngeiſter und bildete den Gegenſtand der pikanteſten mündlichen Mittheilungen und des endloſeſten Geplauders. Dieſer dem jetztlebenden Geſchlecht unbekannte Reiz der Unterhaltung machte damals ſtündlich eine Geſellſchaft wünſchenswerth, und das beſte Mittel, eine ſolche zu bekommen, war, gute Freunde und Bekannte mehrere Male des Tags an einer gut ſervirten Tafel zu verſammeln und über dieſes und jenes zu converſiren. Dieſe liebenswürdigen Tändeleien einer zierlich verdorbenen Welt, ſo wie ihre ganze Lebensweiſe konnten ſich mit den Ideen der franzöſiſchen Revolution und den durch ſie erzeugten Bedürfniſſen nicht wohl vertragen. An die Stelle eines gemächlichen Indentaghineinlebens und einer ſchlaffen Sorgloſigkeit trat jezt haſtige, brennende Unruhe; Niemand dachte mehr daran, viele Mahlzeiten zu halten und lange bei Tafel zu bleiben; der Sand des Stundenglaſes verrann ſo ſchnell; man mußte eilen, wenn man von dem laufenden Tage Nutzen ziehen wollte; denn wer durfte ſich ſchmeicheln, den folgenden zu erleben?

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Näher bei dem Dorf gewahrten wir wieder die Bewaffneten: es waren päbſtliche Soldaten, von der Regierung befehligt, den Eigenmächtigkeiten der Bewohner zu wehren und die Straße frei zu erhalten. Wir ſahen darin die erſte und ſichere Gewähr des guten Fortgangs unſerer Unternehmung, und als hinter Monte Roſſi ein Vetturin, der von Ancona nach Rom, das er vor acht Tagen verlaſſen, zurückkehrte, uns angelegentlichſt zum Umkehren oder wenigſtens zur zehntägigen Quarantaine rieth, weil er, trotz der Militärmacht, in Gefahr geweſen, von der aufgebrachten Menge mit Wagen und Pferden verbrannt zu werden, wollte uns dies nach der glücklich überſtandenen Gefahr der Strohhütte als ein Mährchen vorkommen.

Da wo hinter Monte Roſſi die Straße ſich theilt in die nach Siena und die nach Fuligno, begegneten wir den erſten ernſthaften Anſtalten der Bevölkerung zur Abwehr der Cholera: die Straße nach Civita Caſtellana war durchſtochen und mit Barrikaden geſperrt; aber weit und breit kein Menſch zu ſehen noch zu hören. Dieſe ſtumme Wache, dieſe mechaniſche, aber nachdrückliche Willensäußerung unſichtbarer Mächte, der quer durch die Straße gezogene Graben, die aufgethürmten Wagen, Bäume, Stangen vor dem Eingang in einen Wald, in den der Weg ſich verlor, brachte mir alle Kindheitserinnerungen von Zauberwäldern u. dergl. vor die Seele, und ich war froh, daß wir ohne Angriffe auf Rieſen, Heren und ſonſtige lauernde Bosheit uns gegen Ronciglione wandten, das mit den benachbarten Höhen im Nachmittagsduft vor uns lag.

Ungefähr zwei Stunden waren wir gefahren, als wir auch hier den Weg verſperrt fanden. Auch hier tauchten Jugenderinnerungen aus der Zeit auf, da ſich in meiner Heimath die Heere des Oſtens und Weſtens um das Vorrecht, uns zu beſchützen, ſtritten und bewaffnete Piquets an den Landſtraßen lagerten. Nur Waffengattung

und Feind waren anderer Art: ruhig lehnten Flinten und Seitengewehre der Soldaten, die die Barriere bewachten, am Spalier; ſtatt des Pulvers roch man Chlorkalk und Schwefelſäure, und die Pfanne war das Feldgeſchütz, womit man gegen die in den von Rom kommenden Wagen verborgene Choleramannſchaft agirte. Da uns das Schickſal der Räucherung ſpäter bevorſtand, führte man uns unaufgehalten durch die Wagenburg, von der Straße abwärts dem nahen Walde zu. Nach manchen Kreuz- und Quergängen auf ungebahnten Wegen gelangten wir an eine offene Stelle. Auf einer leichten, freien Anhöhe, rings von Eichenwaldung umgeben, mit der Ausſicht auf die römiſchen Gebirge, auf den einzeln ſtehenden Soracte, und nordöſtlich auf den Appenin, im glänzenden Schimmer der ſinkenden Sonne erhob ſich das ziemlich verfallene Gemäuer von Caſale di Civita Caſtellana, eines ausgedehnten ehemaligen Benedictinerkloſters, das, lange Jahre verlaſſen, nun der Cholerafurcht neues Leben und wieder Bewohner verdankte: es war das neuerrichtete Contumazhaus, das Ziel unſerer heutigen Reiſe. So ſchön iſt die Lage, ſo reizend die Umgebung, daß ich ſchon zu beklagen anfing, nicht auf zehntägige Quarantaine hergekommen zu ſeyn; eine Klage, die freilich beim Anblick der engen, finſtern Zellen, in die man eingeſchloſſen wird, ſchnell verſtummte.

Das Kloſter glich einem Fort; die Eingänge waren ſtark mit Militär beſezt. Schon von fern wurde uns ein „Halt!“ zugerufen, ohne daß Beſatzung oder Commandant ſich näherten. Scheinbar zufällig trat ein Mann in Jagdkleidern und mit Jagdgewehr an uns heran und ließ ſich über Rom und Cholera mit uns in ein Geſpräch ein, wobei wir lange in Ungewißheit blieben, ob es auf die Liſte der Quarantainelaſten gehörte. Er gab uns übrigens Hoffnung auf eine freundliche, gute Aufnahme. Endlich zeigte ſich der Herr Commiſſario, ein wohlausſehender, dicker Mann, mit Amtsmiene und Amtsſchritt und einer langen Zange, womit er nach unſern Päſſen griff. Wir konnten mit der Freundlichkeit ſeiner Geſichtszüge ſo lange zufrieden ſeyn, bis wir geäußert, wie es uns um nichts als um vorſchriftmäßige Räucherung und Herberge und Bewirthung für die nächſte Nacht zu thun ſey. Darauf ging er, als auf etwas mit ſeiner Anſtalt durchaus Unverträgliches nicht ein und drang auf ſofortige Weiterreiſe. Der Abend war da, die Zukunft ungewiß, der Commiſſär ſelbſt geſtand, daß er nicht wiſſe, wo wir Aufnahme finden würden; es that ihm leid, er bedauerte, er beſann ſich, bis der eben erwähnte Jägersmann, ſey's aus Menſchenfreundlichkeit, ſey's verabredetermaßen, einen Ausſchlag gab, indem er ſich mit dem Tone vollkommener Vertraulichkeit, obſchon wir uns vorher nie geſehen, an mich mit der Frage wandte: „Nun werden Sie auf lange den lezten Kaffee im Café greco getrunken haben? Was macht der ſchwarze Maler mit dem großen Bart, der ſich immer zu uns ſezte und die Gazette de France nicht erwarten konnte und dann doch nie drin las?“ — „O,“ erwiderte ich, „der iſt vor der Cholera abgereist und wird nirgends gezwungen geweſen ſeyn, um Nachtquartier zu betteln. Aber Sie könnten ſich aus alter Freundſchaft beim Herrn Commiſſär für uns verwenden.“ — „Ei, Herr Commiſſär,“ begann er ſogleich zu dieſem, „das ſind gute Freunde von mir, Sie müſſen Rath ſchaffen.“ — „Ja, wenn das iſt,“ ſagte nun mit milderer Stimme dieſer, „nun freilich — aber in der That, ich bin nur auf zehntägige Quarantaine eingerichtet; ein Zimmer, in das Sie treten, ein Bett, in dem Sie ſchlafen, iſt auf zehn Tage unrein, unbrauchbar für Quarantainegäſte; ich weiß nicht —“ Wir ſahen uns an und ihn, und in den Blicken die Weigerung leſend, das Nachtquartier zehnfach zu bezahlen, fuhr er fort: „Inzwiſchen, wenn Sie ohne Betten vorlieb nehmen wollen, für gutes Eſſen ſoll geſorgt werden. Nur müßte ich verſichert ſeyn — Sie wiſſen, man muß Alles weit herkommen laſſen, das Gouvernement gibt das Haus auch nicht umſonſt.“ — „Nun, was verlangen Sie a testa?“ fragte der Advokat. — „Alles in Allem zwei Scudi die Perſon,“ war die Antwort. So wahr iſt die berühmte Politik des ſpaniſchen Philipp, daß man, um etwas zu erhalten, viel verlangen müſſe, daß uns, gegenüber der zehntägigen Zumuthung, die zwei Scudi eher als ein Geſchenk denn als eine Forderung erſchienen. Bereitwillig legten wir ſie auf den Kloſterſchlagbaum, mit dem wir nicht nur eine glückliche Nacht, ſondern überhaupt ein ganzes ſorgenfreies Reiſeleben aufgethan glaubten.

„Zurück!“ rief der Commiſſario, und nun floh, was lebendig war, vor uns zur Seite. Wir aber rückten auf das aus der Ferne gegebene Commandowort: „Rechts um! links um! grad aus!“ in's Kloſter ein, die Stiege hinauf, den Corridor entlang, links, rechts, die Stufen hinunter in den zu unſerer Aufnahme beſtimmten Salon, vielleicht das ehemalige Pönitenzzimmer der Unverbeſſerlichen. Für uns Alle, die wir vorher nie eine Quarantäne beſucht, hatten dieſe und alle folgenden Anſtalten zu unſerer Bedienung etwas gründlich Lächerliches.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

(Fortſetzung.)

Schleſiſche Zuſtände.

Noch beſizt Breslau aus jener Zeit wiſſenſchaftlicher Blüthe die ſeltenſten literariſchen Schäze, insbeſondere in der Rhedigerſchen Bibliothek. Es zeichnet ſich dieſe durch treffliche

historische Werke aus, besonders in der französischen Geschichte. Die älteste unter den vielen seltenen Handschriften ist ein lateinischer Codex auf Pergament, die vier Evangelien enthaltend. Die prächtigste Handschrift aber ist die französische Chronik von Froissart, welcher, zum Theil als Augenzeuge, besonders die Kriege Englands und Frankreichs im fünfzehnten Jahrhundert beschrieb. Die beste Ausgabe seines Werkes ist in Lyon, in drei Bänden, 1559 bis 70 erschienen, mit der Fortsetzung eines Unbekannten. Das Manuscript besteht aus vier dicken Folianten, ist sehr sauber, wahrscheinlich schon im fünfzehnten Jahrhundert auf Pergament geschrieben, und besonders in den drei lezten Bänden mit einer Menge schöner Miniaturgemälde verziert, welche für das Costüm vom größten Interesse sind. Da der Herausgeber des gedruckten Werkes, Denys Sauvage, seinem Nationalgefühl die historische Wahrheit opferte, und keinen Anstand nahm, Vieles wegzulassen oder abzuändern, wovon er meinte, daß es zu vortheilhaft für England laute, so ist das alte Manuscript, das aus der Bibliothek der Herzoge von Burgund stammt, als Geschichtsdokument von großer Wichtigkeit. Bemerkenswerth ist außerdem noch ein „Valerius Maximus“ mit beigefügter französischer Uebersetzung und eben so herrlichen Miniaturbildern wie im Froissart.

In neuerer Zeit haben Namen wie Manso, Scheller, Passow, Schneider, Nees v. Esenbeck u. A. in wissenschaftlicher Bedeutung in Schlesien geglänzt. Die Poesie anlangend, so ist hier der Dichter Vaterland. Von je hat es hier gesungen und geklungen bei jeder Gelegenheit, und singt und klingt heute noch von allen Zweigen, wie Uhland es haben will. Aeltere schlesische Dichter, wie Martin Opitz, Logau, Gryphius und der schwülstige Lohenstein, sind bekannt genug, aber nur noch dem Literaturhistoriker von Interesse; aber die Namen Willibald Alexis, Karl v. Holtei, Wolfgang Menzel, Heinrich Laube, Spindler, v. Wachsmann, Raupach, v. Gaudy und Henriette Hanke gehören der literarischen Gegenwart an; sie Alle sind bekannt und aus Schlesien gebürtig, wie die Verstorbenen van der Velde und Weißflog, was Viele nicht wissen werden, die durch sie ergözt worden. Hätten sie nur der heimischen Presse ihre Werke überwiesen, außer Schlesien würde kein Mensch sie kennen; denn Schlesien ist nicht das Land der Literatur. Gelehrte und Belletristen wissen, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, und senden gleich ihre Manuscripte in's Ausland, um sie nicht lohn- und ruhmlos hier verbauern zu lassen. Daß es einzelne Ausnahmen an Schriftstellern und Verlegern gibt, versteht sich. Nur die lyrische Poesie bleibt als ein artiges Kind zu Haus und drückt sich in den kleinen Blättern umher, die nicht über das Weichbild der Stadt hinauskommen; die epische Muse macht nur ihre Schuljahre dürftig in den Wochenblättchen ab, und wandert aus, sobald sie einiges Selbstgefühl hat und den Wunsch, daß ihre Schöpfungen überall gekannt werden mögen, wo man deutsch spricht. Finden die Schlesier dann die heimische Muse mit andern Genien in den auswärtigen Journalgärten wieder, so freuen sie sich aufrichtig, daß das von ihnen wenig beachtete Talent so hübsch groß wird in der Fremde. Jezt hat es plözlich einen Nimbus vor ihren Augen: „es ist ja weit her!“ Denn kein anderer Deutscher legt wie der Schlesier, zur Schande seiner Nation, so viel Verachtung auf etwas, „das nicht weit her,“ also aus der Betriebsamkeit oder dem Genius des Landes hervorgegangen ist, und daher findet die Belebung der innern eigenen Kraft hier keine Unterstüzung. Es leben in Breslau viele achtbare Talente; aber auch das Beste, Edelste kann auf den einheimischen Wegen nie zu einer allgemeinen Publicität gelangen. Es fehlt an unternehmenden Buchhändlern, vorzüglich an einem anständigen Organ, da kein Verleger, mit anfänglicher Resignation auf Gewinn, den nöthigen pecuniären Aufwand zur Gründung eines guten Journals machen will. Alle bisherigen dürftigen Versuche waren nur geeignet, das eigene Publikum in seinem Vertrauen herabzustimmen, und das Ausland hat noch wenig Respekt vor der schlesischen Presse, wenn auch vor dem schlesischen Talente bekommen. Die hiesige periodische Literatur beschränkt sich meist auf eine Menge Volksblätter, die aus hundert Quellen leicht zusammengebraut und mit Bildern begabt werden. Sie sind verhältnißmäßig sehr wohlfeil herzustellen und finden die meiste Verbreitung. Man kann es also den Verlegern eigentlich nicht verdenken, daß sie sich zur Vertretung höherer Interessen nicht hergeben, wo sie keine Aussicht auf Gewinn haben. Das Publikum glaubt mit frühern belletristischen Blättern getäuscht worden zu seyn, und sieht voll Mißtrauen auf künftige Unternehmungen; die Verleger glauben Enormes aufgewendet zu haben, klagen über die Theilnahmlosigkeit des Publikums, und sehen voll Mißtrauen auf dasselbe, wenn sie an künftige Unternehmungen denken. So ist eine natürliche, fortdauernde unglückliche Wechselwirkung zwischen Beiden. Es erscheinen immer wieder Blätter, aber eben so dürftig als vorher; die nächste Folge ist, daß sie nach einem halben oder ganzen Jahre eingehen, um nach einem halben oder ganzen Jahre unter anderm Titel wieder zu erscheinen. Es ist seltsam, daß in Schlesien, wo die Hälfte der beliebtesten Schriftsteller Deutschlands geboren wurde, nicht früher oder jezt noch aufleuchtende Talente zu einem ehrenvollen Originalblatte zu vereinigen waren, wie dies im Auslande geschah und noch geschieht. Wie bei uns die renommirten Journale Deutschlands aller Tendenzen an den öffentlichen Orten ausliegen, so sollte man in den Großstädten Deutschlands auch ein schlesisches antreffen; aber von schlesisch-periodischer Literatur ist wenig oder keine Spur. Schwer ist's freilich jezt bei der großen Concurrenz in der Journalistik, ein neues Unternehmen ohne erschöpfende Opfer zur Höhe zu bringen. In früherer Zeit hätte Schlesien daran denken sollen, wie das übrige Deutschland. Aber da hat man mit noch mehr Unrecht als heute gemeint, das schöne Vorrecht des Schriftstellers, sich der ganzen Welt mittheilen zu können, sey allein schon, ohne Honorar, der Arbeit werth. Es sey eine dumme Einrichtung, das Honorarzahlen, ja eine Herabwürdigung der himmlischen Dichtkunst. Wie könne man ordinäres Geld nehmen für das Höchste im Leben, für die Poesie? wie zum Broderwerb schreiben? pfui! Ein Dichter müsse, seiner würdig, nur von Nektar und Ambrosia leben. So hochgeschraubte, alberne Ideen von der Poesie hegt auch heute noch Mancher. Er gibt nicht zu, daß es einzelne Geister geben könne, die einen entschiedenen Beruf haben, eine ganze Welt mit ihrem Genius zu würzen, und von dieser Welt natürlich auch ihr materielles Leben verbürgt verlangen. Wenn ein Dichter von Nektar und Ambrosia leben soll, so versteht kein vernünftiger Mensch unter dieser Phrase einen Euphemismus für den Hungertod. Es fällt keiner Seele ein, irgend einem Künstler lediglich pour passer le temps eine Leistung zuzumuthen; man denkt sehr natürlich, der Mann lebt von seiner Kunst, wie ein Anderer von seinem Amte; nur bei dem Literaten hat Mancher die sublime Idee, es sey unanständig, daß er — um's Brod schreibe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. Januar 1838.

— You cowards, you were got in fear,
Though you were born in Rome.

Shakespeare.
Coriolanus.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Die Vorausſetzung, daß wir gewiſſermaßen von einem Choleranimbus umfloſſen ſeyen, der ſich allem, was ihm naht oder in ihn fällt, mittheile und es verpeſte, von dem wir ſelbſt aber nicht das Mindeſte ſpürten, iſt ſo irrationell, daß ſie eben ohne Inconſequenzen nicht durchzuführen iſt. Alles, was man uns reicht, wird an die offene Thür geſtellt; Niemand darf ſich rühren, bevor der Ueberbringer wieder drei bis vier Schritt zurückgetreten iſt; aber dieſelbe Luft, die wir durchſchneiden, denſelben Fußboden, auf den wir treten, durchſchneidet und betritt unmittelbar nach uns ungefährdet ein Jeder. Welche Noth hatte der Commiſſario, ſeinen Hund von uns abzuhalten! Als dieſer aber doch einmal ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen und unter uns nach einem Bratenreſt die Runde machte, tröſtete er ſich damit, daß Hunde nicht angeſteckt würden. — Unſer Abendeſſen oder gar das Nachtlager irgend einer der Leſerinnen dieſer Blätter wünſchen, wäre unverzeihlich. Indeſſen erinnere ich mich, daß ich, nachdem wir verſchiedene verdächtige Löcher in der Mauer mit Tüchern verſtopft, unter dem unendlichen eintönigen Geſurre eines Abendgebetes in der anſtoßenden Zelle eingeſchlafen bin und wenigſtens immer ſo lange fortgeſchlafen habe, als es Rippen und Rückgrat auf dem harten Stein aushalten mochten.

Zweiter Tag.

In unſere enge Zelle eingeſchloſſen, hatten wir bei und nach Tagesanbruch vergeblich geklopft und gerufen und nur die Mitgefangenen in der Nachbarzelle zu ihrem Ave Maria geweckt; durchs Fenſter ſahen wir zwiſchen zwei Nebengebäuden in's Freie, und es kam nun darauf an, den glücklichen Moment zu treffen, wo irgend ein freier und williger Menſch die Linie paſſirte. Dies gelang endlich, und ſo brachten wir unſere Wünſche an den Herrn Commiſſarius und ihn zu uns. Er verſprach Beſchleunigung der zur Weiterreiſe nöthigen Anſtalten, die hauptſächlich in einem Exorzismus beſtanden, dem wir unſere Effekten, Pferde, Wagen und uns ſelbſt unterwerfen mußten. Daß bei ſolcher Operation nicht nur der Cholerateufel, ſondern alles, was unſichtbar im menſchlichen Körper ſteckt, ausfahren kann, wie denn wirklich eine ſchwangere Frau und einige Nonnen in römiſchen Klöſtern bei einer ſolchen Desinfection durch Chlor und Schwefelſäure erſtickten, wurden wir ſehr bald inne, und nur der Avvocato hatte im Dunkeln den einzigen Ausweg getroffen; als die

Thüre geöffnet wurde, ſahen wir ihn demüthig am Boden hocken in reiner Luft, während wir unſer Haupt in Chlor- und Schwefelwolken wiegten. Da ſagte ich: non solum poetae, verum etiam advocati non fiunt, sed nascuntur!

Der Weg, den wir von Caſale aus einſchlagen mußten, iſt ziemlich abenteuerlich und bei Nacht oder eintretendem Regenwetter ſchlechterdings unfahrbar, wegen Stock und Stein, und tiefer, nur nothdürftig mit lockerer Erde ausgefüllter Löcher, und vornehmlich, weil er oft ganz ſpurlos verſchwindet. Vielleicht bloß aus Nachgiebigkeit gegen die Bewohner von Civita Caſtellana iſt man gezwungen, fünf Stunden lang durch Wälder und Wüſten der Landſtraße zuzuziehen, auf die man erſt in der Nähe der Vigna di Narni wieder trifft. Da aber der Tag ſchön und die Hitze erträglich war, konnten wir's uns und den Pferden erleichtern und gingen zu Fuße. — Herr Nicolai hat bekanntlich das Unglück gehabt, keine Bäume in Italien zu ſehen, ja ſelbſt den erſehnten Lorbeerkranz konnte er völliger ſich winden in ſeinem Berliner Gewürzladen, als im Hain der Egeria; wie würde er über die Eichenwaldungen erſtaunt ſeyn, durch die wir gingen, aber wie noch viel mehr über den Uebermuth der Bewohner, ſie zu verbrennen. Auch wir waren erſtaunt und es ſchmerzte uns dieſe neue Folge eines falſchen Prinzips. Lange konnten wir uns nicht überzeugen, daß dieſe Waldverwüſtungen Ehren- oder Furchtbezeugungen gegen die Cholera ſeyen, aber die noch brennenden Hügel der Umgegend und die Bauern am Wege belehrten uns. Durchaus unfähig, die Cholera als ein Uebel zu betrachten, das ſich im Menſchen entwickle, und dem alſo jeder Einzelne bei ſich durch Vorſicht und Enthaltſamkeit zu begegnen habe, hält man ſie dort („ihn," ſollte ich ſagen, denn in Rom heißt es der Cholera) für ein objektives, ſelbſtſtändiges dämoniſches Weſen, das in der Luft herumfliege, auf der Erde krieche und gefräßig die Menſchen anfalle und wie ein Wurm in jedem Abſchnitzel fortlebe. Daher ſind die Litaneien als teufelvertreibend auch Schutzmittel gegen die Cholera. Nachdem nun in Rom Prozeſſion und Illumination nichts gefruchtet, verſuchte man andere Künſte. Vor dem Quirinal zuerſt wurde ein Scheiterhaufen errichtet, um die Cholera in der Luft zu verbrennen; bald brannten bei eintretender Nacht auf allen Plätzen, in allen Straßen unzählige Feuer; alles alte Hausgeräth, Bettſtroh und Kehricht, und was brennen mochte, wurde zuſammengeſchleppt, ja der Fürſt Barberini gab den Lorbeerhain ſeines Gartens, eine Hauptzierde Roms, dem Volke Preis zum Sturm gegen die Elementenmacht. Mußten Einem nicht die Wilden einfallen, die die Sonnenfinſterniß mit muſikaliſchem Lärm vertreiben? Konnten Einem die Römer anders erſcheinen, als Wahnſinnige im Schiff, die die empörten Wogen mit Blasbälgen beſänftigen wollen? Fiel es nur einem Einzigen ein, das erſonnene Mittel zu prüfen, etwa bei einem Spital, ob Feuer vor demſelben die Krankheit in demſelben vermindere? Nein, ſo lange es noch Stroh und alte Stühle gab, wurde fortgebrannt. Kein Wunder, daß die Bauern der Umgegend dem vom Stuhle Petri aus gegebenen Beiſpiel folgten, und zwar in altrömiſcher, coloſſaler Weiſe, durch Anzünden der Waldungen ſelbſt, aus denen erſt die Römer ihre kleinen Opferfeuer bezogen. Helfen da nicht beſondere unvorhergeſehene Umſtände, ſo dürfte unter allen begangenen Thorheiten dieſe die ſchmerzlichſten Folgen für die Zukunft zurücklaſſen und das Klagelied des Berliner Jeremias eine Prophezeiung werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariſer Speiſehäuſer.

(Fortſetzung.)

Die Eſſenszeit während der Revolution war höchſt unregelmäßig; die Anordnung der Mahlzeiten blieb dem Zufall anheimgegeben. Vor der Hand waren wichtigere Mißbräuche abzuſtellen, ehe man ſich mit denen der Küche befaſſen konnte. Später kam jedoch auch dieſe Reform an die Reihe; das Klein- und Großabendbrod wurden abgeſchafft und für verdächtig erklärt, und das Frühſtück und Mittageſſen als die beiden einzigen legitimen Tagsmahlzeiten eingeſezt. Nicht ohne Urſache ſchleuderte das Revolutionstribunal ſeinen Bannfluch gegen die Soupers, bei welchen ſaubern Zuſammenkünften gewöhnlich die Lettres de cachet ausgeheckt worden waren. Die Zeitgeſchichte erwähnt nichts davon, aber ich bin feſt überzeugt, jene Küchenreformation mußte großen Widerſtand finden, nicht bloß von Seiten der verwöhnten Magen des ancien régime, ſondern auch in den Reihen gewiſſer demagogiſcher Gutſchmecker, die ſich dem ſpartaniſchen Leben ſehr ungern bequemten. „Comment?" ruft Camille Desmoulins in ſeinem Vieux Cordelier aus, „plus de Palais-royal! plus de Méot! * c'est l'abomination de la désolation, prédite par le prophète Daniel!" Allein dieſe gaſtriſche Oppoſition mußte am Ende doch nachgeben; der Hunger oder vielmehr die Gourmandiſe brachte einige Opfer und die ſtörriſchen Magen kapitulirten; nach dem Tode Dantons und Camille Desmoulins ſah eben Jedermann ein, daß,

* Méot war ein zu jener Zeit berühmter Reſtaurateur im Palais-royal, der von den Dantoniſten ſehr geſchäzt und beſucht wurde. Mirabeau hatte bereits ſeine Orgien bei Méot gefeiert; Danton hielt daſelbſt mit ſeinen Freunden und einigen Opertänzerinnen jeden Samstag ein regelmäßiges Diner.

wenn man in Friede und Freundschaft mit der Revolution leben wolle, man nothwendig essen müsse wie sie. — Die Zeiten des Consulats und des Kaiserreichs trugen nur dazu bei, die neu eingeführte terroristische Tafelordnung zu befestigen. Der Ruhm ist, wie der Stoicismus, kein großer Esser; Robespierre und Napoleon lebten gleich einfach und strenge. Das constitutionelle Leben der Restauration gewöhnte sich ebenfalls ohne Umstände an die Sitte der zwei Tagsmahlzeiten; nur in den lezten Tagen dieser Epoche fing man an, sich dagegen aufzulehnen. Die Herzogin von Berry bereicherte die Soiréen des Pavillon de Flore und des Faubourg Saint-Germain mit einigen glücklichen gastronomischen Zusätzen: ein reich beladenes Büffet erfrischte um Mitternacht die Ballgäste; anstatt schwindsüchtigen, hohl aufgeblasenen Gebäcks reichte man Wildpret und kalten Braten herum; anstatt der erschlaffenden Limonade schenkte man perlenden, aufregenden Champagner; kurz, man war nahe daran, die Soupers wieder in Flor zu bringen, als die Julirevolution dazwischen fuhr und reinen Tisch machte.

Gegenwärtig hat die Mehrzahl der Franzosen eine ernste, finstere, beinahe sauertöpfische Miene angenommen; wenn plötzlich ein Roué aus der guten alten Zeit wieder unter ihnen aufstände und sähe, was fünfzig Jahre politischer Stürme und Neuerungen aus der ehemals so lustigen, leckerhaften Nation gemacht haben, er würde alle Constitutionen und Charten mitsammt der Freiheit und Aufklärung verwünschen. Was haben die Franzosen durch ihr halbhundertjähriges Rennen und Haschen nach Staatsreformen gewonnen? Selbst die Allervornehmsten unter ihnen finden jezt keine Lust und Gelegenheit mehr, ihre Zeit lediglich mit Faullenzen, Pferdezucht, Jagdpartien und Visitenmachen todtzuschlagen. Jedermann ist an eine bürgerliche Haushaltung gewöhnt; von geprellten Gläubigern und listigen Intendanten ist nur noch in Romanen die Rede; Jeder besorgt seine Geschäfte selbst, bezahlt seine Schulden und hat seinen eigenen Wein im Keller; die Entführungen beim Mondschein, die mauerfarbenen Mäntel, die petits soupers, die Calembourgs, Alles ist vorbei; selbst das gemüthliche Umherschlendern, die Flanerie, jenen Zeitvertreib der Gecken jedes Régime's, haben ihnen die Götter des Himmels in ihrem Zorne geraubt. Die dem Vergnügen ausschließlich gewidmeten Stunden beginnen jezt erst nach Sonnenuntergang, wenn alle Bureaux geschlossen sind, und hören gewöhnlich schon nach Beendigung des Schauspiels wieder auf. Zu welchem Zweck sollte man denn noch kleine Cirkel versammeln oder kleine Soupers veranstalten? Wenn man noch, wie sonst, die Sarkasmen Voltaire's, die Witze Diderot's, die Impromptü's des Marquis von Boufflers oder die ausgelassenen Scherze der Ninon anzuführen hätte; allein die ästhetischen Raouts sind unmöglich geworden; was in aller Welt sollten sich die Gäste Neues mittheilen? Dank sey es der verzweifelten Oeffentlichkeit, womit die Vorsehung Frankreich beschenkt hat, alle Indiscretionen haben keinen Werth mehr, alle Neuigkeiten des Tages sind schon am Abend veraltet, und wie kann man einen eigenen Witz, eine vertraute Mittheilung machen, wenn Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder ihre Morgen-, Abend- und Mitternachtszeitungen haben, wo Alles vorher einregistrirt und besprochen ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Kaulbachs Hunnenschlacht.

Außer der Zeit der Kunstausstellung (die fortan nun wirklich alljährig seyn soll) gibt es jezt zwei separate Ausstellungen von neuen Kunstschöpfungen, die aber an qualitativem Werth sich mit den Produktionen ganzer Jahre messen können. Der Graf Raczinski hat (unter der Hand) dem Publikum seine Privatgalerie eröffnet mit Kaulbachs Hunnenschlacht. Rauch lud es zur Besichtigung seines Modells der beiden ersten christlichen Polenkönige ein, die, in Erz gegossen, in Posen aufgestellt werden sollen. Dem Grafen Raczinski allen Dank, daß er die Schöpfung eines so großartigen Kunstwerks durch seine Bestellung förderte, und noch mehr Dank dafür, daß er, mit edler Liberalität, es dem Publikum zeigt. Dennoch schmerzt es gerade bei diesem Gemälde, es in Privatbesitz zu wissen. Schon in seiner Massenhaftigkeit (der Carton füllt eine ganze Wand) scheint es aus dem Privateigenthum herauszugehen und die Aufnahme in ein königliches Gebäude, in ein Nationalmuseum zu fordern. Aber noch mehr thut es der Gegenstand und die vollendete Ausführung. Ihr Referent kennt die massenhaften Hauptbilder der italienischen und flandrischen Schule, jene großen Compositionen eines Paul Veronese, wo wir ungewiß bleiben, ob wir mehr die Fülle von fernigen Gestalten, oder die Klarheit der Anordnung zu bewundern haben; aber so gediegen und reich der Veroneser, so schwellend von üppiger Kraft der Fürst der Niederländer ist, hier ist mehr. Der Geist hat diese Massen durchdrungen und gelichtet. Neben der Großartigkeit athmet uns der Hauch der Vollendung an, und in dem wildesten Schlachtgemetzel herrscht eine Schönheit und ein Adel, der an gar keine bekannte Schlachtgemälde erinnert; denn selbst Raphaels Maxentiusschlacht ist, so groß sie an sich sey, in der Aufgabe etwas Geringeres. Wäre die Kritik nicht berechtigt zu lächeln über die Abnormität der Aufgabe, wenn sie die Lösung nicht kennte? Römer und Hunnen sollen nach der dunkeln Legende mit solchem Grimm vor Roms Thoren gefochten haben, daß beide Heere bis auf die beiden Feldherrn und wenige ihrer Satelliten umkamen. Aber der Grimm hatte mit ihrem physischen Tode noch nicht ausgetobt. Die Geister der Christen und der Barbaren erheben sich von der Wahlstatt und kämpften noch drei Tage und Nächte in den Lüften über der ewigen Roma fort. Welche gespensterhafte, atroce Aufgabe, werth der neu-romantischen Schule, aber nicht der Kunst, welche idealisiren muß. Und doch gib

es kein Gemälde, wo die Kriegsfurie so geadelt erschiene. Wenn man sich verklärte Geister denken kann, diese sind es, und doch, schwebend in den Lüften, jeder Zoll eine Wahrheit. Die Römer in allem Adel classischer Kunst. Gewänder und Stellungen aus den besten Mustern der Antike geschöpft; die Barbaren in voller Wildheit ungezügelter Wuth, und doch in keiner Bewegung über das Maß hinaus, das nicht überschritten werden darf, ohne die Schönheit zu verletzen. Dabei die bewunderungswürdige Dramatik im Gemälde; während unten die Leiber aus dem Todesschlaf erst krampfhaft sich aufrütteln, tobt die ergrimmteste Schlacht schon in den Lüften; Attila schwingt die Geißel und der Imperator zieht im Gottvertrauen den Unholden entgegen. Man sieht die elastische Kraft der Luft; der Künstler hat neue Gesetze für die Körperwelt im Luftreich erfunden, und das stumpfste Auge erkennt sie an. Wie die Männer wild, grimmig, fest und todesruhig, so sind die Frauen mit wunderbarer Schönheit begabt. Der gläserne Blick der Erwachenden beim Anblick des Wunders, die Verzweiflung in Andern; in diesen blizt nur die barbarische Lust, die noch Schlummernden zum Kampf zu erwecken. Und alle diese versteinerten Gruppen, so hell und deutlich in sich gehalten, und so kunstvoll verschlungen, so symmetrisch wie die Linien einer Arabeske, und doch nichts Steifes, Gezwungenes; keine Allegorie, sondern die lebendigste Wahrheit. Das Bild nur in seinen Grundzügen mit Worten zu beschreiben, überschritte weit den Raum, welchen ein Bericht aus Berlin in diesen Blättern fordern kann. Es ist ein Bild, das der Kunst im Allgemeinen angehört, eines, das weit hinausreicht über Alles, was die neuere Malerei geleistet, ja nur versucht hat. Dies ist nicht das Urtheil eines Enthusiasten, sondern das der Kenner, wie des Publikums. Es hängen manche werthvolle Stücke in der Raczinskischen Galerie daneben, Bilder, die ihrer Zeit die Matadore ganzer Ausstellungen waren; aber wie verbleicht ihre Farbenpracht gegen die Zeichnung dieses einfachen, graubraunen Cartons! Auch ein Sieg der Wahrheit und Kunst, daß eine Zeichnung, mit nur angedeutetem Colorit, solches Eindrucks fähig ist, wo wir jezt durch die bessern Werke der Düsseldorfer den Farbensinn im Publikum geweckt sehen. Die Großartigkeit, die Reinheit der Erfindung trägt doch den Sieg davon über Künste, die freilich auch ihren, wenn gleich nur bedingten, Werth haben. Aber ein solches Werk, welches die künstlerische Schöpferkraft so großartig an der Stirne trägt, müßte, zur Anregung für Alle, öffentliches Eigenthum werden. Wir besitzen in Deutschland kein zweites, nicht einmal ein ähnliches. Lessing, Bendemann u. s. w., gegen diese Erfindung von ursprünglicher Kraft und Schönheitsgefühl, gegen diese Wahrheit eines Ausdrucks, der noch nirgends zur Erscheinung gekommen, der nur Produkt der Phantasie ist, und doch wahr wie Shakespeare's Geister, die auch Niemand sprechen hörte und sah, die aber, wenn sie existirten, gerade so sprechen und aussehen müßten — gegen Kaulbachs Erfindung ist ihre nur noch Stückwerk. Aber ein solches Werk wird nicht allein stehen bleiben. Es muß anregend wirken, und für die deutsche Malerkunst ist ein neues Studium errungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Breslau, December.

(Fortsezung.)

Schlesische Zustände.

In Breslau besteht ein Künstlerverein, der in seiner dichtenden Abtheilung gar wackere lyrische Talente aufzuweisen hat. Ich nenne vorzugsweise den liederfeischen Geisheim, den gemüthlichen Grünig und Hoffmann v. Fallersleben. Außer diesem Verein sind gute epische und kritische Köpfe: Robert Bärtner, Ladislaus Tarnowsky und Gustav Roland, die, wie der witzige Feuilletonist Moritz Bauschke, schon dem Auslande hinreichend bekannt wurden. Unter den Malern zeichnen sich aus: die beiden Hölder, Vater und Sohn, Siegert, König, Rabe, Hermann und Kosta. Siegert hat einst in seinem herrlichen Diorama den Vesuv und die Ruinen des antiken Theaters von Taormina nach Breslau gezaubert, und dann den trefflich gemalten Süden nach Berlin geschickt. Albrecht Hölder (der Jüngere) ist nicht allein als Oelmaler längst mit Ruhm anerkannt, sondern auch als Glasmaler. Die Fenster des Schlosses zu Marienburg, wo er jahrelang arbeitete, enthalten schöne Werke seiner genialen Kunst; die Perle seiner Arbeiten dieser Art ist aber eine Madonna mit dem Kinde, die allen wunderbaren Reiz der von ihm neu erfundenen Kunst in sich schließt. — Seit 1852 hat der Künstlerverein sich mit der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu einer stets zweijährlich abzuhaltenden Kunstausstellung vereinigt. Sie findet zur Zeit unseres Frühlingswollmarktes statt, der bekanntlich von europäischer Bedeutsamkeit ist. Die Ausstellung wird zahlreich besucht und ist ein wesentliches Beförderungsmittel des inländischen Kunstfleißes; denn nicht nur Gemälde und Sculpturen, sondern auch Fabrikate aller Art werden ausgestellt und verkauft. Außerdem besteht noch ein Kunstverein, der meist nur Gemälde sammelt. — In Breslau ist ein bedeutendes musikalisches Leben, und kein fremder Virtuos geht unsere Stadt ohne Concert vorüber; denn er findet hier Kunstsinn und ein tüchtiges Accompagnement. Es bestehen übrigens seit einer langen Reihe von Jahren viele achtbare feste Concerte und Musikvereine für den Winter, wie denn bei uns Concordia in einer fast zahllosen Menge von Coterien waltet, und Jeden nach Neigung und Bildungsstufe glücklich unterbringt. Unter den hiesigen musikalischen Notabilitäten ist der Cantor Siegert, und ganz besonders der berühmte Orgelspieler Hesse zu nennen, der auf seinen Reisen schon mehrere Großstädte Deutschlands mehrmals zur Bewunderung zwang. Auch die Musikdirectoren Seydelmann am Theater und Mosewius an der Universität, der verehrte Sangmeister unserer Stadt, verdienen auszeichnende Erwähnung. — In Schlesien findet alljährlich ein mehrtägiges Musikfest mit bedeutenden Kräften statt; es wurde dieses Jahr in Waldenburg abgehalten.

Ich sollte nun zum gewöhnlichen Hauptinhalte der Berichte — zum Theater — übergehen; da ich aber meinen gegenwärtigen über Breslau und Schlesien nur als eine Art Einleitung betrachte, so begnüge ich mich auch hier mit bloßer Decorationsmalerei, und erinnere nur, daß das Breslauer Theater noch immer eine schlechte Bude in einem schlechten Winkel ist, obgleich in neuerer Zeit große Hoffnungen in die Welt trompetet wurden, wir würden ein besseres erhalten. Dieser armseltge Tempel war aber einmal eine tüchtige dramatische Schule, welcher Deutschland Dank schuldig wurde. Die bedeutendsten Talente wurden für sie gewonnen; Fleck (ein geborner Breslauer), Iffland, Unzelmann, Anschütz, Schmelka spielten hier, und nur erst, als die Actionärs, welchen das Theater gehörte, später ihre Interessen nicht länger mit denen der Kunst vereinbar fanden und die Bühne verpachteten, sank es zur Mittelmäßigkeit herab. — Gegenwärtig ernten die Gymnastiker Lawrence und Redisha hier Lorbeeren.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 4. Januar 1838.

La gourmandise est devenue un art; et comme rien n'épure les idées et rafraichit l'imagination comme l'amour bien entendu des plaisirs gastronomiques, nous vivons au sein d'une société charmante, et la génération qui s'élève autour de nous promet de grands hommes et d'illustres gastronomes.

Code gourmand.

Die Pariſer Speiſehäuſer.

(Fortſetzung.)

Die gewöhnliche Speiſezeit iſt für die Frühſtücke von zehn bis zwölf, für die Mittageſſen von vier bis acht Uhr. Das Dejeuner und das Diner ſind die beiden einzigen gegenwärtig üblichen Mahlzeiten, welche Sitte höchſt zeiterſparend, der Geſundheit zuträglich und daher überall zu empfehlen iſt. Es wäre vielleicht nicht unintereſſant, den Unterſchied kennen zu lernen, welcher ſich zwiſchen dieſen beiden, zur Beſchwichtigung des allgemeinen Hungers eingeführten Mahlzeiten bemerkbar macht; da wir aber nicht zu weitläufig werden wollen, übergehen wir die Pariſer Frühſtücke, deren unausbleiblichen Beſtandtheile entweder Kaffee mit Milch, Butter und Semmeln, oder Beefſteaks mit geröſteten Kartoffeln ſind. Ueberdies liegt es in unſerer Abſicht, nur von den öffentlichen Reſtaurans in Paris zu ſprechen, deren unermeßliche Oefen ſich von neun Uhr Morgens in glühende Thätigkeit ſetzen. Was die Familieneſſen anbelangt, ſo müßte uns der hinkende Teufel in unſerer Beſchreibung zu Hülfe kommen und die Dächer der Häuſer vor unſern Augen abdecken, wie er es ehemals für den Studioſus Cleophas gethan; aber Asmodée muß wieder in eine Flaſche eingeſperrt ſeyn, denn er hat lange nichts von ſich hören laſſen. Zudem kann man keck annehmen, daß nur der neunte Theil der Pariſer Bevölkerung eigene Küche und Haushaltung hat; acht Neuntel eſſen bei den öffentlichen Speiſewirthen. Ich verſchone den Leſer mit den hiſtoriſchen Nachforſchungen, welche ich über den Urſprung der franzöſiſchen Reſtaurans angeſtellt habe; ich will ferner keine Zeit damit verlieren, durch triftige Gründe nachzuweiſen, daß das beliebte und belobte Hühnerfricaſſée von einem römiſchen Koch erfunden worden, obſchon man es allgemein für franzöſiſchen Urſprungs hält; ſondern ich ſchreite nunmehr ſofort zur Behandlung des in Rede ſtehenden Gegenſtandes. Man öffne daher die Ohren; noch glücklicher zu ſchätzen aber ſind diejenigen, welche vor den ſchmackhaften Gerichten einer franzöſiſchen Speiſekarte ſitzend, den Mund öffnen können. Um uns nun in dem Labyrinth der 2000 Pariſer Speiſewirthſchaften nicht zu verirren, wollen wir eine Grenzlinie ziehen, welche von jeher beſtanden hat und immer beſtehen wird, ſo lange es Reiche und Arme, Mittageſſen zu hundert Franken per Kopf und Mittageſſen zu hundert Centimes gibt: ſtellen wir uns ganz oben auf die Stufenleiter der Pariſer Reſtaurans und ſteigen dann allmählig bis zu den Gargottiers vor den Barrièren herunter, welche ihre große Berühmtheit der gibelotte de lapins verdanken, was ohne euphemiſtiſche Umſchreibung Katzenpfeffer bedeutet.

Die höchste Stufe des gastronomischen Ruhms in Paris behauptet seit den lezten zwanzig Jahren ein dem ganzen essenden Festlande wohlbekannter Name. Chevet ist kein Restaurant im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern ein Viktualienhändler, bei welchem man Mittagessen um einen gewissen Preis und für eine bestimmte Personenzahl bestellt. Sein unter dem Peristyl Montpensier, unweit des Theater français befindliches Magasin de comestibles ist der Centralpunkt, wo die ausgesuchtesten Küchenprodukte von ganz Frankreich, Deutschland und Italien zusammenfließen. Jedes französische Depärtement hat dort seine Leckerbissen hingesandt: die Straßburger Gänseleberpastete steht in nachbarlicher Freundschaft neben der Terrine von Nerac; die Kapaunen aus dem Mans begegnen sich mit den Salmen vom Rhein; der Fasan von Orleans betrachtet mit ganz verwunderten Augen das Hamburger geräucherte Rindfleisch; die Trüffeln aus Perigord leihen ihre Wohlgerüche den rothen Rebhühnern von Sarlat; die Hummern von Dieppe halten in ihren Scheeren die Flügel der Metzer Feigendrosseln und die Schildkröten von der englischen Küste kriechen zwischen Teltower Rüben aus der Mark Brandenburg herum. — Wenn man überhaupt sehen will, welche Wunder die culinarische Kunst in Paris zu Stande bringt, muß man in's Palais-royal gehen, jenes Tabernakel von Allem, was die französische Hauptstadt Gutes und Schlechtes, Gemeines und Prächtiges in sich schließt. Zunächst stoßen wir daselbst auf die eleganten Speisesäle von Véry und Véfour, welche schon ihrer glänzenden Ausschmückung wegen den Besuch jedes Fremden verdienen. Noch vor wenigen Jahren war der Dekorationsluxus bei den hiesigen Restaurans gleichsam verpönt, seit Kurzem aber haben sich die Vergoldungen, die Marmorbekleidungen, die pompejanischen Wandverzierungen, die venetianischen Spiegel und Bronzethüren der Pariser Kaufläden auch auf die Speisewirthschaften erstreckt. Kein Fürst tafelt in freundlicheren, prachtvolleren Umgebungen als die Gäste bei Véry und Véfour. Die trois Frères provençaux, der Grand Vatel, das Café Valois und das Café du Perigord vervollständigen die Liste der Restaurans, welche ihre von den Feinschmeckern aller Nationen verehrten Heiligthümer unter den langen, blinkenden Arkaden des Palais-royal aufgeschlagen haben. Gewiß, verehrtester Leser, es lohnt sich der Mühe, die Schwelle dieser gastronomischen Tempel von Zeit zu Zeit zu überschreiten und auf ihren Altären zu opfern; da es aber doch möglich ist, daß nicht Jeder 20,000 Franken Renten hat, so rathen wir auch nicht Jedem, seine Andacht alle Tage darin zu verrichten, sondern es manchmal wie viele andere ehrliche Leute zu machen, welche nach eingenommenem, frugalem Mittagsmahl bei Véry, Véfour und Chevet vorübergehen und durch das Anschauen der hinter den hohen Spiegelfenstern aufgestapelten Trüffelpyramiden und Fasanenpasteten ihre Verdauung beschlennigen. Alles das ist herrlich, prächtig, aber auch sehr kostspielig; bei Chevet ißt man nicht wohl unter fünfzehn Franken, und dabei ist der Wein noch nicht mitgerechnet; bei Véry und Véfour kommt das Mittagessen, wenn man allein hingeht, auf sechs bis acht Franken, wofür man weder seltene Gerichte auf der Karte aussuchen noch feine Weine trinken darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch den Kirchenstaat

unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortsetzung.)

Mitten unter den landschaftlichen Genüssen, die uns Luft, Ferne, Baumgruppen, Schluchten und vor allen der seine Gestalt ununterbrochen wechselnde Soracte bereiteten, überraschte uns auch ein archäologischer: aus Gestrüpp und Gesträuch, zwischen Bäumen und Felsen ragten die Trümmer einer altrömischen Stadt hervor, von Umfang so bedeutend, als von Bauart vortrefflich. Wohl behauen und geordnet liegen die Quadersteine der Mauern und Thürme übereinander und die Construktion weist auf die beste Periode classischer Baukunst. Leider reichte die Geographie von Keinem unter uns aus, den Namen dieser seltenen Ueberreste zu bestimmen. Was mich aber am meisten überraschte, war am nördlichen Thor ein vollkommen und rein construirter Spitzbogen. Schon in Tusculum hatte ich in einer antiken Brunnengrotte den Spitzbogen, wenn auch nicht vollendet, vorgefunden; hier war die Erscheinung vollständig. Den Zweifel, ob der Bogen vielleicht spätern Ursprungs sey, löste die nähere Betrachtung, aus der sich die ursprüngliche und organische Einheit desselben mit dem ganzen Bauwerk ergab. Wir hatten also wieder einmal eine Erfindung, die einer ganzen spätern Zeit Charakter und Ausdruck gibt, in einer frühern äußerlich vollendet, doch ohne die Macht des inwohnenden Geistes, vor uns und erkannten, daß diese erst erwache, wenn ihre Stunde gekommen, aber dann auch nicht die That eines Einzelnen, sondern der Geschichte sey. So liegen, obschon unbeweglich, die Matrizen, Erztäfelchen mit erhabener und für den Abdruck verkehrter Schrift, und somit das Geheimniß der Buchdruckerkunst, in den römischen Antiquarien, und Plinius schon rühmt die Größe der Erfindung, durch welche die Proconsuln ihren Namen in beliebiger Anzahl mit größter Leichtigkeit durch einen einzigen Druck jedem ausgefertigten Befehl untersetzen konnten; aber den einen

kleinen Schritt weiter zur Buchdruckerkunſt ſelbſt that die Menſchheit anderthalb Jahrtauſende ſpäter, als freie Mittheilung des Gedankens und Reformation des größten, der Religion, Bedürfniß geworden. Ebenſo erkannte erſt das der antiken Welt fremde Bedürfniß nach Seelenerhebung die Wirkung des Gewölbes, deſſen aufſteigender Bogen nicht wieder zur Erde niederſinkt, wie der Halbkreis, ſondern ſich mit einem zweiten aufſtrebenden verbindet im Spitzbogen.

Unſere nächſte Station war die ſogenannte Vigna di Narni, eine drei Stunden von Otricoli an der Landſtraße gelegene Dorfſchenke. Hier fanden wir mannichfache Gelegenheit, uns in den verſchiedenen Tugenden der Verträglichkeit, Demuth, Enthaltſamkeit, Geduld u. ſ. w. zu üben. Das Zimmer, in das man uns acht Perſonen führte und einſchloß, war bereits mit mehreren Fuhrleuten und deren weiblicher Begleitung angefüllt. Außerdem befanden ſich noch im Zimmer zur Bequemlichkeit ſämmtlicher Anweſenden zwei Tiſche, zwei Stühle, zwei Betten und zwei Fenſter, und endlich noch ein Loch in der Höhe, durch welches man uns die nöthigen Erfriſchungen reichte. Auf den Tiſchen ſtanden Teller, Schüſſeln und ähnliches Geſchirr, alles sporco, wie die Leute ſagten, nämlich von den Choleriſchen benuzt, folglich der reinigenden Hand der Küchenbedienung unzugänglich, und ſomit in einem zweiten Sinne sporchissimo. Hier galt es nun, ſich zu vertragen, und noch mehr; ſich zu beſcheiden; denn im Allgemeinen iſt der Italiener egoiſtiſcher als andere Nationen: er ſucht gewiß das beſte Theil für ſich, und ungetheilt. Uebrigens bleibt in ſolchen Fällen der Vortheil ſtets auf Seite des Wirths, dem, was er reicht, es ſey gut oder ſchlecht, bezahlt werden muß, da das einmal Berührte, oder in den verdächtigen Dunſtkreis Getauchte nicht zurückgenommen wird.

Hätte ich den Gänſekiel, mit welchem Voß ſeine Hamburger Idyllen geſchrieben, ich wollte von den im warmen Käſewaſſer ſchwimmenden Semmelbrocken, von den unerweichten Stücken einer Rindsbruſt, von dem unter dem Namen von Cotelettes herabgereichten Lederſchnitten und von den Trauben, welche, die Farbe abgerechnet, für nachgemachte aus Alabaſter hätten gelten können, ein leckendes Bild aufſtellen. So muß ich mich darauf beſchränken, zu berichten, daß wir das Ganze auch großentheils als Bild, nämlich nur mit den Augen genoſſen. — Menſchliche Weſen kennen, außer Hunger und Durſt, noch andere angeborene und weniger aufſchiebbare Bedürfniſſe, für welche ſie die Einſamkeit, ſey's des Hauſes oder der ländlichen Flur, vorziehen. Es wäre eine übelbegründete Schmeichelei, wollte man dem Italiener nachrühmen, daß er an ſolchen ſtillen Orten die Tugend der Reinlichkeit mit Nachdruck übe; dennoch ſtand hier vor dem Paradiesgärtlein ein Cherub mit dem flammenden Schwert, ein bewaffneter Papalino, mit der Parole: Indietro i sporchi! Was war zu thun von uns Unreinen? Ich weiß nicht mehr, welcher unſerer beiden Feldherrn, ob Prinz Eugen, ob Napoleon den erſten Feldzug unternahm; nur ſo viel weiß ich, daß ſein Tagsbefehl einen zweiten verhinderte. Begleitet vom dienſtthuenden Unteroffizier, war er vor das Dorf in's Feld gerückt, aber von allen Seiten von der Menge der Dorfbewohner und Bewohnerinnen verfolgt und umringt, hatte er den Operationsplan aufgegeben und einen ehrenvollen Rückzug genommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

(Beſchluß.)

Schleſiſche Zuſtände.

Zum Schluß will ich noch in allgemeinen Zügen Charakter und Sitte meiner 92.000 Breslauer Landsleute ſchildern, als Maßgabe der ſchleſiſchen überhaupt. Wenn ich ſie lobe, ſo geſchieht das nicht aus Patriotismus. Ich halte mich ſtreng an den Ausſpruch Fremder, und ſchreibe ihr Urtheil nach. Der Schleſier iſt arbeitſam, heiter, höflich, geſprächig, und der Pommer und Brandenburger haben im Vergleich gegen ihn ſchon etwas Düſteres und Schwerfälliges. In Breslau hat noch jeder Fremde, den ich ſprach, das geſellige Leben höchſt angenehm gefunden, und Manche begeiſterten ſich an den Erinnerungen von dreißig Jahren her, vor welchen ſie hier lebten. Unſer geſelliger Geiſt weiß es wie ein kluger Wirth Jedem recht zu machen. Für alle Stände, für alle Zwecke und Anforderungen ſchuf er Vereine und Kränzchen, und bald findet der Fremdling aus den ſich darbietenden bunten Elementen der Converſation ſein Steckenpferd heraus, und reitet ſich wenigſtens eine Weile darauf glücklich. Der Breslauer iſt im Allgemeinen mäßig; er liebt Wein, Bier und vor Allem ſein Gläschen Liqueur, aber er liebt es mit Anſtand. Nie ſieht man, wie in andern deutſchen Provinzen, Sonntags nach der Kirche den gemeinen Mann ſich regelmäßig um den Verſtand trinken und dann aus dem Wirthshauſe den Weg direkt in die Goſſe nehmen. Eben ſo wenig treiben ſich allnächtlich Betrunkene auf den Straßen umher, und die gewöhnlichen Exzeſſe großer Städte ſind hier ſelten. — In jedem angeſehenen Hauſe bekundet ſich der vorherrſchende Sinn für Muſik; man findet faſt überall ein Inſtrument, und vor den Thoren exiſtirt eine Menge Tanzſäle, in denen Sonntags und Montags die niedern Claſſen ſich die Schwindſucht in allen Formen an den Hals raſen. Ueberhaupt aber wird auf ein munteres Tänzchen hier gehalten und faſt jeder Winterabend durch einen Ball geziert. — Im Gebirge iſt nächſt der Geige freilich der Webeſtuhl die Muſik der Meiſten, und ach, wenn er nur hinreichend Brod gewährte! Aber der ſonſt ſo blühende Leinenhandel nach Polen und Rußland iſt völlig untergegangen, und in neueſter Zeit iſt ſelbſt der nach Amerika von Jahr zu Jahr

dergestalt zusammengesunken, daß viele Leinenkaufleute ihre großartigen Geschäfte, an denen sie viel wahrscheinlicher jetzt verlieren als gewinnen können, ganz aufgeben wollen. Da sitzt nun der arme Weber in einem Bauerhäuschen zur Miethe, und arbeitet von früh bis spät, und wenn die Woche zu Ende ist, so hat er im guten Falle sechzehn Groschen verdient. Davon soll er sich und seine Familie sättigen, kleiden und Abgaben zahlen! — Die gewöhnliche Kochkunst hat freilich in Schlesien nicht den üppigen österreichischen und böhmischen Charakter; doch lebt man wohlfeiler und weniger dürftig als in Sachsen. — Zum Weihnachtsfest herrscht hier im Uebermaß die große deutsche Gabenfreude; aber man verlangt als charakteristisches Festmahl auch Karpfen mit polnisch-brauner Sauce und Sauerkraut, daneben Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchen und Mohnklöße. Diese sind in specie dem heiligen Christ geweiht, und, so viel ich weiß, eben so wie der Mohnstriezel, im übrigen Deutschland unbekannt. Es sind in Milch geweichte Semmelscheiben, zwischen deren Lagen gestoßene, versüßte Mohnkörner gestreut werden, und ich empfehle das wohlschmeckende Gericht allen deutschen Hausfrauen am Weihnachtsabend zur Nachahmung. Die weitere Ausbreitung des Mohnstriezels wäre eine höchst glückliche und verdienstvolle Bäckerspeculation. Der gewöhnliche Striezel, die sächsische Stolle, ist der Schlußstein der Weihnachtsmahlzeit. Ohne braune Karpfen, Mohnklöße und Striezel ist für den Schlesier eigentlich kein heiliger Christabend denkbar. Der Fastnachtdienstag dagegen verlangt diktatorisch seine Bratwurst, Krapfen oder Pfannkuchen mit Punsch, Ostern sein Gelbbrod, ein Gebäck mit Safran, Pfingsten seinen Kuchen und der Martinstag eine Gans und ein Martinshorn. X.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Rauchs Polenkönige. Karl Büchner.

Nicht dasselbe läßt sich von Rauchs Polenkönigen sagen. Der Bildhauer hat mit diesem vollkommenen Werke kein neues Stadium eröffnet, aber er hat seiner schöpferischen Kraft das Siegel der Vollendung aufgedrückt. Rauch leistete schon so Großes, so Anerkanntes, daß man sich selbst schüchtern fragt, ob es keine Versündigung gegen seine frühern Werke ist, wenn man es für sein vollendetstes erklärt. So großartig tritt die Erfindung uns entgegen, und in so vollkommener Schönheit harmonirt der Entwurf mit der Ausführung. Zwei Heldengestalten voll Kraft, wie sie nur ein Buonarotti in's Leben rufen konnte, und zugleich im Detail so ausgeführt, daß uns das faltige Gewand des Einen und das Panzerhemd des Andern den Fleiß eines Gerhard Dow verräth. Der Sinn des größern Publikums, auch desjenigen, das für die bildende Kunst Interesse gewonnen, steht noch immer in schüchterner Fremdheit vor den Werken der Sculptur. Es läßt sich lieber sagen, daß sie schön sind, als daß es die Schönheit fühlt und, von ihr hingerissen, warm dafür wird. Hier hat Rauch auch diese Wärme der Theilnahme erzwungen. Man bewundert nicht allein, man freut sich und fühlt sich behaglich unter kolossalen Figuren einer mythischen Heroenzeit. Wenn mich die Kraft der Schöpfung an Michel Angelo erinnerte, so denke man nicht an jene gigantisch zerschmetternde: es ist kein Moses, der die Gesetztafeln zerbricht, der Geist des Christenthums verklärt diese Kraft und moderne Sinnigkeit erleuchtet die edeln Gesichtszüge. Der eine König in einer Tunica über dem Kriegerkleide, die geschickt die Mitte hält zwischen dem Priestergewande und dem altslavischen Costüm, faßt das Kreuz, zu dem er vertrauend aufblickt, der andere, im Panzerkleide, hält die Hand auf's Schwert, mit dem ernst vertrauenden Blick auf das heilige Zeichen. Nichts von Trotz, Milde in der Kraft. Man fühlt, eine Wahrheit, so aufgefaßt, so vertheidigt, muß siegen. In den Gesichtszügen des Kriegerkönigs will man den schönen Typus der Radziwillschen Familie wieder erkennen. Man sieht dem Modell an, wie der Künstler mit der vollsten Liebe gearbeitet hat, und wie er deßhalb so Vollkommenes leistete, weil keine Rücksichten ihm einen Zwang auflegten. Der Phantasie war in der Wahl des Costüms die vollkommenste Freiheit gelassen. Nur etwas bezweifelt man: ob der Guß in Erz die Weichheit, das Leben der einzelnen Theile so wiedergeben wird, wie der weiche Thon jetzt. Der Eindruck des Ganzen kann nicht verschwinden.

Der Tod eines jungen Bibliographen und Literaten hat hier unter seinen zahlreichen Freunden allgemeine Theilnahme erregt. Dr. Karl Büchners Hauptverdienst wird in seinem Nekrologe, der in der von ihm gestifteten literarischen Zeitung steht, sehr richtig darein gesetzt: daß er vollkommen wußte, was er konnte, und nie mehr wollte. Einer jener milden Charaktere, die noch im Bienenfleiß des Sammelns ihre harmlose Lust finden, lebte und webte er seit seiner frühen Jugend in der Geschichte der neuern Literatur. Er war ein lebendiges Lexicon über alle Schriften und Autoren dieses Jahrhunderts, und seine schriftstellerische Thätigkeit stand auf's Innigste in Verbindung mit seiner ausgezeichneten buchhändlerischen Wirksamkeit. Seit dem Tode des Buchhändlers Humblot führte er die große Duncker und Humblotsche Buchhandlung als Hauptbuchhalter, und genoß ein seltenes Vertrauen von Seiten des Prinzipals. Büchners ganzes Streben ging aber, nachdem er sich durch einige Schriften, z. B. eine über die Ausbildung eines deutschen Buchhändlers, einen Namen gemacht, dahin, eine eigene literarhistorische Zeitung zu gründen, welche, bei möglichster Vollständigkeit, die klarste, unparteiliche Uebersicht in dem überwältigenden Strome der Novitäten gewähren sollte. Nach unsäglicher Mühe kam er vor zwei Jahren damit zu Stande, und die ersten Quartale, wo er selbst der Hauptmitarbeiter war und der besonnene Leiter blieb, welcher das Parteifeuer seiner jüngern Mitarbeiter zu dämpfen wußte, ließen auch wenig zu wünschen übrig. Später erlag er unter der Masse des zu Bewältigenden, und gegen den Willen des Redlichen schlich sich in diese Zeitschrift so viel Factionseifer ein, daß sie, wenigstens in dem urtheilenden Theile, ihre Reputation verlor. Aber leider erlag er selbst physisch der Arbeit. Ein Blutsturz, durch einen zufälligen Anlaß erregt, war der Grund seiner Todeskrankheit, der er nur vermöge seiner sonst sehr gesunden Natur so lange widerstand. Noch an seinem Todestage redigirte er sein Blatt. Sein deutsches Taschenbuch, welches jetzt zwei Jahrgänge erlebt hat, ist hinlänglich bekannt. Sein Begräbniß zeigte, welche Liebe und Theilnahme ein so consequent freundlicher Charakter, wie der seine, auch in einer Zeit der Zerrissenheit und des Auseinandergehens, wie die unsere, sich erzwingt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 5. Januar 1838.

Fließe des Lebens Strom! Du gehſt in Wellen verüber,
Wo mit wechſelnder Höh' eine die andre begräbt.
Leben iſt Lebens Lohn, Gefühl ſein ewiger Kampfpreis;
Fließe, wogiger Strom! —

Herder.

Der Rheinfall.

Der Rheinfall hat ein Lied mir vorgeſungen,
So feierlich, wie Sterbeglockenlaute;
Lang hat in meiner Bruſt es fortgeklungen,
Bis ich es nachzuſingen mir getraute;
In dieſer lichtbetropften Mondnacht ſtieg
Es aus der Dämmrung auf, die es umbaute. —
Ich ſah der Waſſer ungeſtümen Krieg,
Wie Well' um Welle brauſend niederrollte;
Ich ſchaute nur, und meine Seele ſchwieg,
Als wenn ſich Gott mit ihr beſprechen wollte;
Verſtummt in Andacht waren die Gedanken,
Im Traum nur hört' ich, wie der Donner grollte.
Hoch auf dem Strome ſah ich Barken ſchwanken,
Mich ſelbſt in Einer, wie mir ſchien, allein,
Doch Maſt und Segel ſchmückten Epheuranken.
Wie ſchön, im rothen Morgenſonnenſchein
Zu ſchweben vogelleicht auf blauer Bahn!
Und Nachen, einzeln und in bunten Reihn,
Bald vor, bald hinter uns, bald nebenan,
Durchkreuzen ſchaukelnd ſich auf breiter Fläche,
Sich fliehend, ſuchend, und von Kahn zu Kahn
Erſchallen Wechſelgrüße, Zwiegeſpräche,
Und durcheinander tauſend Liederkehlen
Wetteifern jauchzend, wie die Alpenbäche.
O ſüßer Taumel trunkner Menſchenſeelen!
Wir merken nicht, daß ſich die Welle rührt,
Und möchten uns die Eilfahrt ſelbſt verhehlen.
Denn Regenbögen, die der Morgen ſchürt,
Mit heitern Farben all die graue Ferne
Uns überwölbend, ſehn wir aufgeführt.
Doch näher brauſt es ſchon; wir lauſchen gerne,
Wie's in uns, unter, über uns erklingt,
Nah über uns der Rundgeſang der Sterne,
Die durch den Himmel rollen ſturmbeſchwingt,
Ein kühner Schwarm, der um das Urlicht ſchwirrt.
Vernehmt ihr, wie es in einander ſingt,
Wie's jubelt, ſtöhnt, in ſüßen Tönen girrt,
Und, gleich als ſprängen ſtraffgeſpannte Saiten,
Wie ſich Willkomm und Lebewohl verwirrt!
Ade, ihr Lieben! wollt ihr mit uns gleiten
Vereint, kommt näher, näher, ach wir fliegen,
Wir ſehn euch kaum in unermeßnen Weiten,
Wir rufen euch, die Stimme will verſiegen!
Weint uns nicht nach, kommt bald, ſchifft muthig zu
Dem Sturz — er nimmt uns hin — Vorbei! — Wir liegen
Im weiten, kühlen Schoos der ew'gen Ruh!

Die Pariſer Speiſehäuſer.

(Fortſetzung.)

Vier ganz vorzügliche Reſtaurans finden wir am Boulevard des Italiens: das Café Riche und das Café Hardy, auf welche man das bekannte Wortſpiel gemacht hat: il faut être hardi pour diner chez Riche, et riche pour diner chez Hardy; ferner das Café anglais, deſſen äußere Ausſtattung gerade nicht neumodiſch iſt, und endlich das Café de Paris, der Hauptſammelplatz der jungen Faſhionables mit buttergelben Handſchuhen und ſafrangelben Geſichtern. Das Café de Paris hat nicht immer ſeine gegenwärtige Beſtimmung gehabt. Bevor es eines der eleganteſten Kaffee- und Speiſehäuſer wurde, war es die Wohnung des reichen Fürſten Demidoff. Man merkt es noch an den hohen, geräumigen Plafonds, worauf kleine, bausbackige, roſenrothe Amors herumflattern, an den prächtigen Wandſpiegeln und an dem geſchmackvollen Luxus, der, wie ein wohlriechender Duft, den fürſtlichen Urſprung dieſer Säle verräth. Der Rocher de Cancale in der Rue Montorgueil erhält noch immer ſeinen alten Ruf, welcher aus den erſten Zeiten des Kaiſerreichs herſtammt. Für den eleganten Pariſer iſt es eine förmliche Wallfahrt, wenn er ſich nach dem kothigen, lärmenden Quartier der Hallen und Märkte begeben ſoll, wo der Nachfolger des in den Annalen der franzöſiſchen Reſtaurationen berühmten Baleine wohnt und ſeinem Vorgänger nacheifert. Im Roche de Cancale trinkt man den beſten Wein, welchen die Natur, und zwar die Natur allein hervorgebracht hat, ein wichtiger und keineswegs zu verachtender Umſtand in unſern Tagen, wo die Chemie und alle Wiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, daß ſelbſt der Kampeſchenbaum ſich ihrem Bereich nicht hat entziehen können. Während des Kaiſerreichs war dieſer Reſtaurant das Rendezvous aller luſtigen Brüder, Volksdichter und dramatiſchen Schöngeiſter; in den Vaudevilles jener Epoche wird der Rocher de Cancale und ſein Stifter Baleine oft in eigenen Couplets gefeiert. Heute beſtellen dort die fremden Diplomaten in Paris ihre raffinirten Mahlzeiten, wo jeder Gaſt unter ſeiner Serviette eine gedruckte Karte findet, welche die Zahl und die Reihenfolge der Schüſſeln anzeigt, damit Jeder ſeinen Appetit darnach einrichten und einen Theil deſſelben für eines ſeiner Lieblingsgerichte aufſparen könne. Der Rocher de Cancale iſt beſonders wegen der reichen Auswahl und vortrefflichen Zubereitung von Seefiſchen berühmt; man findet auf der Speiſekarte allein acht bis zehn verſchiedene Auſterarten angemerkt. Wer übrigens gerade keine zehn Franken auf ſein Diner verwenden will, dem können wir den ſchräg gegenüber liegenden Reſtaurant, Philippe, à l'Ermitage, empfehlen, wo man für die Hälfte Geld ganz friſche Seefiſche und überhaupt ganz ſolide, ſchmackhafte Küche findet. Die Poissonnerie anglaise erzellirt ebenfalls in Zubereitung von Fiſchgerichten. Schon das Aeußere dieſes an der Ecke der Rue du Faubourg Saint-Honoré gelegenen Reſtaurans iſt höchſt anziehend und appetitlich. Hinter den Fenſterſcheiben neben dem Eingang ſehen wir die Hummern, Krebſe u. ſ. w. in zierlicher Ordnung ausgelegt, welche nicht wenig Erfindungskraft erfordern mag, da dieſe Thiere an und für ſich dem Schönen widerſtreben. Die Fiſche ſpielen hier in ihrem wahren Element, welches marmorne Waſſerbehälter einſchließen, aus deren Mitte eine Fontaine hervorquillt. Schildkrötenſuppe wird in der Poissonnerie anglaise ganz vorzüglich zubereitet. — Wenn man im Sinne hat, ſeinen Abend in einem der Boulevardstheater hinzubringen, ſo thut man wohl daran, in demſelben Stadttheile zu Mittag zu eſſen. Die Reſtaurans fehlen nicht; man wird nur um die Wahl verlegen ſeyn. Wer in einem dieſer Reſtaurans am Boulevard du Temple allein zu Mittag ſpeist, kann allerlei Betrachtungen über Pariſer Sitten anſtellen, während das verlangte Cotelette auf dem Roſt gebraten wird. Die erſte Bemerkung, welche ſich uns aufdringt, iſt die, daß der große Speiſeſaal faſt immer leer und öde iſt, die meiſten cabinets particuliers dagegen immer beſezt und geräuſchvoll ſind. Man ſehe nur einmal, wie die Gäſte ankommen, faſt immer zu zwei. Ein Fiaker, eine Citadine oder eine Sylphide hält vor der Thür des Reſtaurans; ein glückliches Paar ſteigt aus dem Wagen, und vergebens bemüht ſich unſer indiskretes Auge, die Geſichtszüge jener Dame zu erſpähen, welche heimlich und ſchnell vor dem Hauptſpeiſeſaal vorbeiſchlüpft.

Grignon, Lointier, Prévoſt und Charlier ſind vier Namen, welche mehr als einer Neuvermählten lange im Gedächtniß bleiben. In den geräumigen Salons dieſer Reſtaurans werden nämlich faſt alle Hochzeitſchmäuſe der bürgerlichen Ehen gehalten; außerdem veranſtaltet man daſelbſt patriotiſche Bankets und ſogenannte repas de corps. Bei Grignon, am Eingang des Passage Vivienne kommen jedes Jahr die ehemaligen Zöglinge des Collège Sainte-Barbe und der polytechniſchen Schule zu einem Mittageſſen zuſammen, wo oft Jugendfreunde ſich wieder finden, die ſich ſeit zwanzig Jahren nicht mehr geſehen und folglich beinahe vergeſſen hatten. Viele haben ſich vorher gar nicht gekannt, was jedoch keineswegs verhindert, daß ſie ſich gegenſeitig um den Hals fallen, ſich duzen und ſich dann fragen: „A propos! lieber Bruder, wie heißt du?“ In gleichem Range ſtehen das Veau qui tète auf dem Chateletplatz und das Boeuf à la mode in der Rue Valois, ganz nahe am Palais-royal. Beide ſind aus ſchmutzigen Cabarets prächtige Reſtaurans geworden. Im Boeuf à la mode findet man auch alle Gerichte der provençaliſchen

Küche, welche meinem Gaumen ſchlecht behagen. Ich habe ein einziges Mal eine Schüſſel provençaliſcher Kochkunſt probirt und dieſelbe hat mir ſo viel Kummer bereitet, daß mir die hellen Thränen über die Backen liefen, wie wenn ich ein leibhaftiges Kind der Provence geweſen wäre und Heimweh gehabt hätte. Die Urſache dieſer Thränen lag ganz einfach in der Maſſe von Zwiebeln, welche den Hauptbeſtandtheil des echt provençaliſchen Gerichts bildeten. Wer ſich aus den Kichererbſen nichts macht, wer, wie ich, den Stockfiſch mit Oel nicht riechen kann, und den Knoblauch ſammt ſeiner ganzen Familie verabſcheut, der wende der Provence den Rücken und kehre bei Alt-England ein, jener claſſiſchen Erde der Freiheit mit dem Zweikammerſyſtem, des Roſtbeafs mit Kartoffeln und des Plumpuddings mit Rhum. In Paris haben ſich das Roſtbeaf und der Plumpudding vorzugsweiſe in der Nähe der Magdalenenkirche und des italieniſchen Theaters niedergelaſſen. Dort kann man alle gaſtronomiſchen Freuden der Helden Walter Scotts genießen, und enorme Berge von verſchiedenen bluttriefenden Fleiſchſorten thürmen ſich vor einem auf, während man in ſchön geſchliffenen Champagnergläſern das ſchottiſche Ale mouſſiren läßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Morgens bei der Ausfahrt hatte der Vetturin Stretture, jenſeits Terni, als das Tagesziel genannt, und wir hatten uns ſchon in Berechnungen über die Ankunft in Bologna, Verona und München verloren. Es war Nachmittags vier Uhr, als wir unſer Gefängniß in der Vigna di Narni verließen, und Stretture noch ungefähr vier Poſten entfernt; wir zogen deßhalb unſere Phantaſie zurück und ſchränkten uns auf die nächſten Räume und Zeiten ein. Traurig war es, die ſonſt belebte Straße jetzt ſo einſam zu ſehen; denn ſelbſt die Landbewohner hielten ſich ſo viel möglich Jeder in ſeinem Ort, da ja Keiner wußte, ob ihm die Seinigen die Rückkehr erlauben würden. In Terni waren ein paar alte Leute plötzlich geſtorben; ein Arzt hatte den Fall bedenklich gefunden, ſogleich war die ganze Stadt sporca, und wer von ihr kam, der Quarantaine unterworfen. Man war genöthigt, um die Stadt herum zu fahren, zwiſchen der Ringmauer und dem Velino, auf ſchmalem, ungebahntem und wegen der Abhänge nach dem Fluß hin höchſt gefährlichem Wege. Es war ſchon Nacht, als wir vor der Stadt ankamen. Der wachhabende Offizier war ein vernünftiger Mann, wir ſtellten ihm die Gefahr vor, in die wir uns mit müden Pferden auf dem vorgeſchriebenen Umweg begeben würden, und baten um Geleit durch die Stadt, das er uns, nach einigem Beſinnen und unter wiederholter Vermahnung, daß wir, zu unſerm Beſten, davon in den nächſten Orten ſchweigen ſollten, denn auch gewährte. Zu unſerer Legitimation, daß er uns dieſen Dienſt nicht erwieſen habe, erwies er uns einen zweiten und viſirte unſern Sanitätsſchein nicht, ſo daß wir von der verdächtigen Stadt keine Spur an uns behielten, was um ſo wichtiger war, als wir den Glauben an die daſelbſt ausgebrochene Cholera nachgehends allgemein und feſtgewurzelt fanden.

Hinter Terni am Wege liegt eine einſame Oſteria, vor der eine Anzahl römiſcher Laſtwagen hielt. Wir fanden eine unerwartete, freundliche Aufnahme. Betten ſtanden bereit, über dem Herde dampfte der Keſſel und Hühner drehten ſich am Spieß; in allen Gläſern blinkte der röthliche Wein, und eine vollwangige, lachende und dienſtwillige Schöne lud zu den Freuden eines glücklichen Abends ein. Um den Herd ſaßen Weiber, Kinder, Katzen, hinter einer langen Tafel zechende und ſchmauſende Fuhrleute; ausgelaſſenes Reden und Lachen ſcholl durcheinander, und wir ſahen uns auf einmal wieder im frohen, glücklichen Italien, jenſeits aller Choleraleiden und aller Cholerafurcht. Dem Vetturin war auch wohl, und unter zärtlichem Geflüſter mit der Cameriera ſpannte er die Pferde aus und zog ſie in den Stall.

„So iſt denn doch das Schwerſte überſtanden!“ riefen wir, „ſo haben wir doch die Contumaz- und Obſervationshäuſer hinter uns und wollen's uns wohl ſeyn laſſen!“ Inzwiſchen hatte der Avvocato die päbſtliche Verordnung hervorgezogen und las daraus einen § vor, der den Reiſenden verbietet, anderswo als in einem beſtimmten Obſervationshaus zu übernachten. Die Fuhrleute, die es hörten, lachten und ſagten: „Wo wir gut aufgenommen ſind, iſt gut bleiben. Wer weiß, wie's weiter geht! Wir bleiben hier. Nicht wahr, Marietta, du läßt uns nicht fort?“ — „Ei,“ war die Antwort, „wenn euch außer mir Niemand hält, ſeyd ihr lang reiſefertig. Aber befiehlt der Herr nichts?“ wandte ſie ſich an den Avvocato mit der ſüßeſten Stimme und dem freundlichſten Blick. Dies brach die Kraft der Geſetze. „Wir bleiben hier!“ rief der Avvocato. — „Wir brechen auf, und ſogleich!“ fiel Napoleon ein. „Noch kennen wir das Terrain nicht; wir dürfen den Feind nicht zum Angriff kommen laſſen. Wenn wir die Nacht überfallen würden, wenn ein Gens-d'arm uns fände, wir würden Alle in die Quarantaine geſchleppt. Wir wollen eſſen und weiter fahren.“ Marietta erſchrak; aber die Gründe waren klar und überzeugend;

mit ſchwerem Herzen willigte der Avvocato, mit noch ſchwererem der Vetturin in den Aufbruch. Glänzend ſtand der Mond am Himmel, als die müden Pferde wieder aus dem Stall an die Deichſel geführt wurden; und hatte der flüchtige Trunk aus dem Becher der Freiheit leicht berauſcht, Traumbilder durchzogen die im Dämmerſchein vorüberziehenden wirklichen, bis bei dem Sinken des Mondes Nacht und Schlaf uns und die Welt zugleich umfingen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beſchluß.)

Spukgeſchichten. Sonntagsfeier. Fiſchmarkt. Seydelmann.

Die Spukgeſchichte vom Herzog Karl von Mecklenburg hat ſich proſaiſch aufgelöst. Die Erſcheinung war eine Wahrheit, auch der graue Mantel und die grauen Locken, und die funkelnden Augen unter dem Federbute. Selbſt die Ohrfeige iſt es, welche der Geiſt, wie jetzt aus dem Protokoll erhellt, der Wache gab, worauf ſie zu Boden ſank und darauf im Lazareth ſtarb. Alles dies iſt wahr; auch daß mehrere Offiziere Nächte durch in Monbijou gewacht, und vergebens, um den Geiſt ihres Generals zu ſehen. Endlich aber ward er ergriffen, nicht der Geiſt, ſondern ein Schloſſergeſell, der wegen Diebſtahls von ſeinem Meiſter entlaſſen war. Er hatte ſich den Apparat, ich weiß nicht wie, verſchafft, um, ich weiß nicht was, auf dem Schloſſe in Augenſchein zu nehmen. Die Geiſtergeſchichte ward von Mund zu Mund erzählt und vergrößert, von der Wahrheit ſchweigt man; und darum wird aus einer trivialen Wirklichkeit abermals ein Mährchen. — Auch die weiße Frau hat ſich wieder im Schloſſe ſehen laſſen. Doch auch ſie ward ergriffen, und es war ein Kammermädchen, welches verfängliche Griffe nach Silber, ich weiß nicht ob geprägtem oder getriebenem, im Sinne hatte. Dieſe Geſchichte will ich nicht verbürgen, wie jene erſte, aber der Sinn iſt doch klar, daß, wie wir auch ſonſt rückwärts gehen, der Geſpenſterglaube noch an Hinderniſſe ſtößt, welche die retrograde Philoſophie noch nicht bewältigt hat.

Neulich zeigten vier Berliner Bürger durch die Spenerſche Zeitung ihren Entſchluß an: von nun an Sonntags nicht mehr zu arbeiten. Eine Predigt des Predigers Eylow hatte ſie plötzlich bekehrt von dem Irrwahn, in dem wir andern Chriſten des Continents ſchweben, daß das Sabbathsgeſetz in ſeiner buchſtäblichen Auslegung ein altjudäiſches ſey, und daß die Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit auch über die Sonntagsfeier eine mildere Auslegung zulaſſe. Wir müſſen abwarten, was die Aufforderung der Vier, ihrem Beiſpiel nachzufolgen, zu Gunſten der Religioſität und Moralität in der Stadt Berlin wirken wird. An ſolchen, die gar nicht arbeiten möchten, fehlt es nicht; dieſe werden alſo auch gegen den Sonntag nichts einzuwenden haben. Wenn man den frommen Entſchluß als Spekulation betrachten könnte, ſo wäre ſie keine ganz ſchlechte. Den frommen Gewerbtreibenden wird es an den Wochentagen an einem reichen Abſatz für ihren gefeierten Sonntag unter den zahlreichen Gleichdenkenden nicht fehlen. Einer unter den Vieren iſt ein Branntweinbrenner.

Wichtiger zur Zeit iſt die Verlegung des Cölniſchen Fiſchmarktes nach der Fiſcherſtraße. Im belebteſten Theile der Stadt beengte dieſer Markt die Paſſage. Der Uebelſtand war in die Augen leuchtend, und Naſe und Ohren wurden oft eben ſo getroffen, als die Augen. Aber das Recht der Fiſchweiber war uralt, vielleicht älter als Berlin; denn vor Berlin gab es ein wendiſches Cöln, und wahrſcheinlich fing Cöln mit einem Fiſchmarkt an. Dennoch rüttelten Polizeiverfügungen, die ſich bis zu Cabinetsordres ſteigerten, an dieſem Rechte, ich glaube ſchon ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts. Endlich ſprach die Autorität es klar aus: der Fiſchmarkt ſolle fort. Aber was will die Autorität, auch die höchſte im Staate, gegen Fiſchweiber durchſetzen! Es gab Prozeſſe gegen den Fiſkus; aber die rechtskräftigen Erkenntniſſe, unterſtützt durch die triftigſten Gründe, können Weiber nicht überzeugen, am wenigſten Fiſchweiber. Sie ſchrieen: wir weichen nicht und wollen abwarten, was geſchieht. Heute war es ihnen verboten, ihre Fiſche hier auszuſtellen, morgen mit dem Früheſten ſaßen ſie am alten Fleck und freuten ſich ihres alten Rechtes. Aber ſie vergaßen die certi denique fines, denen auch das älteſte Recht weichen muß. Ein Tag erſchien, wo die Macht bewaffnet aufrückte, Kanonen zwar nicht, und ich glaube auch keine Bajonette, aber doch hinlängliche Macht, um die Fiſchweiber, wäre ihre Zahl auch doppelt geweſen, zu bewältigen. Zwei ließen es ſo weit kommen wie Manuel in der Deputirtenkammer, oder noch weiter. Sie ließen ſich und ihre Fiſchkufen forttragen. Der Jubel war groß. Die armen Fiſchweiber haben keine Quotidienne und Gazette, kein politiſches Wochenblatt und keine Torypzeitungen, ſelbſt ein Jarcke fehlt ihnen, um über die Verletzung ihrer heiligen Rechte Zeter und Wehe zu ſchreien. Damit ſie aber andern Tages doch nicht wiederkämen, riß man vor Tagesanbruch das Pflaſter auf (vor Barrikaden hat man keine Furcht) und ließ den Platz umpflaſtern. Nun iſt es geſchehen. Die Fiſchweiber verkaufen in der Fiſcherſtraße ſo viel Fiſche als vordem, und ſitzen bequemer am Waſſer, in welchem ſie ihre Vorräthe haben. Das aber tröſtet ſie nicht, ſondern eine in ihren Chroniken aufgefundene Notiz: daß gerade vor zweihundert Jahren, an dem Tage, wo ſie ausgetrieben wurden, ihr Recht ihnen neu beſtätigt oder neu angewieſen wurde. Sie ſind mit zwei Jahrhunderten zufrieden geſtellt.

Seydelmann iſt für Berlin gewonnen; er wird zum Februar hier erwartet. Gegen Sie, die Sie ihn verlieren, darf ich unſere Freude darüber nicht zu laut werden laſſen. Ob wir uns aber für den Künſtler ſelbſt freuen dürfen? Es lehrt die Erfahrung, daß große Künſtler, die hieher gezogen wurden, im Schooß der Gemächlichkeit bald den Willen einbüßten, wenn ſie ihn mitbrachten, das Böſe mit Gutem zu überwinden. Sie rangen etwas, dann wurden ſie müde, und ſchwammen mit dem Strome, um nicht unterzugehen. Daß Seydelmann den Willen mitbringt, davon bin ich überzeugt, daß er länger kämpfen möge als Andere, wollen wir zu ſeiner Ehre und unſerer Freude wünſchen, daß er ſiegen könne, gehört in das Gebiet der frommen Träume.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. Januar 1838.

— No port is free, no place,
That guard and most unusual vigilance
Does not attend my taking.

Shakespeare.
Lear.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Dritter Tag.

Bei Tages Anbruch fuhren wir in's Topinothal hinab. Nach einer im Reiſewagen verlebten Nacht erquickt nächſt einem ſchönen Sonnenaufgang nichts ſo ſehr als eine Taſſe Kaffee; kein Wunder, daß wir an den in der Ferne aufſteigenden Rauch der Schornſteine von Spoleto beſondere Hoffnungen knüpften, um ſo mehr, als wir in dem Wahne ſtanden, nur aus freier Wahl enthaltſam zu ſeyn und die eigentlichen Sperrungen hinter uns zu haben, ein Wahn, in dem wir uns noch vergnügter beſtärkten, als wir an der Wache vor der Stadt Schweizeruniformen gewahr wurden. Es iſt ein verzeihlicher Irrthum, an den Klang der deutſchen Sprache auch die Hoffnung auf deutſches Regiment zu knüpfen; aber doch ein Irrthum. Trotz den Waffen in der Hand, müſſen die Schweizer ſich der herrſchenden Meinung mehr bequemen, ſind in aller Weiſe unfreier, abhängiger von der Bevölkerung, als der Durchreiſende, dem das Schickſal des kommenden Tags hier nichts Gutes verweigern, nichts Uebles bringen kann. Schon auf zwanzig Schritte kam uns ein ehrlicher Berner mit vorgehaltenem Bajonet entgegen, verlangte aber nichts, als daran unſere Päſſe. Mit dieſer Beute kehrte er zum Wachthaus zurück, vor welchem bereits die Chlorpfanne zur Räucherung derſelben dampfte. An Kaffee war nicht zu denken. Rechts, nah am Wege, ſteht eine alte Kirche, mit Skulpturen an der Façade, wie es von weitem ſchien, aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der Schweizeroffizier war ſchon im Begriff, uns dahin zu geleiten, als der Spoletaner Sanitätscommiſſär eine andere Pforte öffnete, hinter der es andere als Erbſünden zu büßen gab und ſtatt des Weihrauchs Chlor- und Schwefelſäure dufteten. Kurz, um, wie wir erſt nachher ſahen, bei Spoleto vorbei fahren zu dürfen, mußten wir eine neue Desinfectation erdulden und bezahlen, und hatten höchſtens die Freude, die Advokatenkniffe von der erſten hier ſämmtlich anwenden zu können. Hinſichtlich des Kaffees wurden wir auf das obere Thor und dort auf's untere vertröſtet. Der Schweizer, der dort Schildwache ſtand, war auch ſogleich willig, aus dem nächſten Kaffeehaus uns den Kaffee ſelbſt zu holen; ja er reichte mir ſchon ſein Gewehr hin, damit ich einſtweilen den Poſten verſähe, als der Bürgercommiſſär, ein junger, brutaler Mann, aus dem Thor und zwiſchen uns fuhr, in den heftigſten Ausdrücken den armen Schweizer ſchalt und uns

zur sofortigen Weiterreise trieb. „So gebt uns wenigstens ein Glas Wasser," baten wir; „wir wollen Glas und Wasser bezahlen!" — „Nicht das Geringste," war die Antwort, „als Feuer, wenn ihr nicht sogleich geht." — „Nun, wo ist das Observationshaus?" fragten wir. — „Hier ist keines! Kutscher, fahr zu, oder —." So mußten wir von unsern Hoffnungen auf Kaffee so wie vom Vertrauen auf die Macht schweizerischer Waffen scheiden. — Wohin wir nun auch kamen, fanden wir die Thüren geschlossen, und nachgerade machten uns die Pferde große Sorge, die eigentlich von Rom an — denn auch in Casale hatten sie bivouakiren müssen — noch keine Ruhe gehabt. Wirklich hingen sie die Köpfe hinter Le Vene bei zunehmender Hitze auch so sehr, daß wir uns nicht weiter zu fahren getrauten. Hier stehen an der Landstraße einige einsame Häuser. Wir mochten wohl die Theilnahme der Einwohner erwecken, denn der Vetturin hatte Muth genug, zu fragen, ob er die Pferde hier füttern könne? Leider fehlte jenen zur Antwort, wie wir sie wünschten, der Muth. Endlich kamen sie überein, nach dem benachbarten Dorf, das wir auf der Anhöhe hinter uns sahen, zu schicken und den Capitano zu befragen. Einstweilen mußten wir in Hitze und Straßenstaub Hunger und Durst aushalten. Bald aber sahen wir ein, daß diese Zeit mit Bedacht besser zu nutzen seyn möchte. Das erste der gedachten Häuser steht an einem Abhang, so daß das Erdgeschoß der Façade das obere Stockwerk des ganzen Gebäudes bildet. Der Unterbau schien als Remise und Stallung zu dienen; ein schattiger Rasenplatz davor mit einem Brunnen gewährte sichere Erquickung. Während wir also mit dem Knecht des Hauses ein Gespräch anknüpften, erhielt der Vetturin Befehl, den Wagen in den Schatten hinabzuführen. Mit den allgemein gültigen Ueberredungsmitteln war auch der Knecht, denn der Herr war selbst nach dem Capitano gegangen, zu bestimmen, daß er Heu und Bohnen für die Pferde hergab und einen Eimer zum Wasserschöpfen. Alles ward wie gestohlenes Gut durch das untere, verborgene Thor gereicht. Wir selbst, um das Wohlbefinden der armen Thiere recht zu würdigen, fingen schon an, auch uns ein Mahl aus den Resten der lezten Abendtafel und sonstigen Reservestücken zu bereiten; der Avvocato hatte schon das Glas mit echtem Spanier gefüllt, als der Herr des Hauses mit der Nachricht zurückgelaufen kam: „wir dürfen keinen Augenblick verweilen, der Capitano habe die ganze Wache aufgeboten und werde im Augenblick da seyn." Wirklich sahen wir auch schon Waffen blitzen in der Höhe zwischen den Häusern und den das Dorf umgebenden Kastanien, und das Zeichen zur Flucht ward gegeben. Der Eimer wurde den durstigen Pferden weggerissen, die Bohnen in einen Sack gefüllt, das Heu zusammengeschnürt und aufgebunden. Die Gewehre blitzten indeß immer näher, hastig wurden mit einem Besen die Heuspuren vom Boden vertilgt, hastiger das Geräth in die Scheuer geschoben; kaum angeschirrt waren die Pferde, als die Stimme des Capitano erscholl; wir flogen in den Wagen, der Spanier hatte längst den Rasen getränkt, und als die Armada der Straße nahte, hatten wir auch schon den Schauplatz unserer flüchtigen Freude weit hinter uns.

Es war ein harter Tag für die armen Pferde, und ich zweifle, ob ein deutscher Landkutscher mit den seinigen ausgehalten hätte. Wir gelangten endlich zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags an eine Tafel mit der Inschrift: „Straße nach dem Observationshaus von Foligno."

Den Polarmenschen kann es nach ihrer langen Nacht nicht so wohl seyn, wenn sie die Sonne wieder sehen, als es uns nach dem Eintritt in dieses Haus war. Mitten in einem weiten, freiliegenden Garten mit der Aussicht über das Topinothal und das ferne Gebirge, nahe der Stadt, doch ohne unmittelbare Berührung mit ihr liegt das ansehnliche Wohngebäude, welches die Bürger von Foligno zur Aufnahme der der Quarantaine Unterworfenen bestimmt haben. Alle Zimmer dieser stattlichen Villa und der weite Garten standen uns offen, keine Wache sperrte den Ausgang, und gefällige Menschen sorgten auf's freundlichste und zuvorkommendste für unsere Bedürfnisse. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß der Wirth mit seinen Leuten sich außer unmittelbarer Berührung mit den Bewohnern der Stadt halte und sich also ganz dem Dienst der Fremden widme. So auch war offenbar die päbstliche Verordnung gemeint, da außerdem an keine nur leidliche Verpflegung zu denken ist. Wo aber freilich kein solcher Wirth sich befand, war die Verordnung ohne alle Folge. Ein Glück ist's, daß der Mensch die Gegenwart immer nur an der Vergangenheit, nicht an der Zukunft messen kann, und daß er jedes Uebel gern als das lezte, jedes Gute als das erste einer Reihe betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Speisehäuser.

(Fortsetzung.)

Spanien und Italien haben gleichfalls eine Deputation von ihren Köchen nach Paris gesandt. Terré in der Rue neuve des petits champs, Viffi in der Rue Richelieu und Paolo Broggi in der Rue Lepelletier sind drei den Liebhabern von Ravioli, Maccaroni und Pastafrole wohlbekannte Namen. Indessen können weder die englischen noch die spanischen und italienischen Restaurans den französischen den ersten Rang in der edlen Kochkunst streitig machen; vielleicht könnten es die süddeutschen und Schweizer

Küchenmeiſter; aber dieſe lezteren haben keinen würdigen Repräſentanten nach der Hauptſtadt Frankreichs abgeordnet.

Bevor wir nun eine zweite Reihe eröffnen und von der oberſten Stufe herabſteigen, wollen wir dem Leſer einzelne Winke über die Art und Weiſe geben, wie man in den genannten Reſtaurans erſter Claſſe ſeine Mahlzeit am zweckmäßigſten einrichtet.

Wie ſchon oben bemerkt, ſind dieſe beſſeren Speiſewirthſchaften im Allgemeinen glänzend unterhalten und reich dekorirt. Das Geſchirr, worauf die Speiſen ſervirt werden, iſt von gediegenem Silber; die Bedienung iſt ungemein zahlreich und zuvorkommend; jeder Aufwärter hat ſeine beſtimmte Anzahl von Tiſchen, deren Gäſte er allein ſervirt; am Comptoir ſizt eine junge, ſchön gepuzte Dame, welcher die Garçons jede Platte angeben müſſen, die in den Saal gebracht wird; die Beleuchtung iſt glänzend und die Geſellſchaft, beſonders im Winter, ſehr zahlreich. Wer es irgend machen kann, thut am beſten, in dieſen Speiſehäuſern erſten Rangs zu eſſen; er trifft dort geſunde Koſt, intereſſante, gemiſchte Geſellſchaft und dergleichen Annehmlichkeiten mehr. An allen dieſen Orten ſpeist man nach der Karte. Dieſe Karte iſt ein kleiner Oktavband, wie deren der neuere Verlagsbuchhandel in Frankreich leider wenige hervorbringt. Das iſt ein vollſtändiges, fehlerfreies Werk, deſſen Einleitung, Verwicklung und Auflöſung unbedingte Lobſprüche verdienen, und außerdem ein höchſt vernünftiges Buch, worin jedes Kapitel, jede Seite gleich bewundernswürdig erſcheint. Unter andern empfehlen wir dem Leſer die Kapitel, wo von turbots sauce à la crème, von canetons sauce aux olives, von cotelettes à la jardinière, von beefsteaks sauce au Madère, von potages aux bisques u. ſ. w. die Rede iſt. Für den Fremden, der zum erſten Mal Paris beſucht, iſt es eine eigene Aufgabe, ſich in dieſem Buche zu orientiren, und es vergeht eine geraume Zeit, bevor man es mit Nuzen durchlieſt. Aus Deutſchland her ſind Einem wohl die einfachen franzöſiſchen Gerichte, als fricandeau à l'oseille, filet aux champignons, boeuf à la mode u. ſ. w. bekannt; aber wer dieſe bei den kleineren Pariſer Reſtaurans klaſſiſchen Gerichte bei Véry oder im Café de Paris beſtellen wollte, würde allgemeines Aufſehen erregen. Ich weiß zu gut aus eigener Erfahrung, daß man Anfangs über die voluminöſe Speiſekarte, welche Einem der Garçon bringt, ordentlich in Schrecken geräth; die verſchiedenen Schüſſeln, aus denen man zu wählen hat, nehmen ein fünfzig Seiten langes Verzeichniß ein, welches in grünen oder rothen Maroquin mit Goldſchnitt gebunden iſt. Verlegen und ohne Compaß treiben wir eine Zeitlang auf dem brauſenden Ozean der franzöſiſchen Küchengerichte umher, leſen die Namen von hundert Schüſſeln, wählen und wählen, bis wir am Ende doch etwas ganz Alltägliches beſtellen oder etwas ganz Außerordentliches, wovon wir zum erſten Male koſten und die Hälfte ſtehen laſſen müſſen. Den Freunden ausgeſuchter, feiner Koſt bemerke ich, daß gewöhnlich hinter dem Titel der Speiſekarte ein Blättchen eingeheftet iſt, worauf die Gerichte des Tags angemerkt ſtehen, welche am friſcheſten, am ſeltenſten und auch am theuerſten ſind. Der beſte Rath, welchen ich meinen Landsleuten in Bezug auf die hieſigen Reſtaurans ertheilen kann, iſt, ſich der Leitung eines bewährten, im Fach der Pariſer Eßkunſt bewanderten Freundes zu überlaſſen, der ſie in die Geheimniſſe der franzöſiſchen Küche einweiht. Bei den beſſern Reſtaurans reicht eine Portion für zwei aus; man kommt daher beſſer und wohlfeiler weg, wenn man zu zwei oder zu vier ſpeist und ſich immer nur eine oder zwei Portionen geben läßt. Man hat eine größere Mannichfaltigkeit in den Schüſſeln, lernt die Beſonderheiten und Vorzüge der franzöſiſchen Kochkunſt eher kennen und, was die Hauptſache iſt, ſpeist ungleich billiger. Zwei können für acht Franken ſchon ganz anſtändig und wahrhaft gut eſſen, während einer allein oft ſechs Franken ausgibt und unbefriedigt vom Tiſch aufſteht. Wie viel Zeit und Geld wäre ſonſt zu dem Studium der franzöſiſchen Küchenwirthſchaft erforderlich, wenn man bedenkt, daß die verſchiedenen Zubereitungsarten von Hammelscotelettes anderthalb Seiten der Speiſekarte ausfüllen! Der Himmel weiß, wie vielerlei Suppen die Franzoſen haben und wie erfindungsreich ſie in der Benennung der ſüßen Schüſſeln und des Buttergebackenen ſind! Jemand, der noch am ABC des franzöſiſchen Kochbuchs buchſtabirt, kann die Taſchen voll Louisd'or haben und doch ſehr ſchlecht zu Mittag eſſen, weil er ſich auf dem Speiſezettel nicht zurechtzufinden weiß, während ein mittelmäßiger Kenner für wenig Geld eine vortreffliche Mahlzeit hält. Uebrigens kann man deſſenungeachtet immerhin als allgemein gültige Regel annehmen: Geld in der Taſche ſchadet nie, um gut zu Mittag zu eſſen, wofern man nicht jene reichen Bauern aus der Bretagne nachahmen will, welche bei ihrer Anweſenheit in Paris einen der vornehmſten Reſtaurans beſuchten, und da ſie nichts von der vorgelegten Speiſekarte verſtanden, der Meinung waren, man müſſe der Reihenfolge nach von jedem Gerichte verlangen. Sie aßen daher zuerſt potage au riz, dann au vermicelle, dann au pain, dann à la purée, dann à la julienne, dann aux choux, dann au potiron; als ſie bis zur potage à la turque gekommen waren, konnten ſie nicht mehr. Die Speiſekarten der guten Pariſer Reſtaurans wollen kritiſirt und ſtudirt ſeyn; ſie reden zu verfeinerten, ausgebildeten Sinnen, welche nicht jeder Hans hat, was übrigens dem Hans nur zur Ehre gereicht.

Das nächſte Mal machen wir die für den Leſer, welcher nicht miteſſen muß, vielleicht noch intereſſantere Runde bei den geringeren Wirthſchaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Aktienfieber. Leipzig-Dresdener Eisenbahn.

Das Aktienfieber hat außerordentlich nachgelassen. Aktien her, nur immer neue Aktien her! schrieen die Patienten, und die Aktien ließen nicht auf sich warten. Ihr Büreau etablirte sich; manchmal wäre es freilich gut gewesen, wenn die dabei Angestellten, wo nicht bereits Pulver gerochen, doch wenigstens Riechfläschchen zur Hand gehabt hätten; denn hie und da war für sie die erste Attake der Aktienkandidaten nicht ohne alle Lebensgefahr. Während die im Aktienausgabelokal mit Vorbereitungen Beschäftigten die zum Einlaß festgesetzte Stunde abwarteten, kündeten die durch die noch verschlossene Thüre vereinschallenden Flüche, Verwünschungen und Drohungen an, daß der lebendige Knäuel, der sich, dicht in einander verwickelt, unten von der Hausthüre an, über den Flur und die Treppe bis in den zum Erdrücken vollgestopften Vorsaal hinaufgewunden, in förmlicher Emeute begriffen war. Auch das gröbste Meisterstück von Schloß hätte vielleicht dem Callus der Fäuste nicht lange widerstanden, welche man daran handthieren hörte. Das häufige Zusammentreffen rüstiger Ellbogen mit gebrechlichen Rippen und guter Hufeisen mit bösen Hühneraugen brachte gewiß gar Manchen und Manche — denn auch das schöne Geschlecht verschmähte es nicht, sich den Spekulanten anzuschließen — zu dem Ausrufe: diesmal nach Glück hier geangelt und im ganzen Leben nie wieder! Im Laufe so herber Erfahrungen hatte sich indessen die holperige Bahn dieses lucrativen Geschäfts allmählich immer mehr geebnet. Wessen Leib für Rippenstöße und Hufeisentritte zu sensibel war, der wählte sich seinen Stellvertreter, und je massiver und widerstandsfähiger dieser ausfiel, desto besser. Auf diese Weise würde das Geschäft allmählich ganz in die Hände kräftiger Hausknechte, Marktheifer, Auflader, Sänftenträger u. s. w. gerathen seyn und sich zuletzt in völliger Ordnung abgewickelt haben, wenn nicht, wie gesagt, der Aktienparoxysmus gewaltig nachgelassen hätte. Aber freilich, die goldenen Berge, die mehrere dieser Unternehmungen verheißen, sahen bereits ungefähr wie bloße Attrapen aus. Früher fiel es kaum einem oder dem andern Aktienlustigen ein, zu fragen, ob auch der Gegenstand, um den es sich handelte, überhaupt einen günstigen Erfolg verspreche. Man wußte im Voraus gewiß, daß die Aktien reißend abgehen und eine Zeitlang fortdauernd sich über den Nominalwerth immer höher erheben würden. Daher suchte man denn deren so viel als möglich an sich zu bringen. Die wenigsten Theilnehmer dachten sie zu behalten, sie wollten nur zu rechter Zeit damit losschlagen, um einen Gewinn damit zu machen, der zuweilen beträchtlich genug genannt werden konnte, wenn nämlich die rechte Zeit getroffen wurde. Aber dies wurde bald immer schwerer und gefährlicher, und gar Mancher litt sonach Verluste, denen seine ganze Competenz nicht gewachsen war. Das aber eben war nöthig, um das an sich für eine Menge gewerblicher Unternehmungen so wahrhaft wohlthätige Aktiengeschäft zu consolidiren und die Krankheit, zu der es ausgeartet war, nach und nach wieder in einen gesunden, gedeihlichen Zustand umzuschaffen. — Zu den achtbarsten, inländischen Aktienunternehmungen gehört die Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die unverkennbar als eine gerechte Forderung der Zeit sich herausstellt. Trotz den verschiedenen, unvorhergesehenen widrigen Zwischenfällen, wie z. B. die bedeutende Erhöhung des Herstellungsaufwandes war, genießt sie noch immer eines vorzüglichen Zutrauens. Immer fester überzeugt man sich von der rastlosen Thätigkeit im Betriebe des Baues der Bahn, welche auch nöthig war, um mit der, große Schwierigkeiten darbietenden Construktion des achthundert Ellen langen Tunnels von Oberau bei Meißen, bei der allein dreihundert Arbeiter ununterbrochen beschäftigt sind, schon so weit, als es geschehen, vorgerückt zu seyn. Von hier aus ließ sich vor einigen Wochen eine Stimme in der Leipziger Zeitung unter sehr dankbarer Anerkennung des Geleisteten, aber zugleich bedauernd vernehmen, daß nach einem neuern Plane die Bahn von Dresden bis Oberau zu Ostern künftigen Jahres noch nicht in fahrbaren Stand gesetzt seyn werde, worauf man gehofft habe. Allerdings würde die Fahrt von hier bis Oberau und von dort zurück bis hieher noch ungleich besser rentiren, als die recht einträgliche von Leipzig nach Althen, und daher jedenfalls sehr zu wünschen seyn. Bei der unverkennbaren Intelligenz, mit welcher die Direktion im Ganzen zu Werke geht, kann man daher wohl annehmen, daß nur die wichtigsten Hindernisse der Vollendung dieses Stückes der Straße bis Ostern in den Weg treten müssen, und daß, falls sie sich irgend noch heben lassen, auch dieser Wunsch gewiß berücksichtigt werden wird. Es könnte aber doch seyn, daß durch Möglichmachung der Sache die Vollendung der ganzen Eisenbahn weiter, als außerdem nöthig, hinausgeschoben würde, und dann wäre ohne Zweifel die Beschleunigung jenes Stückes allzu theuer erkauft. Eine Hauptschwierigkeit ist besonders (wenn es auch an Arbeitern nicht mangeln sollte) die zur speziellen Aufsicht des Baues ganz geeigneten, unentbehrlichen Männer in der erforderlichen Anzahl aufzufinden. Uebrigens hofft man, daß nicht nur die Fahrt von Dresden bis Oberau wenigstens gegen die Mitte des künftigen Sommers in vollen Gang kommen, sondern auch (vielleicht mit einziger Ausnahme der Brücke über die Elbe und des Tunnels, Arbeiten, deren Beendigung sich nicht im Voraus auf Woche und Monat berechnen lassen) die ganze Eisenbahn im Herbst desselben Jahres im Stande seyn werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Homonymisch.)

1. 2.

Sein Schild kann ihm zum Angriff dienen,
Fast wie der Stachel dient den Bienen;
Es lockt, warnt, kann dir Vieles zeigen;
Wo Gott es dir zeigt, sollst du schweigen.

3. 4.

Bei Bergen, Thürmen, Schwertern, Fichten
Zu finden und bei Singgedichten;
Es kann selbst mit dem Himmel kämpfen,
Vermag oft seine Wuth zu dämpfen.

1. 2. 3. 4.

Wer mich hat, kann mich lesen lehren,
Wenn meine Lichter das Licht entbehren;
Auch bin ich spitzig und doch nicht spitzig,
Und wer mich erräth, gar klug und witzig.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. Januar 1838.

G. — Ungefähr ſagt das Pfarrer auch,
Nur mit ein Bischen andern Worten.
F. — Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache.

Goethe.

Gretchens Frage.

Heinrich, biſt du auch fromm und ehreſt und liebſt du die Götter?
Frug den Geliebten dereinſt Gretchen, den ſinnenden Fauſt.
Und ſo regen auch dir im Herzen ſich ängſtliche Zweifel,
Ob die geheiligte Pflicht übe der theuere Freund.
Freilich, ich gleiche nicht Fauſt, doch du biſt lieblich wie Gretchen,
Und ſo verdieneſt du wohl, daß ich geſtändig dir ſey.
Ob ich glaube an Gott? Ich glaube und ehre und lieb' ihn,
Gleichwie den Vater das Kind glaubet und ehret und liebt.
Ahnend verehr' ich den Geiſt, der im Hintergrund der Geſchichte,
Immer erkannt, doch nie völlig begriffen, erſcheint,
Welcher mit ſtrömendem Mark geſegnet und heiteren Pulſen
Meere und Lande und Luft, jegliche Ader des Alls.
Alles, was athmet, das athmet in ihm; er ſelber ein Proteus,
Steht urkräftig allein mitten im Wogen der Welt.
Reihe an Reihe und Kraft an Kraft, Zeitalter an Zeiten
Füget erſchaffenden Sinns ewig die eine Idee,
Ewig die Eine allein, denn Anderes alles iſt Abglanz:
Körper der Götter die Welt, Schatten der Götter der Geiſt.
So wie die Sterne zu Nacht von Helios ewigem Herde
Leihen die kühlere Glut, borgen den blaſſeren Strahl,
Dennoch ſcheinen ſie alle ſich eigenſten Lichtes zu freuen,
Alſo leben in Gott alle die Dinge der Welt.
„Edel und ſinnig geſagt. Es fehlet dem Munde des Dichters
Selten das tönende Wort, öfterer aber die That.
Uebeſt die heiligen Sitten du auch? Wer ſahe dich jemals,
Anderen gläubig geſellt, beten im Tempel des Herrn?“
Freilich, ich fehle im betenden Kreis; es hat mir die Kirche
Immer die Sinne beengt, immer die Seele getrübt.
Darum beſuch' ich die düſtere nicht: mein Tempel der Andacht
Wäget ſich luftiggewölbt hoch in den Aether hinan.
Als unermeßliche Decke umfängt ihn die lachende Bläue,
Felſen und Wald, wie kühn! ſteigen als Säulen empor;
Wolken verhängen die Wand, majeſtätiſche Freskengewinde
Ueber die Lande und Seen luftig gefloſſen dahin.
Weihrauch duftet das Thal; Melodien unendlichen Wohllauts
Singt Niagara; es fällt donnernd der Himmel darein.
Freilich, mir tönen die Glocken umſonſt; doch ruft die Pleiade
Auch mein liebendes Herz ſtill zu Gebeten empor.
Schaue der ſchweigenden Nacht Majeſtät! In unendlicher Feier

Ruhet das Leben, ein Traum, sinnt ein Gedanke die Welt.
Myriaden entrollen sich dort; Nachtfalter des Himmels,
Spielen die Sterne umher selig im stillen Azur.
Aber es träumet der Wald, die Nachtigall dichtet melodisch,
Ruhiger fließet der Strom, lieblicher horchet die Luft,
Jegliche Welle ein Lied, ein Hymnus jedes Gesäusel! —
Hätte ich Armer allein keine Accorde für Gott?
Während die Wogen des Alls in ewigen Rhythmen ertönen,
Stände der Dichter verwaist? Lucia, glaube es nicht.
Schauest den Freund du dort am Pinienwäldchen des Abhangs?
Nur ja den Schatten, mein Kind, hast du des Dichters gesehn.
Aber die Seele entfloh. Ein reiner Gedanke der Andacht
Spielt sie im ewigen Raum mit den Gestirnen umher.
Sah sie im Brunnen der Zeit Schaumbläschen der Dinge entstehen,
Hat sie das Walten erkannt mildester Väterlichkeit;
Hat sie im Springquell dort ätherischer Schöne gebadet,
Wahrlich, so kehret sie fromm, liedergesegnet und groß,
Wahlverwandter dem Geist des ewigen Ganzen geworden,
Einiger mit der Natur wieder zur Erde zurück.
Ach, wo lebte der Mann, und wär' er aus Eisen gefüget,
(Welchem das eherne Herz nimmer im Busen gebebt!)
Der nicht in irdischer Noth, die Angelpunkte verlierend,
Ueber die Sterne empor schaute nach Hoffnung und Trost?
Darum bezweifle du nimmer den Götterglauben des Freundes,
Stets sind Götter ja doch Liebenden nahe und hold.
Mit dem Gedanken an dich entlöset die Sinne mir Hypnos,
Mit dem Gedanken an dich wecket Aurora mich auf.
Meine Gefühle, sie sind mein Gebet; dies Opfer von Liedern
Weih' ich den Menschen und mir, weih' ich den Göttern und dir.

C. J. Matzerath.

Reise durch den Kirchenstaat

unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortsetzung.)

Wir wünschten alle Freunde zu uns, vor allen die ungläubig zweifelnden, die bedachtsam warnenden in Rom, um ihnen neben dem Ende der geringen Reisebeschwerden zugleich den Anfang froher und glücklicher Tage zu zeigen, denn an Regen nach Sonnenschein dachte Keiner. Wir durchliefen unser neues Besitzthum, wir wählten unter guten Betten die besten, wir freuten uns am glücklichen Tage schon im Voraus der noch glücklichern Nacht, die uns erwartete, und doch wurde uns im Ganzen kaum halb so viel geboten als man unter milderen finanziellen Bedingungen in jedem Gasthof findet. Unterdessen waren die Italiener zu einem Kriegsrath zusammengetreten und Napoleon war in demselben mit seinem Antrag, noch vor Anbruch der Nacht weiter zu reisen, durchgedrungen. Ich leugne nicht, daß ich erschrack, als mir das Kissen so unsanft unter dem Kopf weggezogen wurde. Vergebens stellte ich die Müdigkeit der Pferde, das Beschwerliche der Nachtreise, die Güte unsers jetzigen Quartiers vor: die Mehrheit war für Aufbruch, und wir schieden bei aufgehendem Mond von Genuß und Hoffnung, wie sie in diesen Tagen noch nicht geboten worden waren. — Wir waren bald von Bergen eingeschlossen, es ging ziemlich steil aufwärts auf schlechter Straße nach Nocera, wohin wir mit Hülfe von Ochsenvorspann mit dem Morgen kamen.

Vierter Tag.

Hinter Nocera, noch einige Stunden aufwärts, liegt ein kleines Dorf; hier wurde Halt gemacht. Der Ruf der Cholera war wohl hieher gedrungen, aber von der Ansteckungsangst wußte man nichts: wir wurden freundlich aufgenommen und nach Kräften bewirthet. Da traf sich's nun, daß der Avvocato wider Erwarten in's Amt gerufen wurde. Einige von uns hatten Eier verlangt, und die Wirthin war gegangen, deren zu holen im Dorf. Kurz nach ihrer Rückkehr hörten wir schon von Weitem eine scheltende Frau. Sie trat in das Wirthshaus, das — wie gewöhnlich in diesen Gegenden — Stube, Küche, Kammer, Keller, kurz alles in einen Raum vereinigt, und sezte ihr Schelten gegen die Wirthin gewendet fort. Es entspann sich ein Wortwechsel, der eben in Thätlichkeiten überzugehen drohte, als wir die Ursache des Streits inne wurden. Die Frau war beleidigt, weil die Wirthin nicht bei ihr die Eier geholt, da sie doch ihre Gevatterin sey. Wir waren in diesem Krieg zu nahe betheiligt, um nicht Partei zu nehmen, und bevollmächtigten den Avvocato zu einem Vergleichsvorschlag. „Wie viel habt Ihr Eier geholt, Wirthin?" fragte er. „Acht, Herr." — „Gut; seyd Ihr zufrieden, Gevatterin, wenn die Wirthin andere acht bei Euch holt?" — „Vollkommen, Herr," erwiderte die Gevatterin. „So bringt sie," sagte der Avvocato, „und haltet Frieden, bezahlt sollen sie werden." So war das Kriegsfeuer gelöscht. Schon saßen wir vor einem andern, an dem wir die streitigen Eier sotten, die Gevatterinnen standen in lebhaftem, aber friedlichem Gespräch am Eingang, als ein Pater Provinzial, nach dem, als dem allgemeinen Mittler, eine Nachbarin beim Ausbruch des Kriegs gelaufen war, in geistlichem Eifer herantrat und eben seinen Friedenssermon beginnen wollte. „Diesmal kommt Ihr zu spät, guter Pater," rief ihm ein Bauer

zu, der den ganzen Hergang mit angesehen. „Die Herren am Feuer dort haben die Ordnung schon wieder hergestellt mit —“ hiebei machte er eine geldzählende Fingerbewegung. „Desto besser,“ sagte der Pater, „in solchem Fall bin ich sehr gern überflüssig,“ und schied mit freundlichem Lebewohl. So sehr es mir indeß bei den guten Leuten gefiel, trieb ich doch zur Abreise.

Ermüdet von den Beschwerden der Nachtreise, erklärte ich der Gesellschaft, daß ich zu keiner folgenden mehr meine Einwilligung gebe, daß der Contrakt von Tagereisen, von keiner Nachtreise spreche, und daß ich mich daran halten wolle. „Zu was auch diese Eile?“ fragte ich, „es thut mir schon leid genug, gewissermaßen als Gefangener durch euer schönes Land geführt zu werden; aber gar auch noch mit verbundenen Augen, das könnt ihr nicht verlangen.“ — „Meine Absicht,“ antwortete Napoleon, „ist, so rasch als möglich in die Delegationen zu kommen; dort stehen die Deutschen (Oesterreicher), durch sie sind wir vor all dem Unsinn der Absperrungen geschüzt und haben eine freie und angenehme Reise zu erwarten. Schon in Fano sind wir so gut wie zu Haus, denn die Nähe der Deutschen hält alles in Zucht und Furcht; ja diese wirkt bis herauf in's Gebirge, wo, wie Sie sehen, die Leute viel zugänglicher und vernünftiger sind. Das Schwerste ist überstanden, und nun werde ich auf keine Nachtreise mehr dringen.“

Mit diesen Hoffnungen und Vertröstungen zufrieden, überließ ich die Sorge der Bestimmung über die Weiterreise den italienischen Freunden und ging mit Freund Eugen auf der Straße nach Gualdo zu Fuß voraus. An einer frisch aus dem Boden perlenden Quelle im Schatten weitastiger Eichen sezten wir uns nieder, zunächst um einer Heerde unglückverkündender Schweine auszuweichen, die uns entgegen kam, aber leider! auf dem Felde neben uns Halt machte, als ob sie uns das Unvermeidliche des Schicksals ansagen müßte.

Wie weit lag Rom hinter uns, und doch trennte uns nur ein kleiner Zeitabschnitt von dem lezten Spaziergang auf Monte Pincio, wo wir es zu unsern Füßen hatten! Wir gestanden uns, daß nur dort Italien ist. Wir sahen um uns her: diese Eichen und Erlen, die Maulbeerbäume, Weinstöcke und Kornfelder, diese Heerden, diese Gebirge haben wir zu Haus und schöner, des Geschlechts der Bewohner nicht zu gedenken. Wir gingen unsern Weg zurück und fanden, daß mit dem Gipfel des Soracte das eigentliche Italien unsern Blicken entschwunden, und daß, wenn auch Terni und Spoleto ein eigenthümliches, romantisches Gepräge haben, doch alle scharfgezeichneten Züge des Lebens, der Landschaft, der Vegetation, selbst der Thiere verschwinden.

Noch verloren in die Bilder Roms, die wir uns gegenseitig aufstellten, fand uns die übrige Reisegesellschaft, und wir fuhren mit Hoffnungen auf eine freiere Zukunft Gualdo zu. Wie erstaunt waren wir aber, die Thore der Stadt geschlossen und bewaffnete Bürger davor zu finden! Die Räucherung unserer Person, Päße u. s. w. begann von Neuem; der Eintritt in die Stadt, ja selbst die Durchreise ward verweigert, wir wurden außen herum geführt. Nur zum Ueberfluß fragten wir nach dem Observationshaus: man hatte keines eingerichtet; die nächste Stadt, Sigillo, habe für eines gesorgt, hieß es. In Sigillo, das gleicherweise verschlossen war, vertröstete man uns auf die nächste Stadt, Scheggia, die, ebenfalls verschlossen, uns zur nächstfolgenden, Cantiano, wieß, wo wir gewiß ein Observationshaus finden würden. Der Tag neigte sich bereits, als wir vor Scheggia angekommen waren, und das Weiterreisen wurde beim gänzlichen Mangel aller Erquickung sehr beschwerlich. Die Nothwendigkeit trieb uns indeß, und unerwartete Freuden trugen uns über das Gefühl der kleinen Entbehrungen hinüber. Scheggia ist auf dem von uns eingeschlagenen Wege der höchste Punkt im Appenin; von da senkt sich die Straße ununterbrochen bis Cantiano. Die Gebirge treten eng, zu den schönsten Gruppen zusammen; der Abendhimmel lag in wunderbarer Klarheit über ihnen; nur leichte Rosenwölkchen flogen wie Zugvögel über die waldigen Gipfel, die im unterlegten Golde der untergehenden Sonne strahlten. Der Wunderbau einer im ganzen Zirkel construirten Brücke neben einem mächtigen Felsabhang gab an einer Stelle der Landschaft das Gepräge des Schauerlich-Mährchenhaften, das inzwischen durch die in der Höhe weidende Heerde und das süße Lied des Hirten gebrochen wurde. Selbst bei eintretender Nacht behielt die Landschaft, die ihre dunkeln Silhouetten auf den klaren Sternengrund legte, ihre Reize, und allem Elend entrückt, fast noch zu früh für unsere Wünsche, fuhren wir in Cantiano um neun Uhr Abends ein.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Wie schwer es hält, im Jahr 1857 zu leben.

Folgender Aufsaz, in welchem sich der leichtfertige, über alle, auch die ernsthaftesten Dinge und Begebenheiten spottende Sinn eines echten Parisers charakteristisch ausspricht, entnehme ich dem, jezt von Alphonse Karr redigirten Figaro. In diesem, wie in den andern kleinen Tageblättern sind die guten Scherze selten. „Wie schwer es hält, im Jahr 1857 noch zu leben. — Ehemals war das Leben leicht; zwar kam man mit einiger Mühe zur Welt, war man aber einmal da, so ging man ruhig bis an's Ende seinen Gang fort, ohne mit dem Fuß an einen Kiesel zu stoßen. Nur die Bastille konnte das Daseyn ein wenig erschweren; doch wer kam in die Bastille, außer Latüde? Seit den verschiedenen Juli's aber, die wir im Revolutionskalender gehabt haben, hat sich

Alles verändert. Ja, wenn wir bloß unſere Angelegenheiten hätten, ſo wäre die Laſt zwar nicht gering, man könnte ſich jedoch ſo anſtellen, als ob man lebte. Nach und nach würden wir uns an Revolutionen, Barrikaden, Bürgerkrieg, Dynaſtien- und Fahnenwechſel, an die Marſeillaiſe, an vive Henri IV., an Nationalkokarde, an Stadtſergeanten, an Abd-el-Kader, an Dampfſchiffe, an die drei Dupins, an's Austreten der Flüſſe, an Herrn Bedel (Director des Théâtre français), an die Philanthropie, an die Wiedereröffnungen des Odeons, an die Cholera gewöhnen. Kurz wir nähmen das Leben, wie es iſt, und wir ſtürben bloß aus Neugierde, um zu ſehen, welche andere Art Leben nach dem Tode beginnt. Aber ſo geht es keineswegs, und wir ſind gezwungen, uns mit einer Menge fremder Angelegenheiten zu befaſſen, als wären wir Alle der Miniſter auf dem Boulevard der Kapuzinerinnen (der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten), welcher wiſſen muß, auf welchem Ohre Bantam, König von Borneo, eingeſchlafen iſt. Da iſt zu allererſt Spanien, welches ſeit fünf Jahren jeden Abend ſich durch die Sendung einer telegraphiſchen Depeſche gegen unſern Schlaf verſchwört. Wir ſind genöthigt, den unbeweglichen Bewegungen Espartero's, den Fluctuationen Mendizabals, den Reiſen General Cordova's, den Märſchen des Narvaez, den parlamentariſchen Parodien der Kammer der Procuradores, dem Steigen und Sinken des ſpaniſchen Credits zu folgen, mit welchem es eben ſo trocken ausſieht, wie mit dem Manzanares, dem durſtigſten Fluſſe, der jemals gefloſſen. Indeſſen nun alle unſere Muße durch die ſpaniſche Frage weggenommen wird, kündigt man uns an, der „Koloß des Nordens“ habe über 400,000 Mann Reiterei und 600,000 Mann Infanterie auf dem Kaukaſus Revüe gehalten. Dieſe Nachricht verhindert uns am Frühſtücken. Hernach kommt der König von Preußen und belegt Köln mit dem Interdikt, wodurch das wunderbare Waſſer Jean Maria Farina's um zwei Franken die Flaſche theurer wird und unſerer Morgentoilette Abbruch geſchieht. Dann hebt der König von Hannover die Conſtitution auf und droht das europäiſche Gleichgewicht zu ſtören. Darüber fallen wir vor Schrecken in unſern Lehnſtuhl zurück. Von St. Domingue hörte man gar nicht mehr ſprechen. Dieſer Name hatte ſich in den Namen Haiti verloren. Der ehemalige Sitz der Sklaverei hatte eine aus Freien beſtehende Bevölkerung, welche der Natur die Sorge überließ, Zucker und Cacao hervorzubringen. Boyer regierte dieſes glückliche Volk, ſonſt Sklaven und jezt Herrn, und ließ jedem ſeiner Unterthanen vor dem Eſſen mit einer Taſſe Kaffee und einem Glaſe Rhum aufwarten. Aber da kommen die lezten Nachrichten und decken einen ſchwarzen, einen wahren Mulattenplan auf: Präſident Boyer iſt mit Frankreich zerfallen. Er hat ſeine Manitous angerufen; alle ſeine Pirogen wird er dem Geſchwader Dupetit-Thouars, des Sohnes des Helden von Aboukir, entgegenſtellen. Dieſe Erklärung von St. Domingue färbt alle unſere Angelegenheiten von Weiß in Schwarz um und gießt Wermuth in unſern Morgenkaffee. — Afrika liegt uns auf dem Halſe. Vergebens beſiegen wir alle ſeine wilden Thiere eines nach dem andern; es kommen immer neue zum Vorſchein. Da iſt der Kaiſer von Marokko, der uns nicht erlauben will, zu Mittag zu ſpeiſen, wie weiland einer ſeiner Vorfahren, von dem Voltaire ſpricht, und der doch noch zuweilen ſo gut war, uns dieſe Erlaubniß durch einen Herold ertheilen zu laſſen. Unſer Conſul hat mit einem ſaffianenen Fächer einen Schlag bekommen. Nun werden wir ein neues ſchwimmendes Toulon nach Marokko ſenden, Marokko einnehmen und fünf- bis ſechstauſend Journalartikel ſchreiben müſſen, unter der Rubrik: „Werden wir Marokko behalten?“ Nein, nimmermehr werden wir Herrn und Meiſter in Afrika, wenn wir nicht von Suez bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung Beſiz davon nehmen, wobei wir den Weg über Tombuctu und Zanguebar einſchlagen können. So lange noch in Afrika ein Marabut und ein Chakal übrig bleiben, werden wir Regimenter und Horace Vernet hinſchicken müſſen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Dresden, December.

(Fortſezung.)

Kunſtwerke.

Die wechſelſeitigen Gemäldemittheilungen der Kunſtvereine ſind der Kunſt ſelbſt, wie ihren Freunden von unendlichem Vortheil. So eben ſind wieder mehrere höchſt werthvolle Tableaux, welche der Leipziger Kunſtausſtellung zum vorzüglichſten Schmucke gereichten, im Lokal des hieſigen Kunſtvereins aufgeſtellt. An der Spize dieſer ſchönen Werke ſteht ein Oelgemälde von Biard in Paris, den Sklavenhandel an der Goldküſte von Afrika darſtellend, eine ſehr reiche Compoſition, welcher der rothe Schein nach Sonnenuntergang einen ganz eigenthümlichen Effekt verleiht. Der Gegenſtand wirkt allerdings höchſt angreifend und grauſam auf das Gemüth des Beſchauers; aber man erblickt darin, neben des Künſtlers Anſtrengung, der Kunſt in allen ihren Theilen zu genügen, die aufopfernde Bemühung, den größten Abſcheu vor dem Sklavenhandel zu erregen. Der reichbegabte franzöſiſche Maler hat die ſchwarze und die weiße Fühlloſigkeit in ihrer ganzen empörenden Nacktheit dargeſtellt; aber die weiße ſteht doch noch auf einer weit tiefern, entſezlichern Stufe. Schon die ſeelenloſen, apathiſchen Geſichtszüge des Afrikaners gereichen dieſem eher zur Entſchuldigung bei dem gräßlichen Geſchäfte, das uns des Künſtlers höchſt gewandter Pinſel auf das Anſchaulichſte vor Augen legt. Am ſchärfſten iſt in dem grotesken Geſichte des einen der ſchwarzen Menſchenverkäufer der Verein von Habgier und Stumpfſinn ausgeprägt. Der leztere grenzt in einer der Sklavinnen offenbar noch mehr an das Thier; aber eben darum wird ihre Sache nur noch rührender. Offenbar mit der ganzen Inbrunſt des thieriſchen Inſtinkts umfaßt ſie ihren am Boden liegenden Säugling, und erſcheint doch mitten in ihrer rein thieriſchen Geberde dabei tauſendmal größer und menſchlicher, als die weißen Barbaren. Welch ein Unwille erfüllt einen bei Betrachtung eines Weißen, deſſen wohlgeformtes Geſicht nicht nur wie die Ruhe und das Behagen ſelbſt erſcheint, ſondern der ſogar noch am Genuß einer Cigarre ſich erfreut, während ſeine unwürdige Menſchenhand einer armen, nackten Afrikanerin einen rothglühenden Stempel tief in das Fleiſch drückt! Der Dampf bei dieſer gräßlichen Verrichtung ſteigt mit der Flamme zugleich empor. Man meint das Ziſchen des gebrannten Fleiſches zu vernehmen. In der Mitte des Bildes befindet ſich ein lebender Negerſklave, nackt am Boden auf dem Rücken liegend, deſſen Herzſchläge ſo eben einer der im Handel um ihn begriffenen weißen Henker zu unterſuchen ſcheint, ob ſie auch mit dem geforderten Preiſe im Verhältniß ſtehen. Ein Anderer iſt mit Beſichtigung der Zähne deſſelben Sklaven beſchäftigt. Das Ganze des Gemäldes verräth übrigens in Gruppirung, Zeichnung und Färbung die unverkennbarſte Sicherheit und Kunſtvirtuoſität. Aber ſein Inhalt! Der Menſch erſcheint hier in ſeiner gräßlichſten Entartung und Erniedrigung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. Januar 1838.

Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz.

Schiller.

Volksvergnügungen in Portugal.

Die europäischen Völker sagen sich täglich mehr von dem los, was das Bürgergefühl und der Glaube ihrer Väter in Spaß und Ernst zum Schmuck des öffentlichen Lebens erfunden hat. Die jetzige Welt muß eilen, um das, was von eigenthümlichen Bräuchen, von treuherzigen Huldigungen und selbstbewußter Thorheit, von ernsthaftem Spaß und spaßhaftem Ernst noch in ihrem Bewußtseyn liegt, für das historische und poetische Bedürfniß einer kommenden Zeit zu registriren. Völker, welche dem allmählich umwandelnden Geist der vorigen Jahrhunderte zu wenig Einfluß auf sich verstattet, wie Spanier und Portugiesen, wollen jetzt auf einmal mit ihrer Vergangenheit brechen; sie verjagten den Schatten des Mittelalters, der in ihr Leben hereinragte; aber das Licht, in das sie getaucht wurden, ist noch kein heiteres, befruchtendes, es ist ein unheimliches, versengendes. Die folgenden Schilderungen, welche wir einem Deutschen verdanken, der viele Jahre in Portugal verlebt hat, sollen am Zustande der öffentlichen Lustbarkeiten zeigen, welche Kluft die früheren portugiesischen Verhältnisse von der jetzigen Ordnung der Dinge trennt, die mit dem französischen Einfall ihren Anfang genommen hat.

* * *

Das Frohnleichnamsfest in Lissabon.

Welch großartiges Fest war einst die Prozession des Frohnleichnams zu Lissabon! — Nur ein Schatten der früheren Pracht und des Antheils, den das Volk daran nahm, besteht noch; es bedarf nur noch eines kleinen Rucks, und die Prozession kann künftig gar nicht mehr gehalten werden, oder S. Jorge (Georg) muß mit seinem Knappen allein durch die Straßen reiten, da ihn Niemand mehr begleiten will. Vom Sonst und Jetzt dieses Festes möge folgende gedrängte Schilderung einen Begriff geben.

Am Vortage der Prozession wurde der große, schöne Rocio und die davon auslaufenden, tausend Schritte langen Straßen, die Rua Augusta und die Rua Aurea, durch welche der Zug zu gehen pflegte, von ihrem Unrathe gereinigt und auf Maulthieren ein rother, eisenschüssiger, sehr reiner Sand, der jenseits des Tajo gegraben wird, herbeigeschafft und damit das schlechte Pflaster überdeckt. Hundert Arbeiter waren beschäftigt, alle Fenster dieser Straßen, so wie des Rocio, bis zum Dache hinauf mit rothem Damast und andern Stoffen, mit Gold durchwirkt oder mit goldenen, silbernen und farbigen Tressen einzufaßt, auszuschmücken. Kein Fenster durfte ungeziert bleiben, dies war polizeiliche Maßregel, und da solche Schmückung kostspielig war, denn die Dekorateurs erhielten für jedes Fenster, je nach dem Stoff, 1 bis 1½ Thaler

bezahlt, so wurde schon bei den Miethcontrakten darauf Rücksicht genommen und Bedingungen festgesezt. Schon am Vorabende diese schönen, langen, bis an's Dach gepuzten Straßen zu durchwandern, war eine Lust: eine großartige, herrliche Bühne, mit Tausenden von Schauspielern. In der Nacht wurde Alles glänzend erleuchtet; Tausende von Fußgängern, Reitenden und Fahrenden wogten bis nach Mitternacht durch die breiten Straßen, alle Fenster und Balkone waren belebt, unter denen dann da, wo sich viele Damen versammelt, Improvisatoren auftraten, Romanzen und Modinhas sangen und sich Mottos zu ihren Reimen geben ließen, was dann zur allgemeinen Lust und Freude stimmte, Veranlassung zu manchem Scherz, aber auch zu mancher Beschämung gab; denn unter der Maske des Incognito kam manches Plumpe und Zweideutige vor, manche wahren Geschichten wurden abgesungen, die man lieber nicht gehört hätte; mancher rächte sich aber noch in derselben Nacht dafür durch einen Messerstich.

Erst nach Mitternacht verlief sich der größte Theil der Menschen, um Ruhe zu suchen, die Gesellschaften gingen auseinander, doch viele blieben vollends auf den Beinen, um mit Tages Anbruch die aufmarschirenden gepuzten Truppen zu sehen. In vielen Häusern legten sich die Damen gar nicht zu Bett, denn da wurden nicht nur die Staatskleider, die am folgenden Tage prangen sollten, zurechtgelegt oder noch manches an denselben geändert und verbessert, sondern man mußte sich auch frisiren lassen, und da Lissabon damals noch nicht so von französischen Coiffeurs wie jezt überschwemmt war, und die wenigen existirenden am folgenden Tage unmöglich alle Prozessionskunden bedienen konnten, so mußte die Nacht zu Hülfe genommen werden. Eitelkeit und Putzsucht wirkten bei dieser Gelegenheit so mächtig, daß man die Haarkräusler mit vier, sechs und zehn Thalern vorher bestach, um ihrer gewiß zu seyn, und manche ließen daher auch schon um Mitternacht ihren Kopf ausstaffiren und brachten alsdann den übrigen Theil der Nacht sitzend zu, um den Kunstbau nicht wieder zu beschädigen.

Aus diesem Vorspiele ersieht man schon, wie wichtig den Portugiesen dieses Fest war. Weit und breit kam man vom Lande herbei, um die Prozession do Corpo de Deos zu sehen, und es gehörte mit zu den Unterhaltungsfragen in den Provinzialstädten, ob man in Lissabon gewesen und die Prozession gesehen. — Lissabon hatte damals (bis zum Jahr 1807) stets eine Garnison von sechs- bis achttausend Mann Linientruppen aller Waffengattungen, die bei dieser Prozession in ihren bunten, glänzenden, mitunter reichen Uniformen eine Hauptrolle spielten. Eine Legion leichter Truppen von etwa tausend Mann, deren lezter Commandant der General v. Wiederhold, ein Hesse, war, und die prachtvolle, über tausend Mann starke Polizeigarde unter dem Grafen Novion waren darunter die ausgezeichnetsten, nach denen Frauen und Mädchen schielten. Auch diese Truppen brachten eine schlaflose Nacht zu, denn da mußten noch manche weiße Hosen und Kamaschen gewaschen, getrocknet und gebügelt, das Riemenzeug angestrichen und die alten Roststecken von den Gewehren gepuzt, die Bleche an den Tschakos poliert werden. Da die Truppen vor drei Uhr Nachmittags nicht wieder in ihre Quartiere rückten und bis dahin nicht nüchtern bleiben konnten, so mußten sie vor Tages Anbruch frühstücken, worauf sie ausrückten, mit klingendem Spiel durch die Straßen zogen und sich in dem Passeio publico versammelten. Dies war der erste Prozessionsakt; denn die Bewohner der Straßen, durch welche die Regimenter zogen, waren schon alle auf den Beinen und im größten Schmuck; keiner wollte eine Musterung versäumen, wobei die Truppen festlicher gepuzt waren, als je, und jeder Soldat einen Blumenstrauß vor der Brust stecken hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Reise durch den Kirchenstaat

unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortsezung.)

Wir, oder vielmehr unsere Italiener waren ihrer Ansicht, daß mit dem Appenin alle Reisehindernisse überwunden seyen, so gewiß, daß sie am Thore gar nicht nach dem Observations-, sondern nach dem Wirthshaus fragten. Zwei niedliche Mädchen dienten uns als Leitsterne durch die engen, finstern Gassen der kleinen Stadt. Vor dem Wirthshaus war die erste Frage an uns, woher wir kämen? und auf unsere Antwort: „Von Rom," erfolgte sogleich ein rasches, grelles „Zurück!" Der Wirth verweigerte unbedingt die Aufnahme, und als wir nun nach dem Observationshaus fragten, war keines da. Unsere Italiener, zwar etwas herabgestimmt, hatten doch noch zu einer lächerlichen Kriegslist guten Muth. „Sprechen Sie deutsch!" sagte der Avvocato heimlich zu mir, „das kann seine Wirkung nicht verfehlen;" und in der That wurde der Wirth beim ersten deutschen Wort, das ich gegen meinen Freund Eugen aussprach, willfährich und sprach von dem Sanitäts- oder Stadtcommissär, mit dem man sich vernehmen solle. Wir ließen uns an sein Haus führen; er war nicht zu sprechen, und blieb bei wiederholter dringender Aufforderung bei seiner Weigerung. Da trat ein Mann zu uns, seines Aussehens ein Beamter, und fragte nach unsern Wünschen. Wir theilten sie ihm kürzlich mit, und er lud uns ein, ihm zu folgen. „Sprechen Sie deutsch!" flüsterte der Avvocato, und ich ließ es nicht

fehlen. Wir wurden in eine Art Polizeibureau geführt, wir zeigten unſere päbſtlichen Dekrete vor und beſtanden darauf, daß ihnen zu Folge ein Obſervationshaus da ſeyn müſſe. „Es iſt auch,“ war die Antwort, „bereits daran gedacht worden, nur iſt die Einrichtung noch nicht vollendet; indeß wenn Ihre Papiere in Ordnung ſind, ſoll für Sie geſorgt werden.“ — „Sprechen Sie deutſch!“ winkte der Avvocato. Es war aber unnöthig; wir beſtanden in der Prüfung auf's Beſte, der Examinator war ein zwar wortkarger, aber humaner Mann, begleitete uns zu dem Wirth und trug ihm auf, uns ein Zimmer einzuräumen und uns auf's Beſte zu bedienen. Kaum aber hatte uns dieſer allein und ſechs Mann Wache vor unſerer Thüre, als er mit Bedingungen herausrückte, für die er den Beamten als Zeugen nicht hätte brauchen können. Nachdem er uns zuerſt ſeinen Muth gerühmt, wie er ſich ſogleich erboten, uns Verpeſtete in ſein Haus zu nehmen, wie er ſich durchaus nicht fürchte, wie uns Küche und Keller zu Gebot ſtehen ꝛc., fing er an, die Unkoſten aufzuzählen, die wir ihm verurſachten, unter denen das Ausräuchern des Zimmers oben an ſtand. Die angeſetzten Preiſe waren ſeinem Muthe angemeſſen, zwei Scudi die Räucherung u. ſ. w.. Es war der Mühe werth, deßhalb mit dem Commiſſär Rückſprache zu nehmen; der Wirth war's zufrieden, aber nicht die Wache, die, wie er wohl wußte, jeden Austritt aus dem Zimmer verwehrte. Wir ſahen uns in Feindes Gewalt und mußten bedacht ſeyn, ihn bei gutem Willen zu erhalten. Am Ende ſah auch Jeder, daß der Aufwand einiger Thaler mit dem Gewinn einer guten, auch wohl freundlichen Bedienung in keinem Verhältniß ſtehe. Die Bedingungen wurden alle eingegangen, und die nächſte Folge war die Erſcheinung einer Rieſenflaſche des beſten Weins, eine um ſo größere Freude für mich, als es der Abend des 20ſten Septembers war, an dem ich jährlich beim Klange der Gläſer einem theuren Leben ein langes, glückliches wünſche. Eine Gefälligkeit folgte der andern, und das gut und raſch bereitete Abendeſſen vollendete die Verdienſte unſeres Wirths. Das iſt's, was das Reiſen in Italien wirklich angenehm macht: hat man ſich mit dem Wirth vereinigt, hat man ihm einen, den Umſtänden angemeſſenen Gewinn geſichert, ſo hat man es mit einem ordentlichen Manne zu thun, der nun an nichts weiter denkt, als ſeine Gäſte vollkommen zu befriedigen.

Fünfter Tag.

Noch immer lebten wir in den ſüßen Träumen, daß wir mit jedem Schritte vorwärts der Aufklärung, Freiheit und Bequemlichkeit näher rückten. „In Fano,“ ſagten die Italiener, „ſind wir wie zu Haus; denn dort gibt's Deutſche.“ Wir brachen deßhalb ſehr früh auf, um bei guter Zeit in dieſen glückſeligen Hafen einlaufen zu können. Der erſte Ort, an den wir kamen, war Cagli, indeß vom erwarteten Einfluß der Nähe der Deutſchen wenig zu ſpüren. Die Stadt war geſchloſſen, obſchon ein großer Theil der Bevölkerung vor dieſelbe kam, uns zu beſehen. Die Sanitätscommiſſion ließ ihr auch eine gute Stunde Zeit dazu, in welcher man über die Mittel berathſchlagt hatte, uns ohne Gefahr für die Stadt durch dieſelbe zu bringen (denn außen führte kein Weg vorbei), und gab uns endlich zwei Mann Wache, die uns von einem Thore zum andern begleiteten. Noch jezt, wenn ich daran denke, wiederholt ſich mir der Schmerz, an den ſchön gebauten Häuſern und Palläſten aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, an den Kirchen mit ihren Kunſtſchätzen aus der umbriſchen Malerſchule gefangen vorübergeführt worden zu ſeyn. Nur an der Brücke aus Rieſenquadern, die unterhalb der Stadt über den Metauro fließt, durften wir verweilen, und während einige Ausbeſſerungen am Wagen vorgenommen wurden, durchſtreiften wir mit unſern Augen Nähe und Ferne, ergözten uns an den Gruppen der Wäſcherinnen im Fluß, an den Thürmen der Kirchen und Klöſter der um den Bergabhang gebauten Stadt, an der Fruchtbarkeit der Felder rings umher, und an dem Spott der Vor- über die Jetztwelt, die eine Hütte an die Quaderſteine der alten Brücke geheftet, deren drei oder vier Schichten jene überragten.

Der Weg nach Foſſombrone gibt eine faſt ununterbrochene Reihenfolge maleriſcher Anſichten, und iſt das Auge durch die reiche Ueppigkeit der Felder und Gärten überfüllt, ſo bietet ihm die Natur im öden Engpaß von Furlo neue Reize, wie ſonſt nur auf den Höhen des Gotthardt und Simplon. Hier hat Vulkan die eherne Rinde der alten Erde geſprengt; gewaltſam von einander geriſſen, ſtehen die ungeheuern Felſenwände einander gegenüber, tief unten in der Schlucht rauſcht der Metaurus, und ſeine Wellen murmeln noch immer von der Niederlage des Hasdrubal. Oben am Felſen und durch denſelben zieht ſich die Straße hin, das alte Römerwerk, und läßt die Vorübergehenden über ihre Ausführung vor der Erfindung des Pulvers vergeblich ſinnen. Näher an Foſſombrone leuchtet links zwiſchen Rebenabhängen und Waldhügeln auf hohem Berggipfel die Vaterſtadt des beglückten Künſtlers, den alle Zeiten mit Recht den göttlichen genannt, Urbino.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Beſchluß.)

Kunſtwerke.

Ein anderes Oelgemälde deſſelben Künſtlers legt uns die Notabilitäten einer zugleich mit Wachsfiguren herumreiſenden Springertruppe vor Augen. Sie befinden ſich

eben im Zuſtande der Ruhe; aber dieſe Ruhe iſt keine gewöhnliche. Das Gewaltſame ihrer Leiſtungen ſcheint den Meiſten noch mitten in der Ruhe aus allen Gliedern zu zucken. Ohne Zweifel trägt dazu der Umſtand noch das Seinige bei, daß die Ruhe eine gezwungene iſt. Wer kann in dem Regen und Schnee, den man draußen durch einander ſtürmen ſieht, auch nur auf den Einfall gerathen, die Kunſt der Truppe oder ihre Wachsfiguren bewundern zu wollen? Die gallenbittere Miene, mit welcher der nahe beim Eingang ſtehende Mann, übrigens eine ganz treffliche, expreſſive Geſtalt, den Blick nach dem Unwetter hinausrichtet, läßt ſich darüber deutlich aus. Die offenſtehende Caſſette auf dem Schooße einer befahrten Frau, unſtreitig der Prinzipalin, ſcheint eben ihrer gänzlichen Erſchöpfung wegen der unerſchöpfliche Quell von Unruhe und Verdruß für die ganze Umgebung zu ſeyn. Am anmuthigſten erſcheint die vorne am Boden ſitzende muthmaßliche Primadonna. Obſchon ſie offenbar ein Dutzend Frühlinge zu viel hinter ſich hat, erſcheint ihre für Grazien, welche keine Luftſpringerinnen ſind, unmögliche Situation beſonders wohlgefällig. Nur die Wade des rechten Beines dient ihr zum Polſterſitze, während das ganze linke ſich aufrecht geſtellt hat. Zugleich ſucht ſie ſich die Grillen durch Violinſpiel zu vertreiben. Uebrigens ſieht man es ihr an, daß ſie auf den erſten Wink Geige und Bogen von ſich werfen würde, um in die Luft zu flattern. Zu der bei ihr in ſtärkſter Potenz erſcheinenden Gewaltſamkeit der Ruhe des lebenden Perſonals bietet der ſtarre Tod der umherſtehenden Wachsfiguren einen recht treffenden Gegenſatz. — Aus Mangel an Raum beſchränke ich mich nur auf die kurze Erwähnung einiger der übrigen, insgeſammt ſehr ausgezeichneten Kunſtwerke. So zieht Mozins „Taufe einer normanniſchen Fiſcherbarke“ durch den Reichthum mannichfacher Geſtalten recht freundlich an. „Die Schiffer,“ von Polttevin in Paris, welche beſchäftigt ſind, die Trümmer eines im Sturme geſcheiterten Schiffes einzuholen, verdienen beſonders durch das bis in das Kleinſte gehende tiefe Studium des Einzelnen Bewunderung, wie das köſtliche, der Natur mit dem innigſten, lebendigſten Gefühle abgelauſchte Oelgemälde „die Burg am See“ von Scheuren in Düſſeldorf. Einen ungemeinen Effekt macht ein Gemälde von W. Heine daſelbſt, „verhaftete Verbrecher in der Kirche“ darſtellend. Von letzterer ſieht man einzig den Theil, in dem ſich dieſe Menſchen befinden, welche ſehr verſchieden an Alter, Stand, Gemüthsverfaſſung und Verhältniſſen überhaupt, nebſt ihren militäriſchen Wächtern erſcheinen. Der Prediger iſt nicht mit innerhalb des Gemäldes. Verzweiflung, Reue, Andacht, Gleichgültigkeit, Leichtſinn, Spott, Verachtung, Verſtockung, Bosheit, hier im reinſten Gepräge, dort in ſeltſamer Miſchung und Schattirung, erſcheinen auf ihren Geſichtern, in ihren Geberden, und dieſe Geſichter und Geberden ſind mit überaus glücklichem Sinne für charakteriſtiſche Individualiſirung wiedergegeben. Die darin vorwaltende Naturwahrheit verräth es, daß wir großentheils aus dem Leben ſelbſt genommene Geſtalten vor uns haben.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Leiden der Journalliteratur.

„Geſtern, als wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, um zu Mittag zu ſpeiſen, trotz dem Kaiſer von Marokko, empfingen wir folgende Zeilen: „Die Nachrichten aus Mexiko werden höchſt beunruhigend. Santa-Anna zündet die Fackel der Zwietracht an und ſtrebt mit einiger Ausſicht auf Erfolg dahin, Buſtamente zu ſtürzen.“ Darüber ſind wir zum zweiten Male in unſern Lehnſeſſel zurückgefallen. Unheilbringender Buſtamente! Alle nahmen wir ſo lebhaften Antheil an Buſtamente, und nun müſſen wir für ſein Leben zittern! Man ſchaudert bei dem Gedanken, daß täglich ein Paketboot in Havre einlaufen kann mit der Nachricht, Buſtamente ſey geſtürzt. Sagt, ob ſo etwas Leben heißen kann? Waren unſere Väter nicht glücklicher, Latüde ausgenommen? Den ganzen Tag bringt man die Landkarte nicht aus der Hand: da geht es immer von Achmet-Bey zum Könige von Preußen, vom Könige von Preußen zum Kaiſer von Marokko, vom Kaiſer von Marokko zum Könige von Hannover, vom Könige von Hannover zum Präſidenten Boyer, vom Präſidenten Boyer zum „Koloß des Nordens,“ vom „Koloß des Nordens“ zum ewigen Eſpartero, von Eſpartero zu Buſtamente; ſo oft der Poſtbote in die Stube tritt, muß man die Welt durchlaufen, die Laſt der Angelegenheiten der vier Welttheile tragen, und darüber vergißt man beim Ausgehen, daß man einen Knopf an ſeinen Rock wollte nähen laſſen. Welcher Tod iſt das Leben im Jahr 1837!“ — Dieſer Figaro, welcher in derſelben Druckerei gedruckt wird, wie Balzacs Romane, der Herzogin von Abrantes Reſtaurationsgeſchichte und andere Werke, welche den Abonnenten dieſes Blattes mit in den Kauf gegeben werden, hat auch ſeinerſeits durch einen komiſchen Unfall den andern Blättern Stoff zum Witz gegeben. Der Boden des erſten Stockwerks, worin die Druckerei befindlich iſt, brach nämlich vor einiger Zeit durch und das Druckgeräthe fiel in einen Hof, worin ſich eine Diligencenanſtalt befindet, wie deren in Paris an hundert ſeyn mögen. Beim Sturze des Figaro wurden einige Gehülfen beſchädigt, jedoch ſcheint die Sache nicht viel auf ſich gehabt zu haben. Man las nun aber bald in einem Blatt, wie das unleſerliche Manuſcript eines Balzacſchen Romans in eine Diligence gefallen, von da nach Limoges geführt worden und unterwegs den Reiſenden zu den ſonderbarſten Vermuthungen Anlaß gegeben, indem Einige die von oben herabgefallenen Blätter für Zeichen von der Hand der Mondbewohner, Andere für ſiameſiſch, Andere für altes Mexikaniſches gehalten, bis endlich ein der Diligence nachgeſchickter Kourier die Reiſenden über die Bedeutung der geheimnißvollen Zeichen aufgeklärt. Der Unfall des Figaro wird ſich bald wieder gutmachen laſſen; andere Blätter haben einen ſchwereren Fall gethan: der Herausgeber eines großen Vierzigfranken-Blattes iſt bankerott geworden, und ein Dichter, welcher ein literariſches Blatt herausgab, ſitzt im Schuldnergefängniß, wohin ihn einer der Gläubiger des Journals hat ſetzen laſſen, ein ganz unpoetiſches Ende der Unternehmung, die freilich nie Aufſehen gemacht hat. Ueberhaupt iſt die Menge der verunglückten literariſchen Unternehmungen hier entſetzlich. Man beginnt mit dem größten Leichtſinn ein Tageblatt oder eine Wochenſchrift, druckt ſie mit vieler Eleganz und folglich auch mit großen Koſten, ſucht durch hohes Honorar beliebte Schriftſteller zu Mitarbeitern zu bekommen; bald laufen die Ausgaben zu ſehr hohen Summen auf, indeß die Zahl der Abnehmer äußerſt beſchränkt bleibt, und man ſich vergebens abquält, um unter den vielen literariſchen Erſcheinungen auch ein wenig bemerkt zu werden. Zuletzt ſind die Unternehmer nicht mehr im Stande, den Forderungen der Gläubiger zu genügen, und müſſen ihr Unternehmen aufgeben, nachdem ſie entweder ihr eigenes Vermögen, oder, was häufiger geſchieht, das der allzuleichtgläubigen Aktionäre durchgebracht haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. Januar 1838.

Demitto auriculas, ut iniquae mentis asellus,
Cum gravius dorso subiit onus. —

Horat.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Ein Schlagbaum, quer über die Landſtraße gelegt und, weil ſeine natürliche Länge nicht ausreichte, durch eine angebundene Wagendeichſel verlängert, bezeichnete die Grenze unſerer Freiheit. Wir wurden von Bewaffneten, jedoch äußerſt höflich empfangen und in das an der Straße gelegene Contumazhaus geführt. Das Haus ſah ſo übel nicht aus; allein der Schein trog, und trotz der unverkennbaren Neuheit, war es doch ganz baufällig, ſo daß nicht nur breite Riſſe durch die Hauptmauern gingen, ſondern auch die Verbindungsmauern zwiſchen den Zimmern ſammt den eingeſezten Thüren ſich gänzlich abgelöst hatten, ſo daß ſie ſchon ein vorbeifahrender Wagen in's Zittern, ein mäßiger Druck der Hand aber ſtark in's Schwanken brachte. Bei irgend heftiger Erſchütterung würden ſie ſich umgelegt und die anſtehenden Betten begraben haben. Auf meine Frage, wie ein Haus, das ſo wenig Spuren früheren Bewohntſeyns trage, in dieſen Zuſtand gekommen ſeyn könne, erwiderte mir der Wirth: „Eben wegen der Baufälligkeit hat Niemand dieſes Haus bezogen. Es ſteht ſeit ſeiner Erbauung, jezt ungefähr ſechs Jahre, leer, und da es bis jezt noch nicht, wie man mit Gewißheit erwartete, eingeſtürzt iſt, hat es der Magiſtrat zum Obſervationshaus beſtimmt.“ Nach dieſem tröſtlichen Bericht ſuchten wir uns ein Plätzchen im Freien, das uns die Wache um ſo leichter gönnte, als ſie ſich bürgerlichem Dienſt, nämlich der Ausbeſſerung eines unſerer Wagenräder, gewidmet hatte. Der freundſchaftliche Verkehr mit unſerm Reiſewagen und dem Kutſcher, nachdem man uns vorher den Paß mit der Feuerzange abgenommen, freute uns als ein Zeichen wachſender Intelligenz, als ein Strahl der Sonne der Aufklärung vom erſehnten Fano herüber.

Die aſtronomiſche Sonne war ſchon ſeit einer Stunde untergegangen, als wir vor dem Thor von Fano ankamen. Es war von päbſtlichen Truppen beſezt. Nach der herkömmlichen Unterſuchung unſerer Sanitätszeugniſſe gab man uns zwei Mann Wache, die uns nach der Casa di Osservazione, dem Kloſter S. Francesco, am andern Ende der Stadt führen mußten. Die Hoffnung auf ein gutes Wirthshaus und öſterreichiſches Regiment ſank etwas. Der Wall, auf dem wir fuhren, hatte gerade die Breite des Wagens; der Mond war noch nicht aufgegangen und es war nur eben hell genug, um die jähen Abhänge zu beiden Seiten zu erkennen. Man hatte uns verwehrt, auszuſteigen, aber bei ſo augenſcheinlicher Gefahr — denn ein einziger Fehltritt des dritten Pferdes unſers breiten

Geſpanns konnte uns verderben — ſezten wir's gegen die Wache durch und gingen. Das Kloſter liegt in ziemlicher Entfernung von der Stadt, an einer Stelle, deren Einſamkeit durch die im Gebäude ſelbſt herrſchende Todtenſtille erhöht wurde. Außer dem ewigen Licht in der anſtoßenden Kirche und dem verlöſchenden in unſerer Wagenlaterne war keines vor, in und bei dem Kloſter zu ſehen. Die Wache klopfte an die Pforte; der leere Widerhall antwortete, und ſelbſt dem verdoppelten und verzehnfachten Pochen gelang es nicht, die frommen Väter aus ihrem feſten Schlafe zu wecken. „Die ſchlafen lange den ewigen Schlaf," ſagte ich, „und das Kloſter iſt unfehlbar längſt verlaſſen." — „Aber," erwiderten die Soldaten, „dies iſt S. Francesco, und es iſt kein anderes Kloſter des Namens da," und hiemit ſchlugen ſie noch einmal mit aller Gewalt, aber umſonſt, an die heilige Pforte. Allmählig ſahen nun auch ſie ein, daß hier nichts zu erwarten ſey, und riethen zur Umkehr nach der Stadt. „In Fano ſind wir zu Haus!" rief ich den Italienern zu; „wenn wir's nur fänden, das Haus!" — „Nur Geduld!" meinten ſie, „es wird alles noch nach Wunſch gehen." Wir lenkten nach einem andern Thore hin. Der Mond ſtieg über den dunkeln Horizont des Meeres wie ein Zeichen neuer Hoffnung. Freilich war es der abnehmende, und wir hätten das Zeichen verſtehen können.

Am Thore ward zunächſt von der Wache und dem Sanitätscommiſſär beſtätigt, S. Francesco ſey das Obſervationshaus, wir müſſen dahin zurück und es müſſe Jemand im Kloſter ſeyn. Erſt nachdem wir, von unſerer Wache unterſtüzt, auf's Nachdrücklichſte das Nuzloſe eines zweiten Sturmes auf das Kloſter dargethan, entſchloß man ſich, zum Präſidenten der Sanitätscommiſſion zu gehen und Erkundigung einzuziehen. Eine Stunde war etwa ſeit unſerer Ankunft vor Fano verfloſſen, als der gedachte Präſident mit der ganzen Commiſſion und den Schlüſſeln des Kloſters erſchien. Er entſchuldigte ſich, nannte unſere Ankunft „einen unvorhergeſehenen Fall," verſprach aber beſte Aufnahme im wohleingerichteten Kloſter und ſofortige gute Bewirthung, welches leztere der begleitende Proviantmeiſter mit dem Zuſaz beſtätigte, daß wir innerhalb einer halben Stunde ein Abendeſſen haben ſollten, deſſen das erſte Gaſthaus von Fano ſich rühmen würde. Durch ſolche Verſprechungen ſorglos gemacht, traten wir über die Kloſterſchwelle in die verlaſſenen Hallen. „Gehen Sie nur einſtweilen hinauf, Sie werden die Zellen zu Ihrem Empfang bereit finden; was etwa fehlen ſollte, wird ſogleich beſorgt werden," ſagten unſere Führer; „wir gehen, für Ihre Tafel zu ſorgen." Mit zwei Kerzen bewaffnet, ſtiegen wir die breite Stiege hinauf, in den Vorſaal, und hatten die langen, öden Corridore mit zugemauerten Fenſtern und verſchloſſenen Thüren vor uns. Von Zelle zu Zelle machten wir vergebliche Verſuche, einzutreten, bis endlich in der Tiefe des Corridors zwei Thüren nachgaben. In einer der uns auf dieſe Weiſe angewieſenen Zellen ſtand ein ſchmuziges Bett, und was ſich gewöhnlich darunter findet, in gleichem, ſehr gebrauchtem Zuſtande, in der andern gar nichts. Dies waren die beiden, zu unſerm Empfang „bereiteten, wohl eingerichteten Zimmer des Obſervationshauſes von Fano."

(Die Fortſeyung folgt.)

Volksvergnügungen in Portugal.

(Fortſeyung.)

Der commandirende General machte nun ſeine Dispoſitionen und vertheilte die Rollen unter die Regimenter zur Bildung der Spaliere. Darüber ging ein Theil des Vormittags hin, wobei fortwährend die Muſik der Regimenter erſchallte und die großen Trommeln ſich weithin hören ließen. Dies war der zweite Akt, bei dem ſich nun ſchon die Straßen mit Menſchen füllten, gepuzte, uniformirte Reiter hin und her ritten und nach den Fenſtern ſchauten. Hunderte von Equipagen, mit Maulthieren beſpannt (damals waren Equipagen mit Pferden noch etwas höchſt ſeltenes), fuhren vor den Häuſern vor, um ihre gepuzten Damenladungen abzuſetzen, und nach und nach erſchien Kopf an Kopf, mit funkelnden Diamanten, die weibliche Welt an den Fenſtern und auf den Balkons. Ohne Diamanten ſteckte man keinen Kopf zum Fenſter hinaus, es müßte denn in den oberſten Etagen geweſen ſeyn, wo ſie von unten nicht mehr ſichtbar wurden. Der Werth von Millionen an Edelſteinen und Perlen war an dieſem Tage zur Schau geſtellt; goldener Schmuck und noch viel mehr jener vergoldete Flitterſchmuck, der unechte franzöſiſche mit falſchen Steinen, der jezt in allen Geſellſchaften von Ton mit durchgeht, wurde für gemein gehalten: der echte goldene erſchien nur unter den untern Bürgerclaſſen, unechter exiſtirte gar nicht.

Die brennende Juniſonne ſtieg immer höher, alles drängte ſich nach der Schattenſeite der Häuſer, ein Dach von vielfarbigen Sonnenſchirmen deckte die wogende Volksmaſſe in der Sonne und die Schönen auf den Balkons: ein buntſcheckiger Anblick, aber anziehend und feſtlich. Endlich, es mochte etwa zehn Uhr ſeyn, nachdem die Truppen aufgeſtellt waren und zu beiden Seiten ein dichtes Spalier formirt hatten, hinter welchem die breiten Trottoirs frei blieben, während die Mitte der Straße von Wagen, unprivilegirten Reitern und Fußgängern geſäubert war, eröffneten den dritten Akt des Feſtes mehrere bebänderte Maulthiere, von Bauern geführt, theils mit Blumen

in Körben beladen, die man auf die Straße ſtreute, theils mit Raketen, von denen man alle dreißig bis vierzig Schritte eine ſteigen ließ. Es waren Feſtſignale, und zu gleicher Zeit Signale für den S. Jorg, damit er ſeine feſte Burg, das Caſtell, verlaſſe und zur Prozeſſion herab komme. Was S. Jorg, der Schutzpatron Liſſabons, eigentlich mit dieſer Prozeſſion zu thun hat, iſt mir nie klar geworden, und kein Geiſtlicher hat mir Aufſchluß darüber geben können. S. Jorg iſt aber einmal mit dieſer Prozeſſion verwachſen. Bald erſchallen die Kanonen der Feſtung, zum Zeichen, daß er dieſelbe in dem nämlichen Augenblick verläßt. Seine ritterliche Begleitung, die aus einem grün gepanzerten Knappen, einem kleinen, weißgekleideten Pagen und aus ſeinem Marſtalle von zwölf, mit reichen Decken behangenen Pferden beſteht, erwarteten ihn vor der Kirche von S. Domingo am Rocio, von wo die Prozeſſion ausging. Bis dahin ritt er durch Nebenſtraßen auf ſeinem alten Schimmel unter guter Bedeckung; denn die Edelſteine auf ſeinem ſpaniſchen Ritterhute, welche die Familie der Herzoge von Cadaval an dieſem Tage nach altem Herkommen dazu herzugeben verbunden war, waren über eine Million Thaler werth. War er dort angekommen, was ungefähr in die Mittagsſtunde fiel, wo die ſengende Sonne manchem kahlköpfigen Cleriker das Gehirn zu verbrennen drohte, ſo ſezte ſich die Prozeſſion in Bewegung.

Den Zug eröffneten weit voraus zwölf häßliche Neger mit Trompeten und Pauken, in einer ganz ſonderbaren alten Tracht: ſie trugen zu den gewöhnlichen weißen Unterkleidern, Schuhen und Strümpfen ein carmoſinrothes ſammtnes Oberkleid mit gelben Borden von ganz beſonderem Zuſchnitt und einen ungemein großen dreikantigen weißen Filzhut, mit gelbſeidnen Treſſen eingefaßt. Stellten die S. Jorgs Heertrompeter und Pauker vor? das hat mir Niemand ſagen können. Aus Leibeskräften ſchlugen ſie taktlos auf die Pauken, und die Kraft der Lungen erſchöpfte ſich in den grellſten, falſcheſten Trompetentönen, denn die Meiſten hatten je weder Trompeten geblaſen noch Pauken geſchlagen; ſo mag wohl einſt zum Weltgericht geblaſen werden. In großer Diſtanz hinter dieſem gräulichen Muſikchor folgte der Knappe oder S. Jorgs Standartenträger, Roß und Reiter in ſchwerer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſir: eine kräftige Geſtalt, die man für ſchweres Geld dazu miethete; denn die plumpe Rüſtung, ſchwarzgrün angelaufen, die von den brennenden Sonnenſtrahlen glühend heiß wurde, erhizte dermaßen das Blut des Knappen, daß nach beendigter Prozeſſion demſelben ſogleich zur Ader gelaſſen werden mußte. Er befand ſich jedesmal in der größten Gefahr, vom Schlage gerührt zu werden. Hinter ihm ritt auf einem alten, zahmen Schimmel, der einzig nur dieſen Dienſt zu verrichten hatte, S. Jorg in höchſter Perſon mit erhobener Lanze, wie um den Lindwurm zu fällen, mit ſtieren, weitoffenen, todten Augen, koſtbar gekleidet in altſpaniſche leichte Rittertracht von durchwirktem Silberſtoff; der kleine, auf einer Seite aufgekrempte Federhut über und über ſtrahlend von Edelſteinen. Mit dem Geſäß feſt an den Sattel geſchraubt oder vielmehr aufgeſpießt, ritt er ganz langſam vorwärts mit wackelnden Bewegungen, wie ein Reiter, der ein Gläschen zu viel getrunken und den der Schlaf ankommt. Allein obgleich ein ſolcher wackelnder und ſchlaftrunkener Ritter, der noch dazu von zwei königlichen Stallbedienten geführt und von zwei Schwarzmänteln an den Beinen gehalten werden muß, eben nicht die beſte Figur vor Damen macht, ſo bewarfen ihn dieſe doch mit Blumen aus den Fenſtern und von den Balkons herab. Doch galt dieſes mehr dem dicht hinter ihm reitenden ſchönen, ganz weiß gekleideten Pagen mit nackten Armen, der eine zweite Standarte trug und freundlich nach den Damen blinzte. Dies war eine liebliche Erſcheinung, auf die man mit Wohlgefallen blickte. Auch der Page wurde von zwei königlichen Stallbedienten in rothen Staatslivreen geführt, und hinter ihm folgten dann, von einem königlichen Stallmeiſter angeführt, zwölf ſchöne Handpferde aus dem königlichen Stall, reich aufgeſchirrt und Mähnen und Schweif mit Bändern in den damaligen Nationalfarben, roth und blau, aufgepuzt, die hohen Sättel mit den reichſten carmoiſinrothen ſammtnen und goldbortirten Decken mit dem portugieſiſchen Wappen in getriebener Arbeit behangen. Hiemit ſchloß der charakteriſtiſchſte und intereſſanteſte Theil der Prozeſſion, bei deren Beginn dem S. Jorg alle Ehrenbezeugungen als Generalcommandanten des Caſtells und Schutzpatron von Liſſabon erwieſen wurden; denn nicht nur alle Forts, ſondern auch alle Kriegsſchiffe ſalutirten mit einer königlichen Salve, und die Regimenter, zwiſchen welchen er durchritt, ſchlugen der Reihe nach den Parademarſch, ließen die Muſik erſchallen und präſentirten compagnieweiſe das Gewehr.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Das neue Jahr in England.

Der einzelne Menſch ſoll, ehe er klagt, unter ſich, das einzelne Volk, ehe es murrt, um ſich ſchauen; ein goldener Rath, der mit manch anderer herrlichen Weiſung auch das gemein hat, daß er häufiger gegeben, als befolgt wird. Wollte das engliſche Volk um ſich und der einzelne Engländer unter ſich ſehen, ſo müßte jenes dankbar die Hände falten, und dieſem könnte es ſelten, wenn auch nicht an aufheiternder, doch an beruhigender Vergleichung fehlen. Der Tod König Wilhelms hat nicht den engliſchen Thron allein erledigt; zwei Kronen nahm er von ſeinem Haupte, damit ſie nach ihm von Zweien getragen würden, von einer kaum erblühten

Jungfrau und von einem hoch gereiften Manne. Die Jungfrau blieb in England, gelobte durch feierlichen Eidschwur, des Landes Verfassung und die Rechte ihrer Unterthanen zu achten und zu schirmen, und hat bis jezt den Eidschwur treu erfüllt. Der Mann verließ England, und der erste Federzug des Monarchen stürzte die Constitution seines neuen Reichs. Es bedarf für das englische Volk keines weitern Umschauens, die Größe der Wohlthat zu erkennen, die es aus der Hand der Vorsehung empfangen. Gleichwohl ist das englische Volk zufrieden, oder ist es in Parteien gespalten, die näher und näher zu entscheidendem Kampfe sich gegenüberstreten? Und auf so vielen Sprossen steigt in England der höchste Glanz zum tiefsten Elende nieder, daß es der Individuen nur Wenige geben kann, die, auf der allerletzten stehend, nicht unter sich zu blicken vermögen. Aber auch in England, wie anderwärts, blicken die Menschen über sich und geben auf Stelzen, greifen nach Schatten und verlieren das Wesen, fühlen sich elend, weil sie das Glück, das sie besitzen, verächtlich von sich stoßen. So war es im alten, so wird es im neuen Jahre seyn. — Großer politischer Reformen bedarf England nicht. Es steht fest auf den Grundpfeilern seiner Constitution; das Haus der Gemeinen sichert des Volkes Rechte und Freiheit, das Haus der Lords ist der Damm gegen überströmende Fluth, und zwischen beiden hält der Monarch die Wage. Sie ruht jezt in der Hand eines Mädchens; doch in der Hand dieses Mädchens liegt deßhalb keineswegs das Heil von hundert Millionen Menschen. Die Gemeinen und die Lords werfen die Gewichte in die Schale, und durch die Monarchin verkünden die Minister, wohin das Zünglein sich neige. Urheber politischer Mißgriffe kann ein Herrscher über England nicht seyn, und selbst eine Elisabeth würde ihre Eigenmacht jezt enger begrenzt sehen. — Das dringendste Bedürfniß des Landes ist Volkserziehung. Daß sie dem englischen Volke fehlt, ist der Grund aller seiner Mängel. Erst ihr Besiz wird ihm den vollen Werth seiner politischen Freiheit fühlbar, die Nothwendigkeit jeder Neuerung klar, die Maßregeln leicht, den Parteikämpfen ein Ende machen. Erst ihr Besiz wird dem englischen Volke den Zutritt öffnen zu den Schäzen der Kunst und Wissenschaft, die, aufgehäuft im Lande, unter Schloß und Riegel liegen, und die das Volk zwar bezahlt, doch nie gesehen hat. Erst ein erzogenes Volk wird ein gesitteteres seyn, wird das Laster der Trunkenheit und die Barbarei roher Spiele hassen. Erst Erziehung wird dem Volke zeigen, daß es Verdienste gibt, die der Welt, nicht einem Lande angehören, daß, sie anerkennen, sich selbst schäzen, und Fremdes, weil es Fremdes ist, verachten, sich selbst erniedrigen heißt. Erst Volkserziehung wird England die hohe Stellung sichern, zu welcher seine politischen Institute es erhoben haben, und hat das große Werk einmal begonnen, so verbürgt auch die Bedachtsamkeit des englischen Charakters, daß es ruhig fortschreiten, sich nicht übereilen werde. Das eingetretene Jahr soll den Anfang sehen, und streut es den Samen zu der reichen Ernte, legt es den Grundstein zu dem stattlichen Gebäude, so mag immerhin, wenn seine lezte Stunde schlägt, England aufgehört haben, Canada zu seinen Colonien zu zählen: was es gewonnen, wird tausendfach den Verlust vergüten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, December.

(Fortsezung.)

Berlioz.

Zu den Tagesbegebenheiten gehört die Aufführung der Berliozschen Seelenmesse in der Invalidenkirche und der Tod des jungen Künstlers Alfred Johannot. Mit welcher Pracht die Todtenfeier der bei Constantine's Eroberung gefallenen Krieger in der Kirche des Invalidenhotels gefeiert wurde, ist in den Tageblattern umständlich erzählt worden. Ich will hier nur von der Aufführung der Berliozschen Composition sprechen. Schon seit einigen Jahren ist Berlioz nicht allein als Componist, sondern auch als musikalischer Schriftsteller und Kritiker sehr geschäftig. Er hat mehrere große Stücke in Musik gesezt, welche sehr verschieden beurtheilt wurden. Manche, die ältern Tonkünstler besonders, meinten, der junge Mann hasche nach Effekt, und da er nicht genial und originell seyn könne, so falle er in's Bizarre; seine Musik sey auffallend, lärmend, unverständlich, unzusammenhängend, ja sogar den Regeln der Tonkunst zuwider. Dagegen hatte Berlioz unter den jungen Zuhörern einen bedeutenden Anhang, der ihm rauschenden Beifall spendete und ihn für einen sehr originellen Künstler hielt. In seinen Kritiken sprach sich Berlioz sehr enthusiastisch zu Gunsten der neuern Meister, besonders Beethovens aus, und dies bewies wenigstens, daß er den Wiener Virtuosen studirt habe und sich von dessen Geiste durchdrungen fühle. Man erwartete ihn auf dem großen Kampfplaze der hiesigen Tonkünstler, auf der Opernbühne. Er hatte für dieselbe „die Fehmrichter" (les francs juges) gesezt; es scheint aber, die Operndirektion hat es nicht gewagt, bei den getheilten Ansichten über Berlioz's Talent dieses Stück dem Publikum vorzuführen. Dem Tonkünstler blieb also nichts übrig, als sich in Concerten zu zeigen. Aber auch hier blieb das Publikum getheilt. Im vorigen Jahr hatte er Hoffnung, bei einer feierlichen Gelegenheit ein Requiem aufführen zu dürfen. Jedoch auch dieses schlug fehl. Neue Gelegenheit bot sich bei der von der Regierung verordneten Trauerfeier zu Ehren der zu Constantine Gefallenen, und Berlioz erhielt wirklich nicht allein die Erlaubniß, seine Todtenmesse bei dieser Feierlichkeit aufführen zu lassen, sondern auch eine beträchtliche Summe (nach den Zeitungen 15 — 18,000 Fr.) zur Bestreitung der Kosten, was ihn in Stand sezte, ein Orchester von 250 Künstlern aufzustellen. In einigen Tageblättern sind strenge Rügen darüber laut geworden. Es gibt ja, hieß es, so manche bewährte Meisterstücke, welche die Regierung ohne große Kosten hätte aufführen lassen können; warum bringt sie ein so bedeutendes Opfer für den wahrscheinlich unreifen und jedenfalls sonderbaren Versuch des bizarren Berlioz? Und wollte sie bloß einen noch lebenden Künstler begünstigen, so hatte sie ja Cherubini und andere bewährte Tonkünstler, deren Werke sicher die Ehre der Aufführung mehr verdient hätten. Diese Beschuldigungen erscheinen nicht grundlos, und wenn die Regierung Berlioz den Vorzug gegeben hat, so kam es wohl daher, weil er bei den Ministern kräftigere Fürsprache hatte, als Andere. Man ließ in den kleinern Tageblättern verlauten, er habe diese Begünstigung seiner Stellung als Mitarbeiter am Journal des Débats, dem er kritische Aufsäze über musikalische Werke und Aufführungen liefert, zu verdanken. Dies wäre leicht möglich; das Journal des Débats hat durch seine Verbindungen mit dem Ministerium einen bedeutenden Einfluß. Es sind aus demselben Professoren, Bibliothekare, Legationssekretäre u. s. w. hervorgegangen. Andernseits herrscht seit einigen Jahren im Ministerium eine offenbare Tendenz, junge Künstler, welche sich eine Bahn brechen wollen, zu begünstigen. Thiers leistete ihnen bedeutenden Vorschub, und auch seine Nachfolger im Ministerium lassen es ihnen nicht an Aufmunterung fehlen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 11. Januar 1838.

Ombre éclatante du passé,
Le présent n'a rien qui t'égale!
Delavigne.

Volksvergnügungen in Portugal.

(Fortſetzung.)

In einer Diſtanz von ungefähr hundert Schritten folgte nun die zweite Abtheilung, die eigentlich kirchliche Prozeſſion. Worauf ſah man hinter einander her drei himmelhohe, ſpitz zulaufende, in einen goldenen Knopf mit einem Kreuze endigende runde Zelte von rothem Sammet mit ſchweren goldenen Treſſen und Quaſten ſich bewegen. Die hohe, ſchwere Zeltſtange wurde von drei, unter dem Zelte ſich befindenden kräftigen Männern nur mit der größten Anſtrengung, faſt laufend, zwanzig bis dreißig Schritt weiter geſchleppt und dann jedesmal wieder niedergeſezt; vier ſeidene Stricke als Windleinen liefen von der Spitze aus und wurden von eben ſo vielen Rothmänteln angezogen, um das hohe Zelt in der gehörigen Balance zu halten. Man nannte ſie die Baſilicas; es ſollten wahrſcheinlich Symbole der alten chriſtlichen Kirche ſeyn; ſo viele Geiſtliche ich aber darüber befragte, keiner konnte mir Aufſchluß geben, und überhaupt habe ich vielfältig bemerkt, daß die meiſten Geiſtlichen hier ſich nie um den Urſprung oder die Bedeutung der alterthümlichen kirchlichen Bräuche bekümmern und darin oft unwiſſender ſind als mancher Laie.

Nach den Baſilicas kam ein Heer von Hofpaukern und Hoftrompetern in ihren Staatsuniformen, ſcharlachroth mit Gold, weiß gepudert mit großen Haarbeuteln, die jedesmal auf gewiſſen Ruhepunkten eine lärmende Muſik machten. Nun folgten paarweiſe, jedoch in weiter Trennung von einander, ſo daß eine breite Straße zwiſchen ihnen blieb, die roth, grün, blau, grau und weiß bemäntelten und mit verſchiedenfarbigen Kragen verſehenen Brüderſchaften von ſechs-und-dreißig Kirchſpielen mit vorgetragenen ſilbernen Kreuzen und in Begleitung ihres Pfarrers und ſeiner Gehülfen. Ihr bunter Zug allein war einige Tauſende ſtark, und jeder trug eine große brennende Wachskerze. — Eben ſo in zwei neben einander laufenden Zügen folgte nun die fromme Heerde aus vierzig Klöſtern, für einen Phyſiognomen die intereſſanteſte Erſcheinung von allen. Welch prachtvolle Köpfe ſah man da, welch herrliche, ehrwürdige Geſichter aus dem alten Teſtamente, aber auch welch fatale Phyſiognomien! Wahrhaft gottesgläubig ſchritten manche einher im Gegenſatze anderer, denen die Scheinheiligkeit auf der Stirne ſaß; lockend glänzte das Fett des Wohllebens neben der hohläugigen Aſcetik; hier keuchte einer im kleinen, kurzen Schritte mit dickem Speckhalſe und wohlgerundetem Bauche, während ſein Nebenmann, ein Bild der Schwindſucht, weitſchrittig langſam einherwankte. Die einen ſchlugen in Andacht und Kloſterſitte die Augen nieder, während andere

die Balkons und Fenster beäugelten. Aus dem einen Geſichte ſprach die Zufriedenheit eines gemächlichen Lebens, aus dem andern Ergebung in's Schickſal. Hundertfältige Beobachtungen und Vergleichungen ließen ſich hier anſtellen, ſowohl über den Haupttypus der verſchiedenen Ordensregeln, als über die Individuen von einem und demſelben Orden. Welcher Unterſchied zwiſchen den üppigen Dominikanern, Bernhardinern, Benediktinern, lauter Gentlemen, und den ärmlichen, ſchmutzigen Franziskanern und barfüßigen Carmelitern! — Nach den Kloſtergeiſtlichen kam der große Schwarm der Weltgeiſtlichen in ihren ſchwarzen Talaren mit übergezogenem Spitzenſpenzer, der Clerus des Patriarchats und der Cathedrale, roth beſtrumpft, nebſt den Biſchöfen mit ihren hohen Mützen und in den zwölf Ellen langen ſchwarzen und rothen Schleppkleidern, begleitet von ihren Attributen, die auf rothſammtnen Kiſſen nebenher getragen wurden. Dann erſchien das große Sängercorps der Kapelle in pfirſichblüthrothen Talaren, jene Sänger aus Italien mit breiten Hüften und ohne Bart.

Nun änderte ſich wieder die Scene, ſie bekam ein weltlicheres Anſehen: es zogen auf die vielen hundert Ordensritter der drei ſogenannten Militärorden, von Chriſtus, Avis und S. Jago, in ihren verſchiedenen Militär- und Civiluniformen mit den darüber geworfenen Ordensmänteln von weißem Krepp mit geſticktem Ordenskreuz und großen, dicken ſeidenen Quaſten, ein buntſcheckigtes, brillant und vornehm ausſehendes Corps. Unmittelbar dahinter folgte das Allerheiligſte, die Monſtranz, vom Patriarchen getragen und von den vornehmſten Geiſtlichen der Cathedrale begleitet, unter einem koſtbaren Baldachin, den der König und die Granden des Reichs trugen, umgeben von der Hatſchiergarde und gefolgt von Miniſtern, Generalen und dem hohen Adel. Eine Compagnie Infanterie mit voller militäriſcher Muſik ſchloß den Zug, in deſſen Rücken ſich nun Tauſende anſchloſſen. So wie das Allerheiligſte vorwärts rückte, erſchallte die Regimentsmuſik der aufgeſtellten Truppen, und Compagnieweiſe knieten dieſe mit gezogenem Säbel ſo lange, bis daſſelbe vorüber war. Obgleich der ganze Prozeſſionsweg nur ungefähr dreitauſend Schritt lang war, ſo dauerte es doch volle anderthalb Stunden, bevor der ganze Umgang gehalten war.

Die lezte große Prozeſſion dieſer Art wurde im Jahr 1807 gehalten, vor der franzöſiſchen Herrſchaft. Von der Zeit an aber, wo die Prozeſſion unter Junot eine ſo komiſche Störung erlitt, indem der ganze Zug, den S. Jorg und achttauſend Mann franzöſiſcher Truppen mit eingeſchloſſen, von paniſchem Schrecken ergriffen, auf einmal den Reißaus nahm, und da nun die Unruhen in Portugal zunahmen und ein vieljähriger Krieg entſtand, der das ganze Volk phyſiſch und moraliſch beſchäftigte, ſchrumpften die Prozeſſionen immer mehr zuſammen, ſo daß bald außer den Geiſtlichen wenige Perſonen mehr daran Antheil nahmen. Es fehlte ſogar an hinreichendem Militär zur Beſetzung der langen Straßen, ſo daß die Prozeſſion nur noch den Umgang auf dem Rocio hielt. Mit der Zurückkunft der königlichen Familie aus Braſilien erhielt ſie zwar wieder etwas mehr Glanz, da der alte König D. Joao ſich das Vergnügen nicht nehmen ließ, durch ſeine Gegenwart die Prozeſſion zu verherrlichen; allein nach ſeinem Tode kam ſie immer mehr und mehr in Verfall, der nun ſeit der Aufhebung der Klöſter vollends merkbar wurde. Nicht einmal der große, ſchöne Rocio dient jezt mehr zum Schauplaße, der Zug geht gegenwärtig von der Cathedrale aus und durchwandert nur einen kleinen Theil der regelmäßigen Straßen in der Nachbarſchaft der Hauptkirche. Die zwölf häßlichen Neger ſind auf ſechs reduzirt, und es fehlen ihnen die Pauken. Die ſchwere Rüſtung des Knappen hat ſich in eine pappene verwandelt, und man erſpart damit den Aderlaß. S. Jorgs ſonſt ſo glänzende ritterliche Kleidung iſt abgetragen, verſchoſſen und verſchabt, er ſieht aus wie ein verarmter fahrender Ritter, der nur den Himmel noch zum Obdach hat, deſſen ganzer Reichthum ſein Roß und ſein Speer iſt; denn die ſtrahlenden Edelſteine ſind ſeit Dom Miguels Vertreibung zugleich mit der herzoglichen Familie Cadaval aus Portugal verſchwunden. Man meint es ihm anzuſehen, daß er ſich ſeines gegenwärtigen Aufzugs ſchämt, und wie man überhaupt bei der ganzen Prozeſſion keine Blumen mehr ſtreut, ſo läßt ſich auch keine Dame mehr herab, den ſchofeln Ritter damit zu bewerfen. Die Soldaten müſſen ihm wohl noch die militäriſche Ehre erzeigen und das Gewehr präſentiren; allein ſie lachen ihm dabei in's Geſicht, er hat allen Reſpekt bei ihnen verloren, wie ſo viele andere Generale, die keine Heiligen ſind; ja ſogar, um ihn vor allem Volke lächerlich zu machen, hatte man ihn bei der lezten Prozeſſion auf ein junges Pferd geſezt, das hinten und vorne ausſchlug und endlich den Unfug ſo weit trieb, daß es den Ritter abwarf, der in ſeinem Sturz nicht allein ein Weib beſchädigte, ſondern ſelbſt einen Arm brach.

(Die Fortſezung folgt.)

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſezung.)

Eine Zeitlang warteten wir in Geduld; da aber nichts erfolgte, ging ich auf Kundſchaft hinab. Wie hatte ſich hier die Scene verändert! Wohl fand ich hier Stühle und Bänke, den Nachlaß der Söhne des heiligen Franz; aber weit entfernt, wie ehemals zum Gebet oder gar zu

unſerer Bequemlichkeit beſtimmt zu ſeyn, bildeten ſie die Mauer zwiſchen uns und der Welt. Jenſeits ſtanden acht Mann Wache, ihre Haltbarkeit zu unterſtützen. Auf keine meiner Fragen erhielt ich genügende Antwort, und der Verſuch, zum Wagen, der vor dem Kloſter ſtehen geblieben, zu gehen, wurde vereitelt. Meine Stimme indeß fand an einer andern Stelle Anklang. Aus der dunkeln Tiefe des Kloſterumgangs gegenüber riefen der Kutſcher und der Venezianer meinen Namen. „Man hat uns hier in dies finſtere Loch geſteckt; nicht einmal zu den Pferden können wir.“ Dieſe armen Thiere ſtanden noch vor dem Thor, ohne Futter, ohne Pflege. Man hatte eben für nichts Sorge getragen als uns zu iſoliren. Mit Mühe gelang es mir, den Unteroffizier zu bewegen, die Leute wenigſtens für die nöthigſten Beſorgungen frei zu dem Wagen, zu den Pferden und zu uns zu laſſen. An Verpflegung war jedoch noch lange nicht zu denken, weder für uns, noch für die Thiere. Man ließ uns Zeit, uns in die Armuth, der urſprünglich dieſe Mauern geweiht waren, zu finden und uns in der den frommen Vordewohnern eigenen Enthaltſamkeit, auch ohne Gelübde, zu üben.

Ungefähr Mitternacht mochte es ſeyn, als es lebendig unter uns wurde. Wir hörten Männerſtimmen, das Anſtoßen von Tiſchen und Stühlen an die Treppenſtufen und das vor allen erfreuliche Geklapper der Meſſer und Löffel. Der Hunger iſt der beſte Koch und jedes wahre Bedürfniß überſieht über der Befriedigung das Wie derſelben. Nicht nur, daß wir die Mobilien, die großentheils aus Brettern und Fäſſern beſtanden, ganz bequem, nicht nur, daß wir den harten Reis in einer Rieſenſchüſſel lauwarmen Waſſers, die kalten, geröſteten Fiſche und die halbgebratenen Hühner ſchmackhaft fanden, nein, wir überſahen auch im erſten Freudenfeuer ganz, wer uns das alles reichte. Nur zwei Männer in Fano hatten dem Tode oft und lang genug in's Auge geſehen, um ſich vor ihm und uns nicht zu fürchten; in Lumpen gehüllt, hatten ſie in unſerm Dienſte nichts zu verlieren, als ein Lumpenleben, das ſie der Sanitätscommiſſion zur Verfügung geſtellt — es waren die Todtengräber des Orts. — Es war gut, daß wir erſt nach dem Eſſen von ihrem eigentlichen Beruf Kunde erhielten; aber auch dann noch, als ſie uns das Lager bereiteten für die Nacht, überlief mich's, und in wie ſüße Träume von Wolkenbetten mit Engelsköpfchen eine freundliche Phantaſie mich auch wiegte, die Männer mit der Schaufel ſtanden immer daneben.

Sechster Tag.

Von den Wohlthaten der Freiheit und Intelligenz, die wir für uns beim Eintritt in die Delegationen erwartet hatten, ward uns wenig zu Theil; im Gegentheil fingen die Hoffnungen an zu welken, und eine nach der andern zerfiel. Um den Weg von Fano nach Bologna in zwei Tagen zurückzulegen, mußten wir heute wenigſtens Ceſena erreichen und deßhalb früh aufbrechen. Der Kutſcher war beauftragt, uns um halb vier Uhr zu wecken. Er kam auch pünktlich, jedoch um uns anzuzeigen, daß wir ruhig weiter ſchlafen könnten, da an Fortkommen nicht zu denken ſey. „Man läßt mich nicht zu den Pferden,“ ſagte er; „Gott weiß, was aus ihnen geworden iſt!“ Das wirkte wie ein Ruf zu den Waffen, und ich ergriff wenigſtens die einzige, die uns zu Gebote ſtand, die päbſtliche Verordnung, und ging damit hinunter zur Wache. Auf mein Anrufen erſchien der Unteroffizier und nach und nach die ganze Belagerungsarmee. Ich fragte, ob es wahr ſey, daß der Kutſcher nicht zu ſeinen Pferden dürfe, und aus welchen Gründen? „Wir haben ſtrengen Befehl,“ war die Antwort, „Niemand über die Schwelle zu laſſen.“ — „Aber,“ entgegnete ich, „wir wollen abreiſen, und darum muß der Kutſcher zu den Pferden, wie wir hernach in den Wagen.“ Der Soldat wiederholte kurz ſeine erſte Antwort, woraus ich ſah, daß wir in aller Form Gefangene waren. „Wem dient ihr?“ fragte ich, durch dieſes Verfahren empört, „und wem habt ihr Gehorſam geſchworen?“ — „Sr. Heiligkeit dem Pabſt,“ antwortete die Mannſchaft. — „Nun, ſo hört die päbſtlichen Verordnungen,“ fuhr ich fort und entfaltete mein Placat. „So lautet § 9: „Wer von Rom nach den Provinzen oder in's Ausland reiſen und die zehntägige Quarantaine vermeiden will, unterzieht ſich an der Barrière der vorſchriftsmäßigen Desinfectation. Der Sanitätscommiſſär händigt den Reiſenden darüber ein Certificat aus.“ — „Hier iſt es,“ unterbrach ich mich, „und ihr habt es ſchon geſtern geſehen. Weiter: „Nach dieſem können ſie ihren Weg fortſetzen, ohne weiter aufgehalten zu werden unter irgend einem Vorwand oder Titel fernerer Geſundheits-Vorſichtsmaßregeln.“ — Noch mehr: § 18. „Die Delegaten, Adminiſtratoren, Sanitätscommiſſäre ꝛc., und das Militär, ein Jeder an ſeiner Stelle, ſind verpflichtet, gegenwärtiger Verordnung auf's Pünktlichſte und Vollkommenſte Folge zu leiſten.“ — Verſteht ihr dies?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Berlioz. Alfred Johannot.

Sobald Berlioz ſeiner Sache gewiß war, übte er ſein Muſikchor fleißig ein, und die den Proben beigewohnt hatten, ſprachen von der ſonderbaren, ja faſt ſchreckhaften und phantaſtiſchen Wirkung, welch im Dies irae die vier Abtheilungen des Muſikchors bei den Worten: Tuba mirum spargens sonum hervorbrächten, wo ſich an zweihundert Blasinſtrumente

hören ließen. Dieſe Wirkung war denn auch in der Invalidenkirche ſehr auffallend, ſo wie bei mehreren andern Stellen, was ein Journal zu der Bemerkung veranlaßte, in Berlioz's Tonſtücken herrſche der Charakter des Schreckhaften, Zerriſſenen, Verzweifelnden, wie in Byrons Gedichten, und ſeine Kirchenmuſik ſchildere nur die Zerknirſchung des ſündhaften Elements im Menſchen. Der Streit über Berlioz's muſikaliſches Genie iſt jedoch durch die Aufführung ſeines großen Werkes nicht entſchieden worden; auch hatte dieſe Seelenmeſſe in der nicht ſehr großen Kirche zu wenig Zuhörer, als daß ſich die öffentliche Meinung beſtimmt über den ihm unter den Tonkünſtlern gebührenden Rang ausſprechen könnte. Die Revue française ſchildert ihn als einen der kühnen Neuerer, welche der Kunſt eine neue Bahn eröffnen, und denen es ergehe, wie Mozart und Beethoven, indem ſich das Ohr des Zuhörers Anfangs an die neuen Akkorde, Wendungen und Inſtrumentalbegleitungen nicht gewöhnen könne, weßhalb ſich Alle, denen es unbequem dünkt, das Gewohnte zu verlaſſen, gegen ihre kühnen Verſuche auflehnen. Die Revue ſezt hinzu, während die Tonkünſtler Berlioz tadeln, ſeyen Maler und andere Künſtler entzückt über ſeine Leiſtungen, und ſie meint, dies ſey eben kein ungünſtiges Zeichen, indem gerade die Tonkünſtler ſich am ſchwerſten an Neuerungen in ihrer Kunſt gewöhnen. Andere Blätter urtheilen nicht ſo günſtig über den Urheber der Seelenmeſſe, und wollen ihn nicht als einen genialen Tonſezer gelten laſſen. Ich ſehe für Berlioz keinen andern Ausweg, als daß er die Aufführung einer großen Oper durchſezt; alsdann hat er das große Publikum zum Richter, und dann wird ſich bald die öffentliche Meinung für oder wider ihn ausſprechen. — Zu den Verluſten, welche die Kunſt in dieſem Jahr erlitten, kam in der lezten Zeit auch noch der Tod des jungen Malers Alfred Johannot. Wahrſcheinlich würde dieſer Künſtler Größeres geleiſtet haben, wenn das Schickſal ſein Leben verlängert hätte; aber einige ſeiner beſten Jahre ſind mit Zeichnen von Vignetten und Titelkupfern dahin gegangen, worin er und ſein Bruder Tony Meiſter waren, und die ihnen wohl mehr eingebracht haben, als ſie je durch Malen hätten erwerben können. Auch Tony wird wohl bei ſeinem einträglichen Vignettenzeichnen bleiben, da er in dieſem Fache nun einmal eine bekannte Virtuoſität hat, und auch in den Tageblättern deßhalb oft gerühmt wird. Die leichte Arbeit, zu welcher er einen beſondern Hang zu haben ſcheint, und die ihm ſo gut von der Hand geht, iſt ihm zur Gewohnheit geworden. Hier, wie anderswo, thut der Künſtler nicht immer das, was er ſoll, ſondern wozu er durch die Umſtände getrieben wird. An dem Grabe Alfreds hat Jules Janin, ſein Freund, eine kurze Trauerrede in ſeinem bekannten familiären Tone gehalten. Janin iſt in der Literatur, was die beiden Johannot in der Kunſt ſind, und ſeine geiſtreichen Feuilletons können mit den eben ſo geiſtreichen Vignetten der beiden Brüder verglichen werden. Er bringt es eben ſo ſchwer zu einem Buche, wie ſie zu einem Gemälde, und er ſchreibt lieber Aufſäze für ein Dutzend Zeitſchriften oder Vorreden zu den Büchern Anderer, anſtatt eigene zu machen, weil ihm Erſteres weit mehr einbringt.

(Der Beſchluß folgt.)

London, Januar.

(Fortſezung.)

Modell zu Anlegung elektriſcher Telegraphen.

Die Idee, Elektrizität und Magnetismus zur Telegraphie zu benüzen, hat mit allen großen, folgereichen Entdeckungen das gemein, daß ſie, einmal geboren, als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes erſcheint. Sie wird gegenwärtig auf mehreren Punkten Großbritanniens und des Feſtlandes eifrig verfolgt. Die Sache beruht zunächſt auf der Erfahrung, daß der elektriſche oder galvaniſche Strom die längſten Metalldrähte, mit denen bisher experimentirt worden, in unmeßbar kurzer Zeit durchläuft, und auf der Vorausſezung, daß jedenfalls auch viele hundert Meilen lange Leitungen ſo raſch durcheilt würden, daß der Zeitverlauf dabei gar nicht in Rechnung käme. Es handelt ſich alſo nur darum, zwiſchen den zwei Punkten, welche mit einander korreſpondiren ſollen, eine Verbindung durch Drähte herzuſtellen und leztere im Boden gehörig zu iſoliren und vor äußern Einflüſſen zu ſchüzen. Was aber die Art und Weiſe der Korreſpondenz ſelbſt betrifft, ſo kann ſich Jeder, der das Weſen der Elektrizität und des Magnetismus auch nur oberflächlich kennt, mancherlei Methoden denken, je nachdem man z. B. für jeden Buchſtaben einen beſondern Draht nöthig erachtet, oder aber mit wenigen auszureichen gedenkt, die durch Combination das Alphabet herſtellten; je nachdem man die Elektrizität für ſich allein wirken läßt, oder die Eigenſchaft des Eiſens, im galvaniſchen Strom augenblicklich, aber nur ſo lange dieſer dauert, magnetiſch zu werden, in's Syſtem zieht. — Ich habe vor einigen Monaten, in einem Bericht aus Liverpool, den vom engliſchen Artillerieobriſten Gold erfundenen elektriſchen Telegraphen beſchrieben. Gold bedient ſich nur der gemeinen Elektrizität und gebraucht die an den Enden der Drähte erſcheinenden Funken als Signale. Kürzlich nun wurde in einer Sizung des Edinburger Kunſtvereins ein nach einem andern Prinzip eingerichteter elektriſcher Telegraph vorgezeigt, über den mir der Bericht eines Freundes vorliegt, dem ich Folgendes entnehme.

Das Modell beſteht aus einem hölzernen Kaſten, der ungefähr fünf Fuß lang, drei Fuß breit, und an dem einen Ende drei, an dem andern einen Fuß tief iſt. Tiefe und Breite des Modells würden vermuthlich bei der Ausführung im Großen dieſelben bleiben können, die Länge iſt begreiflicherweiſe nur um der Bequemlichkeit willen auf fünf Fuß beſchränkt; denn bei der Ausführung ſoll es keinen Unterſchied machen, ob die Länge eine, oder hundert, oder tauſend Meilen beträgt. Dreißig von einander getrennte kupferne Drähte laufen von dem einen Endpunkte des Kaſtens zum andern. An dem einen Endpunkte — laſſen Sie mich der Deutlichkeit wegen ihn den ſüdlichen nennen — ſind ſie an eine horizontale Reihe hölzerner Claven, gleich den Taſten eines Claviers, befeſtigt. Am andern, dem nördlichen, laufen ſie durch dreißig kleine Oeffnungen, die in ſechs Reihen, jede zu fünf, über das hier befindliche, drei Fuß im Viereck meſſende Brett gleichmäßig vertheilt ſind. Auf der Außenſeite erblickt man unter den Oeffnungen erſt die ſechsundzwanzig Buchſtaben des Alphabets, dann die drei nothwendigſten Interpunktionszeichen, das Comma, das Semicolon und den Punkt, endlich ein Sternchen, beſtimmt, das Ende eines Wortes anzudeuten, ſämmtlich mit ſchwarzer Farbe auf weißen Grund gemalt. Jeder Buchſtabe füllt einen Raum von ungefähr einem Zoll im Quadrat. In derſelben Ordnung wie unter den Oeffnungen ſind die Buchſtaben u. ſ. w. auf die Taſten am andern Endpunkte des Kaſtens geſchrieben. Hier liegt unter den Taſten eine kleine galvaniſche Batterie.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. Januar 1838.

Tout cet embarras met mon esprit sur les dents,
Et la raison à ce qu'on voit s'oppose.

Molière.
Amphitryon.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

„Wir ſind vom Magiſtrat hieher beordert und müſſen thun, was uns geheißen iſt," ſagte der Sergeant. — „So dient ihr zweien Herrn," entgegnete ich, „von denen Einer dem Andern widerſpricht. Was iſt das für ein Zuſtand, wo keine Geſetze mehr gelten und die Untergebenen ſich zu Herren machen? Ihr habt einen Souverän und ſeine Geſetze ſind eure Befehle. Wer dawider handelt, iſt ein Revolutionär, und einem ſolchen gehorchen, iſt ſelbſt Revolution. Im Vertrauen auf die Macht und das Anſehen der Geſetze in eurem Lande haben wir die Reiſe unternommen, und es wäre ſchlimm, wenn ich dem Gouvernement berichten müßte, daß gerade die, deren Schutz wir uns vertraut, uns treulos hintergangen, und daß die bewaffnete Macht, ſtatt unſere Freiheit zu ſichern, uns gefangen gehalten." Ich weiß nicht, ob etwas Ueberzeugendes in meiner Rede, oder bloß im deutſchen Accent gelegen, kurz, der Sergeant, obſchon durch den Titel „Revolutionär" in tiefſter Seele gekränkt, gab Befehl, den Kutſcher zu den Pferden zu führen. Einen andern Mann ſchickte er nach dem Präſidenten der Sanitätscommiſſion in die Stadt, ſich Verhaltungsbefehle und wo möglich ihn ſelbſt zu erbitten, mich aber bat er, weniger dringend als kurz, Geduld zu haben. — „In Fano ſind wir zu Hauſe," redete ich meine Italiener an, die ich, in die Zelle zurückgekehrt, noch auf dem Lager im Dämmerſchlummer fand, „und werden auch noch eine Zeitlang zu Hauſe bleiben: wir ſind Gefangene." — „Haben Sie nicht deutſch geſprochen?" fragte der Avvocato. „In unſerm Sinne wohl," erwiderte ich, „allein es hilft wenig gegen bewaffnete Macht. Wir müſſen die Sanitätscommiſſion abwarten."

Zwei Stunden hatte der Geſundheitsrath gebraucht, ſich Schlaf und Bett zu entwinden und die Befehle zu unſerer Freilaſſung nebſt den nöthigen Clauſeln auszufertigen. Leztere waren, wie wir nun ſahen, der Riegel vor unſerer Thür geweſen: es war die Rechnung für Logis, Bedienung und Bewachung; des Wirths Rechnung war bereits bezahlt. Wie unbedeutend am Ende auch die Summe iſt, die den Einzelnen trifft, ſo empört eben doch das Unbillige und Willkührliche der Forderung, um ſo mehr, als es gerade Beſchwerden waren, die wir bezahlen mußten, und der leicht zu vermeidende Abbruch an Zeit uns noch empfindlicher berührte, als die Geldforderung für acht Mann Wache, für die ſchmuzigen Kloſterzellen und die Todtengräber.

Zwei Mann Wache begleiteten uns bis an die Grenze des Stadtgebiets, wo wir unſere Freiheit wieder erlangten, die wir ſogleich benuzten, um reine, friſche Morgenluft und die Ausſicht über das adriatiſche Meer und die Küſte bis Ancona ſüdlich, bis Rimini nördlich in vollen Zügen zu genießen. Indem wir ſo, der Sorgen vergeſſend, des Weges zogen, wechſelte plözlich der Wind, und im Norden des adriatiſchen Meeres ſtiegen trübe Wolken auf, die in weniger als einer halben Stunde den ganzen Himmel vor uns wie mit einem grauen Tuche bedeckten, und aus denen uns ein faſt eiſiger Wind entgegen kam. „Iſt das unſere Zukunft?“ fragte ich Napoleon, „oder ſteht uns Beſſeres bevor? Und welche Pläne haben wir für den heutigen Tag, an dem wir Ceſena unmöglich mehr erreichen?“ — „Ich habe keine Pläne mehr,“ antwortete Napoleon; „meine lezte Hoffnung ſind die Deutſchen in Cattolica. Finden wir durch ſie keinen Schuz, ſo müſſen wir uns ganz dem Schickſal ergeben.“

Gegen acht Uhr kamen wir vor Peſaro an. War unſere Ankunft in Fano der Sanitätscommiſſion ein unvorhergeſehener Fall geweſen, ſo ſchien man hier längſt darauf vorbereitet, längſt ſie erwartet zu haben. Ein Schlagbaum ſperrte die Straße; man hatte ein Häuschen daneben aufgerichtet, darin und davor war die Sanitätscommiſſion in pleno verſammelt. Schweizer hielten Wache; eine große Volksmenge ſtand umher, die mit Mühe außer unſerm Dunſtkreis gehalten wurde. Da wir nichts verlangten, als an der Stadt vorbei unſere Reiſe fortſezen zu können, ſo war uns der Aufenthalt, den man uns machte, ein Räthſel. Auf alle Fragen erhielten wir ausweichende Antworten, bis nach Verlauf von zwei Stunden die direkte gegeben wurde, nämlich ein Dragoner, der uns zur nächſten Station zu bringen hatte. Unſerer Proteſtation und Erklärung, daß wir bisher keine andere Wache als zuweilen vor der Thüre oder von einem Thor zum andern gehabt, antwortete man mit dem ausdrücklichen Befehl des Kardinaldelegaten, und wir hatten keine Wahl. So war denn nun am ſechsten Tage nach unſerer Abreiſe unſere Freiheit bis auf die Luft in unſerm Wagen eingeſchränkt, den wir nicht mehr verlaſſen durften.

La Cattolica iſt ein kleines Neſt am Flüßchen Tavolo, faſt nur von zwei Reihen Häuſern gebildet, an deren Ende ein altes Caſtell ſeinen feſten Thurm erhebt. Bis hieher reichen die Flügel des kaiſerlichen Doppeladlers, auf deſſen Schuz wir lange mit Zuverſicht gerechnet hatten. Allein der Kardinalshut hängt tiefer und unmittelbar an Petri Schlüſſelbund, und wenn er auch jenem die Fernſicht nach Ancona nicht wehren mag, den Druck auf unſere Häupter hatte er ſich vorbehalten. Wo dem Menſchen eine Gelegenheit geboten wird, ſeine Perſon geltend zu machen, entwickelt er meiſtentheils eine unerwartete Thätigkeit; wo er ſchaffen und helfen ſoll, iſt er langſamer. Kein Neſt iſt ſo klein und lumpig, daß nicht Bader und Pfarrer des Orts, nebſt noch ein paar dergleichen Nobilis, auf die erſte Aufforderung der Regierung zu einer Sanitätscommiſſion zuſammengetreten wären; allein zum Obſervationshaus, zur Aufnahme und Verpflegung der Reiſenden hatte man ſich überall Zeit gelaſſen. Auch Cattolica hatte ſeinen Geſundheitsrath, der, aus einem dicken Doktor, einem noch dickern Geiſtlichen und einem höchſt magern Stadtſchreiber nebſt einigen Militärperſonen beſtehend, uns am Thor empfing. Ein jeder der Genannten war geſchäftig, uns einen Befehl zu geben, ein Verbot zu inſinuiren; allein auf unſere Frage nach dem Obſervationshaus ſchwiegen Alle ſtill. „Es iſt keines eingerichtet,“ ſagte endlich der Geiſtliche; „und wird auch keines eingerichtet werden,“ fügte der Schreiber hinzu; „denn,“ fuhr der Doktor fort, Se. Eminenz haben mir, als dem Präſidenten der Sanitätscommiſſion, eröffnet, wie Sie auf keine Weiſe dulden wolle, daß in Ihrer Delegation der Peſt irgend ein Vorſchub geleiſtet werde.“ — „Ihr kennt aber doch,“ fiel ich ein, „die päbſtliche Verordnung, der Pabſt iſt doch noch euer Souverän.“ Bei dieſen Worten ſchüttelte der Geiſtliche lächelnd den Kopf; der Arzt ließ mich gar nicht ausreden, ſondern ſagte: „In Rom kann man Geſetze machen ſo viel man will; gefallen ſie dort, ſo mag man ſie dort befolgen; wir machen und haben unſere eigenen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Volksvergnügungen in Portugal.

(Fortſezung.)

Die Baſilica's, woran ſich mancher einen Leibſchaden getragen, läßt man jezt ruhig in den Kirchenmagazinen, denn man bedarf keines Symbols der altchriſtlichen Kirche mehr; die neuen Moden haben dieſes entbehrlich gemacht. Die Hofpauker und Hoftrompeter — ſonderbar, ſie waren meiſtens Deutſche — ſind ausgeſtorben; die ſilbernen Pauken und Trompeten wurden wahrſcheinlich vermünzt. Die verſchiedenen Brüderſchaften der Kirchſpiele, mit Ausnahme der des Sanctissimo Sacramento, mit ihren rothen Mänteln, haben ſich nach und nach aufgelöst. An die Stelle religiöſer Brüderſchaften ſind jezt die politiſchen getreten und die Nationalgarde, und als Surrogat der Religion erſcheint die Conſtitution. Die Kreuze der ſechs-und-dreißig Kirchſpiele, die ſonſt den Corps der Brüderſchaften als Standarten dienten, werden nur noch von ihren Pfarrern begleitet, und die große, intereſſante Corporation der Kloſterherren fehlt ganz, und der Weltgeiſtlichen ſind bedeutend

weniger geworden, denn die meiſten ſind in ſolche Armuth verſunken, daß ſie ſich nicht mehr decent kleiden können. Die Biſchöfe ſind verſchwunden mit ſammt ihren hohen Mützen und dem Krummſtab; denn ſeit Jahren will der Pabſt die zu Biſchöfen Vorgeſchlagenen nicht beſtätigen. Portugal iſt für ihn ein Ketzerſtaat geworden, und von zwei Erzbiſchöfen und neun Biſchöfen, die Portugal haben ſoll, exiſtirt gegenwärtig nur ein einziger noch, der von Coimbra, der ſo arm iſt, daß er ſich den Biſchofsornat nicht anſchaffen kann, da der Staat alle Pfründen der Bisthümer eingezogen hat und ihm einen erbärmlichen Gehalt von tauſend Thalern gibt, ſtatt der vielen Tauſende, die ſeine Vorgänger bezogen (der Biſchof von Braga hatte ein Einkommen von hunderttauſend Thalern, der Biſchof von Coimbra von ſechzigtauſend). Der Ordensritter, deren es noch unzählige hier gibt, und denen es, vermöge ihrer Ordensregeln, zur Pflicht gemacht iſt, die Prozeſſion zu begleiten, laſſen ſich an dieſem Tage alle krank und abweſend melden; die Fidalgos und Granden des Reichs, die ſeit dem Aufkommen der Conſtitution ihr ganzes Anſehen verloren, wollen ſich nicht mehr den verächtlichen, impertinenten Blicken der Citoyens ausſetzen.

Bei ſolcher Decadenz des einſt ſo großen Feſtes finden es denn auch die Damen gar nicht mehr der Mühe werth, ſich zu putzen, troß der größeren Bequemlichkeit, womit dieſes jezt bei der Ueberſchwemmung mit franzöſiſchen Modiſtinnen und Coiffeurs geſchehen könnte. Man kleidet ſich nicht einmal mehr feſtlich; Niemand drängt ſich mehr dazu, um zu ſehen und geſehen zu werden, Niemand erſcheint mehr am Vorabende an den Fenſtern und auf den Balkons, um Improviſatoren und Modinhasſänger zu hören, denn die Kunſt der erſteren iſt beinahe ganz untergegangen, und Modinhas zu ſingen, ſchämt man ſich jezt, da ſie durch die Opernmuſik verdrängt ſind.

Außer dieſer großen Prozeſſion hatte man noch viele andere und manche nicht minder große, beſonders in der großen Faſtenzeit, z. B. die von Senhor dos Paſſos und die von S. Francisco. Kleine und große Engel erſchienen mit mächtigen Flügeln und weiten Reifröcken, der allgewaltige Herodes, der die bethlehemetiſchen Kinder ermordet, die blutend vor ihm her getrieben wurden, Sünder und Sünderinnen, in graue Kutten vermummt, barfuß, mit nachſchleifenden Ketten u. ſ. w. Alles dieſes war höchſt anziehend für Vornehm und Gering, und jeden Freitag in der Faſtenzeit freute man ſich, dadurch eine Abwechſelung in's Alltagsleben zu bringen. Allein auch dieſe Faſten haben an Herrlichkeit ſo verloren, daß die meiſten Menſchen es ganz vergeſſen, wenn ein Prozeſſionstag iſt. Man liebt die Bilder der Märtyrer, der geſchundenen und geröſteten Heiligen nicht mehr, der Kindermord wird nicht mehr dargeſtellt; der Sünder und Sünderinnen gibt es zwar mehr als zu viel, allein ſie wollen keine öffentliche Buße mehr thun, da ſie ſich jezt ihre Sünden ſelbſt vergeben; Engel will auch Niemand mehr ſeyn, da man jezt die jungen Mädchen ſchon frühzeitig zu jungen Teufeln erzieht, und ſo hat ſich denn das Intereſſe des Volks auch von dieſen Prozeſſionen völlig abgewendet.

Im Verhältniß als die Pracht der kirchlichen Feſte abnimmt, was zum Theil von der Verarmung der Kirchen und der Pfarrkinder, beſonders aber vom rege gewordenen und immer mehr überhandnehmenden Unglauben herrührt, haben nun andere, weltlichere Vergnügungen mehr Wurzel gefaßt, d. h. Vergnügungen, bei welchen die Religion nicht den Vorwand hergibt. Dieſer Art hatte früher der Liſſaboner Bürger faſt nichts Anderes als Jahrmärkte und Stiergefechte, zu denen das Volk haufenweiſe ſtrömte; ſeit einigen Jahren ſind nun aber hinzugekommen: das Vergnügen des Spaziergangs auf den neuen öffentlichen Promenaden, die Seiltänzer und engliſchen Reitergeſellſchaften, Muſik, Feuerwerk und Tanz im Tivoli, die Drehorgeln und Bärentänze auf den Straßen. Für die gebildeteren Stände exiſtirte von jeher die italieniſche Oper, auch ein ſchlechtes, ausgeartetes Nationaltheater und temporär ein ſpaniſches mit ſeinen üppigen Tänzen; in der neueſten Zeit kam nun für den guten Geſchmack ein franzöſiſches hinzu, das vor Kurzem jedoch durch die Septemberrevolution einen Stoß erhielt und dann völlig zu Grunde ging, da der Adel, der daſſelbe am meiſten beſuchte, ſich nun ganz zurückzog.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Modell zu Anlegung elektriſcher Telegraphen.

Am nördlichen Ende ſind dreißig Magnete,* jeder ungefähr vier Zoll lang, unmittelbar hinter den, auf die Außenſeite des Brettes gemalten Buchſtaben angebracht. Die Magnete ruhen horizontal auf ihren Achſen innerhalb eines flachen Ringes von Kupferdraht, der aus den Enden der Communicationsdrähte zuſammengebogen iſt und die Magnete im Gleichgewicht hält. Jeder derſelben trägt auf ſeinem nördlichen Endpunkte ein viereckiges Stückchen ſchwarzen Papiers, das über die Außenſeite des Brettes wegragt und als Vorhang zu Verhüllung des darunter befindlichen Buchſtabens dient. Wird nun einer der dreißig Drähte mit der Batterie

* Zum Verſtändniß der oben beſchriebenen Vorrichtung erinnern wir daran, daß eine in die Nähe eines galvaniſchen Stroms gebrachte Magnetnadel von ihrer natürlichen Richtung abgelenkt wird, letztere aber wieder annimmt, ſobald man den Kreis öffnet, d. h. im vorliegenden Fall, den Finger von der Taſte entfernt.

A. d. R.

am ſüdlichen Ende in Rapport geſezt, ſo theilt der galvaniſche Strom ſich augenblicklich dem nördlichen Ende mit; der an dieſen Draht befeſtigte Magnet dreht in Folge eines wohlbekannten Geſetzes ſich unverzüglich nach der rechten oder linken Seite, zieht den ſchwarzpapierenen Vorhang weg und enthüllt auf ſolche Art den Buchſtaben oder das Trennungszeichen. Durch dieſes Manöver, durch das Berühren und Loslaſſen der einzelnen Taſten, kann man nun jedes beliebige Wort vom ſüdlichen Ende aus einem am nördlichen Ende Stehenden vorbuchſtabiren. Der erſte Verſuch dieſer Art in der Sitzung des Kunſtvereins galt einem Namen, der jezt in Großbritannien und überall in der civiliſirten Welt von Mund zu Mund geht, dem Namen Victoria. Und wenn unter dieſem Namen Alles ſo gelingt, wie ſeine Zuſammenſezung dem Telegraphenmodell gelang, ſo muß mit dem Jahr 1837 eine, hoffentlich recht lange Zeit des Gelingens für Großbritannien begonnen haben. In der Hauptſache ließen die Verſuche nichts zu wünſchen übrig. Ziemlich lange Mittheilungen, die Worte durch das Sternchen, die einzelnen Säze durch die Interpunktionszeichen getrennt, wurden ohne Irrthum von einem Ende zum andern befördert, und fragen Sie mich, mit wie viel Zeitaufwand, ſo glaube ich ſagen zu dürfen, etwas weniger ſchnell, als ein geübter Setzer ſezt; ſollte es aber auch nur halb ſo ſchnell ſeyn, ſelbſt dies würde dem Zwecke genügen. Noch muß ich zweierlei erwähnen. Ich gab an, es ſeyen dreißig einzelne Drähte vom einen Endpunkte des Kaſtens zum andern geſpannt; es ſind deren aber einsundbreißig, und des einundbreißigſten erwähne ich erſt jezt, weil die Erklärung ſeines Zwecks erſt hier am Ort iſt. Bekanntlich muß bei der galvaniſchen Batterie, wenn eine Wirkung erfolgen ſoll, der Kreis geſchloſſen ſeyn. Der Draht muß alſo im vorliegenden Fall nicht bloß an den Ort, mit welchem er communiziren ſoll, ſondern er muß auch von dort an den Ausgangspunkt zurückgebracht werden. Deßhalb erheiſcht aber nicht jede Taſte oder jeder Buchſtabe des elektriſchen Telegraphen zwei Drähte, folglich das Modell, ſtatt dreißig Drähte, deren ſechzig; ein einziger rückleitender Draht genügt. Anſtatt die einzelnen Drähte von den Magneten zu den Claven zurückzuführen, ſind ſie ſämmtlich drei Zoll hinter den Magneten abgeſchnitten und an einem kupfernen Querſtabe vereinigt, von welchem ein einziger Draht, der allen dreißig zum Conductor dient, nach der Batterie zurückgeht. Noch iſt zu bemerken, daß die Verbindung zwiſchen den Claven und der Batterie durch ein langes, ſchmales, mit Queckſilber gefülltes Becken vermittelt wird, in welches beim Niederdrücken der Clave der daran befeſtigte Draht eintaucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, December.

(Beſchluß.)

J. Janin. Scribe und das Théâtre français.

Es heißt, manche Aufſäze junger, noch unbekannter Schriftſteller, die ſich in der Schreibart Jules Janins geübt haben, werden ihm gebracht und von ihm unterzeichnet, wie manche dramatiſche Arbeiten junger Dichter unter Scribe's Namen aufgeführt worden ſeyn ſollen. Vielleicht iſt der Verdacht unbegründet; man kann ſich jedoch nicht anders die furchtbare Menge von Aufſäzen erklären, die von allen Seiten unter ſeinem Namen erſcheinen, und die mannichfaltigſten Materien behandeln, Theater, Literatur, Erziehung u. ſ. w. Auch rechnet man ihm ſein Einkommen nach und behauptet, ſeine Aufſäze bringen ihm jährlich 40 — 50,000 Fr. ein, und wenn er beſſer hauszuhalten verſtände, ſo würde er bald an Reichthum ein zweiter Scribe werden. Wahrſcheinlich iſt dies ebenfalls übertrieben; aber ſicher hat noch Niemand aus zerſtreuten Aufſäzen einen ſolchen pecuniären Nutzen gezogen, als Janin, und die ehemaligen engliſchen Eſſayiſts, welche einen Eſſay für drei Schillinge ſchrieben, waren armſelige Burſche gegen dieſen vornehmen Feuilletoniſten, über welchen jedoch neulich in einem kleinen Tageblatt die indiscrete Frage aufgeworfen wurde, ob er auch als Schriftſteller ein Gewiſſen habe? Freilich muß dieſes Gewiſſen in ſeiner frühen Jugend, als er einmal zu gleicher Zeit für ein ultra-royaliſtiſches und für ein liberales Blatt Aufſäze ſchrieb, ſtark in's Gedränge gekommen ſeyn, oder ſich angewöhnt haben, zu ſchweigen. Dies darf man ihm aber nicht ſo plump vorwerfen, und als einmal ein kleines Journal ihn etwas boshaft mit dem Paillaſſe einer Marktſchreierbude verglichen hatte, welcher für Geld, Jedermann zu Gefallen, ſeine Cabriolen ſchneide, forderte J. Janin den Verfaſſer zum Zweikampfe heraus und ſchlug ſich mit ihm. Daß er ein leidenſchaftlicher Kritiker iſt, ſieht man aus dem gehäſſigen Eifer, womit er Scribe beſtändig zu Leibe geht, und ihn als einen Dichter darſtellt, welcher durch lächerliche und falſche Schilderungen der großen Welt den guten Geſchmack des Publikums verderbe, und durch ſeine Vaudevilles der Dramatik großen Schaden zufüge. Nun hat Scribe allerdings zuweilen falſche Anſichten von der großen Welt gegeben und ſich in ſeinen Darſtellungen von der Natur entfernt; allein wie viele heitere und gefällige Schilderungen hat er geliefert! welcher andere Dichter hat mit ſolchem Beifall Opern, Operetten und Vaudevilles geſchrieben! Im Luſtſpiel war Scribe nicht ſo glücklich; allein dennoch hat ſein Bertrand et Raton großen Beifall erhalten und wird immer noch mit Vergnügen geſehen. Den Unfall, den ſein lezteS Stück: „die Unabhängigen,“ erlitten, habe ich bereits gemeldet, und J. Janin hat bei dieſer Gelegenheit nicht verfehlt, wieder unbarmherzig über den Theaterdichter herzufallen. Man hätte glauben ſollen, die Sache ſey damit abgemacht, und es werde von „den Unabhängigen“ keine Rede mehr ſeyn. Das unter lauten Zeichen der Mißbilligung gefallene Stück iſt jedoch nicht untergegangen. Die ſchlaue Theaterdirection gab es an den folgenden Abenden neben einem beliebten großen Stücke, und ſo wird es ſeitdem aufgeführt, als ob es gar nicht ausgepfiffen worden wäre. Das Théâtre français weiß ſich überhaupt ziemlich gewandt zu benehmen. Um das Odeon zu verhindern, ſein Nebenbuhler zu werden, hat es dieſe Bühne mit der ſeinigen vereinigt und läßt jeden Abend ſeine eigene Truppe darauf ſpielen. Diejenigen Dichter, welche vom Théâtre français zurückgeſezt worden waren und begierig auf die Eröffnung des Odeons gewartet hatten, um dort ihre Stücke anzubringen, ſind alſo in ihrer Erwartung getäuſcht. Die Obrigkeit hat zwar ein Comité von Gelehrten niedergeſezt, um die dem Odeon eingereichten Stücke in literariſcher Hinſicht zu prüfen; aber Vedel, der Direktor des Théâtre français, ſteckt doch immer dahinter. Es hat ein Victor Hugo dazu gehört, um dieſem Direktor auf gerichtlichem Wege 6000 Fr. abzuzwacken, und ihn noch obendrein zu zwingen, ſeine Stücke zu ſpielen, oder, wie einige Journale beißend ſagen, das Publikum mit ſeinen Stücken heimzuſuchen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. Januar 1838.

Bekämpft den Schmerz als Mann! —
Das will ich thun;
Doch will ich ihn auch fühlen wie ein Mann.
Shakespeare.

Noth durch Untreu' oder Tod?

Eine Lebensfrage.

(Zum Sängerſtreit zwiſchen L. Uhland und F. Rückert.)

Richter, die ihr zart gerichtet,
Meiſter, die ihr ſchön geſungen,
Helden, die ihr kühn gerungen —
Iſt der Streit denn nun geſchlichtet?
Iſt das Dunkel nun gelichtet
Von der Frage: welche Noth
Größer, Treubruch oder Tod?
Nein, von eures Tempels Schwelle
Ging ich ohne Wahrheitshelle,
Die von euch mir keiner bot!

Sprach der Eine: „Beſſer ſterben,
Heilig ſüßer Abſchiedsſchmerz,
Als des edlen Sängers Herz
Durch der Treue Bruch verderben!
Leer' er ſeinen Kelch, den herben,
Wenn des Lebens Wonne flieht,
Die Geliebte jenſeits zieht:
Troſt iſt, daß er ungekränket
Seinen Blick zum Himmel lenket,
Sie und ſich gerettet ſieht!"

„Beſſer, Treuebruch beklagen,"
Sprach der Andre, „unverlangend
Am geliebten Leben hangend;
Beſſer, als zu Grabe tragen!
Schöner iſt es, ſtill entſagen,
Wenn ſich der Geliebten bot
Fremder Liebe Morgenroth.
Stehn die lieben Augen offen,
Kann er ſich noch Glück erhoffen:
Beider Herzen bricht der Tod!"

Meiſter! ſcheltet's nicht verwegen!
Euer ernſter, milder Spruch
Thut ſo wenig mir genug,
Daß ſich mächtig Zweifel regen.
Und ſo frag' ich, euch entgegen:
Wenn ein edles Herz es gibt,
Das ſo rein als männlich liebt,
Kann es Tod und Untreu brechen?
Welches Urtheil iſt zu ſprechen,
Wenn es kein's von beiden gibt?

Hat die Liebe ſich geſchrieben
In der Herzen goldnes Buch:
Gibt es keinen Treuebruch;
Wie das Leben währt das Lieben.
Freilich, wenn ſie Spiel getrieben,
Schrieb ſie ſich mit Gaukelei'n
Sympathetiſch täuſchend ein,
Wird der Schein in Nichts zerſtieben.
Aber echtes, wahres Lieben
Kennt von Treubruch nur den Schein.

Daß vom Irrthum zu erwachen,
Tiefes Leid ſey, läugn' ich nicht;
Wenn das Herz darob zerbricht,
Zähl' ich keck es zu den ſchwachen.
Kann der Schein auch irre machen,
Kann der herbe Scheinverluſt
Wunden bohren in die Bruſt:
Daß der Buſen wird geſunden,
Wenn das Herz ſich wiedergefunden,
Dieſes iſt mir klar bewußt.

Ferner: Was mich hier umſchlungen,
Was im Leben mich beglückt:
Wenn der Tod es mir entrückt,
Iſt mir alles Glück entrungen?
Iſt die Liebe dann verklungen?
Nun erſt wird ſie heilig-rein!
Der Verluſt iſt auch nur Schein!
Die ſich eigen mir geſchworen,
Ewig, ewig unverloren
Weiß ich, wird die Liebe ſeyn!

Liebe beut am jungen Grabe,
Das ein Liebſtes ſelbſt umſchloſſen,
Wenn das Herz in Weh zerfloſſen,
Ihres reinen Troſtes Labe.
Glücklich, wem des Sanges Gabe
Hülfreich bot die milde Hand,
Daß er ſchön ſich wiederfand:
Denn zu wichtig iſt das Leben,
Es verzagend hinzugeben,
Wenn ein ſchönſtes Glück entſchwand.

Edler Muth und wahre Liebe!
(Dies verſöhne nun den Streit!)
Daß der Scheinverluſte Leid
Keinen in Verzweiflung triebe!
Und — was zu erdulden bliebe,
Todtenbahr' und Treuverrath:
Schreiten wir zur Mannesthat,
Kräftig alles zu verwinden,
Zu ertragen und zu linden,
Was das Herz erlitten hat!

O. v. Hackewitz.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Es war Mittag, die Sonne brannte heiß, die Pferde waren, ſchon durch das Stehen vor Peſaro, müde; hungrig waren wir Alle; es mußte alſo irgend wie Rath geſchafft werden. Man entſchloß ſich endlich, uns durch die Stadt zu führen; ſorgfältig vermied man jede Annäherung, ja eingedenk der Erzählung aus der Apoſtelgeſchichte, daß Petri Schatten einen Kranken geheilt, ließ man uns nicht einmal im Schatten der Häuſer fahren oder halten, aus Furcht, wir könnten ihn anſtecken. Endlich vor der Stadt, mitten auf der ſtaubigen Landſtraße, in der brennenden Mittagsſonne ſtreute man den Pferden einiges Heu zur Erquickung hin; für uns öffnete ſich keine gaſtliche Hand. Allmählig war die halbe Bevölkerung von Cattolica der Sanitätscommiſſion und uns gefolgt und ſtand mit letzterer im Kreis um uns her. Aus dem Thurme des Caſtells ſchauten liebliche Frauenangeſichter, einen milderen, aber eben ſo unerreichbaren Himmel aufſchließend, als den heißen über uns. „Holde Fräulein," rief ihnen der Avvocato zu, „könnt ihr auf keine Weiſe den Durſt ſtillen, den euer Anblick in uns erregt?" Man ſah ſie lächeln, und eine von ihnen entfernte ſich vom Fenſter. In Kurzem wurde uns ein Glas und eine Flaſche friſchen Waſſers auf die Landſtraße geſtellt. Ich hatte noch einen kleinen Reſt des vortrefflichen Weins von Cantiano in meiner Feldflaſche, goß ihn in's Glas und brachte den Schönen ein Eviva! aus. Die umſtehende Menge fing an, theilnehmender und zudringlicher zu werden und der Sanitätscommiſſion Sorge zu machen. Der dicke Doktor, der ſeinen Stock bisher nur als Commandoſtab benuzt, ſah ſich genöthigt, ihn zu executiver Gewalt zu brauchen; ja er gerieth dabei ſo in Eifer, daß er damit einem armen Bauersmann, der unwiſſend und unbekümmert die Straße kam und in den Schatten unſeres Wagens trat, derb zu Leibe ging. Damit war das Zeichen zu einem neuen Feſt, wenigſtens für die umſtehende Jugend gegeben, zu einem Kampf mit dem Geſundheitsrath, den die Jungen bloß durch zeitgemäßen Rückzug und hinterliſtigen Andrang führten, ſo lange bis herbeigerufene Karabiniers den Feind auseinander ſprengten. Inzwiſchen hatten die Pferde den erſten

Eimer Waſſer ausgetrunken und verlangten mehr. Indem der Hausknecht, der Heu und Waſſer gebracht, nach dem Eimer langt, bemerkt es die Commiſſion. „Halt!“ ruft ſie aus einem Munde, „der Eimer iſt unrein und kann uns ganz Cattolica verpeſten!“ — „So will ich nach dem Brunnen gehen,“ ſagte der Kutſcher, „denn die Pferde müſſen noch zwei Eimer haben.“ — „Unglücklicher!“ rief der Doktor, „Brunnenvergifter!“ ein Anderer, „daran iſt gar nicht zu denken!“ ein Dritter. „Ihr ſeyd wunderliche Menſchen,“ nahm ich das Wort. „Wäre Krankheitsſtoff in und an uns, wir müßten ja zuerſt ihn ſpüren; oder iſt er durch das zehnfach wiederholte Räuchern nicht wenigſtens ausgetrieben?“ Aber die Commiſſion hörte nicht und trat zu einer Berathſchlagung zuſammen; nur der Geiſtliche lieh mir noch ſein Ohr. „Wie ihr's treibt,“ fuhr ich fort, „bekommt ihr noch Alle die Cholera; gerade die Furcht iſt die Brücke, über die ſie einzieht, und eure Sperrmauer ihr Triumphthor. Hat denn der theure und ſtrenge Cordon gegen Neapel Rom geſchützt? Sind nicht Kardinäle in ihren zugeſchloſſenen Palläſten, Nonnen in den ewig verriegelten Klöſtern von der Seuche ergriffen worden? ja ſind nicht ganze Familien in Rom, die ſich gänzlich abgeſperrt, bis auf's lezte Glied ausgeſtorben? Iſt dagegen nur ein Geiſtlicher, Arzt, Wärter ꝛc., die Hülfe geleiſtet haben, erkrankt? Hat nicht Fraskati das die Verbindung mit Rom ſtets offen erhalten, die beſte Geſundheit behalten, während in alle geſchloſſenen Städte die Cholera drang? O Herr! in Padua hat ein alter Maler verſchiedene Figuren an die Wand gemalt; unter dieſen iſt eine, die hinter einer Mauer ſteht, durch die ſie ſich von aller Welt abſperrt, und darunter ſteht Stultitia!“ Der Geiſtliche lachte und hätte mir gern die Doſe angeboten, die er fleißig brauchte, zum Zeichen, daß er nicht hinter der Mauer ſtehe; allein er war Mitglied der Commiſſion. Dieſe hatte indeß ihre Berathung geſchloſſen und beſchloſſen, der Hausknecht, als ein beherzter Menſch, ſolle den Eimer am eiſernen Henkel anfaſſen und von Neuem Waſſer holen; aber genau nur am Eiſen, denn dieſes ſtecke nicht an. Daß man dem Metall überhaupt eine gewiſſe Sprödigkeit gegen Anſteckung zutraue, hatte ich bereits an einem andern Beiſpiel geſehen: ein Geldſtück, das ich in das auf die Straße geſtellte Waſſerglas legte, war während meiner Rede an den geiſtlichen Herrn verſchwunden; auch nachher, als wir, uns zu bedanken, in die Taſche langten, fanden wir die größte Scheu vor der Berührung mit uns überwunden.

Nicht jedes Beiſpiel findet Nachfolge, mit größter Wahrſcheinlichkeit aber ein ſchlechtes. Waren wir unter Dragonerbegleitung angekommen, mußten wir auch wieder welche mit uns nehmen. In dieſer Lage ſahen wir mit ganz beſonderem Freiheitsgefühl nach der Republik S. Marino hinauf, deren feſter Fels ſich links vor uns über die Ebene erhob und einem glücklicheren Sperrſyſtem zur unüberſteiglichen Mauer gedient hatte. — Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als wir vor Rimini ankamen. Man empfing uns mit Höflichkeit und erklärte ſich bereit, alle unſere Wünſche, ſo weit es die Umſtände erlaubten, zu befriedigen, unter denen wir den Wunſch nach einem Mittageſſen obenan ſtellten. Ueber die Weiterreiſe waren wir noch nicht zu einem Entſchluß gekommen, und als man uns den unweit des Wachthauſes auf einem ſchönen freien Platz gelegenen Pallaſt als das Obſervationshaus von Rimini zeigte, erſchien uns der Gedanke, daſelbſt vollends zu übertagen und zu übernachten, gar nicht uneben; ja Napoleon ſelbſt, der vorher keine andere Parole gegeben, als „vorwärts,“ rieth zum Bleiben. Die Umſtände ſelbſt gaben zulezt den Ausſchlag.

Der Sanitätscommiſſär, nach welchem man in die Stadt geſchickt, erſchien und erwies ſich freundlich und artig. Nachdem er unſere Papiere von Weitem beſehen und richtig befunden, führte er uns ſelbſt in das Schloß. „Wir finden doch,“ fragte ich, „das Innere dem Aeußern einigermaßen entſprechend, und Einrichtung darin?“ — „Alles vollſtändig,“ war die Antwort, „und Alles zu Ihrer Bequemlichkeit bereit; Ihr Mittageſſen ſoll ſogleich beſorgt werden.“ Man klagt von allen Kanzeln über Mangel an Glauben. Umgekehrt mußten wir uns ſtets über Mangel an Unglauben Vorwürfe machen. Im Vertrauen auf die gegebenen Verſicherungen ſtiegen wir die marmornen Stiegen hinauf. Gleich an der erſten Thüre begrüßte uns die ſchöne Inſchrift: Umanita. Wir wurden aber daran vorbeigeführt. Eine Reihe von Gemächern durchliefen wir, bis wir am lezten mit der Ueberſchrift Filoſofia ankamen. Kaum waren wir hier eingetreten, als die Thüre hinter uns zuging und Schloß und Riegel vorgeſchoben wurden. Nun konnten wir die Ueberſchrift unſers Zimmers deuten und rechtfertigen: wir waren Gefangene und Betrogene; denn auch die Einrichtung war kläglicher, als irgend eine. — Auf einer frühern Reiſe hatte ich den Platzcommandanten von Rimini, einen kaiſerlichen Offizier, und zwar als einen wohlunterrichteten, angeſehenen, gemüthvollen und gaſtfreien Mann kennen gelernt. Sein Anſehen, wie ſeine Lokalkenntniß konnte uns von großem Nutzen ſeyn; ich ſchrieb deßhalb an ihn und bat um ſeinen Beſuch. Er hatte die Güte, meiner Aufforderung ſogleich zu folgen. Es that mir in der Seele weh, dem biedern Mann nicht durch den Druck der Hand meine Freude und Dankbarkeit ausſprechen zu können. Von unſerer Zukunft entwarf er uns kein freundliches Bild. „Suchen Sie ſo raſch als möglich die Lombardei zu gewinnen; erwarten Sie nirgends mehr gaſtliche Aufnahme oder überhaupt Achtung vor der päbſtlichen Verordnung. Hier will Jeder befehlen, Keiner gehorchen, und Sie wiſſen, wie's dann geht. Ich rathe Ihnen, bleiben

Sie heute hier; es soll Ihnen, dafür werde ich sorgen, so viel möglich, Alles gewährt werden, was Sie wünschen. Morgen kommen Sie nicht bis zur Quarantaine von Castello di San Pietro, wohl aber bis Faenza, wo ein Kloster zum Observationshaus eingerichtet ist.“ Vor Allem lag uns daran, am frühen Morgen (um drei Uhr Nachts) ungehindert und wo möglich ohne Wache abreisen zu können. Für Beides versprach der Commandant zu sorgen, hat aber nur das Erstere für uns erreichen können; wie denn, seinen eigenen Aeußerungen zufolge, österreichischer Seits jede Einmischung in die innern Angelegenheiten des Staats oder der Provinzen auf's Sorgfältigste vermieden werde, wir also auf die Gegenwart ihrer Truppen nirgends eine Hoffnung zu gründen hätten. — In Fano hatten wir drei Stunden auf das versprochene Mahl warten müssen; hier saßen wir bereits sechs Stunden, und noch zeigte sich nicht die mindeste Aussicht auf die Befriedigung unserer Bedürfnisse. Dort half uns noch der Hunger; aber hier ließ uns, als endlich eine Schüssel Maccaroni aufgetragen wurde, auch dieser im Stich: sie waren ungenießbar.

Von unsern Ruhestätten auf der ganzen Reise läßt sich zwar wenig Rühmliches erzählen, allein erst später lernten wir ihre Verdienste schätzen, als der Kutscher uns erzählte, daß man ihm nirgends auch nur einen Strohsack gegeben. Ueberhaupt hatte der Mann ein klägliches Schicksal. Der italienische Vetturin ist gewöhnt, überall auf's Beste bedient zu werden; Wein und Speisen erhält er besser als der Fremde, den er führt; im Haus hat er den besten Platz und alles hört auf seine Befehle, und selbst sein Passagier sucht ihn stets bei gutem Willen zu erhalten. Wie ganz anders war es jezt, wo seine Stimme gar nichts galt, wo man nur nothdürftig für uns, für ihn aber gar nicht sorgte, so daß er ganz unserer Pflege anheim fiel! — Nachdem wir uns gesättigt, alles Eßbare sorgfältig eingepackt und den Weinrest in die Feldflaschen gefüllt, rückten wir vier Strohsäcke an einander und übergaben uns einem süßen Vergessen der leidigen Gegenwart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Modell zu Anlegung elektrischer Telegraphen.

Der Erfinder dieses Modells heißt Alexander aus Edinburg. Er nahm zwar nicht die Entdeckung der, seiner Maschine zu Grund liegenden Prinzipien, wohl aber die Ehre in Anspruch, der Erste zu seyn, der jede Schwierigkeit überwunden, ein abgeschlossenes Ganze aufgestellt und die Richtigkeit der Theorie praktisch bewiesen habe. Zwanzig Edinburger, Männer von Gewicht und Wissenschaft, haben bereits ihre Bereitwilligkeit angezeigt, zum Behuf der weitern Prüfung mittelst großartiger Versuche sich in ein Comité zusammenzuthun. In einem Lande wie England, wo die Geldkasten sich oft dem sinnlosesten Unternehmen öffnen, kann es einem Vorhaben nicht an Unterstützung fehlen, dessen Ausführung — nur bei London und Edinburg stehen zu bleiben — jede beliebige Nachricht zu jeder beliebigen Zeit binnen drei oder vier Minuten von hier nach dort und umgekehrt liefern würde. — So weit mein Korrespondent. Ich konnte mich durch eigene Anschauung von der vollkommenen Richtigkeit der mitgetheilten Beschreibung überzeugen. Auch hier gelangen sämmtliche Versuche ohne den geringsten Anstoß. Alexander leitete sie in Person. Aber obwohl er auf sie den Beweis gründete, daß die Praxis seine Theorie rechtfertige, und obwohl der Zweck seines Vortrags und der angestellten Versuche lediglich dahin ging, einer Unternehmung im Großen Freunde und Geldmittel zu gewinnen, so verhehlte er doch auch keineswegs, daß die unerläßliche Isolirung der einzelnen Drähte und ihre Sicherung im Boden großen Schwierigkeiten unterliege, die nur durch Wissenschaft und mechanisches Geschick siegreich bekämpft werden können. Er schlägt folgendes Verfahren vor. Zuvörderst sollten die zu gebrauchenden Drähte mit irgend einer isolirenden Substanz, dergleichen Gummi, Schwefel oder Harz, sorgsam überzogen, sodann schichtweise zwischen dünne Holzwände gelegt, diese gleichmäßig übertleidet und das Holz vorher gedörrt, das Ganze fest zusammengedrückt und äußerlich wieder mit einer jener Substanzen lakirt werden. Die Holzwände, meinte er, könnten jede vielleicht zehn Ellen lang, müßten aber dann bei der Zusammenfügung so eingerichtet seyn, daß sie dem Drahte Raum gewährten, nach Maßgabe des Temperaturwechsels sich auszudehnen oder zusammenzuziehen. Das Ganze schlug er vor, in einen inwendig mit Lack, auswendig mit Pech überzogenen, starken hölzernen Kasten einzuschließen und zwei oder drei Fuß tief längs der Landstraße zu vergraben. Die Kosten eines solchen Telegraphen von London bis Edinburg berechnete Alexander auf weniger als hunderttausend Pfund Sterling. W. S.

Auflösung der Charade in Nr. 6.

Fingerspitze.

Homonyme.

Als Pflänzchen wahrt's der Apotheker gern,
Doch von Metall verfertigen's große Herrn;
Für seine Wirkung werden sich die Kranken,
Die Bettler und die Wechsler oft bedanken;
Es ist geschätzt, gibt kleine, süße Kuchen,
Doch wird's entschätzt, so hört man es verfluchen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. Januar 1838.

Wohl dem wackern Streiter im Dienste des Magens, der vom Pfeilschuß der Apoplexie fällt, mit den Waffen in der Hand! Wer möchte sich von der Gicht zum Krüppel hauen lassen!

Smollet.

Abenteuer eines jungen Deutschen.

I.

Ich bin in einer echt deutschen Stadt geboren worden, in einer Stadt, die Deutschland seine Kaiser gab, in Frankfurt am Main. Das Haus meiner Eltern befand sich jedoch nicht am Hirschgraben, ein Umstand, den ich Zeit meines Lebens beklagen werde; es stand nicht in Reih und Glied mit jenem ewig denkwürdigen Hause, das in der deutschen Literatur eine Rolle spielt und das man in zahllosen Büchern beschrieben findet. Mein Elternhaus war ein stattliches Gebäude in der Millionenstraße, so genannt, weil sich hier die Bankiers finden, die es zu Millionen gebracht haben und daher aus breiten Spiegelfenstern herausgucken und Portiers an ihre Thüren stellen. Dieses Stadtviertel voll Geldsäcken, dieses allerliebste Eldorado der Emporkömmlinge, diese Kolonie von Millionärs ist recht eigentlich der Kern der modernen Stadt Frankfurt. Die alte Stadt Frankfurt mit ihren mittelalterlichen Träumen, ihrem Römer, ihren Judengassen und spitzigen Thürmen liegt weit ab von diesem eleganten Frankfurt, das seit dem Wiener Congreß entstanden ist und das seinen diplomatischen Ursprung nicht verleugnet. Dennoch sind die Wurzeln dieser kostbaren Treibhauspflanzen in jenen finstern, kleinen und engen Gassen zu suchen, die in keinem Wegweiser für Fremde stehen, die man sich fast schämt zu nennen, und durch die man mit verhaltener Nase hindurch eilt.

Meinen Vater verlor ich, als er eben im Begriff stand, die dritte Million in seine Bücher einzutragen. Er starb am Schlagfluß. Diese Todesart hatten ihm schon seine Freunde prophezeit und sein Arzt ihm damit gedroht, wenn er hörte, daß wieder eine Ladung Bayonner Schinken, Flensburger Austern, russischen Caviars oder Straßburger Gänseleberpasteten angelangt war. Dieser redliche Mann, ich meine den Arzt, hatte die Ansicht, daß man am gesundesten bleibt bei einem Glase Wasser, einer Schüssel Mehlbrei und einem Stück in Wasser gekochtem Rindfleisch; zu diesem naiven Speisezettel war mein Vater jedoch auf keine Weise zu bringen, eben so wenig verstand er sich dazu, seinen Körper regelmäßig zwei Stunden am Tage durch Schneegestöber und Regenschauer spazieren zu führen. Aber auch welch ein abenteuerlicher Vorschlag für einen Mann, der täglich nach den beiden Indien spazieren ging und noch einen Abstecher nach Paris und London machte, ehe er daran dachte, seine Schlafmütze über die Ohren zu ziehen und sich in sein Bett zu legen! Das Leben eines Kaufmanns ist eine ewige Reise. Während sein Körper auf dem kleinen, runden, grüngepolsterten Comptoirstuhle sitzt und der Kopf sich auf die linke Hand stützt,

eilt die arme Seele in ängstlicher Flüchtigkeit von den Palmen des Ganges zu den rauchenden Feueressen Liverpools, steigt mit ein in den Dampfwagen nach Manchester und durchkämpft mit dem Schiffe nach Calcutta die Wogen des ungeheuren Oceans. Wie kann man einem solchen Manne noch einen Spaziergang vor's Bockenheimer Thor vorschlagen? Was ist für ihn das Bockenheimer Thor? Welch eine entsetzliche Langeweile erwartet ihn dort, wo Alles in ihm die wandelnde Million sieht, wo alle Welt ihn grüßt und wo er sich den unverschämtesten Bettereien ausgesezt sieht! Und nun gar in Regen und Wind, in Schneegestöber und Eiseskälte! Das ist alles viel zu romantisch für einen Bankier. Mein Vater sagte das unserm Doktor; sie stritten sich Jahrelang darüber und wurden nie einig. Der Doktor antwortete zulezt gar nicht mehr, er warf nur einen Blick auf die immer gefährlicher anwachsende Rundung der Gestalt meines Vaters, und dieser Blick sagte alles, und noch mehr, als Worte hätten sagen können. Es war der boshafte Blick eines Mannes, dem man nicht gehorchte, da er einen Spaziergang anbefohlen hatte. Er hörte auch die Nachricht vom Tode meines Vaters mit dem größten Gleichmuth an und tröstete meine Mutter, indem er ihr mit großer Ernsthaftigkeit versicherte, daß der Schlagfluß immerdar die Todesart derjenigen sey, die einen so gesunden Appetit und eine so große Portion Eigensinn mit auf die Welt bringen, wie es bei meinem Vater der Fall gewesen.

Ich hatte bei dieser Catastrophe mein siebzehntes Jahr erreicht, und meine Mutter wünschte, daß ich jezt auf Reisen gehen möchte. Ich hatte nichts dagegen, und da die drei Millionen meines Vaters mir kein Geheimniß geblieben waren, so dachte ich ernstlich daran, einen Theil dieser Schätze auf die angenehmste Weise zu verflüchtigen. Meine Mutter mochte mir diese guten Vorsätze ansehen, denn sie ließ mich eines Tags in ihr Boudoir kommen und gab mir etwas von einer mütterlichen Sittenpredigt zum Besten. Ich fand, als ich eintrat, die Tische und Sophas bedeckt mit den neuesten Stoffen und Mustern zu einem geschmackvollen Traueranzug und meine Mutter selbst vor dem Spiegel, wie sie ein kleines Häubchen von Flor auf ihre glatte, feine Stirn paßte und dabei ihre Locken ordnete, die für eine Frau über vierzig Jahren noch von einer bewundernswürdigen Fülle und Farbe waren. Sie schob eine ganze Wolke Trauergaze vom Sopha weg und nöthigte mich auf das freigewordene Plätzchen, indem sie dabei sagte: „Lieber Louis, ich will mit dir ein ernsthaftes Wort sprechen.“ Es wäre zu weitläufig, dieses „ernsthafte Wort“ meiner guten Mutter hier in seiner ganzen Breite zu wiederholen; es kam darauf hinaus, daß ich künftig lernen solle, meine Halsbinde eleganter zu knüpfen, daß ich selbstständig über den Schnitt meines Fracks nachdenken solle, und daß ich nie vergessen müsse, wie der Besitz eines großen Vermögens nur dann zu einem wahren Gute erwachse, wenn mit ihm eine „noble Gesinnung“ verbunden sey. Zu dieser „noblen Gesinnung“ rechnete meine Mutter vor allen Dingen die Fertigkeit, Whist ohne Fehler und mit der größten Feinheit zu spielen und ungezwungen in einem Fauteuil einer Dame gegenüber Platz zu nehmen. „Dein Vater, liebes Kind,“ schloß meine Mutter ihre Rede, „hat dem Einmaleins seinen ganzen Flor zu danken; laß um's Himmelswillen nicht merken, daß du mit dieser Wurzel alles Uebels näher vertraut geworden. Der Himmel verhüte, daß ich damit meine, daß du das Geld gering achten sollst; es ist die Grundlage unserer Existenz; nur achte dieses boshafte Metall wie ein Mann von Welt es achtet, und nicht wie ein Kaufmann, der es anbetet, dem es Gott, Geliebte und Heimath ist, der außer ihm nichts kennt und nichts kennen will. Bezahle überall lieber mit Geld als mit deiner Person, das ist nobel; das Umgekehrte ist das sicherste Zeichen einer gemeinen Denkungsart. Verliere mit guter Art Geld im Spiel an alte Damen und Herrn von Einfluß, das sind Kapitalien, die ihre Zinsen tragen, und besolde deine Diener reichlich. Unser Ruf in der Welt hängt sehr oft von diesen Geschöpfen ab. Uebrigens suche dir so viel Bildung und Geist zu erwerben, als wenn du keine fünfhundert Thaler im Vermögen hättest.“

(Die Fortsezung folgt.)

Reise durch den Kirchenstaat

unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortsezung.)

Siebenter Tag.

Unser Platzcommandant hatte Wort gehalten: um drei Uhr Nachts waren unsere Thore geöffnet, und zwei reitende Carabiniers hielten vor denselben, uns zu begleiten. Der Diener, der bisher sein Amt nur auf Distanz verwaltet, hatte sich, als es zum Bezahlen der Zeche und des Trinkgeldes kam, wenigstens mit den Fingerspitzen in den Cholerakreis gewagt. Zwar hatte er ein Glas mit Essig als Armenbüchse auf den Tisch gestellt, woraus er seines Leibes unbeschadet die Silbermünzen fischen konnte, erkannte aber nicht sobald den bloß symbolischen Werth der Läuterung, als er den Ueberschuß unserer Erkenntlichkeit aus unserer Hand empfing und mit eigener in den Essig legte.

Vor Rimini verließ uns der eine der Carabiniers; der andere erklärte uns bald darauf, nur bis zum nächsten

Dorf mit uns reiten zu können, wo er uns einem Fußgensdarmen übergeben müsse. Unsern Einwendungen begegnete er durch das Anerbieten, gegen Bezahlung uns nach Savignano zu geleiten, wo er uns wieder einen berittenen Ersatzmann verschaffen wolle. Wir willigten unbedenklich in Alles, was uns vor fernerem Aufenthalt auf der Reise zu bewahren versprach; denn neben einer Fußwache im Schritt herfahren, hieß unsere Gefangenschaft um einen Tag verlängern. — Wir gelangten so bei guter Zeit nach Cesena, das des Tages festlich geschmückt war und irgend einen Jahrmarkt oder Feiertag zu begehen schien. Leider mußten wir hier zwei volle Stunden vor der Stadt auf der Landstraße halten, ehe unser Begleiter, der nach einem Nachfolger in die Stadt geritten war, zurückkam. Er brachte einen Gensdarmen zu Fuß. Wir waren sehr bestürzt. Unserm Verlangen nach einem Reiter wurde kurz begegnet: „hier steht keine Cavallerie.“ Wir boten unserm bisherigen Begleiter Geld für seine fernere Gesellschaft. Für die bisherige nahm er's willig hin, für weiter hatte er weder Auftrag noch Erlaubniß; „auch,“ sagte er, „hilft es Ihnen nichts, da Sie auf der nächsten Station doch einen Fußgensdarmen nehmen müßten.“ So sanken wir mit jedem Schritte in größere Abhängigkeit; indeß tröstete uns der neue Begleiter mit ein paar Worten, die er in den Wagen flüsterte. „Lassen Sie mich nur sorgen! kann ich auf Sie rechnen, so sollen Sie auch mit mir zufrieden seyn.“ Dann vor der Stadt erzählte er uns, wie er vorige Woche eine deutsche Familie begleitet und wie sie dort — hiebei wies er auf ein wüstes, schwarzes, schmutziges Gebäude — von der Commission eingesperrt worden, weil ein Mitglied der Gesellschaft sich unwohl befunden habe. Namen und nähere Umstände konnte er mir nicht angeben, rieth uns aber freundschaftlich, kein Zeichen von Zahn-, Kopf- oder sonst einem Weh zu geben, weil uns dies unzweifelhaft in's Lazareth bringen würde. — Als wir endlich die Stadt ganz im Rücken hatten, erbot sich der Gensdarm, sich zur Beschleunigung unserer Reise zu uns in den Wagen zu setzen; er als Soldat kenne keine Furcht, und er wolle lieber gegen uns gefällig, als denen zu Willen seyn, von denen er nichts zu erwarten habe als neue Plagen. Und so waren wir denn mit dem Mann, der uns von jeder Verbindung mit der Bevölkerung abzuhalten beauftragt war, selbst in der unmittelbarsten; ja wie sehr alles in diesem Lande der Willkühr anheimfalle, sahen wir deutlicher noch auf der nächsten Station, wo der Gensdarm unmittelbar am Thor, im Angesicht seines Obern und der ganzen Wache, zu uns in den Wagen stieg und Niemand einen Anstoß daran nahm.

Es war Mittag und sehr heiß, als wir vor Forli ankamen. Nach dem gewöhnlichen lästigen Verzug wurden wir in einen Garten geführt, in dessen Mitte ein schönes Wohnhaus glänzte. Der Commissär, ein freundlicher, ja man könnte sagen, herzlicher Mann, empfing uns mit Entschuldigungen und Versprechungen, denen wir nach den bisherigen Erfahrungen eben keinen großen Werth beilegten. Als uns aber die Wache verließ und keine neue an ihre Stelle trat, als uns das ganze Haus und der schöne Garten mit seinen vollen Traubengängen zur Disposition gestellt wurde, als man die untrüglichsten Anstalten zu einer glänzenden Bewirthung machte, wagten wir allmählich an Genuß zu glauben, und überließen uns froh der wiedergeschenkten Freiheit. Auch die Thiere ließen sich's wohl seyn und wälzten sich selig im Gras, und weder sie, noch wir gedachten uns heute aus dieser angenehmen Lage zu reißen, da wir nicht wußten, ob uns im Kirchenstaat noch eine ähnliche bereitet sey. Wir genossen das trefflich bereitete Mahl, ergötzten uns mit Kugelspiel oder ergingen uns unter den Traubengängen in frohen Gesprächen, entwarfen die Plane für den kommenden Tag und übergaben uns endlich auf wohleingerichteten Betten, den zweiten seit Rom, dem Schlaf.

Achter Tag.

War schon die Lage unsers Gasthauses so, daß der Kutscher, der längst allen Spaß verlernt, bei der Einfahrt ausgerufen hatte: „Ecco la Villa Pamfili!“ war die Aufnahme, Behandlung und Bewirthung über alle Erwartung liberal gewesen, hatte man sogar nicht versäumt, noch um drei Uhr in der Nacht vor unserm Aufbruch uns mit vortrefflichem Kaffee zu bedienen, was sollten wir nun sagen, als wir unsere Rechnung verlangten und der Commissär erklärte: unter den obwaltenden Umständen, wo so vielerlei Beschwernisse der Reisenden vorauszusehen, halte es die Stadt Forli für eine angenehme Pflicht, dieselben unentgeldlich zu beherbergen, und es thue ihm nur leid, daß wir nicht einige Tage später gekommen seyen, wo die ganze Einrichtung vollendet und alle Bequemlichkeit zu bieten gewesen wäre. „O Commission von Fano!“ riefen wir aus, „nimm dir ein Beispiel!“ Der Commissär erntete, wie billig, die ersten Früchte unserer Freude, und wir verließen unter seinen Segenswünschen die angenehme Villeggiatura. — Wir würden uns gern den ausführlichsten Erinnerungen an das erlebte Glück hingegeben haben, wenn nicht ein Ereigniß, das uns auf der nächsten Station bevorstand, unsere ganze Besonnenheit erfordert hätte. Dort nämlich wollte einer der Italiener die Gesellschaft verlassen und in Quarantaine gehen. An und für sich wäre dies kein Ereigniß, und in Beziehung auf die Person wenigstens kein beklagenswerthes gewesen; denn der junge Mann gehörte zu jenen, leider nur zu gewöhnlichen Italienern, deren Umgang durch halbe Bildung und ganze Rohheit beschwerlich und bei den unausweichlichen häufigen Berührungen auf einer Reise fast unerträglich wird. Nicht nur peinigte er uns beim Essen

mit einer ganzen Scala unarticulirter Töne, er trieb seine Rücksichtslosigkeit bei Speise, Trank und Lager über alle Grenzen des groben Egoismus, selbst bis zum Wegnehmen des Brodes unter der Hand. Ich hätte ihm also von Herzen gern schon lange den Abschied gegeben; aber jezt brachte er uns in schreckliche Verlegenheit. Nicht nur unsere Personen, sondern auch unsere Sachen waren in der Desinfectationsanstalt zu Casale registrirt und in unsern gemeinschaftlichen Gesundheitspaß eingetragen worden. Dieser lautete auf die Quarantaineanstalt von Bologna. Fehlte uns nun dort nur ein Stück, geschweige eine Person, so verfielen wir unbedenklich einem langweiligen Prozeß und der verhaßten Quarantaine; denn, konnte man sagen, das fehlende Gepäck habt ihr irgendwo abgegeben und somit die Cholera vertragen; aber die fehlende Person vollends konnte noch bestimmter auf Cholera, wo nicht gar auf einen Criminalfall schließen lassen. Wir bedurften zu unserer Sicherheit Zeugnisse, über deren Heibeischaffung wir noch völlig im Ungewissen waren.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Eisenbahn. Französische Schauspieler. Lokale Dramatik.

Die Eisenbahn und das französische Theater bilden jezt die Achsen des Tagsgesprächs. Ich erzähle nicht gerne von Eisenbahnen; die Einweihungs- und Probefahrten sind stets über Einen Leisten geschlagen. Darum nur im Kurzen die Nachricht, daß bereits die wirklichen Fahrten von Wien aus bis Deutsch-Wagram begonnen haben. Was man an der Bahn vorzugsweise rühmt, ist der Reichthum der Ausstattung, worin sie selbst die englischen Bahnen übertreffen soll. Man hat der Nordbahn Anfangs den Spiznamen „die Judenbahn“ gegeben, weil von Rothschild, an der Spize von meistens jüdischen Handelshäusern, der Bau derselben unternommen ward. Die Vortrefflichkeit der Ausführung zeigt indeß, daß die Juden sich nicht nur auf Gold und Silber, sondern auch auf Eisen verstehen. Merkwürdig ist übrigens der Umstand, daß Tags darauf, nachdem die Probefahrten stattgefunden und den glänzendsten Erfolg beurkundet, die Actien der Eisenbahn sehr im Preise gefallen sind. Es hatten nämlich viele Spekulanten früher eine große Masse Eisenbahnactien angekauft; diese glaubten nun jezt einen sehr günstigen Zeitpunkt getroffen zu haben, um ihre Actien zu verkaufen; allein durch die große Zahl derer, die sich zum Verkauf drängten, sanken die Papiere an der Börse; natürlich nur auf kurze Zeit. — Eine andere Neuigkeit, welche die merkantilische Welt beschäftigt, ist die, daß ein Theil der Capitalien der hiesigen Nationalbank nach Prag verlegt und daselbst eine Filialbank errichtet werden soll. Der Nuzen für Prag ist unberechenbar, da die Hauptstadt Böhmens einen weit stärkern Commerz hat, als Wien. — Von den Eisenbahnen und der Nationalbank komme ich auf die vielbefahrene Bahn der Korrespondenten, auf die lange Bank der deutschen Journale, das Theater. Ich habe schon gesagt, daß alle Welt hier von der jezt anwesenden französischen Schauspielertruppe spricht. Diese Gesellschaft, unter der Direction der Herrn Doligny und Alix, kam von Prag, wo die Unternehmung eben nicht den glänzendsten Erfolg hatte, hieher. Bald nach ihrer Ankunft hielt der französische Gesandte eine glänzende Soirée in seinem Hotel, wobei die französischen Schauspieler eine Vorstellung gaben. Nun war ihr Glück gemacht, und schon wenige Tage darauf spielten sie im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, und es gehört jezt durchaus zum Bonton, die französische Comödie zu besuchen. Sowohl der Adel, als die reiche Aristokratie fehlen bei keiner Vorstellung, und an Affen, welche die Noblesse copiren, fehlt es in Wien ganz und gar nicht. So kommt es, daß das große Opernhaus bei jeder französischen Vorstellung bis in die lezten Regionen des Himmels vollgestopft ist. Meidingers Grammaire und das Tauchnizer Dictionnaire de poche sind in den Buchhandlungen und bei den Antiquaren ganz vergriffen. Für die fremden Künstler ist dieses Publikum zwar ein dankbares, aber oft ein räthselhaftes. Jeder denkt, der Andere versteht es besser, und sobald der Eine aus Mißverständniß lacht, lacht Alles mit; denn Jeder fürchtet, wenn er nicht lacht, seine Unkenntniß zu verrathen; und so erschallt zuweilen von den Galerien ein unbändiger Lachchor, während man aus Parterre und Logen verwundernd hinauf schaut, um die Ursache zu ergründen. Fragt man aber, was leisten die fremden Schauspieler? so muß man gestehen, im Zusammenspiel Vortreffliches. Das Lebendige, Rapide des Dialogs ist selbst für unser Hoftheater unerreichbar, obgleich von den Schauspielern selbst nur Durusseuil und der jüngere Doligny sich auszeichnen, und besonders die Damen voll von Unnatur und Ziererei sind, ja ihre Aussprache nicht einmal frei von Patois ist. Nichtsdestoweniger werden die Franzosen den ganzen Winter hier bleiben, und sollen sogar schon einen Contract für die künftige Wintersaison abgeschlossen haben. — Wien ist die einzige Stadt in Deutschland, wo großstädtisches Leben einige dramatische Productivität erzeugt. Es gibt manchen Tag im Jahr, wo an allen fünf Theatern neue Stücke aufgeführt werden, und fast keine Woche geht vorbei, wo nicht auf irgend einer Bühne eine Novität von einem Wiener Dichter über die Bretter geht. Am productivsten sind die Vorstadttheater-Dichter, und unter diesen die für die Lokalposse der Leopoldstadt Schreibenden. Freilich sterben viele dieser Eintagsfliegen am Tage ihrer Entpuppung; indeß hat doch manche ein zäheres Leben und erhält sich einen halben oder einen ganzen Monat auf dem Repertoire. Die Lokalposse ist eigentlich jezt nur ein hohles Aggregat alter Scenen und Witze; selten irgend ein neuer Spaß, noch seltener eine neue Idee. Raimund, den man hier gerne einen Shakespeare nennt, war der lezte Stoß für dieses Genre. Durch die von ihm eingeführten Allegorien ist nicht selten die erste Bedingung der Lokalposse, die Faßlichkeit für das große Publikum der niedern Stände, aus den Augen gesezt worden; bei seinen Nachahmern aber haben jene Allegorien den lezten Rest von Vernunft und Zusammenhang aus der Lokalposse vertrieben. Darum ist Nestroy, der sich von Raimunds Genre fern hält, auch noch der Einzige, dessen Possen an die alten lustigen Zeiten des Staberl erinnern. Das neueste Produkt hat in der That hier weit mehr Aufsehen gemacht, als die Protestation der sieben Göttinger Professoren und die Absezung des Erzbischofs von Köln. Das Stück heißt: „das Haus der vier Temperamente,“ und die Bühne wird dabei im eigentlichen Sinne des Wortes gevierttheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 16. Januar 1838.

Je vous amène un médecin, mais un médecin d'importance. —
Voilà un grand homme!

Molière.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

In Faenza früh um fünf Uhr angekommen, hörten wir, das Lazareth ſey ein verlaſſenes Franziskanerkloſter, eine halbe Stunde von der Stadt, abgelegen von der Straße und für den Wagen unzugänglich. Da die beiden berittenen Carabiniers, die Erſatzmänner derer, die uns von Forli hieher gebracht, der Verhältniſſe unkundig waren, begleitete uns der am Thor wachhabende Unteroffizier bis zu der Stelle, wo der Fußweg zum Kloſter abgeht. Hier packte der genannte junge Italiener ſeine Sachen vom Wagen und übergab ſie dem Venezianer, den er, in Ermanglung eines Facchino, als Träger benuzte, und dem wir unſererſeits Auftrag gegeben, ein Zeugniß über die Aufnahme und Geſundheit unſers Reiſegefährten vom Vorſteher des Lazareths mitzubringen. Die Carabiniers erſahen kaum, daß der Venezianer, den ſie für einen Facchino von Faenza anſahen, das Gepäck auflud, als ſie Lärmen ſchlugen und auf das Beſtimmteſte Einſpruch thaten. Wir hatten uns im Wagen an ein kleines Frühſtück begeben, und unbekümmert um das, was außer demſelben vorging, den Wortwechſel erſt bemerkt, als er durch die Brutalität unſers bisherigen Gefährten ſich zur größten Heftigkeit geſteigert, und der eine der Carabiniers, ſeines Ranges ein Oberer, das Pferd gewendet hatte und zur Stadt zurückgekehrt war. Statt ruhig Auskunft zu geben, hatte unſer Italiener dem Carabinier alles Interventionsrecht abgeſprochen und, ohne Rückſicht auf uns, ihn, deſſen mündliches Zeugniß über den Abgang unſers Begleiters uns von großer Wichtigkeit war, ſo beleidigt, daß er nichts mehr mit uns zu thun haben wollte.

Zu dieſer Verlegenheit brachte uns nach langem Verzug der Venezianer eine neue mit der Nachricht, der Commiſſär des Lazareths ſey nichts als ein Bauer und könne weder leſen noch ſchreiben. Ohne förmliches Zeugniß über den Abgang unſers Gefährten war aber die Reiſe unmöglich fortzuſetzen. Zum Glück hatte der Unteroffizier, der uns zur Stelle begleitet, des Ausgangs geharrt und war noch bei uns. Die Italiener kamen überein, er ſolle das Zeugniß ausfertigen. Der Mann war bereit, und ſchon wollte ich Schreibzeug und Papier reichen, als uns einfiel, daß er ja keinen von uns berührten Strohhalm angreifen dürfe, geſchweige Papier und Feder. Es fand ſich inzwiſchen ein Bube, der nach der Stadt lief und das nöthige Material brachte. Die Brüſtung der Brücke diente als Schreibtiſch, und ſchon hatte der Unteroffizier eingetunkt, als ihm einfiel, daß er eigentlich gar

nicht wiſſe, was er zu ſchreiben habe. Dies brachte unſern Avvocato aus dem Wagen und in ſein Amt. Wie im Gerichtsſaal ging er gemeſſen die Brücke auf und ab und ſagte ein in allen Formeln und Phraſen ſtyliſirtes Zeugniß dem geduldigen Teſtanten in die Feder. Während deſſen beſann ich mich, daß uns, trotz aller Advokatentermen, mit dem Zeugniß nicht gedient ſeyn könne, ſo lange ihm die Unterſchrift einer Behörde fehle. „Was wir auf dieſem Wege erhalten, können wir uns überall ſelbſt machen,“ ſagte ich; „denn wer kennt in Bologna Namen und Handſchrift eines Unteroffiziers von Faenza? Ohne Zeugniß der Sanitätscommiſſion, und namentlich ohne das des Arztes über den Geſundheitszuſtand des Abgegangenen, können wir nicht von der Stelle.“ Alle ſtimmten dieſer Anſicht als einer wohlbegründeten bei, und es fragte ſich nur, wie wir uns mit der Sanitätscommiſſion in Rapport ſetzen konnten. — „Wiſſen Sie was?“ ſagte da der zurückgebliebene Carabinier zum Unteroffizier, „bleiben Sie beim Wagen, verhüten Sie ſorgfältig jede Communikation mit den Fremden; ich reite nach der Stadt und hole den Präſidenten.“ Dies warf den erſten Hoffnungsſchein auf unſere Lage.

Nicht lange, ſo brachte der Carabinier die Nachricht von der Bereitwilligkeit des Signore Dottore, des Präſidenten der Sanitätscommiſſion. Nach einiger Zeit ſahen wir auch wirklich in der Ferne einen Mann, den wir an der Würde ſeines Schritts, am dreieckigen Hut, der Perrücke, den kurzen Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen und dem blinkenden Stock für den Doktor erkannten. Schon von weitem gab er den Umſtehenden ein Zeichen, daß ſie zurücktreten ſollten; als er ſelbſt auf zwanzig Schritt nahe gekommen, fragte er nach unſerm Begehren, das ihm denn der Avvocato mit lauter und vernehmlicher Stimme mittheilte. Er ſezte hierauf eine große Brille auf, und als dieſe nicht zu genügen ſchien, ein langes Fernrohr an und muſterte uns der Reihe nach; unſern Geſundheitspaß mußten wir auf die Brückenbrüſtung legen, und nachdem wir das Papier vor dem lüſternen Zephyr, der es nach dem Fluß zu tragen trachtete, durch aufgelegte Steine geſchüzt, wagte ſich der Sohn des Aeskulap auf fünf Schritte an daſſelbe, ja zulezt ſogar auf Stocklänge, und ſteigerte ſeinen Muth bis zu dem Wageſtück, mit dem Stock die Enden des flatternden Papiers zu halten. Mit eingezogenem Unterleib, in möglichſter Entfernung, mit der einen Hand den Stock auf den Paß, mit der andern die ſchwere Brille auf der Naſe haltend, unterm Arm, wie zur Hülfe in der Noth, das Perſpektiv, überlas er das Verzeichniß unſerer Räucherungen, und durch daſſelbe zu neuen Unternehmungen ermuthigt, unternahm er es, nach dem Lazareth zu gehen, Delictum zu examiniren und nach Befund als geſund zu approbiren, ſodann aber uns die nöthigen Certifikate zu inſinuiren.

Das Examen muß ein rigorosissimum geweſen ſeyn, denn wenigſtens eine Stunde Zeit verlief, ehe der ausgeſtellte Vorpoſten, der Venezianer, den Dreiſpiz ſignaliſirte. Ja, das Unglück wollte, daß der bedächtige Mann irgend einen Paragraphus überſehen haben mußte; denn ſeine Bewegung wurde mit einem Male eine rückgängige, und erſt nach neuem Verzug kam er mit dem ſchon ausgefertigten Zeugniß. Er ſtellte ſich mitten auf die Brücke; es regnete ein wenig und der Unteroffizier hielt einen von einem vorübergehenden Bauer entlehnten gelben wachsleinenen Regenſchirm über ihn; wir ſtanden im Halbkreis neben unſerm Wagen, allerhand unberufene Zeugen in der Ferne bei einem vertrockneten Brunnen mit der Inſchrift: Gloria Faventiae. Der Präſident entfaltete ſein Papier, rückte die Brille und las nun das von ihm ausgefertigte Zeugniß vor, nicht ohne verächtliche Seitenblicke auf das vom Avvocato dictirte des Unteroffiziers, legte daſſelbe, da wir keine Einwendung gemacht, auf den Boden und lief, indem er den Unteroffizier nach ſich zog, in weiten Schritten wie vor einer auffliegenden Mine davon. Als wir nun für ſo viele geleiſtete Dienſte unſere Erkenntlichkeit zu bezeigen, mehrere Geldſtücke an die Stelle des aufgenommenen Zeugniſſes gelegt, ſandte er den Unteroffizier ab, das Geld oder vielmehr das Gift daran tüchtig mit dem Fuß im Sand abzureiben, gab uns ſeinen Reiſeſegen und kehrte uns im Bewußtſeyn einer kühnen That den Rücken. — Ueber vier Stunden hatten wir auf dieſe Weiſe verloren; die Thiere waren vom Stehen müde geworden und hungrig, und ſtatt einer Erquickung traf ſie die Peitſche.

Ueber den Verfolg unſerer Reiſe hatten wir, der Zukunft gänzlich ungewiß, noch keinen Entſchluß gefaßt, vorläufig aber das Obſervationshaus von Bologna, in dem wir uns die beſte Aufnahme und Bewirthung verſprachen, als das Ziel des Tages geſtellt. Es war Nachmittags drei Uhr, als wir am Schlagbaum, drei Miglien vor Caſtello di S. Pietro ankamen. Seit drei Uhr Nachts waren unſere Pferde vor dem Wagen, und kein Halm Heu, kein Tropfen Waſſer war ihnen gereicht worden, Staub und Hitze hatten die Entbehrung noch empfindlicher gemacht; auch unſer Mundvorrath, ſo reichlich namentlich der Avvocato vorgeſorgt, war erſchöpft und wir waren ernſtlich hungrig.

Unſer Carabinier ritt vor, uns anzumelden; ein ſtummes Zeichen hieß uns Halt machen. Lang ſahen wir den Geſprächen der hin und her laufenden Wachen zu und erwarteten von jeder Bewegung Vortheil für uns. Endlich ſahen wir aus einer unweit der Straße im Feld gelegenen Bauerhütte einen Mann langſam auf uns zukommen. Gleichgültigkeit und Kälte lagen in ſeinem blaſſen, ſtarren Geſicht; die Hände hielt er wie angebunden auf dem Rücken. Ohne Gruß und Grußeszeichen fragte er: „Was

ſteht zu Dienſten?“ — „Eine kurze Erquickung für uns und unſere Pferde.“ — „Woher? wohin?“ — „Wir kommen von Rom und wollen ohne Aufenthalt nach der Lombardei.“ — „Steht nichts im Wege,“ ſagte der Mann in ironiſchem Ton und gab mit boshafter Höflichkeit ein Scheinzeichen zum Aufheben des Schlagbaums. — Nichts bringt ſo ſehr auf, als abſichtliches Mißverſtehen, und die Nöthigung, dem Andern das zu erklären, was er recht gut weiß. Er kannte recht gut unſere Wünſche und Bedürfniſſe; ja hätte er ſie nicht aus dem gänzlichen Mangel aller Obſervationshäuſer errathen, er mußte ſie unſern faſt umſinkenden Pferden anſehen; noch mehr, der Mann wußte, daß es zwiſchen dem Ort, wo wir ſtanden, und Ferrara, alſo auf eine Strecke von ſechs-und-dreißig Stunden für uns keinen Ruhepunkt mehr gab, und doch konnte er mit einer Verbeugung die Erlaubniß zur Weiterreiſe geben, bloß um uns zu einer Wiederholung unſerer Bitte zu nöthigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Abenteuer eines jungen Deutſchen.

(Fortſetzung.)

Ich muß zur Erklärung dieſer mütterlichen Rede hinzuſetzen, daß ſich in die Betrachtungen der guten Frau einige Bitterkeit miſchte. Sie war als ein armes Fräulein von guter Familie meinem Vater angetraut worden, und die Grundſätze des Millionärs waren oft in Colliſion gekommen mit den Standesvorurtheilen des Fräuleins. In den ehelichen Streitigkeiten hatte ich oft das Wort „Börſenwitz“ gehört, ohne recht zu wiſſen, was meine Mutter damit ſagen wollte, und mein Vater machte, wenn er übler Laune war, ſich öfters das Vergnügen, ſehr abgedroſchene Spöttereien über den Adel vorzubringen. Im Ganzen lebten Beide jedoch einig; die Dame war zu klug und der Herr zu gutmüthig, um den Streit ſehr in die Länge zu ziehen. In Wahrheit litt jedoch meine Mutter mehr, als ſie es eingeſtehen wollte. Das Verhältniß hatte ſie erſchöpft, das Einmaleins ſie gleichſam zu Grunde gerichtet. Sie war ſchön, ſie liebte die Muſik, Bücher und Converſation, ſie hätte gerne einen Salon gehalten, wie ihn geiſtreiche Frauen in großen Städten zu haben pflegen; aber mein Vater war nicht der Anſicht, und es unterblieb. Ihr ganzer Umgang beſchränkte ſich daher auf ein paar Frauen aus den vornehmen Kreiſen und einen Mann, den meine Mutter Vetter und ich Oheim nannte, der aber weder das Eine, noch das Andere war, und keine andere Verwandtſchaft mit uns geltend machen konnte, als die, zu welcher eine gleiche Richtung des Geſchmacks, der Sitten und Anſichten über wichtige und unwichtige Dinge berechtigen. Dieſer Mann, der in meinem Elternhauſe eine große Rolle ſpielte, und oft wirkſam meinem Vater opponirte, immer aber meiner Mutter zur Seite ſtand, welchen Krieg ſie auch durchzufechten haben mochte, dieſer Mann beehrte mich mit ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit.

Er hieß Herr von Braun und war Pfründner in einem aufgehobenen Stifte geweſen, in Ruheſtand verſetzt und noch mit einem artigen Sümmchen Penſion verſehen worden. Seine Anſichten, Wünſche und Ideen neigten dem Adel zu, aber er war klug genug, die Schminke der Zeit anzunehmen. Immer heiter, immer ſanft, immer artig, verſtieß er nie gegen die Form, und zeigte nur gerade ſo viel Meinung, als es für das geſellige Zuſammenleben gerade bequem war. Seine Vorurtheile, ſein Groll, ſein inneres Widerſtreben gegen den Zeitgeiſt hörte Niemand, als ſein Kammerdiener und meine Mutter. Gegen dieſe Beiden war er offenherzig; dieſe beiden Weſen, vielleicht die einzigen auf der Welt, ſahen ihn in ſeiner wahren Geſtalt. Er ſprach das feinſte Franzöſiſch und affektirte ſeine Mutterſprache nur ſchlecht zu verſtehen. Dies konnte ihm mein Vater nie verzeihen, mein Vater, der den ganzen Vorrath von Enthuſiasmus, deſſen er fähig war, mit beiden Händen hinwarf für die Idee des Deutſchthums. Er war ein patriotiſcher Spießbürger und der Herr von Braun ein mißvergnügter Cosmopolit; aber der Eine nannte den Andern einen „Demokraten,“ und wurde von dieſem wiederum als „Ariſtokrat“ bezeichnet, Worte, die anfangen nichts zu bedeuten, weil ſie wie Spielbälle hin und hergeworfen werden, und auf keiner Seite Thaten einen Ausſchlag geben. Ich erinnere mich noch, daß mein Oheim mir ſchon frühe eine Art ſeltſamer Geographie einprägte, die nicht mit der zuſammenſtimmte, welche man mir in der Schule beizubringen ſich mühte. In dieſer Geographie kamen Fragen vor, wie zum Beiſpiel folgende: Welches iſt die Hauptſtadt Deutſchlands? Antwort: Paris. — Welche Sprache ſprechen die Deutſchen? Antwort: Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch. — Welches ſind die Grenzen Deutſchlands? Antwort: ſie werden von ſeinen Nachbarn jährlich neu beſtimmt. — Dieſe Spielereien waren die Hülle eines ernſtlichen Haſſes, und keineswegs nur als Neckerei erfunden. Der Oheim war kein ganz ungeübter Beobachter, und wo ſeine Vorurtheile ihm gerade keine Streiche ſpielten, ſah er ziemlich ſcharf und deutlich. Aber ſeine Klugheit und ſeine Scheu vor Oeffentlichkeit ließen ihn auch mit ſeinen politiſchen Anſichten hinter'm Berge halten, und ſo kam es, daß bei allen Gäſten, die unſer Haus beſuchten, der Herr von Braun für einen liebenswürdigen Aufgeklärten galt. Man ſah ihn im Hauſe eines Kaufmanns leben, entfernt von

den Cirkeln der Altadeligen; man hörte ihn freundlich sprechen und Ansichten austauschen mit Leuten, die für einen Stiftsherrn aus alter Zeit etwas ganz Unerträgliches hätten haben müssen. Zu dieser Duldsamkeit des Oheims war außer seinen Grundsätzen der Klugheit und des geselligen Zusammenhaltens ein weiterer Beweggrund, und vielleicht der stärkste, in der Neigung dieses ehrlichen Mannes zu meiner Mutter vorhanden. In dieser Neigung vereinigten sich wie in einem Brennpunkt alle tiefen Seeleneigenschaften und Gefühle des Herrn von Braun; hier trat die alte, ihm von Jugend auf eingeimpfte Galanterie hervor, hier die Eitelkeit, die Gefallsucht, der Scherz und die kleine Eifersüchtelei, die die Seele jenes feinen, sentimentalen Umgangs auszumachen pflegten, der vor fünfzig Jahren in Deutschland Mode zu werden anfing, und zu dem die neueste Zeit wieder hinneigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Beschluß.)

Das Haus der vier Temperamente. Burgtheater. Neue Stücke. Der Telegraph.

Man sieht zu gleicher Zeit in vier Zimmer, wovon jedes von einem andern Temperament belebt wird. Im obern Stockwerk stößt die Wohnung einer Familie cholerischen Temperaments an die Wohnung einer Familie phlegmatischen Temperaments. Im untern Stockwerk wohnen Sanguiniker und Melancholiker dicht neben einander. Jede dieser vier Familien besteht aus Vater, Tochter und Sohn, wovon immer Männlein und Weiblein von ganz entgegengesetztem Temperament einen Herzensbund geschlossen haben. Die Contraste sind eben so pikant, als zwerchfellerschütternd. Die Hebel, die das Ganze in Bewegung setzen, sind ein Barbier (Nestroy) und ein Stiefelputzer (Scholz), welche Beide nicht von der Bühne kommen; während Ersterer im obern Stockwerk beschäftigt ist, handthiert dieser im untern. Man muß mit dem innern Leben Wiens bekannt seyn, um zu wissen, daß Stiefelputzer und Barbier zwei Hausgötter sind, welche nicht selten die wichtigsten Angelegenheiten der Familie besorgen, und besonders beim Garçon Alles in Allem sind. Aber auch außerdem enthält Nestroy's Posse viele Züge, die dem Leben abgelauscht sind, und die selbst im höhern Lustspiel an Ort und Stelle wären. — Da ich eben das Wort „höheres Lustspiel" ausgesprochen habe, so kann ich keinen bessern Uebergang finden, um auf das Burgtheater zu kommen. Dieses Institut hat in neuerer Zeit durch die hier anwesenden Franzosen nur eine Folie bekommen; und während mancher Cavalier oder Bankiersohn die Phrase herumträgt: „unser Burgtheater kann bei den Franzosen in die Schule gehen," ist bei jedem Gebildeten durch den Vergleich mit den französischen Schauspielern die Achtung vor den heimathlichen Künstlern um so höher gestiegen. Leider hat das Burgtheater durch den Tod Costenoble's einen Verlust erlitten, den es bisher noch nicht ersetzen konnte. Bei einem Institute, welches einem Uhrwerk gleicht, wo jedes Rädchen seine bestimmte Kraft hat, um in das Ganze zu greifen, ist das Fehlende um so empfindlicher, da man das Ohr an den gleichen Pendelschlag gewöhnt hat. Meaubert und Marr sind berufen worden, um den Verstorbenen wo möglich zu ersetzen; aber Ersterer ist nach sechs Gastdarstellungen bereits mit der Ueberzeugung abgereist, daß es hiezu höherer Mittel bedarf, als ihm zu Gebote stehen. Marr, der jetzt gastirt, hatte als Schewa einen ungewöhnlich glücklichen Erfolg; aber seine spätern Leistungen blieben hinter der Erwartung zurück. Was die neu aufgeführten Stücke betrifft, so ist ihre Anzahl zu groß, um sie hier zu besprechen. Von Wiener Dichtern kamen zwei Lustspiele zur Aufführung: „Auge und Ohr," nach dem Spanischen von Zeiteles, in drei Aufzügen, und „der Selbstquäler," von Bauernfeld, gleichfalls in drei Akten. Beide werden auf fremden Bühnen nicht viel Glück machen. Indeß ist „der Selbstquäler" mit sicherer und geübter Hand durchgeführt, und zeigt jedenfalls, daß der Dichter einen höhern Weg einzuschlagen wünscht, als den er bisher genommen. Ueberhaupt ist jetzt unter den bessern Wiener Dichtern ein regeres Leben als je. Von den ältern arbeiten Grillparzer, Halm und Bauernfeld an neuen Stücken; von den jüngern sollen Mosbammer eine Tragödie: „die Tafelrunde," Uffo Horn ein Lustspiel: „der Naturmensch," (mit Gerle gemeinschaftlich gearbeitet) und Kuranda eine Tragödie: „Richard," beim Burgtheater eingereicht haben. Von Baron Braun (nicht zu verwechseln mit Braunthal) kommt nächstens ein Lustspiel: „die Großtante," und von Lembert „die homdopathische Cur," gleichfalls ein Lustspiel, zur Aufführung. Uffo Horn schreibt überdies noch eine Oper (Alhambra), die Lindpaintner in Musik setzen will. Letzterer war einige Wochen hier anwesend, um seine Oper: „die Macht des Liedes," am Kärnthnerthortheater zur Aufführung zu bringen. Unglücklicherweise aber war man da so eben mit den Proben der neuen Oper von Conradin Kreuzer (Kapellmeister am Kärnthnerthortheater): „Fridolin," beschäftigt. Ich sage: unglücklicherweise, nicht nur, weil wir dadurch verhindert wurden, Lindpaintners Werk kennen zu lernen, sondern weil Kreuzers Oper kein glückliches Produkt ist. — In der literarischen Welt ist hier wenig Neues. Die Zeitschrift, der „Wiener Telegraph," hat bekanntlich einen Preis von dreißig Dukaten für die beste Novelle ausgesetzt. Diesen Preis hat (nach dem Ausspruche der drei Preisrichter: Deinhardstein, Professor Enk und Ignaz Zeiteles, Verfasser des ästhetischen Lexicons) Wachsmann in Dresden erhalten. Der Wiener Telegraph verdient in der That unter allen Wiener Journalen die meiste Aufmerksamkeit von Seiten des übrigen Deutschlands, da er unter allen österreichischen Blättern die meisten ausländischen Mitarbeiter hat und die Elite der hiesigen Dichter ihm Beiträge liefert. Schade, daß das Fach der Theaterkritik so kurz und lau behandelt wird. Indeß scheint die Redaktion mehr auf die auswärtigen Leser, als auf die Wiener ihr Augenmerk zu richten, und da Theaterrezensionen meist nur ein lokales Interesse haben, so kann diese Rubrik freilich nicht kurz genug seyn. Den Tadel aber verdient diese Zeitschrift, daß sie die verschiedenen Provinzen des österreichischen Staates nicht mit gleichvertheilter Aufmerksamkeit behandelt, und besonders Böhmen mit einer auffallenden Vorliebe ihre Spalten widmet. Letzteres mag darin seinen Grund finden, daß Lembert, der Redakteur, und sein Gerant Kuranda Böhmen sind. Sind denn die italienischen Besitzungen Oesterreichs nicht reich genug an interessanten Daten und Charakterzügen? Und doch nehmen unsere Journale so wenig Notiz davon.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. Januar 1838.

Jeder kommt einmal in ſeinem Leben an einen Scheideweg, wenn auch ſeine Lebensaufgabe noch ſo wenig verfänglich iſt.

Wieland.

Abenteuer eines jungen Deutſchen.

(Fortſetzung.)

Meine Mutter nahm dieſe Verehrung mit der beſten Miene von der Welt auf, und eben ſo gewöhnten ſich die wenigen Frauen, die am Abend im Salon erſchienen, den Oheim für das Orakel des feinen Geſchmacks anzuſehen, und die kleinen Lächerlichkeiten, die ihm hie und da, trotz ſeiner Vorſicht, entſchlüpften, für das Aeußerſte des „guten Tons“ zu halten. Anfangs hörte und ſah ich dieſe Zuſammenkünfte mit der Unbefangenheit eines jungen Menſchen an, dem jede Art ſich auszuſprechen und zu geberden recht iſt. Ich durchblätterte die kleinen Sepiazeichnungen des Oheims und wunderte mich nicht einmal darüber, daß er ſeit fünf Jahren, wo er dieſe Art ſich zu beſchäftigen angenommen, immer dieſelbe Vaſe, daſſelbe Tempelchen und dieſelbe Gruppe von trauernden oder tanzenden Nymphen, auf das Zarteſte ausgekünſtelt, zu Papier brachte. Mir gefielen dieſe kleinen Blättchen, und ich fand, ohne daß ich mir dieſes deutlich zu machen wußte, eine Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Blümchen und Tempelchen, und der Art, leiſe zu ſprechen und freundlich zu ſcherzen, die der Oheim an ſich hatte. Aber ich ſollte meine unbefangene Neutralität bald aufgeben. Es mußte zur Entſcheidung kommen, ob ich mich auf immer für die Rechnungsbücher meines Vaters, oder für die noblen Paſſionen des Oheims und der Mutter anſtellig zeigen wolle. Eine ſchwere und für die Zukunft einflußreiche Entſcheidung.

Dieſer Zeitpunkt war jezt gekommen. Ich ſollte reiſen, die Welt ſehen, und da mußten bald die zwei Wege mir deutlich werden, die ſich von einander ſchieden und von denen ich einen zu wählen hatte. Die Stimme meines Vaters, die mir eine ſehr entſchiedene Meinung zugerufen hätte, war verſtummt, und die entgegengeſezte machte ſich durch zwei gewichtige Organe geltend. „Du wirſt kein Kaufmann werden!“ ſagte meine Mutter; „Sie haben es nicht nöthig, die Handlung weiter fortzuſetzen,“ ſprach der Oheim. Nur ein alter Aſſocié meines Vaters, ein im Comptoir ergrauter Mann, hielt gegen dieſe Stimmen das Gegengewicht. Ich achtete den ehrlichen, in Einſamkeit, unter Mühe hingewelkten Greis; ich wußte, wie in traurigen Stunden ſeine Rede meinem Vater ein Labſal geweſen, wie ſie treulich mit einander unter den Stürmen der Handelsbilanz Stand gehalten und dem Fatum der Börſe getrozt; ich wußte, wie ein Lieblingsprojekt ſie oft bei nächtlicher Lampe die langen Stunden einer Winternacht wach gehalten und wie die Verluſte des einen oft mit den Mitteln des andern gedeckt worden. Unmöglich konnte ich daher dem alten Grundbach

meine Anhänglichkeit und Achtung verſagen. Er beſaß mein Herz, und er war ſtolz auf dieſe Liebe. Es lag etwas Rührendes in der Neigung eines wilden, ungezähmten Jünglings zu einem ſtillen, vorſichtigen, berechnenden Greiſe, deſſen ganzes Leben pünktlich nach der Uhr geführt worden war. Als ich dieſem trefflichen Manne von der Reiſe ſprach, ſchloß er leiſe ein Schränkchen im Comptoir auf, holte aus einem Schubfach eine von ihm ſelbſt gefertigte und ſauber illuminirte Karte hervor und zeigte mir darauf die Orte, wo ſich Handlungshäuſer befanden, mit denen das unſrige in Verbindung ſtand. Die beſonders ergiebigen Plätze waren von Grundbachs Hand roſenroth, gleichſam wie vom Glück ſelbſt angeſtrahlt, colorirt worden. Hierhin wies ſein dürrer Finger, als ich mit ihm die Karte beſah, und er ſchien es nicht einmal für nöthig zu halten, mir zu erklären, daß ich zu dieſen roſenrothen Gönnern eilen müſſe, um mich ihnen perſönlich zu empfehlen. Der gute Grundbach, er wußte nicht, daß mir ſeine Gegner oben in der Geſellſchaftsſtube eine andere Karte wieſen, auf der roſenroth — die Alpen glänzten, und daß meinem ſtürmiſchen Jugendſinn, meiner erwachenden Wanderluſt dieſe rothen Glücksſonnen mehr zuſagten, als die ſein Pinſel mit merkantiliſchem Enthuſiasmus auf die kleine Karte im Comptoir gemalt. Ich entſchied mich für die Alpen.

Nachdem ich alſo durch Gefälligkeit und Gehorſam auf der einen Seite, und durch einige unſchuldige Heuchelei auf der andern mich mit beiden Parteien abgefunden, blieb mir nichts übrig, als mit meinen eigenen Plänen und Hoffnungen Abrechnung zu halten. Es iſt ein wunderſames Entzücken, das ſich unſerer bemächtigt, wenn wir uns zum erſten Mal Herr unſerer Handlungen fühlen. Wie leicht nehmen wir die ſchwere Laſt der Zurechnung auf unſere Schultern, eine Laſt, die uns durch ihr Gewicht nicht ſelten frühzeitig in's Grab drückt. Wie wenig berechnen wir, daß mit unſern erſten Schritten die Geſchicke ſo Vieler zuſammenhängen, die ihre Zukunft mit der unſrigen gutwillig oder gezwungen verknüpfen. Aber wenn wir dieſes bedächten, ſo wären wir nicht jung, nicht unbeſonnen und freudig; es wäre aus mit dem köſtlichen Rauſch, mit dem ſüßen, begeiſterten Leichtſinn, womit ſich eine Bruſt, die achtzehn Frühlinge heben machen, dem Leben ergibt. Nein, nein! fort mit dieſem Bewußtſeyn, mit dieſem ſchwarzen Skepticismus, der immer Recht behält, wenn wir uns ihm ergeben, und der uns unſere Jugend raubt, anſtatt ihre Blüthen zu entwickeln.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortſetzung.)

Napoleon verhielt ſich paſſiv, der Avvocato ſtill; nicht einmal zum Deutſch reden wurde ich ermuntert. Geſprochen indeß mußte werden, und ſo ergriff ich das Wort: „Wir können nichts ſagen, Herr Commiſſär, als was Sie wiſſen und ſehen. Sind wir hier am Obſervationshaus von C. S. Pietro, das, wie man uns ſagt, für Bologna gilt, ſo laſſen Sie uns ein. Wir und die Pferde bedürfen Speiſe, Trank und Ruhe.“ — „Mit dem größten Vergnügen,“ war die geſchmeidige Antwort; „acht Tage ſind Sie, wie ich höre, unterwegs, ſo haben Sie bloß noch ſechs Tage Quarantaine bei mir auszuhalten und können ſodann ungehindert Ihre Reiſe fortſetzen.“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte ich, „eine Nacht nur wollen wir bei Ihnen bleiben und dann ſogleich weiter reiſen.“ — „Das thut mir leid,“ entgegnete er, „da kann ich nicht dienen; mein Haus iſt Lazareth und nur für Quarantaine eingerichtet; entweder alſo ſechs Tage Quarantaine oder Sie reiſen ſogleich mit zwei Mann Wache weiter, wofür Sie übrigens einen halben Scudo a testa voraus zu bezahlen haben.“

Wir ſahen uns ſomit einem Mann gegenüber, der ſich von einem Straßenräuber nur durch die Sicherheit unterſchied, mit der er ſein Handwerk trieb, und ſchon war der Avvocato im Begriff, ſich auf einen bei dergleichen Geſindel üblichen Accord einzulaſſen, als ein Cabriolet die Straße kam, dem wir kurz vorher begegnet und in dem neben einem Geiſtlichen ein vornehmer Mann in bürgerlicher Kleidung ſaß. Noch ahnten wir nicht, daß derſelbe wie ein Engel des Himmels zu unſerer Rettung geſandt ſey, in dem Augenblick, als ſchon der Teufel ſeine Krallen nach uns ſtreckte. „Was gibt's hier?“ fragte er, mit dem Cabriolet haltend, „und womit iſt den Herren gedient?“ Der Avvocato ſezte ihm unſern Fall auseinander. „Schon gut,“ unterbrach ihn der Herr und wandte ſich zu dem Commiſſär mit halblauter Rede, von der ich nur den mit erhöhter Stimme geſprochenen Schluß vernahm: „und dies ſage ich in Auftrag und als Präſident der Sanitätscommiſſion.“ Zu uns aber zurückgewendet, ſprach er: „Der Herr Commiſſär wird ihnen im Obſervationshaus Zimmer und Betten anweiſen; Sie können beliebige Zeit davon Gebrauch machen; er wird für ein Mittageſſen von Suppe und drei Schüſſeln, wenn Ihnen dies genügt, ſorgen, eben ſo für Futter für die Pferde; gleichfalls wird er die Desinfectation der Päſſe, Equipage und Ihrer ſelbſt vornehmen laſſen. Dafür zahlen Sie vier und einen halben Paul die Perſon.“ — „Ohne das Eſſen?“ fragte der

Advokat. „Ja wohl, ohne das Eſſen,“ fiel der Commiſſär ein. — „Mit Eſſen, Logis, Räucherung und allem, vier und einen halben Paul,“ wiederholte, mit halber Wendung zum Commiſſär, der Präſident; „ich fahre ſelbſt nach S. Pietro, werde Alles für Sie beſtellen und dann zurückkehren, um zu ſehen, wie Sie ſich befinden und wie man Sie bedient. Bis dahin leben Sie wohl!“ Mit ſehr verſchiedenen Empfindungen ſahen wir und der Commiſſär das Cabriolet dahinrollen; mit einer von ſeiner frühern ſehr abweichenden Miene und Stimme führte er uns dem Hauſe zu, das er uns wenige Minuten vorher nur um theuern Preis aufſchließen wollte. Zwar kochte der Aerger noch in ihm über die entriſſene Beute, aber er verrieth bereits die Abſicht, der Großmuth das abzugewinnen, was das Geſetz verweigerte.

Wir waren auf unſerer bisherigen Reiſe weder vom Schickſal noch von Menſchen ſehr verwöhnt worden, und wenn wir die Orte, wo wir Aufnahme gefunden, im Bilde uns zurückriefen, ſo war's, mit zwei Ausnahmen, ein ſehr niederländiſcher Anblick. Aber Caſale wurde zum Olymp und Fano zum Paradies neben der Behauſung, in die wir jezt geführt wurden. Eine elende Bauernhütte, deren einzelne Stücke Jahrelang im Feld herum gelegen zu haben und nur eben geſammelt und zuſammengeklebt zu ſeyn ſchienen; Wände, deren Trümmer von neu eingeſezten, noch triefenden Mauerſtücken gehalten wurden; Fußböden, in der Form eines im Wellenſchlag gefrorenen Waſſers; glasloſe, nur mit baumwollenem Zeug verklebte Fenſter; einige ſchmuzige Matrazen und Strohſäcke in ſechs kleinen, ſchmierigen Zimmern oder Löchern — das war das Obſervationshaus von Bologna, der zweiten Hauptſtadt des Kirchenſtaats, dies der erſehnte, ſichere Hafen nach langer Irrfahrt. Den Glanz dieſes Hauſes zu vermehren, war eine Dienerſchaft angeſtellt, die unſere Truchſeſſe und Mundſchenken von Fano überſtrahlte und mit dem Bekenntniß, daß auch ſie sporco ſey, auf eine große Vertraulichkeit mit uns Anſpruch machte. Küche und Keller gab's hier nicht; kein Halm Stroh, kein Biſſen Brod im Haus, kein trinkbares Waſſer, kein Span Holz, nur ein Licht anzuzünden, geſchweige ein Feuer. Was irgend zum Lebensunterhalt gehörte, mußte aus dem eine Stunde weit entfernten S. Pietro geholt werden, und Eſſen kam natürlich ganz kalt an. Und hier ſollten wir ſechs Tage bleiben! „Nichts ſechs Stunden!“ riefen wir mit einer Stimme, „ja nicht einen Augenblick länger, als bis die Pferde gefreſſen haben!“

Von den Thorheiten, auf die der Italiener durch ſeine abgeſchmackte Furcht geführt worden, ließe ſich ein langes Verzeichniß machen. Schluckten nicht eine Zeitlang die Römer Kohlen, blos weil kein Carbonaro von der Cholera befallen worden war! Breiteten nicht Viele im Kafferhaus ihr Taſchentuch auf den Stuhl, ehe ſie ſich ſezten, um ſich durch daſſelbe vom Vorgänger, d.h. vom Vorſitzer zu iſoliren! Was hatten unſere Päſſe ſchon alles erdulden müſſen! Aber das ſeltenſte Erlebniß ſtand ihnen hier bevor. In einem großen eiſernen Kaſten, und zwar auf dem verſchloſſenen Roſt darin, wurden ſie über Chlor und Schwefelſäure zwei Stunden lang gebraten und endlich, ganz verſchrumpft, mit der Feuerzange heraus geholt. — Zur Räucherung der Wagen war der Schuppen der Bauernhütte beſtimmt; da unſer Wagen um anderthalb Fuß höher war als jener, machte man ſchon Anſtalt, ihn ganz auseinanderzunehmen, ein Wahnſinn, dem ich mit den ſtärkſten Drohungen, und diesmal mit Glück, entgegentrat. An Eifer, das Land auf alle Weiſe vor allem durch uns eingeſchleppten Uebel zu ſchützen, that es Einer dem Andern zuvor, und als Napoleon in aller Stille unter einem Apfelbaum ſich drückender Sorgen entledigt, war ihm heimlich ein Abgeſandter des Commiſſärs gefolgt und hatte mit der Wünſchelruthe eines Ladſtocks den Symptomen der Cholera nachgeſpürt, zu unſerm großen Glück vergeblich.

(Die Fortſezung folgt.)

Moden.

Wir hätten den Leſerinnen Manches zu ſagen, indeſſen fehlen uns noch einige Züge zum angelegten Bilde, und wir geben heute Folgendes als Nachtrag zu dem in Nr. 105 und 106 des vorigen Jahres über männliche Tracht Beigebrachten.

Wir haben das Erbe des vorigen Jahrhunderts ohne die Rechtswohlthat des Inventars angetreten; in manchen Punkten haben wir ſchwere Schulden übernommen, und auf unſerm innern Leben, wie auf dem Gebiet des äußern, das man unter dem Namen Coſtüm zuſammenfaßt, laſtet das Vermächtniß einer Zeit, die den Geiſt des Menſchen ganz ſo ſeltſam kräuſelte, wie die Locken ſeiner Perrücke. Was iſt unſere Tracht anders als die zum Gemeinbürgerlichen verſchnittene und abgeblaßte prächtige Unnatur unſerer Großväter? Der ſchlimmſte Fluch, der ihr von dieſer Herkunft anklebt, iſt ihre Sterilität, ausgeſprochen in dem Umſtand, daß ſich in ihr Bequemlichkeit und Grazie faſt niemals paaren wollen. So iſt der im vorigen Artikel beſprochene Paletot äußerſt bequem, ſehr warm, und hat überdem den Vortheil, daß er den Anzug darunter nicht in Unordnung bringt; er iſt aber ohne Zweifel das abſcheulichſte, geſchmackloſeſte Kleidungsſtück, das je erfunden worden. Hat man einmal in einem Syſtem, wie in der chineſiſchen Arabeske, die Natur auf den Kopf geſtellt, ſo wird von ſelbſt in der Philoſophie der Unſinn zum Lehrſaz, und in der Schneiderei das Groteske zur Schönheit. Selten hat eine Mode ſchneller um ſich gegriffen, als dieſer barbariſche Surtout. Zu Paris iſt der Paletot längſt der unumgängliche Ueberwurf des Elegants. Die franzöſiſchen Matroſen tragen eine ähnliche Jacke; für ſie eine höchſt zweckmäßige Tracht, und ſie ſuchen dem Kleidungsſtück dadurch einigermaßen einen maleriſchen Anſtrich zu geben, daß ſie helle Farben, namentlich roth

dazu wählen; aber der Kittel, in dem die „haute fashion“ einherzieht, verschmäht alle Poesie, und ist nach der neuesten Vorschrift von dunklem Colorit und aus steifem, grobem Zeug. Der Paletot hat indessen siegreich den Rhein überschritten; er findet, gleich seinen liebenswürdigeren Vorgängern, gebahntere Straßen als Drusus, und tief im Gebirg oder Sand, und bei den Eisenbahnfragen ganz unbetheiligt liegt die Stadt, wo er während seiner Blüthezeit nicht wenigstens in ein paar kuriosen Exemplaren aufstiesst, und wo die schöne und feine Welt erst dann seine Bekanntschaft macht, wenn der Bote des Lesecirkels das anderthalb Jahre alte Vierteljahrsheft der Leipziger Modenzeitung überbringt. Die sonstigen Ueberröcke sind nach Stoff und Form sehr mannichfaltig, immer aber, zum Unterschied von frühern Jahren, sehr kurz, höchstens zur Kniescheibe reichend. — Ein Kleidungsstück hat in der gegenwärtigen Periode eine eigenthümliche Ausbildung erhalten, indem allmählich ein Theil der Rechte und Verbindlichkeiten des Fracks auf dasselbe übergetragen wurden: es ist dies der elegante Ueberrock, die redingote habillée. Wie mancher unruhige Kopf in Europa gelbe Handschuhe und atlasne Halsbinde trägt, so versteckt dieses hinterlistige Kleidungsstück seine demagogischen Tendenzen und seine plebejische Opposition gegen die Legitimität des Fracks hinter affektirter Zierlichkeit, hinter frackähnlicher Knappheit und Armseligkeit. Diese Eigenschaften kann der Ueberrock kaum noch weiter treiben als gegenwärtig: man trägt ihn von völlig schwarzem Tuch, sehr kurz und eng, mit Einer Reihe großer Seidenknöpfe, niedrigem Kragen, ziemlich großem, mit feiner Seidenschnur eingefaßten Tuchumschlag. — Vom Frack läßt sich lediglich nichts Neues sagen. — Zum vollen Staate, wie zu großen Bällen, erfordert die höchste Eleganz weiße, knappanliegende Beinkleider von schillerndem Tuch, sogenanntem drap de soie, weiße Atlasweste mit Goldpunkten und weißes Atlashalstuch. Wie lächerlich sich Männer von gewisser Constitution durch dieses Costüm machen können, ist kaum glaublich. — Zur Soirée trägt man das halbanliegende Casimirbeinkleid, die Weste von dunklem, glattem oder façonnirtem Atlas und das schwarze oder weiße Halstuch, nach Laune und Geschmack. — Der männliche Hut hat sich alle Capricen abgewöhnt; auf die Zeit, wo er sich neckisch aus einem Zuckerhut in einen umgestürzten Kahn, und aus diesem in einen Ballon verwandelte, sieht er gesetzt zurück, wie wir auf unsere Jugendstreiche. Wenn sich die französische Dynastie wohl hütet, zu weit rechts oder zu weit links zu gehen, so vermeidet er fast eben so ängstlich, oben zu schmal oder zu breit zu werden, und hält sich beständig so in gewissen Grenzen, daß er immer behaupten kann, er sey ein Cylinder. Aber bei Louis Philippe ist der Grund der Discretion einleuchtender, als bei ihm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

Commerz.

Die befürchtete Rückkehr der Cholera ist diesmal glücklicherweise ausgeblieben. Scharlach, häutige Bräune und Entzündungskrankheiten kommen häufig vor, und da bekanntlich die große Unbekannte nach so absoluter Alleinherrschaft strebt, daß sie durchaus nicht erscheinen mag, wo Eine ihrer untergeordneten Colleginnen sich auch nur den kleinsten Bruchtheil des Regiments anmaßt, so ist man vor der Hand über diesen wichtigen Gegenstand vollkommen beruhigt. — Der Verein zur Ermunterung des Gewerbsfleißes in Böhmen gibt zur Beförderung seiner technischen, auf Landescultur berechneten Zwecke seit dem vorigen Jahr eine Zeitschrift in zwanglosen Heften unter dem Titel: „Mittheilungen für Gewerbe und Handel“ heraus, welche den Forderungen, die an sie gestellt werden können, in den meisten Rücksichten entspricht. Ihr Hauptzweck ist: Mittheilung von Originalaufsätzen zur nähern Kenntniß des Betriebs vaterländischer Gewerbe, und weitere Verbreitung in fremden Zeit- und andern Schriften vorkommender Abhandlungen, deren Inhalt für unsern Gewerbsstand Interesse haben kann; dieses insbesondere durch zweckmäßige Auszüge und durch Zusammenstellung zerstreut vorkommender Bemerkungen über Handels- und Gewerbsgegenstände in gemeinnützigen Uebersichten. Der erste Redakteur dieser periodischen Schrift war der durch mehrere Abhandlungen aus dem Gebiete der Gewerbskunde, vorzüglich aber durch die „skizzirte Uebersicht der Gewerbs- und Fabriksindustrie Böhmens“ (Prag bei G. Haase) bekannte Dr. K. J. Kreutzberg, welcher aber schon im vorigen Jahr wieder von diesem Institute abtrat, und der neue Redakteur ist uns nicht genannt worden. Die Rubriken, welche bisher die Spalten dieser Zeitschrift füllten und, wo es Noth that, durch Lithographien commentirt wurden, sind zuvörderst die Verhandlungen des Vereins, Geschäftsberichte, Sitzungen und Generalversammlungen, nebst Auszügen aus deren Protokollen u. s. w.; ferner die Elbeschiffahrt, welche im Jahr 1836 natürlich von bedeutendem Umfang war, da die Flüsse kürzer als gewöhnlich vom Eise bedeckt blieben. Sehr zweckmäßig ist es, daß diese Uebersicht jetzt ganzjährig mitgetheilt wird. Die Gesammtmasse der im Jahr 1836 auf der Elbe spedirten Waaren beträgt 926.755 Hamb. Ctnr. 66 Pf., wovon 457.771 Ctnr. 68 Pf. aus Böhmen in's Ausland, 81.509 Ctnr. 52 Pf aus dem Auslande nach Böhmen ausgingen und 387.674 Ctnr. 78 Pf. im Inlande zwischen Prag und Melnik verschifft wurden. Die reichhaltigsten Gegenstände der Ausfuhr waren: Holz und Holzwaaren (251.558 Ctnr. 24 Pf.), Glas, meist Hohlglas (15.591 Ctnr. 109 Pf.), frisches und gedörrtes Obst (14.561 Ctnr. 81 Pf.). An Mineralwassern nur 8512 Ctnr. 49 Pf., was beweist, daß der größte Theil dieses wichtigen Ausfuhrartikels auf der Achse verführt wird. Ferner: Graphit (7581 Ctnr. 11 Pf.), Asche (6585 Ctnr. 79 Pf.), Schwefelsäure und Vitriolöl (1551 Ctnr. 57 Pf.), Hühnereier (1862 Ctnr. 34 Pf.) und 107 Ctnr. — Maultrommeln. Die wichtigsten Artikel der Einfuhr waren: Baumwolle (9565 Ctnr.), Kaffee (7464 Ctnr. 17 Pf.), Zucker und Zuckermehl (13.187 Ctnr. 84 Pf.), Farbholz und Rinden (10.871 Ctnr. 34 Pf.), Krapp (5896 Ctnr. 95 Pf.), Kreide (2465 Ctnr. 8 Pf.). Im Getreide hatte diesmal das Ausland das Uebergewicht, da dessen nur 7747 Ctnr. 91 Pf. aus- und dagegen 14.137 Ctnr. 22 Pf. eingeführt wurden; noch sonderbarer ist es, daß an frischen und trockenen Gemüsen die Einfuhr 1210 Ctnr. 85 Pf., die Ausfuhr nur 4 Ctnr. betrug. Daß jedoch diese Listen nicht mit der gehörigen Sorgfalt gearbeitet werden, beweist der Umstand, daß bei der Einfuhr einmal Caffee mit 1145 Ctnr. 25 Pf., und später Kaffee mit 6321 Ctnr. 104 Pf. vorkommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 18. Januar 1838.

Du ſchauerſt, Wandrer, ob dem Graus,
Du ſiehſt nur Felſen grau und ſchwer,
Kein freundlich Blümlein ragt heraus.
Du fragſt, woher das Schrecken kam?
Das weiß die Sage wunderſam
Und treulich dir zu deuten.

Aug. Stöber.

Die ſteinernen Zecher.

Seht ihr die Zinnen ragen
So grau am fernen Meer?
Das iſt die Stadt der Todten,
Verwüſtung weit umher!
Dort wirbeln keine Lieder
In blaue Luft empor,
Es hangen ſchwarze Nebel,
Wie Flüche, ſtumm davor.

Dort thronte einſt ein König
In ſeiner Väter Saal,
Er ſaß mit kühnen Rittern
Beim wilden Zechermahl;
Er bot mit frechen Scherzen
Den Göttern Hohn ſo lang,
Bis daß der Pfeil vom Bogen
Des Sternenrichters klang.

Er traf am Mädchenbuſen
Des Königs ſchuldig Haupt.
Sie glauben nun, die Frechen,
Die keinen Gott geglaubt;
Sie ſangen nie mehr Lieder,
Sie tranken nie mehr Wein;
Es ward die Hand am Becher,
Der Mund im Kuſſe Stein.

Hier hält ein kühner Ritter
Das Schwert im Rauſch gezückt:
Wie graß das Felſenauge
Aus ſeiner Höhle blickt!
Es ſuchet noch den Gegner,
Der feſt und trotzig ſtand,
Bis er in Marmorfalten,
In Nacht und Nebel ſchwand.

Dort hat ein heißer Tänzer
Das ſchönſte Weib umfaßt,
Da wurzelt in der Erde
Er ſelbſt und ſeine Laſt.
Auf Einem Fuß verträumet
Der Kranich ſeine Nacht,
Sie haben ein Jahrtauſend
Und drüber ſo gewacht.

In ihrer Sünden Felſen,
Wie eben jeder lag,
So ſtarren ſie, die Säulen,
Bis auf den jüngſten Tag;

Doch wie in Feuerbergen
Die Flamme grollt und glüht,
Die Seele lebt noch innen,
Die Seele knirscht und sprüht.

Noch sind die kühnen Geister
An frechem Wunsch nicht leer,
Sie möchten noch wie gerne,
Und können nimmermehr!
Sie möchten überfluthen
In's Leben keck hinein,
Und können nicht und müssen
Lebendig Todte seyn.

Seht ihr die Zinnen ragen
So grau am fernen Meer?
Das ist die Stadt der Todten,
Verwüstung weit umher!
Dort wirbeln keine Lieder
In blaue Luft empor,
Es hangen schwarze Nebel,
Wie Flüche, stumm davor.

Es will in dieser Asche
Nicht ein Blume blühn;
Die Erde hauchet Gifte,
Die Scholle trägt kein Grün.
Kein Frühlingssänger siedelt
Im starrenden Ruin,
Die Wolken selber fliehen
Mit Grausen drüber hin.

Chr. J. Matzerath.

Reise durch den Kirchenstaat

unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortsezung.)

Wir hatten alles zur Abreise vorbereitet, namentlich auch mit Futter für die Pferde uns reichlich versehen, da es mit jedem Schritte bedenklicher wurde, sich auf fremde Hülfe zu verlassen, als man uns noch in den Schuppen zu kriechen nöthigte, sey's um die einmal zur Räucherung des Wagens entwickelte Chlorluft zu verbrauchen, sey's um uns dem Herrn Commissär im Augenblick des Scheidens näher zu bringen. Wirklich stand er, von dem wir bis jezt durch weite Zwischenräume und Holzgitter geschieden gewesen, vor der Schuppenthüre, präsentirte uns die offene Dose und erklärte damit die Verbindung zwischen uns und die Möglichkeit hergestellt, ihm mit Leichtigkeit etwas in die hohle Hand fallen zu lassen. Der Advocato bot ihm auch eine Prise, und wir wandten ihm den Rücken.

Zwei Carabiniers ritten vor uns her und trieben, was auf der Straße athmete, zur Seite. So viel hatte also die Räucherung, die förmliche Reinerklärung und das Beispiel des Commissars Nachhalt! Die Pferde hatten nur wenig Erquickung, denn das untrinkbare Wasser hatten sie standhaft verweigert, und gar keine Ruhe gehabt; die Reise ging also mit jeder Stunde langsamer, und als es bei einbrechender Nacht zu winden und zu regnen anfing, schienen alle Pulse zu stocken: zwischen Schlaf und Wachen sezten Pferde, Kutscher und Passagiere den beschwerlichen Weg fort.

Neunter Tag.

Plözlich wurden wir auf das Unsanfteste aus unsern Träumen aufgerüttelt: einem heftigen Stoß folgte Stillstand des Wagens und Unordnung unter den Pferden. Beim matten Schimmer unserer Laterne erkannten wir sogleich, daß die Deichsel gebrochen sey, aber auch zugleich, daß wir dadurch vor einem größern Unglück bewahrt worden. Der Kutscher war, wie wir Alle, der Ermüdung erlegen und eingeschlafen; taumelnd hatten die Pferde die Spur verloren und den Wagen an den Rand der Straße gezogen. Tief war der Abhang, und bereits auf der äußersten Linie, wären wir unvermeidlich mit Roß und Wagen hinabgestürzt, hätte nicht an der Stelle ein Meilenstein gestanden, woran die Deichsel brach.

So sehr wir uns freuten über die Bewahrung vor großer Gefahr, so sehr waren wir verlegen, aus der kleinern zu kommen. Finstere Nacht, Regen, Wind, ringsum kein Haus, kein Mensch, keine Möglichkeit, den Wagen zwei Schritte vorwärts zu bringen. Vergebens wandten wir uns an die Carabiniers und baten, Einer von ihnen möchte nach dem nächsten Ort reiten, uns Hülfe zu verschaffen. Wir stellten ihnen vor, daß sie ja zu unserm Schuz uns mitgegeben seyen, daß wir sie theuer bezahlen müßten; umsonst. „Das ist unsere Commission nicht," war die einzige Antwort. Von dieser Seite war also nichts zu hoffen, und wir sahen trostlos in die unendliche Nacht. „Du hast mir einmal gesagt," fing Eugen an, „das Glück begleite dich, und so oft dir der Teufel ein Bein gestellt, habe ein Engel dich im Fallen gehalten. Es wäre gerade an der Zeit, wenn er's wieder thun wollte; denn daß der Teufel sein Spiel mit uns hat, kann man im Finstern sehen." Noch nicht ganz ausgeredet hatte der Freund, als des Venezianers Stimme „Vittoria!" rief. Er brachte aus dem Graben von der andern Seite der Straße ein Stück Holz, ganz so stark und halb so lang als die Deichsel, an einem Ende wie diese gebogen, an beiden Enden mit Löchern

verſehen, weit genug, daß ein Strick durchgezogen werden konnte, kurz, ganz geſchaffen, unſern Deichſelbruch ſo zu heilen, daß wir wenigſtens bis Bologna zu kommen hoffen durften. Welcher Eifer beſeelte uns Alle! Napoleon hielt die Deichſel, der Avvocato den Strick, ein Dritter richtete die Achſe, ein Anderer machte den Hut zur Laterne und ſchützte das Stümpchen Wachslicht darin vor Regen und Wind, und der Venezianer band und ſchürzte die Knoten. Unbeweglich ſtanden allein unſere Pferde und die Carabiniers. Der Tag war noch nicht angebrochen, als wir vor Bologna ankamen. Erfolglos baten wir um Hülfe für unſern Wagen, deſſen Ausbeſſerung wir doch nicht ganz trauten; man führte uns ohne Aufenthalt um die Stadt herum, und nur mit äußerſter Mühe erbettelten wir die Erlaubniß, den Pferden auf der Straße vom mitgebrachten Futter geben zu dürfen.

Aus Altedo, wo wir durch Wechſel der Wache einen neuen Aufenthalt erfuhren, erinnere ich mich nur einer Scene, die, da des Luſtigen an dieſem Tage ſo ſehr viel nicht vorkam, hier, wie in meinem Gedächtniß, ihre Stelle finden möge. Wer in Italien war, kennt die Induſtrie gewiſſer armer Menſchen, die, mit andern als Toilettenkörben unterm Arm, den Spuren der Pferde, Kühe, Ziegen und anderer grasfreſſender Thiere nachgehen. Stand und Beſchäftigung hält dieſe einfachen Menſchen in einer Zurückgezogenheit, an welcher die Ereigniſſe des Tags meiſt konlos vorübergehen. Was wiſſen ſolche von Cholera, von Contagioſität und Sperre! Sorglos kam einer dieſer Gartenfreunde daher, mit fleißiger Hand rechts und links am Wege Schätze ſammelnd. Auch unſere Pferde erzeigten ſich gefällig, und der Mann war eben im Begriff, die Gabe einzuſtreichen, als die Wache ihn erblickte und ihr „dietro!“ donnerte. Der Mann ſah verwundert auf; indeß das Verbot nicht auf ſich beziehend, griff er zum zweiten Male zu. „Dietro!“ ſchrie die Wache, „e sporco!“ — „Lo so,“ ſagte der Alte, „ma sa niente!“ und damit ging er zum dritten Mal an ſein Geſchäft, dem er auch nicht eher entſagte, als bis ihn die Wache mit Gewalt wegzog.

Wer unſern Weg bis hieher auf der Karte verfolgt, wird ſehen, wie nahe wir allmählig Ferrara, dem Po und dem Ziel der Beſchwerden gekommen, und wird daran unſere Hoffnung meſſen, mit der wir dem Abend entgegen ſahen. „Um zwölf Uhr ſind wir in Ferrara, vielleicht ſchon um zehn Uhr; dort müſſen Sie ſorgen, Sor Avvocato,“ hieß es; denn er war da zu Hauſe. „So viel in meinen Kräften ſteht,“ erwiderte er, „wird geſchehen. Wir müſſen noch heut über den Po ſetzen! Zwei Stunden, höchſtens vier Stunden, und wir ſind in Freiheit.“ Indem er noch ſo ſpricht und das gelobte Land vor uns ausbreitet, als ob wir nur hineinzuſpringen hätten, bemerke ich, daß die Räder ſchleifen und der Wagen ſich ſenkt. Ich rufe Halt! und faſſe raſch die Zügel. Im Moment war Alles aus dem Wagen, der auch bei einem Schritte weiter zuſammengeſtürzt wäre. Durch die Art, wie wir das gefundene Holzſtück mit der Deichſel hatten verbinden müſſen, war allmählig der ganze Vorderwagen auseinandergetrieben, ja ſeine eiſernen Bänder geſprengt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Das Volksſchulweſen.

Je öfter in unſern Tagen von dem Elementarunterricht die Rede geweſen iſt, und je mehr einzelne Regierungen gewetteifert haben, die beſtehenden Syſteme in einem ſo wichtigen Zweige der bürgerlichen Geſetzgebung zu verbeſſern, um ſo erklärlicher iſt es, daß man auch hier von verſchiedenen Seiten her darauf bezügliche Anfragen und Erkundigungen vernommen hat. Der Zuſtand der Moralität und Bildung, in welchem hier die untern Claſſen ſich befinden, wird gemeiniglich als ſo wenig günſtig dargeſtellt, man macht ſo wenig erfreuliche, bisweilen übertriebene, aber der Hauptſache nach leider wahre Schilderungen von dem Charakter, den Neigungen, den Anſichten des Römers aus dem Volke, daß man natürlich aufgefordert wird, das Erziehungsweſen, durch welches bei augenſcheinlich glücklichen Naturanlagen dieſe ſo wenig wünſchenswerthen Reſultate herbeigeführt werden, näher zu beleuchten. In gegenwärtigen Bemerkungen möge vorerſt von der Einrichtung der Elementarſchulen die Rede ſeyn.

Länder, wie Preußen, Würtemberg und andere deutſche Bundesſtaaten, denen auch Frankreich nacheifert und unter den italieniſchen Staaten die Lombardei ſich rühmlich anſchließt, haben durch Vereinfachung des Elementarunterrichts die Ueberſicht für das Ganze erleichtert, indem ſie zu gleicher Zeit durch Einführung eines durchgreifenden, überall anwendbaren und volksthümlichen Syſtems der Erziehung ſelbſt weſentlichen Nutzen brachten. Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man eine ähnliche geordnete Verfaſſung in Rom erwartete. Ich ſage in Rom; denn nur von der Hauptſtadt kann die Rede ſeyn, indem beinahe alle Angaben über die Provinzen fehlen, und es ganz unmöglich ſeyn würde, für dieſe ſelbſt die oberflächlichſte Zuſammenſtellung zu verſuchen. Bietet doch ſelbſt Rom ein Labyrinth dar, aus welchem man ſich nicht leicht herausfindet. Es wäre ungerecht, wollte man der päbſtlichen Regierung vorwerfen, ſie habe für das Volksſchulweſen gar nichts gethan. Viel iſt zwar eben nicht dafür geſchehen; vielleicht handelt es ſich hier aber weniger um das Was, als um das Wie. Das befolgte Syſtem, wenn man dieſen Namen überhaupt noch anwenden will und darf, iſt ein ſo durchaus falſches und von Grund aus verkehrtes, daß man nie hoffen darf, auf dieſem Wege ein auch nur in etwas erſprießliches Reſultat zu erlangen. Während man es nicht hat über ſich bringen können, einige ohne Zweifel ſehr ehrwürdige, aber unſern Verhältniſſen und Bedürfniſſen wenig fruchtende Reliquien eines mittelalterlichen Erziehungsweſens hinwegzuräumen — eine heilige Scheu, von der man leider in Dingen, wo ſie gute Früchte tragen könnte, keine Spur findet — hat man

ein Amalgam von zum Theil fremdländischen Einrichtungen daneben hingepflanzt oder entstehen lassen, welches jeder Verschmelzung Trotz bietet und bieten muß. Man sollte es kaum glauben, daß man noch vor wenigen Jahren (1828) Frères ignorantins aus Frankreich berief, um Schulen zu errichten.

Die Bevölkerung Roms betrug im Jahr 1835, 152,457 Seelen (1836: 153,678). Nach den Tabellen, welche Monsignor Morichini in seiner Schrift über die Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt geliefert hat, und welchen amtliche Angaben zu Grunde liegen, belief sich die Zahl der die Elementarschulen besuchenden Kinder beider Geschlechter auf 14,099, so daß das Verhältniß sich fast wie 1:11 stellt. Die Gesammtzahl der Schulen ist 372, die der Lehrer 482; es kommen also im Durchschnitt etwa 40 Kinder auf eine Schule und beinahe 31 auf einen Lehrer. Von diesen besuchen 4800 Knaben und Mädchen, im Alter von zwei bis fünf Jahren, die von Frauen (Maestre regionarie) gehaltenen Schulen der untersten Classe, worin sie „beten und das ABC“ lernen. Je trauriger die Schilderung ist, welche von dem Zustande dieser Schulen gemacht wird, je größer die Zahl der von ihren Eltern, sträflich oder aus Noth, völlig verwahrlosten Geschöpfe, namentlich in den ärmern Stadttheilen, wie der Borgo, Trastevere, die Monti u. s. w., seyn soll, um so dringender stellt sich das Bedürfniß der sogenannten Sale d'Asilo heraus, welche, von der Lombardei ausgegangen, diesseits und jenseits der Alpen bereits in kurzer Zeit so guten Erfolg gehabt haben und noch bessern versprechen. Eine Gönnerin, Mlle. Calandrini, welche in Toskana und namentlich in Pisa für die Einrichtung der Sale d'Asilo sehr thätig gewesen war, verweilte mit menschenfreundlicher Absicht längere Zeit in Rom, um auch hier dies wohlthätige Werk in Gang zu bringen. Aber sey es, daß die Unterstützung zu lau war, sey es, daß die Regierung nicht auf den Plan einging: es gelang nicht. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die eine italienische Regierung sich vor Instituten fürchtet, welche der andern nützlich oder wenigstens unschädlich vorkommen. In Toskana hat man den Privatleuten, welche Schulen des wechselseitigen Unterrichts und Sale d'Asilo angelegt haben (denn dort gehen alle diese Einrichtungen von Privatpersonen aus), keine Hindernisse in den Weg gelegt; in der Lombardei will man das Bell-Lancastersche System nicht erlauben, während man die Kinderasyle fördert, woran namentlich die Frauen von Rang thätigen Antheil nehmen; in Rom scheint man nichts gegen das erstere (wenigstens nicht in einer Modifikation), desto mehr aber gegen die letztern zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Ferner werden aufgeführt die österreichischen Consulatsveränderungen, die für Handel und Gewerbe von Wichtigkeit sind. Verzeichnisse verliehener und erloschener Patente, ertheilte Fabriksbefugnisse, Literatur und Abhandlungen aus der Polytechnik und andere dahin einschlagende Gegenstände. Unter die wichtigsten Artikel für das Vaterland und dessen Industrie gehören die Verhandlungen über eine directe Handelsverbindung Böhmens mit Griechenland und Trapezunt, nebst den freundlichen Mittheilungen des Ritters Protesch von Osten und des k. Consuls in Nauplia, Gropius, über ersteren, so wie des k. Consuls Gnerste in Trapezunt über letztern Gegenstand. Die Mitarbeiter, welche Originale für diese Zeitschrift liefern, sind zahlreich und schätzbar. Da sie jedoch vorzüglich für ein Publikum berechnet ist, welches keine umfassende Literaturkenntniß besitzt, so verschmäht es die Redaction nicht, auch fremde Quellen zu benützen, und liefert nicht allein Uebersetzungen aus englischen und französischen Journalen, sondern auch Auszüge aus deutschen Zeitschriften: dem „Ausland,“ „Dingiers polyt. Journal,“ den Gewerbsblättern von Preußen, Sachsen, Bayern und Hannover, „Poggendorfs Annalen“ und „Freriepe Notizen“ ꝛc. Sehr zu wünschen wäre es für die allgemeine Zweckmäßigkeit, daß ausländische Maß- und Gewichtsverhältnisse jedesmal genau nach den bekanntesten berechnet würden, was in der letzten Zeit weniger als unter der Redaction des Herrn Kreuzberg geschieht. — Unser verehrter Graf Kaspar von Sternberg hat eine Urkunde des Kaisers Rudolph vom Jahr 1586 aufgefunden und in den „Mittheilungen für Gewerbe und Handel“ veröffentlicht, welche beweist, daß in Böhmen schon im sechzehnten Jahrhundert ausschließende Privilegien auf neue Erfindungen ertheilt wurden. Durch diese Urkunde wurde dem „Musikus Odoardo Ryelto, Antoni Ferary und Johann Baptista Columbin auf die Erfindung, an einem Gebräu Bier den dritten Theil Holz zu ersparen, die Freiheit ertheilt, solche durch sie erfundene Kunst innerhalb fünfzehn Jahren in Böhmen und dessen incorporirten Ländern, in Städten, Märkten und Flecken anrichten und gebrauchen zu können, und Niemand sich unterstehen möchte, solche bei Strafe von fünfzig Mark löthigen Goldes nachzumachen, er habe sich denn mit ihnen deswegen verglichen. Doch sollen sie sich in der Ergötzlichkeit leidlich finden lassen, und deßhalb die Leut nicht übersetzen.“ — Seit Beginn dieses Jahrs erscheint bei Kronberger und Weber ein neues Journal: „Der Novellist, Zeitschrift für moderne, unterhaltende Lektüre, herausgegeben und redigirt von Johann Umlauft,“ das sich die Stuttgarter „Europa“ zum Vorbilde gewählt zu haben scheint. Der Prospectus dieser Zeitschrift ist sehr gut geschrieben und verspricht viel, mehr, als das bereits erschienene Probeheft erfüllt. Dieses enthält nämlich (anstatt eines Vorworts) eine Didaskalie, von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben: die Novelle, und als zweiten Artikel: die Uebergangsepochen, Novelle von Edward, welche gerade kein sehr glänzendes Zeugniß von dem Uebergewicht der modernen Novelle über die altitalienische darbietet. Die Beilage mit kleinem Druck: „Feuilleton für literarische, artistische und tagsgeschichtliche Neuigkeiten,“ bringt als Entrée die „flüchtigste Geschichte des Prager Theaters,“ die gleichwohl außerhalb Prag noch zu detaillirt gefunden werden dürfte. Die „Chronik des Tages“ ist sehr mager. Wir wollen hoffen, daß der „Novellist“ seinem Ziele nach rüstig vorwärts schreiten werde, was leider bei „Ost und West“ nicht der Fall ist. — Von dem landwirthschaftlichen Conversationslexicon für Praktiker und Laien, herausgegeben von Alexander von Lengerke, ist das zwölfte Heft (bei Calve) herausgekommen, und hiemit die Halbscheid dieses vortrefflichen Werkes, das sich gewiß als ein vollständiges Panorama der gesammten Landwirthschaft aller Gegenden und Völker, als ein getreues Abbild ihres Zustandes in der Vergangenheit und Gegenwart, als ein vollständiges biographisch-literarisches Fundbuch für den Praktiker und Laien bewährt, in den Händen der Lesewelt. Auch der zweite Band II. Abtheilung (Deutschland oder der deutsche Bund) des praktisch und zweckmäßig bearbeiteten Sommerschen „Lehrbuchs der Erd- und Staatenkunde“ ist bereits erschienen, und die dritte und letzte Abtheilung des zweiten Bandes wird den österreichischen Staat enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. Januar 1838.

T. — Why dost thou call them knaves?
A. — Are they not Athenians?
T. — Yes.
A. — Then I repent not.

Shakespeare.
Timon.

Engliſche Ehrlichkeit und engliſche Juſtiz.

Unter den vielen Ausländern, welche täglich in der Umgebung des Londoner Zollhauſes zum erſten Male den Fuß auf engliſchen Boden ſetzen, befand ſich vor Kurzem ein junger Deutſcher mit einem langen Titel, ein königlich Preußiſcher Kammergerichts-Auecultator aus Berlin. Er hatte unlängſt ſeinen, mehr Arbeit als Gehalt eintragenden Poſten angetreten und kam jetzt mit leicht erwirktem Urlaube nach England, theils um nach glücklich überſtandener Prüfung friſchen Athem zu ſchöpfen, theils aus ſehr löblicher Wißbegier. Er wollte mit eigenen Augen die Formen des engliſchen Gerichtsverfahrens ſehen, die weißgepuderten Perrücken und die ſchwarzſeidenen Roben der Richter, der Schreiber und Sachwalter, die bald in die Hände geſtützten, bald auf beide Arme gelegten, ſeiten frei ſtehenden Köpfe der Geſchworenen, das Verfahren der Ankläger und das Verhalten der Angeklagten, das Vorrufen und die mittelſt Kuſſes auf das Evangelium in zwei Minuten abgethane Vereidung der Zeugen, das Benehmen der Zuhörer und das Ruhegebieten des Büttels. Vertraut mit der engliſchen Sprache und, Dank einem zähen Gedächtniſſe, wohl bekannt mit den im preußiſchen Landrechte, deſſen Nachträgen und Erläuterungen, zu Verdeutlichung der aufgeſtellten Grundprinzipien dem praktiſchen Leben entnommenen Beiſpielen, war er überzeugt, daß in den hieſigen Gerichtsſitzungen ſchwerlich etwas vorkommen könne, was dort unerwähnt geblieben ſey, und ſo hatte er es denn auf eine eben ſo lehrreiche als amuſante Vergleichung der dortigen Entſcheidungen mit den hieſigen abgeſehen. Allerdings fand er im Voraus an der engliſchen Gerichtsverfaſſung zu tadeln, daß ſie eines, für das Volk beſtimmten Landrechts, eines nach eigenem Ermeſſen in Theile, Kapitel, Abſchnitte, Sectionen und Unterſectionen geſpaltenen, ja eines zuſammengebundenen Geſetzbuchs überhaupt entbehre. Jedoch lobte er auch im Voraus, daß gerade, weil an deſſen Statt das engliſche Recht auf vielen tauſend Parlamentsbeſchlüſſen und klaſſiſchen Rechtsſprüchen beruhe, und dieſe nothwendig ſchwieriger dem Gedächtniß einzuprägen ſeyen als das preußiſche Landrecht, die Entſcheidungen mehr die des natürlichen Verſtandes als poſitiver Geſetze ſeyn müßten. Ich hörte dies in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns aus ſeinem eigenen Munde; ich ſagte ihm offen, wie richtig auch die Prämiſſe ſeiner Vermuthung ſey, ſo ſtimme doch ſeine Folgerung nicht immer mit meinen hieſigen Erfahrungen überein; ich habe Anfangs gleich ihm gedacht, habe aber bald gefunden, daß die hieſigen richterlichen Entſcheidungen, ob auf Geſetze, Herkommen oder Gutdünken gegründet, meines Erachtens gegen Billigkeit und geſunde Vernunft oft recht abſcheulich verſtießen, und wolle ihm daher freundlichſt rathen, im

täglichen Leben lieber die größte Vorsicht und Behutsamkeit zu seiner Richtschnur zu nehmen, als den Glauben, daß er eintretenden Falls vor Gericht Hülfe finden werde.

Mein Berliner hegte ferner von dem englischen Charakter aller Stände eine ausgezeichnet vortheilhafte Meinung; er sah in der englischen Redensart: „so gut sein wie sein Wort," und darin, daß, direkt oder indirekt, ein Lügner genannt zu werden, für den Engländer die unerträglichste Beleidigung ist, zwei Bürgschaften des im englischen Volke lebenden Sinnes für Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, und nöthigte mir durch den Enthusiasmus seiner Rede ein unwillkührliches Lächeln ab. „Und ist es Ihnen," fragte ich, „bei diesem schönen Glauben an den Werth der englischen Nation, nicht bereits an den in Deutschland reisenden Engländern aufgefallen, daß ein oft recht verletzender Geist des Mißtrauens die meisten beherrscht, daß sie in der Regel das Gegentheil des juristischen, die Menschheit ehrenden Grundsatzes befolgen, Jedermann für gut zu halten, so lange es nicht erwiesen, daß er schlecht ist, und daß sie sich bei der geringsten Kleinigkeit durch Feilschen, Mäkeln und ängstliches Accordiren gegen Betrug und Uebertheurung zu schützen suchen? Ich sollte doch meinen, ein Land, wo in der Regel Jeder auf Wort und Ehrlichkeit des Andern sich verlassen kann, sey nicht zur Wiege des Mißtrauens geeignet, und es bedürfe mehr als einer Fahrt über den Kanal, um einen, seit seiner frühesten Kindheit an Vertrauen gewöhnten Menschen zu einem mißtrauischen, argwöhnischen, aller Orten Grund zum Verdachte findenden Geschöpfe zu machen." — Der Kammergerichts-Auscultator erinnerte sich jezt einiger, wie er sagte höchst komischer Scenen, wo Engländer an Knickerei grenzende Beweise von Vorsichtigkeit gegeben, entschuldigte dies jedoch mit den Bevortheilungen, denen der Reisende überall ausgesezt sey, und wollte eben bemerken, wie Polen oder Russen im Punkte des Mißtrauens es den Engländern zuvorthäten, als er sich zu rechter Zeit besann, daß auch noch Niemand eingefallen, Arglosigkeit einen hervorstechenden Zug des russischen oder polnischen Charakters zu nennen. — „Es versteht sich von selbst," erwiderte ich, „daß eine Reihe entdeckter Bevortheilungen selbst ein von Kindheit an genährtes Vertrauen zu erschüttern vermag; allein in den Jahren meines hiesigen Aufenthalts habe ich mich überzeugt, daß die Engländer auf dem Continente nur die Behutsamkeit steigern, welche ihnen im Lande ihrer Geburt eigen ist, und daß sie dort in jedem Menschen den Spekulanten auf ihre Börse erblicken, dessen sie sich hier in jedem zu gewärtigen haben, der zu der eigentlich arbeitenden Classe gehört. Und bloß in Bezug auf diese rathe ich Ihnen zu einer Modifikation Ihrer Meinung vom englischen Charakter. Es ist mir oft vorgekommen, als ob das von manchen Politikern prophezeite Auflehnen der untern Stände gegen die höheren, das Aufstehen der Hüttenbewohner gegen die Pallastbewohner mit aller dem Engländer eigenthümlichen Ruhe und Loyalität längst erfolgt sey. Die Armen, die um Geld für die Reichen arbeiten, suchen daraus auf jede Weise Vortheil zu ziehen; die Reichen, die ihrer Dienste nicht entbehren können, suchen auf jede Weise sich gegen Bevortheilung zu schützen. Der Kampf ist kein Verstoß gegen Gesetzlichkeit; aber ein Beweis von Ehrlichkeit auf der einen und von Vertrauen auf der andern Seite ist er ebenfalls nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch den Kirchenstaat

unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Fortsetzung.)

Wie verhüllte sich plötzlich die Zukunft, wie trat das gelobte Land in die Ferne! Was war zu thun? Glücklicherweise hatten unsere Carabiniers Mitleiden mit uns. Wir befanden uns eine kleine Stunde vor Malalbergo; dahin wollte der Eine derselben zwei von uns begleiten, um dort Hülfe zu bekommen; die Uebrigen blieben unter dem Schutze seines Kameraden. Der Avvocato, der den Postmeister und Wirth des Orts kannte, und der Vetturin gingen mit dem Carabinier ab. Wir Uebrigen lagerten uns an den Weg und die Pferde fraßen den Rest der mitgenommenen Rationen. Leute, die des Wegs kamen, sagten aus, daß unsere Gesandten schlechte Aufnahme gefunden im Dorf (es verleugnete also seinen Namen nicht), daß weder Wagner noch Schmidt sich an den Wagen trauen, daß Jedermann Hülfe versage. Die Aussichten wurden immer trüber; selbst als endlich unsere Leute in Begleitung mehrerer Männer in Schurzfellen ankamen, half es uns nichts; denn diese erklärten, im Augenblick sey da nichts zu machen und es erfordere zum wenigsten einen Tag Arbeit, den Vorderwagen herzustellen. Sie hatten zwar den Muth, unter den Wagen zu kriechen, blieben aber bei ihrer Erklärung. „Hätten wir ein Vordertheil von einem andern Fuhrwerk," sagte der Avvocato, „so sollte es wohl gehen, aber der Posthalter verweigert beharrlich jede Hülfe; nicht einmal einen andern Wagen will er nach Ferrara geben, wo er doch durch Räucherung desinficirt werden kann." Es wurden viele Pläne zur Rettung entworfen; wir sahen jenseits des Kanals an der Straße Heu laden. „Der Karren könnte uns helfen, wenn ihn der Bauer hergeben wollte!" Es war nicht daran zu denken. Wir wollten Schubkarren kaufen und unsere Sachen aufladen und selbst

nach Ferrara führen. Allein wenn es deren auch gegeben hätte, so war immer noch nicht für den Wagen und den Vetturin gesorgt. Da kam endlich wirklich der Postmeister mit einem Wagen. Es mochte ihn doch der Gedanke an den Avvocato und dessen Eltern, deren Vorwürfen er auszuweichen Ursache haben konnte, bestimmen, uns beizustehen. Er bot uns jezt das Vordertheil seines Wagens für die Strecke bis Ferrara, also etwa auf zwei gute Stunden, um den mäßigen Preis von sechs Kronenthalern an. Zum Besinnen war keine Zeit, wir griffen zu. Alles paßte vortrefflich; wie schwach auch die geborgten Beine waren, unser Wagen bewegte sich darauf mit Leichtigkeit und Sicherheit. Die Bruchstücke des eigenen Wagens befestigte der Vetturin so gut es ging am Hintertheil, um sie nachzuschleifen; das Rettungsholz aber warf er zur Seite. Wen von uns hätte das nicht wie schwarzer Undank schmerzen sollen? Mitnehmen konnten wir's freilich nicht, auch nicht in die Erde pflanzen als Denkmal, aber noch weniger todt liegen lassen. Leben und Freiheit hätten wir ihm einhauchen mögen, und schenkten ihm wenigstens den Schein davon. Wir hoben es auf, Alle faßten wir an, und feierlich trugen wir's an den Kanal, und den ziehenden Wellen es vertrauend, sprachen wir ein dreimaliges „Grazie!" Lang noch begleitete es uns, bis die Straße vom Kanal abbog, und wie es in der Ferne verschwand, rief ich ihm die Worte nach:

„Schwimme dahin! und freue dich nun der leichten Bewegung;
Nehmet, ihr freundlichen Wellen, den Treuen, und tragt ihn zum Meere,
Ob er vielleicht in größerer Reih als Retter umarmt wird."

Kaum daß wir wieder die Räder unter uns hatten, stieg auch der Po und das gelobte Land wieder vor uns auf. Neue Pläne, neue Ueberlegung. Sorglich sahen wir nach dem neuen Wagentheil, sorglich beachteten wir jede zweifelhafte Bewegung, jedes verdächtige Klappern oder Reiben, und wirklich ergab sich, schon im Angesicht von Ferrara, ein neuer Aufenthalt. Die angebundenen Fragmente waren ganz auseinander gegangen und wir mußten eine halbe Stunde — wie kostbar war sie heut! — auf neues, sicheres Zusammenheften vermittelst eingebundener junger Aeste verwenden. Endlich erreichten wir Ferrara und wurden im wohlgelegenen Kontumazhaus auf's Beste empfangen.

Wie mit einem Male schien Alles um uns her verändert. Zwar hatten wir Wache vor der Thüre, aber ein Diener, ein großer Saal und eine Reihe Zimmer standen zu unserer Verfügung. Hier hatte man zuerst den großen Gedanken gefaßt, die Kluft zwischen uns und der Bevölkerung durch ein paar in die Mitte gestellte „Mezzosporchi" auszufüllen, die zu unserm Dienst in unsern Zimmern aus- und eingehen, den Tisch besorgen konnten und dergleichen, ohne uns zu berühren (nämlich im Angesicht Anderer). Ein solcher war auch der Lazarethcommissär, ein Mann von großer Beredsamkeit und Gefälligkeit. Das Erste, woran uns lag, waren Menschen. Der Avvocato schickte nach seinen Eltern, ich nach einem gemeinschaftlichen Freund von uns Beiden. Dem Commissär sagten wir einiges Freundliche über die Einrichtung des Lokals, und wurden dafür mit einer langen Rede beglückt, aus der wir eine Vorstellung von seinem Patriotismus, seiner Humanität, seiner Liberalität und allen seinen Verdiensten bekommen sollten. „Alles zum Ruhm von Ferrara," wiederholte er mehrmals, und mit einem Compliment gegen den Avvocato: „und für meinen geschäzten Landsmann." Wirklich war es auch uns Allen so außerordentlich wohl, und namentlich später beim vortrefflich bereiteten Mahl, daß wir weder mehr an's gelobte Land dachten, noch was sonst weiter mit uns werden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Missionär Hammer. Theater.

Nach einem Schreiben des zweiten böhmischen Missionärs in Nordamerika, Pater Hammer, aus New-York vom 5ten September dieses Jahrs, ist derselbe dort am 31sten August auf dem Postschiffe „Rhone" angekommen. Windstille und leichte Stürme waren Ursache, daß die Ueberfahrt von Havre de Grace statt dreißig, diesmal vierzig Tage dauerte. P. Hammer traf an dem Einschiffungsorte mit dem Bischof Rese zusammen, der auf der Reise nach Rom begriffen war, und dessen Großmuth verdankte er es, sich einen Platz in der Kajüte nehmen zu können, welcher sammt der Kost für die Ueberfahrt 750 Fr. (225 fl.) kostet. Von dem Zustande der Passagiere auf dem Zwischendecke entwirft er ein nicht sehr einladendes Gemälde. Hundertundsiebzig Personen waren in einem Raum zusammengedrängt, der kaum für seezig hinreichend war; vier bis fünf mußten auf einer und derselben Lagerstatte schlafen, über oder unter welcher sich wieder eine ähnliche Bettstelle befand. P. Hammer wohnte in New-York bei einem irischen Geistlichen, predigte am 5ten September in der deutschen Kirche, und gedachte schon am 6ten September auf einem Dampfboote auf dem Nordflusse nach Albany abzureisen. Sein weiterer Reiseplan geht von dort auf der Eisenbahn nach Utica, dann auf dem Kanalboote nach Buffalo, von wo aus er einen Abstecher nach dem Niagarafall zu machen Willens ist, hierauf über den Eriesee nach Detroit, wo ihm der Generalvikar seinen Wirkungskreis anweisen wird. — Der Zustand unserer Bühne ist noch immer nicht der erfreulichste, und die zahlreichen leeren Häuser haben die Direktion zu dem desperaten Mittel verleitet, wieder zu den Possen — die wir in irrigem Wahn für verschollen hielten — zurückzukehren. Wir sahen in der lezten Zeit ein paar gehaltlose neue Stücke dieser Art: „Nur

Eine löst den Zauberspruch, oder wer ist glücklich?“ und „Jupiters Strafe,“ und nachdem beide schnell vorüber gegluten waren, griff man nach einer ältern; wir sagen griff, denn wenn man gewählt hätte, wäre es doch kaum glaublich, daß man gerade auf den höchst langweiligen „Pächter und Tod“ hätte verfallen sollen. Wir hoffen, das Publikum werde die Direktion bald eines Bessern belehren. Eine theatralische Neuigkeit, welche wenigstens einmal das Haus füllte, war: „Rubens in Madrid.“ Originalschauspiel in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verfasserin mit diesem Schauspiel einen großen Fortschritt gethan, und dasselbe insbesondere in Bezug auf Sprache als das anständigste ihrer Stücke anerkannt werden muß; nur ist uns Eines sonderbar aufgefallen: „Rubens in Madrid“ ist in Dresden, Braunschweig und, wenn wir nicht irren, auch in München aufgeführt worden; wir können aber uns möglich begreifen, wie dasselbe in einer Residenz gegeben werden kann, wo ein diplomatisches Corps anwesend ist, da es doch unstreitig die beißendste Satire auf die Diplomatie enthält.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, Januar.

(Beschluß.)

Das Volksschulwesen.

Gehen wir einen Schritt weiter, und betrachten wir vorerst die Knabenschulen, so bieten sich uns, wenn wir die (im Jahr 1784 von einem Consistorialadvokaten gestiftete) Taubstummenanstalt ausnehmen, welche 40 Knaben und 30 Mädchen zählt — im gesammten Kirchenstaat mag es gegen 1200 dieser Unglücklichen geben, wenn wir das gewöhnliche Verhältniß von 1:2000 annehmen — sieben verschiedene Gattungen von Elementarschulen dar, von denen die meisten in Hinsicht der Lehrgegenstände übereinstimmen. Letztere sind: Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, Anfangsgründe der italienischen und in einigen der lateinischen und französischen Sprache, wie der Geographie und Geschichte. Wie es mit manchen dieser Zweige des Wissens stehen mag, weiß Gott. Die ältesten und zahlreichsten dieser Institute sind die sogenannten Regionärschulen, aus dem Mittelalter stammend, einst wahrscheinlich auf eine Schule für jeden Rione (Regio) beschränkt (deren es seit Sixtus V. vierzehn gibt), jetzt zur Zahl von 55 angewachsen, mit 82 Lehrern und 1800 Schülern. Etwas höher stehen die Scuole pie (oder Padri Scolopj), das bekannte Institut des h. Joseph Calasanzio, eines Spaniers, der im Jahr 1592 nach Rom kam. Die Scolopj widmeten sich dem Unterricht der ärmern Classen, wie die Jesuiten vorzugsweise dem der reichern. In einigen Fällen wurde ihnen, nach Aufhebung der Letztern, deren Nachlaß zu Theil, wie z. B. in Toskana, wo sie die Gymnasien übernahmen, und bei vielen Mängeln doch auch wieder ihre guten Seiten haben. Aehnlichen Zweck wie die Genannten haben die P. P. Doctrinarj, ursprünglich ein französisches Institut (gestiftet von Cäsar de Bus aus Cavaillon in der Provence, geb. 1544); auf die gewöhnlichsten Lehrgegenstände beschränken sich die schon genannten Frères ignorantins, welche drei Schulen mit vierzehn Lehrern haben. Die Pfarr- und Abendschulen sind ganz kürzlich entstanden, letztere durch Privatpersonen. Für die Mädchen gibt es neben den Pfarrschulen eigene Maestre regionarie, den erwähnten Knaben-Regionärschulen gleichstehend, und sieben verschiedene Gattungen von Klosterschulen, in zehn Instituten. An Uebereinstimmung ist hier eben so wenig wie bei jenen zu denken. Die beiden einzigen Anstalten, welche eine rühmende Erwähnung verdienen, sind die der französischen Dames du sacré coeur de Jesus, welche das südgelegene Kloster von Trinità-de-Monti, so wie S. Rufina in Trastevere inne haben. Namentlich muß das erstere Institut gelobt werden, welches 1827 auf Veranlassung des Cardinal-Staatssecretärs Lambruschini, damaligen Nuntius in Paris, gegründet wurde. Die Zahl der Schülerinnen in beiden beträgt 200.

Gleich wenig motivirt, und eben so verwirrt wie die Eintheilung aller dieser Schulen, ist auch ihre Verwaltung und Inspektion. Die einen stehen unter dem Cardinalvicar, die andern unter der Studiencongregation, diese unter dem Monsignor Limosiniere, jene unter gar keiner Controle. Im Allgemeinen ist hier weder Unabhängigkeit, noch geregelte Aufsicht und aus gemeinsamem Gesichtspunkte hervorgehende, umfassende Leitung. In Hinsicht der Einkünfte herrscht gleiche Verschiedenheit. Die einen werden durch Zuschüsse des Finanzministeriums, die andern durch Stiftungen von Privaten unterhalten; mehrere sind seit geraumer Zeit fundirt, andere bestehen nur durch milde Beiträge. Eine Angabe der Kosten des Elementarunterrichts ist also unmöglich; Alles, was man weiß, ist, daß der Staat jährlich etwa 4400 Scudi dazu hergibt. Einige der Schulen sind völlig unentgeldlich, in andern wird gezahlt. In den Regionärschulen z. B. gibt der Schüler monatlich 4 — 10 Paoli; die Regierung festen diese jährlich 528 Scudi, was nicht ganz 6 Scudi für jede Schule macht, an denen gewöhnlich ein Lehrer und ein Hülfslehrer angestellt sind, indem der Regel nach nicht mehr als 50 Schüler auf einen Lehrer kommen sollen. Nehmen wir an, jeder Schüler zahle monatlich 6 Paoli (wohl der höchste zulässige Satz), so würde sich das Einkommen eines Lehrers auf 18½ Scudi belaufen. — Die Lokale sind großentheils schlecht und enge, bei der Mehrzahl der kleinern Schulen sogar von der Art, daß das sogenannte Buon Governo darauf achten sollte, wenn es irgend auf solche Dinge achtete. In feuchten, dunkeln, schmutzigen Erdgeschoßstuben findet sich eine Menge oft unreinlicher und kränklicher Kinder zusammengehäuft, so daß man im Zweifel seyn möchte, ob man ihr Loos mehr bedauern solle, oder das der noch ärmeren und verwahrlosten, die freilich das ABC nicht lernen, aber dafür unter Gottes freiem Himmel spielen. — Die Zeit des Unterrichts beträgt im Durchschnitt drei Stunden vor Mittag und zwei bis drei nach Mittag; die Züchtigung des Schlagens auf die flache Hand ist in den Regionärschulen noch erlaubt, doch sollen manche Lehrer sich dieses Rechtes freiwillig begeben haben. Es ist eine sonderbare Einrichtung, daß die Regionär- und Kleinkinderschulen immer jede in einer gewissen Entfernung von der andern seyn müssen, erstere 100, letztere 50 Canne.* — Die Lehrer waren früher meist Ausländer, indem die Römer wenig Lust zeigten, sich mit dem Unterricht zu befassen. Dies ändert sich aber immer mehr.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, wie höchst mangelhaft und unzureichend, ja in vielen Fällen verderblich, abstumpfend, geisttödtend dieser Elementarunterricht ist. Daß man dabei auf neuere Systeme keine Rücksicht nimmt, versteht sich von selbst. In welchem Verhältniß er zu den höhern Unterrichtsanstalten, den Collegien und Seminarien, steht, kann vielleicht ein ander Mal gezeigt werden. Rt.

* Die Canna, architektonisches Maß, hat zehn Palmi; drei Palmi sind ungefähr zwei französische Fuß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. Januar 1838.

Sey mir geſegnet, heilig Doppelzeichen,
Das ich, trotz dieſem Wirbelſturm der Jahre,
In beſſerm Stolz und leuchtender gewahre!
Ja, hier beginnſt du, freies Land! —

Theodor Körner.
Oeſterreichs Doppeladler.

Reiſe durch den Kirchenſtaat

unter der Herrſchaft der Cholerafurcht im September 1837.

(Beſchluß.)

Ich ſtand am Fenſter und ſah auf die Straße und die bunte Menge des Volks hinab. „Avvocato!“ rief ich, „dort kommen Sie noch einmal mit Ihrer Mutter und Ihren Schweſtern.“ Es war ſo, nur daß es ſein Bruder war. Und er konnte nicht die Treppe hinunter, ihnen entgegen fliegen, an ihren Hals ſtürzen! Mit welcher Haſt trug die Freude des Wiederſehens ſie die Treppe herauf! aber die Wache ſchloß mit vorgehaltenem Gewehr den Eingang. Es war ein tief in's Herz ſchneidender Anblick: liebender Geliebten Wiederſehen ohne Vereinigung! Eine unſichtbare Macht ſchien die Arme zu lähmen, die Körper zu trennen; nur der Blick der Augen, nur der Ton der Stimme war ihnen für den Ausdruck der Seelenbewegung geblieben. O ihr Ueberſchwenglichen! die ihr ſo gern den Menſchen zerlegt und ihn von Leib und Sinnen trennen möchtet, an euch dachte ich und euch rief ich's zu: Wie verarmt fühlt ſich das Herz mitten in der Fülle der Empfindung ohne die Hand! wie einſam die Seele ohne den Leib! Ein Gedanke iſt ſie ohne Wort, eine Empfindung ohne Laut, ſich ſelbſt genug, aber nicht dem Leben, nicht der Liebe! — Was ich eben noch in der fremden Seele empfand, erlebte ich ſogleich in der eigenen, als mein Freund Luigi die Treppe herauf und auf mich zuflog. Sein Geſicht ſtrahlte vom Ausdruck einer Freude, die eine andere Quelle als nur unſer Wiederſehen haben mußte. „Du biſt Vater!“ rief ich ihm entgegen. „Der glücklichſte, ja!“ Und deine Frau?“ — „Geſund und ſelig.“ — „Und das Kind?“ — „Ein kräftiger Knabe.“ Und ich konnte ihm nicht durch den Druck der Hand meine Theilnahme bezeugen und meine Lippen hatten nur Worte!

Unſern bisherigen Erlebniſſen gegenüber war uns das Zuſammentreffen mit befreundeten, theilnehmenden Menſchen ſo neu, wir hatten ſo viel zu fragen, zu erzählen, daß wir ganz unſerer Lage und des ſinkenden Tags vergaßen; nur Napoleon, der der Bewegung möglichſt fern geblieben, mahnte an die Zukunft und ſah neue Gefahren. „Mir gefällt,“ flüſterte er mir zu, „dieſe übergroße Gaſtfreundſchaft, dieſe grenzenloſe Gefälligkeit nicht.“ Wirklich hatte der Commiſſär nach und nach in kurzen Zwiſchenräumen alle Spuren der Gefangenſchaft wo nicht verlöſcht, doch überdeckt: die Wache war verſchwunden, ein kleiner Tiſch war an ihrer Stelle in die offene Thüre geſtellt; jeder Wunſch, kaum ausgeſprochen, ward erfüllt, und die Möglichkeit einer geheimen Verbindung mit der Stadt in Ausſicht geſtellt, ja gezeigt. „Dieſſeits des Po,“ fuhr

Napoleon fort, „ſind wir nicht ſicher, laſſen Sie uns aufbrechen!“ Der Widerſpruch drängte ſich mir auf die Zunge, da ich ſchlechterdings keinen Spielraum für weitere Unannehmlichkeiten ſah. „Und doch,“ fiel Luigi ein, „ſind deren denkbar. Ich gehe auf Kundſchaft. Sogleich bin ich wieder hier!“ Der Bruder des Avvocato beſorgte inzwiſchen einen Paß für den Kutſcher und für ſich in die Lombardei. Seine Eltern beſitzen eine Villa am linken (öſterreichiſchen) Pouſer; dort wollte er verweilen, bis ihre Rückkehr nach Ferrara möglich wäre. Luigi kam zurück. „Ihr müßt fort, und ſogleich! Alle Freundlichkeit iſt Trug. Bleibt ihr die Nacht hier, ſo läßt man euch unter dem Vorwand, daß ihr die Anſtalt verpeſtet habt, unter zehn Tagen nicht mehr fort. Ich weiß alles ganz gewiß!“ — So ſinnlos dies klang, ſo hatten wir doch von ſinnloſer Willkühr Proben genug, um neue nicht zu bezweifeln. Ohnehin beſtätigten andere Freunde des Avvocato, die herbeigekommen, die Ausſage Luigis. Noch war es möglich, den Po und das jenſeitige Ufer zu erreichen, allein eine halbe Stunde Verzug brachte Gefahr; denn anderthalb Stunden wenigſtens braucht man zur Fahrt, und mit dem erſten Glockenſchlag des Ave Maria wird der Hafen geſchloſſen, den ſelbſt Petri Schlüſſel nicht öffnet. Noch war der Paß für den Kutſcher nicht da, noch fehlten die Gensdarmen; die Rechnung war noch nicht geſchrieben und der Commiſſär nicht zu finden. Zum Kutſcher konnten wir auch nicht, die nöthigen Befehle zu ertheilen, kurz, wir ſahen uns auf einmal wieder an allen Gliedern gebunden. Endlich kam der Commiſſär, aber ohne Rechnung, die Päſſe kamen, aber ohne den des Vetturin, auch der kam, aber die Rechnung blieb aus; die Gensdarmen kamen, aber es waren — Infanteriſten. Neuer Schrecken, denn die ſahen nicht aus, als würden ſie einſitzen. Der Kutſcher hatte angeſpannt, das Thor war offen, die Rechnung kam; jezt fehlte es an kleinern Münzſorten; zwei Goldſtücke, auch für weiteres Bedürfniß, mußten gewechſelt werden. Gold war jede Minute, und eine verrann nach der andern; man hatte zu einem Wechsler geſchickt, der Bote kam nicht wieder — es ſchlug halb ſechs — er kam — wir flogen die Treppe hinab, in den Wagen hinein, und erſt als die Räder rollten, dachten wir an Dank und Gruß.

Genau anderthalb Stunden Zeit hatten wir vor uns, und dazu einen tiefſandigen Weg, und Pferde, die nun ſeit zwei-und-vierzig Stunden faſt ununterbrochen angeſpannt geweſen waren und wenig Erquickung genoſſen hatten und keine Ruhe. Die Füße waren ſteif und kaum in Trab zu ſetzen. „Nur diesmal haltet aus!“ riefen wir; „ihr ſollt gehalten werden wie eure homeriſchen Brüder!“ — „Halt! halt!“ ſchrieen die Gensdarmen, „wir wollen auch mit!“ — „Strengt euch an!“ rief der Avvocato, „heut gilt's!“ Eine paar zum Wagen hinaus gehaltene Thaler ſezten ſich als Flügel an ihre läſſigen Ferſen, und ſo oft die Kräfte nachließen, wiederholten wir das Stärkungsmittel. Leider hatten wir kein ähnliches für die Pferde, die in dem beſchwerlichen Sand faſt zuſammenbrachen. Endlich gelangten wir zur Chauſſee. „Noch dreiviertel Stunden,“ hieß es, „und wir haben überwunden!“ Schon ſenkte die Sonne ſich dem Horizont zu. „Iſt denn kein Joſua unter uns?“ fragten wir. „Hat keiner eine Diomedesſtimme, um unſere Ankunft hinzuſchreien?“ Da wurden andere Stimmen laut, und liebliche; ein Wagen rollte heran und vorüber mit der Mutter und den Geſchwiſtern des Avvocato, ein Wagen mit Befreundeten folgte. Sie fuhren nach dem Hafen zu einer zweiten Begrüßung, zum Nachlebewohl. — „O, nun ſind wir ſicher!“ riefen wir hocherfreut, als die beiden leichten Wagen wie Pfeile vor uns hinflogen. „Sie verhüten in jedem Fall die Sperrung des Hafens, wenn ja die Zeit ablaufen ſollte, und die lezte Sorge iſt gehoben!“ — „Halt! halt!“ ſchrie's auf einmal hinter uns. „Neues Unglück!“ riefen wir und ſtürzten zum Wagen hinaus. Da lag der eine der Gensdarmen unter dem Wagen. „Um Gottes Willen! was iſt's?“ Glücklicherweiſe war's blos ein Droben des Schickſals. Der gute Mann, der, weit über die Jünglingsjahre hinaus, vielleicht ſeit dreißig Jahren nicht in ſolchen Schritt gekommen, hatte im Eifer für uns, und geblendet vom Glanz des vorgehaltenen Silbers, des Wegs und der etwaigen Begegniſſe nicht geachtet, und war durch ein entgegenkommendes Cabriolet um und unter unſern Wagen geworfen worden. Der Umſtand, daß unſere Pferde kaum mehr fort konnten und beim erſten Haltruf, als hätten ſie längſt darauf gewartet, wie angewurzelt ſtanden, bewahrte ihn und uns vor ſchwerem Unglück. — Dies war der lezte Schreck, den wir erlebten, und noch vor Ave Maria fuhren wir über die dunkle Brücke in den erſehnten Hafen ein.

Hat der Leſer uns theilnehmend bis hieher begleitet, ſo wird er ein Maß für die Freude haben, mit der wir die glänzenden Fluthen des breiten Stroms begrüßten. Ueber uns der reinſte Himmel, ein Lichtmeer im Weſten mit ſchwimmenden goldenen Inſeln, jenſeits des Stroms das beglückte Ufer, das Land der Freiheit, und vor uns die Fähre, die uns hinübertragen ſollte. Was kümmerte uns nun noch die Scholle päbſtlichen Bodens unter unſern Füßen und die Thorheit des Pöbels neben uns! Nach nochmaliger Begrüßung der befreundeten Ferrareſen faßten wir ſelber unſern Wagen und ließen ihn langſam das ſteile Ufer hinab. Freundlich ſchlugen die Wellen an's Schiff und trugen ſchnell und leicht uns hinüber. Wenige Minuten, und wir waren am Land. Zwanzig hülfreiche Hände erſparten den unſrigen die Mühe, den Wagen das, wie jenſeits, ſteile Ufer hinaufzuwinden, viele herzliche Stimmen hießen uns Willkommen, freundſchaftlich bot man uns die Hand, und mit Inbrunſt begrüßten wir,

Italiener wie Deutſche, und mit dankbarer Anerkennung weiſen Schutzes und feſten Regiments, den kaiſerlichen Adler.

Engliſche Ehrlichkeit und engliſche Juſtiz.

(Fortſetzung.)

Ein erläuterndes Beiſpiel, das auch Ihnen nützen kann, im Fall Ihre Stiefeln eines Tags einer ausbeſſernden Hand bedürfen, habe ich erſt heute Morgen erlebt. Meine Stiefeln hatten neue Abſätze nöthig; mit ſolcher Arbeit befaßt ſich hier kein Stiefelmanufakturiſt; ſie gehört zum Reſſort des Schuhflickers. Als nun heute Morgen die Stiefeln zurückkamen, ſendete ich dem Ueberbringer die zwei Schillinge, für welche ich früher ein gleiches Meiſterſtück accordirt hatte. Aber mein Diener kehrte mit der Meldung zurück, der Junge, der die Stiefeln gebracht, begehre fünf Schillinge. Dies iſt ſicher viel zu viel für ein paar Abſätze, und da ich glauben mußte, der Junge wolle die Extraſchillinge in ſeinen Nutzen verwenden, ſo wollte ich durch ihn dem Meiſter ſagen laſſen, er ſolle die fehlenden drei Schillinge ſelbſt holen. Zu meiner Ueberraſchung nahm der Junge die zwei Schillinge nicht an; und jetzt erſt erfuhr ich, daß mein früherer Schuhflicker geſtorben ſey, und jetzt wußte ich auch mein Schickſal. Des Schuhflickers Succeſſor erſchien und forderte ſeine fünf Schillinge. „Ihr Vorgänger, bemerkte ich, hat mir dieſelbe Arbeit für zwei Schillinge geliefert.“ — „Wohl möglich, auf Accord,“ verſetzte Criſpin. Jedes weitere Wort wäre verloren geweſen. Ich erlegte die enorme Summe und war um die drei Schillinge ärmer, die ein Accord mir auch bei dieſem Criſpin erſpart hätte, und um die Beſtätigung einer Erfahrung reicher, die Sie gratis benützen mögen.“ — „Aber nach preußiſchem Rechte hätten Sie nicht nöthig gehabt, ſich prellen zu laſſen,“ warf der Kammergerichts-Auscultator ein. „Das brauchte ich auch nach engliſchem Recht nicht,“ erwiderte ich. „Auf die Entſcheidung des ſogenannten Handwerkes konnte ich freilich nicht provociren, denn einen ſolchen Gerichtshof gibt es hier nicht. Dagegen konnte ich eine Ladung vor den court of requests abwarten, wie das hieſige Tribunal der Bagatellſachen heißt, vor welchem Jemand nur zu ſchwören braucht, daß er Jemand vier oder acht Groſchen geliehen, um dieſen Jemand, wenn er es nicht vorzieht, die Schuld zu zahlen, auf zwanzig Tage in's Gefängniß in White Cross-street zu bringen. Allein —“ — „Bloß auf den Grund des vom Kläger geſchworenen Eides in Bezahlung der Schuld verurtheilt, oder zwanzig Tage eingeſperrt, das iſt doch zu ſtark!“ rief, mich unterbrechend, der Kammergerichts-Auscultator. „Es mag ſchlimm ſeyn; ich wollte jedoch nur ſagen, ſelbſt wenn ich meine Zeit an Remedirung der Prellerei wagen wollte und die Jury den Betrag ermäßigte, ſo blieben die meiſten hieſigen Gewerbsleute nichtsdeſtoweniger gerade wie mein Schuhflicker.“

Tags darauf führte uns eine gemeinſchaftliche Wanderung an einem court of requests vorüber. Mein Begleiter wünſchte einzutreten, und durch eine dichte Maſſe von Parteien und Zuhörern gelangten wir mittelſt edler Rückſichtsloſigkeit nicht bloß in den Gerichtsſaal, ſondern auch auf einen guten Platz. Zum erſten Male in einem engliſchen Gerichtshofe, ward der Auscultator von ſo vielen Aeußerlichkeiten befangen, daß er mit Umherſchauen noch nicht zu Ende war, als eine neue Klagſache vorkam und ich ihn darauf aufmerkſam machte. Ein Weib der gemeinſten Claſſe forderte von einem Gewürzkrämer zwei halbe Kronen oder fünf Schillinge. Das Weib ſtellte vor, ſie ſey an dem und dem Tage in den Laden des Gewürzkrämers getreten und habe deſſen Gehülfin gebeten, ihr einen halben Sovereign zu wechſeln. Das Ladenmädchen habe ſolches gethan und ihr zwei halbe Kronen und fünf einzelne Schillinge gegeben. Gleich nachher habe ſie die zwei halben Kronen für falſches Geld erkannt. Sie ſey alſo unverzüglich zurückgegangen und habe das Mädchen erſucht, ihr gutes Geld ſtatt des falſchen zu geben. Dies ſey ihr aber vom Mädchen ſowohl, als vom Krämer abgeſchlagen worden. Der verklagte Gewürzkrämer, ein dem Anſehen nach ganz reſpektabler Mann, bemerkte zuerſt, wie er, ſtatt hier zu erſcheinen, lieber die fünf Schillinge bezahlt hätte, wäre es ihm nicht unerträglich geweſen, ſich ſo unverſchämt betrügen zu laſſen. Die von der Klägerin angegebenen Umſtände beim Wechſeln ſeyen richtig, aber die zwei halben Kronen, welche ſein Ladenmädchen dem Weibe behändigt, ſeyen die einzigen Geldſtücke dieſer Art in ſeiner Kaſſe geweſen; er habe ſie kurz vorher von einem Kunden empfangen, durch die gewöhnliche Probe des Aufwerfens für echt erkannt und dann ſelbſt in die Caſſe gelegt. Dagegen haben die zwei von dem Weibe zurückgebrachten halben Kronen einer Prüfung gar nicht bedurft, und ſeyen von ihm und ſeinem Mädchen auf den erſten Blick für falſch erkannt worden. Das Ladenmädchen ſey gegenwärtig, ſeine Ausſage zu beſtätigen. Ferner haben nicht nur einige der geachtetſten Männer ſich erboten, für die Reſpektabilität ſeines Charakters Zeugniß zu geben, ſondern es ſey auch ein Handelsmann anweſend, der es beſchwören wolle, daß daſſelbe Weib ihm einige Tage früher einen ähnlichen Streich mit einem halben Sovereign geſpielt. — Das Ladenmädchen wurde vorgerufen und vereidet; ihre Antworten ſtimmten vollkommen mit denen des Krämers überein. Die Abhörung der Zeugen für die Reſpektabilität des Verklagten achtete der vorſitzende Richter unter Genehmigung der Jury für

unnöthig; aber der erwähnte Handelsmann wurde vorgelassen. Seine Erzählung lief darauf hinaus, daß die Klägerin, nachdem sie eine Kleinigkeit bei ihm gekauft, von der für einen halben Sovereign erhaltenen Münze ihm einen angeblich darunter befindlichen falschen Schilling zurückgebracht und er denselben, zu Vermeidung allen Streits, gegen einen guten umgetauscht habe. Hiemit schloß das Verfahren und die Jury trat ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Beschluß.)

Theater.

Was ist dagegen Scribe's „Diplomate," und selbst Heinrich Heine's Vergleich mit der serieusen Tanzkunst? keines von beiden enthält eine so ungeheure Ironie, als hier das Faktum, daß Philipp IV. Rubens zum Gesandten in England ernennt, weil er ihn mit einer Mummerei genarrt, und auf sein Verlangen sich in der letzten Scene noch einmal in die Maske eines alten, wunderlichen Malers aus der niederländischen Schule wirft. Rubens wäre übrigens für seinen Pagenstreich schwerlich so ohne Strafe, ja mit Belohnung durchgekommen, wenn nicht Alexander Dumas einen „Kean" geschrieben hätte. Wir geben aber Madame Birch-Pfeiffer zu bedenken, daß es wohl in England kein Majestätsverbrechen ist, dem Prinzen von Wallis einige Impertinenzen zu sagen, das thun die Zeitungen täglich; aber einen Mann, der in Spanien einen König zum Besten gehabt, zum Gesandten zu erheben, statt ihn der heiligen Hermandad zu überheben, ist ein Zug, der eigentlich selbst für das Lustspiel noch zu possenhaft wäre, und „Rubens in Madrid" heißt ja ein Originalschauspiel! — Ein zweites Werk derselben fruchtbaren Verfasserin: „der Astrolog und sein Knecht," ist schlimmer weggekommen. Wir haben schon oft bedauert, daß wir für unsere — zumal die dramatische, tief in's Leben der Zeit eingreifende — Literatur keine ästhetische Polizei haben; aber hier sahen wir etwas Aehnliches auftauchen. Der Landesgouverneur, Graf von Chotek, ließ sich nämlich den Tag nach der ersten Vorstellung des „Astrologen" das Manuscript bringen und untersagte, der Erbärmlichkeit wegen, die fernern Aufführungen dieses „Astrologen." — Von allen dramatischen Produkten der letztern Zeit hat C. Devrients „Gunst des Augenblicks" am meisten angesprochen. Gerle's „Liebhabertheater" ist wieder über unsere Bretter gewandelt. Dieses Lustspiel hat vor mehreren Jahren Sensation gemacht, und es ist ihm auch einiges Verdienst nicht abzusprechen; doch ist der Verfasser in den gewöhnlichen Fehler der Bearbeiter guter Novellen gefallen, sich denselben mehr hinzugeben, als die dramatische Tendenz eigentlich erlaubt. — Bei einer Donizettischen Oper: „Hugo, Graf von Paris," hat das Prager Publikum bewiesen, daß es manchmal mit jenem des Teatro della scala zu Mailand zu sympathisiren vermag; denn jene fiel hier — wenn auch nicht so geräuschvoll — wie dort durch; nur mit dem Unterschiede, daß es dort Giuditta Pasta war, welche das Unmögliche versuchte, aus Nichts Etwas zu machen, hier nur Dem. Greßer. — Ein paar Mißbräuche, die eine strenge Rüge verdienen, und das Theater in der öffentlichen Achtung herabsetzen, sind erstens die Benefize im Abonnement. Man gibt nämlich den untergeordneten Schauspielern, ja mitunter selben, die nur für Ausnahmsrollen engagirt sind, freie Einnahmen, in welchen alle Logen-, Sperrsitz- und Parterre-Abonnenten frei eingeben, und jene nur von dem Entréegeld der Uebrigen, welche an diesem Tage das Haus besuchen, ihre Hälfte bekommen. Es wäre auf jeden Fall anständiger, und wir glauben, es könnte auch in finanzieller Hinsicht keinen großen Nachtheil bringen, wenn die Direktion diesen Leuten, damit sie leben können, eine kleine Gageerhöhung zugestände, und die Novitäten, welche, dieser Einnahme wegen, oft schlechter besetzt werden, um den Pseudobenefizianten in einer Rolle glänzen zu lassen, welcher er durchaus nicht gewachsen ist, für ihre eigene Rechnung gäbe. Als ein zweiter Uebelstand muß die Verwendung des Heldenspielers in der böhmischen Comödie erkannt werden. Unter dem Triumvirate, welches der Direktion des Herrn Stöger voranging, machte man dem einen der drei Direktoren, Stiepanek, den Vorwurf, er füge aus Vorliebe für das böhmische Schauspiel dem deutschen durch das Engagement böhmischer Individuen Schaden zu (die Perle unserer Oper, Mad. Podhorsky, schreibt sich aus jener Zeit her); doch erschien der deutsche Teil oder Wallenstein niemals Sonntags um vier Uhr in der böhmischen Comödie, wie es jetzt der Fall ist.

Auflösung der Homonyme in Nr. 12.

Münze.

Logogriph.

1. 3. 4. 5. 6.

Wer nennt mir die Kohle, sie glühet so rein,
Und brennet so lustig mit freundlichem Schein,
Daß man meinen könnte, sie gnüge ganz
Dem ihr gebührenden Platze mit Glanz,
Dir, redlich an Farbe, die Wand bemalt,
Und mit der Wärme, so sie verstrahlt.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Wirf ein Zündstäbchen dazwischen hinein,
Mit seinem zündenden Punkte so klein,
So flammet die Kohle zum schönsten Licht
Hell auf, nun sieht man, was ihr gebricht,
Und warum sie nicht leuchten und flammen kann,
Ey Stäbchen und Pünktchen sie fachet an.

Und flammt sie, so springen zu lustigem Chor
Dir neue so glänzende Kohlen hervor,
Und warten auch bald auf die Künftigen mit Lust,
Und werden alsdann sich des Lichtes bewußt;
Und die Kohle, sie brennet zu Asche sich doch,
Sie glimme nur, oder sie flamme hoch.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. Januar 1838.

Man höret oft ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es ſchallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.

Uhland.

Der Seemönch.

Eine Sage vom Freiherrn v. Sternberg.

An der nördlichſten Spitze Schottlands befindet ſich, von hohen Felſen eingeſchloſſen, eine Bucht, an welcher ein Fiſcherdorf liegt. Eine kurze Strecke landeinwärts breitet ſich das Städtchen Gleenarvon aus, dem von den Geſchichtſchreibern ein bedeutendes Alter zugeſchrieben wird. Ungefähr einen Büchſenſchuß weit in die See hinaus wird bei ruhigem Wetter ein beſonderes Tönen vernommen, das bald dumpf und verhallend, bald hell und klingend erſchallt und aus weiter Ferne zu kommen ſcheint. Den Leuten aus der Gegend iſt die Erſcheinung ganz bekannt; ſie pflegen ſie „den Geſang der Mönche zu Gleenarvon“ zu nennen. Reiſende, die hieher kommen, erklären die wunderbaren Töne aus dem ganz beſondern Bau der Felſen am Strande, durch deren ſchroffe Spalten und Riſſe der Wind ziehe, und bei ruhigem Wetter, wenn das Toſen der Brandung ſchweige, jene melancholiſchen Laute hervorbringe. Wahr iſt es, daß ſie einen erſchütternden Eindruck auf die Seele desjenigen hervorbringen, der ſie unvorbereitet zum erſten Male hört. Sir Patrick Blaſton, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in dieſe Gegend gelangte, ſagt über dieſen Gegenſtand Folgendes: „Ich habe die wunderbare Meermuſik gehört, die von den Bewohnern der Gegend als etwas Geringes und Alltägliches verachtet wird, auf mich aber einen wahrhaft zauberähnlichen Eindruck hervorgebracht hat. Es iſt ſelbige Meerſtimme ein Ton, der geradeswegs in's innerſte Herz dringt und mit keiner andern Muſik verglichen werden darf, ausgenommen etwa mit einer feierlichen Meſſe. Aber dieſe Meſſe wird nicht von Menſchenſtimmen und Händen ausgeführt, ſondern ſelige Geiſter ſingen ſie zum Lob des Herrn, auf eine Weiſe, daß dabei das ſterbliche Herz von Schmerz und Entzücken zerſpringen möchte. Die Töne kommen, ſteigen, fallen und verſchwinden, und man weiß nicht, ob ſie aus der Meerestiefe heraufkommen oder aus der Himmelshöhe niederklingen; man glaubt die unmittelbare Stimme Gottes zu hören, der an das ſündige Herz des Menſchen ſpricht, es zur Buße zu bekehren.“

Welcher Einwohner Gleenarvons kennt nicht den alten gelehrten Doktor Jonathan Oldinby? — Er iſt ſtets ſo verdrießlich, weil ihm all die tollen und verwirrten Geſchichten im Kopfe keine Ruhe laſſen, und er geht ſo gebückt, weil die Laſt ſeiner Gelehrſamkeit ihn niederdrückt. Es iſt nicht auszuſprechen, welche Ehrfurcht allein ſchon der graue, abgetragene Mantel des Doktors Jonathan Oldinby einflößt; dieſe Ehrfurcht geht unbedingt auf die

enge Straße über, in der er wohnt, und auf das alterthümliche Giebelhaus, wo er das oberſte Stübchen inne hat. Wer aber gar das Antlitz des Doktors geſehen hat, dieſes trockene, bleiche, verwünſchte Antlitz, in dem keine Linie ſo iſt, wie bei gewöhnlichen Menſchen, der kann nicht aufhören, ſeine Scheu und Verwunderung an den Tag zu legen. Kein Fremder, der das Städtchen beſucht, unterläßt es, die enge, dunkle Gaſſe und das hohe Giebelhaus aufzuſuchen, und Keiner kommt von dort zurück, ohne über die Gelehrſamkeit des Doktors den Kopf zu ſchütteln und nebenbei über die enge, dunkle Stiege zu fluchen, welche zu ſeinem Dachſtübchen führt.

Die Geſpräche, die der Doktor mit ſeinen gelehrten Beſuchern führt, ſind von ganz beſonderer Art. Hier nur ſo viel davon, daß allezeit auf einem mächtigen eichenen Tiſche, über dem eine Lampe brennt, ein Karte von Schottland ausgebreitet ruht, die das Land ſchildert, wie es vor etwa dreihundert Jahren beſchaffen geweſen. Auf dieſem Felde pflegt nun der Doktor mit ſeinem Beſucher ſeine abenteuerlichen und gelehrten Spaziergänge zu unternehmen, und man muß ihm den Ruhm laſſen, daß er ein rüſtiger Spaziergänger iſt. Dazu kommt, daß Jonathan Oldinbys Karte ebenfalls keine gewöhnliche Karte iſt, wie man ſie zu Dutzenden im Buchladen ſehen kann; ſie ſchließt ein ganz eigenthümliches, geheimnißvolles Leben in ſich. Es geſchieht zum Beiſpiel nicht ſelten, daß, wenn des Doktors dürrer Zeigefinger darüber fährt, die kleinen Strichelchen und Punkte, welche Flüſſe und Städte bezeichneten, zu wirklichen Städten und Flüſſen werden, die Thäler und Berge ſich heben und ſenken, und oft ſieht man ſogar, wenn der Doktor von der Zeit der bürgerlichen Kriege in Schottland ſpricht, ganz winzig kleine Heerhaufen aus den Burgen und Schlöſſern hervorbrechen und in der Ebene zur Schlacht aufziehen, wo denn das Licht ſich in den vielen tauſend kleinen Pickelhauben und Speerſpitzen auf das luſtigſte bricht. Dies iſt nun freilich höchſt ſonderbar, und Mancher kann ſich nicht enthalten, mit plumpem Finger hinein zu tappen; doch dann iſt alles ſogleich verſchwunden. Der Doktor aber ruft, indem er ſeine hohlen, faltigen Wangen aufbläst und ſich über die Karte beugt: „Die einfältige Magd! hat man wohl jemals eine ungeſchicktere Trude geſehen? Da hat ſie wieder beim Auskehren der Stube Sand auf die Karte geſtreut, und die Kiestheilchen glitzern nun im Lichte. Ich habe es immer geſagt, das Zimmer eines Gelehrten ſollte wie eine heilige Mönchsklauſe immerdar verſchloſſen gehalten werden.“

Bei dieſen Worten, und da er des Kloſterlebens erwähnt, pflegt ſtets das Auge des Doktors feucht zu werden. Er bleibt dann mit dem Zeigefinger auf einer Stelle der Karte ſtehen, in der Nähe des Städtchens Gleenarvon, wo heutzutage nichts als Meer zu ſehen iſt, und wenn man ihn um Erklärung bittet, pflegt er mit leiſer Stimme nur die Worte zu ſagen: „Hier lebten einſt die Mönche von Gleenarvon, denen jetzt die Gnade verliehen iſt, Gott in der Einſamkeit und Tiefe des Meeres zu dienen.“ — Es gab wenige unter den Beſuchern des Doktors, die dieſe einfache und geheimnißvolle Rede nicht erſchütterte, und die nicht gerne gewünſcht hätten, der Sache auf den Grund zu kommen, allein Jonathan Oldinbys Mund blieb ſtumm.

(Die Fortſetzung folgt.)

Engliſche Ehrlichkeit und engliſche Juſtiz.

(Fortſetzung.)

„Nun,“ wendete ich mich an den Berliner, „was würde wohl Ihr preußiſches Landrecht hier entſcheiden?“ — „Ein curioſer Fall,“ antwortete er und rieb ſich die Stirn. „Daß die Sache höchſt mangelhaft inſtruirt iſt, leidet keinen Zweifel. Auch kann ich mich nicht eben beſinnen — London macht Einem ja den Kopf ganz wirr — ob derſelbe Fall im Landrechte vorkommt; beinahe glaube ich es nicht. Das ſteht indeſſen feſt, daß für den Verklagten mehr ſpricht als für die Klägerin. Ich meine, ſie muß abgewieſen werden. Vielleicht ſollte der Verklagte noch ſchwören —“ — „Schwören?“ fiel ich ein; „etwa das Gegentheil von dem, was die Klägerin beſchworen hat? Geſtattet der preußiſche Prozeß gegen einander laufende Eide? Oder haben Sie nicht bemerkt, daß die Klägerin vereidet worden iſt?“ — Der Auscultator verſicherte, das ſey ihm entgangen. Jezt kam die Jury zurück; ſie gab ihr Verdict für die Klägerin; Verklagter ſollte die fünf Schillinge ſammt Koſten bezahlen. Die Koſten betrugen drei und einen halben Schilling. Sobald der Richter dies dem Verklagten angedeutet, trat dieſer zum Tiſche, erlegte den Geſammtbetrag und ſagte: „Hier iſt das Geld; nun wünſche ich aber zu wiſſen, wie ehrliche Männer ſich gegen das Recht ſchützen können, wenn das Recht Betrüger ſchüzt?“ — „Impertinente Fragen,“ verſezte der Richter, „werden hier nicht beantwortet und impertinente Frager für ihre Impertinenz beſtraft.“ Der Krämer verbeugte ſich und ging. Wir gingen auch, und der Kammergerichts-Auscultator bemerkte, daß er in der gehörten Entſcheidung den erwarteten geſunden Menſchenverſtand doch einigermaßen vermiſſe. Aber die Schnelligkeit und Wohlfeilheit im Vergleich zu ſeiner vaterländiſchen Rechtspflege rühmte er ſehr.

Einige Zeit darauf befand ich mich ein Dutzend deutſche Meilen von London entfernt, als ich unter andern mir von dort geſendeten Papieren ein Briefchen des Kammergerichts-Auscultator erhielt, worin er, von meiner Abweſenheit nicht wiſſend, mich bat, am Morgen nach dem Datum ihn in einen Gerichtshof zu begleiten, vor welchen

er auf Anſuchen eines Cabrioletfuhrmanns — a Cab-driver — geladen ſey. Unfähig, die Zeit rückgängig zu machen, konnte ich ſeinen Wunſch nicht erfüllen; ich eilte aber nach meiner Rückkehr zu ihm und fand ihn in ſeinem Vorurtheil von der Verſtändigkeit der engliſchen Rechtsentſcheidungen keineswegs beſtärkt. Er hatte zu Abgabe mehrerer Briefe eines Wagens bedurft. „Ich ſpekulirte auf ein Cab," erzählte er, „und eingedenk Ihres Rathes, mich der Vorſicht zu befleißen, und unbekannt mit hieſiger Fahrtaxe, fragte ich einen Cab-driver, wie viel er per Stunde fordere? Zwei Schillinge, war die Antwort, und das ſchien mir billig, denn ſo viel koſtet auch eine Berliner Droſchke." — „Und war dennoch ein Drittel über die Gebühr," bemerkte ich. — „Das habe ich ſpäter vor Gericht erfahren. Genug, ich bewilligte die Forderung. Der Mann fuhr langſam; dawider hatte ich nichts, denn ich hatte keine Eile, und es gibt ja auf den hieſigen Straßen Unterhaltung die Menge. Die ganze Fahrt dauerte zwei und dreiviertel Stunden. Die Dreiviertel mochten bei den Beſuchen hingegangen ſeyn. Ich glaubte alſo generös wie ein Lord zu handeln, als ich beim Ausſteigen dem Manne ſechs und einen halben Schilling in die Hand zählte. Denken Sie ſich mein Erſtaunen, als der Burſche, ſtatt ſich zu bedanken, den Kopf ſchüttelte, mir erklärte, ich ſolle mich ſchämen, ihm ſo wenig zu geben, und mich verſicherte, daß er tarmäßig eilf Schillinge verdient habe. Ich ließ mich herab, ihn Sylbe für Sylbe an unſern Accord zu erinnern, und was glauben Sie, daß er antwortete?" — „Vielleicht," erwiderte ich, „wenn nichts Schlimmeres, daß es bei ihm ſtehe, ob er den Accord halten wolle oder nicht." — „Juſt ſo," fuhr der Auscultator fort, „und das Schlimmere war vermuthlich in einem Murmeln ausgedrückt, deſſen Inhalt ich nicht verſtand. Kurz, nachdem er mich ein paar Mal gefragt, ob ich in Güte das Fehlende zulegen wolle, und ich ihm eben ſo oft erwidert, da er unſern Accord und meine Zeitberechnung einräume, habe er kein Recht, mehr zu fordern, und ich laſſe mir durch ſeine Drohungen, mich gerichtlich zu belangen, nicht imponiren, ſo meinte er ſehr höflich, ich werde dann mindeſtens ſo viel von einem Gentleman an mir haben, ihm meine Adreſſe zu geben. Das that ich, und kaum hatte er Namen und Wohnung auf meiner Karte geleſen, ſo ſchüttelte er mir die Fauſt entgegen und rief: „Nun will ich Sie ſchon kriegen, Sie ſauberer Mooſe!" Er ſprang auf ſeinen Bock und die Umſtehenden lachten. — Tags nachher erhielt ich eine Ladung vor denſelben court of requests, in welchem wir zuſammen geweſen. Ich geſtehe, ich freute mich darauf; denn daß ich von der Klage entbunden und er in die Koſten verurtheilt werden müſſe, lag auf der Hand. Sie ſollten Zeuge meines Triumphes ſeyn; deßhalb ſchrieb ich an Sie. Mein Gegner referirte den status causae allenthalben der Wahrheit gemäß, erwähnte den Accord und daß ich ihm für die Fahrt von 2½ Stunden 6½ Schilling gegeben, zog dann ein Papier aus der Taſche, las die einzelnen zurückgelegten Entfernungen ab, bemerkte bei jeder den Betrag des geſetzlichen Fuhrlohns und calculirte demgemäß die eilf Schillinge zuſammen, die — wie er, auf mich deutend, mit Nachdruck hinzuſezte — dieſer anſcheinende Gentleman' wider Recht und Geſetz ihm verweigere. Ich brannte vor Begier, die Rede loszulaſſen, die ich eventuell einſtudirt, und war deßhalb ſchon beſorgt, daß der Richter den Burſchen ohne Weiteres mit einem gehörigen Leviten ab- und zur Ruhe verweiſen werde, als er zu meiner großen Freude ſich an mich mit der Frage wendete, was Defendant hierauf zu entgegnen habe. Mylord, hob ich nun an, acceptirte die mir günſtigen Zugeſtändniſſe des Klägers, brachte eine regelrechte Definition des zweiſeitigen Contractes vor, deducirte daraus Klägers mangelhaften Klaggrund, ließ mein Petitum folgen, ſchloß mit einem, wie ich glaube, recht artigen Compliments gegen Richter und Jury, und kann nicht anders ſagen, als daß mir die ſchmeichelhafteſte Aufmerkſamkeit zu Theil wurde. „Wir ſind dem Defendant für ſeine Vorleſung verbunden," nahm jezt der Richter das Wort, „und ich erſehe daraus, daß er ein Ausländer iſt. Das entſchuldigt ſeine Unkenntniß des Geſetzes. Die Herrn Geſchwornen brauchen nicht abzutreten; der Fall iſt durch Geſetzeskraft entſchieden. Der zehnte Paragraph der Lohnkutſcherakte beſagt ausdrücklich, daß jeder für die Stunde gemiethete Lohnkutſcher berechtigt ſeyn ſoll, deſſenungeachtet den Fuhrlohn nach Maßgabe der zurückgelegten Entfernungen zu fordern. Dies hat Kläger gethan; Verklagter hat die zurückgelegten Entfernungen eingeräumt. Das Fuhrlohn für dieſe gibt den von Klägern geforderten Betrag der eilf Schillinge. Hievon die empfangenen ſechs und einen halben Schilling abgezogen, verbleibt ihm ein Anſpruch von vier und einem halben Schilling. Mehr hat er nicht begehrt. Auch kann das nicht in Betracht kommen, daß er per Stunde zwei Schillinge ſtatt der tarmäßigen ſechzehn Pence gefordert hat; denn einmal hat Verklagter dieſe Uebertheurung ungerügt gelaſſen, und zweitens ſelbſt angeführt, daß er Klägern gefragt, nicht, wie viel ſeine Taxe per Stunde ſey, ſondern wie viel er per Stunde fordere, und dann die Forderung unbedingt bewilligt. Demgemäß hat er die fraglichen vier und einen halben Schilling nebſt Koſten zu bezahlen." — „Mir," fuhr der Kammergerichts-Auscultator nach einem tiefen Athemzuge fort, „mir ſtanden bei dieſer Entſcheidung Maul und Naſe offen. Solch abſcheuliche Verſtöße gegen Recht und Billigkeit hätte ich in einem civiliſirten Lande doch wahrhaftig nicht erwartet. Eine ganze Fluth von Bemerkungen drängte ſich mir auf die Zunge. Ich erinnerte mich aber, was derſelbe Richter neulich gegen den Krämer von impertinenten Fragen geäußert, und entrichtete ſchweigend

die Schuld von fünf und einem halben Schilling Kosten. Am meisten ärgerte mich dabei die höhnische Freude in dem grinsenden Gesichte des Cadmanns.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Seydelmann. Das deutsche Theater.

Seydelmann hat auf einen von der Berliner Bühne an ihn ergangenen Ruf um seine Entlassung vom hiesigen Hoftheater gebeten; sie ist ihm sogleich ertheilt und er auch der Verpflichtung überhoben worden, während seines Hierseyns ferner aufzutreten. Es entstand hieraus ein Prozeß, der bis jezt noch nicht geschlichtet ist. Das Detail dieser Händel gehört nicht hieher, und auch die hiesige Stadt interessirt nur das gleich zu Anfang erhaltene, traurige Resultat, daß der vortreffliche Schauspieler für uns verloren ist.

Eine Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters beherrscht auch unsere Bühnen, ihr Personal nämlich. In Deutschland sind die Menschen viel ungleicher unter einander, als z. B. in Frankreich. In lezterem Lande sezt sich jede Association von Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke von selbst in's Niveau; eine gelehrte Gesellschaft, ein forschender Verein, eine Schauspielertruppe gleicht dort der bewegten Fläche eines Sees, wo unter dem Winde nationeller Eitelkeit eine Welle die andere jagt, und die hochgeschwellte rasch von einer höhern begraben wird. In Deutschland erscheint jedes Aggregat der Art gleich in der Figur eines Gebirgsstocks, wo sich an starre, mächtige Gipfel ein Mittelgebirge lehnt, das langsam zum langweiligen Flachland sich abstuft. Schon daraus wird sogleich klar, warum die Franzosen unter Anderm populärere Schriftsteller und Lehrer und bedeutend bessere Schauspieler sind, als wir. In Frankreich sind Fakultäten und Theatergesellschaften weit homogener, demokratischer, kameradschaftlicher, als hier zu Lande: der am Niedrigsten stehende Professor und Schauspieler hat dort neben dem „Geist, den Jedermann hat,“ seine Spezialität, die ihn im eitlen Selbstgefühl dem Besten an die Seite stellt. Wer hat von Professor Meunier gehört? er ist nur docteur pédicure, aber er hat ein classisches Buch über Hühneraugen geschrieben, und in diesem Fache der kleinen Chirurgie hat er den Vortritt vor Dupuytren und Dubois. Crispin ist ein armseliger Bursche, aber Octavius Cäsar mit seinem „soyons amis, Cinna!“ muß davon bleiben, wenn im kleinen Stück Prügel mit Anstand in Empfang genommen werden sollen. In Deutschland ist geistige Größe etwas Ueberwältigendes, aber eben damit bekommt das abstoßende, ungesellige Element des Neids mehr Uebergewicht, als das sociale der Eitelkeit. In Deutschland herrscht in allen Dingen, offen oder versteckt, die Geistesaristokratie; in jeder Sphäre sitzen wenige Meister, wohl gar nur Einer, zu Stuhl; die kühnern der untergeordneten Geister spinnen Meuterei gegen eine Oberherrlichkeit, die sie am Ende im Herzen nicht leugnen, und der Troß zieht das Selbstgefühl aus und die Trabantenjacke an. So ist es ganz natürlich, daß man bei uns auf Cathedern und Bühnen nicht so gut zusammenspielt, als da, wo die Selbstgefälligkeit versöhnende Brücken über die Klüfte baut. Dieser Cultus des Geistes bringt es mit sich, daß in Deutschland kein Kreis, der öffentlich Geistiges fördert oder zur Anschauung bringt, sey es nun eine Academie, oder eine Facultät, oder ein Theater, Hoftheater oder nicht, ohne wenigstens Eine hervorragende Persönlichkeit etwas gilt, und damit am Ende etwas ist. Ueber dem Interesse, das uns eine geniale Natur einflößt, über dem kritischen Bestreben, uns das Wesen einer eminenten Individualität recht anzueignen, achten wir bei allen Vereinen der Art, und so auch bei der Bühne, vielleicht zu wenig darauf, ob auch das Resultat der Gesammtbestrebungen ein vernünftiges, praktisches, ein wissenschaftliches, künstlerisches ist. Unter diesem Einfluß stehen beim Theater Darsteller wie Zuschauer, und so liegt hierin gewiß der Hauptgrund, warum das deutsche Schauspiel wesentlich jenes sichern, organischen Ineinandergreifens entbehrt, das die französische Bühne auszeichnet. Befriedigt nur der bewunderte Held oder Bösewicht den theoretischen Hang zur Vortrefflichkeit, so stört die Schwäche der Mitwirkenden so wenig, daß sie jenem sogar zur Folie wird. Nur bei dieser Stimmung des Publikums sind secundäre und tertiäre Schauspieler möglich und erklärlich, an denen der Zuschauer weniger Mittel erkennt, als er sich selbst zutraut, und Comparsen, welche zum Behuf ihrer Rolle ausdrücklich das Gehen und Stehen verlernt zu haben scheinen. Figuren, welche praktischeren, sinnlicheren Völkern auf der Bühne lächerliche Räthsel wären, absolvirt nicht die Gutmüthigkeit, sondern das Mitleid des, die geistigen Kräfte messenden Deutschen mit einem „sie wissen nicht, was sie thun.“ Einem Franzosen, der daran gewöhnt ist, alle seine Schauspieler mit fast gleicher Sicherheit entweder die freie Grazie der nationellen Natur, oder die conventionelle eines poetischen Ideals entwickeln zu sehen, muß vor einer deutschen Bühne zu Muth werden, wie uns, wenn wir französische Reiterei manövriren sehen. Dem Franzosen wäre es eine schlechte Antwort auf seine Ausstellungen, wenn man ihm zu verstehen gäbe, in welch trefflichen Händen Marquis Posa oder Sbylot sich befinden, und wir gäben uns schwerlich zufrieden, wenn man unsern Spott über die wankenden und aufhüpfenden Dragoner durch die Bemerkung entkräften wollte, daß doch der Obrist ganz trefflich zu Pferde sitze.

Wenn wir behaupten, daß eine deutsche Bühne, welche sich auf einiger Höhe halten will, eines Künstlers von wohl befestigtem Rufe durchaus nicht entbehren kann, so machen wir dies weit mehr vom eben besprochenen Charakter des Publikums abhängig, als daß wir die Wirkungen des Wetteifers und die Begeisterung des Beispiels sehr hoch anschlügen. Man spricht in dramaturgischen Excursen viel von der Ansteckungskraft des Genies, vom zusammenraffenden und zusammenhaltenden Vermögen des überwiegenden Talents, vom Hinaufranken an einem großen Vorbilde u. dgl.; man hat aber hievon überall nicht viel bemerkt, seit die dramatische Kunst unter uns von einer Höhe wieder herabgesunken ist, welche bewiesen hat, daß das deutsche Naturell wenigstens einer bedeutenderen Entwickelung derselben fähig ist, als man nach dem jetzigen Zustand der Bühne glauben sollte. Eines der augenfälligsten Zeichen des jetzigen Verfalls ist eben der Umstand, daß die Individuen, welche die Tradition einer bessern Vergangenheit fortpflanzen und die Hoffnung einer bessern Zukunft wach erhalten, immer seltener, und die Bühnen, welche eines solchen geistigen Kerns entbehren, immer häufiger werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 23. Januar 1838.

God bless the King and Parliament,
And send he may make such knaves repent!
English song.

Engliſche Ehrlichkeit und engliſche Juſtiz.

(Beſchluß.)

Kurz vor ſeiner Abreiſe hatte der Berliner mir Lebewohl geſagt, und ich glaubte ihn bereits auf der blauen See, als er eines frühen Morgens bei mir eintrat. Er lachte, aber es war nicht das echte, aus dem Herzen kommende Lachen, und nach ein paar, den Engländern nicht ſehr ſchmeichelhaften Ausrufungen erzählte er mir, daß er, im Begriff, Abends zehn Uhr nach Hamburg unter Dampf zu gehen, ſeine Wirthin um die Rechnung gebeten und zu ſeiner Ueberraſchung ſtatt für die zwei Wochen, die er bei ihr gewohnt, das Logisgeld für drei Wochen angeſezt gefunden habe. „Da auch das Datum," ſagte er, „um eine volle Woche vorausgerückt war, ſo wußte ich in der That nicht, ob ich Irrthum oder Abſicht vermuthen ſollte. Ich bat um Erklärung und erhielt ſie in der Antwort, die dritte Woche ſey wegen nicht erfolgter Aufkündigung angeſezt. Nun ging ich ſelbſt zu der Frau und bemerkte ihr, wie eine Aufkündigung, in Betracht ich das Logis ausdrücklich nur für vierzehn Tage gemiethet, und der vierzehnte Tag erſt morgen ablaufe, ja gar nicht nöthig geweſen ſey. Die bedungene Miethzeit räumte die Frau ein; aber wie ſehr ich mich auch abmühte, ihr zu beweiſen, daß daraus eo ipso ihr Unrecht folge, den Zins für eine dritte Woche zu fordern, das Weib blieb dabei, daß ich die Wohnung eine Woche vorher hätte aufſagen ſollen. So ſchieden wir; ich war unentſchloſſen, was zu thun, ſie nicht: denn kaum war ich wieder auf meinem Zimmer, ſo ließ ſie mir ſagen, daß ſie vor ihrer völligen Befriedigung kein Stück meines Gepäcks aus dem Hauſe laſſen würde. Jezt frage ich Sie, ob das nicht zum Tollwerden iſt? Ich habe mein Ueberfahrtsgeld bezahlt; unſtreitig weiß das die Hexe, weiß, daß ich es verliere, wenn ich nicht an Bord komme, weiß, daß mein Gepäck mehr werth als die dreißig Schillinge, und will mich darum prellen. Nun ſagen Sie, was ſoll ich thun?" — „Das Kürzeſte und Klügſte, was Sie thun können, iſt, der Frau die dreißig Schillinge zu bezahlen." — „Aber Sie haben mich nicht verſtanden," rief der Kammergerichts-Auscultator beinahe unwillig; „ich ſagte Ihnen ja, daß ich das Logis ausdrücklich —" — „Ich habe Alles verſtanden, und ſage Ihnen, Sie handeln nicht nur klug, wenn Sie bezahlen, ſondern Sie ſind durch das Geſetz dazu verpflichtet." — „Sie ſagen es, und ich glaube es," verſezte der Artige; „allein ich verſichere Sie, wenn ich ſelbſt mir das ſagte, ich würde es nicht glauben." — „Und ich entbinde Sie der Artigkeit, mir zu glauben," antwortete ich; „laſſen Sie uns zum Polizeirichter gehen, eine Anfrage dort koſtet nichts, und handeln Sie dann,

wie er Sie bescheidet.“ Der Kammergerichts-Auscultator machte höfliche Einwendungen; aber ich bestand auf meinem Vorschlage, und wir gingen. Der Zufall wollte, daß wir den Polizeirichter unbeschäftigt und guter Laune fanden. Er hörte den Bedrängten und sagte ihm, was ich ihm gesagt, daß das Gesetz ihn zur Zahlung verpflichte. „Es ist,“ fügte er hinzu, „unter den obwaltenden Umständen eine Absurdität, allein so lange das Parlament ihr nicht abhilft, muß der Richter demgemäß sprechen. Ihre Wirthin fordert, wozu sie berechtigt ist; daß sie von ihrem Rechte Gebrauch macht, hat sie vor ihrem Gewissen zu verantworten.“ Hierauf erbot er sich, einen Polizeidiener an die Frau zu senden, der versuchen solle, sie von ihrem unbilligen Verlangen abzubringen; das depreeirte jedoch der Kammergerichts-Auscultator und war von der Dienstfertigkeit des Magistratsherrn so charmirt, daß er halb und halb das ungerechte Gesetz darüber zu vergessen schien. Auf dem Heimwege gestand er mir, wie ungläubig er im Stillen den Kopf zu dem geschüttelt, was ich ihm bei seinem ersten Besuche sowohl in Betreff der hiesigen richterlichen Entscheidungen als über den Charakter der sogenannten arbeitenden Classen mitgetheilt. „Ich schüttle noch immer den Kopf,“ sagte er, „allein auf andere Manier und in anderem Sinne. Unrecht aber ist es auch, daß diejenigen, die täglich über und aus England schreiben, ihre dahin reisenden Landsleute mit dergleichen nicht bekannt machen. Ein Logis muß doch jeder haben, am Ende auch bisweilen ein Cabriolet, und es wäre merkwürdig, wenn Niemand, der seine hiesigen Erlebnisse durch den Preßbengel veröffentlicht, gleich mir einem spitzbübischen Cabmann und einer betrügerischen Wirthin in die Hände gefallen und, gleich mir, ein Opfer zweier dummen Gesetze geworden seyn sollte. Ich habe so viele Werke über England gelesen, aber nirgends ein warnendes Wort über Lohnkutscher und Logisvermiether. Das sollte Jemand besorgen.“ — „Sie würden dazu die Erlaubniß geben?“ warf ich hin. „Von Herzen gern!“ lächelte der Kammergerichts-Auscultator. Nun, so sey er nicht böse, daß ich das mit seiner Erlaubniß besorgt habe. W. S.

Der Seemönch.

(Fortsetzung.)

Es war an einem finstern und stürmischen Herbstabende, als zu später Stunde mit der gewöhnlichen Post ein Fremder anlangte und in dem einzigen Gasthause des Städtchens abstieg. Er war ein ältlicher, finsterer Mann und einer von denen, die auf der Reise weder selbst sprechen noch gerne sprechen hören; seine einzige Frage lautete, wo der Doktor Jonathan Oldinby wohne, und als sich der Bursche des Gasthofs willig erklärte, ihm den Weg zu weisen, verschwand er mit diesem alsbald wieder in der finstern, stürmischen Nacht, aus der er eben erst aufgetaucht war.

Der Doktor saß in seinem Stübchen am Kamin und horchte auf die seltsamen Laute des Sturmwinds, die wie Stimmen aus „alter, guter Zeit“ zu ihm herüber tönten, als der Fremde hereintrat. Das Gespräch der beiden Männer kam bald wieder auf die alte Karte von Schottland. In dem Wesen des Fremden mußte etwas liegen, was jede Schüchternheit und jeden Argwohn aus Jonathan Oldinbys Seele verbannte; denn er sprach mit ihm offen und vertraulich wie mit keinem Andern, ja er erzählte sogar unaufgefordert von den Tagen, da die Mönche von Gleenarvon in ihrem Kloster auf der Felsenspitze am Meer friedlich lebten, noch nicht beleidigt und gedrängt von den raubgierigen Neuerern, die gegen den katholischen Altar wütheten. Dabei trat er zur Karte und sagte in seiner gewohnten Weise zum Fremden: „Seht Ihr denn nicht, theurer Gast, seht Ihr denn nicht hier das schöne Kloster, wie es stand in den Tagen des Glanzes und des Ruhms, in den Tagen, die nun dahin sind?“ — Und auf dem Papiere hob sich wieder in wunderbarer Erscheinung die einsame Klippe am Strande, darauf das Kloster mit seinen Thürmen und heiligen Mauern, und tief unten im Thale bewegte sich langsam ein Zug frommer Männer, in Pilgerröcke und Kutten gehüllt. Die zogen singend den Berg hinan, und das Mettenglöcklein läutete und eine Sonntagsstille lag über Land und Meer, wie in den Tagen des Glanzes und Ruhmes, die nun dahin sind.

Der Fremde schaute mit düstern Blicken auf Jonathan Oldinbys Karte, dann zog er langsam und wie zögernd aus der Tasche eine Rolle, die er bedächtig ausbreitete und darauf zum Doktor sagte: „Ihr erzählt mir nichts, was ich nicht schon wüßte, lieber Herr. Als nach dem Tode Jakobs V. ein Altar nach dem andern entheiligt wurde durch den schnödesten Opferdienst der Ketzerei, als schon die frommen Mönche von Kinnairhead, durch Drohungen und Marter gezwungen, abfielen von Gott und seinen Heiligen, da beteten noch immer die Brüder zu Gleenarvon ruhig in ihren Zellen; denn Gott hielt ihr irdisches Auge gebunden, daß sie die Flammen nicht sahen, welche rings um sie her die sündige Welt verzehrten. Dem Prior jedoch blieb die nahende Gefahr nicht verborgen, seine Seele bangte, daß auch in's stillste, verborgenste, auf die äußerste Spitze der Insel gebaute Haus Gottes der fürchterliche Brand schlagen möchte, und er bat den Himmel unter den brünstigsten Thränen der Andacht, solches Unheil abzuwenden. Da sah er im Traume einen Engel, der stieg empor aus den Tiefen des Meeres, sein Antlitz

war entſetzenvoll. Die Bruſt war noch nicht aus dem Waſſer, und ſchon reichte das Haupt bis in die Wolken, und die Stürme der Höhe wühlten in den zerriſſenen Haaren. Sein Athem glich dem nahen Getöſe der Brandung; er hob zwei ungeheure Flügel, die die unabſehbare Meeresweite beſchatteten, und mit dieſen Flügeln, näher rauſchend, deckte er das Kirchlein auf der Felſenſpitze, wie eine Henne ihr Kleines verbirgt vor den Krallen des niederſchießenden Adlers. Nach dieſem Traumbild ſenkte ſich Ruhe in das Herz des greiſen Priors; er ordnete ein Gebet an, das vierzig Tage und vierzig Nächte ununterbrochen dauerte, und nach dieſer Friſt ward das Kloſter zu Gleenarvon von der Oberfläche der Erde hinweggenommen, und kein ſterbliches Auge hat es wieder geſehen."

„Kein ſterbliches Auge hat es wieder geſehen?" ſagte der Doktor leiſe; „doch, doch — ich habe es geſchaut!" — Der Fremde ſchlug die Arme über die Bruſt und rief mit andachtsvoller Stimme: „Der Herr hat ſich und den Seinen eine Stätte bereitet, wohin kein vorwitziger Fuß dringen, woran keine raubgierige Hand taſten ſoll!" — Er zeigte auf die Rolle, die er auf den Tiſch ausgebreitet hatte. War Jonathan Oldinbys Karte ſchon ſeltſam und wundervoll, ſo zeigte ſich jezt die des Fremden noch viel wundervoller. In der That, man konnte wohl kaum begreifen, wie es zuging, daß die dunkelblaue Fläche, die auf dem Pergamente gemalt ſchien und das Meer vorſtellte, je länger man hinſchaute, immer klarer und durchſichtiger wurde, bis endlich der Blick mit Staunen und geheimem Grauſen hineindrang in die Tiefe, und der uralte Meeresboden plötzlich aufgedeckt lag mit ſeinen verſchütteten Wundern und längſt begrabenen Schätzen. Welch ein phantaſtiſches Feld! Wie unabſehbar breitete ſich die alte Vorrathskammer der Schöpfung aus! wie lagen hier aufgeſpeichert die Merkzeichen all der Jahrhunderte, die eben über die Länder der Erde dahingegangen! Zu Bergen aufgeſchichtet fand ſich hier das Gold der Erde, das Erbtheil der Habſucht und Begier, das die Dämonen der Tiefe den Beſitzern entriſſen hatten und das ſie nun tückiſch und ſchadenfroh hüteten. Zertrümmerte Schiffe von allen Größen und Geſtalten deckten in mehreren Schichten den Boden; um die morſchen Maſten rankten ſich die Gewächſe der Tiefe, und ſchlanke Korallenbäume wölbten ſich darüber hin, in ihren Wipfeln die zerriſſenen Wimpel haltend. Still und in ewigen Schlummer gewiegt, lag mancher Schiffsherr neben ſeinem Schiffe, keine liebe Hand hatte ſeine Augen geſchloſſen. — Nicht weit von der Bucht bei Gleenarvon lag ein dunkler Hain, von hohen Seeſtauden und Schilfgewächſen gebildet. Tief in der Einſamkeit dieſes Meerwaldes erglühte ein einſames Licht. Es kam aus den Giebelfenſtern einer Kapelle: hier war das verſunkene Kloſter, hier beteten die wunderbar erhaltenen Brüder, von hier aus ging ein leiſes Klingen durch die Meeresweite und tönte ſelbſt hinauf an die Oberfläche: der Geſang der Mönche zu Gleenarvon.

Der Doktor und der Fremde ſtarrten unverwandt das Wunder der Tiefe an. Heilige Stille herrſchte im Zimmer; dann war es, als erhöbe ſich dicht zwiſchen den beiden Einſamen jener klagende, wunderbare Geſang. Er wurde immer lauter und klagender, ſo daß ihn die Bewohner der engen Gaſſe auch vernahmen; nach einer Weile verhallte er wieder; es wurde ſtill, die Lichter erloſchen, ſelbſt in dem Stübchen des Doktors war keines mehr zu ſehen. Der Wächter rief Mitternacht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

Baulte.

Es iſt eine große Macht bei uns erloſchen, deren Ruf ſich vom Aufgang bis zum Niedergang erſtreckte; zwar kein blutiger Schlachtengewinner und Welteroberer, aber wohl ein Gewinner. Daß ich's kurz mache, der Juwelier Baulte iſt vor Kurzem geſtorben und mit ihm die größte europäiſche Reputation dieſer Art. Gar manche Damen und Herrn, die dies leſen, werden ſich des ſonderbaren Mannes und ſeiner herrlichen Gold-, Stein- und Perlenſchätze erinnern; ja im Morgenland, von Conſtantinopel bis Peking, iſt wohl kein Fürſt, der nicht ein Stück von ſeinen mechaniſchen Bijouterien beſäße und hochhielte, ſey es ein kleiner ſingender oder zwitſchernder Vogel, der ſich aus engem, goldenen Gemach erhebt, ſich dreht und wendet, ſeine Federn putzt, ein Stückchen ſingt, dann mit dem Köpfchen nickt und ſich wieder in ſeinen kleinen Goldſarg legt, deſſen Deckel ſich hinter ihm ſchließt; oder eine kleine, grüne Schlange, die ſich hebt, züngelt, ſich ringelt und forttriecht, dann aber wieder zuſammenrollt und erſtarrt; oder ein Goldkäfer mit ſmaragdenen Flügeldecken, der ſchnell aus einer Oeffnung herauskommt, ängſtlich herumläuft, ſich die Fühlhörner putzt, ſinnt und fortzufliegen dreht, aber, wie ſie pflegen, ſich wieder anders beſinnt, umwendet und in ſeine Oeffnung zurückkriecht, und dergleichen Mannichfaltiges mehr, worüber artige Baultiana geſchrieben werden könnten. — Baulte wurde 1772 geboren, war ohne Vermögen, aber dabei ſo fleißig, nachdenkend und erfindungsreich, daß er ſich in ſeinem achtzehnten Jahr ſchon eine zwar kleine, jedoch unabhängige Exiſtenz gegründet hatte. Später erwarb er ſich durch einen glücklichen Handelscoup in der Revolution ein bedeutendes Vermögen, und nun gründete er ſeine große Bijouterieanſtalt, die ſich bald durch Geſchmack, Feinheit, Solidität und Mannichfaltigkeit der Arbeiten, ſo wie durch kleine, ſinnreiche, äußerſt niedliche, faſt unbegreifliche und immer neue Mechanismen auf eine Stufe hob, der nichts gleichkam. Nur in Uhren und Bijouterien ohne Mechanik konnten die beſten Pariſer Arbeiten ſich mit den ſeinigen meſſen, blieben ihnen aber ſonſt untergeordnet. Seine Anſtalt ſtieg ſeit zwanzig Jahren an Umfang und Gedrängtheit immer mehr, beſchäftigte in und außer ſeinem großen Haus nahe an tauſend Arbeiter, zog bedeutende Summen in's Land und gründete eigentlich den großen Ruf der Genfer Bijouterien, die ſich bald,

besonders mit ihren mechanischen Complexionen, nach dem Orient verbreiteten und da einen großen Markt fanden. Nach Baulte haben sich mehrere andere Bijouteriehäuser in Genf erhoben und bedeutende Geschäfte gemacht, ihm gebührt aber das Verdienst, ihnen den Weg gebahnt zu haben. — B. war ein Original, in dem viel Gutes mit Zurückstoßendem sich mischte. Seinen vielen Arbeitern war er Freund und Wohlthäter, half ihnen und unterstützte sie, wo er nur konnte, gab ihnen auch zu verdienen in schlechten Zeiten, wenn die Bijouterie nicht ging. Er munterte jedes junge Talent auf, beschäftigte und belohnte es, verlangte aber dafür unbedingtes Eingehen in seine oft barocken Ideen und gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen. In seinen Ateliers war er Czar und Autokrat; „gerade darum geht mein Geschäft gut," hörte man ihn oft sagen. Darum war ihm auch alles Vielregieren und republikanische Wesen sehr verhaßt. Außerdem war er barsch, auffahrend und stolz. Bemerkungen, Widerspruch oder gar Tadel duldete er nie. Er wollte eine unfehlbare Macht seyn, und in diesem Sinn handelte er. Eine goldene, kostbare Uhr, die ein Fremder bei ihm gekauft hatte und nach einigen Tagen wieder zurückbrachte, um Einiges an deren Gang ändern zu lassen, nahm Baulte, ohne ein Wort zu sagen, legte sie auf den nächsten Ambos und zerschlug sie mit Einem Hammerschlag, worauf er dem Fremden eine andere gab, gegen die er später nichts einzuwenden fand. Eine vornehme Dame brachte ihm ein feines mechanisches Stück, that damit beim Auspacken aus der Baumwolle und einem Kästchen gar vorsichtig, und als er das Werk barsch und hart angriff, empfahl sie ihm säuberlich damit umzugehen. Endlich fragte sie ihn zweifelnd, ob er den Mechanismus erkenne und sich getraue, ihn wieder in Ordnung zu bringen? Da kam sie aber recht an. Baulte sah nur flüchtig darauf, lächelte spöttisch, ließ das Werk darauf hart zur Erde fallen und sagte der sehr erschrockenen Dame ganz trocken, sie solle in acht Tagen wiederkommen. Die arme Dame war voll Angst; nach einer Woche fuhr sie wieder vor und Baulte übergab ihr ein neues, viel einfacheres und geschmackvolleres Werk, voll Künstlichkeit, dem alten aber im Aeußern durchaus gleich. Als sie ganz erstaunt und erfreut nach dem Preis fragte, erwiderte er ihr, sie solle den Armen in Genf so viel dafür zahlen, als sie passend glaube. Am folgenden Morgen schickte sie ihm eine auf Baulte's Namen ausgestellte Quittung des Hospitals über tausend Franken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater.

Unsere Zeit weiß sich bei allen gesellschaftlichen Zuständen historisch-philosophisch Rechenschaft zu geben, warum etwas ist, wie es ist, und nicht anders; so ist auch längst deducirt worden, warum sich das Leben aus der Schauspielkunst immer mehr zurückziehen mußte, seit die meisten größern Bühnen Deutschlands Staatsanstalten geworden sind. Die Natur des Menschen bringt es mit sich, daß die lebendige, geistige Wechselwirkung zwischen Bühne und Parterre, und damit das eigentliche Triebrad dieser Kunst, in's Stocken gerieth, seit das Publikum auf das Petitionsrecht und das Recht, seinen Beifall auszudrücken, beschränkt wurde, oder am Ende beschränkt werden mußte. Der Bühnenvorsteher wird nicht, wie der Minister einem stürmischen Parlament gegenüber, von der öffentlichen Meinung in eine gewisse Richtung gestoßen; wie der Staatsmann, der sich auf monarchische Institutionen stützt, hört er jene Stimme, oder überhört sie, wie es sein System mit sich bringt; er regiert vielleicht väterlich, aber nicht selten verrechnet er sich. Man kann vollkommen anerkennen, was durch die Colonisirung der Theatertruppen und ihre Unterordnung unter einen hohen Beamten an Würde, Anstand und Ordnung gewonnen worden ist; aber das unvermeidlichste Uebel bei diesem System bleibt, daß der Intendant dem Publikum zu viel oder zu wenig bieten kann, weil hundert Rücksichten ihm die große Masse seiner Zuschauer sichern. Folgt ein berühmter Universitätslehrer einem Rufe auswärts, so fürchtet der Curator bei der nächsten Inscription einen Ausfall in der Frequenz zu erleben; kann sich der Intendant mit seinem besten Schauspieler nicht mehr einigen; so ist dies verdrießlich, aber seine Abonnenten bleiben ihm gewiß, und hat er nicht zwei Stränge am Bogen? und ist nicht die Oper der nachhaltigere?

Die Intendanz der Stuttgarter Bühne hat bewiesen, daß sie weit entfernt ist, so zu rechnen, daß sie sich ernstlich bemüht, allen Forderungen der Zeit nach Kräften zu genügen, daß sie keinen Kunstzweig auf Kosten des andern pflegt. Wir haben uns nach den nähern Umständen ihrer Verunei nigung mit Seydelmann nicht erkundigt. Es ist uns auf unserm Standpunkt als warmen Freunden der Bühne gleichgültig, auf welcher Seite Recht oder Unrecht liegt; uns berührt nur die Thatsache, daß wir den Schauspieler verlieren, der vorzugsweise die höhere Geistesthätigkeit des Publikums beschäftigte und im oben berührten Sinne der Träger des hiesigen Schauspiels war. Wir sind überzeugt, daß die Intendanz unter allen Umständen unser Bedauern theilt, denn was wir hier Allgemeines ausgesprochen, weiß sie so gut als wir; wir wünschen von Herzen, daß sie viel besser wissen möge, wie der Verlust einigermaßen zu ersetzen ist.

Ohne Zweifel haben wir hier das Spiel Seydelmanns ruhiger genossen, als es den Berlinern möglich seyn wird. Sie mögen darüber streiten, ob in ihm ein mühseliges Talent arbeitet, oder etwas von der Spontaneität des Genies lebt; uns hat dieser wichtige Punkt wenig zu schaffen gemacht. Dagegen wurde vor einiger Zeit hier ein heftiger Streit geführt, der recht eigentlich bewies, wie die Geister gar nicht mehr gestimmt sind, die Kunstgattungen auseinanderzuhalten; wie nicht mehr die vollendete Leistung im natürlichen Umfang eines Genres oder Instruments entzückt, wie nur das Frappante, Ungemessene befriedigt, und eine Production desto interessanter ist, je mehr sie in eine heterogene Sphäre hinüberspielt. Eine reisende Sängerin wurde hier auf eine Reihe von Vorstellungen engagirt. Sie entwickelte eine merkwürdige Lebendigkeit des Spiels, und überraschend war die Gewandtheit, womit sie eine sehr ausgearbeitete Mimik dem Gesang, und die Art des musikalischen Vortrags den jedesmaligen Gefühlen anzupassen wußte. Aber sie war für das Ohr des Laien keineswegs eine tadellose, und nach dem Urtheil der Kenner eine mittelmäßige Sängerin. Es fragte sich nun, kann das Spiel der Mlle. Schebest als ein Muster gelten, wie der Sänger seinen Vortrag mimisch zu beleben hat, und hat diese Virtuosität so großen relativen Werth in der Oper, daß man darüber die Mängel des Gesangs ignoriren und die Künstlerin, als „dramatische Sängerin," wie man sich ausdrückte, so sehr hoch stellen kann? Diese Fragen wurden von unsern Dilettanten sehr verschieden beantwortet, und wie gewöhnlich bestand die ultima ratio der Verehrer in übertriebenen Huldigungen, welche jedenfalls mit dem Geschmack nicht ganz vereinbar waren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Januar 1838.

Accipe nunc, victus tenuis quae quantaque secum
Afferat. —

Horat.

Die Pariser Speisehäuser.

Zweiter Artikel.

(s. Nr. 6.)

Wir haben im vorigen Brief die Aristokratie unter den Speisehäusern kennen gelernt; jezt soll der Plebs an die Reihe kommen. Zuerst von den Restaurans mit fixen Preisen, wo man um 40, 32, 30, 25, 21 und 18 Sous zu Mittag essen kann. — Lebt wohl, ihr zarten Fasanen, lebt wohl ihr angebeteten Trüffeln, ihr nicht minder preiswürdigen Becassinen! Wir betreten jezt das Königreich jener durch Robert Macaire zu einer erlauchten Berühmtheit erhobenen Beefsteaks und Cotelettes, welche aus den Lederhosen eines Gensdarmen oder aus der Kalbfellweste eines Viehtreibers geschnitten scheinen. Um diese fabelhaften Beefsteaks zu zerreißen, braucht man ein Krokodillsgebiß oder die Zähne eines Hallischen Theologen, der den halben königlichen Freitisch hat. — Sehr besucht und fast immer besezt sind die Speisewirthschaften zu vierzig Sous im Palais-royal, in der Galerie Colbert, im Passage des Panoramas u. s. w. Man trifft daselbst elegante Umgebung, gute Bedienung, aber schlechte Kost. Man hat allerdings für seine zwei Franken so viel, daß man den gierigsten Hunger und brennendsten Durst damit stillen kann: nämlich drei Schüsseln nach beliebiger Auswahl, Brod, so viel man verzehren will, nebst Suppe, Nachtisch und einer halben Flasche Wein. Alles wird reinlich servirt, aber die Portionen sind klein, das Fleisch ist schlecht und der Wein verfälscht. Den größten Zuspruch erhalten diese Restaurationen von den Fremden, welche in Paris verweilen; unsere Landsleute haben eine ganz besondere Vorliebe für Yon, Richard und Halavant. Ich weiß mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als durch den ordnungsliebenden Geist der Deutschen, welche in der Fremde gern voraus wissen, wie viel sie verzehren; ich kann aber aus Erfahrung versichern, daß die sonst sehr rühmliche Ordnungsliebe und Sparsamkeit in diesem Falle übel angebracht ist. Diese Zweifrankenrestaurans haben erstlich einen bedeutenden Miethzins für ihr Lokal zu entrichten; ferner stehen das Schlachtfleisch und alle übrigen Nahrungsmittel in Paris so außerordentlich hoch im Preise * daß man diesen Speisewirthen unmöglich zumuthen kann, ihren Gästen theure, gut zubereitete Gerichte vorzusetzen. Obschon auch ihre Speisekarte eine ziemlich dicke Broschüre ausmacht und

* Das Pfund Ochsenfleisch für Beefsteaks und Filets kostet auf dem Markt 28 — 30 Sous, das gewöhnliche Rindfleisch 12 — 15 und das Kalbfleisch 18 Sous. Eine Ente wird mit 5, ein Huhn mit 4 — 5, ein wälscher Hahn mit 8 — 10 Franken bezahlt.

man die Wahl unter einer Menge von Schüſſeln hat, ſo ſind, wie man ſich leicht vorſtellen kann, die beſſeren Speiſen nie zu haben, und man muß in der Regel mit ſchlechten Beefſteaks vorlieb nehmen, welche, mit verſchiedenen Brühen angemacht, unter tauſenderlei Namen verabreicht werden. Man fährt noch am beſten mit Fricandeaux, Kalbs- und Hammelscotelettes, überhaupt mit möglichſt wenig zuſammengeſezten Speiſen. Sonntags machen gewöhnlich die Boutikiers der Rue St. Denis und Rue St. Martin einen Einfall in die Zweifrankenreſtaurans, von wo ſie ſich nach beendigter Tafel in's Conzert Müſard begeben. Miſſtreß Trollope läßt ſich in ihrem Buche: „Paris und die Pariſer“ einen ſonderbaren Irrthum rückſichtlich der Reſtaurans zu vierzig Sous zu Schulden kommen; ſie erzählt nämlich, wie ſie bei einem dieſer Speiſewirthe gegeſſen habe, und fügt dann hinzu, es gebe über tauſend ſolcher Reſtaurationen in Paris. Ich habe die Zweifrankenreſtaurans in allen Stadttheilen ſorgfältig gezählt und nicht mehr als dreizehn herausgebracht. Um zwei Franken ißt man ferner in den Hotels zu Mittag, welche in der Nähe des Palais-royal und des Hofes der Meſſagerien gelegen ſind, und wo die meiſten Fremden abſteigen. Jedoch würde ich ſehr rathen, die öffentlichen Reſtaurans dieſen Table d'Hôtes vorzuziehen; einmal iſt man hier an eine feſte, beſtimmte Eßſtunde gebunden, was in Paris oft unangenehme Störungen veranlaßt; zweitens trifft man an den hieſigen Wirthstafeln oft eine theilweiſe verdächtige Geſellſchaft von galanten Damen, Bankhaltern und Induſtrierittern feineren Schlags. In vielen Hotels wird nach Tiſch ein Spielchen arrangirt, oder der Fremde erhält eine höfliche Einladung, mit in die Soirée des Herrn Baron von ** zu kommen, wo er aus Delikateſſe Bouillotte ſpielt und ſein Geld verliert.

Außer den Zweifrankenreſtaurans gibt es nun noch zahlreiche Speiſewirthſchaften, à prix fixes, welche alle Mauern mit ihren Annoncen bekleben und dem Publikum ein nahrhaftes Eſſen für 32, 30, 25, 20, ja ſogar für 18 Sous anbieten. Man ſieht, daß man keine 20,000 Franken Rente braucht, um in Paris leben zu können. Geſtern las ich unweit des Louvre folgende originelle Anzeige von der Eröffnung eines neuen Reſtaurant: „Diners à 18 Sous!!! Messieurs, vous êtes invités à vérifier ce fait: on dit qu'il y a bon vin, bonnes huitres, bon potage, poisson toujours frais et des mets succulents, Rue Saint-Honoré 72, au coin de la rue du Four, à l'enseigne du capucin: Bonum vinum lactificat cor hominis.“ Das Mittageſſen dieſer kleineren Speiſewirthſchaften beſteht gewöhnlich in Suppe, einer Platte Fleiſch, einer Platte Gemüſe, einem Carafon Wein und Brod und Waſſer à discrétion. Für die Platte Gemüſe kann man auch Deſſert eintauſchen, welches entweder aus Aepfelmuß oder aus acht bis zehn gekochten Pflaumen beſteht. Dieſe Koſt iſt ohne Saft und Kraft, ungeſund, oft ungenießbar; hier hätte der Franzoſe ſo ganz Unrecht nicht, welcher Mittagsmahl durch mal de midi überſezte. Unter der großen Zahl jener kleinen Reſtaurans verdienen beſonders zwei eine ſpezielle Erwähnung. Das erſte befindet ſich hinter dem Theater des Palais-royal in der Rue Montpenſier, und nennt ſich Restaurant allemand. Man ſteigt drei Stufen hinunter, ehe man in das erſte Eßzimmer gelangt; das zweite Zimmer, über deſſen Eingangsthür „Saal der Deutſchen“ angeſchrieben ſteht, muß früher eine Art Keller geweſen ſeyn; noch jezt dringt nie ein Sonnenſtrahl in dieſes von Handlungsdienern, deutſchen Handwerkern und deutſchen Spionen bevölkerte Hundeloch; eine qualmende Oellampe erhellt Tag und Nacht jene unterirdiſche Höhle, durch deren Kelleröffnungen fortwährend eine angenehme Feuchtigkeit von dem Rinnſtein der Rue Richelieu hereinſickert. Man bereitet hier die Gerichte angeblich nach deutſcher Art; außer Nudeln, Eierkuchen, Rindfleiſch mit Meerrettig, Leberklößen und Sauerkraut kann man auch das deutſche Frankfurter Journal und die Didaskalia zum Mittageſſen haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Seemönch.

(Fortſezung.)

Man konnte nicht leicht ein elenderes Geſchöpf ſehen als Tibb Rothhaar. Es war ein Burſche, der, übermäßig in die Länge geſchoſſen, eine zerriſſene Schifferjacke trug, dazu Beinkleider von derſelben Beſchaffenheit und einen zerlumpten Hut, der ſeine Vorrathskammer und zugleich ſein Trinkgefäß war. Die Natur hatte Tibb Rothhaar in ſein enges Gehirn nur ſo viel Vernunft gelegt, daß er ſich nothdürftig von den Robben, Seehunden und anderm Gethier, mit dem er freundſchaftlichen Umgang pflog, unterſcheiden konnte. Die Fiſcher des Dorfes am Strande ſahen in Tibb ein Geſchöpf, dem es erlaubt war, ſich über alle Grenzen hinaus blödſinnig und abgeſchmackt zu zeigen. Man nahm ihm nichts übel, denn man wußte, daß im Rath der Dinge Tibb's Anlage einmal feſt und unabänderlich beſtimmt war. Wie die großen Helden der Menſchheit die bewundernswürdigen Thaten und Siege, zu denen ſie einmal beſtimmt ſind, vollbringen müſſen, ſie mögen ſich nun ſtellen wie ſie wollen, ſo war Tibb auch gezwungen, täglich eine Anzahl Burzelbäume am Strande zu ſchlagen, ſich mit den Möven herumzujagen und endlich am Abend ermüdet an der Seite eines Seehundes einzuſchlafen. Thätigkeit oder regelmäßiges Leben im Hauſe

wär ihm nicht gegeben, dagegen aber durfte er nach dem Rathſchluß des Schickſals ſo viel Prügel bekommen, als nur auf ſeinem breiten Rücken Platz fanden, zu jeder Stunde und von jeder beliebigen Hand. Dieſer Beſtimmung zu entweichen, war ebenfalls unmöglich, denn wo ſich nur im Dorfe der brennend rothe Kopf des armen Burſchen zeigte, wurden Gerte, Prügel oder Geißel beweglich und ſtrebten nach Einem Ziele, als zöge ſie ein Magnet; und das geſchah zum Vergnügen des Dorfes. Wenn ſich Tibb einige Tage hindurch verborgen hielt, ſo war es, als fehlte Allen Etwas.

Den Morgen darauf, als der Fremde in Gleenarvon den Doktor Jonathan Oldinby beſucht hatte, kroch Tibb aus der niedrigen Sandhöhle am Ufer, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, hervor und ſchlich vorſichtig, daß ihn die Fiſcher nicht bemerkten, in die Wohnung des Pfarrers, wo ihn die dicke Haushälterin des ehrwürdigen Herrn empfing. Dieſer erzählte er nun, wie er in der Nacht den Doktor mit einem fremden Manne, der wohl Niemand anders als der Seemönch geweſen, am Strande ſpazieren und endlich in's Waſſer hinabſchreiten ſehen, aus dem ſie auch bis jezt nicht wieder hervorgekommen ſeyen. — Dieſe Nachricht ſezte ſich bald in Umlauf, und der Pfarrer that das Meiſte, ſie zu verbreiten. Ihm war der Doktor und die vielen Fremden, die ihn beſuchten, längſt ein Gegenſtand des Neides. Seitdem in der Gegend die Gelehrſamkeit des Herrn Jonathan ſo berühmt geworden, erſchien Niemand mehr bei ihm, um ſeine Sammlung von ſeltenen Meerprodukten zu bewundern; die Empfindlichkeit des ehrwürdigen Herrn in dieſem Punkte ging ſo weit, daß er ſelbſt Herrn Oldinbys Geſinnung verdächtig machte und ihn für einen heimlichen Anhänger des Pabſtthums und der Zauberei erklärte. Dieſes zu beweiſen, diente ihm beſonders die überall verbreitete Sage vom verſunkenen Kloſter und dem umherwandelnden Mönche, der alljährlich einmal zu erſcheinen pflegte. Deßhalb rieth er ernſtlich dem jungen Volke, ſich die Ohren zu verſtopfen, wenn bei ruhigem Wetter die Teufelsmeſſe aus dem Meere hervor erklinge, um die Seelen zu berücken. Er pflegte mit einem frommen Stoßſeufzer ſeine Ermahnungen mit dieſen Worten zu beſchließen: „Kommen wird der Tag, wo der reine Glaube von der Inſel wieder verſchwindet; dann wird der Teufel ſein Kloſter wieder aus dem Meer hervorheben und es frech hinſtellen vor aller Leuten Augen. Betet mit mir, daß dieſer Tag noch ferne ſey, und wahret euch vor den verlorenen Schafen, die ſchon dem Teufel halb in den Krallen ſtecken!“

Hanna, die Haushälterin, hörte dieſe Reden ihres Herrn, ſo ſehr ſie deſſen Abſicht dabei verehren mußte, nicht gerne; denn ſie war feſt der Meinung, daß der Seemönch ſich einmal rächen werde für die Verunglimpfung des Kloſters. Jezt beſonders mußte Vorſicht angewendet werden, denn es war die Zeit, wo der geſpenſtiſche Bruder ſeinen Umgang hielt, um für ſein Kloſter zu werben. Tibb's Nachricht beruhigte ſie einigermaßen; denn ſie hoffte, daß es mit des Doktors Heimführung abgethan und ihr Herr für diesmal vor jeder Verfolgung ſicher ſey; dagegen richtete ſie aber ein deſto ſchärferes Auge auf das, was in der Küche oder im Haushalt ſich ereignete. Zerbrach ein Topf, oder gerieth ein Braten in's Feuer, ſo war nothwendig der Mönch im Spiel; denn welches Haus im Dorfe und in der Stadt Gleenarvon mußte dem Teufel ein empfindlicherer Dorn im Auge ſeyn, als gerade das ihrige? Deßhalb gab es auch nirgends ſo viele Mäuſe und von ſo frecher Natur, als in Hanna's Vorrathskammer, darum ſpannen ſich nirgends ſo viel Spinnen an, als an den Fenſterſcheiben in des Pfarrers Studirſtube, und aus keinem andern Grunde endlich vertrat Hanna ſo ſchnell ein Paar ganz neuer Pantoffeln. Alles das geſchah nur, weil ihr Herr mit den Mönchen zu Gleenarvon auf einem ſo ſchlechten Fuße ſtand. Oft wünſchte ſie in der That heimlich, der ehrwürdige Mann möchte, lediglich der Spinnen und Mäuſe wegen, etwas von ſeiner Strenge nachlaſſen, mit der er das Kloſter und den Doktor Jonathan Oldinby verfolgte; allein ſie wagte nie etwas laut hierüber zu äußern.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Beſchluß.)

Theater.

Es verſteht ſich von vorne herein, daß in der Oper das mimiſche Accompagnement nicht daſſelbe ſeyn kann wie im Schauſpiel. Die Oper iſt eine conventionelle Unnatur, die franzöſiſche Tragödie iſt es gleichfalls; wie ſich nun in lezterer ein künſtliches Syſtem des Vortrags gebildet hat, das von dem natürlichen des Luſtſpiels und des Dramas überhaupt weſentlich abweicht, ſo wird auch das Außernatürliche der Oper die Geberde des Vortragenden in Mitleidenſchaft ziehen müſſen. In der Oper, beſonders in der ernſten Oper, ſind Situationen und Leidenſchaften mit großen Strichen conventionell verzeichnet und in einem ganz andern Rhythmus gehalten als in der Natur und ihrer Nachahmung im Schauſpiel; die Mimik des Sängers wird daher nie die Mimik des Schauſpielers, ſondern nur ein geiſtreicher Auszug aus lezterer ſeyn dürfen. Die richtige Linie hiebei iſt allerdings eben ſo ſchwer anzugeben als zu treffen. In der italieniſchen Oper hat ſich eine gewiſſe Methode des Spiels überliefert; die franzöſiſche folgt wieder ihrer eigenen Weiſe und nähert ſich in der ernſten Gattung der Mimik der Tragödie, während die komiſche Oper durch die hölzerne Brücke des Vaudevilles mit dem Luſtſpiel zuſammenhängt, wobei aber immer noch zwiſchen dem Vortrag des Sängers und

Schauspielers ein merkbarer und nothwendiger Unterschied bleibt. Die deutsche Oper ist in diesem Punkt im Ganzen die Schülerin der italienischen; allein schon die geringere Anlage des Deutschen zur Schauspielkunst überhaupt bringt es mit sich, daß man bei uns an das Spiel der Sänger und Sängerinnen im Allgemeinen keine großen Ansprüche machen kann. Darüber wird denn die Sache häufig sehr vernachlässigt, und auch das Publikum denkt nichts mehr dabei, wenn die Geberden des Sängers beständig um Vergebung zu flehen scheinen, daß er seine Stimme nicht allein auf die Bretter schicken und Arme und Beine zu Hause lassen kann. Hierin liegt wohl der Hauptgrund, warum das ungewöhnlich lebendige Spiel der Mlle. Schebest auf manche Gemüther einen so starken Eindruck machte. Es ist nicht zu leugnen, ihre bunt kolorirte Mimik hat für Jedermann Anfangs etwas Frappantes, Bestechendes; allein sie neigt sich dabei offenbar zu weit zu der Detailmalerei des Dramas. Man fragt sich bald: wie wäre es, wenn alle mitwirkenden Sänger so spielten? und da wird einem klar, daß damit ein unruhiges, von der Hauptsache, der Musik, abziehendes Element in das Ganze käme; man ahnt, wenn solch leidenschaftliche, wenn auch noch so richtige Markirung der Gefühle und Stimmungen durch Geberde und Tonfall allgemeine Maxime würde oder werden könnte, so müßte der Geltung der Musik als solcher ungefähr in der Weise Eintrag geschehen, wie im Schauspiel zu viel Glanz der Scenerie, zu großer Aufwand in äußerer Naturnachahmung die Poesie tödtet. — Niemand konnte dem dramatischen Talent der Künstlerin seine Achtung versagen, und bei unserem Hang, wie wir ihn oben besprochen, das Treffliche im Detail zu suchen und anzuerkennen, und nach seinem Verhältniß zum Ganzen nicht viel zu fragen, konnte es ihr auch an unbedingter Bewunderung nicht fehlen. Trotz der musikalischen Opposition, welche sich auf den unbestreitbaren Satz stützte, daß bei einer Sängerin das Singen die Hauptsache sey, blieben ihre leidenschaftlichen Verehrer dabei, sie sey eine große, wo nicht die größte deutsche Sängerin, weil sie so trefflich — spiele.

Genf, Januar.

(Fortsetzung.)

Baulte.

Vornehmthun, Fürsten- und Prinzenwesen, Aufschneiderei u. s. w. konnte Baulte gar nicht leiden, und war da manchmal recht unhöflich, rief einen seiner Leute und gab sich gar nicht mehr mit den vornehmen Fremden ab. Ich war davon zu Anfang meines Hierseyns Zeuge. Man hatte mir so viel von den Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Baulteschen Gold-, Perlen-, Edelstein- und Kunstkammer gesagt, daß ich sehr neugierig war, sie zu sehen. Um jedoch dazu zu gelangen, muß man etwas Bedeutendes kaufen; dazu hatte ich nun weder Geld noch Lust, wollte aber doch den Besuch risiiren. Ich ging also hin und sagte zu ihm: „M. Baulte, l'on m'a dit ici à Genève que pour voir vos riches magasins de bijouterie je devais y acheter quelque objet précieux; je ne le crois pas parceque vous êtes artiste; quant à moi je viens de Rome, je suis un étranger qui voyage pour son instruction, je n'ai pas assez de fortune pour acheter quelque chose chez vous, mais je désirerais pourtant voir votre musée pour —“ Baulte ließ mich nicht weiter reden, nahm mich freundlich bei der Hand und führte mich selbst von einem Schrank, von einem merkwürdigen Stück zum andern, Alles unermüdlich erklärend und selbst auslegend. Ich mochte wohl eine gute halbe Stunde bei ihm gewesen seyn, und hielt es für indiskret, länger zu bleiben, als unten zwei Carossen vorfuhren und gleich darauf großes Geräusch auf der Treppe zu vernehmen war. Es wurde die Thüre weit geöffnet und ein reich gekleideter Jäger sagte: „Madame la Duchesse de B.“ Nun eilte ich, Baulte dankend, mich zu empfehlen; er aber hielt mich zurück und sagte: „Je vous prie de rester.“ Die Duchesse war nicht wohl unterrichtet, denn sie richtete einige vornehmsüße Worte an Baulte; dieser aber antwortete ihr nur mit einem kleinen Kopfnicken, rief einen seiner Leute, um der Dame das Verlangte zu zeigen, und sezte sein Ciceroniat mit mir fort, bat mich, Alles recht mit Muße zu besehen, und überdies ja so oft wiederzukommen, als es mir gefalle. Die Dame, ihr Gemahl und die Begleitung müssen geglaubt haben, ich sey wenigstens ein Fürst im einfachen Bürgerkleide, denn Baulte begleitete mich bis an die Thüre und war gar artig. Später erfuhr ich, er habe mit der Duchesse kein Wort gesprochen, wiewohl sie für zehntausend Franken bei ihm gekauft. — Nach einem Jahr ging ich wieder zu ihm, aber diesmal unter andern Umständen; denn ein reicher junger Ehemann meiner Bekanntschaft aus England wollte für seine schöne Frau einen Schmuck von schwarzen Perlen kaufen, den er weder in Paris, noch in Holland in gewünschter Auswahl hatte finden können. Ich hatte ihm gesagt, bei Baulte werde es ihm nicht fehlen. Nach dieser meiner Explikation lächelte der Genfer Benvenuto Cellini und zeigte dem Engländer gleich darauf ein Assortiment schwarzer Perlen für Diadem, Ohrgehänge, Halsschmuck und Armbänder, desgleichen er nie gesehen. Und während ich zwei wunderliebliche spanische Tänzer in einer goldenen Dose ihren Fandango aufführen ließ, kamen sie über 60,000 Fr. für den Schmuck mit reicher Fassung überein. „Voyez vous,“ sagte Baulte am Ende zu mir, „vous ne vouliez dans le temps rien acheter chez moi, mais je savais bien que je serais une bonne affaire avec vous.“ — Bekanntlich wird von Genf aus sehr viel an goldenen Uhren und Bijouterien nach Frankreich hinübergeschmuggelt, was den Leuten sehr der Mühe werth scheint, da eine starke Abgabe auf diesen Uhren liegt und Bijouterien zum Verkauf aus der Fremde gar nicht eingeführt werden dürfen. Um nun solche Sachen glücklich hinüberzubringen, besteht in Genf eine ordentliche Assekuranzanstalt, deren Prämien sich nach den Umständen richten, jedoch nie bedeutend sind. Auch in dieser Beziehung stand Baulte an der Spitze, und es wurde Unglaubliches von der Menge Waaren und von der Sicherheit erzählt, mit der er sie in Frankreich einschwärzen lasse. In Paris wußte man dies recht gut, und als vor einigen Jahren der Finanzminister *** hier war, ging er unerkannt zu Baulte, kaufte seiner Frau einen Schmuck, that aber dabei gar verlegen, wie er ihn gut über die französische Grenze bringen könne, wo seit Kurzem die Aufmerksamkeit in dieser Beziehung gegen Genf hin verdoppelt worden war. Baulte lächelte und versicherte den Fremden, daß er für die gewöhnliche Assekuranzprämie den Schmuck kurz nach seiner Ankunft in Paris empfangen solle. Der Minister biß sich in die Lippen vor Vergnügen, daß Baulte glücklich in die gelegte Schlinge gegangen war, und schickte sogleich an die zwei nächsten französischen Mauthstationen Bellegarde und les Rousses die Ordre, Alles, was in diesen Tagen von Genf komme, auf's Genaueste und Unerbittlichste zu untersuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. Januar 1838.

Das Beste war, in seiner neuen Haut
Den jungen Herrn stillschweigend anzunehmen
Und sich der Mildigkeit der Götter nicht zu schämen.

Wieland.
Peronte.

Der Seemönch.

(Fortsetzung.)

Der Doktor Jonathan Oldinby war jedoch keineswegs auf immer verschwunden; er erschien nach einiger Zeit wieder in Gleenarvon und zeigte sich völlig auf seine gewohnte Weise. Man sah ihm durchaus nichts Außerordentliches an, er schaute im Gegentheil heiterer und freundlicher aus dem Schatten seiner breiten Hutkrempe hervor; der Spaziergang auf Meeresgrunde schien ihn so erfrischt zu haben, wie andere Leute ein Gang vor das Thor. Von Neuem kamen nun die Fremden aus Nah und Fern, ihn zu besuchen, und des Pfarrers Stube ward wieder leer; man nannte diesen sogar einen Verläumder, der nur den wohlverdienten Ruhm des Doktors habe schmälern wollen. Hanna's Unruhe wuchs zugleich mit ihrem Zorn, denn jezt schalt der Pfarrer doppelt heftig auf den Teufelsspuk im Meere und auf den Doktor, und zugleich hieß es, daß der gespenstische Mönch sich in der Nähe des Pfarrhauses gezeigt habe.

Ein Ereigniß, das nicht lange geheim bleiben konnte, war, daß um dieselbe Zeit Tibb Rothhaar verschwand. Im Dorfe vermißten ihn zuerst die kleinen Buben. Nie war es so still auf den Gassen gewesen; man hörte nicht mehr das Halloh der wilden Jagd, die hinter dem langen, unbehülflichen Burschen schreiend und Steine werfend einhertobte. Der Prügel und die Peitsche blieben ruhig in der Ecke am Ofen, die lustigen Mägde hatten nichts zu lachen und die Bursche konnten keine Großthaten mehr verrichten; denn Niemand war da, der geduldig eine Tracht Schläge hinnahm, ohne den Ehrgeiz und den Wunsch zu äußern, sie wieder zu erstatten. — Es fehlte Jung und Alt ihr Spielzeug, und selbst den Seehunden konnte man es anmerken, daß sie nicht mehr ihre einsame Schlafstätte mit Tibb Rothhaar theilten. Es wurde am Strande gesucht, keine Höhle blieb undurchforscht, doch vergebens, der rothe Kopf zeigte sich nirgends. Endlich gewöhnte man sich an den Gedanken, ihn verloren zu geben. Unter den Weibern des Dorfes war manche, die den guten Burschen vermißte, aber keine, die, wie Hanna, ihm eine aufrichtige Thräne nachsandte.

Drei Monde waren nach dieser Begebenheit verflossen, als es eines Morgens an die Thüre der Pfarrwohnung pochte, und da Hanna öffnete, trat ein junger Herr herein, in reicher Kleidung und von edelm Anstande. Die bestürzte Haushälterin wollte sogleich den Pfarrer herbeirufen, doch der Fremde gab ihr einen Wink zu bleiben; zugleich faßte er ihre Hand, indem er auf ganz eigene Weise geheimnißvoll lächelte. Nach einer kleinen

Pauſe ſagte der Fremde: „Hanna, wie thut Ihr heute ſo fremd? wollt Ihr nicht die Muſcheln in Empfang nehmen, die ich, wie gewöhnlich, für Euch geſtern am Meeresſtrande aufgeleſen?“ — Hanna ſtürzte bei dieſen Worten auf die Knie, ſie deckte ihr Geſicht mit beiden Händen und ſtammelte: „Gott ſey mir gnädig! das iſt wohl gar Tibb Rothhaar, der jezt verändert vor mir ſteht!“ Der Fremde lächelte immer noch, ſeine hübſchen und verſtändigen Augen ſahen mit Güte auf die Arme herab, die ſich in ihrer Verwirrung ſeltſam genug geberdete. „Vergebt, gnädigſter Herr!“ rief ſie endlich, „Ihr treibt Euern Scherz mit mir. Doch wie mögt Ihr wiſſen, daß einſt ein elender, blödſinniger Betteljunge hier lebte, der meinem Herrn täglich Muſcheln vom Strande zu bringen pflegte? Sagt mir, wie Ihr dazu kommt?“ — „Hanna,“ rief der Fremde, „ſey klug und verſchwiegen, und ich will dir entdecken, daß ich derſelbe Tibb Rothhaar bin, der vor drei Monden verſchwand. Wiſſe, daß ich während dieſer Friſt bei den Mönchen zu Gleenarvon geweſen bin. Sie haben mich klug, fromm und reich gemacht, da ich früher thöricht, blödſinnig und elend war. — Gott vergelte es ihnen!“

Hanna hatte gleich am Anfang der Rede einen lauten Schrei ausgeſtoßen, ſie wollte entfliehen, doch Tibb Rothhaar hielt ſie mit ſanfter Gewalt zurück; er zog aus ſeiner Taſche ein Käſtchen hervor, und als er es öffnete, glänzten die ſchönſten Perlen und Korallen ihr entgegen. — „Nimm das!“ rief er, „diesmal ſind die Muſcheln, die ich bringe, reicher als gewöhnlich ausgefallen; behalte ſie für dich, verlaſſe den mißgünſtigen Pfarrer, lebe in deinem eigenen Hauſe und hüte dich, von den Mönchen von Gleenarvon Böſes zu ſprechen, denn obgleich ſie von Herzen langmüthig und geduldig ſind, ſo ſind ſie auf die Länge doch auch mit der Strafe bei der Hand. Ich ſage dir, Hanna, verlaſſe den Pfarrer!“

Der ehrlichen Frau traten bei dieſen Worten und beim Anblick der Geſchenke die hellen Thränen in die Augen. „Wer Ihr auch ſeyd,“ rief ſie, „Ihr zeigt Tibb's gutes Herz. Ja, Tibb Rothhaar hatte ein treffliches Herz; die Leute haben ihn verſpottet und ihn wie einen Hund behandelt, ich aber ſagte immer: ſeyd vernünftig und laßt mir den Burſchen in Ruhe, aus ihm wird noch einmal etwas werden, denn er hat ein gutes Herz. Seht, lieber Herr, ſo waren ſtets meine Geſinnungen gegen Tibb Rothhaar, und ſo ſind ſie auch noch. — Nun, ſagt mir gütigſt, wo Ihr den guten Jungen geſehen und wie Ihr ihn gefunden?“ — „Hanna,“ rief der Fremde mit ernſtem Tone, „wenn ich dir ſchwöre, daß Tibb Rothhaar vor dir ſteht, ſo ſey nicht ſo thöricht, an meinen Worten länger zu zweifeln.“ — „Ach!“ ſchrie die Haushälterin, „ſo iſt es denn wahr? ſo ſeyd Ihr in die Krallen des Seemönchs gefallen; und das iſt das Gold des böſen Feindes, das Ihr mir bietet? Geht, ich hätte Euch nicht für ſo ſchlimm gehalten.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariſer Speiſehäuſer.

(Beſchluß.)

Einzig in ſeiner Art iſt der zweite Reſtaurant zu 21 Sous; ich wette Tauſend gegen Eins, es gibt auf der ganzen weiten Welt keinen ähnlichen. Der Merkwürdigkeit halber bitte ich den Leſer, mich dahin zu begleiten, die ſchöne Friedensſtraße hinauf, bis da, wo die Rue neuve des petits champs einmündet. Jene kleine Boutike links mit den iſabellfarbigen Fenſtergardinen, welche Niemanden ahnen laſſen, was für ein Geſchäft dahinter betrieben wird, das iſt unſer Reſtaurant. Ueber der Eingangsthür lieſt man ſieben lateiniſche Buchſtaben, welche, zuſammen ausgeſprochen, Katcomb lauten; ein geheimnißvoller Name, ein gaſtronomiſcher Hermes, welcher für die Eingeweihten eine ſymboliſche Bedeutung hat und worunter Roſtbeef mit Kartoffeln zu verſtehen iſt. Treten wir ein; es iſt fünf Uhr und die Kinnbacken arbeiten fleißig, alles iſt gedrängt voll, zwei Tiſche ſtehen im erſten Speiſeſaal, der etwa zwölf Schuh lang und zehn Fuß breit iſt; daneben befindet ſich noch ein kleineres Kabinet, wo aber auch Alles beſezt iſt. Glücklicherweiſe werden gerade zwei Plätze leer; beeilen wir uns, ſie einzunehmen. Wir ſind aber deßhalb gerade nicht viel weiter, denn Katcomb iſt kein gewöhnlicher Reſtaurant. Anderswo ißt man zu Mittag, wann es Einem beliebt; bei Katcomb ſpeiſt man, wann es dem Reſtaurateur gefällig iſt; mit einem Wort, hier ißt man nur ſchubweiſe zu Mittag. Alle zwanzig Minuten etwa wird eine neue Auflage von Mittageſſen ausgegeben; die geſättigten Mägen begeben ſich an's Comptoir, zahlen ihre Zeche und treten den leeren, wartenden Mägen ihre Plätze ab. Muſtern wir, bis die Reihe an uns kommt, den Vater dieſer Eßanſtalt. Maſter Katcomb, aus London gebürtig, iſt eine herrliche, ausdrucksvolle Figur, wie man ſie nur in England trifft: eine echte, derbe Compoſition aus Roſtbeef und Plumpudding, braunroth, unterſezt, mit einem Verdauungsapparat von der behaglichſten Wölbung, dem wahren Sinnbild für engliſche Nationalſchuld und Tarendruck, denen Katcomb ſich entzogen, um Pariſer Reſtaurant und Nationalgardiſt zu werden. — Es nahet der Augenblick unſeres Mittageſſens; der Leſer verlangt die Speiſekarte. Eine Speiſekarte bei Katcomb! daran iſt nicht zu denken; Sie müſſen eſſen, was man aufträgt. Man fragt nach Servietten; die gelten hier für Luxusartikel; ziehen wir das Tiſchtuch

ein wenig über die Knie! Doch da iſt unſere Mittagsmahlzeit. Katcomb bringt 1/16 Flaſche rothen Wein, zwei gigantiſche, in Waſſer abgebrühte Kartoffeln und ein enormes Stück Roſtbeef, welches faſt den Teller zu zerbrechen droht: das iſt unſer vollſtändiges Diner, und dafür zahlen wir beim Weggehen 21 Sous. Roſtbeef und Katcomb ſind zwei unzertrennliche Namen geworden, wie Kaſtor und Pollux, Oreſt und Pylades u. ſ. w.

Im Quatier latin gibt es viele kleine Reſtaurans, wo man billig nach der Karte ſpeiſt; ſie ſind hauptſächlich auf Studenten berechnet und eben ſo ſchlecht beſtellt als die Speiſehäuſer auf deutſchen Univerſitäten; aber wenn man zwanzig Jahre alt iſt und Appetit hat, ſcheint Einem Alles vortrefflich; man würde mit Vergnügen die ſchwarze Suppe der Spartaner eſſen, und ein philoſophiſches Kolleg iſt gerade ſo gut als ein Bad im Eurotas. Die beſuchteſten Pariſer Studenten-Reſtaurans ſind Viot, in der Rue de Laharpe, Flicoteaux, am Place de la Sorbonne, Verpy, unweit der Ecole de Médecine, und Rouſſeau, in der Rue Saint Jacques, mit dem Spitznamen Rousseau l'aquatique, weil die Sitte des Weintrinkens daſelbſt ganz unbekannt iſt. Die Mehrzahl der Studirenden ißt in dieſen öffentlichen Speiſehäuſern für 18 — 25 Sous; die wenigſten abonniren in den ſogenannten Pensions bourgeoises, welche faſt allein auf dem linken Seineufer, namentlich in der Rue Copeau und im Quartier des Jardin des plantes floriren. Das Innere einer ſolchen Pension bourgeoise hat Balzac in ſeinem „Vater Goriot“ meiſterhaft bis auf die kleinſten Details geſchildert. In dieſen Penſionen trifft man mitunter ganz geſunde, nahrhafte Hausmannskoſt, und zwar um billigen Preis. Man zahlt monatlich zwiſchen 45 und 60 Fr., wofür man täglich eine gute Suppe, etwas ausgekochtes Rindfleiſch, mittelmäßiges Gemüſe, ſchmackhaften Braten und Salat erhält. Der Wein wird in der Regel beſonders angerechnet. Da aber dieſe Penſionen für die Gaſtgeber oder Gaſtgeberinnen wenig Profit abwerfen, ſo kommen ſie immer mehr in Abnahme. — Noch eine Stufe tiefer als die Studenten-Reſtaurans und Pensions bourgeoises ſtehen die bürgerlichen Garküchen (cuisines bourgeoises) und die Gargottes, où l'on donne à boire et à manger à tous prix, wie gewöhnlich an der Thüre geſchrieben ſteht. Dieſe werden meiſt nur von der arbeitenden und dienenden Claſſe beſucht; die Suppe koſtet zwei, das Rindfleiſch vier, der Braten ſechs Sous; Brod, Meſſer und Gabel bringt man ſelbſt mit; von Servietten, Tiſchtüchern, Garçons u. ſ. w. iſt natürlich keine Spur mehr. — Dabei fällt mir ein, daß ich ganz vergeſſen habe, von den Garçons der beſſern Speiſeanſtalten zu ſprechen und in Bezug auf ſie dem Leſer einen freundſchaftlichen Rath zu geben. Die Aufwärter in den Pariſer Reſtaurationen erhalten keinen Lohn von ihren Herrn, ſondern ſind lediglich auf die Trinkgelder angewieſen, welche ihnen die Gäſte zufließen laſſen. Wer öfter in demſelben Speiſehauſe einkehrt, verſäume nicht, den Kellner jedesmal mit einigen Sous zu bedenken und ihm zu Neujahr ein Zweifrankenſtück in die Hand zu drücken; er wird dafür mit Aufmerkſamkeit bedienen und uns ſtets von den beſten Schüſſeln des Tags benachrichtigen, oder durch heimliches Zuflüſtern warnen, wenn das Verlangte allenfalls nicht friſch ſeyn ſollte.

Zum Beſchluß ſind noch einige abnorme, excentriſche Reſtaurans zu erwähnen. An der Barrière von Belleville wohnt ein Garkoch, wo man für die mäßige Summe von 20 Sous ſo viel ißt als man will, oder richtiger, ſo viel man binnen 25 Minuten hinunterſchlucken kann. Dort ſpeiſt man nämlich nach der Stunde; der Mann, welcher dieſe Beköſtigungsweiſe erdacht hat, war wohl ein Cabrioletkutſcher. Fuhrleute, Maurer, Weißbinder und dergleichen Arbeiter ſind die gewöhnlichen Kunden. Auf ein gegebenes Signal ſetzen ſich Meſſer, Gabeln und Kinnbacken in Bewegung; die Zeit iſt zugemeſſen und deßhalb koſtbar; man verliert keine Sekunde, die Gerichte zu loben oder zu tadeln; jedes Wort würde einen Biß rauben. So wie nun aber der erſte Heißhunger geſtillt iſt, ſchreit Alles nach Waſſer; doch der Wirth macht taube Ohren, und dieſes iſt die Kehrſeite jenes in ſeiner Art einzigen Mittageſſens. Die Köchin zeigt ſich keineswegs knickerich in Verabreichung der Nahrungsmittel; ſie beeilt ſich, die ausgeleerten Schüſſeln wieder mit gepfeffertem Hammelsragout anzufüllen; aber mit der Füllung der Waſſerflaſchen iſt ſie ſparſam, ſogar filzig geizig; denn wenn Jeder nach Belieben trinken könnte, würde zu viel gegeſſen und zu wenig profitirt. Ein abermaliges Läuten der Eßglocke verkündet das Ende der Mahlzeit, und in einem Nu ſind Schüſſeln, Teller und Tiſchtuch verſchwunden.

In einer der engen, ſchmutzigen Straßen des Quartier Saint-Marceau befindet ſich ein Reſtaurant zu einem Sou. Es iſt dies eine Art Küchenlotterie, wie es die pittoreske Inſchrift über der Thüre: au hazard de la fourchette, hinlänglich andeutet. Rechts vom Eingang iſt ein großer kupferner Keſſel eingemauert, welcher um zwei Uhr Nachmittags mit einer Flüſſigkeit angefüllt wird, die man Bouillon benannt hat, weil man ihr doch irgend einen Namen geben mußte; auf dem Grunde des Keſſels ſchwimmen verſchiedene Stücke Fleiſch herum, welche man nach demſelben Prinzip Beefſteaks, Cotelettes, Fricandeaux u. ſ. w. getauft hat. Wenn eine hinreichende Anzahl von Aktionärs verſammelt iſt, beginnt die Ziehung. Jeder hat für ſeinen Sou eine eigene Nummer erhalten; ſobald die Reihe an ihn kommt, wird ihm eine lange Gabel gereicht, welche er in den Keſſel ſenkt; das Stück Fleiſch, welches er damit aufſpießt, iſt das Loos des Gewinnenden. Wenn der Lotterieſpieler nichts herausſticht,

was ſehr oft der Fall iſt, ſo entſchädigt man ihn mit einem Quantum jenes conventionellen Bouillons. Iſt er jedoch Willens, ſeinen Einſatz zu erneuern, ſo darf er die Gabeloperation wiederholen.

Nach dem Mittageſſen zu einem Sou wüßte ich dem Leſer von keinem tieferſtehenden Reſtaurant mehr zu ſprechen, wofern er nicht etwa geneigt ſeyn ſollte, einer Mahlzeit im Hôtel d'Angleterre in der Cité beizuwohnen, wo alle Gauner und Diebe der Hauptſtadt ſich verſammeln. Die Gabeln und Löffel ſind hier mit kleinen eiſernen Ketten an den Tiſch befeſtigt, weil die dortigen Gäſte ſich ſo ſehr angewöhnt haben, die Couverts in die Taſche zu ſtecken, daß ſie ſelbſt Löffel und Gabeln von gar keinem Werth wegnehmen. Aber dieſe Herrn fürchten die Spione, die Moutons, wie ſie ſich in ihrer Diebsſprache ausdrücken; und um in ihre Geſellſchaft zugelaſſen zu werden, müßten wir ſchon mit der Criminaljuſtiz zu thun gehabt haben, beſonders mit einem gewiſſen Ab- und Zuläufer im Dienſte jener Juſtiz, einem übrigens ganz unbedeutenden Menſchen, deſſen Umgang aber nicht immer vermieden werden kann, und alsdann etwas ſehr Läſtiges hat; — wir meinen den Henkersknecht. E. C.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

(Fortſetzung.)

Baulte. Die Genfer Geſellſchaft.

Kurz darauf reiste der Miniſter nach Paris zurück, und als er am Abend ſeiner Ankunft in ſein Schlafzimmer trat, ſtand der Schmuck auf ſeinem Kamin. Voll Erſtaunen und Unwillen zugleich ſtellte er ſogleich die genaueſte Unterſuchung an, bei der aber mit Drohen nicht das Geringſte herauskam. Nur Eines war gewiß: der Miniſter hatte ſeinen Schmuck erhalten. Niemand aber wollte ihn hingeſetzt haben. Endlich kam die Sache durch Zufall heraus. Baulte, der in allen großen Gaſthöfen Genfs ſeine Spione, Kundſchafter und Unterhändler hielt, hatte die Kammerfrau der Frau Miniſterin gewonnen, daß ſie heimlich den Schmuck unter die ſchwarze Wäſche der Dame packe. Als nun der Finanzminiſter in Bellegarde und an den andern franzöſiſchen Mauthslinien ankam, war natürlich nicht von ernſtlicher Unterſuchung die Rede, am wenigſten der miniſteriellen ſchmutzigen Wäſche. Die Wagen fuhren faſt ganz unangetaſtet durch, kamen ſo nach Paris und ſo auch der Schmuck. Seit dieſer Zeit hat die Strenge der Douanenviſitationen in Frankreich um ein Bedeutendes nachgelaſſen. Bekanntlich hat faſt jeder Conducteur und Poſtillon der Diligencen, die vom Genfer Gebiet nach Frankreich gehen, eine neue goldene Uhr, eine goldene Kette oder ſonſt ein Bijou bei ſich, was er auch gar nicht zu verhehlen braucht. — Mit Baulte ſtarb der Wohlthäter vieler Familien, der tägliche Nährvater von vielen hundert Perſonen, der Gründer gar manchen Glücks, gar manchen Wohlſtands, die Hoffnung gar mancher jungen Mädchen, die recht wohl wußten, daß ihre Verheirathung weſentlich von der Stellung ihrer Liebhaber in ſeinem Haus abhänge. Daher war auch ſein Tod ein öffentliches Leid. Seinen Sarg begleiteten Syndiken, Staatsräthe, Mitglieder des Großraths, Profeſſoren und viele andere angeſehene Perſonen zur Ruheſtätte, deßgleichen mehr als tauſend Arbeiter, die am ſchmerzlichſten um ihn trauerten. Allerdings wird ſeine Anſtalt unter ſeinen Angehörigen fortbeſtehen, aber die Seele, die darin Alles ſchuf und erhielt, iſt nicht mehr.

Talleyrand hat vor drei-und-zwanzig Jahren am Wiener Congreß Genf wegen ſeiner örtlichen Kleinheit ein grain de sable genannt, worauf der verſtorbene Miniſter Capodiſtrias ſehr bezeichnend erwiderte: „Oui, mais un grain qui répand du parfum dans toute l'Europe.“ Seit dieſer Zeit hat Genf durch den echt liberalen Geiſt ſeiner Regierung, ſeine vielen neuen und muſterhaften Anſtalten und ſtädtiſchen Verſchönerungen ſo gewonnen, daß es ſeit Simond und Raoul-Rochette bis auf den heutigen Tag eine Menge Reiſender ausführlich beſprochen und im Einzelnen dargeſtellt haben. Wir gaben nach und nach im Morgenblatt außer unſern eigenen Beobachtungen und Bemerkungen auszugsweiſe alles Vorzügliche, was in dieſer Beziehung gedruckt worden iſt. Es thut uns leid, dieſes Prädikat einem deutſchen Werkchen nicht beilegen zu können, das kürzlich unter dem Titel: „Basreliefs“ von A. von Bornſtedt in Frankfurt am Main herausgekommen iſt. Warum heißt es wohl Basreliefs? Die Sache iſt klar: Basreliefs ſind nur Halbkörper, halberhabene Arbeit in Stein oder Holz, ohne alle Farbe. Der Name iſt alſo für dieſes Buch bezeichnend gewählt. Wir haben hier ein Werk vor uns, das von einem angehenden jungen Schriftſteller herrührt, der darin neben manchen ſchönen, wahren und erfreuenden Stellen über Naturſchönheit und Familienleben eine Menge übereilter, ſchiefer, unrichtiger und gehäſſiger Bemerkungen in oft geſchraubtem, nach Originalität und Effekt haſchendem, oft ganz fehlerhaftem Styl über Männer und Verhältniſſe ausgeſchüttet hat, die glücklicherweiſe zu hoch ſtehen, als daß ſie herabgezogen werden könnten durch den ſchneidenden und abſprechenden Ton eines jungen Travellers, der nicht einmal ſeine eigene Sprache ſchreiben kann. Der Verfaſſer der Basreliefs lebt vermuthlich in Paris; wenigſtens geht dies in ſeinem Büchlein aus mehrfacher, ſelbſtgefälliger Wiederholung hervor, wo er die Pariſer Welt, ihre Effekte, brillanten Reflexe ꝛc. hoch über Alles ſtellt und Anderes darnach mißt. So geht ihm auch die heutige franzöſiſche Modeliteratur, die Schriften von A. Dumas, Janin, Balzac, G. Sand und Conſorten, über Alles, und er wird nicht müde, dies zu wiederholen. Mit ſolchen Ideen iſt er nach Genf gekommen, mit ihnen hat er es einige Wochen curſoriſch betrachtet, mit ihnen hat er analoge Bekanntſchaften gemacht, und mit ihrer Hülfe noch curſoriſcher ſein Buch geſchrieben. — An der Genfer Geſelligkeit und Geſellſchaft läßt ſich allerdings gar Manches ausſetzen; darüber ſind nicht nur alle Fremde, ſondern auch viele Genfer einverſtanden, die lange im Ausland gelebt haben. Dieſe Geſellſchaft hat viel Kaltes, Ernſtes und Sprödes, aber dagegen viel mehr Gediegenes, Allſeitiges und auch Wahres, als die Pariſer Salons im Allgemeinen, deren Converſation ſich faſt ausſchließlich auf Pariſer Zuſtände, Kammerdiskuſſionen und Kammergezänk, Theater, Moden, Hofgeſchichten und Pariſer Kleinliteratur beſchränkt, während da ſchon aus Mangel an hinlänglich verbreiteten Kenntniſſen die großen Intereſſen und Fragen anderer Völker, Zeiten und Länder kaum berührt, oder nur ganz oberflächlich beſprochen werden, weil man dergleichen vielfach in Paris für pedantiſch und ennuyant hält.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. Januar 1838.

Dies ist die rohe Lust, die Spaniens Maid
Und Spaniens Jüngling oft verlockt. — An Blut
Schon früh gewöhnt, ergötzt ihn fremdes Leid,
Labt sich sein Herz an wilder Rache Gluth.

Byron.
Childe Harold.

Volksvergnügungen in Portugal.

Stiergefechte.

Stiergefechte wurden von jeher von den Portugiesen leidenschaftlich geliebt, selbst vom weiblichen Geschlecht, welches eben so gut sein Bravo ruft, wenn der Matador einen kräftigen, sichern Stoß gethan, als wenn der wüthende Stier seinen Gegner in die Luft schleudert, daß er besinnungslos zur Erde fällt und aus der Arena getragen werden muß. In Lissabon existirte sonst für die Stiergefechte nur ein einziger Cirkus, der von Salitre, welcher gegen fünftausend Menschen fassen kann; da aber während Dom Miguels Regierung die Manie des Stierhetzens immer größer und der Schaulustigen immer mehr wurden, so daß der Cirkus die Menschen nicht mehr fassen konnte, so kam man auf die Idee, für Rechnung der Waisenhäuser noch einen Cirkus auf dem Campo de S. Anna zu bauen, welcher denn auch diesen Wohlthätigkeitsanstalten gegen 800 Thaler jährlichen Pacht einbrachte. Gegenwärtig hat man aber gefunden, daß es weit vortheilhafter ist, wenn die Anstalten die Entreprise selbst übernehmen und den Cirkus nicht mehr verpachten, was sogar durch die Cortes gesetzlich bestimmt wurde, und wodurch denn oft an einem Nachmittage so viel einkommt, wie früher im ganzen Jahr.

Verschiedentlich hat man sowohl in Schriften als auch in Cortesverhandlungen über den schlimmen Einfluß gehandelt, welchen die Stiergefechte auf die Moralität des Volks äußerten, indem es durch sie an Grausamkeit gewöhnt werde, der Knabe schon frühzeitig alle sanfteren Gefühle des Mitleids, die Scheu vor dem Blutvergießen verliere und in gereifterem Alter selbst grausam gegen Menschen und Thiere werde, bereit, bei der geringsten Veranlassung dem ersten besten das Messer zwischen die Rippen zu stoßen. An so etwas wurde früher nie gedacht; Niemanden kam die Immoralität der Stiergefechte in den Sinn, bis endlich die Revolution von 1820 philanthropische Köpfe weckte, die dieses grausame Vergnügen in den Cortes zur Sprache brachten, so daß endlich der Beschluß gefaßt wurde, dasselbe abzustellen. Allein da bald darauf, nach Wiederherstellung des Königthums, alle Beschlüsse der Cortes für Null und Nichtig erklärt wurden, Dom Miguel aber ausdrücklich sich zum Protektor der Stiergefechte aufwarf und sich selbst zum Oberstierbändiger creirte, auch sich nicht schämte, in seiner Generalsuniform, mit den großen Orden behangen, Stiere zu hetzen und auf den Feldern herbeitreiben zu helfen, so erstanden diese Gefechte in ihrem alten Glanze, und jedesmal wurde von zwölf bis sechzehn Stieren, welche in der Arena erschienen, die Hälfte einem martervollen Tode geopfert; denn höchst selten war der Matador oder der Picador so geschickt,

auf einen Stoß mit der Lanze oder dem Schwerte den Stier zu erlegen. Es war schauderhaft, wenn das Thier oft mit mehreren Palmen tiefen Wunden und mit abgebrochenem Lanzenschaft in den Schulterblättern noch lange Zeit seine lezten Kräfte aufbot, den Gegner anzugreifen, wenn es endlich, vom Blutverlust entkräftet, sanft niederkniete, gleichsam um Mitleid flehend, und alsdann todt niederstürzte. Abscheu erregend war es, wenn der Matador mit seinem Schwert und seiner Pygmäenkraft versuchte, dem Stier den Rückgrat quer durchzuhauen, in seinen Gedanken das Hinter- von dem Vordertheil zu trennen, und dann nur eine tiefe, klaffende, nicht tödtliche Wunde schlug, welche das Thier zu neuer Wuth reizte. Eine wahre Schinderei war es, wenn man dem Schlachtopfer vorher in seinem engen Zwinger eine mit brennbaren Materialien, knallenden Schwärmern und sprudelnden Feuerrädern besteckte Decke auf dem Rücken befestigte, der Stier nach dem ersten Schrecken einige wüthende Sätze that und dann betäubt von Angst und Schrecken wie um Hülfe brüllte, kein Wuthgeschrei, sondern Nothrufe ausstieß, während sein Körper geröstet und halb gebraten wurde.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Anblick eines wohlgebauten, kräftigen wilden Stiers, wenn er in voller Wuth auf seinen Gegner losrennt, etwas Schaudererregendes, zugleich aber auch etwas Erfreuliches hat, wenn man sieht, wie die weit geringeren Kräfte des Menschen sich mit den weit überlegenen des Thiers messen und sie am Ende besiegen. Man muß die Kühnheit der Fechter bewundern, die sich dem Angriffe eines wüthenden Stiers aussetzen, dessen Hörner zwar einen ledernen Knopf haben, allein dennoch immer eine furchtbare Waffe bleiben, um den Gegner damit zu fassen und ihn wie einen Ball in die Luft zu schleudern; es ist ein höchst aufregender, spannender Anblick, wie sie ihm entweder geschickt ausweichen und in demselben Augenblicke einen Todesstoß versetzen, oder sich ganz furchtlos ihm zwischen die Hörner stürzen, sich festklammern und nun rütteln, schütteln und gegen die Erde stoßen lassen, daß man glaubt, kein Knochen könne ganz bleiben, bis endlich das Thier ermüdet ruhig stehen bleibt, sich dadurch als überwunden erklärt, und nun, mit Schmach und Schande bedeckt, unter Pfeifen, Schreien und Trommeln mit den Stöcken an der bretternen Barriere, vom Volke verhöhnt, rücklings aus der Arena hinaus geführt wird.

So etwas ist allerdings anziehend und lockt Tausende herbei, die oft ihren lezten Real auf dieses Vergnügen verwenden, ihre fünf Groschen bezahlen und dabei drei Stunden lang sich den brennenden Sonnenstrahlen aussetzen, während andere, die das Doppelte aufwenden können, auf der Schattenseite sitzen. — Um dem Volke nun dieses Vergnügen nicht zu entziehen, demselben aber die Grausamkeit zu nehmen, wurden von Dom Pedro zwar die Stiergefechte gestattet, allein es durften die Stiere weder verwundet, noch gemartert, noch getödtet werden; man durfte sie nur necken mit kurzen Stöckchen, woran ein kleiner Stachel mit Widerhaken sich befindet, die in die Oberfläche der Haut dringen und darin hängen bleiben und hinter den Hörnern auf dem Nacken angebracht werden müssen, während der Stier seinen Angriff macht. Endete sonst der Kampf immer zum Nachtheile der Stiere, so endet er jezt gar oft zum Nachtheile der Fechter; denn die Stiere nehmen diese Neckereien noch eben so ernstlich wie früher, wo es ihnen um's Leben ging, und mancher, selbst der geübteste Fechter, wird in die Luft geschleudert und erhält Gnadenstöße, die er Zeitlebens fühlt. Nach der Septemberrevolution, wo die Philanthropie abermals und noch stärker als 1822 rege wurde, schaffte die Dictatur auch diese moderirten Stiergefechte ab; die Menschen sollten sich keinen solchen Gefahren mehr aussetzen. Man hat aber nachgehends eingesehen, daß die Menschen durch solche Maßregeln weder sanfter noch moralischer werden, sondern beim Mangel an dergleichen öffentlichen Vergnügungen nur auf andere, schlimmere Abwege gerathen, und daß durch solchen, dem Volkscharakter auferlegten Zwang grobe Vergehen so wenig gehindert werden als Mordthaten durch das Verbot von spitzen Messern. Man hat deßhalb die Stiergefechte von Neuem gestattet, und trotz des großen allgemeinen Elendes werden dieselben so stark besucht, daß immer viele zurückgewiesen werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Seemönch.

(Fortsetzung.)

Tibb hatte Mühe sie zu beruhigen. Als es ihm gelungen war, fragte sie umständlich, wie es dort unten aussehe; aber Tibb legte den Finger an den Mund, ganz gegen seine frühere Weise, wo er alles auszuplaudern pflegte, was ihm nur in den Sinn kam. „Ei, Rothhaar," sagte Hanna, „ich sehe wohl, du bist klug, vornehm und reich geworden. Das ist kein Teufelswerk, also laß uns die frommen Mönche zu Gleenarvon loben; aber sage mir das Einzige nur: gibt's keine Weibsleute dort unten?" Tibb drohte mit dem Finger und Hanna schlug sich heftig auf den Mund. „Ihr habt Recht," rief sie, „ganz Recht; eine Närrin bin ich, die wohl in ihrem Leben nicht klug wird." Sie sah sich bei diesen Worten scheu um und fürchtete schon, der Seemönch mit seinem langen, wasserhellen Barte sehe ihr über die Schulter herüber.

Die wunderbare Veränderung, die mit dem blödsinnigen Burschen vorgegangen, konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Hanna, die behauptete, niemals in ihrem Leben geplaudert zu haben, plauderte diesmal zum erstenmal, denn die Sache war wirklich zu wichtig. Wer wagte es wohl jetzt noch, den vornehmen Herrn, der im Geleite mehrerer Diener durch die Straßen des Dorfes schritt, auch nur mit der kleinsten Miene von Unehrerbietung anzusehen? — Nur leise raunte man sich in's Ohr, es sey Tibb Rothhaar; aber dieser Name klang viel zu sehr nach Prügel und Schimpfrede, er erinnerte zu lebhaft an alte Zeiten, als daß ihn Jemand laut zu nennen gewagt hätte. Hanna sprach nur von Sir Tobias und erzählte, daß er das große Landgut des verschuldeten Baronets in der Nähe der Stadt bereits angekauft habe, und daß es ihm eine Kleinigkeit wäre, die ganze Stadt Gleenarvon dazu an sich zu bringen, wenn er Lust hätte.

Durch diese Begebenheit gelangten die Mönche im Meer zu ganz besonderem Ansehen. Jede Familie im Dorf, in deren Mitte ein Bursche aufwuchs, der mit dem frühern Tibb Rothhaar an Tölpelhaftigkeit und Blödsinn nur irgend wetteifern konnte, glaubte schon die Mönche zu Freunden zu haben. Die Zeit der Dämmerung, wenn sich Tag und Nacht um die Herrschaft streiten, wenn der Nebel das Meer und die nahen Felsen einhüllt und die Brandung schweigt, ward von Alters her für den günstigsten Moment gehalten, wenn man dem Seemönch irgend ein Anliegen vertrauen wollte. In einer abgeschlossenen Gegend der Bucht pflegte er alsdann sichtbar zu werden und gleichsam Besuche anzunehmen. So abschreckend, öde und einsam diese Gegend des Strandes gewöhnlich war, so häufig sah man jetzt stille Gruppen dort herumwandeln, die ein gemeinschaftlicher Zweck zusammenführte und wobei Jeder etwas für sich und die Seinigen von den wohlthätigen Mönchen zu erlangen strebte. Es war rührend, junge, zarte Mädchen auf dem Steinboden umherirren und die Angst ihres Herzens gewaltsam bezwingen zu sehen, bloß um für den Geliebten eine Gunst zu erflehen, die auf keine andere Weise zu erlangen war. Allein die Mönche hörten weder auf diese noch auf andere Bitten; Tibb Rothhaars Umwandlung schien ihnen zu viel Mühe gekostet zu haben, als daß sie sich so bald wieder an Unternehmungen der Art hätten wagen mögen; oder vielleicht warteten sie nur, bis der rechte Schüler vorsprach, dem sie eine Lektion schuldig waren. Dieser Schüler ließ in der That nicht lange auf sich warten.

Der Pfarrer hatte bei der Veränderung der Dinge auch seine alte Sprache verändert. Er schalt nicht mehr wie vordem auf die Mönche und den Doktor Jonathan Oldinby; ja er erklärte laut, daß der arme, blödsinnige Bursche lediglich durch die Macht der guten Geister zu Verstand und Schätzen gelangt sey. Mit diesen Gesinnungen war es ihm gleichwohl keineswegs Ernst. Tibb's Reichthümer hatten sein Herz gewonnen; es war ihm gleichgültig, ob er sie dem Teufel oder dem Himmel verdankte, genug, sie waren sein, und er konnte nun das herrlichste, gemächlichste Leben führen. — „Ei, ei," rief der ehrwürdige Herr bei sich, „wenn die guten Mönche nichts anders wollen, als einen Mann, der ihnen einen Theil der alten, unbrauchbaren Schätze abnimmt, so kann ihnen gedient werden. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß es so ehrliche Käuze wären, die dort unten!" — Unter solchen Betrachtungen, die, je länger er sie bei sich wiederholte, ihm immer mehr Hoffnung verhießen, bereitete er sich nun vor, den Mönchen von Gleenarvon seinen Besuch abzustatten. Er zweifelte keineswegs, daß sie ihn gut empfangen würden, denn er hatte ja alles Schlimme, was er früher von ihnen gesprochen, feierlichst widerrufen; dennoch fühlte er einen kleinen Frost seine Glieder durchschleichen, als der bestimmte Tag herankam, den er zur Ausführung seines Unternehmens am schicklichsten hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Herbstwetter.

Wüßte ich mich mit dem Leser über sonst nichts zu unterhalten, so könnte ich, nach Art der verlegenen Leute, mit der Witterung beginnen, die in der That für unsern Norden im vergangenen Herbste ganz ungewöhnlicher Art war. Noch um Weihnachten waren unsere Wiesen grün, noch blühten mancherlei Gewächse in den Gärten, noch hatten viele Gesträuche ihr Laub nicht abgeworfen und prangten im grünen Schmuck, wie mitten im Sommer. Das Thermometer zeigte am Tage gewöhnlich 2 — 4° Wärme. Die flammendste Morgenröthe verkündete fast immer einen schönen, sonnenhellen Tag, und hielt dieses Versprechen, und auf der herrlichen Elbe herrschte noch um Neujahr fröhliches Treiben und Leben. Allein der Januar schickt sich rüstig an, das Gleichgewicht wieder herzustellen, nach einem alten, hier herrschenden Sprüchworte: „Fangen die Tage erst an zu längen, fängt die Kälte auch an zu strengen." Indeß ist eine Witterungsbeschaffenheit, wie die des vorigen Spätjahrs, doch eine ganz ungewöhnliche für unsere Zone zu nennen, indem nicht einmal der sonst hier so abscheuliche November, dieser Hängemonat der milzsüchtigen Engländer, sein altes Recht ausübte, uns durch seine unausbrüchlichen Nebel gewissermaßen in das Mißnebelland zu versetzen. Dieser Nebel wird in gewöhnlichen Jahren von eisigkalten Regengüssen abgelöst, der alle Gassen, trotz der sorgfältigst betriebenen Reinigung, in Pfützen verwandelt, durch die man die Leute, besonders die armen Frauen mit ihrer leichten Fußbedeckung, mit besorgter Miene schiffen oder vielmehr von Stein zu Stein springen sieht. Dazu gesellt sich denn bei den häufigen

Stürmen aus Nordwest das öftere Uebertreten der noch immer nicht gänzlich gedämmten Elbe, die erst, wie es hier heißt, „die Keller ausspülen muß,“ und ein tiefer Schnee, gegen den keine Fußbekleidung aufkommen kann; kurz, wir haben dann das rechte „Ochsenwetter,“ wie der Hamburger es nennt, weil hier gewöhnlich im November ganze Schaaren von Ochsen eintreffen, da die größern Haushaltungen eines dieser Thiere zum Winterbedarf einzuschlachten pflegen. Ein allerliebstes, wenn gleich schon altes Gedicht, von einem höchst genialen, leider aber auch höchst versoffenen Poeten, Dreyer, schildert das hier gewöhnliche Novemberwetter auf die naivste Weise mit allen seinen Leiden und Freuden. Im Verlaufe des Gedichts heißt es einmal:

„Dann ruft die Magd: Herr, kommt herunter,
Man will des Hauses Ochsen sehn!“

Es ist nämlich Sitte, daß Freunde, Verwandte und Bekannte des Hauses sich einfinden, um den geschlachteten, ausgeweideten und mit Papierkragen und Manschetten schön verzierten Hausochsen zu besehen und zu bewundern, auch wohl mitunter zu beneiden, wenn der Kauf besser ausgefallen ist, als der ihrige. Diese gute alte Sitte kommt zwar in den sogenannten „feinen Häusern,“ wie man hier die reichen und nach unserer Art vornehmen Haushaltungen nennt, immer mehr und mehr ab; allein beim begüterten Mittelstande hat sie sich erhalten. Dieses Ochsen- oder Novemberwetter hat sich in diesem Jahr nun fast gar nicht geltend gemacht, und wenn sich das bessere über den Kanal hinüber erstreckte, wird es in England viel weniger Selbstmörder gegeben haben, als in andern Jahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Januar.

(Beschluß.)

Genfer Gesellschaft und Literatur.

In Genf, wo die Gesellschaft lange nicht so effektreich und brillant ist als in Paris, herrscht unendlich mehr Gründlichkeit und Gediegenheit in der Unterhaltung über Dinge, die nicht Genf oder Paris, sondern die ganze Menschheit angehen. Die Frauen sind weit weniger liebenswürdig und angenehm gesprächig als die Pariserinnen, dagegen viel unterrichteter und denkender; sie sprechen viel weniger, aber ernster und würdiger, und wissen mit Geist Ironie einzumischen. Die Genfer Gesellschaft hat gewiß ihre Mängel, sie hat aber gerade dadurch Werth, daß sie sich ganz unabhängig von der Pariser bewegt und sie gar nicht nachahmt, weder im Guten, noch im Schlimmen. — Ganz ähnliche Bewandniß hat es mit der Genfer Literatur. Sie ist im Umfang nur klein und gering, ja sie verschwindet bei manchen Leuten fast ganz vor dem Schaum und dem Wogengebraus des neuesten Pariser Schriftthums: sie scheint nicht dem Besonnenen unbedeutend, wohl aber den Lesern, die nur fieberhafte Aufregung, Theaterscenerei und Theatereffekte verlangen. Auch in Genf gibt es viele junge Leute, die an jener französischen Literatur Gefallen finden, weil sie Aufgeschwollenheit, Unnatur, grelle Leidenschaftlichkeit, Greuel, Schmutz und Effekthascherei lieben; viele Andere aber denken anders, ohne darum eisige, erstarrte Classicisten zu seyn. Besonders hat Genf einen Mann, der durch seine Novellen voll Anmuth, Wärme, Reinheit, Einfalt bei klarer, schöner Sprache einen ganz neuen, guten Weg eingeschlagen hat, jenes Pariser Unwesen durch etwas Besseres und Würdigeres in seiner Vaterstadt zu verdrängen und zu ersetzen. Dies ist der Verfasser jener lieblichen Erzählungen, die zuerst in der Bibliothèque universelle und dann besonders gedruckt erschienen, der „Bibliothek meines Onkels,“ des „Pfarrhauses,“ der „Gefangenen“ u. s. w., die später auch im Morgenblatt übersetzt eine ehrende Stelle gefunden haben* und in Deutschland mit besonderem Interesse aufgenommen worden sind, weil in ihnen vor Allem Wahrheit und Kenntniß des Lebens und des menschlichen Herzens, ohne alle unschöne und störende Beimischung vorherrscht. Ihr Verfasser ist der Prof. Töpfer. Wer achtete in Genf nicht sein schönes Talent und seinen reinen Sinn? — Auch die Genfer Bibliothèque universelle stellt sich seit einigen Jahren dem Pariser Literaturunfug tüchtig entgegen durch bekämpfende Grundsätze und bessere Muster. Dadurch entspricht sie, als Organ der von Frankreich unabhängigen Akademie, ihrer würdigen Stellung. Was thut nun der Verfasser der gedruckten Basreliefs? Zuerst spottet er vielfach über die Genfer Gesellschaft, weil sie seinem Ideal, der Pariser Societät, nicht gleichkommt. Diese nennt er den großartigsten Conversationssaal und Genf nur einen kaum leiblichen Nachdruck desselben. Übersieht oder vergißt aber dabei ganz, daß keine gute, echte und reine Genfer Familie diesen Conversationssaal nachahmen will, und dies nur bei halb oder ganz fremden Familien, die für kürzere oder längere Zeit hier leben, der Fall ist. Der Verfasser hat dabei die Güte, die sämmtliche Lesewelt zu berichten, daß er in seiner Jugend „die beste Gesellschaft in dem Hause seines Großvaters, später in Berlin bei seinem vortrefflichen Schwager (er nennt diese beiden Personen), in Hof- und andern Cirkeln“ gesehen habe. Wenn dem so ist, warum beklagt er sich denn, daß eine Genfer Dame ihn mit den ironischen Worten empfing: „Je suis enchanté de recevoir un homme si éminent.“ Wie hätte sie nach dem eben Bemerkten anders sagen können? — Auf die Genfer Literatur ist der Verfasser natürlich sehr übel zu sprechen; aber ein in „bester“ Gesellschaft erzogener Cavalier könnte sich immerhin anderer Ausdrücke bedienen als derjenigen, womit er die Wirksamkeit des Professors Töpfer und die „sogenannte“ Genfer Kritik der Bibliothèque universelle bespricht. — Für einen Genfer ist das Basreliefsbuch übrigens amüsant, denn man sieht darin deutlich die Personen, mit denen der Verfasser hier genau umgegangen ist, die ihn herumgeführt und ciceronisirt haben, und unter deren Einfluß er gestanden. Personen, die er dafür auf eine ihnen gewiß nicht angenehme Art oft lobt und preist. So ist ihm z. B. unser braver Maler Hornung der Gegenstand eines eigenen Capitels, und wird darin „ein großer Maler, der größte jetzt lebende Coloriſt“ genannt, dabei aber unseres wirklich ausgezeichneten Historienmalers Lugardon mit keinem Wort gedacht. Der sehr rühmlich bekannte Landschaftsmaler Töpfer (Vater des Professors) wird eine „alte Nullität“ genannt, dessen Werke vergessen sind und es verdienen. Gar manche Personalitäten und undeutsche Eitelkeiten des Verfassers übergehen wir. In meinem Vaterland hat man wohl zu viel Takt, um Genf nach diesen Basreliefs zu beurtheilen.

* Wir geben nächstens die neueste Erzählung Töpfers, welche mit „den Gefangenen“ und der „Bibliothek des Onkels“ ein Ganzes bildet. A. d. R.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. Januar 1838.

See now, how wit may be made a Jackalent, when
'tis upon ill employment.

Shakespeare.
Merry wives of Windsor.

Der Seemönch.

(Fortſetzung.)

Ohne Hanna, die gerade auf der Flur beſchäftigt war, nur ein Wort des Abſchieds zu ſagen, ſchlich er ſich an ihr vorbei zur Thür hinaus. Mit ängſtlichen Schritten erreichte er den Strand. Er war dieſen Abend ganz einſam; die See trieb Nebel, man konnte nicht zehn Schritte weit vor ſich ſehen; an den jenſeitigen Felſen tönte dumpf die Brandung, mitten in der Bucht war das Meer ruhig, und durch die dichte Nebeldämmerung hörte man die Geiſterſtimmen der Tiefe in ſchauerlichen Accorden. Der Pfarrer hatte ſich auf einen Stein dicht am Waſſer niedergeſetzt, der Wind blies in ſeinen Mantel und hob die ſpärlichen, zerſtreuten Haare an den Seiten des tief niedergedrückten Huts. In dieſer Einſamkeit, ſo fern von aller menſchlichen Nähe, fühlte er Kleinmuth in ſein Herz dringen; er bereute faſt ſeinen voreiligen Entſchluß, und war nahe daran, ihn wiederum zurückzunehmen, als er hinter ſich ein Geräuſch vernahm, das ihn bewog, ſchnell von ſeinem Sitze aufzuſpringen. Himmel, welch ein Schreck befiel den armen Mann, als er dicht vor ſich eine ungeheure Nebelgeſtalt bemerkte, einem Mönche ähnlich, in eine graue Kutte gehüllt. Das Haupt des Rieſen überragte weit die hohen Felſen am Strande; ein Bart, gleich dem Sturze eines wilden Waldſtromes, floß ihm über den Gürtel in's Meer hinab; die Füße und einen Theil der Kutte verdeckte noch das Waſſer. Eine Stimme, eben ſo ſeltſam und grauſenvoll als die ganze Erſcheinung, ſprach die Worte: „Schon habe ich drei Nächte nach einander auf dich gewartet, guter Freund! — Du biſt willkommen; gib mir die Hand, daß ich dich zu uns geleite!“

Der Pfarrer war gleich bei den erſten Worten zitternd auf die Knie geſunken. Wie gerne hätte er ſich auf die Flucht begeben! allein es war zu ſpät, ſchon ſah er die Hand des Geiſtes über ſeinem Haupte. Ein troſtreicher Gedanke war ihm, daß in der Miene und in den Worten deſſelben nichts Feindſeliges zu liegen ſchien. Wenige Augenblicke ſpäter fühlte er ſich um den Leib gefaßt; noch einen Blick warf er auf das friedliche, ſichere Ufer, dann war er in Nebel und Nacht verſchwunden.

In der Stadt und im Dorfe Gleenarvon war man noch nicht ſo ſehr an das Wunderbare gewöhnt, daß der Umſtand nicht hätte Befremden erregen ſollen, den frömmſten Mann der ganzen Gegend von den Geiſtern der Tiefe entführt zu ſehen. Denn daß dieſes geſchehen war, daran zweifelte ſelbſt Hanna nicht einen Augenblick; hatte man doch den Hut des ehrwürdigen Herrn am Strande in der einſamen Bucht gefunden, und was konnte man anders annehmen, als daß die rachgierigen

Geiſter endlich einmal ihr Opfer erfaßt hätten? Aber daß ſie auch Macht über einen ſo frommen Mann haben konnten, das überſtieg Hannas Faſſungskraft; über einen Mann, der alle Eitelkeit und alle Reichthümer der Welt ſo herzlich verachtete! — Sie that, was in dieſem Falle das Klügſte war, ſie harrte geduldig, was ſich weiter begeben werde. Und als drei Monde vergangen waren, hörte ſie in der Nacht, wo ſie im einſamen Pfarrhauſe wachte, ein leiſes Klopfen und die wohlbekannte Stimme des frommen und gelehrten Herrn, der die Worte ſprach: „Hanna, mach auf! die Nacht iſt kühl und mich friert!“ — „Alle guten Geiſter ſeyen gelobt!“ rief Hanna, indem ſie das kleine Fenſterchen öffnete und den Pfarrer draußen ſtehen ſah ohne Hut und mit zitternden Knien. „So ſeyd Ihr endlich wieder da? Ach, ich bin in den drei Monden Eurer Abweſenheit faſt geſtorben aus Beſorgniß um Euch!“ Der Pfarrer blickte ſie mit großen, verwunderten Augen an: „Was ſprichſt du von drei Monden, albernes Geſicht? Eine Stunde, eine kurze Stunde habe ich, vom giftigen Nebel betäubt, am Strande geſchlafen.“ — „Ach, Herr! was ſagt Ihr? drei Monde ſind es; wie Tibb Rothhaar, ſo haben auch Euch die Mönche drei Monde bei ſich behalten!“ — „Nun denn,“ rief der Pfarrer, „wenn dem ſo iſt, ſo will ich dir's geſtehen: ich bin bei ihnen dort unten geweſen — aber ſtill, ganz ſtill! kein Wort weiter! — ſonſt —!“ — „Ach Herr, liebſter Herr, alſo auch Ihr wollt ſchweigen, auch Ihr wollt Eurer treuen Magd nichts ſagen, wie der tückiſche Tibb gethan? So zeigt mir doch wenigſtens die Schätze, welche Ihr erhalten habt.“ Der Pfarrer ſtampfte auf den Boden vor Zorn und Verdruß. „Schätze?“ rief er, „ich wollte du hätteſt ſie, alte Hexe, und lägeſt mit ihnen auf dem Grund des Meeres, von wo ich eben herkomme!“ Hanna ſchlug ihre Hände vor's Antlitz über dieſen Worten. In dem Augenblicke klopfte es an's Fenſter und der Seemönch ſchaute herein. Der Pfarrer und ſeine Haushälterin flüchteten ſich in eine Ecke der Kammer. „Denke an deinen Schwur, oder ich mache dich zum ſtummen Fiſch!“ tönte es in dumpfen Lauten. Der Pfarrer brachte die Nacht und den ganzen folgenden Tag keinen Laut über ſeine Lippen.

(Der Beſchluß folgt.)

Volksvergnügungen in Portugal.

(Fortſetzung.)

Die Arena für die Stiergefechte hat ungefähr fünfzig Schritt im Durchmeſſer und iſt nicht rund, ſondern ſechs- oder achteckig, mit einer etwa fünf Fuß hohen Bruſtwehr eingefaßt, hinter welcher ſich das Amphitheater in acht bis zehn hölzernen Bankreihen hinter einander erhebt. Ueber dem Amphitheater laufen ringsum die Logen für die vornehmeren Claſſen, deren jede ſechs bis acht Perſonen, auch wohl mehr faſſen kann. Ueber dem großen Portal der Arena ſteht die Militärmuſik und gerade gegenüber iſt die roth ausgeſchlagene Loge des Kampfrichters, oder vielmehr des Juſtiz- und Polizeibeamten, der für Erhaltung der Ruhe und Ordnung wacht, den Befehl ertheilt, wenn der Kampf beginnen und wenn er enden ſoll, der früher zu beſtimmen hatte, ob ein Stier getödet oder mit Schimpf abgeführt werden ſollte. Was nun die Stiergefechte ſelbſt betrifft, ſo ſind dieſe ſchon ſo oft beſchrieben, daß es überflüſſig ſeyn würde, noch etwas darüber zu ſagen. Matador und Picador waren ſonſt die Hauptperſonen, da ſie die Todesſtöße führten; ſeitdem dieſe aber abgekommen und aus den Stiergefechten ein halsbrechender Spaß geworden, ſpielen die Farpeadores und die Behendigkeit, womit ſie den Stieren die kurzen Stachelſtöckchen, Farpas, hinter die Ohren ſetzen, die Hauptrolle, und nach ihnen die Capinhas, die Stierwärter mit ihren Gabeln zum Schutz des berittenen Herolds, der unter der Loge des Polizeibeamten hält und deſſen Ordres in Empfang nimmt. Dieſe Capinhas, kleine, unterſetzte Burſche, in Schuhen und Strümpfen, mit kurzen gelbledernen Beinkleidern, kurzen kattunenen Jacken a espanhola, rother ſeidner Gürtelbinde und rothen Kniebändern, unter denen eine ſtramme, runde Wade von der Kraft ihrer Lenden zeugt, ſind meiſt die Furchtloſeſten, und wenn es der Kampfrichter befiehlt und das Volk a unha ſchreit, was ſo viel bedeutet, daß man den Stier faſſen ſoll, ſo ſtürzen ſie ſich dem Stier gerade zwiſchen die weitarmigen Hörner und laſſen nicht los, bis das Thier ſteht und die andern Capinhas zu Hülfe eilen und das wüthende Thier an den Hörnern und dem Schwanz feſthalten. Daß man zur Abwechslung auch Strohpuppen dem wüthenden Stiere zum Beſten gibt, oder ein Wagehals auf einem Eſel ihm entgegen reitet, wobei der arme Langohr immer am ſchlechteſten wegkommt, oder Neger, bis an den Hals in Säcken ſteckend, demſelben preisgegeben werden, ſind kleine Zugaben und Zwiſchenſpiele, die das Lachen des großen Haufens erregen. Ein anderes Intermezzo iſt, wenn der Stier ſich beikommen läßt, über die Barriere zu ſetzen und ſich auf das Publikum zu werfen; ſo gefährlich dies ausſieht, ſo wenig Unglück kommt dabei vor, denn der Stier bleibt augenblicklich zwiſchen den Bänken hängen und kann nicht von der Stelle, er ſcheint dadurch ganz gelähmt zu werden und läßt ſich willig von den Capinhas aufheben und wieder über die Barriere in die Arena werfen.

Die Stiergefechte werden hauptſächlich nur in den Monaten Juli bis Ende Septembers gehalten, und bloß an Sonntagen, und außer dieſer Zeit werden die Amphitheater zu allerhand andern Vorſtellungen benuzt, zu

Seiltanz und Gauklerstücken, Vorstellungen von Schlachten, englischen Reiterkünsten, Affen- und Bärentänzen, die, ebenfalls sämmtlich an Sonntagen gehalten, sich eines großen Zuspruchs zu erfreuen haben. Der unbegrenzte Hang zu solcher bloßen Augenlust ist eine große Schwachheit des portugiesischen Volks: der letzte Heller wird darauf verwendet, und die Amphitheater sind fortwährend gedrängt voll, wobei sich denn die Entrepreneurs, meistens Ausländer, besonders Spanier, ganz gut stehen. So machten hier im vergangenen Jahre besonders die Akeiden sehr viel Aufsehen und Glück, von denen sich einer den Herkules aller Herkulesse nannte und wirklich ganz außerordentliche Proben von Kraft ablegte. Während nun alle Welt dahin lief, blieben die Theater leer.

Die öffentlichen Vergnügungen der Lissaboner Welt zu vermehren, hat nun seit zwei Jahren ein Franzose auch ein Tivoli errichtet, eine Spekulation, die gegen alle Erwartung gut ausgefallen und nun bereits gesichert ist, während bisher, trotz öfterer Versuche, keine Anstalt der Art aufkommen wollte. Da die Gründe davon zum Theil im Volkscharakter liegen und einen Beitrag zur Kenntniß desselben abgeben, so verdienen sie hier bemerkt zu werden. Wer dem Leben und Treiben der portugiesischen Volksclassen nur einige Aufmerksamkeit schenkt, wird bald finden, daß dieselben alle stillen Orte meiden, wogegen alle Orte, wo Sinnengenuß ist, besonders für's Auge und Ohr, eifrigst aufgesucht werden. Der Portugiese will sehen und gesehen werden, hören und gehört werden, und deßhalb fühlt er sich am glücklichsten da, wo das Gewühl der Menschen am größten ist. Der Nordländer, besonders der Deutsche, kann sich kein öffentliches Vergnügen ohne Essen und Trinken denken, der Magen spielt jederzeit dabei die Hauptrolle; er ist im Stande, sich von der brillantesten Schaustellung, aus der angenehmsten Gesellschaft zurückzuziehen, um an einem ganz einsamen Fleckchen etwas zu genießen, sein Schöpfchen Wein oder seine Flasche Bier zu trinken und dabei sein Pfeifchen zu schmauchen und, in Gedanken verloren, den Dampfringen nachzusehen. So etwas gewährt dem Portugiesen keinen Genuß, und deßhalb gingen auch alle Anstalten, wobei die Entrepreneurs auf's Verzehren rechneten, zu Grunde. Portugiesische Magen stehen immer im Hintertreffen, ihnen zu Gefallen gibt man außer dem Hause keinen Real aus, man fröhnt ihnen nicht, und nur gelegentlich, wenn man es gratis haben kann, halten sie sich so tapfer wie der beste deutsche Magen. Der Entrepreneur des Tivoli, der zugleich auch Bierbrauer ist, kalkulirte also, um das Volk erst anzuziehen, ganz richtig, wenn er seinen Garten mehr für Augen- als Magengenuß einrichtete und bekannt machte, daß man für ein Entrée von fünf Groschen nicht nur bei glänzender Beleuchtung und herrlicher Musik im Garten spazieren gehen und Schaukeln und Carroussel benützen dürfe, sondern auf Verlangen noch obendrein eine Flasche Bier ohne weitere Bezahlung erhalte. Ein solches Versprechen war äußerst lockend, und da anständig gekleidete Damen in Begleitung von Männern freie Entrée hatten, und der Garten auch ziemlich in der Mitte der Stadt liegt, so wurde derselbe so stark besucht, daß der Raum beinahe nicht zureichte, die Menschen zu fassen, und jeder bemühte sich denn auch recht treulich, seine Flasche Bier zu trinken, um den Genuß voll zu machen. Der Portugiese ist zwar nichts weniger als ein Biertrinker, allein außer der Mahlzeit hält er es für anständiger, Bier und keinen Wein zu trinken; das Biertrinken gehört mit zum guten Ton. In Tivoli wurde allmählich immer mehr für die Augenlust gethan: man brannte Abends Feuerwerke ab und ließ am Tage Luftballons steigen; nicht lange, so konnte man das Entréegeld verdoppeln; französische Familien, die aus landsmannschaftlicher Anhänglichkeit besonders den Garten besuchten, fingen an, nach der Musik im Freien zu tanzen; endlich legten die Portugiesinnen ihre scheinbare Sprödigkeit und den falschen Begriff von Anstand ab: sie ließen sich auch zum Tanze verleiten. Einmal so weit gekommen, baute man im Garten einen geräumigen, geschmackvollen Tanzsaal, man tanzte Nächte hindurch bis zum hellen Morgen, und hie und da etablirten sich im Garten Kaffeelogen, Restaurationen und Eisbuden, so daß dieser an sich kleine Vergnügungsort ähnlichen Anstalten anderer großen europäischen Städte ähnlich wurde. Alle anständig gekleideten Personen werden für ein Entrée von 10 gGr. zugelassen; man findet daher hier die gemischteste Gesellschaft, in der jedoch der größte Anstand beobachtet wird. Es bleibt indessen mehr ein Vergnügungsort für die wohlhabenderen Bürgerclassen, als für die vornehmeren Stände, die sich hier nur der Kuriosität wegen einfinden, um das Vergnügen einmal mit anzuschauen. Junge Leute wollten sich zwar anfänglich manche Freiheiten gegen Damen erlauben; sie verstanden noch nicht, wie man sich an öffentlichen Orten zu benehmen habe; da sie aber einigemal derb zurechtgewiesen wurden, so gab sich dieses, und keine Dame braucht sich zu schämen, Tivoli zu besuchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrsmarkt. Künstlerindustrie.

Das Neujahrgewühl hat so ziemlich nachgelassen. Der bunte Tand und die mannichfachen Luxusartikel, welche der erfinderische Sinn der Pariser Fabrikanten zu Tage gefördert hat, um als Etrennes zu dienen, ist entweder an den Mann gebracht und cursirt in der Welt, oder wird zum Versenden oder auch zum Wiederaufstellen am künftigen Neujahr bei

Seite gelegt und verschlossen. Den fortschreitenden Luxus konnte man besonders an den Bronze- und vergoldeten Sachen, als Tafeluhren, Vasen, Statuetten merkwürdiger Personen, an den Prachtwerken der Buch- und Kunsthändler, an den Porzellanwaaren u. s. w. bewundern. Die großen Kunstwaarenlager von Giroux und andern in dieser Hinsicht berühmten Kaufleuten strotzten von den schönsten, aber auch von den unnützesten Dingen aller Art, und konnten für eine öffentliche Kunstausstellung der Produkte des Pariser Kunstfleißes gelten. Ich sage des Pariser Kunstfleißes; denn das Meiste von diesem Tand kommt doch aus den Pariser Werkstätten; nur die kostbaren Seidenzeuge, besonders die mannichfachen Sammtarten, sind aus den Lyoner und andern südlichen Fabriken, zum Theil auch die Shawls; in diesem Fach können jedoch die Pariser Fabriken sich mit denen anderer Städte Frankreichs messen. In den Giroux'schen Salons hätte man sich eine ganze Galerie von Gemälden und Zeichnungen neuerer Meister, freilich mit großen Kosten, zusammenkaufen können. Das Verfertigen von Aquarellgemälden ist eine bedeutende Erwerbsquelle für die hiesigen Künstler geworden; freilich werden ihre Arbeiten, wenn kein berühmter Name darunter steht, von den Kunsthändlern oft jämmerlich schlecht bezahlt und, wenn die Stücke gut sind, an die Kunstliebhaber sehr theuer wieder verkauft, so daß oft der Künstler arm bleibt, der Kunsthändler aber reich wird. Dies ist jedoch zu allen Zeiten so gewesen, und in dieser Hinsicht macht Paris keine Ausnahme von der Regel. Es müßte aber doch sonderbar zugehen, wenn hier ein Künstler von ausgezeichnetem Talente, dem Kunstausstellungen und andere Mittel der Oeffentlichkeit zu Gebote stehen, sich nicht selbst bekannt machen könnte, ohne dazu der Kunsthändler zu bedürfen, welche einen geschickten Zeichner wohl zu nützen wissen, ohne seinen Namen bekannt zu machen, damit er ihnen nicht sobald entschlüpfe. Aber freilich findet es zuweilen ein sorgloser und verschwenderischer Künstler ganz bequem, seine leicht hingeworfene Zeichnung gegen baares Geld, sey es auch nur eine Kleinigkeit, umzusetzen. Alle etwas bedeutenden Kunsthändler in Paris stellen dergleichen Zeichnungen in Menge in ihren Läden und Magazinen aus, und viele Produkte dieser Art gehen wie andere Waare in's Ausland, so wie Frankreich denn auch dergleichen aus der Fremde bekommt, besonders aus England, wo der für's Publikum zeichnenden Künstler eine ungeheure Menge ist. Ein neuer Handelszweig sonderbarer Art ist neulich zur Sprache gekommen, und es hieß sogar, das Polizeigericht werde sich mit der Angelegenheit zu befassen haben. Zwei Schreiber am Kriegsministerium wurden beschuldigt, Papiere aus den Büreaux dieses Ministeriums verkauft zu haben, und es ergab sich, daß sie wirklich Bittschriften und andere Stücke mit Unterschriften bekannter Personen an einen Büchertrödler verkauft hatten, welcher einen Handel mit sogenannten Autographen treibt. Ich habe in der That lange im Laden dieses Mannes einen Zettel mit den Worten: Autographes à 15 Sous la pièce hängen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Christmarkt.

Um Weihnachten nimmt unsere Stadt eine ganz eigenthümliche Physiognomie an, und Einiges hierüber mag zu Bezeichnung des hiesigen Lebens dienen. Von dem Getreibe, Gerenne und dem Wogen in Gassen und Läden kann sich der Fremde kaum einen Begriff machen. Alles hat die Hände vollauf zu thun, Keiner hat Zeit, und Käufer und Verkäufer sind gleich geschäftig, die einen, ihr Geld los zu werden, die andern, es an sich zu bringen. Auf dem Gänsemarkt ist der sogenannte Dom aufgeschlagen, und Bude reiht sich an Bude. Dicke Ströme von Menschen fast aller Stände wogen, der Ordnung wegen von Stadtsoldaten an jeder Seite eingefaßt, durch diese neuentstandenen Gassen, theils um zu gaffen, theils um zu kaufen. Möge der Regen auch in Strömen vom Himmel fließen, möge der Schnee fußhoch fallen, Keiner wird sich dadurch abhalten lassen, den Dom zu besuchen und die in den Buden ausgestellten Herrlichkeiten zu bewundern. Aus der Nachbarschaft strömt auch noch das Landvolk in seinen zum Theil höchst malerischen Trachten herbei und macht die Scene bunter und belebter. Nur der arme Jude, der doch so gern dabei ist, wo es etwas zu verkaufen gibt, ist von der Domherrlichkeit ausgeschlossen und darf seine Bude nicht auf dem Gänsemarkt aufschlagen. Ihn hat man nach einem andern Theile der Stadt, dem neuen und alten Steinweg, nach dem großen Neumarkt verwiesen, wo er zwar auch keine Bude aufschlagen, aber doch mit seinem Karren voll Spielzeug, Messern, Dosen, Scheeren ꝛc. stehen und sich die Kehle heiser schreien darf, um Käufer herbeizulocken. Es ist unglaublich, was hier Alles verkauft wird, und wie wohlfeil zum Theil; um einen Spottpreis könnte sich eine kleine Haushaltung hier größtentheils einrichten; die Landleute unterlassen auch nicht, dem Juden ihren Besuch abzustatten. Das Schnarren, Schmettern, Rufen und Trompeten könnte fast taub machen; aber je größer der Lärm, je größer die Lust. Muthwillige Buben laufen zwischen den mit Waaren überladenen Karren umher und ersehen den günstigen Augenblick, wo sie dem armen Juden, den sie nur gar zu gerne foppen, eins anhaben können, und gelingt es ihnen, so ist der Jubel groß. Außer diesen Ausstellungen in den Gassen hat noch jedes Haus, in dem Kleinhandel getrieben wird, seine besondere. Alle Läden sind festlich, zum Theil prachtvoll erleuchtet; vor allen Fenstern stehen Lichter auf eleganten Leuchtern; der Conditor stellt das köstlichste Naschwerk, und dazwischen wahrhafte Kunstgebilde von Dragant und Marzipan aus; farbige Liqueurs glänzen, gleich Edelsteinen, in hellen Krystallflaschen; zuweilen sind auch Karrikaturen ausgestellt, Abbildungen bekannter, vielbelachter und verspotteter Originale in Zucker, und um diese versammelt sich denn allemal eine frohlockende Menge. Noch größer ist die Pracht und Herrlichkeit in den Putz- und Manufakturläden, die einander an Glanz und Mannichfaltigkeit zu überbieten streben. Die schönsten Hüte mit Federn, Blumen und Bändern zeigen sich in stolzer Pracht neben verschämten Häubchen, deren Aufputz nur darauf gehaucht zu seyn scheint; der schwere Sammt, der malerische Falten werfende Atlas, die bunten Cachemirs hängen zwischen Stoffen, von denen man glauben sollte, sie seyen von den Händen der Elfen aus Nebel gewebt. Alles glänzt, Alles schimmert, Alles sucht sich geltend zu machen, Alles scheint zu bitten: kaufe mich! In den Gold- und Juwelenläden ist gewissermaßen eine größere Würde, ein feierlicherer Ernst zu Hause; die den Kobolden tief in den Schachten entrissenen edlen Metalle, die farbigen Edelsteine haben etwas Großartiges, Imponirendes; zu ihnen, die unbezweifelt vornehm sind, hat nur der Zutritt, welcher selbst reich und vornehm ist; der Pöbel darf sich ihnen nicht nahen; nach ihnen streckt nur die Dame im Cachemirshawl, nur der feine junge Herr in Glacéhandschuhen die Hände aus; auch hütet man sich wohl, diese Kostbarkeiten dem Fenster allzunahe zu bringen: eine Scheibe könnte eingedrückt, ein kecker Griff gethan werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. Januar 1838.

Wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und so ward von vielen Seiten auch jene deutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt oder unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten.

Goethe.

Einige Briefe Goethes aus der Zeit seines Aufenthalts zu Straßburg und gleich darauf.

In der Schilderung, wie sie uns Goethe von seinem Aufenthalt zu Straßburg (1770—1771) gibt, leuchtet der bedeutende Einfluß hervor, der sich ihm selbst für seine Entwicklung darin darstellte. Auch widmen sich dieser Periode drei Bücher der Skizzen aus seinem Leben (9—11), und vielfach klingt sie in den nächstfolgenden wieder. In anscheinend bunter, in der That aber geschickt geregelter Mannichfaltigkeit läßt hier Goethe die Gestalten und Ereignisse im Gewand der Dichtung vorüber ziehen, in treffender Wahrheit die Eindrücke, die geistigen Wirkungen. Die Dekoration bildet die wonnige Natur der Vogesen und der Rheinlandschaft, mit Straßburgs Münster als Symbol. Das Drama spielt gewissermaßen im Conflict der altdeutschen Sitte und Nationalität des Elsasses mit dem damals noch sachte nach dem Uebergewicht ringenden Franzosenthum: * deutsche neben französischer Tracht, Gelehrte von deutscher Art und Gründlichkeit, sich meist nur das Nothdürftige von französischer Sprache und praktischer Gewandheit zum Hausbedarf aneignend, neben den liebenswürdigen Offizieren der französischen Truppen, neben zierlichen französischen Sprach- und Tanzmeistern. — Und nun die handelnden Personen: vor Allem jene merkwürdige Tischgenossenschaft und ihre Conföderaten, da ein günstiges Geschick eben mehrere tüchtige deutsche Jünglinge zu Straßburg vereinte. Hier ist der biedere Lerse, nachmals Pfeffels erster Gehülfe an seinem Institut zu Colmar; Meyer von Lindau, später, wie uns däucht, nach Rußland verpflanzt; Jung-Stilling, dessen kindliches Gemüth, dessen fester, mystischer Glaube Goethes poetischen Sinn, sein Herz so sehr ansprachen, wie denn alle innige Mystiker ihm forthin zusagten, während die eisigen Religionsspötter ihn anwiderten, er selbst aber den großen Geist der Natur in ihrem Schoß zu erforschen nie ermüdete. Auch war es Jung, der ihn vorzüglich veranlaßte, die medizinischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die auf der alten Straßburger Universität ausgezeichnet bestellt waren, zu besuchen, und dieser Neigung, die Goethe neben der Poesie nie verließ, neue Nahrung gab. — Zu den Deutschen fanden sich einige Franzosen, die ihren Theil beitrugen, den Verkehr lebendiger, vielseitiger zu machen.

Jeder Stoff, den Literatur, Wissenschaft, Kunst oder Zeitbegebenheiten darboten, wurde auf der Esse der

* Das deutsche Prinzip hatte einen rechtlichen Fuß in der Natur der Ueberlassung des Elsasses an Frankreich, die im Sinn derjenigen Pommerns an Schweden geschah, nämlich ohne daß sie der deutschen Volksthümlichkeit der Einwohner zu nahe treten sollte. Straßburgs Kapitulation erhielt förmlich der deutschen Sprache den offiziellen Charakter.

jugendlichen Genoſſenſchaft durchhämmert; keiner der aufſtiebenden Funken durchſprühte fruchtlos Goethes Gehirn. Als vermittelnder Obmann (ich möchte ſagen ludi moderator) fand ſich der ſokratiſche Salzmann. Sein eben durchlebtes halbes Jahrhundert wies ihm den Vorſitz an, mehr noch ſeine gediegene, vielſeitige Bildung, ſein ſanfter Sinn, ſeine hohe Rechtlichkeit (das Morgenblatt gab ſeinen Nekrolog gleich nachdem er, im Auguſt 1812, im neunzigſten Lebensjahr zu Straßburg entſchlafen war; gegenwärtige Zeilen können Einiges darin berichtigen). Auch Herder führte ein günſtiges Geſtirn nach Straßburg. Sein umfaſſendes Wiſſen, ſein überall neuen Ideen Bahn brechender Forſchungsgeiſt gaben ſeinen Anſichten großes Gewicht bei Goethe; ja vielleicht war ſelbſt ſein herber, rückſichtsloſer Spott, ſeine ſchroffe Rüge eine Würze mehr, eine heilſame Diverſion für die Richtung, die ſonſt vielleicht Goethes Geiſt zu Straßburg nehmen mochte.

In Rückſicht auf Poeſie und Theater war Lenz eine der ſpätern, nicht gleichgültigen Verbindungen, die Goethe zu Straßburg knüpfte: ein verſchwiſterter, doch ſchwächerer Genius, der ſich durch geheime Rivalität überſteigerte. Auch erlag der reizbar und zart organiſirte Lenz den geiſtigen Anſtrengungen, den auf ihn eindringenden Leidenſchaften, während Goethes Pegaſus, von ſicherer Hand geleitet, herrſchend über den Sturmwolken ſchwebte. — Nur wie eine entſchwindende Erſcheinung zeigt ſich Schöpflins ehrwürdige Geſtalt, dieſes gediegenen Forſchers der Geſchichte, die er mit der Fackel der Urkunden und Denkmale beleuchtet, der uns die Vorzeit des Elſaſſes und Süddeutſchlands aufgethan, in der allgemeinen Geſchichte zuerſt die Germanen von den Celten geſondert, der den Entſcheidungspunkt der Erfindung der Buchdruckerkunſt feſtgeſtellt. — Unmittelbar greifen ſeine tüchtigen Schüler Oberlin und Koch auf Goethe ein, ſeine hohen Anlagen erkennend. Erſterer macht ihn zwar auf die altdeutſchen Dichter aufmerkſam; aber beide wollen ihn für's Studium des deutſchen und franzöſiſchen Staatsrechts durch Ausſichten auf günſtige Anſtellung bei der deutſchen Kanzlei am franzöſiſchen Miniſterium gewinnen. Solche Pläne rechtfertigten ſich durch die Zwecke, die Goethe mit ſeinem Aufenthalt zu Straßburg verband, wohin neben dem Rechtsſtudium die Ausbildung in der franzöſiſchen Sprache gehörte, wofür ihm viele Anläſſe ſeiner Jugend eine Vorliebe gegeben. Wie ſich nun gerade das Gegentheil ergab, bildet den für Deutſchland wichtigen Wendepunkt der Straßburger Periode. — Jene fortwährenden Berichtigungen ſeiner franzöſiſchen Sprechweiſe, zwar ſchonend, nach ſeiner Sitte, jene Wiederholungen in den richtigen Ausdrücken der Gedanken, die Goethe in mangelhaftem Franzöſiſch vorgebracht, mit Vernachläſſigung des Stoffs ſelbſt, deſſen innere Erörterung ihm mehr am Herzen lag als die Sprachform, verleideten ihm bald die Sprache ſelbſt, die er vorher liebgekoſt; ja, mit Andern überzeugt, daß, aller Mühe ungeachtet, er ſie nie vollkommen in ſeine Gewalt bekommen würde, entwand er ſich ihr und warf ſeinen ganzen Eifer, ſeine volle Kraft der deutſchen Sprache zu, ſich fortan ihrer Fittige zur Entfaltung ſeines Genius zu bedienen. — Hiezu geſellte ſich der Zuſtand der tragiſchen franzöſiſchen Muſe. Voltaire ſelbſt ließ die Veraltung ſeiner als klaſſiſch geprieſenen Vorgänger fühlen, wohin ſeine Ausgabe Corneilles zweckte. Aber von ihm ſtieß ſeine kalte Vornehmheit zurück, ja er ſelbſt ſchien im Veralten begriffen.

So kehrten ſich die feurigen deutſchen Jünglinge, Goethe an ihrer Spitze, zu Shakespeare, deſſen tief aus der Natur gegriffene Geſtalten im unerbittlichen Ernſt und im unerläßlichen Schickſal, wie in derber Luſt und im unverhüllten Scherz, mit immer friſcher Wahrheit daſtehen, ohne daß deßwegen dem Drama die zur Wirkung und Darſtellung nöthige Handlungseinheit, noch der raſche, hinreißende Fortſchritt abgeht. So vielerlei eingreifende Umſtände vereinten ſich, Goethes Aufenthalt zu Straßburg die höchſte Wichtigkeit zu verleihen.

Was konnte noch mangeln, ſeinen Genius zur vollen Flamme anzufachen? — der elektriſche Funke der Liebe. Und auch dieſer Impuls fand ſich in dem jungen Frauenzimmer, in welchem Goethe die für ihn verwirklichte Sophie des Predigers von Wakefield erblickte. Glühende Leidenſchaft wogte in ſeinem Buſen, loderte in ſeiner Poeſie, durchſtürmte ſein ganzes Weſen; ſie ergriff eben ſo die Geliebte. In ſo platoniſchen Schranken wir uns auch dieſes leidenſchaftliche Verhältniß denken, mußten dennoch in der Imagination des Mädchens ſich Hoffnungen malen, in denen keine offenbaren Unmöglichkeiten zu liegen ſchienen, für welche aber Goethes noch unentſchiedene Zukunft, alle ſeine reellen Verhältniſſe keine Erfüllung geſtatteten. Wie ſchmerzlich mußte demnach die baldige Enttäuſchung ein junges Herz zerreißen, dem die Huldigung des ſchönen Jünglings, der durch ſo reiche Naturgaben glänzte, ſo vielfach geſchmeichelt, es ſo innig bewegt, zu ſo vieler Zärtlichkeit aufgethan hatte! Streng und ohne Nachſicht rügt auch Goethe ſelbſt ſein unbedachtes Hingeben in ein ſolches Verhältniß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Seemönch.

(Beſchluß.)

Des Pfarrers Zuſtand war elend. Die Leute fanden, daß mit ihm die umgekehrte Veränderung wie mit Tibb Rothhaar vorgegangen. Tibb ſagte auch nicht, was die Mönche

mit ihm vergenommen, aber er war aus einem blödſinnigen Narren ein verſtändiger, kluger Mann geworden, der Pfarrer jedoch ſchien ſeine vorige Weisheit im Waſſer zurückgelaſſen zu haben. Er ſchlich jezt immer träumeriſch umher und mußte ſeiner ſeltſamen Reden und ſeines ungehörigen Thuns wegen endlich ſeiner Stelle entſezt werden. Hanna zog ſich dieſe Umwandlung dergeſtalt zu Herzen, daß ſie den Entſchluß faßte, auf jede Weiſe in Erfahrung zu bringen, was ſich mit ihrem armen Herrn im Kloſter der Mönche zu Gleenarvon ereignet habe.

Eines Tags trat ſie in des Pfarrers Schreibſtube, wo der arme Mann eben in dumpfen Träumereien verſenkt ſaß, ohne ſie zu bemerken. Sie trug einen Kübel mit Fiſchen, den ſie auf den Boden ſezte. Kaum hatte der Pfarrer die Fiſche bemerkt, als er aufſprang und ſchrie: „Bring ſie fort, Hanna! ſiehſt du denn nicht, wie ſie ihre Köpfe nach mir emporrichten, wie ſie mich anſehen? Sie wollen mich, wie dort unten, in ihrer Mitte haben, damit ich ihnen wieder die Meſſe ſinge!“ — „Ei, lieber Herr,“ rief Hanna, „ſo habt Ihr alſo unten die Meſſe geſungen, und zwar den elenden Fiſchen?“ — „Das that ich,“ ſtöhnte der Pfarrer, „aus Habſucht ſtieg ich zu den Geſpenſtern hinab — o welch ſcheußliche Geſtalten hat mein Auge geſehen!“ — „Erzählt,“ rief Hanna, „erzählt, liebſter Herr!“ Der Pfarrer wollte ſprechen, da bewegten ſich die Fiſche im Kübel heftig durcheinander und einer derſelben hüpfte hoch empor. Des Pfarrers Antlitz wurde bleich, ſeine Augen rollten, ſeine Zunge ſtammelte, und er ſchrie gleich einem Beſeſſenen den Fiſchen die Worte entgegen: „Ei, guten Tag, Bruder Miniſtrant! kommſt du, mir den Chorrock anzulegen? gib her! gib her! Die Gemeine wartet, es iſt Zeit!“

Er hatte ſich bei dieſen Worten über den Kübel gebeugt. Ein ſtarker Schlag gegen das Fenſter erfolgte; in dem Augenblick war der Pfarrer verſchwunden und Hanna ſah mit Entſetzen einen Fiſch mehr in dem Kübel ſchwimmen. Sie ſtürzte auf die Knie, rang die Hände und ſchluchzte laut: „Geſtrenger Herr, ſo ſeyd Ihr denn wirklich ein Fiſch geworden! Ach, was werden die Leute im Dorfe ſagen! Kommt heraus, lieber Herr, kommt heraus und ſeyd wieder, was Ihr früher waret; kommt heraus!“ Aber aus dem Kübel heraus ſcholl keine Antwort auf Hannas Klagen; nur ein Fiſch, dicker als die andern, hob den Kopf und ſchaute ſie mit wehmüthigen Augen an. Hanna wollte ihn haſchen, aber er glitt ſchnell davon. Seine Farbe war etwas verſchieden von der der andern; es war, als ſey er in eine graue Kutte gehüllt.

Acht Tage hütete Hanna Tag und Nacht den Kübel, immer hoffend, ihr Herr werde wieder daraus hervorgehen; doch da die Fiſche ſämmtlich hinzuſchmachten ſchienen, entſchloß ſie ſich endlich, die armen Gefangenen in's Meer zurückzutragen. Lange ſtand ſie am Strande und konnte ſich nicht entſchließen, den armen verwandelten Pfarrer in das unendliche Meer hinabgleiten zu laſſen, wo ſie ihn wohl nie wieder ſehen würde; endlich ſtürzte ſie mit einem raſchen Stoß das Gefäß um, und fort waren die Fiſche, ſpurlos verſchwunden in der Tiefe. Hanna ſezte ſich am Strande nieder und weinte bittere Thränen.

Nach langen Jahren erzählte man ſich noch die Sage von Tibb Rothhaar, den die Mönche zu Gleenarvon klug und reich gemacht, und von dem böſen Pfarrer, den ſie in einen Fiſch verwandelt. Hanna aber hat nie wieder einen Fiſch gegeſſen, denn es plagte ſie der Zweifel, ein böſer Zufall könnte es wohl fügen, daß ſie ihren ehemaligen Herrn verſpeiſte.

Der Doktor Jonathan Oldinby blieb bei allen dieſen Vorfällen in ſeiner gewohnten Ruhe. Selbſt das traurige Ende ſeines hartnäckigſten Feindes machte keinen Eindruck auf ſein Gemüth. Man ſagt, noch oft habe der geheimnißvolle Fremde ihn beſucht; Beide haben wohl ſtundenlang vor ihren aufgerollten magiſchen Karten geſeſſen und ſich noch oft in ſeltſamen Geſprächen von den Wundern der Tiefe unterhalten, und der Zeiten gedacht, wo der unentweihte Gottesdienſt herrſchte und die Mönche von Gleenarvon noch in ihrem Kloſter auf der Felſenſpitze beteten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Fortſetzung.)

Das Chriſtfeſt.

Weit bunter noch, und auch intereſſanter, ſieht es in den großen Galanterie- und Spielzeugläden aus. Dahin fahren Abends die ſchönen Damen, meiſt in eigener Equipage, und kaufen für viele Hunderte. Hier iſt Alles zu haben, was die Pracht eines Saales zu erhöhen vermag, von den kleinen närriſchen chineſiſchen Pagoden an bis zur Spieluhr; hier kann man kaum etwas fordern, das nicht gleich zu Befehl ſtände; auch kauft die elegante Welt allein in den Läden, und niemals in den Buden oder gar auf den Gaſſen; das würde ſich nicht ſchicken. Hier werden auch die zum Theil überaus koſtbaren Spielzeuge gekauft, woran ſich das ſchon verwöhnte Kind einen Augenblick freut, und die dann zu allem Uebrigen in die Spielzeugkammer verwieſen werden, wo ſie vielleicht für immer ruhen bleiben; eine ſolche Kammer zu haben, gehört zum guten Ton. Schon vierzehn Tage vor dem Chriſtabend fängt dieſes bunte Treiben an und dauert bis Neujahr, wo dann endlich wieder Alles in das alte Geleis zurücktritt, wodurch die Stadt für eine kurze Zeit, bis man ſich wieder daran gewöhnt hat, ein etwas nüchternes Anſehen bekommt. Auch die Buch- und Kupferſtichläden wollen wir einen Augenblick anſehen. Hier gibt es gleichfalls viel zu thun, denn Bücher und ſchöne Kupferwerke dürfen auf den Weihnachtstiſchen nicht fehlen. Die beliebteſten Schriftſteller, die gangbarſten Werke ſtehen in wahrhaft

prachtvollen Einbänden da und harren auf Käufer, die ihnen auch nicht fehlen. Zum Christfest will Alles beschenkt seyn, und wird es. Wer dem Hause im Laufe des Jahrs nur die geringsten, ohnedies schon hinlänglich bezahlten Dienste geleistet hat, streckt seine Hand nach einem Geschenke aus, und empfängt es; ja das Bettelkind, welches wöchentlich seine Gabe im Hause erhält, will an diesem Tage noch extra bedacht seyn. Beim Geben zeigt sich der Hamburgische Charakter in seiner vollsten Liebenswürdigkeit: man gibt gern und so auch freundlich, man hat die Hand immer offen, wo es gilt, einer Noth zu steuern oder eine Freude zu machen. In reichen und angesehenen Häusern, wo nicht nur die Eltern selbst einander beschenken, sondern auch die Kinder beschenkt werden, die guten Freunde, die Gehülfen und Burschen auf dem Comptoir, das Heer der Dienstboten, der Zeitungsträger, die Wasserträgerin, der Thurmbläser, der Leuchtenversorger und Anstecker, die Nachtwächter, der Schlächtergesell, der das Fleisch, der Küper, der den Wein bringt, die Nätherin und Schneiderin, kurz Alles, was sich nicht schämt, zu nehmen, werden am Christfest wahrhaft enorme Summen ausgegeben, und man schlägt diese für die ganze Bevölkerung gewiß nicht übertrieben auf eine Million an. Auch herrscht Freude auf allen Gesichtern, Musik ertönt in allen Gassen, alle Pulse des Lebens schlagen höher. Bei der feierlichen Bescheerung am heiligen Abend ist auch die Dienerschaft zugegen, und empfängt das Ihrige zugleich mit den Kindern. Dieser Gebrauch hat etwas so Patriarchalisches, daß ich ihn ungern aus unsern Häusern verschwinden sähe. Das den Dienstboten bestimmte Geld, in der Regel 8 — 10 Thaler preuß., steckt, meist in ganz neuen, schönen Münzsorten, im schönsten Apfel; die andern Geschenke liegen auf Tellern, oder vielmehr auf Schüsseln, denn ein Teller würde die Masse von Kuchen und Naschwerk nicht fassen, die ihnen mit freigebigen Händen gespendet wird. Zum Nachtessen dürfen Karpfen, hier der theuerste und beliebteste Fisch, womit uns das nahe Holstein versorgt, in keinem Hause fehlen; dazu werden Aepfelkuchen, ein überaus schweres, unverdauliches Backwerk, genossen. In der Küche oder im Gesindezimmer geht es so hoch her, wie an der herrschaftlichen Tafel; nur vertritt hier der Punsch die Stelle der feinen Weine, welche auf jener herrschen. Daß unter solchen Umständen leicht Feuersbrünste an diesem Abend ausbrechen, kann man sich denken; auch sind sie nicht selten und oft von den schrecklichsten Folgen. — Einen nicht ganz uneinträglichen Handelsartikel bilden zum Christfeste die Tannenbäumchen und Tannenzweige, die von den Landleuten der Umgegend auf Wagen hereingeführt und auf den Märkten verkauft werden. Da indeß ein Mißbrauch mit diesem Handelsartikel getrieben und von gewinnsüchtigen Leuten die jungen Tannen aus den englischen Anlagen der Landhäuser geraubt wurden, um sie in der Stadt zu verkaufen — denn unsere nächste Umgebung hat kein Nadelholz — so dürfen nur solche Landsleute Tannenbäume zur Stadt führen, die eine Bescheinigung des Schulzen aufzuweisen haben, daß sie auf rechtmäßige Weise in den Besitz derselben gekommen sind, und diese vernünftige Einrichtung trägt ihre Früchte, weil jetzt die schönen Gartenanlagen vor räuberischen Händen geschützt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Autographensammlungen. Caligula von Dumas.

Die beiden Schreiber brachten zu ihrer Entschuldigung vor, sie hätten nur solche Papiere zu Gelde gemacht, die man doch des Aufhebens nicht werth halte und zu vernichten pflege. Mit dieser Entschuldigung wird man vielleicht die Sache auf sich beruhen lassen. Uebrigens ist jener Trödler nicht der Einzige, welcher in Paris mit Autographen Handel treibt; sogar Spezereihändler befassen sich damit, und in der That haben diese oft Gelegenheit, beim Ankaufe alten Papiers Stücke zu erwerben, welche von merkwürdigen Personen geschrieben sind. Die Liebhaberei zu eigenhändigen Briefen und Unterschriften ist aber so allgemein geworden, und zwar bei beiden Geschlechtern, daß man über hundert bedeutende Sammlungen in Paris aufzählen könnte. Eine der wichtigsten, die des Gerichtsraths Montmerqué, welcher sie hat versteigern lassen, hat 12.000 Fr. eingebracht. Eine wohl noch zahlreichere ist die Villenave'sche, in welcher die Stücke aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. allein beinahe hundert Portefeuilles füllen. Der Besitzer hat dieselben häufig bei seinen Aufsätzen in der Biographie universelle benuzt, und manche interessante Thatsachen daraus hergenommen. Eben so besitzt derselbe aus der Revolutionszeit Briefe oder sonstige Schriften von beinahe allen Männern, welche damals eine Rolle gespielt haben. In den Versteigerungen kommen jezt ziemlich oft Autographensammlungen vor; sogar Briefe von Leuten, welche noch leben, werden namhaft gemacht und zuweilen einzeln versteigert. Man muß sich jezt, wenn man an Jemand schreibt, in Hinsicht des Wie und des Was vorsehen; denn man läuft Gefahr, seine Briefe einige Zeit hernach versteigert zu sehen. Ein berühmter Mann könnte sich im Nothfalle verbriefen und sein eigen Papier in Umlauf setzen, wie Wechsel und Schuldverschreibungen. — Das wichtigste Tagesereigniß der beiden lezten Wochen war die Aufführung des Dumasschen Caligula, von welchem die Tageblätter schon seit Monaten das Publikum unterhalten hatten. Dumas ist bekanntlich ein origineller Mann, welcher gerne Aufsehen erregt und sich zum Gegenstande des allgemeinen Geredes macht. Sein Caligula sollte etwas ganz Außerordentliches, und nicht allein poetisch ein besonderes Stück seyn, sondern auch mit der größten Pracht ausgestattet und aufgeführt werden. Unter andern sollte Caligula's Triumphzug, auf's Herrlichste dargestellt, vorkommen, und da hatte denn die lebhafte, allzulebhafte Phantasie des Dichters das Abenteuerlichste ersonnen. Anfangs sollte der Triumphwagen des Siegers von den Horen gezogen werden; allein in Paris wäre ein Mädchengespann überaus lächerlich gewesen. Von dieser Idee ging der Dichter daher bald ab; er dachte nun an Elephanten; die Bühne war aber nicht groß genug für solche Ungeheuer; in fünf Schritten würde ihr Rüssel die Coulissen berühren. Nun verfiel er auf Pferde, besonders auf weiße, welche in einigen Opern so gute Wirkung thun; aber die Schwierigkeit war, sie auf die Bühne des Théâtre français hinaufzubringen; es führt nur eine Wendeltreppe zur Seite hinauf, und dieses Theater besitzt nicht die großartigen Vorkehrungen, die an der Opernbühne getroffen sind, um allerlei Bestien, Pferde wie Elephanten, hinaufzuschaffen. Die kleinen Journale mischten sich in die Sache und gaben spottend den Rath, man solle die Pferde durch's Fenster hinaufziehen. Einige sprachen sogar schon von einer eigens zu diesem Behufe erfundenen Maschine. Das Ding wurde so lächerlich, daß man davon abgehen und sich damit begnügen mußte, den Siegeswagen von Männern ziehen zu lassen. Das Uebrige, als das römische Gelage, die Ansichten Roms u. s. w., ließ sich leichter in's Werk setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. Januar 1838.

— Ignis edax summa ad fastigia vento
Volvitur; exsuperant flammae, furit aestus ad auras.
Virgil.

Einäscherung der Londoner Börse.

Im Oktober 1834 berichtete ich von der Feuersbrunst, welche den größern Theil der hiesigen Parlamentshäuser — der zum Aufbau immer noch blos veranschlagten — in Schutt und Asche legte. Ich glaube nicht, daß ich seitdem von einer andern Feuersbrunst gesprochen, obgleich es weder an Vorfällen dieser Art, noch an mancher dabei Statt gefundenen denkwürdigen Scene gefehlt hat; aber das Feuer unerwähnt zu lassen, von welchem ich in vergangener Nacht, vom 10ten zum 11ten Januar, Augenzeuge gewesen bin, wäre Verrath an meiner Pflicht als Korrespondent. Acht volle Stunden lang wirbelte eine Feuergluth ihre Rauchwolken zum Himmel auf, daß die Sterne, die bis dahin in der kalten Nacht doppelt hell gefunkelt, weit und breit unsichtbar wurden, und als das Feuer endlich unter Strömen von Wasser erlag, war Europa um eines der stattlichsten Gebäude ärmer, hatte der Londoner Welthandel keinen Vereinigungspunkt, keine Börse mehr. Die Wichtigkeit des Verlustes bedarf keiner Erklärung; er trifft, wie man ohne Uebertreibung behaupten kann, die gesammte Nation.

Zehn Uhr Abends ist in London keine späte Stunde, und später war es nicht, als das Feuer aufging. Daß die Royal Exchange, wie die Börse hier heißt, ziemlich im Mittelpunkte der City stand und mit der Bank von England und der Residenz des Lord Mayors eines der drei wichtigen Gebäude war, welche daselbst nahe beisammen sind, können die Leser, wenn aus nichts anderm, aus meinem Aufsatze über die Stockbörse * ersehen. Zu so früher Stunde, in einem der lebhaftesten Theile Londons, konnte weder das Feuer lange unbemerkt, noch Hülfe lange ausbleiben. Einer der Bankwächter war der Erste, der es bemerkte und Lärm machte. Er sah ein verdächtiges Roth hinter den Fenstern von Lloyd's Kaffeehaus flackern, welches dem Bankgebäude unmittelbar gegenüber den nordöstlichen Flügel der Börse einnahm, und obschon als Kaffeehaus in der ganzen Welt bekannt, doch in so fern keines war, als es regelmäßig Abends zwischen acht und neun Uhr geschlossen wurde. Der Ruf des Wächters versammelte seine Kameraden, die in der Bank auf Wache befindlichen Soldaten traten in's Gewehr, ein Polizeidiener ließ seine Schnurre rasseln, die nur in der City noch vorhandenen Nachtwächter stießen in ihre Hörner, die Bankspritzen rollten herbei, der Feuerruf flog durch die Straßen, schnelle Boten eilten nach den verschiedenen Löschanstalten, und während noch keine eigentliche Flamme sichtbar war, standen bereits

* In den Nummern 153—155. Juni 1838.

Hunderte zum Löſchen bereit. Iſt es wohl zu glauben, daß eine halbe Stunde verlief, ehe man in die Börſe gelangen konnte? daß ein Gebäude, in deſſen verſchiedenen Abtheilungen ſehr bedeutende Geldſummen und die wichtigſten, werthvollſten Papiere aufbewahrt wurden, Jahr aus, Jahr ein bei Nacht ohne Wächter war, weil man die auf ohngefähr achtzig Pfund Sterling jährlich anſteigende Ausgabe erſparen wollte? daß Niemand wußte, wo die Thor- und Thürſchlüſſel ſich befanden? daß in deren Ermanglung, und wie es länger keinem Zweifel unterlag, daß das Feuer um ſich greife, endlich die eiſenbeſchlagenen Thore geſprengt werden mußten? Sobald Einlaß erzwungen worden war, trieb der Luftzug die Flammen durch die Fenſter, die vor denſelben Verſammelten wichen zurück, hoch über das Dach ſchlug die Lohe. Ringsum, längs der vier Seiten waren Gewölbe eingebaut, und die verſchiedenen Handelsleute, die ſolche inne hatten, ſtrömten jezt herbei, ihre Habe zu retten. Aus allen Richtungen donnerten ſchnell nach einander ein Dutzend Feuerſpritzen heran, und die Löſchmaſchinen wären wohl im Stande geweſen, die Flammen zu bewältigen, wenn nicht der ſtarke Nachtfroſt ihre Thätigkeit gehemmt hätte. Ihre Röhren und Schläuche mußten mittelſt heißen Waſſers aufgethaut, die überfrorenen Waſſerleitungen durchbrochen werden. Neuer, unerſetzlicher Zeitverluſt; und ehe die Spritzen in Gebrauch kommen konnten, hatte das in ſüdweſtlicher Richtung laufende Feuer bereits den größern Theil von Lloyd's Kaffeehaus und ziemlich das ganze, eine lange Zimmerreihe einnehmende Bureau der Royal Exchange Assurance Company — der königlichen Börſenverſicherungsgeſellſchaft — in ein Flammenmeer verwandelt. Die Löſchmaſchinen hatten eben angefangen, ihre Waſſerſtrahlen ziſchend über das Gebäude zu werfen, als es vom Thurme der Börſe Mitternacht ſchlug, und der ausgeſchlagenen Stunde ließ das Glockenſpiel die Melodie folgen: There is no luck about the house — etwa das deutſche: es geht ein finſtrer Geiſt durch dieſes Haus. Obgleich eine reine Zufälligkeit, machte doch die Melodie unverkennbaren Eindruck, und der Aberglaube, an welchem beſonders die niedern Stände Englands ſchwer darnieder liegen, nahm die Zufälligkeit ſofort für einen Beweis, daß die Börſe unrettbar verloren ſey. Die Anſtrengungen der Feuermänner wurden dadurch nicht gelähmt; aber das Vorgefühl der Abergläubiſchen ging in Erfüllung.

Gegen ein Uhr lagen der nördliche und weſtliche Flügel in Aſche. Das Feuer nahte jezt dem Thurme und ſchien hartnäckig die Verkündigung des Glockenſpiels wahr machen zu wollen. Zwanzig kraftvolle Spritzen waren ununterbrochen in Thätigkeit, ohne den Flammen im Geringſten Einhalt zu thun. Es war, als falle ihr Waſſer trocken in die Gluth. Von Minute zu Minute ſtieg die Beſorgniß, daß der maſſive, einhundert und fünfzig Fuß hohe Thurm, vom vernichtenden Elemente ergriffen, einſtürzen und manches Leben begraben werde, und nicht bloß die anweſenden Stadtbehörden, der Lord Mayor an ihrer Spitze, ſondern auch die Bewohner der benachbarten Häuſer, die vom Falle des Thurmes Vernichtung ihres Eigenthums befürchteten, drangen unabläſſig in den oberſten Dirigenten der Löſchanſtalten, ſeine äußerſten Anſtrengungen an die Erhaltung des Thurmes zu ſetzen. Nichts blieb zu dem Ende unverſucht: mit unglaublicher Behendigkeit und kühnſter Lebensverachtung kletterten die Feuermänner über das brennende Dach und klommen an den ſchlanken Säulen hinan. Alles vergebens: die Flammen wollten ihren Willen haben, und als ſie endlich am Thurme hinaufleckten, bildete in gleichem Momente die Börſe eine einzige Feuerſäule und war die Hitze ſo groß, daß ſelbſt die tapfern Löſchmänner weichen mußten. Die acht Spielglocken riſſen eine nach der andern ſich los und ſtürzten hellklingend nieder, Alles, was ihnen in ihrem Falle begegnete, mit ſich reißend. Zauberhaft ſchön erglühte das metallene Zifferblatt röther und röther. Noch ruckten die Zeiger, plötzlich ſtanden ſie ſtill, das Uhrwerk war zerſtört. Die Macht des Feuers erſchien ſo unwiderſtehlich, daß man anfing, für die Sicherheit des Bankgebäudes und der der nordöſtlichen Ecke der Börſe gegenüberſtehenden St. Bartholomäuskirche zu fürchten. Die geeignetſten Maßregeln zu Abwendung der Gefahr wurden getroffen; aber am wirkſamſten war unſtreitig das plötzliche Umſpringen des Windes nach entgegengeſezter Richtung. Beide Gebäude blieben unverſehrt, und was an Papieren und Effekten aus den einzelnen Lokalen der Börſe gerettet werden konnte, fand dort Aufnahme und militäriſchen Schutz.

Gegen vier Uhr lag das ganze Börſengebäude bis auf deſſen öſtlichen Flügel ausgebrannt. Dieſer bildete die eine Seite eines ſchmalen Gäßchens oder vielmehr Durchgangs, welcher den Namen Swining-alley führt, und beſtand aus Verkaufsgewölben und kleinen Privatwohnungen. Ehe noch die Flamme bis hieher drang, ſtiegen die Feuermänner auf die Dächer der andern Seite und richteten ihre Waſſerſchläuche gegen das anſtürmende Element: ohne Erfolg. Der Wind, der bis jezt ziemlich ſtark geweht, verwandelte ſich in Sturm und rollte die Flammen wüthend vor ſich her. Auch dieſer lezte Flügel ging in Feuer auf, und nur durch das Niederſtrömen wahrer Waſſerbäche gelang es, die andere Seite des Gäßchens vor den hinüber züngelnden Flammen zu bewahren. Bald nach fünf Uhr hatte die Londoner Börſe aufgehört zu ſeyn, war ſie mit weniger Ausnahme ein glühender Schutthaufen. Noch ſtand der Thurm, dem Anſcheine nach unerſchüttert; aber die den Hofraum umlaufenden Galerien ſtürzten krachend zuſammen und begruben die Bogengänge, unter denen die Handelsherren noch geſtern gefeilſcht, und mit ihnen ſind wahrſcheinlich auch die ringsum aufgeſtellten Statuen

sämmtlicher Könige und Königinnen vernichtet, die seit Wilhelm dem Eroberer über England geherrscht haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Einige Briefe Goethes aus der Zeit seines Aufenthalts zu Strasburg und gleich darauf.

(Fortsezung.)

Sobald Goethe in Straßburg bei der juristischen Fakultät graduirt hatte, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er noch die ihm von Straßburg nachgefertigte Zumuthung einer ihm undienlichen zweiten akademischen Förmlichkeit lustig ablehnte. Unmittelbar erzeugte sich jezt die erste, volle Blüthe, oder vielmehr würzige Frucht der Straßburger Geistesreibungen, in Götz von Berlichingen, mit der sich Goethe an die Spitze einer neuen dramatischen Dichtungsperiode für Deutschland stellte. Es geschah eine Metempsychose, Shakespeares Genius erstand in Deutschland. Schon gährte Faust, Englands Romantiker und Ossians Nebelgeister fanden sich im Werther. Goethe eilte, seinen Straßburger Freunden Götz von Berlichingen zu übersenden, denn nicht nur die geistigen Ergebnisse seines dasigen Aufenthalts, sondern auch persönliche Denkmale, ja seine eigene verkappte Pönitenz waren darin niedergelegt.

Spricht uns nun die Schilderung der Straßburger Periode, so lange nachher in Dichtung und Wahrheit verzeichnet, so lebhaft an, wie müssen nicht gleichzeitige Fragmente auf uns wirken! In jener Schilderung sehen wir in wohldurchdachtem Plan die merkwürdigen Momente zurückgespiegelt; die Reflexion in anziehendem, doch gemessenem Styl, oft mit Umschweifen, unterhält und belehrt uns. Wie müssen uns nicht Emanationen ergreifen, im Augenblick der Handlung selbst inspirirt, nicht aus Goethes Dichtungen, nein, aus seinem eigenen Lebensdrama. Solches findet sich in den ersten der Briefe, die wir hier mittheilen; die andern handeln von seinen Ideen und Erzeugnissen und denen seiner Freunde. Statt der zwischen Laubwerk hie und da an gehörigem Ort angebrachten duftigen Blumen der in Dichtung und Wahrheit geflochtenen Guirlande, die zwischendurch die ordnende Hand erkennen läßt, pflücken wir hier die Waldblumen in wilder Pracht, am Rand des dem Gletscherentstürmenden Wasserfalls.

Diese Briefe, alle, bis auf Einen, an Salzmann geschrieben, bewahrt Straßburgs öffentliche Bibliothek, wohin sie des leztern wohlmeinende Erben durch Vermittlung des Einsenders niedergelegt.

Im Januar 1838.

C. M. E.

Briefe aus Sessenheim.*

(Durchgängig ohne Datum; wir lassen sie so viel möglich nach chronologischer Wahrscheinlichkeit folgen.)

A Monsieur Salzmann, secrétaire de la chambre des tutèles, à Strasbourg.

Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen wenn's vorbey ist als jezt. Es regnet draussen und drinne, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetter-Hähngen drüben auf dem Kirchthurm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite.

Es ist schweer gute Perioden, und Puncte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.

Doch lern ich schön griechisch; denn daß Sies wissen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese.

Und dann bin ich 4 Wochen älter, Sie wissen daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel sondern vieles thue.

Behüt mir Gott meine lieben Eltern,
Behüt mir Gott meine liebe Schwester,
Behüt mir Gott meinen lieben Hrn. Aktuarius,
Und alle fromme Herzen.
Amen.

* Wir bemerken, daß die Abschrift, wie der Abdruck, sich ganz genau an das Original hält. A. d. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Fortsezung.)

Mundt's Delphin.

Ein besonderes Aufsehen erregt eine in dieser Zeit erschienene Schrift von Theodor Mundt, die unter dem Titel: „Der Delphin," bei Hammerich in Altona in Form eines Taschenbuchs erschienen ist. Mundt, ein feiner Geist und in der Regel trefflicher Beobachter, hat im verflossenen Sommer einige Monate hier zugebracht, und kam über Frankreich und England zu uns, wahrscheinlich, um Hamburgisches Leben und Hamburgische Sitten zu studiren, sie gelegentlich aber auch zu beschreiben, wie diese Herrn es nicht anders halten. Das Publikum ist schon daran gewöhnt, ihnen ihre Reisen und Vergnügungen zu bezahlen. Mundt hat nun auch uns, in deren Mitte er lebte, eine kleine Contribution der Art auferlegt, und Hamburgische Sitten und Zustände

in seinem „Delphin“ in „vertrauten Briefen über Hamburg“ zu schildern versucht. Ich sage mit Vorsatz: versucht, indem ich nicht zugeben kann, daß er sie völlig richtig aufgefaßt und naturgetreu wiedergegeben habe; denn dazu könnte ihn erst ein längerer Aufenthalt unter uns befähigen. Das Leben und Treiben einer so großen, bewegten und höchst eigenthümlichen Stadt ist nicht mit wenigen Pinselstrichen zu zeichnen, und die Schilderung desselben läßt sich nicht so zusammendrängen, wie es hier auf ein-und-fünfzig splendid gedruckten Sedezseiten versucht worden ist. Mundt hat demnach die äußern Umrisse zwar ziemlich genau entworfen; allein was er als Schattirung in sein flüchtiges Gemälde trug, bringt falsche Lichter hervor und findet so mit Recht Widerspruch und Tadel. Er bezeichnet z. B. die Hamburger als nur den groben Genuß suchende Menschen, und darin thut er ihnen das offenbarste Unrecht. Es regen sich auch noch viele andere, höchst achtungswerthe Elemente hier, von denen er nicht einmal eine Ahnung zu haben scheint. So spricht er auch den Hamburgern allen Witz ab, und darin thut er ihnen wieder Unrecht; denn namentlich hat hier die niedere Volksclasse einen so körnigen, oft aber freilich auch etwas derben Witz, wie ich ihn sonst nirgends gefunden habe. Er behauptet ferner, man fürchte sich hier vor dem Witze und hasse ihn sogar, weßhalb man auch Heine nicht ausstehen könne. Nur vor dem sogenannten Berliner Witz, den Mundt als geborner Berliner natürlich hoch anschlägt, hat man hier einen unüberwindlichen Ekel und meidet sehr gern das Zusammentreffen mit Berliner Jünglingen, welche die Conversation dadurch zu beleben glauben, daß sie der Gesellschaft von den in Berlin als kleine Münze cursirenden Nante-Witzen auch nicht einen einzigen erlassen. Der Hamburger liebt auch den Heine'schen Witz nicht, weil dieser, was kein echter Witz soll, sich in Persönlichkeiten gefällt und eine verwundende Spitze hat; einen solchen zu lieben, dazu ist er zu gutmüthig. Großartigen Humor dagegen weiß er recht gut zu schätzen. Wir besitzen selbst eine Art von Falstaff in unserer Mitte, einen jetzt nicht mehr ganz jungen Mann, der, bei übrigens ehrenwerther Gesinnung, es sich nicht versagen kann, alle Jahre eine Menge von witzigen Handlungen und Einfällen vom Stapel laufen zu lassen, und ich darf behaupten, daß man ihn wegen derselben liebt, daß man ihm eine gewisse Bewunderung zollt und seinem Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er ist Geschäftsmann, und zwar ein sehr tüchtiger, und so hat Jeder gern mit ihm zu thun, obgleich er vielleicht in der nächsten Stunde die ganze Stadt über einen lachen macht; allein seine Witze sind harmlos, sind Kinder wahren Humors.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Caligula von Dumas. Prachtwerke.

Dumas wollte sich so nahe als möglich an die Geschichte halten, und man sieht, daß er Tacitus, Sueton, Juvenal und Petronius fleißig studirt hat. Nur daß er eine zur Christin gewordene Gallierin vor Caligula auftreten läßt, ist ihm als ein starker Anachronismus vorgeworfen worden, da zur Regierungszeit dieses Kaisers das Christenthum in Gallien noch nicht verbreitet war. Ob die treu dargestellte Geschichte eines abscheulichen Wütherichs überhaupt ein anziehendes Schauspiel werden könne, ist eine andere Frage, welche von den meisten Theaterkritikern, von den unparteiischen wenigstens, verneinend beantwortet wird. So viel ist gewiß, daß der Dumas'sche Caligula, trotz des auf dieses dramatische Gemälde verwendeten Talents und trotz der Pracht der Darstellung, nicht sehr gefallen hat. Man will das Stück sehen, von welchem so lange die Rede war und das einen der bekanntesten Pariser Dichter zum Verfasser hat; hat man aber diese Neugierde befriedigt und die wohlklingenden Alexandriner gehört, so ist die Lust vergangen, und man ist wenig geneigt, das historische Ungeheuer abermals zu sehen. Freilich wird in den Tageblättern, welche von den Freunden des Dichters herausgegeben werden, das Stück als ein Meisterwerk geschildert, welches einen bleibenden Werth im Repertoire des Théâtre français behalten werde. Es läßt sich aber vorhersehen, daß Caligula nicht so lange die Zuschauer herbeiziehen wird, als sein Heinrich III., welcher doch auch kein Meisterwerk war, aber als ein kühner Jugendversuch des damals erst eben auftretenden Dichters viel Aufsehen erregte. Dumas ist selbst Theaterkritiker, und zwar in dem Tageblatt la Presse, wo denn natürlich sein neues Stück nicht scharf mitgenommen worden ist. Vor einiger Zeit hat er den Versuch gemacht, einen komischen Operntext zu schreiben. Dieses Stück heißt Piquillo und ist mit spanischen Abenteuern überladen, so daß manche Zuschauer es deßhalb langweilig oder vielmehr ermüdend finden. Da die Musik jedoch einiges Verdienst hat und die Darstellung gut ist, so wird Piquillo ziemlich oft gegeben. Man hat sich in den Zeitungen darüber aufgehalten, daß Dumas bei Gelegenheit der ersten Aufführung seines Caligula eine zinnerne Münze hat prägen lassen, worauf einerseits der Kopf des Kaisers zu sehen ist, indeß die Kehrseite das Datum der ersten Vorstellung des Stücks angibt. Es mag Eitelkeit dabei im Spiele gewesen seyn; indessen sind dergleichen Denkmünzen schon bei ähnlichen Gelegenheiten feil geboten worden; auch ist es leicht zu verzeihen, wenn ein Dichter die Besiegung so mancher Schwierigkeiten für wichtig genug hält, um durch eine zinnerne Denkmünze gefeiert zu werden. Als bloße Liebhaberei kann es angesehen werden, daß Dumas das Stück selbst, sehr sauber abgeschrieben und mit den Zeichnungen geschickter Künstler verziert, der Herzogin von Orleans überreicht hat. Dichter und Künstler sind hier häufig verbrüdert, und letztere lassen sich willig finden, die Werke der erstern mit ihren Zeichnungen zu verzieren. Dieses Exemplar ist aber noch nichts in Vergleich mit dem, welches der Direktor der königlichen Druckerei neulich derselben Herzogin überreicht hat. Es ist dies der erste Band der auf Staatskosten herausgegebenen Sammlung orientalischer Handschriften. Hier war der Luxus auf's Höchste getrieben und wahrlich übertrieben worden. Nicht allein ist jede Seite des auf Velinbaut gedruckten Exemplars mit goldenen Leisten eingefaßt, sondern alle Verzierungen sind mit dem Pinsel sorgfältig ausgeführt und der Einband mit geschnittenen Steinen besetzt. Wozu diese Ueberladung? Auch den fremden Gesandten hat der Direktor sehr kostbare Exemplare überreicht, und überhaupt ist diese Handschriftensammlung mit solcher Pracht angelegt, daß wenige Privatpersonen im Stande seyn werden, sich dieselbe anzuschaffen, da schon der Band eines gewöhnlichen Exemplars 80 Fr. kostet. Von dem Gelehrten, welcher die Ausgabe besorgt und zum ersten Male die Geschichte der Mongolen übersezt, herausgegeben und mit einem Commentar versehen hat, dem Akademiker Etienne Quatremère, ist bei allen diesen Huldigungen nicht die Rede gewesen. Es war, als ob nur das Verdienst des Drucks bei diesem Unternehmen in Betracht käme.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 31. Januar 1838.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit beldem Zauberband mich hält.
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach! ich fühle, nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.

Goethe.

Einige Briefe Goethes aus der Zeit seines Aufenthalts zu Strasburg und gleich darauf.

(Fortsetzung.)

An Salzmann.

Nun wär es wohl bald Zeit daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten nach denen du dich sehntest? — Sie sinds, Sie sinds! Ich fühl es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden. Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe, und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den gröſten Theil gefressen eh' ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Meelthau; und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen; troz allen Unglücksfällen gibts noch so viel Obst, daß man satt wird. Ich weiß noch eine schöne Geschichte von einem Rosenheckchen, die meinem seligen Großvater passirt ist, um die Wahl etwas erbaulicher als die Kirschbaumhistorie, die ich nicht anfangen mag, weil es schon spät ist.

Machen Sie Sich auf ein abenteuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreiffen könnte, gefaßt.

Leben Sie wohl und wenn Sie mich bald wieder sehen wollen, so schicken Sie mir einen Wechsel mich auszulösen, denn ich habe mich hier fest gefressen.

Im Ernste seyn Sie so gut und geben Sie der Ueberbringerin eine Louisdor mit, ich hatte mich auf so lange Zeit nicht gefaßt gemacht. Sie schreiben mir doch, da sind Sie so gut und stecken sie in den Brief und binden es der Trägerin wohl ein. Adieu lieber Mann, verzeihen Sie mir alles.

Ihr Goethe.

An denſelben.

Unſerm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie ſo lang nicht ſehen werde, denk ich, es iſt gut wenn du ſchreibſt wie dir's geht. Nun gehts freilich ſo ziemlich gut, der Huſten hat ſich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöſt, und ich hoffe er ſoll bald ziehen. Um mich herum iſt's aber nicht ſehr hell, die Kleine fährt fort traurig krank zu ſeyn, und das gibt dem Ganzen ein ſchiefes Anſehen. Nicht gerechnet Conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herum geht. Doch iſt's immer Land. Ach wenn alles wäre wie's ſeyn ſollte, ſo wären Sie auch da. Schreiben Sie mir doch auf den Freitag. Und wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit 2 Pfunden gutem Zuckerbeckerweſen (Sie verſtehen beſſer als ich was Maidle gern eſſen) packen laſſen, und mit ſchicken ſo würden Sie zu ſüßern Mäulern Anlaß geben, als wir ſeit einiger Zeit zu ſehen gewohnt ſind.

Getanzt hab ich und die Aelteſte, Pfingſtmontags, von zwei Uhr nach Tiſch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Eſſen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reſchwog hatte ſeinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwiſcht, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und ſeit der Zeit iſt's auch beſſer.

Sie hätten's wenigſtens nur ſehen ſollen. Das ganze mich in das Tanzen verſunken.

Und doch wenn ich ſagen könnte: ich bin glücklich, ſo wär das beſſer als das alles.

Wer darf ſagen ich bin der unglückſeligſte? ſagt Edgar. Das iſt auch ein Troſt, lieber Mann. Der Kopf ſteht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windſtöße veränderlich ſind.

Adieu! Lieben Sie mich. Sie ſollen bald wieder von mir hören.

Goethe.

*

Mittewoch Nachts.

Ein paar Worte iſt doch immer mehr als nichts. Hier ſitz ich zwiſchen Thür und Angel. Mein Huſten fährt fort, ich bin zwar ſonſt wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem hohlen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigſtens was zu helffen iſt, nicht gerechnet —

Die Welt iſt ſo ſchön, ſo ſchön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsſtunden über das Heute, über dieſe Lehre, die unſrer Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt, und die mancher Profeſſor der Ethick nicht faßt und keiner gut vorträgt. Adieu Adieu. Ich wollte nur ein Wort ſchreiben, Ihnen für's Zuckerdings danken und Ihnen ſagen daß ich Sie liebe.

Goethe.

*

An denſelben.

(Auf einem Quartblatt blau Conceptpapier, vermuthlich einem Stück des Umſchlags der Zuckerwaare.)

Die Augen fallen mir zu, es iſt erſt neun. Die liebe Ordnung. Geſtern Nachts geſchwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitſcht. O es ſieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieſes blaue. Doch alles Papier iſt gut Ihnen zu ſagen daß ich Sie liebe, und dieſes doppelt; Sie wiſſen wozu es beſtimmt war.

Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wieder ſehe. In meiner Seele iſt's nicht ganz heiter; ich bin zu ſehr wachend, als daß ich nicht fühlen ſollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr iſt das Pferd geſattelt und dann Adieu!

*

(Briefe aus Frankfurt. Die erſten ſind ebenfalls ohne Datum, noch Bezeichnung des Orts, den jedoch die Poſtindicien kennbar machen.)

An denſelben.

Lieber Mann,

Der Pedell hat ſchon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Cärimoniel weggerechnet, iſt mir's vergangen Doktor zu ſeyn. Ich hab ſo ſatt am Lizentiaten, ſo ſatt an aller Praxis, daß ich höchſtens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit tue, und in Teutſchland haben beide Gradus gleichen Wehrt.

Ich danke Ihnen für Ihre Vorſorge; wollten Sie das mit einem Höflichkeitsſäftgen Herrn Profeſſor andeuten, würden Sie eine Nach-Poſt bringen, ſo viel als eine Gelegenheitsviſite. Fahren Sie fort mich zu lieben, und an mich zu denken. Der arme O-ferul jammert mich. Er war eine treue Seele.

Goethe.

Einäſcherung der Londoner Börſe.

(Fortſetzung.)

Zwei Tage ſpäter. — Noch ſteht der Thurm, eine ſteinerne Hülſe, und damit das Einzige, was von

der Londoner Börse übrig ist. Die Meinungen Sachverständiger gehen dahin, daß er zwar abgetragen werden muß, jedoch zur Zeit fest auf seiner Grundlage ruht. Sonderbar genug hat von allen Statuen nur die des ursprünglichen Begründers, Sir Thomas Gresham, sich unbeschädigt erhalten, und die Sonderbarkeit ist um so bemerkenswerther, weil dieselbe Statue die einzige war, welche bei dem großen Feuer, das im Jahre 1666 London verheerte und Sir Thomas Bau in Asche legte, ebenfalls ihr Daseyn rettete. So groß der noch nicht ausgemittelte Verlust an Privateigenthum jeden Falls ist, scheint er doch, nach den ungeheuern Massen zu urtheilen, welche in der Bank, in der Bartholomäuskirche und in vielen benachbarten Häusern zu Bergen aufgespeichert liegen, um ein Bedeutendes geringer zu seyn, als Anfangs zu fürchten war. Tausende von geschäftigen Händen haben tüchtig geräumt. Ansehnlicher und kaum zu berechnen dürfte für die Handelsetablissements die Einbuße an Büchern und werthvollen Papieren seyn, denn obschon auch hier Vieles den Flammen entrückt worden ist, so haben doch die Ausgrabungen bereits erwiesen, daß mehr noch ungerettet geblieben. Der Verlust ist so verzweigt, daß er sich wohl durch ganz England fühlbar machen wird. — Könnten doch alle diese nachtheiligen Folgen des traurigen Ereignisses so schnell und leicht zur Erledigung kommen, als mit wunderbarer Geschwindigkeit das Unheil abgewendet worden ist, welches durch eine, wenn auch nur kurze Geschäftsstockung die gesammte Handelswelt bedrohte. Dies grenzte wahrhaftig an's Fabelhafte. Wäre kurz vor der Feuersbrunst der umsichtigste Londoner Handelsherr auf sein Gewissen gefragt worden, ob es möglich sey, binnen drei oder vier Stunden einen oder mehrere Plätze auszufinden, durch Raum und Lage zur Aufnahme und für die Bedürfnisse der Tausende geeignet, welche täglich in der Börse, bei Lloyds und im Bureau der Börsenversicherungscompagnie zusammenströmen, ganz von den kleinen und großen Handelsleuten abgesehen, die im Börsengebäude ihre Verkaufsladen hatten, er würde unbedenklich den Kopf geschüttelt und Nein gesagt haben. Nun kam es zu einer Probe, und die Nothwendigkeit erzwang, was ohne sie rein unmöglich geschienen hätte. Zu etwas früherer Stunde und in etwas größerer Zahl als gewöhnlich rannten die Cityherrn am Morgen nach dem Feuer, gleich Ameisen, denen ihr Bau zerstört worden, nach allen Richtungen umher. Ein Uneingeweihter mußte glauben, sie laufen sämmtlich ohne Ziel und Zweck, und dies könne die eingerissene Unordnung nicht darstellen. Bald nachher erschienen Anschläge und Cirkulare wurden vertheilt. Die Herren lasen und spudeten sich auf's Neue, und als die herkömmlichen Geschäftsstunden schlugen, gingen diejenigen, die auf die Börse gegangen wären, nach Guildhall, fanden diejenigen, die bei Lloyds zu thun hatten, sich in der Londoner Taverne ein, und nahm das Lokal des bankerotten Esdaile alle diejenigen auf, die bei der Börsen-Versicherungscompagnie betheiligt waren. Noch mehr: schon in den Nachmittagsstunden hatten einige der kleinen und größern abgebrannten Handelsleute sich anderswo etablirt, und wer am folgenden Morgen ohne alle Mühe des Nachfragens zu erfahren wünschte, wo er einen oder den andern treffen könne, den er sechs-und-dreißig Stunden früher im Börsengebäude getroffen haben würde, der brauchte nur eine der gelesensten Zeitungen zur Hand zu nehmen, die gab ihm gewiß Auskunft. Alles dies konnte natürlich bloß durch unermüdete Anstrengung und durch das Gebot der Nothwendigkeit bewirkt werden. Daß es aber überhaupt bewirkt wurde, zeugt von einem Geiste der Thätigkeit, der Bewunderung erregt, und wie groß auch die persönlichen Opfer gewesen seyn mögen, die in der City allgemeine Versicherung, daß eine bedeutende Geschäftsstockung in keiner Hinsicht stattgefunden, muß sie reichlich aufwiegen. Hunderte von Arbeitern sind jezt innerhalb und außerhalb der Ruine mit Sichtung des Schuttes, mit Abtragen oder Stützen der einzelnen Wandstücke beschäftigt, und die für den Moment fühlbarste Unbequemlichkeit ist die Sperrung aller dahin führenden Zugänge, eine jedoch bei der Masse und Unbescheidenheit der Londoner Neugierigen unvermeidliche Maßregel.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

J. Janins Hotel.

Quatremère ist so unzufrieden mit dem Verfahren des eiteln Directors der Druckerei, daß er sich weigert, den zweiten Band zu besorgen, so daß zu befürchten steht, dieses mit so vieler Pracht angelegte Werk werde nicht einmal vollständig werden. Diese Prachtliebe zeigt sich übrigens nicht allein in der königlichen Druckerei, sondern auch in den gewöhnlichen Druckereien und, wie gesagt, bei Verlegern von Kunstsachen und Luxusartikeln; sie zeigt sich überall im bürgerlichen Leben, und wer die Wohnungen einiger berühmten Schriftsteller und Künstler hier sieht, könnte sie allenfalls für fürstliche Gemächer halten, so geschmackvoll und kunstreich sind sie ausgestattet. Jules Janins Wohnung in der Tournonstraße hat längst die Aufmerksamkeit der Journalisten auf sich gezogen, um so mehr, da bekanntlich Jul. Janin seine Wohlhabenheit der Journalistik und anderer leichten Arbeit verdankt, worin er eine außerordentliche Gewandtheit besizt, obschon man es freilich manchen dieser Arbeiten ansieht, daß sie leichtweg und in Eile gemacht sind. Vernünftige Leute bemerken mit Bedauern, daß dieser geistreiche Schriftsteller

sein jugendliches Talent so vergeudet und mit seinem Erwerbe nicht besser haushält, als mit seinem Talente. Er bewohnt ein Hotel, welches ehemals der Graf von Lauragais prachtvoll eingerichtet hatte, und zwar so reich, daß unlängst Ludwig Philipp die Verzierungen desselben soll haben copiren lassen, um ähnliche im Versailler Schlosse anzubringen. Diesen Winter gibt Jul. Janin in dem prächtigen Hotel jeden zweiten Sonntag eine glänzende Soirée, welche mit Musikstücken beginnt und mit einem Balle endigt. Da er in seinen Feuilletons des Journal des Débats das Theater bespricht, so machen ihm die Schauspieler und Schauspielerinnen den Hof; man sieht daher bei seinen Soiréen die berühmtesten derselben, und die vorzüglichsten Sänger beeifern sich, sein Concert zu verherrlichen. Die Concerte bei Hof sind kaum besser. Eben so kann man die vorzüglichsten Tänzerinnen in den Quadrillen seiner Bälle tanzen sehen. Was man nur einzeln auf vielen Theatern erblickt, sieht man im Janinschen Salon beisammen. Dazu kommt noch, daß die ganze Wohnung auf's Eleganteste eingerichtet ist, und zwar so, daß Möbeln, Bibliothek u. s. w. ganz den Mustern aus der Zeit Ludwigs XV. entsprechen. Auch erblickt man hier eine Sammlung von allerlei kuriosen Sachen, wie sie die Liebhaberei der Reichen in Paris zusammenzubringen sucht. Aber die Damen fehlen, und hiemit hat es eine eigene Bewandniß. Der Hausherr ist ein Junggesell; das Hausscepter führt eine junge Marquisin, und dieses ist ein hinreichender Grund, um Damen, besonders unverheirathete, von diesen glänzenden Soiréen entfernt zu halten, die sie unter andern Umständen sicher durch ihre Gegenwart verherrlichen würden. Daher sieht man hier nur Schauspielerinnen und Tänzerinnen, hie und da die Frau eines Theaterdichters oder eine Theaterdichterin, welche der Gunst des Hausherrn bedarf, und sich daher nicht gemüßigt sieht, sich nach seinen häuslichen Verhältnissen so genau zu erkundigen. Kann dieses flotte und glänzende Leben so fortdauern, so ist es desto besser für den genialen Feuilletonschreiber. Aber Scribe, welcher eben so leicht und noch leichter als Janin Geld gewonnen hat, ist doch klüger gewesen; er hat stets gespart und ist nun ein sehr reicher Mann, der bloß fortfährt zu dichten, weil es seine Lust ist, aber sonst, wenn er wollte, gemächlich ausruhen und von seinem Einkommen leben könnte. Lobhudelnde Tageblätter haben Janin, jedoch ohne ihn zu nennen, mit dem ehemaligen Besitzer des Hotels, dem Grafen Lauragais, verglichen, und sogar gesagt, die Liebenswürdigkeit der Marquisin, welche bei seinen Soiréen den Vorsitz führt, erinnere an die Urbanität der vormaligen Hofdamen. Was braucht aber der geistreiche Verfasser der Feuilletons den Grafen von Lauragais nachzuahmen, mit dem er nichts gemein hat, als daß er dessen Hotel bewohnt! Muß denn ein Schriftsteller verschwenderisch seyn, wie ein ehemaliger Hofmann, um das Lob der Tageblätter zu verdienen! Dg.

Hamburg, Januar.

(Beschluß.)

Mundts Delphin.

Heine hat es mit den Hamburgern nicht bloß durch seine bosthaften, nichts schonenden Witze über so genau von ihm bezeichnete Personen, daß Jeder mit dem Finger auf sie zeigen kann, sondern auch dadurch verdorben, daß er sein Auge vor ihren wirklich guten, ja edeln und großen Eigenschaften gänzlich verschloß, und nur an ihnen zu tadeln fand. Eben so wenig wahr ist, was Mundt über die Sprache der Hamburger sagt, wenn er behauptet, das sogenannte Plattdeutsche werde vorzugsweise auch in den höhern Cirkeln gesprochen. Gewiß ist es, daß jeder Eingeborne diese Sprache versteht, sie auch spricht, wenn er mit Leuten aus den niedern Ständen in Verkehr kommt; allein sie ist durchaus nicht die Conversationssprache, und wenn Mundt Gesellschaften besuchte, wo sie das war, so trieb er sich unter Parvenu's umher, deren es freilich hier, wie in jedem Handelsstaate, gar viele gibt. Wie viele Andere vor ihm, die uns mit ihrem Besuche beehrten, weihte Mundt auch unserer Küche besondere Aufmerksamkeit, und stellt uns als Schwelger vor das übrige Deutschland hin. Gewiß ist es, daß man hier besser ißt, als irgendwo, zugleich aber auch bei weitem einfacher, als z. B. in Süddeutschland. Alle unsere Produkte sind von ausgewählter Trefflichkeit; das Gemüse wird nirgends so sorgfältig und gut gebaut, als bei uns, und sogar das Obst ist besser, als sonst irgendwo in Deutschland; zwei Meere und drei Flüsse liefern uns überdies ihre Produkte; der Handel zieht die fremden Zonen herbei, und so ist unsere Küche gut und besonders mannichfaltig. Allein man begnügt sich im gewöhnlichen Leben mit zwei Gängen, wovon die Suppe einen bildet, und nur bei Gastmahlen wird eine Ausnahme gemacht, wo aber bei solchen nicht? Ein Fremder ist nun aber fast immer zu Gast, man tischt ihm zu Ehren ein Gericht mehr auf, setzt ihm den besten Wein vor, und wird, zum Dank dafür, von ihm der Schwelgerei, der gröbsten Sinnlichkeit beschuldigt. Ferner machen sich an einen Reisenden, wie Mundt, gleich eine Menge müßiger, dem Wohlleben ergebener Leute, die nichts zu thun haben und nichts thun wollen, als sinnlichem Genuß nachzujagen, und führen ihn von einer Restauration, von einem Pavillon zum andern, und nach solchen Subjekten wird dann die ganze ehrenwerthe Bevölkerung beurtheilt. Wir sind, ich darf es behaupten, durchaus nicht materieller und genußsüchtiger, als das übrige Deutschland, und wir haben vor diesem nur das voraus, daß wir reicher und mannichfaltiger unsere Tafel besetzen können. In Süddeutschland sieht man z. B. Alles zur Zeit der Traubenreife auf den Gassen Trauben, Nüsse u. s. w. essen; bei uns ißt selbst der Bettler nicht auf der Gasse, und überhaupt Keiner außer der gewöhnlichen Zeit; wären wir nun ein so rohes, genußsüchtiges Volk, wie man uns zu schildern sucht, so könnte man bei uns den ganzen Tag hindurch naschen, da uns alle nur erdenklichen Leckereien an jeder Gassenecke dargeboten werden; es denkt aber kein Mensch daran. Wir erkennen die Berliner an ihrem Naschen in den Pavillons und Conditoreien, und die Fremden im Theater daran, daß sie sich Eis, Punsch, Limonade, Kuchen u. s. w. in die Loge bringen lassen, was ein geborner Hamburger nie thut. Es ist aber nun einmal Sitte bei den uns mit ihrem Besuche beehrenden Literaten geworden, uns als grob-genußsüchtige, schwelgerische Leute darzustellen, und wir konnten das belächeln, da durchaus nichts Wahres daran ist; allein daß ein Schriftsteller wie Mundt, ohne die Sache gehörig zu untersuchen, in dasselbe Horn stoßen konnte, ist betrübend.

Das nächste Mal von unserer Journalistik.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 2 und Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 1. Februar 1838.

Hier darf der Bürger Fürſtliches beginnen
Und Fürſtenruhm durch Bürgerwerk gewinnen.
Goldſmith.

Einäſcherung der Londoner Börſe.

(Beſchluß.)

Ich nannte oben Sir Thomas Gresham als urſprünglichen Begründer der jezt zum zweiten Male eingeäſcherten Börſe, und da merkwürdige Gebäude mit merkwürdigen Menſchen unter Anderm auch das gemein haben, daß dieſe wie jene am intereſſanteſten ſind und am meiſten beſprochen werden, wenn ſie aufgehört haben zu ſeyn, ſo will ich in Bezug auf die geweſene Börſe noch einige, wahrſcheinlich nicht allgemein bekannte geſchichtliche Notizen beifügen. — Ehe in London überhaupt eine Börſe exiſtirte, verſammelten ſich die Kaufleute unter freiem Himmel auf der Lombardſtraße, mochte es Winter oder Sommer, naß oder trocken ſeyn, und die Lombardſtraße iſt noch heutigen Tages der handeltreibenden Welt rühmlichſt bekannt. Da kam im Jahre 1531 dem damaligen Shcriff, Sir Richard Gresham, der Gedanke, daß die Londoner Kaufleute, wie er ſich ausdrückte, weder eine härtere Haut als die Holländer, noch es ſonſt nöthig hätten, gleich Bettlern und Hauſirern ſich auf offener Gaſſe umherzutreiben, und da er zugleich als Bankier Seiner Majeſtät Heinrichs des Achten einiges Gewicht bei Hofe zu haben glaubte, bat er, zum Behuf der Errichtung einer Börſe, mehrere der Krone gehörige Häuſer in der Lombardſtraße dem Lord Mayor und der Gemeinde um billigen Preis zu verkaufen. Er erhielt abſchlägigen Beſcheid, einzig und allein, weil König Heinrich es ſogar an ſeinem Bankier ſehr unverſchämt fand, die Beſtimmung, wo die neue Börſe ſtehen ſollte, nicht lediglich ihm zu überlaſſen. Drei Jahre ſpäter ertheilte Heinrich die wie Befehl klingende Erlaubniß, die gewünſchte Börſe in der Leadenhallſtraße zu errichten. Hatte nun früher der König nicht gewollt wie ſein Bankier, ſo wollte jezt der Bankier nicht wie ſein König; auf Sir Richards Vorſtellung erklärte der gemeine Rath, daß die Kaufleute lieber in der Lombardſtraße frieren und ſchwitzen, als nach einer Börſe auf der Leadenhallſtraße ihre Zeit verlaufen wollten, und ſo blieb jeder bei ſeinem Sinne und die Börſe ungebaut. Heinrich und Sir Richard ſtarben. Jenem folgte Eliſabeth, dieſen beerbte ſein Sohn, Sir Thomas Gresham. Lezterer nahm des Vaters Plan wieder auf und that der Bürgergemeinde im Jahre 1564 den Vorſchlag, gegen Ueberlaſſung eines geeigneten Platzes auf ſeine alleinigen Koſten eine Börſe zu erbauen, mit weiten und bedeckten Gängen, in welchen die Kauf- und Handelsleute wochentäglich ſich verſammeln und Geſchäfte treiben könnten, ohne von Wind und Wetter und ſonſtigen Uebelſtänden zu leiden. Der Vorſchlag wurde

angenommen, eine Anzahl Häuser von der Gemeinde gekauft und niedergerissen, der Platz geebnet und Sir Thomas Gresham übergeben, und von diesem, der in der betreffenden Urkunde Agent Ihrer königlichen Hoheit heißt, im Juni 1567 der Grundstein der Börse gelegt. Noch vor Schluß des Jahres stand das ganze, nach dem Vorbilde der Antwerpener Börse aufgeführte Gebäude unter Dach. Es bildete, wie bis in die neueste Zeit, ein längliches, von einem Bogengange umgebenes Viereck; nur bestanden die tragenden Säulen nicht, wie jezt, aus Backsteinen, sondern aus Marmor. Die innern Felder des Bogenganges waren mit Bildhauerarbeiten von River Gods verziert, und in den Nischen über den Bogen befanden sich Statuen englischer Potentaten. Rings um das Viereck liefen zwei Kranzleisten, und das Dach hatte, was man hier casement-windows — Fensterschößchen — nennt. Längs des Bogengangs waren Kaufladen und darunter Gewölbe, die, gleich den Kellern in Leipzig, zu ähnlichen Zwecken dienen sollten, jedoch wegen ihres Mangels an Licht und ihres Ueberflusses an Feuchtigkeit später nur zu Aufbewahrung von Gutern gebraucht werden konnten. Auf der nördlichen Fronte, aber nicht genau im Mittelpunkte, erhob sich eine corinthische Säule, überragt von Sir Thomas Helmschmucke, einem Grashüpfer, und ein ditto Geschöpf amusirte sich als Wetterfahne auf jeder der vier Ecken des Gebäudes. Der Ertrag aus den Kaufladen entsprach während der ersten zwei oder drei Jahre keineswegs den Erwartungen des Bauherrn; sie standen zum größern Theile leer, und als Königin Elisabeth sich entschlossen, Sir Thomas und seine Börse mit einem Besuche zu beehren, bot jener die unvermietheten Gewölbe auf ein Jahr zinsfrei, unter der einzigen Bedingung aus, daß die Abmiether sich verpflichteten, ihre Lokale am Tage des königlichen Besuchs mit Waaren und Wachskerzen zu schmücken. Sir Thomas hatte demnach eine Ader vom Fursten Potemkin. Am 23sten Januar 1570 erhob sich Königin Elisabeth aus ihrer Residenz auf dem Strande, dem noch jetzigen Somersethause, passirte die Nordseite der Börse und stieg bei Sir Thomas auf der Bishopsgatestraße ab, allwo sie zu Mittag speiste. Bei ihrer Rückkehr begab sie sich nach der Börse, zog hier, vom höchsten Adel gefolgt, durch das sudliche Thor ein, besah die zu ebener Erde gelegenen Kaufladen, erklärte sich höchst erfreut über den ausgelegten Waarenreichthum und die Fülle brennender Wachskerzen, und gebot einem Herold, die Börse unter Trompetenschall als königliche Börse auszurufen, mit dem Befehle, daß solche hinführo stets so und nie anders genannt werden sollte; daher bis auf den heutigen Tag ihr Name: Royal Exchange. Durch sein Testament vermachte Sir Thomas die Börse, unter der Verbindlichkeit, einige Professoren zum Behuf öffentlicher Vorlesungen zu besolden, gemeinschaftlich, auf ewige Zeiten und zu gleichen Theilen der Citygemeinde und der Zunft der Seidenhändler, in deren gemeinsamen Besitze das Gebäude sich auch fortwährend erhalten hat. Bei dem großen Brande i. J. 1666 theilte es das allgemeine Loos und wurde bis auf den Grund ein Raub der Flammen. „Schrecklich zu sagen und grausenhafter mit anzusehen," heißt es in einer Beschreibung jener Begebenheit von einem Augenzeugen, dem hochwürdigen Thomas Vincent, in seiner Schrift: Gottes furchterliche Stimme in der City: „sogar die Könige, einer nach dem andern stürzten herab auf Allerhöchstdero Angesichter, und auf sie fiel der größte Theil des Gebäudes; die Statue des Begründers allein blieb unverlezt." Schon im folgenden Jahre begann der Aufbau. Zu drei verschiedenen Säulen und an drei verschiedenen Tagen legten König Karl der Zweite, Jakob, Herzog von York, und Prinz Rupert die Grundsteine. Sämmtliche Baukosten beliefen sich auf 58,962 Pfund Sterling, und am 28sten September 1669 wurde die Börse wieder den Kaufleuten geöffnet, die bis dahin im sogenannten Greshamcollegium sich beholfen hatten. Seitdem hat das Gebäude nicht bloß Ursache Reparaturen, sondern auch, besonders von 1820 bis 1825 mit einem Aufwande von über vierzigtausend Pfund Sterling, sehr wesentliche Verbesserungen erfahren, und alles das liegt nun zerstört. Der Neubau wird und muß ohne Verzug erfolgen, und die reiche Citygemeinde und die geldstolze Seidenhändlerzunft werden zu der Versicherungssumme von 17,000 Pfund wahrscheinlich ein Bedeutendes zulegen. Nur ist bei solchen Bauten und allen derartigen Unternehmungen in London das Unglück, daß zu viele Menschen sich dabei bereichern wollen und auch wirklich bereichern, zu Viele darein reden wollen und auch wirklich reden, die im ganzen Umfange ihres Wissens nichts davon verstehen, und daß, nach einer neuerlichen Bemerkung, die englischen Architekten im Allgemeinen so viel Rinderbraten und Rosinenklöße essen und so viel Porter und Ale trinken, daß ihr Kunstgeschmack nur Ausnahmsweise nicht von Unterleibsbeschwerden getrübt erscheint. Videatur die neue, noch nicht ganz vollendete Nationalgalerie. Auf seinen Knien sollte der Baumeister der Nation dafür Abbitte leisten; doch dies gehört nur insofern hieher, als es ein Wink für die Freunde der Architektur ist, aus dem Aufbau der Londoner Börse keine sanguinische Hoffnung zu schöpfen.

W. S.

Einige Briefe Goethes aus der Zeit ſeines Aufenthalts zu Straſsburg und gleich darauf.

(Fortſetzung.)

An denſelben.

Lieber Herr Altuarius.

Ihr Zettelchen hat mir die Freude gemacht, Ihre Hand mich in Frankfurt ſehen zu laſſen. Hier ſehen Sie meine, und eine Verſicherung daß ich Sie liebe. Mit den Kupfern verlaſſen Sie Sich auf Ihr Geſicht. Wenn die Zeichnung guſtös iſt, und der Stich ſchön ſchwarz, ſo iſt alles gut; es ſind zween Cahiers, etwan Eins von 6 — 8 Blättern, Papillon oder Papiller invenit. Schicken Sie es der guten Friederi'e, mit oder ohne ein Zettelchen wie Sie wollen. Was ich mache iſt nichts! deſto ſchlimmer! Wie gewöhnlich mehr gedacht als gethan, deßwegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, ſollen Sie's erfahren.

Empfehlen Sie mich u. ſ. w.

Dem Herrn Silbermann, wenn Sie ihn ſehen, viel Grüße von meinetwegen. Bitten Sie ihn um eine flüchtige Copie des Münſterfundaments. Und ſeyn Sie ſo gut, unter der Hand zu fragen, ob, und wie man zu einer Copie des großen Riſſes kommen könnte.

ich bin Ihr alter

Goethe.

*

An denſelben.

Sie kennen mich ſo gut, und doch wett ich Sie rathen nicht warum ich nicht ſchreibe. Es iſt eine Leidenſchafft, eine ganz unerwartete Leidenſchafft, Sie wiſſen wie mich dergleichen in ein Cirkel,en werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergeſſe. Ich kann nicht ohne das ſeyn, Sie wiſſens lang, und koſte was es wolle, ich ſtürze mich drein. Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen worüber Homer und Schäkespear und alles vergeſſen worden. Ich dramatiſire die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit die mich's koſtet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier ſo nöthig habe, denn es iſt traurig an einem Ort zu leben wo unſre ganze Wirkſamkeit in ſich ſelbſt ſummen muß. Ich habe Sie nicht erſetzt, und ziehe mit mir ſelbſt im Feld und auf dem Papier herum. In ſich ſelbſt gekehrt, iſt's wahr, fühlt ſich meine Seele Eſſorts die in dem zerſtreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Geſellſchafft, wenn ich nicht alle Stärke die ich in mir ſelbſt fühle auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen ſuchte, ſo viel mir möglich, und was nicht geht, ſchlepp ich. Wenn's fertig iſt ſollen Sie's haben, und ich hoffe Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabſteinen kennen) im Leben darſtelle. Dann weiß ich auch Sie lieben ihn auch ein bisgen weil ich ihn bringe.

Sehr einfach wie Sie ſehen iſt meine Beſchäftigung, da meine Praxis noch wohl in Nebenſtunden beſtritten werden kann. Wie oft wünſch ich Sie um Ihnen ein Stückgen Arbeit zu leſen, und Urteil und Beyfall von Ihnen zu hören.

Sonſt iſt alles um mich herum todt. Wie viel Veränderungen dennoch mit mir dieſe Monate vorgegangen, können Sie ahnden, da Sie wiſſen wie viel Papier zum Diarium meines Kopfs zu einer Woche gehörte.

Frankfurt bleibt das Neſt. Nidus wenn Sie wollen. Wohl, um Vögel auszubrüteln, ſonſt auch figürlich spelunca ein leidig Loch. Gott helf aus dieſem Elend Amen.*

Ich ſuchte Ihren Brief vom 5. Oktober und fand noch eine Menge die zu beantworten ſind. Lieber Mann, meine Freunde müſſen mir verzeihen, mein nisus vorwärts iſt ſo ſtark, daß ich ſelten mich zwingen kann Athem zu holen, und rückwärts zu ſehen, auch iſt mirs immer was trauriges, abgeriſſene Faden in der Einbildung anzuknüpfen.

Hr. Silbermann hat mir das Münſterfundament geſchickt. Danken Sie ihm vielmal und verſichern Sie ihn aller Ergebenheit die ich ſeiner ſonderbaren Gefälligkeit ſchuldig bin.

Mit den Riſſen mag es anſtehen.

Wollten Sie ſo gütig ſeyn das Manuscript der Comoedie** von O-Ferol oder wer es ſonſt hat zurück zu nehmen, (wenn's die Leute nicht mehr brauchen) und unter meiner adresse verſiegelt an Hrn. H. zu ſchicken.

Grüßen Sie Lerſen und Jungen; ich hab ihre Briefe erhalten. Sie ſollen mich lieb behalten.

Viel Empfehlungen ꝛc.

Goethe.

am 28. November 1771.

*

An denſelben.

Am 3. Februar 1772.

Berlichingen und das beygeſchloſſene habe ich erhalten, es freut mich Ihr Beyfall und ich danke für Ihre Mühe.

---

* Wir hoffen, Niemand wird Anſtoß an dieſer Stelle dieſes ſo höchſt intereſſanten Briefs nehmen. Sie iſt im Augenblick der höchſten dichteriſchen Geburtswehen geſchrieben, wo zuverläſſig das damalige ganz commerzielle Frankfurt dem Dichter keinen tauglichen Geburtshelfer darbieten konnte. D. E.

** Vermuthlich der „Mitſchuldigen.“

Mit der gelehrten Anzeige hab ich keinen Zuſammenhang, als daß ich den Director kenne und hochſchätze, und daß ein Mitintereſſent mein beſonderer Freund iſt. Halten Sie Sie ja; keine in Deutſchland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigner Empfindung und Gedanken vortreten. Die Geſellſchaft iſt anſehnlich und vermehrt ſich täglich. So viel davon.

Wollten Sie bei Gelegenheit meinen Violoncellmeiſter Buſchen frazen, ob er die Sonaten für zwei Bäſſe noch hat, die ich mit ihm ſpielte, ſie ihm abhandeln und bald möglichſt mir zuſchicken. Ich treib die Kunſt etwas ſtärker als ſonſt.

Das Diarium meiner übrigen Umſtände, iſt wie Sie wiſſen für den geſchwindeſten Schreiber unmöglich zu führen. Inzwiſchen haben Sie aus dem Drama geſehen daß die Intentionen meiner Seele dauernder werden, und ich hoffe ſie ſoll ſich nach und nach beſtimmen. Ausſichten erweitern ſich täglich, und Hinderniſſe räumen ſich weg, daß ich es mit Zuverſicht auf dieſe Fuße ſchieben kann wenn ich nicht fortkomme. Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal vor allemal die Minnorennitaet läßt ſich nicht überſpringen. Leben Sie wohl und denken Sie an mich wenn's Ihnen wohl geht. Dem neuen Paar viel Gluck! Es hat mir ſehr gefreut. Der Frau . . . und Herrn und Frau . . . und allen lieben Leuten, ut supra.

Goethe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Muſikfeſt für Mozarts Denkmal. Der Winter.

Noch haben wir hier keine Muſikfeſte gehabt, wie die zu Magdeburg, Halberſtadt, Deſſau, Wien, und ſelbſt das nachbarliche Mainz mit ſeinen geringeren Kräften iſt uns längſt darin zuvorgekommen. Während man inzwiſchen jezt dazu ſchreitet, in unſerer Stadt kommendes Frühjahr ein ſolches Feſt zu veranſtalten, wo nahe und ferne Muſikfreunde zur Theilnahme und Mitwirkung aufgefordert werden ſollen, kündigte Kapellmeiſter Guhr „ein Muſikfeſt zu Mozarts Gedächtnißfeier“ auf den 5ten Januar an. Ohne fremde Mitwirkung, nur durch Zuſammenziehung und vortheilhafte Benuzung der hieſigen zahlreichen Muſiker und Dilettanten erzielte Guhr, was auf dieſe Weiſe und mit dieſen Mitteln Niemand erwartet hätte. Sämmtliche Tonſtücke, die hier aufgeführt wurden, waren Compoſitionen des unſterblichen Meiſters, für deſſen Denkmal in Salzburg die ganze Einnahme beſtimmt iſt. Jedes einzelne Stück ward zur möglichſt vollendeten Darſtellung gebracht. Impoſant klang das gewaltige Orcheſter, verſtärkt durch den Inſtrumentalverein und die Chöre der öſterreichiſchen und Frankfurter Militärmuſik, mächtig ſchmetterte der noch durch zwei Geſangvereine unterſtüzte Chor. Mit dieſem Meer von Tönen wechſelten ſchöne Solopartien ab. Den Anfang machte die vortrefflich ausgeführte große Symphonie aus Cdur mit der Schlußfuge. Dann folgten mehrere Lieder zum Clavier, von welchen beſonders „das Veilchen“ durch naiven Vortrag gefiel; hierauf zwei größere Tonſtücke aus Idomeneo, womit ſich die erſte Abtheilung ſchloß. Die zweite begann mit dem Triumphmarſch aus Titus. Er wurde von den drei Orcheſtern mit ſeltener Nettigkeit und Rundung ausgeführt; beſonders verliehen die vielen Blechinſtrumente des öſterreichiſchen Muſikchors dem Triumphmarſch eigenthümliche Färbung. Man rief da capo, und Guhr gab mit ſichtbarer Freude ſogleich das Zeichen zur Wiederholung. Nun folgte das Quartett für Streichinſtrumente, von ſechs- und dreißig Perſonen ausgeführt; eine außerordentliche Leiſtung, und durch die vielfache Beſezung der Stimmen zur ungewöhnlichen Größe gehoben. Die dritte Abtheilung begann mit dem erſten Finale aus Don Juan. Es war ein glücklicher Gedanke, hier die verſchiedenen Taktarten der Ballmuſik durch die verſchiedenen Orcheſter an verſchiedenen Orten ausführen zu laſſen: die Menuette von dem Muſikchor des hieſigen Linienmilitärs im anſtoßenden Saale, die Anglaiſe vom Orcheſterperſonal im Hauptſaal und den Walzer von dem öſterreichiſchen Muſikchor auf der Galerie. Hierauf folgte ein Quartett, das noch Manuſcript iſt, aus der von Mozart hinterlaſſenen Oper „Zaide,“ und dann ſpukten und rumorten zum Schluſſe gewaltig die unterirdiſchen Geiſter im lezten Finale Don Juans. Auch das Wort miſchte ſich unter die mächtigen Klänge: unſere dreieinige Journaliſtik hatte ſich hierein getheilt. Bertz gab „Züge aus Mozarts Leben,“ Wagner „das Feſtgedicht.“ Durand „le poète au tombeau de Mozart.“ Lezterer, der ſein Gedicht, eine Art Improviſation, ſelbſt ſprach und ſeinen Vortrag nach franzöſiſcher Weiſe mit ſehr lebhafter Action und Mimik unterſtüzte, ließ ſich dabei, anfänglich mit der Harfe nach Mozartſchen Motiven, ſpäter mit: Dies irae, tuba mirum etc. aus dem Requiem begleiten, oder ſeine Sätze durch die Muſik unterbrechen, was mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Um das Mozartfeſt auch durch äußere Anordnung als ſolches zu bezeichnen, war in dem Saale die Büſte aufgeſtellt. Sie war inzwiſchen bedeutend unter koloſſaler Größe und mit einem gewaltigen Lorbeer geſchmückt, und kam erſt an, als ſich das Publikum ſchon verſammelt hatte; doch dies iſt Nebenſache. Bemerkenswerth bleibt noch, daß Guhr allein Alles leiſtete, während die Theaterdirektion, wenigſtens vor der Hand, nichts that für das Denkmal eines Componiſten, deſſen Stücke faſt wöchentlich auf ihrem Repertoire prangen.

Nach ununterbrochenem gelinden Wetter iſt endlich der Winter bei uns eingetroffen und hat unſere Fluren mit weißem Gewande geſchmückt, die Gewäſſer und Teiche mit ſpiegelglattem Eiſe bedeckt, und zulezt den Main mit einer rauhen, dicken Eisdecke überzogen. Nun war das Feld für Schlitten- und Eispartien eröffnet; dennoch ſah man nur hie und da einzelne Schlitten, und die ſogenannte große Schlittenpartie, die ſonſt, dreißig bis vierzig Schlitten ſtark, mit dem erſten Schnee veranſtaltet wurde, kam nicht zu Stande; warum, weiß ich nicht, da es doch an Pferden, glänzenden Equipagen und bunten Livreen nicht fehlt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. Februar 1838.

Die Roſe läßt ihr Zauberlicht
In's düſtre Chor hinuntergleiten —
O hehres Bild, wie mahnſt du nicht
An alte, längſt verklung'ne Zeiten!
Die Liebe klärte, friſch und jung,
Des Glaubens kraße Dämmerung.

Ad. Stöber.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

III.

Rouen.

(ſ. Nr. 260. 1837.)

Noch alterthümlicher und ehrwürdiger als der Dom zu Rouen iſt die Kirche Saint-Ouen, die Perle der gothiſchen Kirchen, welche auf Erden ihres Gleichen nicht hätte, wenn das Hauptportal vollendet wäre. Denn wenn der ſtrenge Beurtheiler der Kathedrale zu reichlich verſchwendeten Zierrath und überladenen Flitterſtaat vorwerfen kann, welcher ein wenig an die Krämersfrau im Sonntagsputz erinnert, ſo iſt Saint-Ouen dagegen rein, einfach, ruhig, erhaben, wie eine Raphael'ſche Madonna. Notre-Dame erglänzt über und über von Marmor und Gold, und trägt Schmuck auf Schmuck, Diadem auf Diadem. Saint-Ouen hat nichts als Stein und Eiſen; das einzige Geſchmeide, welches ihre Stirn ſchmückt, iſt ein Thurm und eine Krone; aber was für ein Thurm! was für eine Krone! Man beſuche die dunkeln Hallen von Saint-Ouen, wenn ſie einſam und verlaſſen ſind; denn in ſolchen Augenblicken, wo der Böſe nicht ſein Spiel treibt, keine ſchöne Beterin neben uns kniet, keine Glorie von Lichtern uns umglänzt und kein Weihrauch unſere Sinne reizt, wirken die gothiſchen Kirchen am mächtigſten auf Gefühl und Einbildungskraft. Man ſteige die drei Stufen des Chors hinan, wende dem Hochaltar den Rücken und betrachte von da das unübertreffliche Schiff, deſſen Pfeiler ganz frei, wie Bäume, aus der Erde hervorgewachſen zu ſeyn ſcheinen. Sollte man nicht meinen, jene leichte Wölbung ſchwebe in freier Luft, ſo unbegreiflich iſt es, wie Menſchenhände ſo weit haben hinaufreichen können? Vor Allem aber feſſeln den Blick die beiden Fenſterroſen, unnachahmliche Kunſtwerke des Glaſermeiſters Alexander Berneval und ſeines Lehrlings, welcher von ſeinem Meiſter ermordet ward, im September 1439, weil man ſeine Arbeit für die gelungenſte erklärte. Welch eine Fülle von Wundern, die eine geheimnißvolle Symmetrie innig mit einander verknüpft! Das Schiff, der Thurm und die Herzogskrone von Saint-Ouen gehören zu den Dingen, die auf ewig für uns unerreichbar ſind, gleichwie die Portalthüren und die Thurmtreppe der Kirche Saint-Maclou, der zierlichen Zwillingsſchweſter von Saint-Ouen.

An die Kirche von Saint-Ouen ſtoßen die alten Abteigebäude, welche heutiges Tags als Rathhaus dienen, und wo ſich auch die Polizeibureaux, das Muſeum, die Bibliothek und die Archive befinden. Der ehemalige Kloſtergarten iſt in eine ſchöne öffentliche Promenade

umgewandelt, welche die Kirche und das Stadthaus von drei Seiten umgibt und einen alterthümlichen, höchst merkwürdigen, thurmartigen Bau, die sogenannte „Schreiberkammer“ (chambre aux clercs) enthält. — Vom Museum sahen wir leider wenig, weil gerade Kunstausstellung war und man die alten Bilder, wie während des Salons im Louvre, mit den neu eingesandten Kunstwerken verhängt hatte. Im Saal für Skulpturwerke fiel uns die kolossale bronzene Büste des im Duell gebliebenen Redakteurs des National auf; sie bildete das Gegenstück zu einer Marmorbüste Franz I. und trug die Inschrift: Au courageux défenseur de la liberté, Carrel, né en 1795 à Rouen, tué en 1836 à Saint Mandé, son ami David. Wir hörten, der Bildhauer David habe der Vaterstadt Carrels diese Büste geschenkt, und sie werde für immer an ihrem jetzigen Platze aufgestellt bleiben. Vorzüglich bedauerten wir, daß wir die schöne Raphael'sche Madonna nicht sehen konnten. Man erzählt hier von ihr folgende Anekdote. Der Kardinal Georges d'Amboise I. hatte als Erzbischof von Rouen dieses Bild bei Raphael für die Kathedralkirche seiner Vaterstadt bestellt. Zur Zeit der ersten französischen Revolution wurde das Gemälde aus seinem vergoldeten Rahmen herausgeschnitten und in eine Rumpelkammer der Abtei Saint-Ouen geworfen, wo es lange hinter einem alten Bretterhaufen versteckt lag. Eines strengen Wintertages traf es sich, daß einer der Stadtbeamten, der stets kalte Füße hatte, das ganze Haus von unten bis oben durchstöberte, um irgendwo einen alten Fußteppich zu finden, den er zwischen dem steinernen Fußboden und der ledernen Sohle seiner Ueberschuhe ausbreiten könne. In der erwähnten Rumpelkammer entdeckte er eine Rolle grober, dicker Leinwand, welche zu diesem Gebrauche vollkommen tauglich schien, und dies war die Raphael'sche Madonna. Die Revolution hatte indeß ihre Früchte getragen; Napoleon war Kaiser und Bougeot Präfekt des untern Seinedepartements geworden; seitdem hatte man die ganze Stadt zu unterst, zu oberst umgekehrt, um den verlorenen Raphael wieder zu finden, als eines Tags der Präfekt bei der Visitation der Bureaux den würdigen Beamten bemerkte, welcher sich die Füße auf einer alten Leinwand warm hielt, und ihm eine Strohmatte geben ließ. Bei dieser Gelegenheit wurde die Leinwand ausgestäubt und aufgerollt. Man erkannte den vermißten Raphael.

Rouen hat außer der Kathedrale und Saint-Ouen noch mehrere sehenswerthe Kirchen, z. B. Saint Maclou, ihrem Aeußern nach ein Diminutivum von Saint-Ouen; im Innern sind eine durchbrochen gearbeitete Treppe und die im Styl der Renaissance bemalten Fenster vorzüglich beachtenswerth. Eine äußerst zierliche Schöpfung derselben Kunstepoche ist die Kirche Saint-Patrice, deren Fenster aus dem sechzehnten Jahrhundert zu dem Schönsten gehören, was die glänzendste Periode der Glasmalerei in Frankreich hervorgebracht hat. Die Kirche Saint-Vincent ist ebenfalls ein merkwürdiges Denkmal der Renaissance, deren leichte Bauart und guterhaltenen Glasmalereien ungemein überraschen. Jammerschade ist es, daß die meisten Kirchen in Rouen, selbst den Dom nicht ausgenommen, von den schlechtesten Häusern und Straßen umgeben und durch Kramladen und Buden entstellt sind. Diese sollte man zunächst abbrechen und dann die Plätze von Trödlern und Fischweibern säubern, welche nicht vor die Schwelle der Gotteshäuser gehören. Noch trauriger ist es freilich zu sehen, wie manche gothische Kapelle jetzt als Nachtmützenmagazin und Bleiniederlage benuzt wird. Saint-Paul-Düport, wo wir unter andern noch ein treffliches Basrelief, die heilige Magdalena zu den Füßen des Heilands, sahen, ist ein Bandladen, und die schöne Kirche des Leprosenhauses in groß Quévilly bei Rouen, das interessanteste und ganz gut erhaltene Monument des romanischen Baustyls aus dem eilften und zwölften Jahrhundert, ist eine Scheune.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1838.

Dargestellt

von Dr. Nürnberger.

Wir haben den Lesern alljährlich die sie in jedem beginnenden Jahre erwartenden interessantesten Himmelserscheinungen angekündigt und hoffen damit auch diesmal willkommen zu seyn, obwohl auffallende Himmelsereignisse im Jahr 1838 nicht vorkommen.

Vor wenigen Tagen * haben die Leser des Anblicks der lieblichen Constellation: Venus links über der linken Hornspitze des Mondes genossen: der Himmel war vollkommen heiter, tiefblau, und beide Gestirne funkelten in einem ganz unbeschreiblichen Glanze. Zu Anfang des Jahres ist der Stand der Planeten folgender: Merkur hat am 3ten Januar seine größte östliche Ausweichung (Elongation) von der Sonne erreicht, steht etwa 28½ Grad gegen Osten von ihr ab, folgt ihr also und kann daher, wenn die Luft heiter genug dazu ist, am Abendhimmel sichtbar werden. Venus leuchtet fortwährend als Abendstern und erhält am 10ten Januar ihren

* Dieser Aufsatz ist in den ersten Tagen des Januars geschrieben.

größten Glanz. * Mars iſt wegen ſeiner Nähe bei der Sonne nicht ſichtbar. Jupiter, dieſer ſchöne, durch ſeinen hellgelben Glanz ſo ſehr ausgezeichnete Planet, geht bald nach neun Uhr Abends auf, ſteht gegen Morgen hoch im Süden und ſcheint bis zu Tagesanbruch am ſüdweſtlichen Himmel. Saturn zeigt ſich bis Tagesanbruch rechts vom Antares und ſteht gegen acht Uhr Morgens niedrig im Süden. Uranus endlich iſt nach Sonnenuntergang in Südweſt aufzuſuchen. Am 15ten Januar zeigt ſich Jupiter Abends zwiſchen neun und zehn ziemlich nahe beim Monde; eine ähnliches Zuſammenſtehen beider Geſtirne wird am 11ten Februar Abends nach ſieben, und am 10ten März Abends gegen ſechs Uhr ſtattfinden, eine Conſtellation, welche, da Jupiter nächſt Venus der ſchönſte Planet iſt, die Blicke ſehr anzieht. Venus kommt zu Anfang des März in untere Conjunction mit der Sonne, in deren Strahlen ſie nun unſichtbar wird. Um die Mitte des Mai's erreicht ſie ihre größte weſtliche Elongation und glänzt als Morgenſtern. Einer unterdeß (am 25ſten März) ſtattgefundenen Sonnenfinſterniß erwähnen wir nur vorübergehend, da ſie bei uns nicht ſichtbar wird, indem ſie zu einer Zeit eintritt, da ſich die Sonne nicht über unſerm Horizonte befindet. Finſterniſſe, welche bei uns ſichtbar ſind, ereignen ſich im ganzen Jahre 1838 nur zwei, beides Mondfinſterniſſe, und nur partiale: die erſte am 10ten April um zwei Uhr Morgens, die zweite am 3ten Oktober, vier Uhr Abends. **

Am 25ſten April Abends 9 Uhr 25 Minuten 30 Sekunden (mittlere Berliner Zeit, welche hier überall gemeint iſt) bedeckt der Mond den Merkur, welches Ereigniß wir hervorheben, da es dazu dienen kann, dieſen kleinen Planeten leichter aufzufinden. Vielleicht gelingt dies indeß noch beſſer um die Mitte des Juni, wo derſelbe ſeine größte weſtliche Elongation (etwa $28\frac{1}{2}^{\circ}$) von der Sonne erreicht, und in der Morgenröthe bei O.N.O. in der Nähe der Plejaden ſteht. Venus glänzt noch im Juli am O.N.O.Himmel als Morgenſtern und ſteht in der erſten Hälfte des Monats nahe beim Aldebaran. Etwa vierzehn Tage früher (13ten Juni) haben ſich Merkur, Venus und Mars ziemlich nahe bei einander am Morgenhimmel in und bei dem ohnedies ſternreichen Bilde des Stiers befunden, welches den Dämmerungen dieſer Zeit einen ſchönen Schmuck verleihen wird. Um dieſelbe Zeit ſteht Jupiter, in der Nähe des Regulus, am Abendhimmel, und ziert dieſen. Die zugleich und inzwiſchen vorgekommenen Conſtellationen der vier ſogenannten Aſteroiden: Ceres, Juno, Pallas, Veſta, erwähne ich nicht, da dieſe vier Planetchen, wenigſtens dem unbewaffneten Auge, kaum ſichtbar werden. Am 27ſten Juni, Abends 11 Uhr 38 Minuten, bedeckt der Mond, aber leider kurz vor dem Untergehen, den Jupiter, ſo daß wir dieſes ſonſt intereſſanten Anblicks nur wenige Minuten genießen werden. Eine ähnliche Bedeckung Jupiters durch den Mond hat etwa vier Wochen ſpäter, den 25ſten Juli, aber am hellen Tage zwiſchen zwei und drei Uhr Nachmittags Statt, ſo daß wir wieder nichts davon zu ſehen bekommen. Am 3ten September befindet ſich Uranus in Oppoſition mit der Sonne, geht alſo Mitternachts durch den Meridian und zeigt ſich die ganze Nacht am Himmel (im Sternbilde des Waſſermanns). Die Monate Oktober und November ſind ganz arm an bemerkenswerthen, wenigſtens für uns ſichtbaren Himmelsbegebenheiten. Am 9ten December Morgens bald nach ein Uhr ſteht der Mond ſehr nahe beim Mars, deſſen feuerfarbenes Licht einen lebhaften Abſtich gegen das blaſſe Mondlicht gewähren wird. Saturn zeigt ſich, um die nämliche Zeit, nördlich vom Antares. Beim Schluſſe des Jahres endlich glänzt Jupiter im Sternbilde der Jungfrau.

* Ich habe über die Bedingungen dieſer Phaſe der Venus ſchon einmal geſprochen. Sie tritt ein, wenn dieſer Planet als Abendſtern etwa 2½ Stunden nach, oder als Morgenſtern um eben ſo viel vor der Sonne durch den Meridian geht. Venus hat zu dieſer Zeit beiläufig 40° öſtlicher oder weſtlicher Elongation, und befindet ſich gleich weit von den Punkten der untern Conjunktion und größten (öſtlichen oder weſtlichen) Elongation. Sie glänzt dann zuweilen ganz außerordentlich, ſo daß man ſie am hellen Tage mit bloßen Augen ſieht.

** Ich merke auf dieſe Veranlaſſung an, daß nicht nothwendig in jedem Jahr Mondfinſterniſſe einfallen müſſen; es kommen Jahre vor, in denen ſie gänzlich fehlen (z. B. 1788). Sonnenfinſterniſſe dagegen müſſen wenigſtens zwei in jedem Jahr vorkommen. Die Anzahl aller Finſterniſſe in einem Jahr kann höchſtens bis auf ſieben ſteigen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Das Geſetz über das geiſtige Eigenthum.

Milchkarren, von Hunden gezogen, und Gipsfiguren, auf den Köpfen von Italienern getragen, ſind ſtereotype Figuren auf unſern Straßen. Bei der ſonſtigen Charakterloſigkeit derſelben wäre es zu bedauern, wenn dieſe Tableaux mouvans einmal davon vertrieben würden. Die anwachſende Eſelcultur droht vor einiger Zeit den Hunden ihren Verdienſt zu rauben. Noch aber ſind leztere das häufigere Geſpann, und der Philanthropismus hat ſelbſt da noch nicht für ihre Emancipation das Wort ergriffen, wenn man ſie zu ungebührlichen Leiſtungen angeſtrengt ſieht, zum Exempel, wenn eine trunkene Milchfrau ſich ſelbſt auf den kleinen Karren ſezt und von den armen, keuchenden Thieren ziehen läßt. Der Anblick wird der Zeit nur noch komiſch gefunden, und iſt es in der That ſo, daß man ſich wundern darf, noch kein Karrikaturbild davon zu ſehen. Dem Italiener, welcher, eine ganze Götterwelt, antike und moderne Kunſt, auf einem Brett über dem Kopfe, beſcheiden ruft: „Schönne Figure wer koſt!“ droht aber jezt ein Unwetter, und es wäre möglich, daß dies lebende Bild von unſern Ecken ganz verſchwände. Aus dem

Kanton Teſſin, vom Gardaſee und aus Bergamo kommen zu Zeiten arme, zerlumpte Buben mit pechſchwarzen Haaren und Augen zu uns, um die Kunſt bei unſerm Volke populär zu machen. Sie bringen nichts mit ſich, als ihr Genie und einen Schädel, hart genug, um ein beſchwertes Brett darauf zu balanciren. Einige Metzen Gips, eine ſchmutzige, feuchte Kellerwohnung und ein durch rechtlichen Ankauf erworbenes Exemplar eines Kunſtwerks, das iſt genug für ihr Geſchäft. Ob ſie viel verdienen und mit nach Hauſe nehmen, darüber hat man keine ſichere Auskunft; hier leben ſie ſo kläglich und ſchmutzig, wie nur ein Savoyarde in Paris. Aber während ſie an Kohlſtrünken zehren und auf verfaultem Stroh ſchlafen, pilgern, von ihren Händen gefertigt, glänzend weiße Figuren von Göttern und Helden, von Königen und ſchönen Frauen in unſere Bürgerhäuſer. Die dürftigſten Hütten, wo eine Schwarzwalder Wanduhr und ein colorirter Holzſtich bisher die einzigen Zierden der backſteinlichten Mauern waren, ſchmücken ſich mit den Werken von Thorwaldſen und Rauch. Bis wohin iſt nicht des Leztern liebliche Jungfer Lorenz gedrungen! wo ſieht man nicht die anmuthigen Knaben, die leſenden und ſchreibenden, von Thorwaldſen! Drake's Madonna mit dem Chriſtkinde, Rauchs betender Knabe aus dem Franke'ſchen Denkmal, Goethe's und Schillers Büſten, jede Tabagie, jede Spelunke hat davon jezt einen Abguß. Das hielt ich für etwas Gutes; aber unſere Künſtler ſchrieen Zeter und Wehe. Wir haben Beide Recht, die Künſtler ein großes, unbeſtreitbares. Ihr heiligſtes Eigenthum, die Errungenſchaft ihres Geiſtes, konnte man ihnen nehmen, ſtehlen nannten ſie es, nicht mit Unrecht; und woran ſie Jahre gedacht und gearbeitet, die ſüßeſten Eingebungen des Genius, die Früchte langer Studien waren vogelfrei, Eigenthum eines Jeden, der für einige Thaler einen Abguß kaufte. Mit etwas Fertigkeit, die man in einem Tage lernt, und einigen Metzen Gips hatten die Italiener Recht und Macht errungen, dem Künſtler alle Früchte ſeiner ſauren Arbeit zu rauben. Sie, die ſich nicht um die Ehre des Werks kümmerten, konnten Abdrücke und Abgüſſe bis in's Unendliche liefern, und ſo wohlfeil, daß die ſorgfältigern unter den Augen der Künſtler beſorgten damit nicht Preis halten konnten. Bis vor Kurzem war dies der faktiſche und rechtliche Zuſtand. Kein Geſez ſchüzte die Künſtler. Ein ſolches iſt jezt gegeben: das geiſtige Eigenthum iſt in Preußen anerkannt, es wird geſchüzt. Auch unſere Bildhauer ſind, wenigſtens für ihre künftigen Werke, gegen Nachformung geſichert, und den Italienern iſt für die Folge ihr Handwerk zu Gunſten der Kunſt gelegt. Es kommt mir nicht bei, eine traurige Betrachtung über das Loos der armen Leute anzuſtellen. Sie ſelbſt erkannten die Unrechtmäßigkeit ihres Erwerbs an; denn ſie bemühten ſich, in den Provinzen gegen ihre Kunden die Miene anzunehmen, als hätten ſie das Recht von den Künſtlern erkauft, oder wären nur ihre Delegirte. Aber waren ſie es nicht in gewiſſem Sinne? Wir dürfen uns freuen, daß das geiſtige Eigenthum bei uns fortan anerkannt iſt, daß Geſez und Richter es ſchüzen, daß Dichter, Gelehrte und Künſtler, wie bei andern Nationen, die Früchte ihrer Arbeit ſelbſt ziehen werden. Aber haben ſie bei dem bisherigen, geſezloſen Zuſtande gar nichts gewonnen? hatte die alte deutſche Vorſtellung, daß der Dichter, indem er ſelbſt arm bleibt, für ſeine Ehre und ſeinen Ruhm lebt, gar nichts für ſich? War nicht eine höhere Ehre damit verbunden, daß, was er ſchuf, der ganzen Nation gehörte, Gemeingut wurde und Allen nüzte? Und wirkten nicht dieſe unbefugten Vervielfältiger für den Ruhm des Autors und für die Verbreitung ſeiner Werke im Volke?

(Die Fortſezung folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Beſchluß.)

Die Eispartie. Ferdinand Ries.

Um ſo mehr machten die Freunde der Schlittſchuhpartie ſich ihre Bahnen zu Nuze. Auch ſie mußten inzwiſchen auf die größern Partien, nach Offenbach, Höchſt ꝛc., verzichten, da der Main ſich diesmal ſehr höckericht geſtellt hat und für Schlittſchuhe ganz unpraktikabel iſt. Es bleiben ſomit nur die Bahnen des Rechneigrabens. Dieſe werden nun den ganzen Tag über nicht leer. Am beſuchteſten ſind ſie um die Mittagsſtunde, wenn die Comptoirs und Bureaux geſchloſſen ſind. Alsdann verſchmähen es auch unſere Schönen nicht, beſonders die jüngern, ſich von einem galanten Herrn auf einem Stuhlſchlitten einige Mal die Bahn auf und ab fahren zu laſſen. Oft iſt der nicht allzugroße Raum zu ſehr mit Menſchen angefüllt; indeſſen erhöht dies nur die Freude, die außerordentliche Gewandtheit, die der beflügelte Fuß verleiht, erſt recht in Anwendung bringen zu können, indem man bald den heranſtürmenden Schlitten, bald den graziöſen Bogen eines Holländers, bald einigen Wettläufern ausweichen muß. Am bunteſten geht es jedoch Sonntags Nachmittags her. Arbeiter, Geſellen, Lehrlinge, Handwerker, kurz, wer nur einige freie Stunden genießt und ſich auf Schlittſchuhen fortbringen kann, kommt auf den Rechneigraben. Auch die Ladenmamſell, die Nätherin u. dgl. wollen ihre Schlittenpartie machen; der Bruder, der Liebhaber oder ſonſt Jemand müſſen ſie mit auf das Eis nehmen, wo nicht, gehen ſie auch wohl allein und finden dort ſchon artige Leute, die ihnen einige Touren anbieten. Von dem Treiben und Gewühle, das hier herrſcht, kann man ſich keinen Begriff machen. Oft mögen tauſend Menſchen und mehr noch auf dem beſchränkten Raum ſich herumtummeln, und unter der Maſſe von Schlittſchuhläufern durcheilen noch Hunderte von Stuhlſchlitten die Bahnen. Natürlich ſind öftere Colliſionen, beſonders zwiſchen den Schlitten, unvermeidlich, und mancher Herr mit ſeiner Dame mißt dann die Bahn; dies ſteigert die allgemeine Luſt nur noch mehr.

Am 16ten Januar in der Frühe iſt die ſterbliche Hülle von Ferdinand Ries zu Grabe gebracht worden. Das Leichenbegängniß ging ganz in der Stille und ohne beſondere Feierlichkeit vor ſich. Das Thermometer ſtand aber auch auf 20 Grad Kälte, und dabei iſt unſer Friedhof beinahe eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Ries hatte ſich ſeit mehreren Jahren in Frankfurt häuslich niedergelaſſen und lebte hier in ſtiller Zurückgezogenheit einzig der Compoſition. Doch hatte er, als vor ungefähr einem halben Jahr Schelble mit Tode abgegangen war, die Direktorſtelle des Cäcilienvereins angenommen. Wer hätte vermuthen können, daß ein ſo rüſtiger und kräftiger Mann ſchon ſo bald ſeinem Vorgänger nachfolgen würde! Er hatte noch verſprochen, beim oben beſprochenen Muſikfeſt ein Clavierconcert vorzutragen, und in Mainz die Zuſage gegeben, bei der dortigen erſten Aufführung ſeiner Oper: „die Räuberbraut,“ ſelbſt zu dirigiren. Ferd. Ries hatte ſich im Norden und Süden, in Rußland und Italien, Ruhm und Beifall erworben; beſonders aber ging ſein Ruf von London aus, wo er zwölf Jahre gelebt hat. Er war ein eben ſo trefflicher Clavierſpieler, als ausgezeichneter Componiſt. Außer der genannten Oper hat er noch zwei andere, ferner viele ſehr geſchäzte Symphonien, Quintette, Quartette, Concerte ꝛc., zuſammen an 200 Op., componirt. Er ſtarb in ſeinem 54ſten Lebensjahr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. Februar 1838.

How like a deer stricken dost thou here lie!
Shakespeare.

Der ausgewanderte Dichter.

Neue Bruchſtücke.

Im bleichen Oſten fing es an zu tagen;
Das Stromthal dampfte, eine Nebelkuſe.
Wir ritten aus, das Elennthier zu jagen;
Die Waldung ſcholl vom Dröhnen unſrer Huſe.

Bald auch gefunden hatten wir die Heerde;
Sie barſt durch's Laub, von jäher Furcht ergriffen.
Wir machten Halt, wir zügelten die Pferde,
Wir legten an, und zwanzig Kugeln pfiffen.

Doch keines Hornes ſchaufelförm'ge Krone
Verſank, getroffen, in des Truppes Welle;
Sie ſchüttelte den Nacken, wie zum Hohne,
Und ſtürmte fort, verdoppelnd ihre Schnelle.

Im Blättermeere war ſie bald verſchwunden;
Allein des Graſes blut'ger Thau bewährte,
Daß Eine Kugel doch ihr Ziel gefunden,
Drum ging es hitzig weiter auf der Fährte.

Wir folgten ihr auf offnen Waldespfaden;
Dann aber plötzlich theilte ſich die friſche:
Zum Strome, blutlos, ging der eine Faden,
Der andre, blutig, ſchlug ſich in die Büſche.

Ein einzig Thier nur war hier abgegangen.
Der Führer ſann und ſagte drauf den Leuten:
„Folgt ihr der Hauptſpur durch das Thal der Schlangen,
Ich will mit dieſem auf der Blutſpur reiten.“

Und ſo geſchah es; — mit einander ſpornen
Die Roſſe wir ſeitabwärts nach den Gründen;
Geknickte Gräſer, blutgefärbte Dornen
Sind uns genug, die rechte Bahn zu finden.

Er ſprach indeß: „Empfängt das Elenn Wunden,
Und fühlt es nahn den Tod in ſeiner Herbe,
Dann flieht es ſcheu die Heerde der Geſunden
Und birgt im Forſt ſich, daß es einſam ſterbe.

In abgelegnen, laubverhüllten Schluchten,
Auf einer dunkeln, moosbewachſnen Stätte,
Die Felſenſtücke jäh und wild umbuchten,
Da ſucht es blutend ſich ein Sterbebette.

Siehſt du den Geier über jenen Tannen?
Auf unſer Wild bald ſenkt er das Gefieder;
Es lüſtet ihn das Elenn der Savannen —
Dort, ſollſt du ſehen, ſtürzt' es leblos nieder.“

Und wahr erwies ſich, was er kaum geſprochen,
Wir fanden's liegen, knochig, ſtarkgelendet,
Die braunen Augen glanzlos und gebrochen —
Fern ſeinen Brüdern war es hier verendet.

In dieſe Wildniß, die kein Beil gelichtet,
Die nie durchzuckt der Sonne mildes Lächeln,
In dieſe Wildniß hatt' es ſich geflüchtet;
Sie nur vernahm des Elennthieres Röcheln.

Der Führer jetzo ließ zu dreien Malen
Durch die Gebüſche ſeinen Jagdruf tönen; —
Ich dachte ſchmerzlich meiner eignen Qualen:
Hier ſtarb das Thier — hier rinnen meine Thränen!

Ich bin nun lange drüben wohl vergeſſen;
Wer jezt noch lauſchte meinen erſten Klängen?
Ich wäge ſinnend meine Wehr, indeſſen
Gewappnet Andre in die Rennbahn ſprengen.

Im Geiſt erblick' ich ihrer Roſſe Bäumen
Und ihrer Helme Federbuſchgezitter;
Es raſſelt mich aus meinen tiefſten Träumen
Der Klang des Schwertes, das ſie ſchlägt zum Ritter.

Nehmt hin den Dank! — ich hab' ihn abgeſchworen! —
Und doch — beim Blitzen eurer Harniſchzierde
Und beim Erklirren eurer goldnen Sporen
Erwacht in mir die alte Kampfbegierde.

Denn nicht verroſten ließ ich meine Waffen;
Ich weiß ſie rüſt'ger, als vordem, zu ſchwingen;
Noch einmal möcht' ich mich zuſammenraffen,
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

Mein Schwert geſchliffen hab' ich in der Oede;
Bewehrt mit Liedern, ballt ſich meine Rechte;
Ich bin bereit zu einer Geiſtesfehde —
Wie, wenn ein Schiffer mein Cartel euch brächte? —

Wohlan! zum Wettſtreit meine Lenden gürt' ich!
Ihr, in den Schranken, prüfet meine Wehre!
Sprecht zu den Rittern: „er iſt ebenbürtig;
Sein Tomahawk iſt würdig eurer Speere!“

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermeſſen:
„Ich will ſie meiden, die mein Treiben ſchelten.
Mir ſelbſt genug, will ich dies Volk vergeſſen;
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!“ —

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz iſt einſam und mein Aug' iſt trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich geſprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

F. Freiligrath.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Die Markthalle von Rouen iſt das ſchönſte und merkwürdigſte Gebäude, das ich in dieſer Art kenne. Sie begrenzt auf drei Seiten einen parallelogrammförmigen Platz, deſſen Mitte die ambulirenden Kleinkrämer einnehmen; rund herum laufen geräumige Arkaden, welche ſich ganz trefflich zu ihrer Beſtimmung eignen; die Nähe des Hafens iſt ebenfalls kein geringer Vorzug. Jede Waarenart hat ihre beſondere Halle; die größte und lebhafteſte iſt die ſogenannte „Halle aux Rouenneries.“ Hieher ſtrömt jeden Freitag eine zahlreiche normänniſche Kolonie, welche ſich mit den Pariſer Juden in die Ausbeutung der langen Rue Saint Martin zu Paris getheilt hat, und kauft die 4 oder 5000 Stücke Zeug auf, welche die armen Weber von Rouen im Lauf der Woche fabrizirt haben. Dieſe Zeuge, im Handel Rouenneries genannt, haben ſonderbare Namen, wie z. B. glacé tabac, rayée 2 et 2, oder 4 et 4 tabac, glacée Virginie, carreau Virginie, rayée palliacat u. ſ. w. Um vier Uhr jeden Freitag Morgens ſieht man die tauſend und aber tauſend Arbeiter der Vorſtädte und benachbarten Dörfer von Rouen die doppelte ſteinerne Treppe hinaufſteigen, welche zu der Halle aux Rouenneries hinaufführt, wo ſie ſich und ihre Waarenballen in einem 500 Fuß langen und 50 Fuß breiten Bogengange aufſtellen. Nicht lange, ſo erſcheinen die Handelsleute der Rue Saint Martin, welche zwanzig Pariſer Diligencen hordenweiſe auf dem Pflaſter von Rouen abſetzen. Der Fremde, welcher am Donnerstag Abend von Paris nach Rouen, und am Freitag von Rouen nach Paris reiſen will, iſt übel daran; er darf ſicher darauf rechnen, keinen Platz zu finden.

Diese beiden Nächte hat ausschließlich der Handel die Straße gepachtet und die Postwagen mit Beschlag belegt. Man macht sich keinen Begriff von dem Höllenlärm dieses Markttages, welcher von sechs Uhr Morgens bis Mittag dauert; es ist die Frankfurter Messe im Kleinen, welche hier 52mal im Jahre wiederkehrt und jedesmal ein wichtiges Ereigniß für die Stadt ist. Dieser Freitagsmarkt ist der Thermometer des öffentlichen Wohlstands in Rouen; wenn in einer Woche zweihundert Stück weniger verkauft werden als in der andern, geräth der Fabrikant in Angst und Schrecken; denn er zieht daraus den Schluß, daß die Rue Saint Martin hinlänglich mit Waaren versehen ist. Die tabakgestreifte Leinwand ist der öffentliche Fonds von Rouen und die Halle ist seine Börse. Wenn die Preise an der Halle heruntergehen, trauert die ganze Stadt; wenn sie wieder steigen, herrscht allgemeine Freude. Es ist in der That eine wichtige Lebensfrage, weil ein einziger verunglückter Markttag eine ganze Bevölkerung von Arbeitern auf eine Woche brod- und arbeitslos macht.

Um alle diese Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, waren wir bis fünf Uhr in der Stadt herumgestrichen und brachten einen gesunden Appetit zum Mittagessen mit. Die Zahl der Gäste an der Table d'Hote mochte leicht fünfzig übersteigen, da man in der Provinz mehr als in der Hauptstadt an die Wirthstafel gebunden ist. Man beobachtet übrigens in Rouen dieselbe Tagseintheilung wie zu Paris, wo Arbeit und Ruhe genau durch das Essen geschieden sind. Man speist um fünf oder sechs Uhr zu Mittag.

Der Cours Boieldieu ist der besuchteste Spaziergang Rouens; er liegt auf dem Quai zwischen der Börse und der neuen Hängebrücke, im Angesicht des Hafens, welcher vortrefflich gelegen und sehr bequem ist. Da die Meeresfluth immer bis Rouen vordringt, kann er Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen und wird damit fast zu einem Seehafen. Rouen ist der natürlichste Stapelplatz für den Seinehandel, da die großen amerikanischen Schiffe und die Fahrzeuge anderer Nationen nicht weiter aufwärts gehen und die Waaren in leichtere Fahrzeuge umgeladen werden, wie umgekehrt die Güter von der obern Seine in Rouen. Haupthandelsartikel sind Korn, Mehl, Branntwein, Fischöl, Leder, Spezereiwaaren, Hanf, Wolle, Eisen, Schiefer, Schiffstheer u. s. w.

Zwei Brücken verbinden die Altstadt Rouen mit den Vorstädten Saint-Gervais und Saint-Sever; die eine von Eisen, welche die ehemalige Schiffbrücke ersetzt hat, ist noch ganz neu und im Jahre 1835 von einer Aktiengesellschaft erbaut, deren Eigenthumsrecht fünfzig Jahre dauert; so lange muß jeder Fußgänger einen Centime Brückengeld zahlen. Die zweite Brücke von Sandsteinquadern mit 6 Bögen, 300 Schritte lang und so breit, daß drei Lastwagen sich bequem ausweichen können, ist eine Hauptschönheit Rouens. Seit 1834 ist der Vorsprung dieser Brücke mit einem bronzenen Standbilde Corneille's von David geschmückt. Die Aussicht von da ist göttlich. Rouen hat hier etwas ungemein Lachendes und Pittoreskes. Vor uns liegt die Stadt im weiten Halbmond am rechten Seineufer in herrlicher, fruchtbarer Thalebene hingegossen, von den sanften Höhen Darnetl's und dem etwas steilern Katharinenberge begrenzt. Die zahlreichen Inseln, der breite, mit Handelsfahrzeugen aller Nationen bedeckte Strom, der mit Menschen und Waaren angefüllte Hafen, die hohen aufgemauerten Quais, welche über eine halbe Stunde sich längs des Ufers hinstrecken, gewähren einen unendlich belebten, mannigfaltigen Anblick. Die Stadt hat in der letzten Zeit viel gewonnen; am Hafen sind viele neue Häuser entstanden und die Mischung des Alten und Neuen hat hier für das Auge etwas Gefälliges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die spanischen Gemälde. Concerte. Bälle.

Mit der Versammlung der Kammern behauptet die Politik wieder ihr beinahe ausschließliches Recht auf die allgemeine Aufmerksamkeit, und die Tageblätter widmen ihr natürlich den größten Theil ihrer langen Columnen. Unter den politischen Debatten werden die neuen Sammlungen im Louvre besucht, welche Ludwig Philipp persönlich mit eben so vielem Eifer gefördert hat, wie die Einrichtung des prächtigen Museums zu Versailles. In der Gemäldegalerie ist durch die hinzugekommenen vielen spanischen Meisterwerke eine große Lücke ausgefüllt worden; denn bekanntlich besaß man hier wenige spanische Gemälde, und kannte die spanische Schule meistens nur aus Büchern. Ganz Paris strömt jetzt in's Louvre, um alle die neuen Herrlichkeiten, welche die Nation nicht das geringste Opfer gekostet haben, sondern auf Kosten der Civilliste angeschafft worden sind, zu bewundern. Da jedoch das Wetter allzu dunkel ist, als daß man jene Schätze gehörig würdigen könnte, so wird es besser seyn, mit der Reise durch das Louvre (denn es ist eine Reise von einigen Stunden, will man alle die alten und neuen Herrlichkeiten beschauen und miteinander vergleichen) zu warten, bis die Nebel verschwinden und der klare Himmel erlaubt, die in den Kirchen Spaniens ziemlich geschwärzten Gemälde recht zu betrachten. — Indeß nun Kunst und Politik neue Nahrung haben, steigert sich auch das gesellige Leben in Paris. Bälle und Concerte folgen schnell auf einander, und manche Privatconcerte werden so stark besucht, daß sie fast den Namen von öffentlichen Lustbarkeiten verdienen. So befindet sich in der Rivolistraße eine englische Familie, welche alle vierzehn Tage in ihrer Wohnung ein Concert gibt, wozu die Eingeladenen ihre Freunde und diese wieder die ihrigen mitbringen können, so daß sich beinahe ganz Paris direkt oder indirekt zu den Eingeladenen rechnen kann. Dies verursacht nun

freilich ein etwas unangenehmes Gedränge; dem Hausherrn muß man es aber Dank wissen, daß er mit solcher Liberalität seine Kunstgenüsse darbietet. Eine fremde Künstlerin, Kathinka v. Dietz, gab eine Privatsoiree, worin sie ein Concerto von Reef mit großer Kunstfertigkeit vortrug; eben so ein Doppelconcerto auf zwei Flügeln mit einem Künstler, Namens Roßlen, wenn ich recht gehört habe. Die Versammlung bestand aus vielen englischen Damen, aus Deutschen und Franzosen. Dieselbe Künstlerin wird sich auch öffentlich hören lassen, eine schwierige Probe, da Paris wenigstens ein Dutzend sehr geschickter Clavierspieler besitzt, unter diesen mehrere, die auch im Auslande berühmt sind, wie Kalkbrenner, Chopin, wozu noch einige Deutsche kommen, die sich hier längere oder kürzere Zeit aufhalten und hie und da hören lassen. Musard hat bereits seine öffentlichen Bälle angefangen, und sein Nebenbuhler Valentino hat auch nicht ermangelt, mit den seinigen zu beginnen, wozu er sich denn mit Strauß verbunden, welcher sich unterdessen in den Provinzialstädten umhergetrieben hat. Auch manche Theater bereiten sich zu den Bällen vor, oder haben sie schon begonnen. Rechnet man nun dazu die hunderte, ja tausende von Privatbällen, da fast jede begüterte Familie einen oder mehrere gibt, einige sogar wöchentlich einen, und dann die Hofbälle, wozu tausende von Menschen eingeladen werden, so muß man gestehen, daß wohl kein Volk mehr tanzt, als die Pariser, da auch für die Handwerker und Arbeiter außerhalb der Barrièren über hundert Schenken mit großen Tanzböden nicht allein im Winter, sondern das ganze Jahr hindurch an Sonn- und Montagen, auch wohl am Donnerstage offen stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Gesetz über das geistige Eigenthum.

Das sind freilich keine Gründe vor dem Forum des Rechtes, und in jedem Staate ist es die erste Pflicht, die Grenzen des Mein und Dein festzustellen; aber es gibt hier noch ein anderes Forum. Mir thut es leid, daß die Werke Thorwaldsens, Rauchs, Drake's u. s. w. nun nicht mehr in die Bürgerhäuser dringen, nicht mehr die Wände der Restaurationen und Schenken schmücken werden. Es thut mir leid, wenn ich an die geschmacklosen Puppen und Schildereien denke, welche verdem dort standen, und einen traurigen Beleg von dem herrschenden Geschmacke gaben. Aber die Bildhauer wollen mir auch vor diesem andern Forum Rede und Antwort stehen, und meinen, auch im Sinne der Kunst im Rechte zu seyn. „Wie," rufen sie, „wird der Künstler und seine Kunst durch diese schlechten, wohlfeilen Abgüsse repräsentirt! In derselben sorglos und ungeschickt genommenen Form, oft nach fehlerhaften Exemplaren, werden Hunderte von Abgüssen gefertigt. Von dem Adel und der Feinheit der ursprünglichen Form ist da nichts mehr zu sehen, die Falten der Gewänder verschwinden zuletzt, die Züge verschwimmen, und was ein Gott aus der Hand des Künstlers hervorging, wird ein unförmlicher Klumpen Gips. Das soll ein Abdruck des ersten Entwurfs seyn, das soll nur eine Ahnung von dem geben, was der Schöpfer des Werkes beabsichtigte, und eine Karrikatur ein Kunstwerk repräsentiren!" — Es ist ein schöner Lohn für den Dichter, den Componisten, wenn sein Werk, ausgeführt von den besten Künstlern, vor einem hochgebildeten Publikum volle Anerkennung findet, wenn die Kritik es lobt, und mit allen scharfsinnigen Gründen dieses Lob motivirt. Aber ist die Anerkennung der Kenner das schönste und einzige Lob? Wird es von schlechten Schauspielern vor einem minder gebildeten Publikum dargestellt und spricht nicht an, so hebt das freilich den ästhetischen Werth nicht auf; aber wenn es trotz der mißlungenen Execution hinreißt, auch Ungebildete, ist das kein Zeichen eines andern Werthes? Goethe's Iphigenia kann nur von ausgezeichneten Mimen vor feinen Zuschauern gespielt werden; aber wenn Kleists Käthchen, verstümmelt zur Unkenntlichkeit, geradebrecht von elenden Darstellern, doch den Bürger im Winkelstädtchen entzückt, tritt da nicht der poetische Genius siegend aus der elenden Execution hervor? Maria Webers Melodien, von den Negersklaven in Brasilien gesungen, wenn sie Schiffslasten winden, war das kein Lohn für den Componisten, der, auf einer andern Wage gewogen, mehr wiegt als der goldene, den englische und deutsche Theaterdirectoren und Musikalienhändler dem armen Componisten spärlich zuzählten! — Die Bildhauer, meine ich, könnten auch im Interesse ihrer Kunst die Verstümmelung ihrer Werke ertragen; ja freuen sollten sie sich, wenn ihr Wurf so durchgreifend, wenn die Hauptzüge so scharf und sprechend sind, daß in der schlechtesten, stumpfsten Abformung noch etwas bleibt, was entzückt und erfreut. — Aber ihr Recht soll ihnen bleiben, und ihr Recht ist, auch den äußern Lohn ihrer Anstrengung zu ernten. Darum Preis dem Gesetze. Doch sie selbst könnten zugleich ernten und zugleich dem größern Publikum den Besitz ihrer Werke gönnen, wenn sie die Industrie nicht in thörigtem Künstlerstolze verachteten. Zugegeben, daß die Abgüsse mit vollem Kunstwerth ihnen selbst theuer zu stehen kommen, daß sie diese also auch nur zu theurern Preisen verkaufen können. Mögen sie diese nach wie vor in die Kabinette der Vermögenden liefern. Aber wenn der Italiener den Abguß der Madonna für einen Gulden herstellt, der im Atelier des Künstlers zehn Thaler kostet, warum kann der Künstler nicht selbst für die Nichtvermögenden solche wohlfeileren Abgüsse besorgen? Auch die Kunst muß sich den Anforderungen des Marktes fügen, wenn sie in der Zeit bestehen will.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Den eiteln Schwätzer müßt ihr kennen,
Ihn, dessen Stimme nimmer läßig,
Ob auch melodisch wohl zu nennen,
Doch sein Geplapper ist unmäßig.

Er läßt sich nie die Rede stören.
Wenn seinen weiblichen Besuchen
Geduld ausgeht, ihn anzuhören,
Und sie das Plappern selbst versuchen.

Er plaudert fort, ob auch in buntern
Gesprächen sie den Witz entfalten;
Es ist, als wollt' er sie ermuntern,
Sich recht bequem zu unterhalten.

Sie haben viel dort abzutarten,
Oft mit gewaltigem Gebrause;
Dann tragen seine Redensarten
Sie unterthänig mit nach Hause.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. Februar 1838.

Wir haben eine solche Menge von Novellen; warum schreibt man nicht solche, die besonders zum mündlichen Vortrag in einer gebildeten heitern Gesellschaft geeignet sind? — Freilich unsere unendlich langen Novellen werden sich nie vortragen lassen; es müßten jene kurzen, niedlichen Geschichtchen seyn, wie Boccaz sie erfindet und erzählt, nur sittsamer.

v. Sternberg.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

Einleitung.

Oft habe ich mir im Stillen schon gedacht und gewünscht: hätte doch der Himmel mich, unbeschadet meines Seelenheils, einen Moslem werden lassen! — Ihr lächelt über diesen Wunsch, und wenn ich mich auch vor dem Verdacht gesichert habe, als begehre ich nach des Propheten üppigem Paradies, so möchtet ihr dennoch wähnen, daß irgend ein Theil der irdischen Freuden des Morgenlandes mir ein Gegenstand des Neides sey. Die aber sind es nicht, wonach mein Sinn steht; nicht der Pferch voll schöner Thiere in Menschengestalt vermöchte den anzulocken, dessen Herz vom achtzehnten Jahr an schon so lange Zeit her in Lust und Leid für fränkische Minne geschlagen; des Osmanen Lotterbettlein würde dem nicht weich seyn, der, rühriger Kraft sich bewußt, die träge Ruhe haßt; die Wonne des Opiumverschlingers beneidet nicht, wer das fröhliche Gelag liebt, wo im Kelchglas der perlende Champagner, im grünen Römer der goldene Rheinwein, im weiten Humpen das feurige Blut der Breisgauer Rebe dem Zecher lachen; die Wonne aber der blauen Wölflein, der Duft des schwarzen Trankes gehören uns seit lange schon eben so gut als dem beschornen Sohn Muhammeds. Was ich wahrhaft beneide, das ist des Dichters Loos, dessen Hörer nicht lesen, und denen also die lebendige, freie Rede zu Herzen dringen kann. Ein Mährchenerzähler möchte ich seyn, zu Stambul etwa, am Morgen im Palmenhain, im „Thal der süßen Quellen“ oder beim Rauschen der Brandung meine Mährlein ersinnen, am Abend in den Kreis treten, der, vor dem Kaffeehaus am Strande gelagert, sich der erfrischenden Kühle freut. Da sizt der Türk, ernst und schweigsam, mit ruhiger Erwartung der Stunde harrend, welche den Erzähler bringe, bei dessen Eintritt des Griechen geschwätzige Zunge verstummt, während der Albanese den langen Schnurrbart mit den Fingern dreht und mit blitzenden Augen den Ankömmling aufzufordern scheint, von des Kriegers Ruhm und Waffenthaten, von Beute und Plünderung und von noch süßerem Raube anzuheben; der aber beginnt, wie just sein Herz ihm befiehlt, nachdem er Allah und den Propheten gepriesen und angerufen. Und was er immer auch erzähle, sey es von den mährchenhaften Schönheiten der Gärten Bagdads oder von den Schrecknissen der Wüste, sey es von Liebe oder Streit, von Beute oder von Minnesold, die Hörer lauschen mit gespanntem Ohr, denn keine Halb- oder Ueberbildung vergällt ihnen den Genuß, und der Dichter hat sein schönstes Ziel erreicht,

wenn der Türke ſagt: „das klingt angenehm, doch unglaublich; aber iſt Allahs Macht nicht unbegrenzt?“

Und weil ich denn oftmals ſolche Gedanken und Wünſche hegte und mich in derlei Träumereien zu verſenken liebte, ſo klang eine Saite voll und hell in meiner Seele wieder, als ich neulich irgendwo * die Zeilen las, in denen ein geiſtreicher Mann mit tiefliegender Ironie ſeinen Zeitgenoſſen eine Aufgabe ſtellte, die zu löſen nicht wohl möglich iſt; denn er begehrt von den Dichtern, ſie ſollen Erzählungen ſchreiben, welche den Stoff zu freiem, mündlichem Vortrag in geſelligen Kreiſen abgeben könnten. Nun weiß aber der Verfaſſer der „neuen Scheherazade“ ganz gewiß ſo gut wie wir alle, daß in unſerer Zeit ſchon längſt das Wort zum Buchſtaben geworden, und daß kein Athem der Rede dem hellen und ſtarren Kryſtall der Schrift ſein Leben einzuhauchen vermag, weil wir gewohnt ſind, alles, was uns anregen, erſchüttern, erheben ſoll, nur mit den Augen zu hören, und kaum noch der Muſik vergönnen, durch das Ohr den Weg zu unſerer Seele zu ſuchen. Und da auch Alle Alles leſen, ſo wäre es endlich eine undankbare Mühe, den gleichgültigen, tauben Ohren nochmals vorzuſagen, was die unerſättlichen Blicke längſt ſchon dem Verſtändniß zugeführt.

Dennoch aber liegt in jener geſtellten Aufgabe etwas, das ſich nicht ganz zurückweiſen läßt, und dem wenigſtens einigermaßen zu entſprechen, des Verſuches werth ſcheint. Nämlich: um den Meiſtern nachzuſtreben, welche in einer Erzählung uns ſtets ein abgerundetes Kunſtwerk vor Augen ſtellen, haben die nicht alſo Begabten unter uns faſt ganz vergeſſen, daß der Himmel nicht jedem gleiche Fähigkeit verliehen, und daß, wer bei dem Verſuch ſcheitert, in den Rahmen einer Novelle ein ergreifendes und umfaſſendes Gemälde zu bannen, dennoch ganz gut im Stande ſeyn mag, zur Ergötzlichkeit und Belehrung vieler Leſer irgend eine Skizze aus dem Leben zu zeichnen, beſonders wenn er während des Niederſchreibens nicht vergißt, ſich vorzuſtellen, als ſpräche er zu Gegenwärtigen ein leichtes, flüchtiges Wort der Gegenwart. Eine ſolche Vorſtellung iſt es, welche den Novellen der liebenswürdigen Margarethe von Valois ihren Reiz verleiht, und mit dieſer Vorſtellung hoffe ich, euch ein Dutzend kleiner Begebenheiten, ernſter Vorfälle, heiterer Ränke und Schwänke annehmlich zu machen, wenn ihr billig genug ſeyd, nicht mehr zu erwarten, als ich euch ankündige: kunſtloſe Skizzen, flüchtig erzählt, ohne Anſpruch auf den Rang einer Dichtung und ohne einen andern Zweck, als eine müßige Viertelſtunde wegzuplaudern.

Die Benennung, „neue Stücklein,“ iſt eine allerdings gewagte, aber bezeichnende Ueberſetzung des Ausdrucks „Novellen,“ und iſt gewählt worden, um die Abſicht des Verfaſſers ganz klar anzukündigen und jedem Mißverſtändniſſe im Voraus zu begegnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Im Morgenblatt 1837.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Im Allgemeinen iſt Rouen ſchlecht und unregelmäßig gebaut, wie alle Städte des Mittelalters; die Häuſer ſind meiſt von Holz, ſie ſtehen nicht, ſondern ſind aneinander gelehnt; man kann keine hundert Schritte machen, ohne einer merkwürdigen Verzierung in Holz oder Stein zu begegnen. Die Straßen ſind meiſtens winklich und bucklicht, mitunter ſo eng, daß man ſie mit den Armen bequem abſpannen kann. Es gibt in Rouen auch eine Judengaſſe, aber nicht ſo finſter und ſchmutzig, als die Höhle, worin der Samen Abraham's zu Frankfurt eingepfercht iſt. Eine der belebteſten Straßen iſt die Karmelitergaſſe (Rue des Carmes), welche von der ſteinernen Brücke aus die ganze Stadt durchſchneidet und am meiſten Licht und Luftzug hat. Hier ſind die berühmten Zuckerbäckereien, worin ſeit neun Jahrhunderten das Apfelgelée und die eingemachten Zitronen fabrizirt werden, welche Boileau verewigt hat. Die Altſtadt hat viel Aehnlichkeit mit Cöln; das niedere Volk in Rouen hat einen ſingenden normänniſchen Dialect, der ebenſo widrig klingt, als die niederländiſch-deutſche Mundart der Cölner. Die Vorſtädte und die Uferſtraßen ſind ganz modern; die alten Wälle und Thore ſind verſchwunden und die ſchönſten Boulevards und Spaziergänge an die Stelle getreten. Die Quais ſind einzig und haben mich lebhaft an die ſchöne Ausſicht in Frankfurt erinnert. Der Hafen iſt freilich bei weitem großartiger als der Frankfurter; dagegen können ſich die beiden an den Hafen ſtoßenden Promenaden, le grand cours, mit den Giouilet'ſchen Anlagen nicht meſſen. Der Blick des Spaziergängers weilt mit Vergnügen auf dem Flußbett der Seine, welche hier an beiden Ufern von hohen Hainbuchen beſchattet wird, hinter denen ſich die überall ſichtbare Sankt Katharinenhöhe, die Bergkapelle des Dorfes Bonſecours und die Rebenhügel von Bloſſeville hervorheben; ſtromaufwärts breitet ſich ein endloſer Wieſenteppich und ein Archipel von Inſeln aus. Sotteville mit ſeinen pittoresken Häuſern und ſeinem ſchlanken Pfarrthurm, die reichbebauten Höhen von Menil und Balbeuf beſchäftigen angenehm das Auge, während die ſchönen Anpflanzungen von Apfelbäumen mit der goldnen Laſt ihrer Früchte, die Landhäuſer und Fabriken auf dem linken Ufer neue Ueberraſchung bereiten.

Das Theater darf ich nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. — Der Saal faßt etwa 1700 Zuſchauer; er hat vier Logenreihen und eine Galerie; am Plafond iſt die Apotheoſe Corneilles abgebildet. Die Zuſchauer des Parterres ſitzen nicht, ſondern ſtehen; die Direktion hat es mehrmals verſucht, Bänke anzubringen; allein kein Tiſchler und Schloſſer konnte hinlänglich nied- und nagelfeſte Arbeit liefern. Das Parterre von Rouen zeichnet ſich vor allen in der Provinz durch wilde Brutalität, despotiſchen Uebermuth und grauſame Strenge aus; es iſt berüchtigt in ganz Frankreich, weil es Talma, den König der franzöſiſchen Bühne, ausgepfiffen. In neueſter Zeit hat es Mademoiſelle Taglioni mit mißfälligem Scharren begrüßt und den beſten der franzöſiſchen Mimen, Boccage, ausgeziſcht. Wer das Rouener Parterre kennen zu lernen wünſcht, beſuche am Morgen eines Debüts das dem Theater gerade gegenüber liegende Café de la Comédie; dort findet er die Oberrichter des Parterre verſammelt; ſie zeigen einander durch die Fenſter des Kaffeehauſes einen armen, beſcheidenen, blaſſen Mann, welcher geſenkten Hauptes längs der Häuſer hinſchreitet und beide Hände in ſeinen Taſchen hat, um das zerriſſene ſeidene Unterfutter ſeines ehemals ſchwarzen Ueberrocks zu verbergen. „Seht, das iſt der neue Debütant!“ ſchreit der eine. — „Drôle de tête, tout de même! — Figure d'imbécille! — Je vous le joue aux dominos!“ ſo ruft der Chorus durcheinander, und ſie ſpielen ernſtlich eine Partie Domino oder Piquet um die Aufnahme, die Zukunft, die ganze Exiſtenz eines Menſchen, den Keiner von ihnen kennt, der vielleicht unglücklich iſt, Frau und Kinder zu ernähren hat, und auf dem Theater von Rouen ſein täglich Brod, oder doch wenigſtens ſo viel zu gewinnen ſucht, daß er die Reiſekoſten nach einer andern Stadt beſtreiten kann. Alles das ſetzen dieſe Unmenſchen auf eine Partie Domino, und wenn ſie die Partie verlieren, ſo muß der neue Schauſpieler oder Sänger, und wäre er der ausgezeichnetſte, bei jedem Wort, bei jeder Note, die er vorbringt, ausgepfiffen, ausgeſpottet und ausgelacht werden. Und wenn der arme Künſtler, welchen der Doppelſechſer unwiderruflich verdammt hat, ſich über einen ſo unwürdigen und brutalen Empfang wundert, wenn er in ſeinem Unwillen ſein Koſtüm und ſeine Rolle vergißt, wenn er ſich erinnert, daß er Menſch iſt, und das barbariſche Parterre auffordert, ihn doch erſt anzuhören, bevor man den Stab breche, ſo überſchüttet ihn das Parterre mit Schmähreden, treibt ihn von der Bühne, verlangt mit ungeſtümem Brüllen den Theaterdirektor, wirft mit Aepfeln und faulen Eiern nach dem Akteur und findet, daß dieſer Menſch ihm den gebührenden Reſpekt verweigere.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beſchluß.)

Das Nachdrucksgeſetz. Der Weihnachtsmarkt. Theater.

Das beſprochene Geſetz über den Nachdruck und die Nachbildung von Kunſtwerken iſt ein wichtiges Ereigniß. Lieferten Cöln, Münſter und Hannover nicht gegenwärtig andern Stoff, der unſere Aufmerkſamkeit nach außen wendet, würde der Eindruck auf das Publikum ſo bedeutend ſeyn, als es die Folgen auf den Verkehr werden dürften. Man überſieht dieſe nur noch nicht; die Künſtler ſelbſt getrauen ſich noch nicht zu hoffen, daß ſie volle, unumſchränkte Eigenthümer von dem bleiben werden, was ihnen gehört. Wandern wir durch unſere Straßen, den Blick auf die Läden gerichtet, ſo ſieht unſer Auge nichts als den Diebſtahl an Ideen, die von Andern ausgingen, als denen, welche die Früchte davon ziehen; und das Publikum iſt daran ſo gewöhnt, daß das Geſetz wie ein Eingriff in die Uſance zuerſt befremden wird. Die Lieblingsbilder der Kunſtausſtellungen ſind nicht allein in die Läden der Kunſthändler gewandert, als Duodezkupferſtiche und Lithographien; man ſieht die Kirchgängerinnen und Räuberſöhne und Räuberbräute, die Edelknaben und Helgoländer auf Ofenſchirmen und Pfeifenköpfen, als Fenſterverſetzer, Bonbonspapiere und Stickmuſter. Auch unſere Stickerinnen wollen von der Kunſt leben und mit ihr fortſchreiten, und es wird ſchwer halten, ihnen begreiflich zu machen, daß ſie unautoriſirt fremde Ideen nicht vernähen dürfen. Doch macht freilich das Geſetz Unterſcheidungen, und wird auch noch mancher Deklarationen bedürfen. Unzufriedenheit hat ſich für's Erſte nur von Seiten der Buchhändler und der dramatiſchen Schriftſteller ausgeſprochen. Jene ſind unzufrieden mit der kurzen Dauer ihrer Berechtigung, auch daß der Begriff, was Nachdruck iſt, zu ausgedehnt geworden; dieſe, weil ihre Rechte nur in Bezug auf ihre Manuſcripte anerkannt ſind. Bis nicht der Grundſatz ausgeſprochen iſt, daß auch der Druck eines Theaterſtückes noch nicht an ſich zur Aufführung berechtigt, iſt ihnen wenig geholfen. Doch der Anfang iſt gemacht, und wir dürfen hierin wenigſtens einer geſichertern Zukunft entgegenſehen. Eine Schrift von Dr. Julius Eduard Hitzig, eben über das neue Geſetz erſchienen, iſt für Alle, welche die Sache angeht, ſehr beherzigenswerth.

Weihnachten iſt in gewohnter Weiſe vorübergegangen. Der Markt, und was dazu gehört, brachte nichts ſo Neues, daß es beſonders bemerkt werden müßte. Die Budenreihen dehnen ſich noch immer aus, die Lichter verbreiten mehr und mehr Glanz über die Straßen. Seitdem auch die Lampen vor dem Gaslichte, und zum Theil ſchon vor dem neuen Spiritusgas zurückſtehen, ziehen ſich die alten Wachslichter, ſonſt das Symbolum der Weihnachtsfreude, beſcheiden zurück. Im Mittelalter war der Handel mit Wachslichtern in der Mark Brandenburg ein Haupterwerbszweig. Der alte Glaube mit ſeinen Wachskerzen, die weiten, Bienen nährenden Haiden und die Weihnachtszeit in alter Bedeutung laſſen ſich beim beſten Willen nicht mehr zurückführen. Selbſt auf den Kronleuchtern der Säle müſſen die Wachskerzen den chemiſch präparirten Palmlichtern weichen. Die Weihnachtsausſtellungen möchten gar zu gern in das Kunſtgebiet übergehen; aber das Publikum will ſich um Weihnachten vergnügen, und ſelbſt Herr Gropius iſt gezwungen, in ſeinem Diorama für die Lachluſt beſonders zu ſorgen, damit man auch ſeine mehr kunſtgerechten

Ausstellungen besuche. So hat er und Herr Fuchs, der bekanntlich den elegantesten Conditorladen unter den Linden hält, Jeder eine vortreffliche Ansicht von Constantine ausgestellt. Die des Erstern ist künstlerisch schön von einem bekannten Meister gemalt; aber ihr fehlt der Pulverdampf der französischen Kanonen, den Letzterer, sein Publikum kennend, im Vordergrunde wirbeln läßt; und der Dampf lockt die Zuschauer in Massen an. Doch mehr vielleicht noch thun dies einige Karrikaturen, Heirathskandidaten überschrieben, deren wechselnde, verzerrte Gesichter, von Zeitungswitz begleitet, ein unauslöschliches Gelächter ihrem Publikum entlocken. — Der berühmte Flohbändiger und Flohfreund, der Italiener Bertolotti, hat gleichfalls in unserer Weihnachtszeit sein Glück hier ausgebeutet. Die civilisirten Flöhe, deren Kunststücke allerdings eine Wahrheit sind, wenn gleich nur eine kleine, nähren ihren Mann. Es sind sämmtlich englische Flöhe, behauptet der Philopulex, die, sobald sie aus dem Zustande ihrer ursprünglichen Freiheit in den der Civilisation übergegangen sind, nicht mehr springen. Zum Scherz zeigt er den Berlinern einen uncivilisirten Berliner Floh, welcher, obgleich an einer schweren goldenen Kette, doch springt. Analogische Schlüsse werden verbeten. — Der berühmte Louis Drucker erklärte neulich in den Zeitungen: er könne dem Publikum, da er große Weinsendungen aus Ehln erhalten, einen auffallend billigen Bischof verstellen. Der erzbillige Bischof, den er liefern wollte, ist ihm untersagt, da das zu viel wäre. — Im königlichen Theater bereitet man die Darstellung eines neuen Trauerspiels von Immermann: „Die Opfer des Schweigens," vor. Sonst behaupten die Eingeweihten, es werde hinter den Coulissen fortwährend Parteiwuth gespielt, und der Intendant habe höchsten Orts auf Zuschüsse angetragen, um sowohl im Schauspiel als in der Oper zwei getrennte Personale unterhalten zu können. Denn von der einen Seite verlange Madame Crelinger, von der andern Frl. v. Hagn ihre besondern Mitspieler; eine Vereinigung sey ohne Intervention nicht mehr möglich. In der Oper sey es mit den Damen Löwe und Frl. v. Faßmann derselbe Fall. Hier hat auch das Publikum entschieden Partei ergriffen, und die Gemüther erhitzen sich. Die Classiker schwören und fechten für die Faßmann. Das ist nur schwacher Abglanz jener Feuer, die zu den Zeiten der Sontag am Horizonte loderten. Auch dieser Enthusiasmus ging schlafen, um nicht wieder erweckt zu werden.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Spekulationen.

Ueber dem Tanzen und Musiciren wird jedoch das Spekuliren und Unternehmen großer Anstalten nicht vergessen; denn wenn man einerseits in Paris sich gern belustigt, so will man andererseits auch gern reich werden und schnell sein Glück machen. Daher werden denn eine Menge großer Entwürfe fürs künftige Frühjahr gemacht. Natürlich spielen die Eisenbahnen dabei eine bedeutende Rolle. Sicher wird dieses Jahr der Bau derselben bedeutende Fortschritte machen. Da jedoch die sonderbarsten Plane ausgeheckt werden, und die tänschendsten Vorspiegelungen den Leuten das Geld zu Aktien aus den Taschen locken, so ist man darauf bedacht, solchen Betrug zu verhindern. Seitdem mit dem Schluß des lezten Jahrs alle privilegirten Spielhäuser in Paris geschlossen worden sind, und also weder rouge et noir, noch Lotterien mehr das Volk bethören und ausplündern können, ließ es sich voraussehen, daß man auf andere Art seinem Beutel beikommen und die dem Menschen angeborne Gelbgier reizen werde. Die Unternehmungen auf Aktien boten dazu ein bequemes Mittel dar. Nichts war leichter, als dem Publikum in einem wohl geschriebenen und schön gedruckten Prospektus zu sagen: kommt, wir laden euch zur Theilnahme an einem Unternehmen ein, wo eure Kapitalien euch 20 Prozent tragen werden. Ihr könnt auf keinen Fall euer Geld verlieren; denn unser Unternehmen ist bereits in vollem Gange, und was wir besitzen, ist einige Millionen werth, kann euch also auf jeden Fall als Bürgschaft dienen. Aber gerade dieses Lezte war eine täuschende Vorspiegelung, und daher wird wahrscheinlich, wenn es zu einem Gesetze hierüber kommen sollte, von den Unternehmern verlangt werden, daß sie eine wahre und keine falsche Bürgschaft leisten, oder wenigstens, daß sie das Publikum nicht mehr durch vorgebliche Bürgschaft hinter's Licht führen. Unter den vielen Spekulationen, die beständig ausgeheckt werden, sieht man zuweilen recht sonderbare. Da hat z. B. wies der Jemand eine Neuerung hinsichtlich der Affichen oder Anschlagzettel erdacht. Ich habe schon mehrmals auf die wichtige Rolle aufmerksam gemacht, welche hier die Anschlagzettel als Mittel der Publizität spielen. Man hat sie bis zu sechs Fuß Länge ausgedehnt; man hat, um sie zu erhalten und vor dem Verdrängen durch andere zu bewahren, zahllose Behälter mit Thüren in ganz Paris angelegt, und diese werden Abends durch eigens dazu angestellte Leute geschlossen und am Morgen wieder aufgemacht. Dann hat man tragbare Gerüste erfunden, um die Zettel oben an die Mauern heften zu können; ferner Karren mit Affichen, die überall herumgeschoben werden. Nun will Einer ihre Wirkung auch auf den Abend und die Nacht ausdehnen, und hat daher Candélabres-Affiches erfunden, das heißt große, stehende Leuchter, welche die außen angebrachten Affichen erleuchten sollen, so daß einem die Ankündigungen von Pommaden, Büchern, Concerten, Bällen, Möbeln und andern Sachen in der Dunkelheit so gut in's Auge fallen, als am hellen Tage. Im großen Gewühle von Spekulationen aller Art ist Publizität eine ganz unentbehrliche Sache, und es läßt sich daher den Leuten nicht verargen, wenn sie alle möglichen Mittel anwenden, um sich dem Publikum bekannt zu machen. Unter allen diesen Spekulationen nimmt sich die von einigen Gelehrten unternommene sonderbar aus. Diese Herrn, meistens Archäologen, haben beschlossen, auf gemeinschaftliche Kosten Ausgrabungen auf dem Gebiete des alten Karthago veranstalten zu lassen und die Ausbeute derselben unter sich zu theilen, im Verhältnisse des Zuschusses. Vor einem Notar ist eine Akte über diesen Beschluß ausgefertigt und lithographirt worden, mit Angabe des Namens und des Beitrags der Contrahenten, worunter sich auch mehrere Nichtfranzosen befinden. Es kann dieses Unternehmen bessern Erfolg haben, als die Candélabres Affiches; denn unter dem Schutte des mächtigen Karthago mögen wichtige Kunstsachen verborgen liegen, um die sich bisher die Welt gar nicht bekümmert hat; und wenn auch keine Kunstschätze mehr da wären, denn die flinken Araber können sie längst gehoben haben, wiewohl ihnen an Bildsäulen und Inschriften wenig gelegen ist, so dürften die beschlossenen Ausgrabungen doch manchen archäologischen Aufschluß geben, welcher wohl die darauf verwendeten Kosten werth ist, und wahrscheinlich haben die Zusammengetretenen mehr die Beförderung der Wissenschaft, als ihren Privatvortheil im Auge gehabt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 6. Februar 1838.

— What, my soul! verses?
Let me hear a staff, a stanza, a verse!

Shakespeare.
Love's labour's lost.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Wenn Nachtigall und Lerche ſingen,
Da ſchweigt verſchämet mein Geſang,
Mein armes Lied will nur gelingen
Bei Nacht und Tod, im Winter bang.

Da liebt es jene öden Nächte,
Die ſchwarze, ſtille Einſamkeit,
Nur da entquillt das Lied, das echte,
Noch meines Herzens altem Leid.

Doch iſt es nicht ein langes Singen,
Ein einz'ger Laut oft iſt es nur,
Wie nächtlich oft aus Sturmes Schwingen
Kurz tönt ein Seufzer der Natur.

2.

An Sie, im Alter.

Bin ich auch noch ſo alt geworden,
Starb doch die junge Liebe nicht,
Und gern wie in der frühen Jugend
Blick' ich dir noch in's Angeſicht.

Ja, lieber noch! Denn was uns freute
Und was uns ſchmerzte, liegt nun hier;
Es ſind nicht mehr bloß Frühlingszüge,
Mein ganzes Leben blickt aus dir.

Und wie nach noch ſo vielen Wettern
Ein Stern mit gleichem Lichte ſcheint,
So blieb dein Aug', das alte, klare,
Haſt du's auch oftmals trüb geweint.

3.

Der neue Martyrtod.

Martyrtod in Feuersgluthen, o wie biſt du Kleinigkeit,
Denk' ich an die Pein, zu ſterben in dem Froſte unſrer Zeit!

4.

Anatomiſche Bemerkung.

O wie groß iſt doch die Leber, drinn des Menſchen Zorn gelegen,
Und wie klein ſein Sitz der Liebe, dieſes Handvoll Herz, dagegen!

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Beſchluß.)

Das Publikum verlangt ungeſtüm, daß der Komödiant um Verzeihung bitte, daß er auf die Kniee falle und ins Loch geſteckt werde, und dieſes ſchmähliche Recht über die Eigenliebe, die Würde, die Freiheit und die Exiſtenz eines Menſchen koſtet das Publikum — zwanzig Sous! Das iſt eine der Schattenſeiten der Bevölkerung von Rouen, Havre, Lyon, Bordeaux, Marſeille, eine der Peſtbeulen des franzöſiſchen Provinzialgeiſtes. Es kommt lediglich daher, weil die Leute in den Departements die Schauſpieler noch als Poſſenreißer betrachten, die zu nichts auf der Welt nütze ſeyen, als müßige Gaffer zu amüſiren; Komödianten ſind in ihren Augen weder Staatsbürger, noch Chriſten, ſondern ſammt und ſonders dem Teufel verſchrieben. Die Geiſtlichkeit in den Provinzen verbannt immer noch den Leichnam des Schauſpielers aus dem Gotteshauſe.

Morgen ſchiffen wir uns wieder ein, und es iſt gerade noch Zeit, dem Leſer eine drolligte Geſchichte von Rouen mitzutheilen. Jedermann kennt das köſtliche Béranger'ſche Lied: der König von Yvetot. Der Monarch in der Schlafmütze, welcher den ganzen lieben Tag faullenzte, ſpät aufſtand und früh zu Bette ging, iſt ſehr populär geworden. Die Sage berichtet, daß der König Clothar, nachdem er Gautier, den Herrn von Yvetot, auf den Stufen des Hochaltars ermordet, ſich zur Sühnung eines ſo großen Frevels die Buße auflegte, das Lehen ſeines getödteten Vaſallen zu einem Erbkönigthum zu erheben. Bekannt iſt außerdem, daß der letzte König von Yvetot aus der eilften oder zwölften Dynaſtie Camille von Albon hieß und ein geſchätzter Schriftſteller war. Endlich leſen wir bei Flodoart, einem berühmten Dichter des vierzehnten Jahrhunderts:

Au noble pays de Caux
Y a quatre abbaies royaux,
Six prieurés conventuaux,
Et six barons de grand arroi,
Quatre comtes, trois ducs, un roi.

Vielleicht hat aber auch der Dichter unter dieſer lezten Bezeichnung den König von Rouen und nicht den von Yvetot verſtanden; denn die Stadt Rouen hat auch ihren König gehabt, und zwar „ihren König für ſich ganz allein,“ wie die alten Chroniſchreiber ſagen. Solches trug ſich unter Karl V. zu, welcher der Weiſe beigenannt wird, weil er die Weiber nicht liebte, welcher als König ſeinen Unterthanen ein gnädiger Herr war und ſogar mit ihnen zu ſcherzen beliebte, indem er alle, von denen er große Geldſummen erpreßt, in den Adelſtand erhob; ein großer Bauliebhaber und Freund von guten Biſſen, welcher ſeine vielgeliebten Kaplane, die Cöleſtiner, von allen öffentlichen Abgaben befreite, weil ſie zu ſeiner Ehre das Omelette à la célestine erfunden hatten. Das Volk von Rouen war mit dieſem Könige ſehr unzufrieden und wollte ihn nicht länger anerkennen. Es brach ein offener Aufruhr aus und die Einwohner ſtrömten in Maſſe auf dem Platz vor dem Dome zuſammen, lärmend und ſchreiend: „Wir wollen Karl V. nicht mehr! Wir ſchließen unſere alte Herzogskrone und machen eine Königskrone daraus! Wer will ſie haben? Wer will König von Rouen ſeyn?“ — Während dieſe Scene auf dem Platze vorging, öffnete gerade ein armer Teufel ſein Fenſter, um zu ſehen, was der Lärm bedeute; mehrere vom Volk, welche ihn als einen wackern Bürgersmann kannten, ſchrieen ſogleich, indem ſie mit Fingern auf ihn deuteten: „Ernennen wir ihn zu unſerem Könige!“ — „Es ſey, es ſey!“ wiederholte jubelnd die Menge mit einem Hurrahgeſchrei, das die Kathedrale hätte umſtürzen können. Der bezeichnete Bürgersmann zog ſich erſchrocken vom Fenſter zurück und verriegelte die Stubenthür. Aber die, welche unten verſammelt waren, ſchlagen die Hausthüre ein, ſtürmen die Treppe hinan, andere legen Leitern an die Mauer, klettern zum Fenſter hinauf und zertrümmern die Scheiben, um durch alle möglichen Eingänge in die beſcheidene Wohnung des neuen Königs einzudringen. Dieſer wird trotz ſeiner Bitten und Weigerungen mit fortgeſchleppt, im Triumphzuge die Treppe heruntergetragen und auf den öffentlichen Platz gebracht. Das Jubelgeſchrei einer von Minute zu Minute anwachſenden Volksmenge begrüßt ihn; man ſchlägt ein Brettergerüſt zuſammen, ſtellt einen Thronſeſſel hinauf und inſtallirt daſelbſt den neuen König, der ſich mit einem weiten Scharlachmantel bedecken muß. Ein Dutzend rüſtiger Tuchmacher nehmen die improviſirte Monarchie auf ihre Schultern und rufen ſie in der ganzen Stadt aus, welche ſie einſtimmig anerkennt und ihr huldigt. Gott allein weiß, welche Angſt der arme Mann ausgeſtanden! Der Spaß ſchien ihm kein gutes Ende zu prophezeien. Er machte ſich darauf gefaßt, in's Waſſer geworfen zu werden, wenn ſeine Unterthanen es überdrüſſig ſeyn würden, mit ihm ihr Spiel zu treiben. Wie groß war daher ſein Erſtaunen, als er nach ſeinem Triumphzuge durch die Stadt ſich ehrerbietigſt in dem ſchönſten Pallaſt der alten Herzoge von der Normandie niederſetzen ſah; als die erſten Bürger der Stadt ſich baarhaupt den Stufen ſeines Thrones nahten, um ſeine Befehle zu empfangen; als Miniſter, Kanzler, Leibgarden, Pagen, Hofleute und ſchöne Frauen erſchienen, welche ihn Sire anredeten; als man ihn an eine prachtvoll ſervirte Tafel führte und Edelleute hinter ſeinen

Stuhl ſtellte, welche ſeinen Teller wechſelten und ihm Wein einſchenkten; als er am Abend auf den Balkon ſeines Pallaſtes hinausgerufen wurde und die ihm zu Ehren illuminirten Gebäude ſah und das unermeßliche Vivatrufen vernahm. Er mußte am Ende ſich in ſein Schickſal und ſeine neue Würde fügen, welche man ihm auf eine ſo ſonderbare Weiſe aufgedrungen hatte. Nachdem aber der Hof ſich zurückgezogen, kamen dem armen Könige die Thränen in die Augen, als er an ſeine Frau und ſeine Kinder dachte, welche man in dem Getümmel vielleicht getödtet hatte. Da öffnete ſich plötzlich eine Thür; eine Frau und zwei Kinder, in königliche Gewänder gehüllt, traten herein und fielen dem braven Manne um den Hals, welcher ſofort getröſtet war. Einige Tage nachher ſchritt man zur feierlichen Krönung des erwählten Königs. Mit der Krone wurde ihm zugleich eine Art Urkunde überreicht, welche die Stadt für unabhängig erklärte und den populären Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen umgab. Der König ſezte ſich die Krone auf und beſchwor alles, was man haben wollte. Darauf aber fragte er ſich ganz ängſtlich, wie er es denn anfangen ſolle, ſeine Schwüre zu halten, wenn Karl V. ihm den Krieg erklärte, wie ſolches zu gewärtigen war. Es bemächtigte ſich die Todesangſt auf's Neue ſeiner armen Seele, und in der Nacht machte er ſich davon und verſteckte ſich, daß man ihn nirgends finden konnte. Es vergingen über zwanzig Jahre, ohne daß er in der Stadt wieder zum Vorſchein kam, und als er auf dem Schauplatz ſeines ehemaligen Ruhmes wieder aufzutreten wagte, erkannte ihn Jemand und fragte ihn, ob er noch daran denke, daß er einſtmals König von Rouen geweſen, was er ſo übel vernahm, daß er abermals entfloh, und ſeitdem ſah man ihn nie wieder. Ed. K.

Zwölf neue Stücklein.

1.

Des Verbrechers Hochzeittag.

Wie ſpannt der blaue Himmel ſich ſo hell über Oeſterreichs grüne Fluren, wie lächelt ſein ewiges Auge ſo freundlich herab auf das geliebte Wien, auf die Stadt des frohen Muthes, des leichten Sinnes, der überkecken Fröhlichkeit. Wenn ihr auf der großen Straße von Böhmen her über die Taborbrücke hereinwandert, ſo führt euch der Weg zu allererſt durch des Praters Schattengänge, ſo daß ihr zur Linken die grelle Janitſcharenmuſik vernehmt, die aus dem Reich des Wurſtl herüberſchallt, und den Schaaren der Waller begegnet, die zu Fuß, zu Roß und zu Wagen aus der Jägerzeil dem gelobten Lande der Fröhlichkeit zuſtrömen. Ihr aber geht raſch vorbei an den anziehenden oder glänzenden Erſcheinungen, vorüber an den lockenden Kaffeehäuſern, vor denen unter Zelten nach ſüdlicher Sitte die Gäſte in ſüßem Nichtsthun weilen; ſo durcheilt ihr die Leopoldſtadt, überſchreitet die Ferdinandsbrücke und ſteigt beim rothen Thurm empor, um durch das Rothgäßchen auf den „hohen Markt“ zu gelangen, den ihr quer durchſchneidet, bis ihr an der Ecke bei den Tuchlauben vor einem großen, ſchönen und dennoch unheimlichen Hauſe ſtehen bleibt, wo in hechtgrauer Uniform Soldaten der Polizei die Wache halten. Und weiter führe ich euch nicht, denn von Schmach und Elend will ich euch erzählen, und nicht etwa von den Freuden der herrlichen Stadt.

Es war juſt an einem jener ſchönen Tage, an denen des Himmels Blau und der Erde Grün die Städter hinauslockt unter die Bäume, zu dem Strom, auf die Wieſen; ſehnſüchtig ſah der Gefangene durch das Eiſengitter an dem Bretterverſchlag ſeines Fenſters empor und gedachte der entſchwundenen Lenze und der Freuden, welche ſie dem Knaben, Jüngling und Mann gebracht, bis ihn das Verbrechen dem Kerker zugeführt, wo in ſchauerlicher Einſamkeit die Schreckbilder der Angſt, die Furien der Reue alle Ruhe verſcheuchten und die Stille dieſer Abgeſchiedenheit zu einer Hölle machten. Doch der Muth der Verzweiflung wies die Furcht vor der unausbleiblichen Strafe zurück, und fromme Ergebung blickte nach dem Jenſeits, wo auch die irdiſche Sühne gelten mußte, ſobald die irdiſche Sünde zur Rechenſchaft gezogen wurde; dann aber fiel es mit verdoppelter Felſenwucht auf des Mörders erbangende Seele; er ſchlug die Hände vor das bleiche Antlitz, und ſchrie zeternd auf: „O meine Kinder! ohne Namen, ohne Erbtheil werdet ihr dennoch die Schmach meines Verbrechens neben der Schande eurer Geburt tragen müſſen; verachtet, arm und elend, mit Gewalt dem Abgrund zugeſtoßen, zu welchem euern Vater ſeine böſen Neigungen allein trieben, trotz des edeln Namens und des Reichthums, die ihn davon hätten abhalten ſollen!“

Da nun außen auf dem Gange Schritte hallten, das Gewehr des ſchulternden Wächters erklirrte und die ſchweren Riegel an der eiſernen Pforte raſſelten, ward dem Gefangenen für einen Augenblick leichter um's Herz; waren es doch menſchliche Weſen, vor deren Nähe die Geſpenſter der Einſamkeit zurückweichen; ein neues Grauen jedoch durchrieſelte eiskalt ſeine Glieder, da ſich die Thüre öffnete und neben dem Unterſuchungsrichter und ſeinem Aktuar ein Prieſter in die Klauſe trat. „Kommt ihr, mich zum Tode zu bereiten?“ rief Arnold ihnen entgegen; worauf der Richter: „Wohin denken

Sie, Herr Baron? Sie haben ja selbst die Rechte studirt, und könnten sehr wohl wissen, daß vor allen Dingen ein Urtheil nöthig ist, ehe von der Vollstreckung die Rede seyn kann. Darum seyen Sie ruhig und gefaßt, denn ich habe Ihnen den hochwürdigen Herrn nur gebracht, um Ihnen den Trost der Kirche zukommen zu lassen." — „Warum just heute?" fragte Arnold entgegen, „so plötzlich und unversehens? Was bedeutet das?"

Da sprach der Priester: „Sind Sie nicht in der Stimmung, die Tröstungen der Religion zu empfangen, mein Sohn?" — Rasch unterbrach ihn der Gefangene: „Wie sollt' ich nicht, hochwürdiger Vater? Ich bin gesammelt und keinen weltlichen Zerstreuungen ausgesetzt, wie Sie leicht bemerken können." — „Nicht nur von außen, mein Sohn, kommt, was uns abwendig macht von beschaulichen Gedanken." — „Ich bin bereit, mein Vater, und Ihnen dankbar. Mißverstehen Sie ja nicht meine Ueberraschung von vorhin." — „Wohlan denn," sagte der Richter; „ich überlasse Euer Hochwürden den Herrn, und bitte um das Zeichen, sobald wir nicht mehr überflüssig seyn werden." Mit diesen Worten entfernten sich die Zeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Wasserkuranstalt. Neue Kunstwerke. Gymnastik. Mousirende Weine.

Mit unserm Neu-Gräfenberg an der böhmischen Grenze geht es rasch vorwärts. Der Besitzer der sogenannten Schweizermühle im Bielaer Grunde ist der Unternehmer. Ein neues, geräumiges Gebäude steht nunmehr für das beabsichtigte Institut völlig fertig da. Die erwarteten Kurgäste werden sicher nicht ausbleiben, da der wackere Wirth schwerlich versäumt, der ganzen Einrichtung die zweckmäßigste Gestalt zu geben und jede gegründete Ursache zu Klagen aller Art zu entfernen. Wo die Natur so viel gethan hat für die Haupterfordernisse einer solchen Anstalt, wie für die, wahrlich ebenfalls nicht unwichtigen Nebendinge, wie z. B. treffliche Spaziergänge in sehr anmuthiger Gegend, da kann der gute Wille des Unternehmers, bei der allenthalben für den Gegenstand aufgegangenen Empfänglichkeit, wohl volles Gelingen hoffen. — Abermals sind im Lokal des sächsischen Kunstvereins unter recht vielen vorzüglichen Gemälden, von denen die meisten dem Landschaftfache angehören, auch mehrere schöne ausländische ausgestellt, namentlich zwei Oelgemälde von Pözzel in München. Das eine führt uns zurück in die Periode der weißgepuderten Lockenperrücken. Unstreitig auf einen wirklichen Vorfall fußend, behandelt der Künstler den Moment, wo ein bejahrter Oberförster im vollen Jagdornate der in der Garderobe eben durcheinander wimmelnden Schauspielertruppe, zu welcher seine Tochter entwichen, als ein grauenhaftes Schreckbild erscheint. Eine gar köstliche Gestalt und Stellung hat dieser alte, große, massive Waldregent, dazu eine Physiognomie, die mitten im Donnersturme der auf ihr abgespiegelten Gefühle den trockenen Spaß, wodurch er bei Jagdpartien allerhöchsten, höchsten und hohen Beifall zu erwerben weiß, neben dem Waldspuk, von dem er vieles Unglaubliche erzählt, mit Einem Wort, den ganzen, längst bewährten Waidmannscharakter nicht verleugnen kann. Höchst eigenthümlich aus der Wirklichkeit in das Kunstgebiet ganz unversehrt übergetragene Erscheinungen sind auch der Hund neben ihm, und besonders der seinem Herrn im Charakteristischen nicht nachstehende Diener. Die Truppe macht gerade ihre mehr oder minder lichtscheue und verfängliche Toilette, offenbar zu einem imposanten Spektakelstücke. Das Antlitz der schönen Wiedergefundenen spricht bereits die bange Ahnung aus, daß ihr Seufzen unter der raufenden Hand des Coeffeur-Artiste für diesmal fruchtlos seyn, und das bereits ihre Stirne schmückende Diadem, allem Vermuthen nach, sich zur Dornenkrone umgestalten dürfte. — Das andere Gemälde dieses Meisters behandelt ein Ereigniß aus jetziger Zeit, den Einzug des Königs Otto von Griechenland mit seiner Gemahlin in recht gefälliger Weise. Besonders anmuthig dargestellt und gruppirt sind die griechischen Frauen im Vorgrunde, beschäftigt, den Ankommenden Blumen zu streuen. — Recht wacker und ansprechend ist die im Kleinen gearbeitete ganze Figur des großen Kurfürsten Moritz von Sachsen durch den Bildhauer Seelig aus Annaberg, jetzt in München; ein sehr sauberer Metallguß, der besonders auch den an dergleichen Kunstwerken wesentlichen Vorzug der Aehnlichkeit in hohem Grade besitzt. Dieselbe geschickte Hand erkennt man in einem selbsterfundenen, verdienstlichen Basrelief wieder: Herkules am Rocken. Omphale ist dabei gelungener, als Herkules. Auch mit der Spindel mußte noch der Stempel des riesigen Halbgottes seinen Zügen unverkennbar aufgedrückt seyn, statt daß er hier, zu einem empfindelnden Schwächling umgezaubert, dem Blicke der reizenden Frau seine ganze Kraft zur vollen Disposition stellt.

Die körperliche Ausbildung, dieser so wichtige Theil der Erziehung, war ein Gegenstand, dem noch vor kurzer Zeit hier in Dresden durchaus nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Erst neuerlich ist hierin eine wahrhaft glückliche Veränderung eingetreten. Großes Verdienst um diesen Culturzweig hat sich der geschickte und überaus thätige Lieutenant Dr. Werner erworben, dessen gymnastischem Institute nach rastloser und wahrhaft rühmlicher Mühe von seiner Seite, wegen des unleugbaren Nutzens für die Jugend, endlich auch die allgemeine Anerkennung geworden. Auch auf das weibliche Geschlecht erstreckt sich sein vielbenutzter Unterricht, und so eben ist wieder von demselben ein Werk über die Ausbildung der körperlichen Anmuth beim weiblichen Geschlecht nach wissenschaftlichen Prinzipien, mit sechs-und-achtzig, die Lehrsätze versinnlichenden Figuren in den Buchhandel gekommen. — Die auf Aktien angelegte Niederlößnitzer Fabrik mousirender Weine rafft alle ihre Kraft zusammen, um zu einem recht ansehnlichen Waarenvorrathe zu gelangen. Sie soll einen großen Theil des vorjährigen Mostes derjenigen Lößnitzer Weinbergsbesitzer an sich gebracht haben, welche bei der letzten, meistens erst im November stattgefundenen Traubenernte für nothwendig hielten, zwei verschiedene Lesen zu halten. Wer diese Maßregel nahm und bei der ersten Lese alle unvollkommen gereiften Trauben möglichst stehen ließ, der hat, nach der Versicherung glaubwürdiger Personen, für die größere Hälfte seines gesammten Mostertrags, wider alles Erwarten, eine recht gute, dem Moste vom Jahr 1836 gleichkommende Beschaffenheit erhalten, während freilich die später geerntete kleinere Hälfte desto mehr zu wünschen übrig ließ. Es gibt daher Weinbergsbesitzer, welche die letztere ihrem Winzer abtraten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. Februar 1838.

Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben,
Und nennen's Freude! —

Goethe.

Volksvergnügungen in Portugal.

Der Carneval.

Die Feier der drei lezten Tage des Carnevals bildet einen bedeutenden Abschnitt im Leben des portugiesischen Volks, besonders der Jugend; denn bei der sogenannten festa do entrudo werden vielfach Verbindungen für die Lebenszeit eingegangen und getrennt. Beim gemeinen Volk dient diese Periode auch zur Zeitrechnung, wie in Deutschland an vielen Orten die Kirchweihen. — Schwerlich artet die herkömmliche Ausgelassenheit dieser Tage irgendwo zu solcher Rohheit und Gemeinheit aus wie hier zu Lande. Selbst die wohlerzogensten, stillsten und schüchternsten Mädchen und Frauen haben in diesen Tagen den Verstand verloren; man erlaubt sich Dinge, die zu jeder andern Zeit im höchsten Grad den Anstand verletzen würden; man wirft sich mit Erbsen und Bohnen, man überschüttet sich mit Mehl und Puder, man besprizt und übergießt sich mit Wasser, sowohl innerhalb der Wohnungen als auch von den Fenstern herab; das gemeine Volk wirft sich mit Orangen, und manche Person hat darüber schon ein Auge verloren. Reitern und Wagen schleudert man knallende Schwärmer entgegen, Kutschern und ihren Pferden wirft man bodenlose große Körbe über die Köpfe, so daß erstere oft von den Pferden fallen und leztere mit dem Wagen durchgehen, und manches Unglück entsteht. Noch in diesem Jahre wurde das Pferd eines jungen, sehr wohlhabenden Mannes von seiner Geliebten mit einer Orange an den Kopf getroffen, so daß es sich bäumte, überschlug und der Reiter das Genick brach. Neben den Neckereien an den Vorübergehenden, wobei man auch der ehrbarsten Leute nicht schont, wird der Unfug in den Häusern vollends arg getrieben. Man zieht die ältesten Kleider an und bereitet sich zu einer förmlichen Schlacht, besonders in Häusern, wo mehrere junge Mädchen sind. An allen Ecken und Enden hat man gefüllte Gefässe mit Wasser stehen und Düten mit Puder bereit. Junge Herrn ihrer Bekanntschaft sind schon vorher avisirt und zum Kampfe eingeladen oder herausgefordert; wie zufällig gehen sie am Hause vorüber, und mit großen Spritzen beginnt das Bombardement aus den Fenstern. Die Herrn tragen ihre Waffen, Spritzen und Puder, in der Tasche, dringen durch die offenen Thüren in's Haus, und nun geht's an ein Bespritzen und Ueberschütten mit Wasser und Puder, wobei die Dienstmädchen ihren jungen Herrschaften die Munition reichen und die Bedienten immer neues Wasser herbeischleppen. So dauert das Gefecht oft Stundenlang, bis endlich alle Munition verschossen ist und die Kämpfenden so durchnäßt sind, daß sie keinen trockenen Faden mehr am Leibe

behalten. Manches Mädchen hat ſich durch ein ſolches ſtundenlanges Raſen, durch die ſtarke Erhitzung und die Erkältung mit Waſſer den Tod geholt. Alle Rückſichten des Anſtandes werden bei dieſer Gelegenheit bei Seite geſezt, keines darf dem andern etwas übel nehmen, und wenn es auch noch ſo grob kommt. Die Toilette der ſonſt ſo züchtigen Damen kommt dabei gewöhnlich in die größte Unordnung. Selbſt ganz fremde Perſonen, die man früher nie geſehen, werden oft in ein ſolches Entrudoſpiel mit hinein gezogen; es entſteht eine beiderſeitige Vertraulichkeit, als wenn man ſich ſchon Jahrelang kennte, kurz man gibt ſich völlig preis.

Sind endlich die Tage des Unſinns vorüber, dann tritt auch augenblicklich die vorige Zucht und Ehrbarkeit wieder ein, das ganze ceremoniöſe Weſen, welches beide Geſchlechter öffentlich gegen einander beobachten. Ja, Mädchen, denen man noch geſtern einen Topf voll Waſſer in den Buſen hinab goß, und die alsdann Gleiches mit Gleichem vergalten, thun heute, als wenn ſie einen gar nicht kennten oder zum erſten Male ſähen. In vielen Häuſern, wo die Eltern vernünftiger ſind, iſt ein Interdict auf das Waſſerſchütten gelegt, allein andere Neckereien, ſowohl gegen Hausbewohner als Beſuche können ſich die Damen nicht verſagen. Erſteren werden die Aermel an den Kleidern, ſo wie die Beinkleider, auch die Bettdecken vernäht, lezteren wirft man Puder oder Kienruß in die Hüte und Handſchuhe, andern heftet man alte Lumpen und Papierſchnizel auf den Rücken, was einer der Lieblingsſcherze iſt, und läßt ſie damit auf die Straße gehen. Wenn nun einen ſolchen Geſchmückten, der vielleicht Wunder glaubt, mit welchem Anſtande er das Pflaſter tritt, das Gaſſenvolk gewahrt, ſo ſchreit es von allen Seiten rabo leva (er iſt geſchwänzt). Selten bezieht er es ſogleich auf ſich und ſtolzirt unter fortwährendem Geſchrei weiter, bis er es endlich merkt, in irgend eine offene Thür oder Laden tritt und ſich von ſeinem Rabo befreien läßt.

Wer es vermeiden kann, läßt ſich an ſolchen Tagen gar nicht auf der Straße ſehen, um ſich nicht die Kleider verderben zu laſſen, oder er müßte ſich daraus nichts machen und Scherz verſtehen; denn wer ſo etwas übel aufnehmen und ſich darüber ereifern wollte, dem würde nur noch toller mitgeſpielt. Die Polizei hat ſchon mehrmals Verordnungen gegen den Straßenſcandal erlaſſen, allein man achtet wenig darauf und ſieht auch wenig auf die Vollſtreckung derſelben, denn die Polizeiſoldaten haben ſelbſt Gefallen daran. Der Straßenunfug hat aber ſeit mehreren Jahren bei der öffentlichen Noth, ohne Zuthun der Polizei, von ſelbſt nachgelaſſen.

Masken, die in andern katholiſchen Ländern um dieſe Zeit die Straßen füllen, und noch allein den beſſern und geiſtreichern Spaß vermitteln, ſieht man hier beinahe gar nicht, obgleich in allen Straßen während dieſer Zeit Masken verkauft werden, und wenn einmal einige Maskirte auf der Straße zum Vorſchein kommen, ſo ſind es Leute gemeinen Schlags, die ſich in den Tabernen herumtreiben und daſelbſt ihre unanſtändigen Späße machen. Erſt ſeit zwei Jahren wurden in dieſen Tagen öffentliche Maskenbälle in dem Theater von S. Carlos angekündigt, indem man das ganze Haus in einen ſchönen Salon verwandelte. Allein es erſchienen nur wenige Masken, denn der Portugieſe verſteht noch nicht, was er unter einer Maske anfangen ſoll, und ſomit wurden dieſe Maſkenbälle noch inſipider, als ſie es jezt leider faſt überall ſind.

(Die Fortſeyung folgt.)

Zwölf neue Stücklein.

(Fortſeyung.)

Arnold begann alsbald ſeine Beichte mit der Zerknirſchung des reuigen Sünders. „Und haben Sie,“ fragte der Geiſtliche, „auch der weltlichen Gerechtigkeit Ihre Verbrechen ſo rückhaltlos und ohne Beſchönigungen bekannt, wie mir, der an Gottes Statt Ihre Worte hier vernimmt?“ — „Wie dem Himmel, ſo der Gerechtigkeit,“ betheuerte jener. „Wie ein Wahnſinn war es über mich gekommen, und ich haßte von Grund der Seele jenes Weib, zu der in ſchwacher Stunde die Luſt der Sinne mich gezogen. Die Glut der Leidenſchaft war verraucht, aber die Pfänder meiner Schwüre athmeten und lebten, und die Mutter dieſer armen Weſen drang darauf, daß ich ihnen meinen Namen gebe und mein Erbe ſichere. Unerträglich jedoch war mir der Gedanke, ein ſolches Weib, ohne Erziehung, ohne Gefühl, für immerdar mir anzuketten; zudem war eine neue Leidenſchaft in mir erwacht und ich wollte einem Mädchen meine Hand reichen, das mir gleich an Stand und Erziehung war. Da trat nun der Böſe mit ſeinen Vorſpiegelungen zu mir, und ſtatt daß ich eingeſehen hätte, wie meine ungeſetzliche und heilloſe Verbindung mich auf immerdar jenes reinen Weſens unwürdig machte, zog ich den trüglichen Schluß, nur der thatſächliche Beſtand meiner Verhältniſſe ſey es, der meine Verbindung mit Amalien hindern könne, und jeder Anſtoß werde ſich heben, ſobald der Mund verſtumme, der mich des Meineids zeihen durfte. Und ſo führte ich den unſeligen Dolchſtoß. . . .“

Erſchöpft lehnte ſich Arnold, das Geſicht verbergend, auf ſeine aufgeſtützten Hände, und der Geiſtliche überließ ihn eine geraume Weile dem ſtummen Schmerz, bevor er wieder anhob: „In Ihrer Bittſchrift an Seine

Majestät den Kaiser drücken Sie den Wunsch aus, gegen Ihre Kinder so viel als möglich die schwere Schuld zu sühnen und zu Gunsten derselben namentlich über Ihr Vermögen zu verfügen, bevor das Urtheil des Gerichtes Sie Ihrer bürgerlichen Rechte beraube." — „So ist es, Hochwürdiger, und der gütige Franz, der unser aller Vater ist, wird ein Vaterherz verstehen." — „Haben Sie aber auch genugsam bedacht, daß Ihre Stammesvettern das Erbe ansprechen können, ansprechen werden?" — „Des Kaisers Gnade wird die Waisen gegen die Habsucht meiner eben so geizigen als reichen Verwandten schirmen." — „Der Kaiser schirmt vor allem das Recht und die Gesetze. Haben Sie das ganz vergessen?" Arnold seufzte schwer und tief, und der Geistliche fuhr fort: „Es gäbe nur ein Mittel, das Daseyn der verwaisten Wesen mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen auszusöhnen . . ." — „Nur eines, ich weiß das nur allzugut, mein Vater, und dieses eine hat mein mörderischer Stahl hienieden unmöglich gemacht."

„Würden Sie," fragte nun der Beichtiger mit tiefem Ernst, „würden Sie, wenn die arme Ursula noch lebte, sich entschließen können, dieselbe aus des Priesters Hand als Ihr eheliches Gemahl zu empfangen?" Arnold stuzte, sann und entgegnete endlich: „Die Stunde der Vereinigung wäre ja in diesem Fall doch nur die des Scheidens zugleich, und so würde ich nicht zaudern, einzuwilligen." — „Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, mein Sohn, und daß ich hier an des Himmels Statt Sie höre. Nochmals frage ich Sie: wären Sie bereit, Ursula, Ihre ehemalige Buhlerin, als Eheweib anzunehmen?" Und Arnold erwiderte, dem Priester frei in's Auge blickend, ein freudiges „Ja!" Der aber drückte ihm gerührt die Hand, sprach die Formel der Absolution und klingelte, worauf der Meßner mit einem Chorknaben erschien und den Beichtiger mit dem Ornate bekleidete.

Nachdem die heilige Handlung vorüber, öffnete sich abermals die Thür, und wie vom Blitz getroffen, starrte Arnold die Eintretenden an, da er an der Hand des Richters ein junges Weib wahrnahm, dessen volle und stramme Gestalt, dessen gemeine, aber in den Farben der Gesundheit prangende Züge ihm nur allzuwohl bekannt waren. Ehe er aber Zeit hatte, sich zu besinnen, sprang ihm ein Knabe von etwa vier Jahren ungestüm an den Hals, umfaßte ein dreijähriges Mägdlein seine Knie, den süßen Vaternamen lallend. Die Kinder an sich drückend, aber kein Auge von dem Weibe wendend, stammelte Arnold endlich mit blauen Lippen: „Urschy, bist du's?" — „Ich bin es," kreischte die bekannte gellende Stimme, „und es ist wahrlich nicht des Herrn Verdienst, daß ich hier stehe." Die Kinder niedersetzend, seufzte Arnold: „Wehe mir! das rettet meinen Kopf!" — „Und nicht auch dieser Unschuldigen Lebensglück?" fragte der Geistliche, auf die Kleinen deutend. „Sie sind ein Undankbarer, wenn Sie die Gnade des Himmels nicht erkennen, der durch des Opfers Rettung die Last Ihres Gewissens erleichterte und Ihnen Gelegenheit gewährt, die vor Kurzem erst ausgesprochenen Vorsätze auszuführen." Da nahm der Gefangene die Kinder wieder auf, indem er murmelte: „Und dennoch wäre mir besser, durch Henkershand zu enden, als fürder ein Leben zu führen, das kein Leben ist. Noch viele Jahre wird es dauern, bis der Tod mich auf der Bank findet, auf der sie mich an die feuchte Kerkerwand in Eisenringe schmieden werden . . ."

Ihn unterbrach der Richter, indem er ihm ein Papier überreichte. „Lesen Sie! Des Kaisers Gnade vergönnt Ihnen, noch Ihre staatsbürgerlichen Rechte auszuüben, bevor Sie derselben verlustig gehen. Es steht nichts im Wege, daß Sie in dieser Stunde noch Ihre ehemalige Haushälterin zu Ihrer Frau Gemahlin machen, und somit ihre Kinder legitimiren."

„Urschy!" sagte Arnold mit weichem Ton und streckte ihr die Hand entgegen, in welche sie derb einschlug, indem sie sagte: „Das hätten Sie wohlfeiler haben können." Worauf er: „Nicht wohl, mein Kind; denn nur die Scheidestunde mag uns vereinen, und es hätte nimmermehr anders seyn können. Ich bitte, Hochwürdiger, lassen Sie uns zum Werke schreiten." Der Geistliche schüttelte zwar mißbilligend das weiße Haupt; dennoch aber winkte er dem Meßner, der Braut den Mantel umzuhängen, unter den nach altem Brauch die Kleinen gestellt wurden, um des Segens theilhaft zu werden, der die Schmach ihres namenlosen Daseyns zu tilgen bestimmt war. „Es wäre überflüssig," sagte der Geistliche, bevor er zu der geheiligten Handlung schritt, „euch die gegenseitigen Pflichten der Ehegatten vorzuhalten, und es wäre vermessen, wenn ich, ein schwacher Mensch, euch noch mahnen wollte, wo Gottes Fügung so mächtig spricht. Ich weihe euch ein, nicht zu einer glücklichen Zukunft voll Eintracht und Liebe, sondern zu einem Daseyn der Reue und Buße, dessen Stütze die Erinnerung an diese Stunde der Sühnung seyn möge, und wahrlich seyn wird, so ihr nicht etwa euch selbst ihres Segens unwerth macht."

Die Trauung war bald vollendet. Arnold nahm wieder die Kinder zu sich, die mit unbefangener Freude ihn liebkosten. Zu Ursula sagte indessen der Richter: „Nehmen Sie Abschied, gnädige Frau, denn das Gericht erwartet den Herrn Gemahl, um das Urtheil zu sprechen." — „Und wie wird es lauten?" flüsterte sie, mehr neugierig, als theilnehmend. — „Er wird leben, doch werden Sie nie mehr ihn sehen." Da reichte Ursula dem Gatten die Hand, sagte ein kühles: „Adieu, lieber Mann," und kehrte ihm, der sie wie träumend

anstarrte, den Rücken; doch bevor sie noch die Thüre erreichte, ward ein besseres Gefühl ihrer Meister, und sie warf sich plötzlich dem Ueberraschten zu Füßen und rief: „Laß uns so nicht scheiden, Arnold!“ Da hob er sie auf, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und versetzte: „Sey die treue Mutter unserer Kinder, mache meinem Namen keine Unehre und bete für mich.“ Hierauf segnete er die Kleinen und winkte mit der Hand den Scheidegruß, indem er sich abwandte.

An demselben Tage erklärte das Gericht den Mörder seines Adels und seiner bürgerlichen Rechte verlustig und verdammte ihn zu lebenslänglichem schwerem Kerker. Und als den in schwarz und graues Tuch gekleideten Züchtling die Schergen an die Wand der dunkeln Zelle auf dem Spielberg geschmiedet hatten und die Thür hinter ihnen in's Schloß schnappte, sprach er: „Mein Sohn wird meinen Namen führen und ihn wieder zu Ehren bringen. Gott erhalte Franz den Kaiser!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Theater. J. F. M. Richter. Ein Wort zur rechten Zeit.

Den Freunden der Tonkunst zuckte ein Schauer durch alle Glieder, als der Theaterzettel unsere Schröders-Devrient als krank aufführte. Desto höher war aber auch ihr Genuß schon wenige Tage nachher, wo sie in der Rolle des Romeo wieder mit dem vollen Zauber des Gesangs und der Darstellung auftrat. Die klangreiche Oper ist unendliche Mal schon von unsern Brettern erschollen, und eben durch diesen Romeo eine stets willkommene Stereotype geworden, die, wenn sie einmal länger als in der Regel auf sich warten läßt, sogleich von Schauspiel- und Gesangliebenden durch den Dresdener Anzeiger als ein altes, gutes Recht reklamirt zu werden pflegt. — Daß unter Andern „Nathan der Weise“ wieder einmal, und zwar seinem so verständigen, geistvollen Inhalte recht angemessen, gegeben wurde, verdient dankbare Anerkennung. Der hohe Ruf dieses Drama's fordert auch solche zur besondern Aufmerksamkeit auf, die, erschiene es zum ersten Male und ohne allen vorangegangenen Fingerzeig auf sein Treffliches, dasselbe vermuthlich in vielen Partien zu lang und zu trocken finden würden. — Fanden vor Kurzem die kleinen, braunen, blutdürstigen Voltigeurs, trotz dem Lichte der Industrie, in das man sie gestellt hatte, verhältnißmäßig nur geringen Beifall, so hat sich dessen der jetzt hier gastirende Riesenelephant desto mehr zu erfreuen.

Die Bälle und Concerte nahmen, wie gewöhnlich in der ersten Zeit des neuen Jahrs, einen besondern Aufschwung. Vorzüglich sehnte man sich nach den Concerten der beiden eben anwesenden Virtuosen: Hinsolt und Lipinski; allein der Tod des Prinzen Maximilian, des Vaters unsers Königs, schob ein ganz geräuschloses Interimistikum von acht Tagen zwischen die Sehnsucht der Musik-, Ball- und Bühnenfreunde und ihre Stillung. — Die Literatur und die bildungslustige Jugend erlitten einen wahrhaften Verlust durch das Ableben des seit langer Zeit schon hier lebenden Schriftstellers J. F. M. Richter. Seine so anmuthsvollen, als belehrenden „Reisen zu Wasser und zu Lande“ (deren dritte Auflage, eine Taschenausgabe, sich durch ihre Verbesserungen sowohl, als durch große Wohlfeilheit besonders empfiehlt) sicherten ihm schon lange einen dauernden Platz unter den Autoren, die sich zunächst dem jugendlichen Unterrichte widmen. Von Vollendung seiner akademischen Studien durch Mittellosigkeit abgehalten, gab Richter, der Sohn eines Landpredigers, seinem leidenschaftlichen Drange zu überseeischen Reisen Gehör, und bekleidete auf ihnen in dem Zeitraume von 1804 bis 1817 die Stelle eines Führers junger Leute, oder eines Supercargo's, Sekretärs, Steuermanns u. dgl. Nach so manchem auf dem Meere und in entfernten Weltgegenden bestandenen Sturme und Abenteuer fand er mit seiner Frau, einer Sizilianerin, und mehreren Kindern in seinem Vaterlande das sorgenfreie Leben nicht, worauf er gehofft hatte. Ungeachtet seiner unendlichen Erfahrungen, schien er dem Praktischen des Weltlebens nie die Form abgewinnen zu können, welche von Fortunen fortdauernd begünstigt wird. Um so nützlicher war daher für ihn das Bekanntwerden mit dem hiesigen wackern Buchhändler Christoph Arnold, der nicht bloß als gewissenhafter Verleger, sondern auch als Freund den Verstorbenen sehr unterstützte. Er hat sein Alter auf 57 Jahre gebracht. Ganz vorzügliche Aufmerksamkeit verdient sein neuestes, unter dem Titel: „Die Wasserwelt“ erschienenes Werk, dessen Umfang auf drei bis vier Bände berechnet seyn mochte. Die ersten, in den Jahren 1836 und 37 herausgekommenen zwei Theile beschäftigen sich mit dem Meere, nach seinen physischen und chemischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, sodann mit dem Bau und der Einrichtung der Schiffe. Zwei dazu gehörende Hefte in großem Querfolio enthalten zusammen neunzehn Kupfertafeln. So sehr es auch zu beklagen ist, daß der Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand nahm, die nunmehr der Schifffahrt gewidmet seyn sollte, so bilden doch zum Glück auch die beiden ersten Theile schon ein gewissermaßen für sich bestehendes Ganzes, und sind als eine schätzbare Reliquie eines Schriftstellers zu betrachten, den die zahlreichen Dornen seines Lebenspfades nicht muthlos machen konnten in Ausübung des unverkennbaren besondern Berufes, der Jugend mit seinen mannichfachen Kenntnissen und Erfahrungen ein eben so nützlicher, als angenehmer Wegweiser zu werden. — Als neuer Beweis der wunderbaren Kraft eines Wortes zu rechter Zeit kann folgender Vorfall dienen, der in der Gegend der zwei Meilen von hier entfernten Stadt Pirna sich ereignete. Auf der Wanderung nach einem benachbarten Dorfe zur Schulrevision tritt einem Landprediger in der Abenddämmerung auf der Straße plötzlich ein riesenhafter Mensch in den Weg mit der Frage: ob er Geld bei sich habe? — „Nein!“ antwortet mit Festigkeit der Geistliche, und fügt dann, sich einen Schritt zurückziehend, in einem der Würde seines Amtes und der Dringlichkeit des Augenblicks angemessenen Tone hinzu: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot!“ Und entwaffnet durch diesen Spruch, bleibt der gewiß mit keiner löblichen Absicht Herangetretene erst wie eingewurzelt stehen, um sich sodann schleunigst mit den Worten zurückzuziehen: „Sie haben auch Recht; schlafen Sie wohl!“

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 8. Februar 1838.

Here is a mourning Rome, a dangerous Rome!

Shakespeare.

Aus dem Trauerſpiel: die Gracchen, von C. Reinhold.

Aus einem der Redaktion im Manuſcript mitgetheilten hiſtoriſchen Trauerſpiel, die Gracchen, von C. Reinhold, heben wir, als Probe, aus dem dritten Akt eine der für die Ueberſicht des Ganzen bedeutendſten Scenen aus. In den zwei erſten Akten entrollt ſich das Geſchick des älteren Bruders, Tiberius Gracchus, und ſie bilden gewiſſermaßen ein Drama für ſich. Ebenſo können die drei lezten Akte wieder für ſich als ein Ganzes gelten, nur daß großentheils dieſelben Perſonen, wie im erſten Theil, als ſchon bekannte Charaktere auftreten und die Kataſtrophe der erſten Abtheilung wieder als ein Hauptmotiv in der zweiten wirkt. Die hier gegebene Scene iſt wohl auch vereinzelt ganz verſtändlich und verbreitet Licht über das Rückwärts- und Vorwärtsliegende.

Im Hauſe der Gracchen.

Cornelia und Diophanes (Erzieher der Gracchen).

Cornelia.

Du biſt befreit?

Diophanes.

Ich bin's, doch ohne Luſt.
Das Leben ekelt mich.

Cornel.

Wie? alter Freund!

Dioph.

Ich ſchleich' umher, und weiß nicht, was ich thu',
Ich ſinne nach, und weiß nicht über was.
Mein Aug' iſt ſtumpf. Im dichteſten Gewühl
Umfängt mich Todesſtille. Schaudernd fühl' ich
Mich einen Schatten unter Lebenden.

Cornel.

Die Wuth des Blutgerichts hat dich erſchüttert.

Dioph.

O glaub', um Gnade hab' ich nicht gebeten,
Vielmehr getrozt und mit der Richter Grimm
Wetteifernd um den blut'gen Spruch gebuhlt.
Die Füße hätt' ich ihnen küſſen wollen,
Daß ſie mich ungehört zum Tode ſenden —
So ſchaal, ſo niedrig dünkt das Leben mir.

Cornel.

Trag' dies! Das Unglück prüft des Menſchen Herz.

Dioph.

Was ſoll der Greis in dieſer blut'gen Zeit?
Als er noch ſtand, ein milder, ſchöner Gott,
Die Wuth gebeugt zu ſeinen Füßen kriechend,
Perikles und Themiſtokles zugleich,

Da lebte mir mein theures Hellas auf.
Dies iſt dahin. Erzogen hatt' ich ihn —
Erzogen? — nein, der Gärtner war ich nur,
Der ſich in frommem Warten ſelbſt vergißt
Und harmlos ſich beredet, ſeinem Fleiß
Zu Dank gedeihe, was ſo köſtlich iſt,
Indeß von ſelbſt die Wunderblume wächst.
Sey's drum! in's Herz iſt ſie ihm doch verwachſen,
Und wer ſie niederreißt, zerreißt ſein Herz.
Er war mein Prüfſtein, mein Gedankenbuch,
Mein Stolz, mein Spiegel, meines Wiſſens Erbe;
Er iſt dahin. O, wär' ich jung, verſchmerzt' ich's
Vielleicht; vielleicht auch nicht. So aber dünkt
Mir's unerträglich; ja, nicht denken kann ich's,
Daß nicht jedwede Fiber in mir zuckt,
Mein Haar zu raufen, aus der Augenhöhle
Den Stern zu reißen, an der nächſten Mauer
Das Hirn und der Gedanken ſchaalen Reſt
In ſüßwillkomm'nem Wahnſinn zu zerſchmettern.

Cornel.

Soll ich dich glücklich preiſen oder nicht,
Daß Reden deinen Schmerz zu mildern ſcheint?

Dioph.

Er iſt dahin. O wiſſ' es nur, Cornelia!
Wir waren Freunde. Nicht bei ſeinem Leben
Ruhmredig durft' ich's ſagen; aber jezt
Darf ich's geſtehn. Kein Tag in meinem Leben,
Der ſein nicht war; kein Tag in ſeinem Leben,
Der mein nicht war. O Freude meiner Tage,
Troſt meines Alters, Stütze meines Leids,
Bild meines Hellas, meines Herzens Herz,
Du biſt dahin! — Du ſchiltſt mich, daß ich klage?
Am ſchwerſten trägt ſich Leid im fremden Land.
Magſt du dein Leid verſchließen, ſtolz dich gegen
Des Schickſals gift'ge Pfeile ſchweigend waffnen,
Wie es des Scipio Tochter ziemen mag —
Dies Eine fühl' ich nur: Wir waren Freunde.

Cornel.

O Greis! und ich war ſeine Mutter.

Dioph.

Weh!
Dein Wort beſchämt mich tief. So will auch ich,
Erhabne Seele, deinem Beiſpiel folgen
Und ſchweigend tragen das Entſetzliche.

Cornel.

Ein's ſage mir: hörſt du von Cajus nichts?

Dioph.

Ich wollt' es langſam vorbereitend Dir,
Der Schwache, ich, der Starken, dir verkünden.
Nun ſeh' ich, daß ich deines Troſts bedarf,
Und daß kein Mutterherz ſich täuſchen läßt.
So wiſſ' es denn: ich hab' dich falſch berichtet,
Dein Sohn hat ſich vom Heere raſch entfernt,
Er kommt nach Rom —

Cornel.

O ſprich! Er iſt ſchon hier?

Dioph.

Er iſt vielleicht —

Cornel.

Nein, ſprich! Er iſt ſchon hier!

Dioph.

Ach! Du erbebſt, die bleiche Lippe zuckt —

Cajus (außen).

Cornelia! Meine Mutter!

Cornel.

O mein Sohn!

(Sinkt zurück. Ihre Frauen bringen ſie weg.)

Cajus.

O, meine Mutter!

Dioph.

Nicht, geliebter Freund,
Ruf' ſie jezt nicht! Bezähme deine Sehnſucht!
Entzücken, Schmerz hat ihr den Sinn verwirrt.
Die Ohnmacht iſt der Armen ſüße Freundin.
Ich weiß, die Mutter kann des Kindes Ruf
Nicht widerſtehn, und ſäß' ihr auf den Lippen
Der Tod, ja wär' der Geiſt ſchon halb gelöst,
Dahin zu ſchweben in den goldnen Aether,
Der Schrei bannt' in die Augen ihn zurück.
Drum laß' ſie ruhn, daß ſie ſich Kräfte ſammle,
Daß Schmerz und Luſt an deiner Bruſt ſie nicht
In allgewaltiger Umarmung tödte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Volksvergnügungen in Portugal.

(Fortſetzung.)

Nach dem Entrudo kommt die einförmige, lange Faſtenzeit. Sie iſt indeſſen hier mehr in der Einbildung einförmig als in der Wirklichkeit; denn außer den Faſten gibt es eben ſo lange Perioden, und mitunter noch längere, in welchen nichts von öffentlichen Vergnügungen

weder zu hören noch zu ſehen iſt. Weil aber einmal die Faſtenzeit als traurig verſchrien, Spiel und Tanz verboten iſt, was ſonſt auch ſehr ſtreng gehalten wurde, war man um ſo mehr auf Vergnügungen erpicht, und dieſes Bedürfniß befriedigten denn vornämlich die wöchentlichen, an jedem Freitage ſtattfindenden Prozeſſionen; auch zogen die Theater mächtig an wegen der oft ganz ſonderbaren Auswahl von Stücken aus der bibliſchen Geſchichte. Es waren dies Nachahmungen der früheren römiſchen Oratorien. Eines der Lieblingsſtücke war die Schöpfung. Den Schöpfer nannte man bei ſolcher Gelegenheit nie Gott, weil dies eine Blasphemie wäre, ſondern Patre eterno; darunter dachte man ſich nun etwas ganz anderes, einen Greis mit Wundergaben, und dieſe Rolle erregte immer, ſo wie Adam und Eva mit ihren Feigenblättern das höchſte Intereſſe. In einem andern Stücke wurde Abels Todſchlag durch Cain vorgeſtellt; in einem dritten Moſes, der „Großjude," wie er die Geſetztafeln vom Berg Sinai herabbringt und dermaßen ſich müde getragen hat, daß er keuchend und in Schweiß gebadet ſich niederſezt, eine Schnapsflaſche aus dem Torniſter zieht und ein Schlückchen nimmt, bevor er ſich den Kindern Iſrael präſentirt; der Altvater Noah, wie er alle wilden Beſtien und das zahme Vieh in ſeine Arche treibt, dann auf dem Waſſer herumſchwimmt, und als er ſich nun auf dem Berge Ararat niedergelaſſen, einem ſeiner Söhne befiehlt, eine Flaſche des beſten Champagners aus dem Keller zu holen, um die Geſundheit des Padre eterno zu trinken. Eben ſo wurden der kleine David und der Rieſe Goliath, Abſalon und andere altteſtamentliche Notabilitäten nach einander vorgeführt. Joſephs Geſchichte, und beſonders die Scene mit Potiphars Weib, ſo wie Loth und ſeine unzüchtigen Töchter, mit dem Untergange von Sodom und Gomorrha, wurden immer vorzüglich gerne geſehen, und das jüngſte Gericht machte ſogar noch in der Migueliſtiſchen Zeit Furore, indem darin die Conſtitutionellen von dem Erzengel von der Himmelspforte zurück in die Hölle hinab geſtoßen und daſelbſt auf's Furchtbarſte von den Teufeln gequält wurden. Solche Vorſtellungen, die nun zum Theil längſt abgekommen, wurden immer am ſtärkſten beſucht, und die Theater waren oft voller als bei den ſchönſten Opern.

Um aber noch mehr Abwechslung in die Faſten zu bringen, diſpenſirt man ſich am Abend und in der Nacht, die gerade die Faſtenzeit in zwei Hälften theilt, von aller Enthaltſamkeit. Die niedern Volksclaſſen ziehen Truppweiſe dürch die Straßen mit Raſſeln und Katzenmuſik; ſie tragen eine Art Sarg, worin angeblich ein altes Weib liegt, welches die perſonifizirte Faſtenzeit iſt, und gerade um Mitternacht auseinander geſägt wird. Man nennt dieſes o serrar da Velha (das Durchſägen der Alten), und Leute gemeinen Schlags, die ſich einem ſolchen Zug aus Neugierde nähern, werden dann oft ergriffen, man ſteckt ſie in den Sarg oder treibt ſonſt allerhand Unfug mit ihnen, bis ſie ſich endlich durch Bezahlung einiger Quartilhos Wein loskaufen. Der Veranlaſſung zu dieſem Aufzuge habe ich noch nicht auf den Grund kommen können. Damit auch gebildetere Stände ſich der Mitte der Faſtenzeit erinnern, wird in neueren Zeiten ein Maskenball im großen Opernhauſe veranſtaltet, der indeſſen wenig Theilnahme findet.

Früher wurde die Faſtenzeit in Anſehung der Fleiſchſpeiſen ſehr ſtreng gehalten, nur Fiſche und Vegetabilien waren zu eſſen erlaubt, und ſelbſt um Butter und Eier genießen zu können, mußte man ſich die päbſtliche Bulla da cruzada kaufen, die auch der Aermſte für nicht weniger als zwei gute Groſchen erhielt, Wohlhabende dagegen im Verhältniß ihres Einkommens bezahlten. Nur Kranken waren Fleiſchſpeiſen erlaubt, und man überließ dieſes nicht einmal dem Gewiſſen, ſondern verbot den Gaſtwirthen bei Strafe, Jemanden Fleiſchſpeiſen zukommen zu laſſen, der nicht einen Krankheitsatteſt von einem Arzte vorzeigen konnte, was ſelbſt noch unter Dom Miguels Regierung der Fall war, wo überhaupt ſtreng auf alle Kirchenſatzungen gehalten wurde. Gegenwärtig bekümmert ſich aber Niemand mehr darum, und man iſt ſo wenig ſcrupulös in dieſem Stücke geworden, daß man ſogar Fiſche und Fleiſch untereinander ißt, was ſonſt für eine Todſünde gehalten wurde, ja für eine noch größere, als Todſchlag, und worauf der Feuertod durch die Inquiſition ſtand. Früher war der lezte Fleiſchtag vor den Faſten, der ſogenannte domingo gordo (der fette Sonntag), einer der größten Schwelgtage für das Volk, ein Freudentag für die echten Freſſer. Und wenn auch eine Familie im Verlauf des ganzen Jahres kein Fleiſch geſchmeckt hatte, an dieſem Tage aß man ſich ſatt daran: man ſchmauste bis Glockenſchlag zwölf um Mitternacht und würgte ſo viel Fleiſch hinab, als nur immer der Magen faſſen konnte. Beſonders thaten es aber die Geiſtlichen hierin allen zuvor, da ſie am gewiſſenhafteſten die Faſten hielten, aber auch bis Punkt zwölf Uhr ihren Platz an den wohlbeſezten Tafeln nicht verließen, immer ängſtlich darauf bedacht, die Zeit auf's vortheilhafteſte zu nützen und keine Minute zu früh, aber auch keine zu ſpät mit ihren Genüſſen aufzuhören, und ſich würdig zu den vierzig langen Faſttagen vorzubereiten.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

Kunst. Der Genfer Bußtag.

Ueber unsere Kunstausstellung wird das Kunstblatt ausführlicher berichten. Hier mögen nur einige allgemeine und bezeichnende Bemerkungen darüber stehen. Das Landschaftsfach war dabei, wie überhaupt in der Schweiz, dieser schönsten aller Landschaften, vorherrschend, und Calame aus Neufchatel hatte mehrere große Bilder ausgestellt, die auch in München, Wien, Dresden und Berlin entschiedenen und lauten Beifall erhalten haben würden, so großartig poetisch und doch wahr sind sie. Aus dem kleinen Neufchatel stammen gleichzeitig drei Maler, wovon sich jeder in seiner Art auszeichnet: der unglückliche Leopold Robert, der Maler der „Schnitter“ und „Fischer,“ Calame und Gros-Claude, jezt in Paris, ein bekannter Genremaler, von dem auch in dieser Genfer Ausstellung ein guter Trinker in großem Maßstab zu sehen war, der kurz vorher sehr in der Pariser Ausstellung gefallen hatte. Lugardon, der Gründer und Vorfechter unserer heutigen Genfer Malerschule, hatte ein großes historisches Bild: W. Tell, der Melchthal über den stürmischen See rettet, ausgestellt, das in Composition, Zeichnung und Farbe vorzüglich war. Von Hornung sahen wir diesmal kein großes Bild, sondern nur ein Genregemälde, wenn man seinen plätischen Esel in der Schule, wo ihn ein Dutzend Savoyardenbuben bearbeiten, so nennen will. Von „Calvins Tod,“ „Katharina von Medicis“ und dem „Beginn der Reformation in Genf,“ welche wir in den vorigen Jahren von diesem tüchtigen Maler sahen, auf diese „Eselei,“ an der Composition, Perspektive und Beleuchtung vielfach getadelt wurden, war ein entsetzlicher Fall. Unser trefflicher, bejahrter, aber in der Kunst noch immer frischer und jugendlicher Landschafts- und Genremaler Töpfer hatte seit mehreren Jahren nichts mehr öffentlich ausgestellt. Diesmal erfreute er uns besonders durch das alle Gemüther ansprechende Bild: die Rückkehr eines in der Revolution vertriebenen savoyischen Pfarrers in seine Gemeinde. Gerechte Bewunderung erhielten die Copien der Raphaelschen Transfiguration und Madonna von Foligno in großem Maßstab auf Porzellan von dem Genfer Constantin. Unsere Stadt sieht mit eben so viel Stolz auf diesen in seiner Art so sehr ausgezeichneten Künstler, als auf ihren allzufrüh für die Bildhauerei gestorbenen Chapponnière, dessen schöner David in Bronze auch im Museum aufgestellt war, bis entschieden seyn wird, welchen unserer öffentlichen Plätze er zieren soll. Neben diesem Werk konnten sich die plastischen Arbeiten der andern einheimischen Künstler nicht halten; sie berechtigten aber zu einigen guten Hoffnungen. Kunstausstellungen dieser Art sind allerdings gut und lobenswerth; sie werden aber in Genf nicht den höhern und gediegenern Kunstsinn wecken, der hier noch in einem Grad fehlt, von dem Sie wohl in Deutschland keinen Begriff haben. Wenn dort in einer Stadt von fünf- und zwanzigtausend Einwohnern, wo ein Kunstmuseum besteht, in dem Zeichnen und Modelliren gelehrt wird, wo auch mehrere gute Maler leben, ein Literator öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen über die Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen in Beziehung auf die im Museum aufgestellten Gipsabgüsse von Antiken hält, um den höhern Kunstsinn zu wecken und zu beleben, so werden sie wohl viele junge Künstler und Kunstfreunde benutzen. In Genf fand sich nicht Einer, auch nicht einmal ein Mitglied der sogenannten Gesellschaft für bildende Kunst in den Vorlesungen ein. Ein anderer, deutscher Kunstfreund schenkte dem Museum Rath zwei Gipsabgüsse Rauchscher Gruppen, darstellend zwei Kinder, die sich zärtlich umarmen, und die Madonna auf dem Hirsch. Beide waren an Gedanke, Composition, Ausdruck und Ausführung allem Modernen überlegen, was da aufgestellt stand; dessenungeachtet nahm Niemand Notiz davon, und sie wurden nicht einmal genannt, während große Mittelmäßigkeiten Preis und Lob fanden. Freilich, was läßt sich von Kunstrichtern halten, die von der art mystique et tant soit peu entaché de raideur Byzantine des Allemands, und in ähnlichem Ton von der Düsseldorfer Malerschule sprechen! Es wäre besser, in Genf freimüthig zu gestehen: „Wir sind vor Allem Bijoutiers und Horlogers; was uns in dieser Sphäre von schöner Kunst nüzen kann, das treiben wir; auch erheben wir uns manchmal für die Verzierung unserer Salons zum Porträt, zur Landschaft und zum Genre, was aber darüber ist, damit lasse man uns ungeschoren; es sind doch nur Lappalien, die zu nichts führen.“

Es war drauf und dran, daß das sonst so besonnene, verständige und ruhige Genf im vorigen September seine Revolution gehabt hätte, halb geistlich und kirchlich, halb politisch. Ja, die Aufregung aus jenen Tagen dauerte mit einigen Modifikationen noch drei Monate fort. Um diese Sonderbarkeit zu erklären, muß ich etwas weit ausholen. Gleich nach den Schrecken der Pariser Bluthochzeit und um Gottes Schutz in so schwerer Zeit anzuflehen, hielten die Genfer einen Bußtag, der hernach im Einverständniß mit den andern reformirten Kantonen, Bern und Zürich, deßgleichen mit der Republik Holland und den protestantischen Kirchen in Frankreich an demselben Tag gefeiert wurde. Zu diesem halb politischen, halb kirchlichen Fest wählte man immer nach altem Brauch den zweiten Donnerstag des Septembers, und es wurde jedes Jahr feierlich von der Regierung angekündigt. Es war auch den Vielen werth, die wenig oder gar nicht an Fasten, Buße und Kirchengehen überhaupt denken, denn es war mit Weihnachten ein Ruhe-, Rast- und Vergnügungstag in der Woche. Die sonst ziemlich frostigen und ungalanten Ehemänner führten wenigstens an dieser Bußfeier Nachmittags ihre Frauen spazieren, Werkstätten und Schulen waren geschlossen, und die jungen Leute hielten ihre Fasten in den vielen Schenken und Kaffeehäusern außer der Stadt; unser See wimmelte von lustfahrenden Kähnen u. s. w. Dies blieb so, bis 1835 Genf bei der Tagsatzung darauf antrug, die ganze Schweiz, die protestantische, wie die katholische, solle einen gemeinschaftlichen Bußtag halten. Der Vorschlag ging durch, und es wurde dafür der 15te September bestimmt, so daß künftig der alte Genfer Bußtag sich in den föderalen auflösen solle. So blieb es fast zwei Jahre lang, um so mehr, da der Großrath seine volle Beistimmung zu dieser Sache gegeben hatte. Vielen mißfiel aber diese Veränderung, Manchen, weil dies eine gute und plausible Gelegenheit zur Opposition gegen die Regierung schien, Manchen, weil sie gerne einen Wochentag ohne Arbeit mit Spazierengehen und dergleichen haben wollten, Manchen, weil sie mit herzlicher, patriotischer und religiöser Anhänglichkeit an einem alten Genfer National- und Kirchenfest hingen. Bittschriften um Wiederherstellung desselben konnten natürlich bei dem Groß- und bei dem Staatsrath nach den Vorgängen bei der Tagsatzung keinen günstigen Erfolg haben; die gebetene Wiederherstellung wurde von der Regierung abgeschlagen, dadurch aber die Unzufriedenheit der Opposition sehr erhöht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. Februar 1838.

— Thus they bid farewell to carnal dishes,
And solid meats, and highly spic'd ragouts,
To live for forty days on ill-dress'd fishes.

Byron.
Beppo.

Volksvergnügungen in Portugal.

(Fortſetzung.)

Meiſtens in geſellſchaftlichen Vereinen brachte man den Abend der Faſtnacht zu; es wurde aufgetragen, daß ſich die Tiſche unter den Fleiſchmaſſen bogen, und beſonders war dieſes in den Provinzialſtädten und auf dem Lande Sitte. Dabei kam es nun hie und da vor, daß die Köchinnen ſich mit ihren Vorbereitungen oft unſchuldigerweiſe, zuweilen aber auch mit Vorſatz verſpäteten, um irgend einem gewiſſenhaften Freſſer einen böſen Streich zu ſpielen, ſo daß die Schichtſtunde ſchlug und dieſer ſich nur halb ſatt eſſen konnte; auch wurden wohl die Uhren bei dieſer Gelegenheit zurückgeſtellt, um ſich und andere zu betrügen. Vor dreißig Jahren, wo noch die alte Sitte in größerer Reinheit herrſchte, wohnte ich einmal einem ſolchen Faſtnachtsſchmauſe in einem Provinzſtädtchen bei. Unter Spiel, Scherz, Tanz und allerhand Kurzweil war der Abend ſo ſchnell vergangen, daß die Mitternachtsſtunde beinahe herbeikam, bevor man ſich zur Tafel ſezte, und der Gaſtgeber ſich genöthigt ſah, die Uhren um anderthalb Stunden zurückzuſtellen, wenn nicht das ganze Gaſtmahl verloren ſeyn ſollte. Man ließ es ſich nun trefflich ſchmecken, man ſchmauste bis nach ein Uhr, in der Meinung, daß es noch nicht Mitternacht ſey, bis endlich einer der Gäſte, vom Wein erhizt, die wahre Stunde verkündete, um die Skrupulöſen zu necken. Dieſe legten auch ſogleich Meſſer und Gabel nieder, ohne etwas weiter anzurühren. Die Meiſten aber, denen der Wein das Gewiſſen eingeſchläfert, ließen ſich nicht ſtören und brachten das Sprüchwort in Anwendung, daß die Sünde nicht in den Mund, ſondern aus dem Munde gehe. Die Folgen des Schmauſes aber waren, daß auf heimliche Anklage der Gaſtgeber vor das Inquiſitionsgericht in Coimbra gefordert wurde (damals verfuhr dieſes Gericht ſchon ſehr gelinde) und bedeutende Buße erlegen mußte, ſo wie alle, welche das gottloſe Sprüchwort aufgebracht hatten.

Iſt die Kaſteiungszeit endlich vorüber, in welcher beſonders die Landbewohner, die ſtrenger auf ihre alten Gewohnheiten halten, von dem ſteten Fiſcheſſen, von den mageren Gemüſen und dem ſtarken Zwiebel- und Knoblauchgenuß eine ganz ſpezifiſche Ausdünſtung von ſich geben, dergleichen man auch in Judenfamilien während ihrer Faſten bemerkt, ſo beginnt mit dem Feſte der Auferſtehung des Erlöſers das Begräbniß des Bacalhao (Stockfiſch). Dieſer Fiſch, für den jährlich Millionen von den Portugieſen an die Engländer bezahlt werden, die ihn bei Neufundland fangen, der Lieblingsfiſch faſt aller Claſſen und beſonders des gemeinen Mannes, dem

er zu einem der erſten Lebensbedürfniſſe geworden, der in den Faſten beſonders die Hauptrolle auf den Tafeln der Großen wie auf dem beſcheidenen Tiſche der Kleinen ſpielt — dieſer Meerbewohner, mit dem die meiſten Mahlzeiten in den Faſten beginnen und ſchließen, indem er unter allerlei Geſtalten, von der Suppe bis zum Deſſert, gekocht, gebraten, geſchmort und ſogar im feinſten Backwerk eingefüllt erſcheint, muß am Schluß der ſogenannten magern Zeit als Repräſentant derſelben auftreten und ein Symbol des Begräbniſſes der Faſten abgeben. Man trägt einen Bacalhao gegen Mitternacht, wo die Faſten zu Ende ſind, förmlich zu Grabe. Maskirte aller Art, mit Trommeln, Pfeifen, Raſſeln, Guitarren, Triangeln und Geigen ziehen mit ihrem Charivari durch die Straßen, viele verkleidete Reiter auf Eſeln und Pferden mit Fahnen und Bändern folgen, und ein mit grünen Zweigen geſchmückter Karren voll gepuzter Kinder, die den größten Bacalhao, der nur aufzutreiben war, in der Mitte zwiſchen ſich liegen haben, beſchließt den Zug. Vor vielen Tabernen wird angehalten und ein Schluck genommen. Auch fehlt es auf dem Karren nicht an Bacalhaogerichten aller Art. Man nimmt zur Stärkung zuweilen einen Imbiß, und ſo verbringt man den größten Theil der Nacht in einem Jubel, wobei es außer der Muſik auf Eſſen und Trinken abgeſehen iſt. Je größer der Zug, je rauſchender die Muſik, je bunter die Masken, deſto mehr wird das Begräbniß geprieſen, und Tags darauf heißt es in der ganzen Stadt: o enterro do Bacalhao foi muito bonito.

Aus dem Trauerſpiel: die Gracchen, von C. Reinhold.

(Fortſetzung.)

Cajus.

Wohl, du erfahrner Freund, muß ich dir folgen,
Obgleich das Herz im Buſen gährend tobt.
O, mein Tiber! Dies iſt das Zimmer — hier —
Hier ſah ich dich zum lezten Mal, hier gabſt
Du mir die Hand zum ew'gen Bund, ſo mild,
So gütig, Herz ſo treu, wie kein's! — O Flammen
Des Tartarus, hätt' ich euch in der Bruſt,
Mir wäre kühler!

Diophanes.

Setz' dich! ruhe, Theurer!
Könnt' ich dir in die Feuerſeele ſchütten
Nur einen Tropfen Eis!

Cajus.

O, laß das Meer
Zum Klumpen frieren! ſchmelzen will ich's ganz
In einen Lavaſtrom von blut'gen Thränen.
O Thränen, Blut! Armſel'ge Sprache! Könnt' ich
Die Welt zertrümmern, Stück für Stück, und Stern
An Stern ſie ſchleudern in ein Flammenmeer,
Und dann mich wälzen in der glühnden Aſche,
Ich könnte lächeln: „O du kühles Bett!“

Dioph.

Du reibſt dich auf; nach ſolcher raſchen Reiſe
Ruh' aus, nur einen Augenblick!

Cajus.

Nein, laß mich
Die Schwelle küſſen, ſeines Trittes Spur
Mit Thränen dort abwaſchen! Nichts von ihm —
Nichts mir geblieben, auch die Aſche nicht!
Tiber, geliebter Bruder, o Tiber,
Wo biſt du? komm! begrüße deinen Cajus!
Hörſt du mich nicht? — Sie ſagen, du ſeyſt todt:
Komm, ſtraf ſie Lügen! Du verbirgſt dich nur,
Du neckſt mein Ungeſtüm. O tritt hervor!
Sag, alter Mann, ſteht er nicht hinter mir?
Hält er nicht vor die Augen mir die Hände?
Er zupft am Mantel mich. Tiber! mein Bruder!
Nichts! Nichts! Der Windzug äfft mich. Aber gleich,
Ich weiß, gleich kommſt du.

Dioph.

Er kommt niemals wieder.

Cajus.

Was, Unglückſel'ger, ſagſt du? Todt — todt — todt!
Du haſt ihn mir auf's neu ermordet. Weh'!
Ermordet, mein Tiber! Ruchlos erſchlagen,
Feig, hinter Cajus Rücken; weh!
Wein', röm'ſches Volk! Mit deinen Thränen ſchwelle
Die Tiber an, daß ſie die Stadt erſäuft
Und höhniſch in's erſchrockne Meer hinaus
Zerbröckelt deiner Tempel Steine ſchleudert.
Doch ach! ſtürzt auch vereinigt mit der Tiber
Das Meer her ſchütternd über's Capitol,
Die Blutſpur wäſcht's nicht ab, die einzige.
Die klebt am röm'ſchen Namen. Aber Rache!
O Rache! Dies iſt nicht das Wort — Gericht!
Gerechtes, heil'ges, furchtbares Gericht!

Dioph.

Ach! dies iſt nicht die Stimmung, mit der Mutter
Zu reden, die ſich ſelber ſchwer bezwingt.

Cajus.

Ja, ja, ganz recht. Laß uns was Andres reden!
Was reden wir nur gleich? Wie ſteht der Preis
Der Früchte? Steht das Landgut wohl beſorgt?
Geräth der Wein? War immer ſchönes Wetter?
Ja, ja, die Sonne ſchien zu ſeinem Tod.
Nicht doch! Was macht Sempronia? was der kleine
Tiber, der Knabe des Ermordeten?
Beißt Flaccus ſich die Lippen noch zuſammen?
Gibt's Schurken im Senat? Nun, rede doch!

Dioph.

Du ſagſt dir ſelbſt wohl, daß ein alter Mann
So raſchen Fragen mit der Antwort nicht
Schritt halten kann.

Cajus.

Verzeih! Schilt! doch verzeih!
Still halten will ich, wie ein Kind. Du Edler,
Sie haben dich vor ihr Gericht geſtellt;
Du haſt um ihn gelitten — deine Hand,
Mein Freund! Nun ſieh, ganz ruhig bin ich jezt.
Wie wär's, wenn du mir nun ganz nach der Ordnung
Die klägliche Geſchichte wollteſt ſagen?
Nein, widerſprich mir nicht! Thu's ohne Scheu!
Ich hab' ſie nur verſtümmelt, nur wie eines
Wahnſinn'gen Ammenmährchens ſchauderhafte
Bruchſtücke bis daher gehört. Thu mir's
Zu lieb, erzähl mir meines Bruders Tod.
Hör' ich's umſtändlicher, ſo macht's mich ruhig.
Nicht muckſen will ich, keinen Laut des Weh's
Aus dem beklemmten Buſen ſtoßen. Thu's! —
(Für ſich.)
O, daß ich mich verſtellen muß! Ich darf
Nicht ruhn, muß immer, immer fort
Die träge Seele wetzen. (Laut.) Rede, Freund!

Dioph.

Weil du es denn befiehlſt, mein edler Herr,
Mein einz'ger jezt, weil ich dem Bruder nicht
Die Schmerzenskunde zu verbergen wage,
Und weil du Linderung davon verhofft,
So will ich thun, wovon das Herz mir abräth. —
Vernimm denn, wie Tiberius Gracchus fiel:
An jenem Tag, da er den unglückſel'gen
Octavius durch das Volk abſetzen ließ,
Den Staatsſchatz ſchloß, die Obrigkeiten bannte,
Der Conſularen Bitten widerſtand,
Als nun ſein Vorſchlag angenommen war,
Rom's Morgenroth emporſtieg, und das Volk
Ihn, der's gebracht, entzückt auf Händen trug,
Da war er König Rom's, der Herzen König.
Ach! jäher Größe folgt der jähe Fall.
Mit Hohn empfangen ward er im Senat,
Mit Stichelreden elender Verläumdung.
Nun, ſtets hat Neid und unterleg'ne Hoffahrt
Am Sieger kleine Rache ſo geübt.
Allein Naſica weiß, die gift'ge Spinne,
Aus dünnen Fäden, jeder unſcheinbar
Für ſich, ein unheilvolles Netz zu dreh'n,
Den ſchwergehaßten Feind mit Liſt zu fangen.
Er ſchreckt das Volk durch ſeiner Augurn Mund
Mit düſtern Reden, grauſenhaften Flüchen,
Mit abenteu'rlichem Sibyllen-Wahnſinn,
Daß Deines Bruders Wahl nicht gültig ſey.
So pred'gen, ſingen ſie auf allen Plätzen,
An allen Ecken, ſchauderhaft Gekrächz,
Als zittre ſchon das Capitol in ſeinen
Grundveſten, — durch die Straßen irren ſcheu
Gejagtem Wilde gleich die Bürger, hören,
Was ſie nicht faſſen, wiſſen keinen Rath.
Denn aufgeſtört ſind ſie von Spiel und Tanz,
Von frohem Schmaus und wildem Trinkgelag,
Womit ſie feiern ihres Gracchus Sieg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Brand der italieniſchen Oper.

Wenn man in den Zeitungen lieſt, dieſes oder jenes Pariſer Theater ſey durch Brand vernichtet, ſo muß dies ſo verſtanden werden, daß es vor der Hand nicht mehr da iſt, aber bald wieder ſtehen wird. Höchſt ſelten geht ein Theater durch Brand oder Bankerott gänzlich zu Grunde; es finden ſich immer Leute und Mittel, um es wieder zu bauen oder zu eröffnen. So wird es denn auch mit der italieniſchen Oper gehen, welche in der Nacht vom 14ten auf den 15ten nach einer Vorſtellung von Mozarts Don Juan ein Raub der Flammen geworden iſt, wie nach und nach alle Theater hier abbrennen. Selten vergehen zwei Jahre, ohne daß nicht eines eingeäſchert wird. Bricht einmal ein Brand in einem ſolchen Gebäude aus, ſo kann es gleich anfangs verloren gegeben werden; von einem halb geretteten Theater hat man hier noch nie etwas gehört. Die ganze Schaar der Pompiers wird in Bewegung geſetzt, und gibt ſich wirklich auch die größte Mühe; der Polizeipräfekt und der Militärkommandant eilen herbei, ebenſo die Gensdarmerie und die Linientruppen; aber das Theater brennt nichtsdeſtoweniger ab und läßt einen Haufen halbverkohlter Balken zurück. Man macht gewöhnlich viel Rühmens von den hieſigen Löſchanſtalten, und in der That wird faſt jährlich etwas daran verbeſſert, oder neu erfunden; aber bei einem ſolchen Brande hilft alles nichts, oder irgend ein Verſäumniß vereitelt die Wirkung der herrlichſten Anſtalten. So meinte man etwas gar ſchönes erfunden zu haben, als man Waſſerbehälter unter dem Dache der Theater

anlegte, und jedes hieſige Theater iſt mit einem ſolchen verſehen. Aber im Sommer trocknet das Waſſer aus und im Winter friert es. Letzteres war diesmal bei der italieniſchen Oper der Fall, und daher konnte dieſes Hauptrettungsmittel zu nichts dienen. Auch iſt daſſelbe wahrſcheinlich nur dann von einigem Nutzen, wenn die Flammen noch nicht die Decke des Theaterſaals ergriffen haben; denn iſt dieſe bereits angegriffen, ſo kann der Behälter die Flammen nicht mehr beherrſchen. Sogar die Mittel zur Rettung der Perſonen mangeln oft bei Theaterbränden, und diesmal iſt der Tod des Regiſſeurs Severini dieſem Uebelſtande zuzuſchreiben. Bekanntlich hatte ſich der Mann aus ſeinem Bette auf den Altan der Hauptfaçade des Theaters geflüchtet; hier war er völlig in Sicherheit; denn da das Gebäude von außen ganz aus Quaderſteinen gebaut iſt, ſo konnte dieſer Altan, ebenfalls aus Stein, nicht von den Flammen ergriffen werden, und ehe das Feuer durch den Foyer bis zum Altan gelangte, konnte man den Mann füglich retten. Das Volk rief ihm von unten zu, er ſolle warten und ſich ruhig verhalten; er hatte aber den Kopf verloren, verſuchte vermittelſt eines Bettuches ſich herunterzulaſſen, ſtürzte auf die ſteinernen Treppen nieder und wurde zerſchmettert. Man könnte fragen, warum war denn keine von den ſinnreichen Vorkehrungen zur Hand, welche erfunden worden ſind, um Menſchen aus brennenden Gebäuden von außen zu retten? Polizei und Induſtriegeſellſchaften haben dergleichen Erfindungen gelobt und belohnt; im Conſervatorium für Kunſt und Handwerke zeigt man Modelle von tragbaren Treppen, von Säcken, welche vermittelſt Stricken herabgelaſſen werden, und dergleichen. Man hat Verſuche damit angeſtellt, ſie bewährt gefunden, die Erfinder geprieſen und ihre Erfindungen angenommen; wenn's aber darauf ankommt, ſie ſchnell zu brauchen, ſo fehlen ſie, und man muß zu den gewagteſten Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, um die Menſchen zu retten. Eine ſehr große Stadt iſt in dieſer Hinſicht zuweilen ſchlimmer daran, als eine mittelmäßige. In dieſer braucht man nur einen oder wenige Orte, um die Löſchmittel aufzubewahren, man hat ſie bei der Hand, eben ſo ſind die Leute, die man braucht, nicht ferne; es kann alles Nöthige in kurzer Zeit herbeigeſchafft werden, und man iſt nie weit von dem Orte, wo ſchleunige Hülfe nöthig iſt. In einer großen Stadt iſt dieſes ganz anders.

(Der Beſchluß folgt.)

Genf, Januar.

(Beſchluß.)

Der Genfer Bußtag.

So gährte die Sache fort bis zum 12. September, wo ſie eine entſchiedene Geſtalt annahm, denn zahlreiche Vereine bildeten ſich in allen Theilen der Stadt, beſonders aber in dem vorzüglich von der Arbeitsklaſſe bewohnten St. Gervais. Die Prediger wurden aufgefordert, durch Predigten zu der Wiederherſtellung des alten Bußtags mitzuwirken; ſechs ließen ſich auch dazu bereitwillig finden. Es erſchien ein öffentlicher Anſchlag unter dem Titel: „Rétablissement du Jeune Generois," ja, man war entſchloſſen, Gewalt zu gebrauchen, wenn ſich die Regierung entſchieden und thätig dem Vorhaben widerſetzen ſollte. Dieſe aber benahm ſich auch hier mit ihrer gewöhnlichen Klugheit und Mäßigung. In einem öffentlichen Anſchlag tadelte ſie mit aller Anerkennung lobenswerther Motive dieſe Bewegung und die eigenmächtige Wiederherſtellung des Bußtags, verbot aber Nichts, denn ſie hatte nicht Luſt, in dieſer delikaten Sache an den Kirchthüren Polizeimaßregeln eintreten zu laſſen. Indeſſen reſcribirte der Staatsrath tadelnd an die Compagnie des Paſteurs, oder das Conſiſtorium. Dieſe Behörden unterſagten auch den Predigern, an dieſem Tag in den Kirchen Kanzelvorträge zu halten; aber es war ſchon zu ſpät. Die ſechs Prediger wollten ihre gegebene Zuſage nicht zurücknehmen, zumal mehrere allgemein geachtete Ehrenmänner in dieſer Beziehung alle Verantwortung zu übernehmen bereit waren. So wurde denn am 14. September früh und Nachmittags in mehrern Kirchen vor einer unzähligen Menge gepredigt, die ſich muſterhaft und der Feier ganz würdig benahm vom Anfang bis zum Ende des Tags. Fünf Geiſtliche hielten reinreligiöſe Predigten voll Salbung und reiner Rührung; Einer aber, der Paſtor und Prof. Cheneviére, miſchte in ſeine Predigt mehrere bittere Bemerkungen und Vorwürfe gegen die Regierung und ihre Maßregeln in dieſer Sache. Dies hatte für die Prediger Folgen doppelter Art. Die ſechs Prediger wurden vor das Conſiſtorium gefordert und erhielten da wegen ihrer Verletzung der kirchlichen Disciplin einen Verweis, oder ſie wurden cenſurirt, nahmen auch dieſen gerechten Tadel geziemend hin. Dem Paſtor Cheneviére aber wurde überdies wegen ſeiner für die Kanzel ganz ungeeigneten, Unzufriedenheit gegen die Regierung erregenden Aeußerungen auf ſechs Monate die Kanzel verboten. Wiewohl ſich nun der Staatsrath dabei nur ſeines ihm ausdrücklich durch die Conſtitution zugeſtandenen Rechts der Oberpolizei über den Cultus bediente, auch viele ähnliche, viel ſtärkere Fälle zu ſeinen Gunſten vorlagen, ſo entſtand doch über dieſer Maßregel gegen den allgemein geachteten und geliebten Prediger eine entſetzliche Aufregung in der Stadt; Alles ergriff für und wider Partei; Druckſchriften wurden gewechſelt, und die für Cheneviére hatten eine ſtarke politiſche Färbung; er ſelbſt gab eine heraus, worin er dieſe Strafverfügung des Staatsraths einen „Ukas" nannte. Bald nahm ihn eine Partei zu ihrem Haupt und Vorwand, um gegen die Regierung anzugehen, und es drohte einen Augenblick dem Lande das freilich von gar Manchen gewünſchte Unglück, daß der Staatsrath in Maſſe ſeine Entlaſſung gegeben hätte. So gings herüber und hinüber bis zum December, wo der Staatsrath in ſeinem gewöhnlichen Rechenſchaftsbericht an den Großrath auch vom Cultus und den in dieſer Beziehung vorgenommenen Verfügungen ſprach. Nun erhoben ſich eine Woche lang die lebhafteſten Discuſſionen, in denen die Cheneviéreſche Partei mit ihrem Vorfechter Fazy-Paſteur zwar mit vielem ſophiſtiſchen und Rednertalent kämpfte, aber bei der Haltloſigkeit ihrer Gründe gegen die deutlichen Worte der Verfaſſung, frühere ähnliche Fälle und allgemein in proteſtantiſchen Ländern angenommenen Grundſätze doch einer großen Majorität unterliegen mußte, die das Verfahren der Regierung in dieſer Sache durchaus billigte. Somit wäre die Sache, für's Erſte zu Ende, aber lange noch nicht ganz, denn wenn auf den nun verfaſſungsmäßig geſtellten Antrag der Staatsrath bis zum künftigen September den ehemaligen Buß- und Feſttag nicht wieder herſtellt — was übrigens recht gut unabhängig von dem Föderal-Bußtag geſchehen kann — ſo dürften dann neue Unruhen entſtehen, da nach dem Vorgange und dem dabei entſchieden gezeigten guten Sinn vieler Einwohner, ihnen herzlich an der Wiederherſtellung eines alten religiöſen Nationalfeſtes gelegen iſt; eine allerdings ſehr lobenswerthe Richtung der Gemüther, die ſich ehrenvoll von der religiöſen Kälte und Gleichgültigkeit in unſerem weſtlichen Nachbarlande unterſcheidet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. Februar 1838.

— Wer liebet
Der hohen Mittagsonne Pracht,
Freu' ſich des Morgenſterns!

Herder.

Einige Briefe Goethes aus der Zeit ſeines Aufenthalts zu Straſsburg und gleich darauf.

An Jungen.

(Dem vorigen Schreiben an Salzmann angebogen).

Es ſieht mit unſerer Korreſpondenz Scheu aus. Dem Anſehn nach habt ihr mir nichts zu ſagen, du und deine Freunde. Zwar bin ich nach ſtrenger étiquette eine Antwort ſchuldig, doch hätt ich nicht gedacht, daß du darnach rechnen würdeſt.

Meine Situation iſt ſo verändert, daß die Partikularitäten meines Lebens und Sinnes wenig interessantes für dich haben können. Du hingegen agirſt noch auf unſrer ehemals gemeinſchaftlichen Scene deine Rolle fort. Wie angenehm, wie nützlich würde mir die Reminiſcenz werden! Doch ich kann mir vorſtellen wie dies geht.

Grüſe mir deine Liebe, und deine Freunde, und ſchlepp dich durch die Welt wie du kannſt.

Goethe.

Du haſt noch meine Oper den Mondo alla riversa, gieb ſie dem Herrn Actuarius. Er wird mir's ſchicken.

*

An Herrn Actuarius Salzmann.

Ihre Betrachtungen über die Rache haben mir viel Freude gemacht. Ich habe Sie ſo ganz, Ihre Sinnesart und Ton gefunden. Mein Vater hält ſie vor allen des Drucks würdig, und ich denke, Sie fahren fort Ihre Gedanken über die merkwürdigſten Gegenſtände der Religion und Sittenlehre niederzuſchreiben, und geben ſie uns dereinſt in einem Bändgen. *. Es war mir als wenn ich mich mit Ihnen ſelbſt unterhielt, und die Klarheit im Ausdruck muß Jedermann einnehmen. Was ich vermißt habe, und gewiß erwartete, weil es ſo gerade in Ihrem Wege lag, war die Reflexion, daß die Vergebung der Beleidigung, als eine Wohlthat, den Beleidiger verbinden müſſe, und alſo ſchon direkte der Nutzen hervorſpringe; was Chriſtus durch feurige Kohlen auf's Haupt ſammeln ausdrückt! Arbeiten Sie ja nichts dergleichen ohne es uns zu kommuniziren.

Die Comödien** belangend geht ja alles nach Wunſch, ein Autor der ſich rathen läßt iſt eine ſeltene Erſcheinung, und die Herren haben auch meiſt nicht Unrecht, jeder will ſie nach ſeiner Art zu denken modeln. Alſo

---

* Eine Sammlung von Salzmanns moralphiloſophiſchen Abhandlungen iſt, unter Goethe's Vermittelung, in Frankfurt 1776 in einem Bändchen im Druck erſchienen. Mehrere andere, die der Bekanntmachung nicht weniger würdig geweſen wären, befinden ſich druckfertig unter den aus Salzmanns Nachlaß auf der Bibliothek zu Straßburg, nebſt dieſen Briefen, hinterlegten Manuſcripten.

** Von Lenz.

lieber Freund, hier keine Critik, sondern nur die Seite von der ich's ansehe. Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und lange Weile, denn an jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und Possen ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsre Sozietät und Charakter bieten auch keine Modele dazu, also ennuyiren wir uns regelmäßig und willkommen wird jeder seyn, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt. Und ich hoffe von dieser Seite werden diese Lustspiele sehr Beyfall haben. Nur wissen Sie um in honette Gesellschaft zu entriren, bedarfs eines Kleids, zugeschnitten nach dem Sinn des Publikums dem ich mich produciren will, und über dies Röckgen wollen wir rathschlagen. Zuförderst keine Singularität ohne Zweck. Das ist was gegen die lateinischen Namen spricht. Die allerunbedeutensten sind besser. Leander, Leonora sind Geschöpfe mit denen wir schon bekannt sind, wir sehen sie als alte gute Freunde wieder auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preußen vorkommt und der Teufel. Bey Gelegenheit des Teufels muß ich meine Gedanken über's Fluchen und Schwören im Drama sagen. Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz, es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen, und das sind die beiden Arten die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz, und daß sie nothwendig stehen müssen und sie niemand herausnehmen könnte ohne dem Ausdruck zu schaden. Nun aber die Art von Beteurungsflüchen möcht ich vom Theater ganz verbannen. Im gemeinen Leben sind sie schon lästig und zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte, und im Drama mag es gar leicht für einen Mangel der dialogischen Verbindungsfähigkeit angesehen werden. Auch hat der Uebersetzer sie oft hingestellt wo Plautus gar nichts hat. Und das Hercle kann ich für nichts als unser wahrhaftig nehmen. Sie werden diese Anmerkungen sehr wunderlich finden wenn Sie in meinem Berlichingen auf manchen Schimpf und Fluch treffen werden, davon ich jezt nicht Rechenschaft geben kann. Vielleicht auch werden Sie mir um desto eher recht geben, da Sie sehen es ist nicht edles Gefühl, sondern nur relative Besorgniß um die Aufnahme dieser Stücke.

Das wäre nun also wie Sie sehen sehr weitläuffig von Nebensachen gehandelt, und so gut als nichts gesagt. Hier will ich auch nur die Präliminarien unsrer künftigen Rathschlagungen eröfnen. Denn was die innere Ausführung betrifft, wie ich wünsche daß er an einigen Stellen dem Plautus wieder näher, bei andern noch weiter von ihm abrücken möchte, wie der Sprache, dem Ausdruck, dem Ganzen der Scenen an Rundheit nachgeholfen werden könnte; darüber möcht ich mich in kein Detail einlassen. Der Verfasser muß das selbst fühlen, und wenn er mir seine Gedanken über das Ganze mitzutheilen beliebt, will ich auch die meinigen sagen, denn ohne das würd' ich in Wind schreiben. Was ihm alsdann an meiner Vorstellungsart beliebt, daß er's in sein Gefühl übertragen kann, und ob er nach einem neu bearbeiteten Gefühl wieder den Muth hat, hier und da umzuarbeiten, das muß der Ausgang lehren. Ich hasse alle Spezialkritik von Stellen und Worten. Ein Kopf, daraus es kam, also ein Ganzes und konsistent in sich, wenn der Arbeiter nur einigermaßen Original ist. Ich kann leiden, wenn meine Freunde eine Arbeit von mir zu Feuer verdammen, umgegossen oder verbrannt zu werden, aber sie sollen mir keine Worte rucken, keine Buchstaben versetzen. Nur müssen wir bedenken, daß wir diesmal mit dem Publikum zu thun haben, und besonders alles anwenden müssen den Direktors der Truppen das Ding anschaulich und gefällig zu machen, welches vorzüglich durch ein äußerlich honnettes Kleid geschieht. Denn gespielt machen sie ihr Glück. Nimmt man aber lebendige Stimmen, Theaterglanz, Carikatur, Aktion, und die Herrlichkeit weg, verlieren sie gar viel, selbst im Original versetzen uns wenig Scenen in's gemeine Leben, man sieht überall die Frazzen-Masquen mit denen sie gespielt wurden.

So leben Sie denn wohl und antworten Sie bald, so lang das Eisen glüht muß zugeschmiedet seyn, und wenn wir's bald zu Stande bringen, machen wir uns an was neues. Wär ich nur einen halben Tag unter Ihnen, es sollte mehr ausgemacht werden, als mit allen Episteln. Unterdessen ists auch eine Wohlthat in der Ferne einander umfassen und zu lieben wie ich Sie, und es einander sagen zu können.

Den 6. Merz 73.

Goethe.

Aus dem Trauerspiel: die Gracchen, von C. Reinhold.

(Fortsetzung.)

Diophanes.

Die Fremden sind schon weg, zur Ernte theils,
Und theils nach Haus die Festbotschaft zu bringen.
So wälzt zerstreut und planlos sich die Masse,
Verzettelt durch Nasica's Creaturen,
Und geht in jedes Netz, das ihr gestellt.
Gewiß scheint nun, daß man neu wählen soll,

Und endlich doch gelingt's, auf's Capitol
Ein wackres Häuflein Bürger zu verſammeln.
Mit neuer Hoffnung ſchmeicheln ſich die Freunde,
Doch drückt uns bange Furcht zugleich, es möchten
Dem offnen Kampf zur Hülf' im Hinterhalt
Die Meuchelmörder ſtehn. Drum baten wir,
Beſchworen wir Tiber, nicht auszugehn.
Ein Andres war's noch, das uns Sorge machte.
Octavius Abſetzung, du kannſt's nicht leugnen,
Sie war ein kühner, unerhörter Schritt,
Wohl überlegt, nothwendig, doch — faſt einer
Gewaltthat zu vergleichen. Zwar das Volk
Hieß ſie einſtimmig gut. Tiberius ſiegte —
Doch mein' ich, ſiegt' er mehr durch die Gewalt
Des Augenblicks, durch jenes ſchöne Schauſpiel,
Da er umſonſt der Bitten rührendſte
Verſchwendet' an den ungetreuen Freund,
Da er ihn herzlich vor dem Volk umarmte
Und zum Erſatz ſein eignes Gut ihm bot.
Gewiß, das Recht ward damals nicht erörtert.
Nun aber, wenn Naſica ſeines Vortheils
Sich klug verſah, mit ſeinen eignen Waffen
Tiber bekämpfte, von verlezter Freiheit
Und Privilegien der Tribunen ſprach,
Den Rechtsbuchſtaben dem erſchreckten Volk
Vor die weingrünen Augen düſter ſchrieb —
Du ſiehſt, was nun zu fürchten war. Wir baten,
Beſchworen, doch umſonſt. Tiberius ging,
Den Knaben an der Hand, in Trauerkleidern,
Ging er auf's Capitol. Noch einmal nun,
Bevor ſie ſank, blizt' auf die ſchöne Sonne.
Der Trauernde ſtieg wie ein Triumphator
Die Stufen auf. Es jubelt alles Volk,
Gerührt von ſeinem Anblick. Selbſt wer wankte,
Die alte Liebe reißt ihn ſtrömend fort.
Dich woll'n wir hören, ſchrein ſie, dich allein.
Er ſprach — o, hätteſt du ihn hören können!
Der Schwerverklagte ſchien der Kläger ſelbſt;
Nicht ſich, das Volk vertheidigt' er. Er ſprach
Gleich einem Gott, der auch das Ungeheure
Voll Ruhe ſagt, weil es klein iſt vor ihm.
Von Wort zu Wort flog raſcher fort der Beifall,
Ja, und als Sieger ſtand Tiber auf's neu'.
O holder Wahn! Schon ſtand Naſica's Rotte
Ringsum geſchaart, und mitten durch das Jauchzen
Des Volks tönt oftmals viehiſch ihr Gebrüll:
Nieder mit ihm! doch immer übertäubt.
Da macht ſich plözlich Flaccus durch die Menge
Bahn zu Tiber, ſagt ihm, Gefahr ſey nah.
Tiber ſchweigt einen Augenblick. Das Volk
Weicht bang zur Seite. Schreckliches Gerücht
Läuft durch die Reih'n. Tiber zeigt auf ſein Haupt,
Andeutend, daß ſein Leben ſey gefährdet.
„Er will die Königskrone!“ ſchreit Naſica,
Schlägt über'm Kopf den Mantel ſich zuſammen,
Der Blutknecht fühlt es ſelbſt, das heil'ge Kleid
Paßt nicht zu dem Geſchäft, ſtürzt raſch die Stufen
Hinan, ſein Anhang nach, mit Keulen, Schwertern.
Das unbewehrte, führerloſe Volk
Entflieht entſezt nach allen Seiten hin:
Nur Wen'ge, ſchnell entſchloſſen, reih'n ſich um
Tiber; allein was kann das ſchwache Häuflein?
Es iſt kein Kampf, empörend gräßlich metzelt
Der Prieſter nieder, was ſein Grimm erreicht.
Dreihundert fielen, mitten drin Tiber,
Getroffen von Naſica's Schlächterbeil.
Noch nicht genug. Der Leichnam wird ergriffen,
Vom Capitol herab die langen Straßen
Zum Fluß geſchleppt, mit Bleigewicht beſchwert,
Und in die Tiber ſo hinabgeſchleudert. —

Cajus.

Zu End'?

Dioph.

Ich bin's.

Cajus.

So fiel Tiberius Gracchus!
O Götter, Götter! ihr habt zugeſehn,
Geſehen, wie er deutet' auf ſein Haupt!
O klägliche Geberde! Neben ihm
Sein Kind! O hör', wer mordet einen Vater,
Wenn neben ihm ſein Kind ſteht? Kein Bandit
Thut dies: den Arm lähmt ihm die Unſchuld
Und ſtumpft ſein Schwert ab, aus der Höhle Beide
Geleitet er mit eigener Gefahr.
O Schmach! Roms Erde, trägſt du ſolchen Frevel? —
Und in die Tiber? Wirklich in die Tiber
Wie ein gemeiner Dieb hinabgeſchmiſſen,
Geſchleift, zertreten, voller Staub und Blut,
Zum ellen Bild die herrliche Geſtalt
Verzerrt, beſpie'n, verhöhnt von rohen Buben?
Nun denn — ich ſag' dir was in's Ohr — hör', Greis,
Ich will ihn rächen, hörſt du? rächen! Ich
Will's thun. Ein armes Wort, zwei Sylben nur.
Allein in jeder Sylbe lad' ich dir
Zehntauſend Drachenzähne, die ich ausſä'n
Und meinem Bruder Rächer wecken will.

Dioph.

O, mäßige dich!

Cajus.

Mich mäßigen? Thor! Mich mäßigen!
Haſt du das Herz gehabt, die Schau'rgeſchichte

Mir zu erzählen? Und haſt nun das Herz,
Mir Mäßigung zu predigen? Nimmermehr!
Wär' dies dem ärmſten Schlucker Roms geſchehn,
Der einmal nur 'ne Freundſchaft mir erwies,
Mein Leben ſezt' ich, ihn zu rächen, d'ran.
Und um Tiber, den Bruder, den Geliebten,
Um ihn, deß Mord ein ſchnöder Diebſtahl iſt
An meinem eignen Leben, um den Treuen,
Der jeden Tag und jede Stunde mir
Nichts, nichts als Liebes that: — o, kein Gedanke,
Kein Bild in meiner Seele, das mich nicht
Anſäh' mit ſeinem lieben, milden Aug'!
Weh'! Weh'!

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Der Brand der italieniſchen Oper.

Die Einrichtung der Pompierskaſernen iſt hier vortrefflich. Sobald in einer ſolchen Kaſerne Nachricht vom Ausbruche eines Brandes gegeben wird, können die Pompiers mit ihren Spritzen ſogleich ſich dahin begeben, wo ihre Hülfe nöthig iſt. Bei den Theatern, den größern wenigſtens, wird noch außerdem die Vorſicht gebraucht, daß immer einige Pompiers ſich daſelbſt in einer Wachtſtube aufhalten; aber bei einem großen Brande, der weit von den Kaſernen ausbrechen kann, reichen die Pompiers einer einzigen Kaſerne nicht hin, und ehe die verſchiedenen Kaſernen benachrichtigt werden und die Pompiers mit ihren Löſchanſtalten herbeieilen, hat der Brand oft ſchon weit um ſich gegriffen, und dann denkt man gewöhnlich auch eher an's Löſchen, als an's Retten der Menſchen, indem man natürlich vorausſezt, daß keine zu retten ſind, weil dieſe ſich wohl beim erſten Ausbruche werden geflüchtet haben. Dies iſt auch meiſtens der Fall; in Paris, wo die auswendigen Mauern der Häuſer ganz aus Stein gebaut werden, ſind die ſchnellen, weit um ſich greifenden Brände auch weit ſeltener, als wo man aus Holz baut. Unnüz war übrigens bei dem Brande der italieniſchen Oper die Hülfe der Pompiers keineswegs; ſie haben wenigſtens die Wohnungen, welche hart an's Theater ſtießen, vor dem Mitverbrennen bewahrt, wozu übrigens auch die dicken Mauern das Ihrige beigetragen haben. — Die Façade und überhaupt das ganze äußere Gebäude ſteht noch, ſo daß eigentlich nur der innere Theaterſaal ausgebrannt iſt. Das italieniſche Theater ſteht auf einem freien Platze und bildet ein Viereck, das von jenem Platze bis zum Boulevard reicht; aber nach der lezten Seite hin ſind Läden und Wohnungen angebaut, welche verhindern, daß man vom Boulevard aus das Theater ſieht. Bekanntlich war dies bei der Errichtung deſſelben abſichtlich ſo eingerichtet worden, weil die Oper kein Boulevardtheater ſeyn und heißen wollte, indem damals, wie zum Theil noch jezt, nur die eigentlichen Volks- und Poſſenſpieltheater den Boulevards zugekehrt waren. Seitdem iſt es immer ſo geblieben. Das Theater ſteht zwar frei, aber in ſeinem eigenen Viereck enthält es Wohnungen und Buden. Jezt denkt man daran, daß dieſe nicht bleiben dürfen, indeſſen Andere vorſchlagen, das Theater anderswo zu errichten, weil es doch nicht frei genug ſteht. Ueberhaupt bekommt man allmählich die Ueberzeugung, daß die Theater ganz einzeln ſtehen und mit gar keinen Wohnungen in Berührung kommen müſſen, erſtlich, um ſelbſt weniger Gefahr zu laufen, abzubrennen, und zweitens, um beim Brennen auch weniger Gefahr zu verbreiten. Als man vor fünfzehn Jahren das neue franzöſiſche Opernhaus errichtete, war man ſorglos genug, es von den nahe liegenden Häuſern nicht völlig zu trennen, ſo daß, wenn dieſes Theater abbrennte, das Unglück ſich weit verbreiten könnte. Aber die freien Plätze ſind ſelten in den ſtark bewohnten Stadttheilen; daher iſt man hinſichtlich des Wiederaufbaus der italieniſchen Oper noch nicht einig. Sicher wird die Sache aber bald entſchieden werden; denn, wie geſagt, nichts wird in Paris ſchneller wieder gut gemacht, als ein Theaterunglück. Unterdeſſen hat die italieniſche Oper das ſchöne, leerſtehende Ventadourtheater inne, um bis zum Ende der Saiſon fortzuſpielen, und dieſes erfüllt alle Forderungen, die man an ein Theater machen kann, und hat den Staat genug gekoſtet, um doch zu etwas zu dienen. Zwar heißt es, ein Unternehmer habe bereits beabſichtigt, hier ein neues Theater einzurichten unter dem Titel: Théâtre de la Renaissance, was ſchon ein dummer Einfall iſt, denn was ſoll ein „Wiedergeburtstheater" bedeuten? Doch die Errichtung eines ein- und zwanzigſten Theaters in Paris wäre ein noch einfältigerer Gedanke. Wenn die Verlegung der italieniſchen Oper in den Ventadoursaal den neuen Impreſario abhält, ſein Theaterprojekt in's Werk zu ſezen, ſo wird ihm, meines Bedünkens, ein wichtiger Dienſt geleiſtet.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 50.

Der Brunnen.

Räthſel.

Dein Lob beſing' ich wieder,
Verſchmähter Muſikant;
Iſt doch manch Herz entbrannt
Beim Klange deiner Lieder!

Du kannſt ſo leicht erringen
Der Frauen theure Gunſt,
Daß dich mit feiner Kunſt
Die ſchönſten Lippen ſingen.

Sie wollen dich nicht miſſen
Beim allerſchönſten Lied:
Drum hab' ich, der dich mied,
Mich neu um dich befliſſen,

Du Bild der treuen Liebe,
Der Einklang noch gelingt,
Wenn ſchwer ein Ton erklingt,
Daß unverſtimmt er bliebe,

Daß nie ein Mißlaut ſtöre
Das gleichgeſtimmte Herz,
Und ſie in Freud' und Schmerz
Ihm ewig angehöre.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. Februar 1838.

— Gerücht ist eine Pfeife,
Die Argwohn, Eifersucht, Vermuthung bläst,
Und von so leichtem Griffe, daß sogar
Die immer streit'ge, wandelbare Menge
Drauf spielen kann.

Shakespeare.

Das Publikum.

Von F. L. Bührlen.

Schon in den frühesten Jahren seines Lebens hatte der Verfasser der folgenden zerstreuten Bemerkungen, Einfälle und Ausfälle Gelegenheit, auf die vielköpfige Person, „Publikum" genannt, sein Auge zu richten. Im siebenten Jahre — es ist ihm, wie wenn's heute wäre — mußte er sich im Conzerte der alten Reichsstadt, im großen, getäfelten Saale des Schwörhauses als Sopran hören lassen. Man maß ihm eine gute Stimme bei; er vernahm sie ohne alle Vergleichung und wußte nicht, war es Schmeichelei oder wirkliche Anerkennung einer Naturgabe; wie ja der Mensch sein Lebenlang nicht aus sich selbst hinauskommt, um einen Totaleindruck von sich zu erhalten oder auf sich vergleichend zu merken. — Damals sang man noch ohne Emphase und Ekstase, ohne theatralischen Ausdruck, wie die Engelein im Himmel, und da Ihro wohlgeborne Herrlichkeit, der regierende Herr Amtsbürgermeister, nicht vorklatschten, so klatschte Niemand. Hie und da hörte man das halblaute „Bravo" eines Kenners und Enthusiasten.

Später spielte er die Violine und hatte nun vom Orchester des Theaters aus, wo er als Dilettant ohne Gage, den Genuß zum Lohne nehmend, mithalf, Gelegenheit, das ästhetische Publikum seiner Vaterstadt, das bei den Kreisversammlungen durch die Abgeordneten der Stände und ihre Suiten, in der Folge durch zahlreiches Militär verstärkt wurde, zu beobachten. Bei den vielen Wiederholungen der Stücke ward aber der Besuch der Coulissen und Garderobe unterhaltender gefunden, wo er den auf das Publikum wirkenden Spielern in die Karten sehen konnte, wobei sich aber seine Blicke noch mehr auf das weibliche als auf das männliche Personal richteten, und wo er mit Antheil beobachtete, ob die Tugendheldinnen auch wirkliche Tugendspiegel seyen, was bei mancher Künstlerin seinem unschuldigen Herzen so wohl gethan hätte.

Diese lokale Schau erweiterte sich im Verlaufe des Lebens von dem musikalisch-dramatischen Publikum auf das bürgerliche, das politische, das künstlerische, das literarische, das religiöse, und es entstand eine Vielheit von Bildern und Sphären, die sich kaum mehr unter einen Begriff, ein Begriff, der sich kaum mehr in Worte fügen lassen wollte. — Von solchen Unendlichkeiten läßt sich aber am besten reden, denn jeder Sprechende denkt an seine Erfahrungen und bringt daraus vor, was ihm eben zur Hand ist, und wie es seine Selbstheit berührt hat. Das Hin- und Wiederreden geht in's Endlose, und man ist am Ende so klug wie zuvor. Es fragt sich hier,

ob man das Unermeßliche ein wenig zuſammenzuhalten, auf einen faßlichen Ausdruck zu bringen im Stande iſt. Wir wollen mit einem luſtigen Verſe von Ludwig Robert beginnen:

„Das Publikum, das iſt ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann.
Das Publikum, das iſt ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib.
Das Publikum, das iſt ein Kind,
Heut ſo und morgen ſo geſinnt.
Das Publikum iſt eine Magd,
Die ſtets ob ihrer Herrſchaft klagt.
Das Publikum, das iſt ein Knecht,
Der, was ſein Herr thut, findet recht.
Das Publikum ſind alle Leut',
Drum iſt es dumm und auch geſcheidt.
Ich hoffe, dies nimmt Keiner krumm,
Denn Einer iſt kein Publikum.“

Man hat ſich mit nichts ſo ſehr in Acht zu nehmen als mit vagen Collektivbegriffen, deren wir in unſerer weitumſchauenden, generaliſirenden Zeit immer mehr erhalten und die bei jeder kritiſchen Fixirung wie Nebel zerfließen. Um das Mannichfaltige, ſelbſt Zerſtreute, was hier über das Publikum folgen wird, an eine Angel zu heften, um die es ſich drehen wird, wollen wir den Begriff feſtſtellen, das „Publikum,“ das nie ohne die Richtung auf eine Perſon oder Sache gedacht werden kann, ſey „der Kreis der Menſchen, welche ſich mit Einſicht und Antheil gegen eine Perſönlichkeit oder Sache hinwenden.“

So weit das Intereſſe an einer Erſcheinung geht, ſo weit hat ſie ihr Publikum. Seit unſerm Denken hatten der alte Fritz, die franzöſiſche Revolution und Napoleon das ausgebreitetſte Publikum. Von Lezterm namentlich ſprachen wahrſcheinlich alle Völker und Stämme der bewohnten Erde, und es mag nicht leicht eine Inſel des großen Oceans ſeyn, auf der ſein Name nicht genannt worden. — Wäre der Weltruhm ein Glück, er hätte es durch ſeine eben ſo ungeheure materielle als ungemeine ideelle Wirkſamkeit ſich errungen. Aber der Weltruhm iſt kein Glück; die Kehrſeite ſeines Geſchicks hingegen war ein fühlbares Unglück für ihn. Wie der Montblanc nach ſeinem erſten Abglühen, wenn ſchon nächtliches Dunkel die Niederungen einhüllt, noch einmal, nur ſchwächer, geſpenſtiſcher zu leuchten beginnt, ſo hat auch dieſer weltgeſchichtliche Eisberg nach dem Ende ſeines Lebenstages in wiedererwecktem Ruhme zu glänzen begonnen.

Die Sphäre jedes Publikums hat zwei Zonen, die der Einſicht und die des bloßen Antheils, alſo die des Wiſſens und die der Neigung, und ſo enge die eine zu ſeyn pflegt, ſo weit iſt dagegen gewöhnlich die andere. — Das Publikum, wie es ſeyn ſollte, das Ideal von Publikum, bei dem ſich Theilnahme und Einſicht in Bezug auf eine Perſon oder Sache durchdringen, geht zuweilen ſehr nahe zuſammen; mitunter iſt es wenig zahlreich, aber ſporadiſch weit zerſtreut.

Wunderlich, daß man aus der allerdings oft großen Perſon „Publikum“ ſo ein impoſantes Weſen macht, ebenſo wie man auch zuweilen mit den Benennungen: Partei, Oppoſition, Zeitgeiſt, öffentliche Meinung ꝛc. viel Lärm ſchlägt und Schrecken verbreiten will. Man ſollte meinen, es ſey im Grund nur an jenem eigentlichen Publikum, den wenigen mit Antheil die wahre Einſicht Verbindenden, Etwas gelegen, und der Troß der Andern gehöre zu der vagen Menge der hin und her Meinenden, Redenden, Urtheilenden. Meiſtens iſt es auch wirklich an dem und von wenig praktiſchem Intereſſe, ob das Publikum vielköpfig iſt oder nicht. Die Menge deutet bloß an, auf welch große Sphäre ſich das Intereſſe an einer Perſon, an einem Ereigniß ausgedehnt hat. Nur wo von einer thätigen Rückwirkung der Antheilnehmenden die Rede ſey kann, da wiegt die größere Maſſe und kommt in Berechnung.

Das bürgerliche Publikum iſt das nächſte, rührbarſte, am ſchnellſten erregbare; es kann in einem Tag, in einer Stunde in Allarm gebracht, zur Aeußerung ſeiner Theilnahme, ſeiner Anſicht bewogen werden. Freilich iſt hiebei die Leitungsfähigkeit einer Gemeinde ſehr in Betracht zu ziehen; es kommt auf die Größe der Stadt, den häufigen oder ſeltenen Wechſel des Neuen, die Art und Natur ihrer herrſchenden Intereſſen, beſonders auch auf die Verkettung der Familien an: ob es alte, organiſch verwachſene Geſchlechter, oder neue, coloniehaft zuſammen gefloſſene Leute ſind, ob ſie vom Alten, Hergebrachten zehren, oder ſich im Neuen, Friſcherworbenen rüſtig rühren. Es iſt ſehr begreiflich, daß ſich in einer alten Fraubaſenſtadt das Gellatſche ganz anders verbreitet als in einer jungen Freiſtadt, wohin die Menſchen durch Privilegien von da und dort her gelockt werden. Die Menge hat ein Bedürfniß, ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt zu beſchauen. Volksfeſte ſind das beſte Vehikel hiezu, und dieſe Selbſtbeſchauung iſt oft das Beſte an ihnen. Bei dem Strahlauer Fiſchzug — ſagt man — wo halb Berlin hinaus wallfahrtet, ſoll eigentlich kaum etwas Weiteres zu ſchauen ſeyn, als eben die Maſſe der Zuſchauer. Die beliebten Gartenmuſiken ſind ein eben ſolches Vehikel, Publikum zu verſammeln. Iſt dies geſchehen, ſo haben die Anweſenden nichts angelegentlicheres zu thun, als das Vehikel zu ignoriren. Wollte man ſich nicht etwas weiß machen, ſo könnte man an ſchönen Tagen ausſchellen, heute ſey da oder dort „Publikum,“ wozu das verehrte Publikum eingeladen werde.

In den größten Städten zeigt ſich das Publikum oft kleinſtädtiſch. Von den großartigen Erſcheinungen iſt es kaum mehr zu reizen. Der tägliche Lärm und Pomp, der ſtabile Jammer, der unendliche organiſirte Mord

und Selbſtmord gehen ſubtil ohne Eindruck fort; bloß das Pikante wird noch ſentirt. Was ſich recht anſchaulich näher legt, das vermag die Blicke zu fixiren. Einer jungen Katze, die in der Seine ertrinkt, ſchauen tauſend Pariſer Augen und mitleidige Herzen zu; ja es mag vorkommen, daß ſich die Leute, um einen erlogenen theatraliſchen Jammer mitzufühlen, im Ernſte todtdrücken. Im Wirklichen wirkt hier nur das Phantaſtiſche.

Ueber gemeine, verbreitete, volksthümlich ſich darſtellende Erſcheinungen irrt ſich das Publikum einer Stadt, eines Landes ſelten. Die öffentliche Meinung geſtaltet ſich erſt nach einem längern Verlaufe, nach vielen Andeutungen und Erfahrungen. So in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit allgemeiner Einrichtungen, Fühlbarkeit von Laſten und Beſchränkungen; ſo hat auch das öffentliche Urtheil über die Sittlichkeit der Notabilitäten, den Geiſt und Charakter namhafter Familien eine gewiſſe Autorität. — Doch gibt es faſt keine Gemeinde, die nicht ihre Heiligen hätte, welche ſie für Ideale hält, und ihre Sündenböcke, welchen ſie Alles anhängt, was deren einmal verſchuldetem Rufe ähnlich ſieht; wie denn der Menſch im Ganzen Neigung und Abneigung in vollgerütteltem Maße austheilt, im Wohlwollen ſeine Liebenswürdigkeit, im Mißwollen aber ſeinen heftigen Widerwillen gegen alles ihm Anſtößige entſchieden zu äußern pflegt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Trauerſpiel: die Gracchen, von C. Reinhold.

(Beſchluß.)

Diophanes.

Sein übermächt'ger Geiſt wälzt Alles,
Zorn, Zärtlichkeit, Haß, Liebe, Wuth und Rührung,
Die ganze Schöpfung ſeiner reichen Seele
In Einen wilden Katarakt dahin!
Doch dünkt mich, jetzo hab' er ausgetobt. —
Faß' dich! Mein Freund! Bedenke nun das Nächſte,
Wie du der Mutter ruhig willſt begegnen,
Sag ihr ein freundlich Wort! Ach, Eins nur wünſcht ſie,
Daß du ihr bleibeſt, du nicht auch die Bahn,
Die blutige, betreteſt. Tröſte ſie!
Verſprich ihr —

Cajus.

Nicht doch, guter Alter, dies
Laßt nur beruhn! Ich will ja ruhig ſeyn
In eurem Kreis. Dies aber laßt beruhn.

Dioph.

Du wollteſt —?

Cajus.

Frage nicht!

Dioph.

Weh' uns! du wollteſt! —

Cajus.

Wenn du's denn wiſſen willſt, ich will's nicht bergen,
Vernimm denn: Geſtern Abend, als mein Schiff
Zum lezten Mal, ſchon Rom im Angeſicht,
Die Anker auswarf, ſtand ich, an die Brüſtung
Gelehnt, am Bugſpriet vorn und ſah
Finſter herüber auf das helle Rom,
Denn Lichter flimmerten ſchon durch die Nacht.
Ein Wetter, das am Himmel droh'nd geſtanden,
Zog fernab donnernd. Hinter einer Wolke
Trat licht der Dioscuren Sternbild vor.
Du weißt, wie oft Tiber und mich man freundlich
Roms Dioscuren nannte. Leichte Kräuſel
Schlug auf der ſtillen Fluth ein lauer Weſt,
Und Fiſche plätſcherten im Licht des Monds:
Da dacht' ich ſein, an den ich immer denke.
Und ſey's nun, daß Gedächtniß ſeiner Milde,
Sey's, daß die Friedensſtimmung der Natur
Mir Balſam in die glüh'nde Wunde goß,
Auch ich ward weich. Und da ich nun die Lichter
Der großen Stadt allmählich aus der Nacht
Auftauchen und im Fluß ſich ſpiegeln ſah,
Da dacht' ich nicht, wie ich wohl hätte ſollen,
An die Verräther, die bei dieſem Schein
Vergnügt die Hände reiben, nach dem Fluß
Hinhorchen, ob ein Fiſch ſchnalzt, und dann ſagen:
Der iſt wohl bei Tiberius Leichenſchmaus.
Nein, jezt der Mutter dacht' ich, meines Weibs,
Wie ängſtlich jedem Ruderſchlag ſie lauſchen,
Ob er das Kind der Sorgen, Cajus, bringt.
Ich ſah den Frauen tief in's weiche Herz,
Wie ſie nun an den Ueberbliebenen
Der Liebe ganzen Schatz verſchwenden wollen.
Ich hörte ſie zu allen Göttern fleh'n,
Daß ſie ein kält'res Herz mir ſchenken möchten,
Ein Herz, das nicht des Vaterlands bedarf,
Ein Herz, das nicht den todten Bruder rächt.
Nun ſieh! ſo ſinnend ſank ich hin und weinte,
Weint' und entſchlief. Mich dünkt, der Schlaf war ſüß;
Allein im Traume ward mir ein Geſicht, —
Bedenk' die Stimmung recht, in der ich einſchlief,
So wirſt du ſeh'n, daß kein erhizt Gehirn
Das Traumgeſicht mir täuſchend vorgebildet. —
Mein Bruder trat, Tiber, zu mir im Traum,
Zwar milden Blicks, wie ſonſt, jedoch ſehr ernſt.
Erſt blickt' er lang mich an, die Locken ſchüttelnd,
Wie immer, wenn ich Unrecht ihm gethan,
Dann ſprach er dies: „Cajus, was zauderſt du?

Ein Leben iſt vom Schickſal uns beſtimmt —
Für's Volk, und alſo auch ein Tod — für's Volk!“ —
Die Arme ſtreckt' ich mächtig nach ihm aus.
Da weckte mich der Steuermann und hob
Mich in das Boot, das mich an's Ufer brachte.

Diophy.

Wenn dich die Götter rufen, muß ich ſchweigen.

Cajus.

Komm, laß uns jezt zu meiner Mutter gehn!

(Beide ab.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Mainz, Februar.

Winter. Induſtrielle Unternehmungen. Kunſtinſtitute.

Wir haben einen harten Winter hoffentlich überſtanden, und betrübend wäre es, wenn, nach einer Kälte von 16°, noch unangenehme Nachzügler zu überſtehen wären. Schon erweicht ſich die Eisdecke des Rheins, und der ſchöne, klare Strom macht Anſtalten, die läſtige Hülle von ſich zu werfen und frei und froh ſich fortzubewegen. Die Eispartien auf dem Rheine ſind ſomit freilich dahin, und die Mainzer um ein Lieblingsvergnügen ärmer; aber ſie haben es zur Genüge gekoſtet und ſich entſchädigt für die acht Jahre, in welchen der Rhein es verſchmähte, unſerer Bevölkerung aus eigenen Mitteln eine Brücke zu ſchaffen. Es war ein ſchönes Bild, der gefrorne Rhein, auf dem ſich die lebensluſtige Welt wie auf einer Sommerpromenade bewegte und gar ſonderbar contraſtirte mit dem ſchneeumhüllten, trübſelig herabſchauenden Taunusgebirg. Der ganzen Länge der Stadt nach war die Fläche des Rheins eine einzige, große, belebte Eisbrücke; Schlitten und Wagen von jedem Kaliber durchkreuzten das Gewoge der halben Bevölkerung, die ſich an dieſem entzückenden Wintergemälde nicht ſatt ſehen konnte. Dieſes und die übrigen Wintervergnügungen, beſtehend aus einer ununterbrochenen Reihe von Bällen, Kränzchen, muſikaliſchen Soiréen, Concerten, Abendgeſellſchaften u. ſ. w., bildeten die Lichtſeite dieſes außerordentlich ſtrengen Winters. Die Schattenſeite war die Noth, die Nahrungsloſigkeit und das Elend der Armen, der Mangel an Brennmaterialien oder doch die unerhörte Theuerung derſelben, die Stockung in allen Geſchäften. Indeſſen hat die angeborne Milde unſerer Bürger Vieles gelindert. Sie haben den Armen täglich an dreitauſend Portionen vortrefflicher, nährender Suppen gereicht; ſie haben denſelben auch mit Holz, mit Steinkohlen ausgeholfen, und an Brod für die Hungrigen und an Pflege für die Kranken fehlte es auch nicht. Man kann in einer ſolchen Jahreszeit natürlich nicht alles Elend entfernen; aber was die thätigſte Armenpflege vermochte, hat ſie getreulich geleiſtet. Die verſchämten Armen freilich ſind am übelſten daran; ſie können die nöthigen Bedürfniſſe nicht herbeiſchaffen, und wollen doch auch die öffentliche Unterſtützung nicht anſprechen. — Mit der Angelegenheit unſerer Mainz-Frankfurter Eiſenbahn hat es ſeinen guten Fortgang. Alles iſt vorbereitet zum Bau, der Ingenieur der Bahn, Denis, iſt unermüdlich, und, was beſonders zu beachten iſt, die drei betheiligten Regierungen ſind in Betreff der Normen und Grundſätze zur definitiven Sanktion des Unternehmens ganz einverſtanden, und die bisherigen Differenzen ſind gänzlich entfernt, ſo daß bei nur irgend günſtiger Witterung der Bau unſerer Bahn auf mehreren Punkten zu gleicher Zeit beginnen wird. Bei ſolchen Ausſichten kann es nicht wundern, daß der Aktienhandel ſehr lebhaft iſt und daß die Aktien mit enormem Agio bezahlt werden. Günſtig für unſere Unternehmung iſt auch das Projekt, die Straßburg-Baſeler Bahnzüge nach der Rheinſchanze auszudehnen, und eben ſo das Projekt der Saarbrücker-Rheinſchanzer Bahn. Beide Bahnzüge werden unzweifelhaft, theils durch das badiſch-heſſiſche, theils durch das rheinbaieriſche Gebiet mit unſern Bahnſtrichen in Verbindung geſezt, und ſo eine Quelle des lebhafteſten Verkehrs für unſere Gegend hervorgerufen werden. — Auch andere induſtrielle Unternehmungen ſcheinen ſich in unſerer Gegend realiſiren zu wollen. Der heſſiſche Gewerbeverein trägt dazu eifrig ſein Scherflein bei. Dieſer Verein kann freilich nur aufmuntern und unterſtüzen; dem Unternehmungsgeiſt bleibt dann das Uebrige heimgeſtellt. So wird unter den Auſpicien des Vereins eine großartige Anſtalt für Runkelrüben-Zuckerfabrikation nach Stuzenbachſcher Methode in's Leben treten; ſo iſt kürzlich eine Aufforderung zur Gründung eines Aktienvereins für Seidenbau im Großherzogthum Heſſen mit Theilnahme aufgenommen worden; ſo hat der Verein anſehnliche Preiſe ausgeſezt, um einigen wichtigen Erwerbszweigen eine ſteigende Entwickelung zu geben; ſo hat er endlich die jährliche Induſtrieausſtellung conſolidirt, dadurch, daß er die Fabrikanten, welche ſich bei der erſten Ausſtellung hervorthaten, für ihre Theilnahme auszeichnete und belohnte. Mehr kann man in der That von einem neuen Inſtitute mit etwas beſchränkten Mitteln nicht verlangen. — Ueber den großen Vortheil, den die neue Dampfſchifffahrt für unſern Handel und für unſere Induſtrie bringen wird, iſt man jezt einig. Man ſieht dies ſchon aus dem ſteigenden Courſe der Aktien dieſer neuen Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft, woraus Jedem einleuchtet, daß die handeltreibende Welt Vertrauen zu dem neuen Unternehmen gefaßt hat, und von der Concurrenz mit der ältern Dampfſchifffahrt auf dem Rhein nichts beſorgt. Mit dem Frühjahr wird dieſe neue Unternehmung ihre Schwingen entfalten. Die Probefahrten dieſer mittelrheiniſchen Dampfſchifffahrt haben am ganzen Rhein die größte Theilnahme erregt. — Die drei hier beſtehenden Vereine für Wiſſenſchaft und Kunſt, der rheiniſch-naturforſchende Verein, der Kunſt- und Literaturverein und die Liedertafel, haben es in der lezten Zeit an gediegener Wirkſamkeit nicht fehlen laſſen. Was den naturhiſtoriſchen Verein betrifft, ſo iſt es unmöglich, dieſem jungen Inſtitute ſeine Jugend anzuſehen. Die Naturalienſammlungen blühen, die Vorträge werden gediegener, die Verbindungen mit auswärtigen Inſtituten und Naturforſchern werden zahlreicher, die Achtung iſt von innen und außen conſolidirt. — Der Kunſtverein war in Gefahr, die gute Meinung von ſeiner Wirkſamkeit einzubüßen, weil er vielfach verleumdet und verkannt wurde. Seine Verbindung mit den Kunſtvereinen der Städte Straßburg, Karlsruhe, Mannheim und Darmſtadt zu einem gemeinſamen rheiniſchen Kunſtverband hat dieſem Inſtitut zu rechter Zeit eine neue Stüze gegeben, und der Eifer des ehrenwerthen Vereinspräſidenten (Profeſſer Baur) hat ihm ebenfalls bedeutend genüzt. Wäre dieſer Verein, einer der älteſten in Deutſchland, innerlich zerfallen, ſo hätten es die Künſtler allein zu verantworten. — Um über unſere Liedertafel etwas Gutes zu ſagen, braucht man nur ihre am 29ſten Januar ſtattgehabte Aufführung der „Vier Jahrezeiten von Haydn“ anzuführen. Die Dilettanten haben lange an dieſem Meiſterwerke ſtudirt, aber ſie haben auch etwas Ganzes und Vollendetes geliefert. Der allgemeine Beifall war noch aus zwei andern Gründen wohlverdient: zuerſt wegen des conſequenten Feſthaltens dieſes Vereins an echter, claſſiſcher Muſik, und dann, weil dieſe Aufführung zum Vortheil der Armen ſtattfand und einen reichen Ertrag lieferte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 13. Februar 1838.

I have writ me here a letter, and here another.

Shakespeare.

Einige Briefe Goethes aus der Zeit ſeines Aufenthalts zu Straſsburg und gleich darauf.

An Salzmann. (Ohne Datum.)

Sie haben lange nichts von mir ſelbſt, wohl aber gewiß von Lenz, und einigen Fremden allerley von mir gehört. Ich treibe immer das Getreibe; die Plaut. Comödien * fangen an ſich heraus zu machen. Lenz ſoll mir doch ſchreiben. Ich habe was für ihn aufm Herzen.

Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, ſo ſchicken Sies nach Seſſenheim unter Aufſchrift an Mſll . . . ., ohne Vornahmen.

Die arme Friderike wird einigermaßen ſich getröſtet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort ſeyn, ſo beſorgen Sie wohl ein anders.

Ich möchte wohl wieder einmal hören wie's Ihnen geht, was das Camin macht u. ſ. w.

Meine Schweſter heurathet nach Carlsruh.

G.

* Im Druck erſchienen unter dem Titel: Luſtſpiele nach dem Plautus fürs deutſche Theater. Frankfurt und Leipzig 1774 (ohne Namen des Verfaſſers).

*

An denſelben.

Frankfurt, den 5. December 1774.

(Dictirt.) Es iſt auch wieder Zeit daß Sie einmal geradezu etwas von mir hören, daß ich Ihnen ſage es gehe bei mir immer ſeinen alten Gang. Sie werden etwas gehört und geſehen haben * daß ich nicht ganz unfleißig war, und werden künftig hoffentlich noch mehr hören und ſehen. Sie haben nun wieder einen Landsmann von mir um ſich. Wie läßt er ſich an? Ich wette Sie ſind um einen guten Theil beſſer mit ihm zufrieden als mit dem Bruder. Wie ſich Lenz aufführt möcht' ich auch gern von Ihnen hören. Und nun gilts die Frage ob Ihre moraliſchen Abhandlungen auf Oſtern ſollen gedruckt werden. Ich finde unter meinen Papieren drei: über die Gemüthsbewegungen, Neigungen und Leidenſchaften, über Tugend und Laſter, und über Religion. Wollen Sie nun dieſe erſt zur Durchſicht wieder zurück haben, ſo melden Sie es, ich ſchicke Sie Ihnen mit dem Poſtwagen. Haben Sie noch etwas dergleichen, ſo fügen Sie es dazu und es ſoll ſtraks nach Leipzig. Melden Sie mir zugleich was Sie für Bedingungen gemacht wünſchten. Und ſomit wäre das Büchelgen ſchon ſo gut als fertig und eingebunden. Schreiben Sie mir doch

* Vermuthlich Werther.

nächstens und glauben Sie daß es auch keine Sünde wäre, mir öfter zu schreiben, als Sie bisher gethan haben, um mich in meinen übrigen Schwärmereien wieder in die glücklichen Gegenden zurück zu ziehen, da wir so manche gute Stunde zubrachten.

(Von Goethes Hand.) Behalten Sie mich lieb, fahren Sie fort Anteil an mir und den meinigen zu nehmen und glauben Sie daß ich mich mit aller Wärme in Ihr gelbes Zimmer, an's Camin und zum Silen zurück denke.

Goethe.

*

An denselben.

(Von Goethes Mutter. Dieses Schreiben muß lebhaft interessiren. Es spricht gegen einen mitfühlenden, geachteten Freund mit unverholener Innigkeit die mütterliche Wonne aus, das Schicksal ihres Sohnes, der unlängst dem Ruf nach Weimar gefolgt war, auf die erfreulichste Weise fixirt zu sehen, auf eine Weise, die ihm vergönnte, ganz dem Impuls seines Genius zu leben.)

Frankfurt, den 24. July 1776.

Lieber Herr und Freund! Tausend Dank für Ihr gütiges Andenken an uns, für die überschickte, herrliche moralische Abhandlung. Mein Mann (welcher sich Ihnen gehorsamst empfiehlt) und ich haben die Früchte Ihres Geistes mit Erbauung und Vergnügen durchgelesen. Gott erhalte Sie, Ihren Mitmenschen zum besten, fahren Sie fort, die Geschöpfe Gottes zu belehren, zu bessern, und Ihre Werke werden Ihnen in die Ewigkeit nachfolgen. Bester Mann! dürfen wir Sie nun ersuchen beikommendes Päckgen mit sichrer Gelegenheit nach Marseille zu schicken, damit es von da weiter an unsern Freund Schönborn nach Algier übermacht werden könnte. Sie können Sich unmöglich vorstellen, was für Freude der ehrliche Schönborn fühlt, wenn von Zeit zu Zeit etwas von teutschem Genie den Eingang in seine Barbarey findet.

Daß unser Sohn beym Herzog von Weimar als geheimer Legationsrath in Diensten ist, werden Sie längst wissen. Gestern hörten wir sehr viel schönes und gutes von ihm erzählen. Ein Curier vom Herrn Herzog, der in Carlsruh wegen glücklicher Entbindung der jungen Frau Markgräfin seines Hofes Glückwünsche überbringen mußte, kam, als er hier durchging, zu uns. Ich bin überzeugt Sie freuen Sich unsrer Freuden, Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doctor, nehmen allen Antheil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ — wie wohl das Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den Weimarschen Landen viel Gutes stiften, ich bin überzeugt Sie sagen mit Uns: Amen.

Leben Sie wohl und vergnügt, behalten uns und die uns angehören in gutem freundschaftlichem Andenken und seyn versichert, daß wir alle (in's besondere aber ich) mit Grund der Wahrheit uns nennen werden, Ihre ganz eignen Freunde.

C. E. Goethe.

Das Publikum.

(Fortsetzung.)

Es ist eines Jeden eigene Sache, wie er sich dem Publikum darstellen will. Ohne hinreichende Veranlassung wird aber Niemand seinen guten Leumund auf's Spiel setzen.

„Gott nur siehet das Herz!“ — Drum eben weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas erträgliches sehn.

Darum meide allen bösen Schein! — Das Erscheinen ist auch eine sittliche That, und nur bei überwiegenden Gründen kann ein Mann seinem Charakter, seinem Gewissen die öffentliche Meinung zum Opfer bringen und ein unvermeidliches Aergerniß geben. Bei Lizenzen übt das Publikum seine Befugniß der Zurechnung, denn es setzt voraus, daß der Gesittete von seinen Mitbürgern in der Regel geachtet, ja geliebt werden wolle. — Dies gilt wohl vom Ruf und guten Namen, aber durchaus nicht von der Sage, der Stadtfama im einzelnen, bestimmten Falle. Diese trübt und verunreinigt sich durch die unsaubersten Zuflüsse der Unwissenheit, des Neides, des Mißwollens, der schadenfrohen Lüge. Hier sind nur die Unterrichteten, Eingeweihten, Unparteiischen urtheilsfähig. Hier ist das Publikum nicht etwa nur ein verstärkendes, weithin tragendes Sprachrohr, sondern eine schmetternde Lärmtrommel, vor deren betäubenden Schalle man das vernünftige, aufklärende Wort gar nicht mehr vernimmt. In kritischen Fällen läßt der rohere Theil des Publikums alle seine übeln Eigenschaften und bösen Neigungen los, und es dauert oft lange, bis sich der so aufgerührte Pfuhl abklärt und erkennbare Bilder wiederspiegelt. Gott bewahre Jeden vor der Leute ungewaschenen Mäulern! — Das Wahre wird um so leichter entstellt, als selbst der Bessere von einigem Neide beschlichen wird, wenn er es dem lieben Nächsten vom Schicksal leichter gemacht sieht als sich, der Mißvergnügte aber des Andern Schaden sich zu einiger Ergötzlichkeit gefallen läßt. Im Allgemeinen mag man sagen: Volksstimme, Gottesstimme! Namentlich wenn des Volkes sittliches oder ästhetisches Gefühl aufgeregt, entschieden verletzt worden. Aber im individuellen Falle, wo zur Zurechnung genaue Kenntniß der

eigenthümlichen Verhältniſſe, der genauen Umſtände, der nächſten Veranlaſſung erfordert wird, da ſind die abenteuerlichen Meteore der Sage, die Schwanz- und Haarkometen oft nichts weiter als Sternſchnuppen. — Ueber die Poeſie der Lüge wäre viel zu ſagen.

Wie ſoll man aber und wo anfangen und aufhören zu ſprechen vom politiſchen Publikum? Vor hundert, vor fünfzig Jahren waren noch die Welttheile unermeßlich, unnahbar getrennt, die Reiche iſolirt, die Intereſſen geſondert, die Vorgänge ſpezialiſirt. Jezt kann man keinen Stein in die Nordſee werfen, ohne daß ſeine Ringe an der Küſte von Coromandel wahrgenommen werden. — Die politiſchen Intereſſen, anfänglich an geringe Kenntniſſe und nächſten Eigennutz gebunden, von der Selbſtheit getragen, haben ſeit der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution die menſchlichen Verhältniſſe immer weiter und weiter durchſucht, ſich immer mehr generaliſirt und endlich den menſchenmöglichſt allgemeinen Ausdruck gefunden. Stillſtand oder Bewegung vor- und rückwärts iſt jezt Alles; Reform, Conſervation oder Reaktion, Liberalismus, Evolution oder Druck und Despotismus — in dieſe Formen paſſen alle politiſchen Erſcheinungen, unter denen jeder Staatsbürger die ihm zuſagende Farbe herausfindet, zu deren einer oder anderer Fahne er ſchwört. Alle Anſichten, Abſichten, Neigungen und Gewöhnungen polariſiren ſich da oder dorthin, und der eingefleiſchte Philiſter nimmt Partei und weiß warum. Seine kleinlichſten, eigennützigſten Triebfedern, Erwerb, Geltung, Eitelkeit, Einfluß ꝛc. umhängen ſich mit dem Parteiharniſch; von der gemeinſten perſönlichen Anwandlung findet eine ungehinderte Leitung in die welthiſtoriſche Bewegung, in die große Evolution der Menſchheit ſtatt; Vorliebe und Haß gehen von ihrer Richtung auf Individuen nun auf Claſſen und Kaſten über und blähen ſich mit Publizität auf; das Spießbürgerliche ſezt ſich dem Patriotiſchen und Kosmopolitiſchen hinten auf.

Hier ſpielen nun alle Menſchlichkeiten ihre Rolle recht im Großen, und es iſt faſt unmöglich, ſich in dem unendlichen Gewirre und Geſchwirre zurecht zu finden.

Wenn der Kreis der Wiſſenden und Theilnehmenden das jeweilige Publikum darſtellt, ſo haben wir eigentlich bei jeder politiſchen Lebensfrage ein dreifaches Publikum: ein vorwärts ziehendes, ein anhaltendes und ein rückwärts ſchiebendes. Und da nun dieſe Kreiſe durchaus unabſehbar ſind, ſo bleibt uns nur der Einzelne zu faſſen übrig, den wir, wenn er ſich nicht ſelbſt durch Rede und That deutlich ankündigt und ausſpricht, bloß auf's Gewiſſen fragen können, ob und wie weit er ein Wiſſender ſey, ob er die Sache, zu welcher er ſich bekennt, zur ſeinigen gemacht, durchforſcht habe, oder bloß inſtinktmäßig dreinrufe. Hier gilt dann kein lautes Geſchrei von der Mächtigkeit der Partei, der Macht der öffentlichen Meinung, kein collektives „Wir.“ Es ſind lauter Ichs, Wiſſende, Betheiligte, Thätige. Nur wo durch Aufruf der Maſſen etwas Maſſives beabſichtigt wird oder geſchieht, da wiegt die Maſſe mit. Es unterſcheidet ſich aber der Charakter der Nationen. Ein Journal vergleicht die ihre Anſichten und Einſichten laut einzeln geltend machenden Franzoſen den ſchreienden Trojanern, die beſonnen auf Einheit dringenden, ſchweigſamen Engländer den ſtillen Achaiern. — Dort theilen ſich hundert Meinungen des engern, wiſſen wollenden dem größern nachurtheilend theilnehmenden Publikum mit, hier kaum zehn. Darum ſind auch die Reſultate der öffentlichen Verhandlungen in beiden Staaten ſo verſchieden, der Probleme und Streitfragen in England bei weitem weniger, als in Frankreich.

Genug von Erſcheinungen, die wir Alle miterlebt, miterfahren haben. Wer hätte geglaubt, daß ein jahrelanges, ſo überlautes Leben und Treiben mit Einem Schlage zum Schweigen gebracht werden könnte, daß die politiſche Phantaſie in Dampfſchiffe, Eiſenbahnen und Runkelrüben, Sparkaſſen, Rentenanſtalten und Realſchulen, daß die geniale Beſeſſenheit in die Schweinsheerde materieller Intereſſen fahren und ſich mit ihr im Meer abkühlen würde? Wohl uns, daß jene Zeit des peinlichen Ernſtes vorüber iſt. Alle homeriſche Luſt war verpönt, und eine heitere Poeſie machte den Eindruck, etwa wie ein humoriſtiſcher Brief, der von einem unbeſorgt jovialen Angehörigen oder Freund im Trauerhaus anlangt und das Gefühl verlezt.

Ueber das literariſche Publikum läßt ſich ſchon eher reden. — In unſerer bücher- und journalſeligen Zeit wird entſezlich viel geleſen, aber noch mehr geſchrieben als geleſen, und noch mehr gedruckt als geſchrieben, nämlich nachgedruckt. So viel nämlich auch geleſen wird, ſo bleibt doch bei weitem noch mehr ungeleſen. Wie beiſpiellos viele beiſpiellos wohlfeile Ausgaben ruhen ungeleſen faszikelweiſe in Winkeln aufgehäuft? Wie viel Eingebundenes paradirt auf den Büchergeſtellen, ſeit dem Auge des Correktors von keinem mehr geſehen als etwa von dem eines culturlüſternen Buchbindersgeſellen? Der Strom der Literatur iſt ſo breit, daß die rüſtigſten Schwimmer einander oft nicht begegnen und erkennen. Bei der menſchlichen Wiß- und Lerubegierde findet, wie bei allem Menſchlichen, ein Sättigungsprozeß ſtatt. Man kann zwar, wie Goethe vom Leben, ſo auch von der Literatur ſagen: wo man hineingreift, iſt ſie intereſſant. Aber wer hat nicht ſchon, ſeine Lebensſtunden gegen die Unzahl der Bücher meſſend, einen Muſeumsſchrecken und Bibliothekenhorror empfunden?

(Die Fortſezung folgt.)

Lied eines Jägers.

Zierlich iſt des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh':
Zierlicher ſchreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land.

In die Lüfte hoch ein Reiher ſteigt,
Dahin weder Pfeil, noch Kugel fleugt:
Tauſendmal ſo hoch und ſo geſchwind
Die Gedanken treuer Liebe ſind.

Eduard Mörike.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die polniſchen Flüchtlinge und ihre Literatur.

Zu Ende vorigen Jahrs hatten ſchöne und reiche Damen aus der vornehmen Welt ſich wieder der geflüchteten Polen angenommen und einen Bazar eröffnet, wo ihre zarten Hände den Verkauf von allerhand Luxusartikeln beſorgten, welche von wohlthätigen Seelen zu Gunſten der Geflüchteten eingeſandt worden waren. Die Prinzeſſin v. Belgiojoſo zeichnete ſich hier wieder durch ihre Thätigkeit aus, wie früher bei den Wohlthätigkeitsvereinen für die geflüchteten Italiener. Es iſt ſchön, wenn in einem weiblichen Herzen Mitleid für ſo vieles Unglück Platz findet. Den Polen ſoll dieſer lezte Wohlthätigkeitsmarkt 16,000 Franken eingebracht haben, eine ziemlich bedeutende Summe, beſonders wenn man bedenkt, daß ſich die Regierung außerdem der Geflüchteten annimmt und ihnen eine monatliche Unterſtützung reicht. Es iſt ſehr zu bedauern, daß die polytechniſche Hülfsgeſellſchaft zu Gunſten der jüngern Emigranten ferner nicht beſtehen konnte. Sie hatte zum Zweck, dieſe Emigranten in Stand zu ſezen, durch eine nüzliche Beſchäftigung ſich einen Erwerb zu ſichern. Sie ſollten daher in öffentlichen wiſſenſchaftlichen oder auch in Privatanſtalten untergebracht werden, damit ſie ſich zu tüchtigen Praktikern in irgend einem Brodfache ausbilden könnten. Manche Franzoſen hatten ſich der Sache mit angenommen. An der Spitze der Unternehmung ſtand der polniſche General Bem. Allein gerade dieſen beſchuldigen die Polen jezt, den Untergang des Vereins herbeigeführt zu haben, und zwar dadurch, daß er durch denſelben ſeine Privatabſichten habe erreichen und ſeine eigene Lage verbeſſern wollen, ohne ſich um ſeine jungen Landsleute ſehr zu bekümmern. Das Unglück macht mißtrauiſch; ſo fehlt es denn auch unter den Geflüchteten leider nicht an Zwieſpalt und Argwohn. Sie ſind in zwei große Parteien getheilt, welche wenig Gemeinſchaft mit einander haben: die ariſtokratiſche, zu welcher Prinz Czartoriski und andere ausgezeichnete Staatsmänner gehören, und die demokratiſche, zu welcher beſonders die Gelehrten, und darunter ſehr hoch ſtehende Männer, ſich zählen. Leztere iſt bei weitem die zahlreichere, wie denn überhaupt der Demos die Patrizier an Zahl ſtets überwiegt. Nimmt man die Menge der Geflüchteten zu 7000 an, ſo kann man ungefähr 2000 zu der erſtern Partei rechnen. — Eine merkwürdige Erſcheinung iſt die polniſche Emigranten-Literatur. Vor einigen Jahren erſchienen außerhalb Polen und vorzüglich in Frankreich, an vierzig Zeitſchriften in polniſcher oder in andern Sprachen. Jezt ſind ſie auf ungefähr zehn beſchränkt; ſie erſcheinen meiſtens in kleinen Heften und koſten wenig, ſo daß ſie auch von den meiſten Geflüchteten angeſchafft werden können. Natürlich können ſie nur dieſe zu Abnehmern haben; denn in Frankreich verſteht und lernt Niemand polniſch. Die Zeitſchrift le Polonais, an welcher auch Franzoſen arbeiteten, und welche zum Zwecke hatte, im geſammten Europa Theilnahme für die Geflüchteten zu erwecken und zu unterhalten, und die Thatſachen unter einen freiſinnigen Geſichtspunkt zu ſtellen, hat aufgehört, eben wegen jenes Argwohns, wovon ich oben ſprach. Die demokratiſche Partei beſchuldigte nämlich den Herausgeber, Grafen Plater, er wolle die Abſichten der Magnaten durch dieſe Zeitſchrift befördern, und weigerte ſich, das Unternehmen ferner zu unterſtüzen. Der Herausgeber neigte ſich nun in den Aufſäzen zu der demokratiſchen Partei hinüber, und machte ſich dadurch die Ariſtokraten abwendig, ohne jene für ſich zu gewinnen. Auch fehlte es ihm wohl an dem nöthigen Talente, um eine wichtige literariſche Anſtalt zu leiten. An übelberechneten literariſchen Unternehmungen hat es bei den geflüchteten Polen leider nicht gefehlt. So hat ein Herr Forſter ein Prachtwerk herausgegeben, mit vielen lithographiſchen Blättern und vielen von franzöſiſchen Dichtern und Dichterinnen dem Polniſchen nachgeahmten Dichtungen. Dieſes theure Werk hat dem Unternehmer bei weitem die Koſten nicht wieder eingebracht. Größern Erfolg haben die Schriften Chodzko's, welcher ſich länger als die Flüchtlinge, ſeine Landsleute, in Frankreich aufgehalten hat, den Geſchmack der franzöſiſchen Nation beſſer kennt und in der franzöſiſchen Literatur bewanderter iſt. Sein Pologne pittoresque, deſſen Herausgeber auch ein Pole iſt, wird zu 8000 Exemplaren gedruckt und ſoll drei Bände ſtark werden. Dieſes Werk iſt compendiös gedruckt und mit vielen Kupfern geziert. Chodzko arbeitet jezt an einer Geſchichte Kosciuzko's in zwei Bänden, welcher ſpäter die Geſchichte Poniatowski's folgen ſoll. Seine geflüchteten Landsleute haben die Geſchichte Kosciuzko's auch polniſch haben wollen; demnach hat er ein Rundſchreiben an ſie erlaſſen, um ihnen zu melden, daß der Druck der polniſchen Ausgabe beginnen ſoll, ſobald nur die Koſten derſelben durch eine gehörige Anzahl von Subſcribenten gedeckt ſeyn würden; das Exemplar iſt daher auch ſo billig angeſezt worden, als nur möglich war. Der Gelehrteſte unter allen Geflüchteten, Lelewel, iſt nicht mehr in Frankreich; jedoch läßt er zuweilen hier noch etwas von ſeinen literariſchen Arbeiten erſcheinen; ſo hat er neulich eine Abhandlung über Pytheas, den alten Geographen aus Marſeille, herausgegeben. Unter dem jezigen Miniſterium würde es ihm wahrſcheinlich nicht ſchwer fallen, die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zurückzukehren; aber er will nicht darum anhalten. — Sehr angenehme Soiréen gibt Winters der Fürſt Adam Czartoriski, welcher ſein Unglück mit großer Standhaftigkeit und Würde erträgt. Bei ihm ſieht man den ehrwürdigen Niemcewitz, der ebenfalls im Exil ſeine Heiterkeit nicht verloren hat. Ueberhaupt lernt man unter den beiden Hauptparteien, in welche ſich die Emigrantenſchaar theilt, ſehr ſchäzbare Männer kennen. Man ſieht leicht, daß alle von glühender Vaterlandsliebe beſeelt ſind. Wie ſehr iſt es zu bedauern, daß ſo manche vortreffliche Geiſtesgaben ungenüzt daliegen und dem Vaterland nicht zu Gute kommen können!

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 14. Februar 1838.

La Hollande est le plus mauvais pays de l'Europe, si l'on considère la nature du terrain, et cependant un des plus peuplés. Rien n'attire plus les étrangers que la liberté, et l'opulence qui la suit toujours: l'une se fait rechercher par elle-même, et nous sommes conduits par nos besoins dans les pays où l'on trouve l'autre.

Montesquieu.

Amſterdam und ſeine Theater.

Die Binnenſtadt trägt gewöhnlich weit mehr einen nationalen Stempel als die Seeſtadt. Moskau iſt rein ruſſiſch, Petersburg modern europäiſch; Rußlands Gewerbfleiß hat ſich noch nicht genugſam entwickelt, um der Fremden entbehren zu können. Paris, obgleich das mot d'ordre et de ralliement Europas, trägt durchaus franzöſiſche Farben, und der zahlreiche Beſuch von Fremden läßt Rom ſeinen italieniſchen Charakter. Englands innerer Gewerbfleiß und Handel iſt zu bedeutend und zu begründet, als daß das unermeßliche London eine ausländiſche Mütze aufſetzen, und Hamburg beſorgt zu ausſchließlich deutſche Geſchäfte, als daß fremde Züge ſich ſeinem Geſichte einprägen ſollten. Madrid, im Herzen Spaniens, iſt durchaus ſpaniſch, und daher ſeine Bedeutung für die in manchen Richtungen ſcharf getrennten Provinzen größer, als man oftmals anzunehmen geneigt iſt; Sevilla bildet den reinſten Abdruck vom ſchönen, ewig heitern und milden Andaluſien; allein Cadix und Lisboa, fremdem Einfluſſe ausgeſetzt, zeigen auch ein gemiſchtes Volk und Leben. Mehr noch als dieſe birgt Amſterdam fremde Elemente in ſich, nicht weil Holländer unregſam ſind, ſondern wegen der Lage, Natur und Geſchichte des Landes.

Als die Niederländer unter der Anführung ihres ſchweigſamen Willem die Spanier zu dem bewundernswürdigſten Zweikampf auf Tod und Leben herausforderten, waren ſie müſſige, einfältige Fiſcher, nur in ſo fern reich, als ſie möglichſt wenige Bedürfniſſe hatten. Ihnen gegenüber ſtand der Beherrſcher einer Monarchie, in der die Sonne nie unterging, der die beſten Heere der alten und die Schätze der neuen Welt zugleich ſein nannte, Felipe segundo, der in der Verſammlung der Staaten von Gent erklärte: „lieber nicht regieren als über ſolche, welche neue Doctrinen bekennen,“ und der jeden, auch gerechten Widerſtand mit dem Henkerbeile niederſchlug. Die mächtigen Bürger Belgiens ſchauderten zurück vor der Tyrannei des Kardinals Granvella und des Herzogs Alba, aber ſie hatten zu viel zu verlieren, um Alles zu wagen, und ſie beugten ſich, wenn auch mit Widerſtreben. Die Batavier allein dauerten aus im Kampfe. Damals wurde Holland das ſichere Aſyl für alle Proteſtanten, und Diſſenters aus allen Ecken der Welt ſtrömten dahin. Sein Boden erzeugt ferner nicht alle Lebensbedürfniſſe: Frankreich ſchickt ihm Wein, Seidenſtoffe, Deutſche und Engländer überſchwemmen es mit andern Fabrikaten und Naturprodukten. Sein Großhandel iſt, den mit Seeprodukten und einigen Fabrikaten ausgenommen, faſt nur ein Zwiſchenhandel, deſſen Grundlage die Kolonien bilden, und dadurch ſehr verſchieden von dem Englands,

der seine Grundlage hauptsächlich im inländischen Gewerbfleiße hat; daraus folgt, daß Fremde den holländischen Zwischenhändlern von allen Seiten ihre Waaren zuführen. Niederland ist auch für Zwischenhandel am gelegensten: an der Mündung dreier bedeutender Ströme, an dem Thore zweier Meere, inmitten der reichsten und gewerbthätigsten Länder, auch noch in's besondere den Uebergang bildend zwischen Deutschland und England; daher die vielen Ausländer, welche zu Amsterdam ihre Comptoire und Magazine halten und sich allmählig hier einbürgern, daher ein unaufhörliches Zuströmen von Außen. Man sehe auf die hiesigen Kirchen, um sich einen Begriff von der gemischten Bevölkerung Amsterdams zu machen. Die Stadt hat zehn calvinistische Kirchen, sie sind von allen die ältesten, bemerkenswerthesten und mit Gräbern und Monumenten großer Männer geschmückt; sie hat an andern protestantischen Kirchen eine wallonische, eine englisch-presboterianische, eine englisch-episkopale, eine für Remonstranten, eine ältere lutherische (worin auch die Gesellschaft tot nut van't algemeen alljährlich eine Generalversammlung hält und Preise austheilt), eine neuere lutherische, eine lutherische von der neuen Congregation (im Jahre 1791 wurde hier wegen einiger Dogmenstreitigkeiten ein völliges Schisma zwischen den Lutheranern bewirkt), eine für Mennoniten; ferner zwei-und-zwanzig kleinere und größere katholische Kirchen, worunter sieben jansenistische, deren Bekenner bekanntlich die Bulle Unigenitus verworfen haben; die übrigen gehören Franziskanern, Dominikanern, Karmelitern, Augustinern (sie haben Namen von Häusern, weil in den Zeiten größerer Intoleranz die herrschenden Reformirten nur Privatwohnungen für den katholischen Gottesdienst erlaubten); ferner eine griechische und eine armenische Kirche (leztere 1714 von armenischen Kaufleuten aus Smyrna erbaut); endlich zwei jüdische Synagogen, eine deutsche und eine portugiesische, wovon leztere die schönste und größte ist, und mehrere Logen für Freimaurer. Fast jede Kirche hat ihr Hospital, ihre Schule, Seminar und andere Anstalten.

Geht nun den Seestädten das Nationale mehr oder minder ab, so haben sie doch immer einen eigenthümlichen, nicht weniger interessanten Charakter, der sich in Bauart, in Sitten und Gewohnheiten, in der Richtung der Thätigkeiten, in öffentlichen Belustigungen ausspricht. Der Grundton von allem diesem bleibt in Amsterdam germanisch, da die weit größere Anzahl der hiesigen Fremden Germanen, Deutsche und Engländer sind. Die Mischung der Einwohner, das großartige Handelsleben, die ausgedehnte Schifffahrt rufen ein buntes, reges, unterhaltendes Treiben hervor, verschaffen dem Lebefreund Abwechslungen aller Art und die verschiedenartigsten Genüsse; allein ihre Schattenseiten sind nicht minder in die Augen springend. Die Sittlichkeit geht dabei leicht zu Grunde, Ruhe, Frieden, Glück werden gar zu oft aus dem Innern der Familien gescheucht. Die Nachbarstädte Amsterdams treten daher auch in den grellsten Gegensatz gegen das geräuschvolle Leben der Hauptstadt. So findet man in dem zwei kleine Stunden von hier entfernten reichen Zaandam, wo einst Peter der Große, mit dem Schurzfell umgürtet, das Schiffezimmern lernte, die größte Stille und Zurückgezogenheit, welche sich schon durch tausende von isolirenden Privatbrücken, in verschlossenen Thüren, Gittern, Barrieren, in den von einander abgeschlossenen Wohnungen äußerlich ausspricht. Es ist als wenn dahin die Ruhe sich vor dem betäubenden Lärm der Welt gerettet hätte. Selbst ein Kaffeehaus findet man in diesen Städten selten; wollen sich ihre Bewohner auslassen, gehen sie nach Amsterdam, wo es weniger an frivolen als an geistigen Genüssen mangelt, und kehren öfters übersättigt heim.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Publikum.

(Fortsetzung.)

Die Zufuhr des Neuesten ist ungeheuer; das aufgehäufte Alte mahnt uns auch an sich; der Andrang der Literatur ist unendlich; das Publikum kann nun aber nur einen Theil davon in Saft und Blut verwandeln, das Meiste wird abgelehnt. Die Zeitungs-, Journal- und Unterhaltungsschriftenleserei wirkt auf Geist und Bildung wie die Anekdotenlektüre. Nachdem man ihrer Tausende gelesen, ist man in Verlegenheit, wenn man drei wieder erzählen soll. Dies rührt daher, weil sie einzeln im Gedächtnisse liegen und ohne geistige oder mnemonische Verbindung sich in diesem verzehren. Die rechte Lektüre, die für bestimmte Zwecke und aus Bedürfniß Zerstreutes zu einem Ganzen, zu einem Fonds verbindet, gleicht einem Aufbau von Quadersteinen, die Zerstreuungsleserei aber einer Aufhäufung von Kieseln. Auf die Vergeßlichkeit des Publikums hin könnten recht wohl alte Journale untereinander gemischt wieder neu aufgelegt werden. Die Mystifikation würde nicht alsobald bemerkt werden. Sie findet ja hie und da wirklich statt.

Jede literarische Erscheinung kann bloß einen verhältnißmäßigen Antheil ansprechen. Wie aber bei unsern Gastereien jezt das Schnellserviren Mode ist, wo man bei jeder Schüssel unwillkührlich schon wieder an die folgende denkt, so auch bei dem literarischen Symposion. Ein rechtes Buch war sonst einzig; jezt drohen zehn und hundert es in unserm Geschmack auszustechen. Glücklicher

Gellert! als einſt deine „ſchwediſche Gräfin“ faſt der einzige Roman war! „Wilhelm Meiſter“ ſollte jezt erſcheinen und verſuchen, alle Geiſter zu entzünden, alle Herzen zu erwärmen. Ich denke auch an Yorik's empfindſame Reiſen. Wie ließ ſich ſein Publikum einſt bei ihm wohl ſeyn! Jezt muß der Autor mit Furſt Puckler, Prokeſch, Chateaubriand, Lamartine, Schubert ꝛc. Welttheile durchmeſſen und ſich Stoff holen, wenn er Leſer finden will. Sternes „Triſtram“ lieſt Niemand mehr, weil er ja ſo gar leer an allem Stoffartigen iſt. Aber daran liegt's eben. Des Formſchönen wird der rechte Leſer nie ſatt, er möchte ſogleich wieder vorne anfangen, weil der Reiz der Darſtellung auch in der kleinſten Gliederung liegt. Vom Stoffartigen wird man auf lange hin geſättigt, darum verlangt man ewigen Wechſel.

Von jeher hat die Vielheit der Intereſſen ihrer Innigkeit Eintrag gethan, ſo wie die Ausdehnung der Imagination ihrer Erregbarkeit. Ein auf Bildungswegen Begriffener wird aber in unſerer Zeit von allen möglichen Beſtrebungen gelockt, ſchon darum, weil, abgeſehen von der augenſcheinlichen Wechſelbeziehung aller Scienzen, ein ausgedehntes Wiſſen in allen Schulen, bei allen Prüfungen gefordert, und ſelbſt als Converſationsſache von jedem Gebildeten erwartet wird. In dieſe Forderungen der Zeit müſſen ſich ſonach unwillkührlich das Streben, die Kraft, der Ernſt, die Luſt zu Kenntniſſen theilen. Jeder will ſein inneres Leben damit ausfüllen, ſich alle bedeutenden Fragen beantworten, ſich geiſtig totaliſiren und abrunden, und hier iſt denn gerade der Deutſche ein wahrer Nimmerſatt, und namentlich der deutſche Jüngling oft in Verzweiflung über die Unendlichkeit der Aufgabe, bis er endlich findet, was möglich iſt und ihm auf ſeinem eigentlichen Bildungswege hauptſächlich Noth thut.

Meiſterwerke zu ſchreiben, ſolche, die recht auf den claſſiſchen Kern des Nationallebens hineingehen, iſt wohl noch eben ſo ſchwer als einſt, und ihrer ſind nicht viele da. Aber Produkte vom zweiten Range ſind zahlreich vorhanden und der Meßartikel vom dritten iſt Legion; denn bis auf einen gewiſſen Grad kann man das bewußte Schauen, das Denken, Dichten und Darſtellen lernen und jezt leichter als je eine gewiſſe Gewandtheit darin erlangen.

Das ſtrenge, tiefe, conſequente Forſchen über das Weſen des Geiſtes, über Natur und Kunſt, über die Herkunft der Menſchheit und ihre Heiligthümer iſt und bleibt immer die Sache Weniger. Das Publikum für dergleichen reine Bemühungen iſt ſehr klein und ſporadiſch durch die ganze gebildete Welt zerſtreut. Fouqué ſagte ſich und einem Freunde zum Troſte, jedes Buch habe ſeinen Genius, der es in die rechten Hände bringe. An dieſen Troſt muß ſich jeder Forſcher halten; denn das Fortſchreiten in der Wiſſenſchaft und ihren einzelnen Gebieten leitet ſich durch unglaublich wenige geiſtes- und fachverwandte Geiſter fort. Wie wenig Freude, wie viel Leid hat Goethe an ſeiner Farbenlehre erlebt! Ein Denker kann in einer Schrift die Reſultate ſeines ganzen geiſtigen Lebens, ſeinen feinſten Nervenäther, ſein Herzblut hingeben. Er entläßt ſein Manuſcript mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen; aber er mag in den meiſten Fällen darauf verzichten, je ein Lebenszeichen aus der Nation darüber zu vernehmen, daß ſeine Ideen Anklang gefunden. Er hat von Glück zu ſagen, wenn ihn der Buchhändler nicht unter vielem Jammer nach ſechs bis zehn Jahren mit der Nachricht darniederſchlägt, daß das Werk Makulatur geworden, wenn er erfährt, die Zahl der Abnehmer und wahrſcheinlichen Leſer ſey etwa ſo groß, daß ſie in der Sackgaſſe einer bevölkerten Stadt Raum finden möchte. Eine tröſtliche Rechnung, wenn man, die Feder in der Hand, für dreißig Millionen Menſchen geſchrieben zu haben meinte! Wer im Schreiben ein Glück findet, der mag ſich ſagen, daß es auch ein Glück iſt, für das Geſchriebene Leſer zu finden. Um nicht maßleidig und troſtlos zu werden, muß ſich der Autor, der nicht dem Zeitgeſchmacke fröhnt, das Publikum nicht materiell zählbar, ſondern bloß pneumatiſch wägbar denken, wie überhaupt in geiſtigen Verhältniſſen die ideale und dynamiſche Anſicht Glauben und Vertrauen gibt, die reale und atomiſtiſche aber ihn nimmt. Das Wahre und Gute muß man ſchreiben, wie thun, rein um ſein ſelbſt, nicht um eines berechenbaren Erfolges willen, aus ſittlichem Triebe, nicht aus Reflexion.

An Einladungen und Lockungen zum Bücherkaufe laſſen es nun die Buchhändler nicht fehlen, und das liebe Publikum muß ſeine Augen täglich weiter aufſperren. Es iſt für Kurz- und Fernſichtige geſorgt, und dem kindlichen Sinne deſſelben zu lieb wird faſt jedes nicht ganz abſtrakte Buch zum Bilderbuche. — Täglich wird fühlbarer, daß man mit den Manuſcripten und den Büchern auf den Markt kommt, daß man Käufe und Läufe zu beobachten hat.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Journalliteratur. Bildung.

Mit dem neuen Jahr erſchienen bei uns wieder verſchiedene neue Zeitſchriften. Aber außer Guzkows „Telegraph,“ der von Neujahr an im Verlage von Julius Campe erſcheint, dürften nur die Papiermüller und Papierhändler Gewinn von den neuen Unternehmungen ſich zu verſprechen haben. Die ältern, zum Theil ſchon lange beſtehenden Zeitſchriften fahren fort zu erſcheinen; zu ihnen geſellten ſich in neueſter Zeit ein „Proteus,“ der aber bald wieder verſchwand, „eine Urania,“

redigirt von einem berühmten Namen — einem Herrn Luther, von deren Daseyn oder Nichtmehrdaseyn ich aber nichts zu sagen weiß, weil sie mir nie zu Gesichte kam, ein „Hamburger Bote,“ nicht zu verwechseln mit dem „Bergedorfer Boten,“ dem sandsen Organ der hiesigen Mystiker, der lustig fortzupilgern scheint, und eine „musikalische Zeitung,“ redigirt von einem Herrn Gros, der ein tüchtiger Musiker seyn soll. Außerdem sind zu Neujahr erschienen: ein „Nordalbingischer Telegraph.“ Dr. Wollheim, ein geachteter Israelit und, wenigstens in unserer Gegend, bekannter Literat, gibt ein „Oppositionsblatt“ heraus; wogegen er aber opponiren will, ist mir zur Zeit noch unbekannt. Th. Wangenheim, Verfasser einer Unzahl seichter Romane, kündigt eine Bierhalle an; das mir zu Gesicht gekommene Probeblatt entspricht, seinem Inhalt nach, dem gewählten Titel ganz und gar; es kann nur in Bierkneipen gelesen werden. Der Buchdrucker Wörmer endlich gibt einen „Bürgerfreund“ heraus. Oettinger treibt sein Wesen im „Argus“ fort, und hatte im Laufe des Jahrs das Glück, daß ihm einige hiesige Literaten, oder solche, die es seyn wollten, einen Knochen hinwarfen, indem sie ihn angriffen. Wie dumm doch zuweilen die klugen Leute sind! Gerade das, womit sie diesen ihren Erzfeind todtzuschlagen dachten, gab ihm neue Nahrung: er kochte sich aus den ihm zugeworfenen Knochen eine Rumfordsche Suppe, und zehrte so lustig auf ihre Kosten, indem er die Blätter, worin solcher Scandal enthalten war, einzeln, und zu sehr hohen Preisen, verkaufte. Längst wäre er schon aus der Literatur verschwunden, wenn man die Taktik gegen ihn beobachtet hätte, ihm nie und unter keinen Umständen auf seine Angriffe zu antworten. — Der Leser wird fragen, wie es möglich ist, daß so viele Zeitschriften in einer Stadt, die früher schon deren fünfundzwanzig bis dreißig zählte, neu entstehen und sogar einige Zeit hindurch bestehen können? Ich will diese Frage beantworten. In Hamburg gibt es eine große Menge von Druckereien, und diese werden noch alljährlich, zum Aerger und Schrecken der bereits bestehenden, vermehrt. Nur wenige derselben sind hinlänglich beschäftigt, weil die hiesigen Buchhändler, des wohlfeilern Druckpreises wegen, ihre wenigen Verlagswerke in Leipzig oder andern Orten drucken lassen. Kommt nun einer auf den Einfall, ein Blatt herauszugeben, so findet er mit leichter Mühe einen Buchdrucker, der es, auf die Hoffnung des Erfolgs hin, mit ihm ein halbes Jahr oder auch ein ganzes wagt. Er risikirt in der Regel dabei nichts als seine Arbeit, und schlägt diese nicht eben hoch an, weil er sonst doch wenig zu thun hat. Auf diese Weise entstehen Zeitschriften und bestehen sogar eine Zeitlang fort, von denen man nicht begreifen kann, wie sie nur einen Monat hindurch ihr Daseyn fristen konnten. Dann wird das Bedürfniß zu lesen mit jedem Jahr auch bei uns größer, und so findet jede neue Zeitschrift, wenn auch oft nur ein sehr kleines, doch ein Publikum. In Hamburg liest, im wörtlichsten Verstande, Alles. Wenn der Läufer für seinen Herrn die Zeitungen holt, sieht man ihn sie erst auf der Gasse lesen; in jeder Kneipe liegen die zahlreich hier erscheinenden Volksblätter ausgebreitet, und der Gassenkehrer, der sich einen Schnaps kauft, liest als Imbiß ein Stück Anekdote, eine Greuelgeschichte u. s. w. dazu. Der Droschkenkutscher liest auf seinem Bocke, die Köchin in der Küche, das Stubenmädchen nascht beim Reinmachen aus den im Zimmer umherliegenden Büchern und Tageblättern, die Schneidermamsell liest nicht nur den Inhalt der ihr nothwendigen Modejournale mit Andacht durch, sondern ist sogar in einer Leihbibliothek abonnirt, die Waschfrau kauft den Orgelspielern ihre neuen Lieder ab, womit diese hausiren gehen; kurz Alles liest bei uns, schon weil Jeder ohne Ausnahme jezt lesen kann, was vor vierzig bis fünfzig Jahren noch nicht der Fall war. Die gebildete Welt liest nicht nur deutsche, sondern auch englische und französische Werke, und von ihr darf man behaupten, daß sie Alles lese, von den Schriften des jungen Deutschlands an bis zu Strauß „Leben Jesu,“ die „Stunden der Andacht“ und den Thomas Paine. Das Bedürfniß zu lesen ist hier so ungeheuer, wie ich es nirgends gefunden habe. Wie dieses Vielleſen bekommt, ist eine andere Frage. Gewiß ist es, daß der Geschmack dadurch verdorben werden muß, und für diese Behauptung fehlt es nicht an Beweisen. Die werthlosesten Bücher machen oft ein wahrhaft unerhörtes Glück. Auch gekauft werden hier viele Bücher, für welche Behauptung der außerordentlich blühende Zustand des hiesigen Sortimentshandels laut genug spricht. Zu Geburts- und Festtagen werden fast immer den andern Geschenken Bücher hinzugefügt, und so entsteht eine kleine Bibliothek, auf die man eitel wird, und die man nach und nach zu vergrößern sucht. Wer nur irgend auf Bildung Anspruch macht, hat einen Schiller, einen Goethe, sogar einen Jean Paul — obgleich der Leztere nicht mehr so recht Mode ist — er hat eine Sammlung von Almanachen, einen Uhland, einen Kerner u. s. w., und sucht sich anderer Poeten Werke nach und nach zu verschaffen. Schreitet man in der Bildung fort, so wird sogar Shakespeare gelesen, Lord Byron bewundert, die Rahel angestaunt und die Bettina geliebt. Es trifft sich aber leider nicht selten, daß die Hände, welche eben die Rahel oder die Bettina weggelegt, begierig nach dem seichtesten Romane greifen, und so die empfangenen guten Eindrücke von schlechten wieder verwischt werden, so daß die erstern nicht in Mark und Blut übergehen können. Indeß der Geschmack wird sich nach und nach läutern; das Vielleſen wird eine Art von Uebersättigung herbeiführen und man endlich etlier in der Auswahl werden. Wir dürfen uns in Hinsicht des Geschmacks als ein noch ganz neues Volk betrachten; denn in der That waren wir vor dreißig bis vierzig Jahren noch weit hinter dem übrigen Deutschland zurück, und eben daher schreibt sich noch unser jeziger schlechter Ruf. Die Vorwürfe, die uns damals mit Recht trafen, treffen uns aber jezt nicht mehr, indem wir mit löblichem Eifer bemüht sind, das Versäumte nachzuholen. Durch Kenntnisse sind wir dem übrigen Deutschland immer voraus gewesen und sind es noch; aber das, was sich bei fortschreitender Bildung am schwersten und langsamsten läutert, ist eben der Geschmack, und so möge es auch uns nachgesehen werden, daß der unsrige in Hinsicht der zu wählenden Lektüre noch hinter dem der Gebildeten anderer großer Städte zurücksteht. Zur Zeit findet noch ein blindes Herumtasten nach dem Bessern, Gediegenern statt; man vermag sich noch nicht gehörig in dem neuerworbenen geistigen Gebiete zu orientiren, und begeht so Mißgriffe aller Art. Wenn also die Schriftsteller, welche uns von Zeit zu Zeit besuchen, um unser Thun und Treiben zu belauschen, gelegentlich aber auch, um unsere Austern und französischen Weine zu kosten, uns im Allgemeinen nicht für so gebildet halten, wie man es in manchen andern großen Städten jezt ist, so thun sie uns eben kein großes Unrecht; wohl aber sind sie ungerecht gegen Hamburg, wenn sie seinen Bewohnern Sinn für wahre Bildung und Bildungsfähigkeit absprechen; auch ist das rein Materielle lange nicht so überwiegend, wie man im übrigen Deutschland, nach allen diesen Verketzerungen, glauben möchte. Das Praktische ist zwar die Gottheit, der bei uns vor allen andern gehuldigt wird; allein das darf uns nicht zum Vorwurf gemacht werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 15. Februar 1838.

Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Beſeht die Gönner in der Nähe:
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.

Goethe.

Das Publikum.

(Fortſetzung.)

Drei Wege ſind in unſern Tagen vortheilhaft gefunden worden, das Publikum zum Käufer zu machen: die beiſpiellos wohlfeilen Ausgaben; die Neun- und Sechskreuzerfreuden, wobei die Augenärzte und Optici auch ihren Vortheil gefunden, die Lieferungen, häufig auf endloſes Papier gedruckt; endlich die realwiſſenſchaftlichen Schriften für's Volk, bei denen aber oft bloß der Titel für's große Publikum war, der Inhalt aber ſelbſt den Fachgelehrten genug zu ſchaffen machte, wie er auch aus lebenslanger Forſchung eines ſolchen hervorgegangen war. Die Nation hatte ſich dabei zu gratuliren, daß ihr der Autor oder wenigſtens ſein Verleger das Compliment machte, ſie werde das populäre Werk wie Waſſer wegleſen. — Wenn gewiſſe Autoren unverhältnißmäßig gelobt, oder andere unter den Strich herabgeſezt werden, ſo mag man wohl fragen, ob jene nicht von einer Partei oder Clique mit Gewalt gehoben, dieſe unterdrückt werden wollen. Es gab eine Zeit, wo ſelbſt Kochbücher nicht ganz farb- und geruchlos erfunden wurden, und wo z. B. die bekannte Landſchaftsköchin mit dem ariſtokratiſchen Koche des Baron Rumohr in Conflikt gerathen konnte.

Das belletriſtiſche Publikum verdient eine beſondere Beachtung. — Es hat ſeinen eigenen Reiz, viele Geiſter angenehm anzuregen, viele Herzen poetiſch zu erfreuen, ihnen ſüßes Leid und Freude anzuthun, und Tauſende ringen darnach, darin für Zauberer und Hexenmeiſter zu gelten. — Wie es dem Weltumſegler Kotzebue ſchmeichelte, als die Südſeeinſulaner ihm bei ſeiner Wiederkunft Totabu, Totabu! zuriefen, ſo hat es gewiß ſeinem Vater oft wohl gethan, wenn er in den Zeitungen las, daß ſeine Schauſpiele in der alten und neuen Welt unfehlbar auf die Thränendrüſen wirkten. — Die Dichter gleichen den Kindern, welche unter Thoren und Hallen der Ausbreitung und Verſtärkung ihrer Stimme ſich freuen, und den Hirten, welche in den Bergen den Nachhall durch lauten Geſang wecken. Am Parnaß und Helikon laſſen ſie mit Wonne ihre Stimmen erklingen.

Ein Autor iſt mehrere Tage ſelig, wenn er von einem Fremden, der weither, z. B. von Moskau kommt, als ein dort bekannter Mann begrüßt wird; auch gibt er gern ein Freiexemplar, das er ſeinen Freunden verweigert, einem nach Neuyork, St. Domingo oder an's Cap Reiſenden mit. — Was werden die Leute dort denken? denkt er, und dieſer Gedanke läßt ihn verſchmerzen, daß

mancher Intimus von ihm ſeine Schriften noch nicht geleſen. Der Traum von ausländiſchen Umarmungen und Huldigungen entſchädigt ihn für die Unſcheinbarkeit ſeiner häuslichen Enge und ſeines bürgerlichen Inkognito.

Das leſende Publikum iſt ein Individuum, das ſtets eine gewiſſe Richtung hat, in welcher es ſich unterhalten und belehren will. Gewiſſe Sphären und Stoffe und eine beſtimmte Art der Darſtellung und Belebung derſelben ſind es, welche ſein Intereſſe in Anſpruch nehmen. Wer es in anderer Richtung und Darſtellungsweiſe unterhalten will, und wenn er ſein Innerſtes, Tiefgefühlteſtes, ſein wärmſtes Leben darbrächte, er hätte es an eine blinde und taubſtumme Verſammlung vergeudet. Darum tadle man keinen Dichter, der ſich auf die Ebene der Bahn ſeiner Zeitgenoſſen ſtellt und in lebendige Intereſſen belebend eingreift. Nur fröhnen ſoll er ihnen nicht, ſondern ſie bildend leiten.

Darf man das Publikum beleidigen? Das Publikum kann ſo wenig eine Sünde, einen Frevel gegen Vernunft und Geſchmack begehen, als die Nation ein Verbrechen gegen das Geſetz. Das Vergehen müſſen wir uns in jedem Fall von Einzelnen, wenn auch von einer Menge derſelben ausgehend denken und es ſo rügen. Aber Anſtoß geben darf man dem Publikum, es aufregen, es von der negativen Seite her frappiren. Goethe will, daß man ihm möglichſt oft das ihm Unerwartete bieten ſoll. Nur kann der Autor natürlich nicht geradezu gegen den Wind ſegeln. Wie man unter den Augen der ſtrengſten Cenſur jede Wahrheit ſagen kann, wenn man ſie in die zuläſſigen Formen einzukleiden weiß, ſo läßt ſich auch das Publikum Alles ſagen, wenn man nicht unartig oder grob verfährt. — Bei Erwähnung der Cenſur mag bemerkt werden, daß es außer der ſtaatspolizeilichen noch zwei andere Cenſuren gibt, die auf das Nichterſcheinen von Geiſtesprodukten mächtigen Einfluß üben: die Buchhändler, welche ſich von manchem guten Buche keinen Abſatz verſprechen, und das Publikum, das in der jeweiligen Richtung ſeiner Sinne vorausſichtlich kein Intereſſe dafür zeigen würde.

Wie jede Zeit die ihr gemäßen Künſtler in hinreichender Zahl hervorruft, ſo weckt ſie auch die ihr zuſagenden Genien im Reiche der Wiſſenſchaft und Poeſie und lockt ihre Produktionen hervor. Was ſie aber nicht will, das bleibt in den Köpfen und Pulten im latenten Zuſtande und wird vielleicht niemals frei. Ein dem Publikum gegebener Anſtoß kann aber ſtets verantwortet werden, wenn er deſſen Sinn aus der Zerſtreuung ſammelt, ihn auf das Naturgemäße, Urſprüngliche richtet und ein friſches Anſchauen, ein reinmenſchliches Fühlen zur Folge hat.

Das Publikum kann nicht viele Namen merken. Es hat gewöhnlich nur zwei oder drei Sterne erſter Größe, die es hoch verehrt; ja oft wird deren Primat ſtreitig und der Pariſapfel zum Zankapfel. Kann es ſich doch noch immer nicht entſcheiden, ob Goethe oder Schiller — oder ob Goethe und Schiller. Kein Zweifel, daß Letzterer das quantitativ größere Publikum hat, und daß er, wenn nicht vor — doch auf einem belletriſtiſchen Forum (jetzt Campo vaccino) die Majorität erhalten würde. In Beziehung auf Notabilitäten der belletriſtiſchen Literatur können manche Leihbibliothekenkunden nicht Fünfe zählen. Um nur ein Beiſpiel anzuführen. Man darf v. Rumohrs „deutſche Denkwürdigkeiten“ dem Beſten an die Seite ſtellen, was je in dieſer Art geſchrieben worden. Es mag anerkannt ſeyn; was wird aber von Romanen genannt, ehe dieſes Meiſterwerk genannt wird?

(Die Fortſetzung folgt.)

Amſterdam und ſeine Theater.

(Fortſetzung.)

Die Kaufleute ſind mitunter Monatelang aus ihren Familienkreiſen entfernt, die Plantagenbeſitzer oft eben ſo viele Jahre; die Schiffskapitäne und Steuerleute, meiſt verheirathet, ſind ſelten zu Hauſe. Dies begünſtigt den Ehebruch, und mit dem häuslichen wird das ganze bürgerliche Leben vergiftet. Die Seeleute, auf dem Meer ein müßiges Leben führend, der gewöhnlichſten Genüſſe entbehrend, entſchädigen ſich bei der Rückkehr, und die eben gefüllte Börſe wird in Saus und Braus geleert. Dies iſt die dunkle Seite des ſonſt vortrefflichen ſeemänniſchen Gewerbes. Die öffentliche wie die ſich in's Dunkel hüllende Frivolität geht in's Unglaubliche. Nirgends nahm ich ſo viele kinderloſe Ehen wahr als in den holländiſchen Seeſtädten. Vielleicht ſchon deßhalb iſt ein beſtändiger, erfriſchender Zuſtrom von Menſchen nöthig.

Amſterdam iſt die zweite Handelsſtadt der Welt, im Verhältniß zu ihrer Größe die reichſte. Sie hat 250,000 Einwohner, alſo etwa ein Zehntel der ganzen Bevölkerung des Königreichs. Erwägt man nun, daß die Hälfte des Landes Waſſer und Heide iſt, daß ſeine fruchtbarſten und reichſten Strecken die Provinz Holland bilden, beſonders zwiſchen Amſterdam und Rotterdam, daß die Kapitalien der Amſterdamer den Gewerbfleiß im ganzen Lande unterſtützen und beleben, von hier aus die Fahrzeuge bemannt und über die Meere geſandt werden, ſo begreift man leicht, daß die Intereſſen und die Wichtigkeit der Hauptſtadt allein denen des ganzen übrigen Landes die Wage halten. Vor dem alten berühmten Stadthauſe

von Amsterdam, dem heutigen königlichen Pallaste, steht ein unscheinbares Zelt aus Brettern aufgeschlagen, seine zwei Thüren öffnen sich nur einmal des Tags von halb drei bis fünf Uhr Nachmittags, und eine unübersehbare Menge geschäftiger Menschen wogt dann durch dieselben im Schnee und Regen, durch Schlamm und Schmutz. Dort wird die Staatsmaschine regulirt, dort findet sich das Triebrad, der Motor der ganzen Thätigkeit des niederländischen Volks. Diese Bretterbude ist die Börse von Amsterdam.

Die Geschichte dieser Stadt ist eben so merkwürdig als ihre Bauart eigenthümlich und bezeichnend. Dämme und Deiche, welche die Stadt und Umgegend durchziehen, zeigen deutlich, wie man Schritt vor Schritt das Meer zurückgedrängt hat: die Polder, der von den Deichen eingefaßte und geschützte Boden, liegen um so tiefer, je näher dem Meere. Die kostbaren, erst vor Kurzem vollendeten Dämme durch bei Y, parallel mit der Meerseite der Stadt, haben mit neuem, festem Boden zugleich schöne Bassins, Docken, vom Meere abgeschnitten, worin die größten Seeschiffe ruhig vor Anker liegen. Alles was zur Schifffahrt gehört, vom kleinsten Boote bis zum größten Ostindienfahrer und zum gewaltigen Linienschiffe, die Institute für Seemänner, das Marinearsenal mit den daran stoßenden Werften, die lang ausgedehnten, viele Straßen und Bassins umfassenden und noch immer mehr sich ausdehnenden Entrepots und Packhäuser, alles dies ist äußerst sehenswerth und merkwürdig. Daß die Stadt im Sumpfe, auf eingerammten Eichenpfählen ruht, ist bekannt. Die Häuser, auch die neuen, haben ein eigenes, mittelalterliches Aussehen, ihre schmale, oft nur zwei Fenster breite Giebelseite ist der Straße zugekehrt, die Dächer sind hoch, spitz, oftmals gezackt, die Fenster groß und meist mit feinstem Spiegelglas besetzt, die Thüren klein und schmal. Die feuchten Keller sind bewohnt oder bilden Lager von Getreide und Früchten; an gelegenen Stellen bringt ein Keller mehr Miethe ein als an abgelegenen ein ganzes Haus. Fast in der Mitte jeder Straße läuft eine schiffbare Gracht, auch die Amstel zersplittert sich innerhalb der Stadt, so daß diese aus mehreren hundert Inseln besteht, die durch eine große Zahl von Brücken mit einander verbunden sind. Alle Grachten sind an beiden Seiten mit Bäumen, Linden, Buchen ꝛc. bepflanzt, oft in vierfacher Linie, was den meisten holländischen Städten einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Die Namen Herren-, Prinzen-, Kaisersgracht deuten auf den Reichthum dieser vorzüglichsten Straßen von Amsterdam. In der kältern Jahrszeit deckt oft solch undurchsichtiger Nebel die Straßen, daß man dem Bruder keine rettende Hand zu reichen vermag, den man in der Nähe in eine Gracht fallen und mit dem Tode ringen hört. Im Sommer hauchen die Grachten unausstehliche Dünste aus; dann wohnen die begüterten Familien auf frischern Landsitzen, und der Kaufmann ist wenigstens von Sonnabend bis Montag bei seiner Familie auf dem Lande. — In die öffentlichen Vergnügungen stürzen sich nur die mittlern Classen und Fremde. Die reichern Leute bewegen sich in Privatvereinen und Lokalen, wovon einige mehr Akademien der Künste gleichen, als zur geselligen Vergnügung bestimmt zu seyn scheinen.

Die Universität ist unbedeutend, ihre Gemäldegalerie aber, besonders in Bezug auf holländische Schule, ausgezeichnet; einige leisen Wiederanfänge in der Malerei zeigen am deutlichsten, wie tief diese Kunst hier versunken ist. Bloß die holländische Wasserbaukunst, als in der Natur des Landes begründet, ist unübertrefflich geblieben. Es fehlt natürlich Amsterdam das schmucke, klare, helle Ansehen der meisten übrigen europäischen Hauptstädte. Man lebt hier nicht bloß in Häusern oder auf der Straße, sondern auch auf Schiffen; Wäsche, Gemüse, Blumen, Wasser, Alles wird auf den Kanälen herbeigefahren; Grachten und Straßen sind gleichermaßen belebt. An heitern Tagen füllen sich die baumreichen Spaziergänge am Y und an der Amstel, die Boulevards um die Stadt herum, der Park, die vielen öffentlichen Gärten mit einer fröhlichen Menge, während auf dem Y, dem Pampus, dem Zuidersee Hunderte von Lustjachten mit den Wellen spielen. Der Menschenschlag ist ziemlich kräftig, die Holländerinnen sind meist schön gebildet, schlank, zart und doch üppig, der Ausdruck des Gesichts ist deutsch, die Farbe fein, oft klar bis zur Durchsichtigkeit, nicht selten wie gewoben aus Lilien und Rosen. — Diese Frauen am Meere haben die Nettigkeit, die Reinheit, alle Reize der glatten, durchsichtigen, hochgewachsenen Meernixen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Historische Romane. Die Belagerung von Florenz.

Unter den italienischen Romanschreibern unserer Tage ist die Zahl der zahmen bei weitem die überwiegende. Selbst wenn sie patriotisch sind, wie Rosini und der Marquis d'Azeglio (Verf. des Ettore Fieramosca), so lassen sie sich höchstens zu einigen Deklamationen hinreißen, die im Grunde wenig zu bedeuten haben. Der Respekt vor der Geschichte, der ihnen gewöhnlich inwohnt, verbietet ihnen, alte und neue Zeit auf anstößige Weise zu vermengen. Der Italiener

nimmt's in solchem Falle zu ernsthaft mit der Historie, selbst bei ihrer poetischen Benutzung. Während z. B. bei uns in den Tagen, wo das neue Deutschland sich breit machte, selbst Erzählungen aus der Hohenstaufenzeit zum Vehikel der reformatorischen Ansichten dieser Weltstürmer dienen mußten, hält der Italiener sich mit fast pedantischer Gewissenhaftigkeit an sein hergebrachtes und dokumentirtes Guelfen- und Ghibellinenthum. Ich will nicht sagen, daß er darüber nicht etwas langweilig zu werden droht: seine Romane sind bisweilen nicht viel Anderes, als langausgesponnene Chroniken, wobei die Poesie eine sehr unbedeutende Rolle spielt. So ist es namentlich mit der „Nonne von Monza" und der „Luise Strozzi" des Prof. Rosini der Fall. Bücher, denen es keineswegs an mannichfaltigem Interesse fehlt, die aber mit geschichtlichem und artistischem Detail so überhäuft sind, daß man ein eigentliches Studium der Zeiten Alexanders und Cosimus von Medici an ihnen vornehmen kann, wozu nicht Jeder aufgelegt ist, der leichte Unterhaltung sucht. Dem Italiener, für den der historische Roman eine exotische Pflanze ist, dessen erzählendes Talent sich überhaupt ungleich mehr für die Novellenform, als für einen weitern Rahmen eignet, scheint es schwer zu werden, hierin das rechte Maß zu treffen. Dies merkt man selbst bei Manzoni. Recht deutlich aber sieht man es an dem neuesten Werke dieser Gattung, welches die italienische Literatur hervorgebracht, und das zu obigen Bemerkungen Anlaß gegeben hat. Es ist die Geschichte der Belagerung von Florenz im Jahr 1529. Der Verfasser ist ein junger, aus Livorno gebürtiger Advokat, Namens Guerrazzi, der schon vor mehreren Jahren einen geschichtlichen Roman geschrieben hat, „la Battaglia di Benevento," den Untergang dessen, der „biondo era, e bello, e di gentil aspetto." Es war freilich ein schöner, poetischer Stoff; aber das Buch ist unlesbar. Des Autors Talent war indeß nicht zu verkennen, und als ich in frühern Jahren in Toskana war, hörte ich viel von ihm reden. Man behauptete, daß er sich nicht damit begnüge, in Schriften gegen mittelalterliche Tyrannei zu eifern, sondern sich in der Politik auch praktisch versuchen wolle; wenigstens war er 1833 in langwierige Untersuchungen verwickelt. Damals schon war ein großer Theil eines neuen Romans geschrieben, von dem man sagte, er könne ihn niemals in Italien drucken lassen. Endlich erschien in Paris bei Baudry l'Assedio di Firenze in fünf hübschen Bänden; eine Menge von Exemplaren sollen nach Livorno und Florenz gekommen und verkauft worden seyn, aber plötzlich soll das Buch die eifrigsten Nachforschungen von Seiten der Polizei veranlaßt haben, und wenigstens aus dem Handel gänzlich verschwunden seyn. Der Autor spazierte zu jener Zeit noch auf der Piazza d'arme in Livorno umher; später aber soll er es rathsam erachtet haben, sich einen andern Wohnort zu wählen. Dies will ich indeß nicht verbürgen, da ich es nur von Hörensagen habe. So viel weiß ich aber, daß es mich große Mühe gekostet hat, in Rom ein Exemplar des incriminirten Buches, das schon eine zweite Auflage erlebt hat, zum Lesen zu erhalten. Ist es denn nun aber ein wirklich gefährliches Buch? Ich kann und mag dies nicht glauben. Wahr ist's, es trägt die schlimmsten Grundsätze zur Schau, politische und religiöse, es ist reich an revolutionären Redensarten und an Blasphemien; aber es geht so über alles Maß hinaus, es überschreitet so sehr jede Grenze, nicht nur des Schicklichen und Vernünftigen, sondern selbst des Möglichen, daß man oft nicht weiß, soll man erschrecken über Wahnsinn, oder zürnen über Verruchtheit. Gefahr aber kann hier am allerwenigsten drohen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Reformen.

Daß auch der Staatshaushalt im Fortschreiten zum Bessern begriffen ist, dafür zeugen einige in der lezten Zeit getroffene, sehr löbliche Einrichtungen. Zwar haben wir noch immer die für Jeden lästige Thorsperre, die die Vorstädter, welche besonders von ihr zu leiden haben, gewissermaßen in die Classe der Stiefkinder des Staats versezt, und so große und gerechte Unzufriedenheit bei ihnen erregt; allein wir erfreuen uns jezt doch einer Aufsicht von Seiten der Behörde über das Gesinde, indem eigene Gesindebureaux errichtet sind, bei denen jeder Dienstsuchende und sich aus dem Dienste Entfernende sich melden muß, wenn er nicht in Strafe fallen will. Dadurch ist ein wesentlicher Schritt zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung gethan worden, und die Polizei kann sich manche höchst ersprießliche Nachweisungen aus den Listen dieser Bureaux verschaffen. In den lezten Tagen sind nun auch noch die dritten, bisher hier noch immer gefeierten Festtage, so wie sämmtliche Marientage abgeschafft worden; die Feier der leztern ist immer auf den zunächst folgenden Sonntag verlegt. Wie groß der Gewinn seyn wird, den öffentliche Ordnung, Fleiß und Wohlstand davon haben, liegt am Tage. Die vielen Festtage, welche wir bisher hatten, führten den Ruin mancher Familie herbei: an solchen Tagen will Keiner arbeiten, sondern sich vergnügen, wohl gar schwelgen, und wenn hie und da auch Einer dergleichen für seinen Wohlstand schädliche Neigungen nicht hat, so wird er von Andern gegen seinen Willen dazu fortgerissen. Mit der neuen Verordnung sind daher auch Alle zufrieden, nur nicht Wirthe und Schullehrer. Leztern wäre man Ersaz für die dadurch verloren gegangenen, zu ihrer Erholung so nothwendigen Ruhetage schuldig; denn wie hier das Schulwesen einmal eingerichtet ist, arbeiten sowohl Lehrer als Schüler zu viel, und erstere in der That bis zur völligen Erschöpfung ihrer Kräfte. Doch geht die Rede, daß wir in Hinsicht des Schulwesens eine gänzliche Reform zu erwarten haben und daß Normalschulen eingeführt werden sollen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden diese langgewünschten Veränderungen mit der Vollendung eines neuen Schul- und Gymnasiumsgebäudes, bei dem man jezt sehr thätig ist, in's Leben treten.

Als ein Curiosum darf man wohl anführen, daß der Inhaber des, wie man annehmen darf, durch ganz Europa bekannten, verrufenen Tanzsaals, des sogenannten Dorgerlohschen, angezeigt hat: „daß er, mit den Anforderungen der Zeit in Uebereinstimmung, in seinem Lokal fortan nur ehrbare Gesellschaft sehen wolle; ja, sollten unsittliche Personen es sich je einfallen lassen, sich in seinem Salon zu zeigen, so werde er sie von der Polizei ausweisen lassen." Man weiß allgemein, daß kaum ein Fremder hieher kam, der sich nicht wenigstens Einmal das bunte und lockere Treiben in den Salons von Peter Ahrens, Dorgerloh und Fuchs vor dem Steinthore angesehen hätte; durch den Austritt des Herrn Dorgerloh ist nun dieses edle Trifolium zerrissen; die öffentliche Sittlichkeit wird leider durch diesen Schritt des braven Mannes nicht gewinnen; denn nun wird es in den beiden andern Salons nur um so voller seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. Februar 1838.

Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug' ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur.
Das iſt der Strahl ſchon eines neuen Lebens.

Schiller.

Die Bibel.

Entfernt vom Schwarm der Gäſte im ſtillen Kämmerlein,
Da ſizt der Greis alleine bei trüber Lampe Schein;
Des Feſtes laute Freude paßt ſeiner Stimmung nicht,
Der Erde Stimmen ſtören, wenn Gottes Stimme ſpricht.

Es ſteht in ſeiner Kammer ein kleiner Bücherſchrein,
Zu dieſem tritt der Alte, ſo oft er weilt allein;
Es liegt darin beſchloſſen der ſegensreiche Hort
Der, weil von Gott entſproſſen, für ewig dauert fort.

Auch jezt in ſtiller Andacht nimmt er den Schatz hervor.
Schwarz iſt der Band der Bibel, zu mahnen an das Thor
Der dunkeln Gruft, durch welches der Erdenpilger zieht,
Eh' er die Herrlichkeiten der wahren Heimath ſieht.

Der Bibel Schnitt ſtrahlt golden; ein Zeichen ſoll er ſeyn
Des goldnen Wahrheitsſchatzes, den dieſes Buch ſchließt ein,
Und wie die Silberſpangen zuſammenhalten das Buch,
So ſoll voll Troſts ſich hängen an's Herz ein jeder Spruch.

Die aufgeſchlagne Bibel zeigt vorn darin ein Blatt,
Worauf aus ſeinem Leben der Greis verzeichnet hat,
Wenn Trauer oder Freude ſein tiefſtes Herz durchbebt,
Daß ſein Gebet zum Himmel ergebungsvoll geſchwebt:

Wie oft er zu den Frommen am Tiſch des Herrn gezählt;
Wann ihm ein Kind geboren und wann er eins vermählt;
Wen von den Seinen machte der Tod der Bande frei;
Wie oft er mit der Bibel zu End' gekommen ſey.

Der Alte lieſt es wieder; faſt füllt's den ganzen Raum:
Für dieſe Worte findet ſich noch ein Plätzchen kaum:
„Ich habe heut die Enklin, die jüngſte, auch vermählt
Mit einem braven Gatten, den ſie ſich ſelbſt gewählt.“

Dann auf der lezten Seite der Bibel lieſt er fort
Und lieſt zum untern Rande und ſpricht das lezte Wort:
„Ja, Herr! ich komme balde!“ Es ſtrahlt ſein Angeſicht,
Sein Haupt ſinkt auf die Bibel; auslöſcht der Lampe Licht.

Ad. Stölting.

Amſterdam und ſeine Theater.

(Fortſezung.)

Amſterdam hat drei Haupttheater, ein nationales, die Stads-Schouwburg genannt, ein deutſches und ein franzöſiſches. Das erſtere, das bei weitem größte, wurde proviſoriſch eingerichtet, als vor mehr denn einem halben Jahrhunderte das alte Haus abbrannte; die Entwürfe zu dem neuen ſind auf der Stadtkanzlei liegen geblieben.

Luſt-, Schau- und Trauerſpiele, wovon nur einige urſprünglich holländiſch, die meiſten aus dem Deutſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen übertragen ſind, Opern und Ballette erſcheinen nacheinander auf den Brettern der Schauburg. Kotzebuesche Rührſtücke klingen hier ſo gut wieder in dem platten, niederdeutſchen Dialekte als die gefeierten Tragödien Schillers. Obwohl oftmals ein ſehr platter Ausdruck, und im Allgemeinen die holländiſche Höflichkeit für den Deutſchen etwas Lächerliches hat, ſo entwickelt doch die holländiſche Sprache dabei eine Bildſamkeit, Volltönigkeit, Kraft und Gemüthlichkeit, welche uns den Wunſch einflößen, ſie näher kennen zu lernen, und ich bin überzeugt, wir lernen dadurch unſere eigene Sprache beſſer kennen und brauchen. Im Tragiſchen, und beſonders bei gebundener Rede ſpricht der holländiſche Schauſpieler ſehr gemeſſen, mit gewaltiger Deklamation und dem äußerſten Pathos; er übertreibt darin noch mehr als der franzöſiſche, ja als der ſpaniſche Tragöde. Wohl iſt die Wirkung davon in einzelnen Augenblicken groß, aber das Ganze, ſo fortgeſezt, wird unnatürlich und ſchwerfällig, und der Sinn des Publikums wendet ſich vom Tragiſchen ab. Für die gemeine Komik hat die Schauburg viele Talente, nicht ſo für die höhere. Ihre Opernvorſtellungen ſind wenig werth, weil es Holland an guten Sängern fehlt. Die holländiſche Sprache ſelbſt, welche äußerſt tiefe und volle Bruſttöne und Mitlauter hat, eignet ſich übrigens vortrefflich für Geſang. Dagegen ſind die Ballets ausgezeichnet unter der Leitung des Balletmeiſters A. P. Voitus van Hamme. Dekorationen und Maſchinerie laſſen wenig zu wünſchen übrig.

Von der Trennung Belgiens von Holland datirt für lezteres nicht minder eine neue Entwicklungsperiode als für Erſteres. Noth, Eigennutz, Eiferſucht, Vaterlandsliebe, Freiheit, das ſind die hauptſächlichſten Triebfedern der neu angefachten Bewegung in beiden Ländern. Die Niederlande reinigen ſich immer mehr vom franzöſiſchen Beiſatz in Sprache, Sitte und im Blute. Wie Hollands große Kapitalien jezt im inländiſchen Gewerbfleiße Anlage ſuchen und finden, ſo ſtreben auch ſeine Talente, ſich mehr und mehr in der nationalen Sphäre der Wiſſenſchaft und Kunſt hervorzuthun: das iſt der Grund der neuern erfreulichen Erſcheinungen in der niederländiſchen Literatur. Die Trennung von Belgien hat die holländiſche Sprache und Dichtung gerettet, die, von nur zwei Millionen Menſchen geſprochen, ſich neben der franzöſiſchen, von mehr als dreißig Millionen getragenen unmöglich auf die Dauer halten konnte. Die holländiſche Sprache war die des gemeinen Volkes geworden, der Gelehrte bediente ſich der lateiniſchen, der Vornehme der franzöſiſchen Sprache. Das Converſationsholländiſche corrumpirte ſich vollſtändig durch Aufnahme der meiſten franzöſiſchen Zeitwörter; dies ging jedoch glücklicherweiſe, und zum Theil wegen des ſo eben bemerkten Umſtandes, nur wenig auf die Schriftſprache über. Heute hat man ſich wieder Deutſchland zugekehrt; die holländiſchen Gelehrten widmen der deutſchen Sprache vielen Fleiß, ſie ſuchen an ihr ihre Sprache zu reinigen und zu heben, und ſie hat in den lezten ſieben Jahren im deutſchen Sinne die größten Fortſchritte gemacht. Je höher und reiner die holländiſche Dichtung, deſto ſeltener ein undeutſches Wort. In dem Werke, das ich ſogleich beſprechen werde, findet ſich kaum in vier- und zwanzig Verſen ein franzöſiſches Wort, und dieſe ſind überdies meiſt ſolche, die auch wir mitunter im Deutſchen gebrauchen, wie palais, eerlaurier, helaas etc. Doch mag auf das Holländiſche anwendbar ſeyn, was für das Engliſche gilt: obgleich es faſt gleich viele Wörter franzöſiſchen und deutſchen Urſprungs hat, bedient man ſich doch in der Poeſie, in der Sprache des Herzens, der Seele, weit mehr der leztern als der erſtern.

Vor Kurzem wurde in der Stads-Schouwburg eines der Meiſterſtücke des Sophocles, Antigone, Trauerſpiel in fünf Akten, frei bearbeitet von Hrn. A. F. Siffle aus Middelburg, mit großem Beifall gegeben und ſogar mehrere Male wiederholt. Die Unternehmung war in der That mühevoll, die Aufgabe ſchwierig, das einfach Schöne und Erhabene der klaſſiſchen Tragödie in der holländiſchen Sprache wiederzugeben und dabei gegen den hier herrſchenden Geſchmack nicht zu ſehr zu verſtoßen. Er hat ſie glücklich gelöst. Die Sprache zeichnet ſich oft durch große Kraft und hohen Schwung aus. So z. B. iſt folgende ohne nähere Kenntniß des Holländiſchen ſchon verſtändliche Stelle überaus ſchön:

Wat is het leven toch? Een wisselvallig Zyn!
Zyn vreugde is droombeeld, en zyn luister enkel schyn.
Gelyk het aanzigt van de maan is zyn genoegen,
Zyn grootheid en zyn roem. Men ziet haar zamenvoegen
De beide hoornen eerst; dat vol en bly gelaat
Neemt af, een sikkel blyft; die laatste glans vergaat,
Zy geeft geen schynsel meer. Zóó zwicht de vreugd van't leven;
Zóó neemt ed glorie af, wier glansen ons omgeven. *

Der Verſuch iſt jedenfalls ein Fortſchritt und ein Gewinn für die holländiſche Bühne.

(Der Beſchluß folgt.)

---

* Vielen, namentlich ſüddeutſchen Leſern möchte doch manches Wort in der Entfremdung keinen Anklang geben; wir ſetzen deßhalb eine wörtliche Ueberſetzung her:

Was iſt das Leben doch? Ein wandelbares Ding! Seine Freude iſt Traumbild und ſeine Herrlichkeit eitel Schein. Gleich dem Angeſicht des Monds iſt ſeine Zufriedenheit, ſeine Größe und ſein Ruhm. Man ſieht ſie erſt die beiden Hörner zuſammenfügen, das volle, frohe Geſicht nimmt ab, eine Sichel bleibt; der lezte Glanz vergeht, kein Schein iſt mehr vorhanden. So weicht die Freude vom Leben, ſo nimmt die Glorie ab, deren Glanz uns umgeben. A. d. Red.

Das Publikum.

(Fortsetzung.)

Von der Kritik muß man wünschen, daß sie ihrem Fache, ihrem Gegenstand angemessen und nicht selbst unter der Kritik sey. Sie hat einen höchst schweren Stand. Jedes Dichterwerk appellirt an einen freien, kindlichen Sinn und doch hohen, umsichtigen Geist. Der Kritiker soll jedes Produkt vor sich nehmen, als stünde es einzig, individuell, eine eigene, eigenthümliche Welt da; wie denn wirklich jedes Schöne, Gelungene gewissermaßen einzig, unvergleichlich und eine spezifisch neue Welt ist. Zugleich soll der Kritiker aber doch ihm seinen Standpunkt in der schönen Literatur anweisen, seine Höhe auf der Scale des Geschmacks bestimmen, also ein doppeltes Aug, ein getheiltes Gemüth haben. Er soll sich rühren, bezaubern lassen und doch an den Lichtgeist die Meßstange anlegen; er soll sich wie ein Kind wiegen lassen und doch wie ein Krämer wägen. Wo soll ihm die Geduld herkommen bei dem Andrange von poetischen Meßballen? wo die frohe Gemüthlichkeit, die unschuldige Reizbarkeit, welche eine naive Darstellung anspricht, bei dem Schwall des Schaalen, wie des Ueberschwänglichen, der Wassers- und Feuersnoth des Rezensenten?

Im Ganzen ist wohl kein Dichter mit seinen Rezensenten recht zufrieden; sie sprechen selten dasjenige aus, was er erwartet — nicht etwa, daß Er der größte lebende Dichter Deutschlands sey; denn wer dies erwartete, hätte gewiß nur ein mittelmäßiges oder schlechtes Werk gedichtet; sondern die Andeutung des Wesens seines Stoffs und seiner Darstellungsform, der innersten Tendenz seines Werks, mit tiefsinnigen Winken, welche ihn als schaffenden Geist aufregen und weiter fördern könnten.

Die Classifizirung der Dichter und ihrer Werke hat immer etwas Bedenkliches an sich. Sie muß nothwendig oft das Incommensurable zusammenordnen. Wie die Seelenvermögen nicht neben einander, sondern ineinander sind, wie also jedes derselben nur eine eigenthümliche Offenbarung der einen Seele ist, so daß man sogar das Gefühl des Gemüths ein Anschauen und Denken nennen muß, so sind auch die Dichter nicht neben-, sondern ineinander, jeder eine eigenthümliche Manifestation des Ideals von einem Dichter, was um so eher einleuchten wird, wenn man sich vorhält, daß jedes echte poetische Werk das ganze Leben, wenn gleich nur von einer gewissen Seite abspiegelt.

Durch die Classifikation der Genien erhält aber diese geistige Schaar einen naturhistorischen Typus von Gattungen und Arten. Unwillkührlich lautet die Eintheilung des belletristischen Büffon oder Oken: der Löwe, von Einigen der König der Thiere genannt, ist eine Katze; der Affe und der Mensch sind Thiere mit Händen; der Canarienvogel und die Lerche sind Sperlinge; die Nachtigall gehört unter die Geschmeißfresser u. s. w., wobei dann das Gemeinsame und Gemeine weit stärker hervortritt, als das Unvergleichliche und Ungemeine. Der männliche Löwe z. B. hat Umrisse des Körpers und Züge des Gemüths, welche gar nicht entfernt an eine Katzenart denken lassen, und ein tiefgezogener Ton der Nachtigall hat eine Wärme, wie sie kein anderer Singvogel den seinigen einhaucht. Die Anwendung ist so leicht, daß sie der Leser selbst macht. Die coordinirenden Uebersichten haben den umgekehrten Fehler der Gebirgsbasreliefs (man könnte an ein solches vom Parnassus, Helikon und Cythäron denken), bei welchen die vertikale Höhe der Berge ein größeres Maß hat, als die Horizontalfläche. In jenen dagegen erscheinen die genialen Höhen nicht hoch genug gegen die Fläche der Mittelmäßigkeit.

Vom kunstliebenden Publikum wäre viel zu sagen. Baukunst und Bildhauerei setzen beim Beschauer eine besondere Bildung, eine Vergleichungsgabe voraus, welche zu üben er nur an wenigen Orten Gelegenheit hat. Wenn also bei neuern Werken nicht auffallend gegen Natur und guten Geschmack gesündigt ist, so hält das größere Publikum sein Urtheil zurück. Das Sprüchwort sagt: „Wer an den Weg baut, hat viel Richter," und dies gilt allerdings von demjenigen Theil des Publikums, der die Bauwerke mit einiger Vergleichung und nicht für eine versteinerte Nothwendigkeit ansieht. Wir besitzen nun aber keinen bestimmten Baustyl; die Architekten versuchen sich in allen zugleich. Ein neuer Bau tritt gewöhnlich mit seinen ältern Umgebungen, mit der Lokalität, oft mit der ganzen Umgegend in eine Art Conflikt. Mit dem antikisirenden Baustyl wollen sich unsere öffentlichen und häuslichen Bedürfnisse und Zwecke nicht immer recht conformiren. Unsere Baukünstler pflegen ihre Ideen und Pläne von Kirchen, Palästen, Häusern, Denkmälern, Gartenanlagen ꝛc. auf dem Papier zu entwerfen, also mit der Reisfeder in der Hand zu erfinden, sich in ihre Grund- und Aufrisse zu vertiefen, zu verlieben, während die Alten sich ohne Zweifel den körperlichen Gegenstand in die Wirklichkeit und ihre örtlichen Bedingungen lebendig hineindachten, so daß ihnen die Momente seines Erscheinens, des Vortretens und Zurückweichens ꝛc. nicht entgingen. Wenn aber auch Alles erwünscht stünde, so hat ein Theil dieser Beurtheiler zu wenig rechte Bauwerke gesehen, um nicht von manchem Neuen befremdlich angesprochen zu werden, ein anderer zu viel, um nicht sein Wissen überall kritisch auszulassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Beſchluß.)

Theater.

Was die Kunſt anbelangt, ſo liegt dieſe, namentlich die dramatiſche, bei uns gänzlich im Argen. Wir haben zwar ein treffliches Theaterperſonal, eine ſtrebſame und umſichtige Direktion und eine Menge wahrhaft ausgezeichneter Bühnenkünſtler; allein trotz dem iſt das Stadttheater meiſt leer, außer an ſolchen Abenden, wo große, koſtſpielige Opern aufgeführt werden, oder ſehr berühmte Gäſte auftreten. Dies hat ſeinen Grund darin, daß die kleinen Theater ſich immer mehr ausbreiten, und daß deren, zum ſichtbaren Nachtheile der Kunſt, immer mehrere entſtehen; auch ſoll es an Liebhabertheatern nicht fehlen. Auf den kleinern Theatern werden meiſt nur Poſſen, mitunter auch wohl Lokalſtücke gegeben; das Publikum will ſich ergötzen, und kann dies in dem kleinen, beſchränkten Raume beſſer, als im großen Schauſpielhauſe, wo Alles etwas ſteif, feierlich und vornehm zugeht; kurz, man geht flüchtiger Unterhaltung nach, ſtatt einen wirklichen Kunſtgenuß zu ſuchen. Daß durch dieſen Geiſt der hieſigen Bevölkerung das große Theater, bisher eine der ſchönſten Zierden Hamburgs, die Pflanzſchule der wahrhaften Kunſt, zu Grunde gehen muß, kann wohl nicht mehr zweifelhaft ſeyn; denn ſobald der Direktion durch zu ſparſamen Beſuch des Theaters die Mittel geraubt werden, ausgezeichnete Künſtler zu gewinnen, wird dieſes bisher ſo großartige Inſtitut, auf das der Hamburger mit Recht ſtolz war, zu einem des zweiten und dritten Ranges herabſinken. Es liegt am Tage, daß eine Clique exiſtirt, die dieſen traurigen Fall beabſichtigt, und zu dieſem Ende zu allen ihr nur zu Gebote ſtehenden Mitteln greift, um das große Theater in Mißkredit zu bringen und die kleinern Inſtitute auf Koſten deſſelben zu heben. Die Direktion des Stadttheaters weiß in der That kaum mehr, wozu ſie greifen ſoll, um den gänzlichen Verfall dieſer ſo ausgezeichneten Bühne zu verhindern, und macht faſt täglich die allertraurigſten Erfahrungen. So wurde neulich erſt ein durchaus nicht ſchlechtes Stück von einem hieſigen Schriftſteller, Clemens Gerke, das noch obendrein ein beliebter Schauſpieler zu ſeinem Benefiz ausgewählt hatte, mit Trommeln und Pfeifen zu Grabe gebracht und durfte nicht ausgeſpielt werden; überdies rief man noch — ein hier völlig unerhörter Fall — die Direktion heraus, damit ſie ſich verantworte, was ſie mit wenigen, aber ſchlagenden Worten that. Der gebildetere und kunſtliebende Theil des Publikums ſollte ſich nicht zu ſolchen Machinationen hergeben, ſich nicht von ſolchen mißbrauchen laſſen, die offenbar niedrige Abſichten damit verbinden, daß ſie unſerer Stadt eine ſeiner ſchönſten Zierden rauben.

Rom, Februar.

(Fortſetzung.)

Guerrazzi's Belagerung von Florenz.

Einen ergiebigern Stoff gibt's wohl kaum in der ganzen italieniſchen Geſchichte, als der in dieſem Roman behandelte iſt. In Toskana erſcholl der Todesſchrei der italieniſchen Freiheit: alle Parteiungen, welche das Land in ſein Verderben geſtürzt, alle Leidenſchaften, welche den Fremden den Weg gezeigt, traten hier wieder auf, wurden hier wieder laut. Man möchte ſich darüber wundern, daß eine Begebenheit, welche der poetiſchen Behandlung einen ſo reichen Boden bietet, dramatiſche Einheit, Rundung und Abgeſchloſſenheit, großartige Intereſſen, mächtige Charaktere, Kampf feindlicher Prinzipien, daß eine ſolche Begebenheit, deren kleinſte Details von gewiſſenhaften Annaliſten, größtentheils Mitbetheiligten, aufgezeichnet worden ſind, nicht früher den Dichter angezogen. Denn in Roſini's Luiſe Strozzi iſt ſie nur epiſodiſch verwebt, während eine verhältnißmäßig thatenarme Zeit den Hauptgegenſtand bildet. Der Marquis d'Azeglio, welcher, beiläufig geſagt, nie in Toskana war, hatte einen Roman begonnen, der dieſe Epoche ſchildern ſollte, ſezte ihn aber nicht fort, als Guerrazzi's Buch erſchien. Kann nun aber dies leztere Anſpruch machen auf den Namen eines Kunſtwerks? Schwerlich. Ein Roman iſt's am allerwenigſten: die Anlage iſt völlig verfehlt. Nothdürftig ſind die Begebenheiten der Belagerung mit einigen erdichteten Zuthaten in Verbindung gebracht; nach einer durch das Ganze gehenden und ihm eine künſtleriſche Einheit gebenden, leitenden Intrigue ſucht man vergebens. Die Facta ſind zum Theil mit Meiſterſchaft erzählt, aber im Durchſchnitt loſe verknüpft; von einigen ergreifenden Momenten iſt ſelbſt durchaus kein Vortheil gezogen. Es iſt, als würde man durch eine Galerie von Bildniſſen und hiſtoriſchen Gemälden geführt, die alle derſelben Zeit und demſelben Lande angehören; einen andern Zuſammenhang gibt's kaum. An berühmten Leuten fehlt's nun hier nicht: Clemens VII., Carl V., der Prinz von Oranien, Machiavelli (den wir indeß auf dem Todesbette finden), Michel Angelo Buonaroti und die Koryphäen der lezten florentiniſchen Demokratie, Niccolo Capponi, Carducci, Dante da Caſtiglione, vor Allen der lezte Feldherr der Florentiner, Franceſco Ferruccio, ſpielen mehr oder minder bedeutende Rollen. Wahr iſt's, dies Einführen großer hiſtoriſcher Figuren hat ſeine Schwierigkeiten: wie oft paſſen Worte und Handlungen nicht zu dem Namen und dem Ruhme! Aber hierin iſt Guerrazzi im Allgemeinen glücklicher geweſen, als andere unter ſeinen Landsleuten. Freilich hat er ſich von dem Einfluſſe ſeiner gar zu modernen Geſinnungen bisweilen hinreißen laſſen. Es war zwar eine Zeit des wildeſten Demokratismus, die er darzuſtellen unternahm; aber die Grundſätze und Anſichten der Giovine Italia wollen doch nicht dazu paſſen. Ich wenigſtens vermag ſie nimmer in Harmonie zu bringen mit dem Bilde dieſes Häufleins von Florentiner Bürgern, das, von den Wogen einer ganzen Welt umtobt, treu aushielt in der Liebe zur Heimath, und für dasjenige, was es als ihr Wohl und Bedürfniß erkannt, Gut und Leben opferte. Die Florentiner von 1529 wußten wohl, was ſie wollten und ſollten; die Partei, welche Italiens Uebeln ihr trauriges Daſeyn verdankt, und, meiſt aus Heimathloſen, Umherirrenden beſtehend, mehr das Gefühl des Mitleids, denn ein anderes weckt, weiß nur Eines: ſie will das Vorhandene nicht. Darüber hinaus iſt Chaos. Für die Poeſie iſt dies aber der allerunfruchtbarſte Boden, und wenn das ganze Werk Guerrazzi's, mit allen ſeinen Lichtblicken und deutlichen Kennzeichen von Genie, doch ein verfehltes zu nennen iſt, ſo trägt das eben Bezeichnete die Hauptſchuld. Es iſt um ſo mehr Schade, je ſchöner, bedeutſamer und ergreifender Einzelnes iſt, von Machiavells Ende bis zum Treffen bei Gavinana, dem florentiniſchen Philippi, je meiſterhafter manche Geſtalten hingeſtellt ſind, je wärmer Anhänglichkeit an die Erinnerungen und den Ruhm der Väter ſich kundgibt. Ich könnte noch Vieles ſagen über dies jedenfalls bemerkenswerthe Buch, wenn ich eine Rezenſion für ein kritiſches Blatt ſchriebe, ſtatt eines Briefes aus Rom. Dieſen abzuſchließen und den Leſer nicht klagen zu machen, daß er, gemäß der Ueberſchrift, etwas ganz Anderes erwartet, müßte ich nun römiſche Neuigkeiten beifügen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. Februar 1838.

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Goethe.

Das Publikum.

(Fortsetzung.)

Was die Werke des Pinsels betrifft, so möchte der Verfasser bescheiden an früher hierüber im Kunstblatt Vorgebrachtes erinnern. Der Künstler strebt heraus zur Oberfläche und sezt alle Künste der Darstellung und Technik hiebei in Bewegung; das Publikum bringt mit seinem Geschmacksurtheil hinein, kommt aber selten so tief, daß der Künstler, der dessen Lob sich gefallen läßt, auch seinen Tadel mit Ruhe ertrüge; ja, wenn wir auf unsere Eintheilung des Publikums in Einsichtige und bloß Theilnehmende zurückgehen, so sind dem Künstler die einschränkenden oder tadelnden Bemerkungen Jener gerade am verhaßtesten, weil er die Nichteinsicht in die Technik für urtheilsunfähig hält, wogegen er den naiven Antheil liebt.

Das größere Publikum ist, selbst wo die Kunst blüht und ältere wie neuere Werke derselben zur Schau stehen, geschweige denn an kunstöden Orten, ein Kind. Viele natürlich offene Augen und Gemüther machen sich über ihren Sinn für die Kunst etwas weiß, weil sie das Meisterhafteste, Schönste wirklich schön, das ganz Verfehlte, das Häßliche aber unschön finden, als wäre dies nicht ein fast animalischer Instinkt. Es ist wahrlich ein geringes Verdienst, Raphael, Correggio, Titian herrlich zu finden; doch sollen die Logen des Erstern nicht jeden Laien alsobald ansprechen. Es ist aber die Frage, wie das beziehungsweise Schöne geschäzt, ja wie selbst das Künstlerische, Verdienstliche am Werk einer geschmacklosen Zeit gewürdigt wird. Wer nicht eine Ahnung, ich will nicht sagen eine Kenntniß vom ganzen Kunstkreise hat, der kann bloß vom subjektiven Eindruck, nicht vom objektiven Werthe sprechen.

Daß größere Publikum liebt im Bilde, wenn die Kunst nicht außerordentlich ist, das Stoffartige; der Gegenstand muß ihm zusagen; es will darin leben, mitleben, und je mehr Beziehungen ein Tableau zu seiner Gegenwart hat, desto mehr wird es davon angezogen, festgehalten. Man soll aber nicht ungerecht seyn. Es läßt sich denken, daß bei einer Kunstausstellung eine Kreuzigung oder Grablegung auch dem großen Publikum so wohl gefiele, als eine Wachparade oder Schlacht mit vielen Porträts, ein Apostelkopf so gut als die erste Stadtschönheit im eleganten Shawl. An ein richtiges Maß der Stufen der Kunst, an ein Unterscheiden der Originale von den Nachbildern, der eigenen Werke von den Nachahmungen darf man aber nicht denken, so wie überhaupt die Würdigung der Vorzüge eines Gemäldes in keine große Tiefe der Kunstforderungen, der Composition, des

Kolorits, des Ausdrucks, der Beleuchtung ꝛc. hereingeht, als bei welchen es das Derbe dem Zartgefühlten, das Bunte dem Naturgemäßen, das Uebermäßige dem Naiven abgewinnen möchte. Was man auch von Bildung des Geschmacks des Publikums, der Nation durch Aufstellung von Kunstwerken sagen mag — jede Bildung beruht auf Vergleichung, Forschung, consequenter Fortschreitung im Betrachten und Würdigen. Das Publikum hält es damit nach seinem Geschmacke, nach dem Fonds, den es dazu bringt. Nur die Bildungsfähigen, Bildung Suchenden bilden sich, und was für die Andern eine Unterhaltung ist, das wird ihnen zur Schule.

Der Betrachtung des Theater- und Konzertpublikums wollen wir eine kurze Revüe der Größe der Belohnungen, welche den verschiedenen menschlichen Leistungen zu Theil werden, vorausschicken.

Im bürgerlichen Leben wird unter Berücksichtigung der Konkurrenz am besten bezahlt, was dem Prinzipal am meisten einträgt. Höhere Geschicklichkeiten sind natürlich immer die seltenern. — Im Staatsleben muß man die Minister reichlich lohnen, da manches Land zu Zeiten gar keinen recht erwünschten hervorbringt und ihnen nie auf Rosen gebettet ist. In der Wissenschaft sind celebre Professoren sehr gesucht und werden mit hohen Gehalten auf Hochschulen berufen. In der Poesie, wie in der Autorschaft überhaupt, entscheidet über den Ehrensold fast einzig die Nachfrage. Was den geistigen Werth betrifft, so kann allerdings ein Unterschied stattfinden, fast wie bei den Gemälden, wo ein Tableau von Raphael oder Correggio vielleicht 60,000mal höher geschäzt wird, als ein Bild von einem Stümper. Aber es kann sich treffen, daß der literärische, der poetische Stümper so hoch oder höher honorirt wird, als das Genie. Die Bildhauerei wird anständig belohnt; die Lithographie hat im Gegensatz der Kupferstecherei die große Konkurrenz der Künstler gegen sich. Unter den Malern macht jezt der geistreich-gefällige Porträtmaler das meiste Glück, doch neigt sich das Publikum mehr nach dem Prägnanten als nach dem Naturwahren hin. — Unter den Musikern werden bloß die größten Virtuosen hoch belohnt, ja es liegt in der Natur der Instrumente, daß gerade nur ein Geiger, Paganini, sich große Reichthümer erspielen konnte. Die Violine ist das seelenvollste und zugleich das vielseitigste Instrument; jezt herzrührend, schmelzend, macht es sogleich wieder die jovialsten Scherze; von den graziösesten Wendungen geht es schnell zu den bizarresten Bewegungen und Bocksprüngen über. Paganini wußte es vom kindlich Naiven bis zum dämonisch Schauerlichen zu handhaben.

Als Günstlinge des Plutus stehen über den berühmten Schauspielern die berühmten Sänger, und noch mehr die Sängerinnen. Ueber das Erdenglück der Tänzer und Tänzerinnen von großem Namen geht aber gar nichts. Hier kommt zum fühlbarsten Eindruck, zum anmuthigsten, kizelndsten Wechsel der geistig-sinnlichen Lust die große Seltenheit eminenter Talente, die oft im ganzen Kreise der civilisirten Nationen einzig dastehen. In's Wehmüthige führt dann wohl die Reflexion eines Dichters, dem sein Publikum die Bemühung, es zu erheitern, zu erheben, in zehn Jahren nicht mit dem Ertrag eines einzigen Balletabends vergütet. Nur ein französischer Theaterdichter, z. B. ein schreibseliger Scribe, kann bei solchen deutschen Autorseufzern in's Fäustchen lachen.

(Der Beschluß folgt.)

Amsterdam und seine Theater.

(Fortsezung.)

Die Schauspieler thaten ihrerseits alles Mögliche, der Antigone den Beifall des Publikums zu erringen, was ihnen auch gelang. Der Schauspieler Engelmann als Creon hat sich selbst übertroffen, besonders in der wahrhaft tragischen Schlußscene des Wahnsinns:

'K zie heel het schimmenryk, dat dreigend my omgeest.
O Wee! der dooden blik is vreeslyk en verbolgen,
't zyn allen furiën, die woedend my vervolgen! *

Ungetheilter, begeisterter Beifall belohnte ihn. Mevrouw Müller, eine sehr geistreiche, talentvolle junge Schauspielerin, gab die Antigone mit großer Wahrheit und riß zu wiederholten Malen das etwas phlegmatische Publikum zu stürmischem Beifalle hin.

Das französische Theater (tooneel auf holländisch) ist das kleinste von Amsterdam, aber das vornehmste. Sein Repertoire besteht meist aus Vaudevilles, doch auch aus einigen französischen Opern. Es besizt einige Talente im komischen Fache und würde in Frankreich zu den bessern Provinzialbühnen gerechnet werden. Pariser Schauspieler und Sänger geben hier oft Gastrollen und ziehen ein zahlreiches Publikum an. Neulich sang und tanzte im französischen Theater eine russische Familie, Matweitsch aus Petersburg, mit Beifall. Die russische Sprache klingt schön im Gesang, ihre Vokale und Mitlauter haben deutsche Kraft und italienische Reinheit und Gefälligkeit. In den Volksmelodien, welche sie vortrug, lag eine zu

* Ich seh' das ganze Schattenreich, das drohend mich umgist. Weh! der Todten Blick ist fürchterlich und grimmig, alle Furien sind's, die wüthend mich verfolgen!

Gemüthe gehende Schwermuth, woraus jedoch auch zuweilen die heiterste Laune hervorsprudelte. Der einfache, kunstlose Vortrag, die Eigenthümlichkeit der Melodie, die zierlose Harmonie waren von großer Wirkung. — Das deutsche Tooneel ist vergleichungsweise ausgezeichnet. Das Haus ist nicht groß, aber zierlich und akustisch gebaut. Es befaßt sich ausschließlich mit Opern, nur ausnahmsweise wird ein deutsches Lustspiel gegeben. Es gibt drei bis vier Vorstellungen wöchentlich.

Außer diesen Haupttheatern gibt es noch Tooneels für das gemeine Volk. Es sind große Säle, vorne ist die Wirthschaft, das Büffet, im Hintergrund die Bühne, davor stehen Bänke und Stühle, man trinkt, raucht und spaßt während der Vorstellungen, doch ist die Aufmerksamkeit des Publikums gewöhnlich sehr groß. Auf diesen Schaubühnen versuchen und bilden sich die Choristen und Choristinnen der größern Theater, auch Liebhaber. Dort macht sich der ganze Humor, die ungemeine Spaßlust des gemeinen Niederländers Luft. Nicht bloß im Leben, sondern auch noch in ihrer Kunst sind die Holländer eine seefahrende Nation. Auf jenen Volksbühnen bildet die Schifffahrt vorzugsweise die Handlung, und Seeleute spielen die Hauptrollen; sie stellen den Häringsfang vor, sie liefern Seeschlachten, und der alte Matrose Jan ist darauf so heimisch als der Seeheld Ruyter. Sie belustigen sich über gefallene fremde Größe wie über eigenes Unglück. Sie führen Napoleon nach Elba und Helena, und zeigen augenscheinlich seine Höhe und Größe, indem sie den Kaiser auf dem Gipfel eines glänzenden Pallastes erscheinen, seinen Fall, indem sie diesen zusammenstürzen lassen. — Außer diesen Volkstooneels gibt es noch vornehme Liebhaberbühnen.

Die Musik in Amsterdam und ganz Holland ist deutsch. In den Konzerten figuriren meist deutsche Musiker und Sänger. Auf den Straßen hört man deutsche Lieder, überall in Wirths- und Nachthäusern deutsche Töne. Selbst auf den Schiffen singen die Matrosen mehr deutsche als holländische Lieder. Die Neigung für jene erstreckt sich über ganz Holland und über alle Classen; auch verbreiten die westphälischen Bauern, welche alljährlich hieher kommen, als Matrosen besonders für den Häringsfang dienen und Winters mit dem Verdienste, der gewöhnlich als Pachtzins in die Hände des gnädigen Gutsherrn fließt, heimkehren, deutsche Lieder unter dem Schiffsvolk. Es ist hier so wie in England, das auch keine Nationaloper hat, und wo nur in seemännischen, volksthümlichen und patriotischen Liedern eine nationale Musik lebt. Das schönste niederländische neuere Volkslied, voll Kraft und ergreifender Hoheit, das, so oft es auch angestimmt wird, stets den Enthusiasmus des Holländers hervorruft, beginnt, gewiß jedem Deutschen verständlich, so:

Wien Neêrlands bloed door de aders vloeit
Van vreemde smetten vry,
Wien's hart voor Land en Koning gloeit,
Verheff' den zang als wy;
Hy stell' met ons vereend van zin,
Met onbeklemde borst,
Het godgewyde feestlied in
Voor Vaderland en Vorst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Das Louvre.

Paris hat nun einen bedeutenden Kunstgenuß mehr in den neueröffneten Sälen des Louvre, der nun fast ganz der Kunst gewidmet und dem Volke zugänglich ist, ohne daß es einen Heller dafür ausgegeben hat. Dieses Louvre ist wie Versailles gänzlich auf Kosten der Civilliste bereichert worden. Eine solche Bereicherung war nöthig; aber ohne Ludwig Philipps Betriebsamkeit würde man schwerlich so weit gelangt seyn. Es ist gut, wenn ein König eine so edle Liebhaberei treibt; sie kommt der Kunst zu Gute und dient der Nation als Bildungsmittel. Ich wüßte nun kein Land, wo in irgend einer Anstalt so viel zu sehen wäre, als jetzt im Louvre. Mit dem Vielen wäre es aber nicht gethan, wenn nicht zugleich das Vortreffliche und Musterhafte sich hier vereinigt fände. Das Louvre ist bekanntlich ein ungeheures Viereck, mit einem sehr großen Hofe in der Mitte; seine östliche Hauptfaçade, welche der Baumeister Perrault mit der prächtigen Colonnade verziert hat, steht der Kirche St. Germain l'Auxerrois zugewendet, die südliche Façade erstreckt sich längs dem Kay der Seine. Eine ungeheuer lange Galerie verbindet ebenfalls längs diesem Kay das Louvre mit dem Tuilerienschlosse; in dieser Galerie befindet sich die Gemäldesammlung im ersten Stocke. Das egyptische Museum nahm bereits einige Säle des Louvre ein, und bildete mit der Vasensammlung und den im Erdgeschoß befindlichen Antiken eine Fortsetzung der Kunstgalerie. Jetzt sind auch die andern Säle des Louvre mit Kunstgegenständen gefüllt, und man kann vom Louvre in die Gemäldegalerie gelangen und auf diese Weise eine Kunstreise unternehmen, wie nirgends in der Welt. Man muß um so mehr über diesen Reichthum erstaunen, wenn man weiß, daß, um das Versailler Schloß zu füllen und die historische Sammlung daselbst zu vervollständigen, einige hundert Gemälde aus dem Louvre und der alten Gemäldesammlung weggeführt worden sind. Paris und Versailles besitzen nun in ihren öffentlichen Kunstsammlungen viele tausend Gemälde. — Zur Besichtigung der neueröffneten Säle ist eine gewisse Ordnung oder Reiseroute vorgeschrieben, wie zu Versailles. Man fängt unten im Erdgeschoß auf der östlichen Seite an, und zwar bei einer überaus reichhaltigen Sammlung von Abgüssen der besten antiken Statuen, sogar der Bruchstücke, wie z. B. der verstümmelten Metopen des Parthenon. Alles, was die erhabene Phantasie der alten Künstler Edles hervorgebracht hat, steht hier in zwei langen Sälen beisammen. Hier verweilen die Pariser aber nicht lange; manche der hier abgebildeten Statuen besitzt Paris ja im Original, oder hat sie besessen; es kennt sie also schon lange. Indessen finden sich doch auch manche Stücke, die nie nach Paris gekommen sind, und auch das Beisammenstehen so

vieler Kunstwerke der Griechen und Römer gibt zu lehrreichen Betrachtungen Anlaß. Auffallend sind z. B. die vielen Statuen von Kämpfern und Klopffechtern; diese haben die Alten, bei denen die Kampfspiele so wichtig waren, in allen möglichen Stellungen und Lagen abgebildet. Nicht minder auffallend sind die vielen Ideale jugendlicher Schönheit beider Geschlechter.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, Februar.

(Beschluß.)

Literatur. Carneval.

Ueber Literarisches zu schreiben, wage ich nicht, da das eine Buch mich schon so lange aufgehalten; auch ist mir keine neuere Erscheinung bekannt, die mir Stoff böte, wenn ich Nibby's verdienstliche Arbeit über die Umgebungen der Stadt, deren erster Band kürzlich erschienen und worin auch, was hier selten geschieht, das Mittelalter durchgehends berücksichtigt ist, so wie Vermiglioli's Lebensbeschreibung des Bernardino Pinturicchio (in Perugia gedruckt) ausnehme. Lezteres Werk bringt zwar, gleich den meisten italienischen Schriften in dieser Gattung, an Kunstansichten und Urtheilen weder Neues, noch Ersprießliches, dagegen eine Menge brauchbarer Nachrichten und eine Reihe von Dokumenten aus den Archiven von Perugia, Siena, Orvieto, von denen ein Theil früher schon gedruckt, deren Zusammenstellung indeß sehr erwünscht war. Ein ärgerlicher Streit des Verfassers mit seinem Landsmann, dem Professor Mezzanotte, welcher im vorigen Jahr eine schlechte Biographie des Perugino herausgegeben, gereichte Keinem zu besonderer Ehre. — An sonstigen Nachrichten ist Mangel. Die Fremden haben sich so spärlich eingefunden, daß namentlich die Hausbesitzer sich veranlaßt gesehen, ihre Forderungen sehr zu ermäßigen. Es ist also wiederum ein schlechter Winter, unergiebiger noch, als der vorige, aber darum ist doch in Betreff der Bälle und Soiréen kaum eine Abnahme zu spüren. Wie immer im Carneval, sind die meisten Theater geöffnet und werden ziemlich stark besucht, wenn gleich in Tordinona wie in Valle die Oper schlecht ist. Im ersten gibt man die „Norma“ und Donizetti's „Graf Essex“ (Roberto Devereux); Madame Schütz singt, ohne Beifall zu ernten. Im Teatro Valle werden neben Rossini's Cenerentola eine Menge Goldonischer Comödien und schlechte Uebersetzungen französischer Vaudevilles aufgeführt. — Nachdem die Conversation über die Cholera an Atrophie langsam gestorben war, wurde die leere Stelle glücklicherweise durch einen andern wichtigen Gegenstand eingenommen: die Angelegenheit des Erzbischofs von Cöln. In allen Gesellschaften, in allen Café's, auf dem Pincio und in der Villa Borghese, kurz, wo nur irgend zwei Leute sich zusammenfanden, war von nichts Anderem die Rede und man riß sich um die Zeitungen. Die Römer nahmen die Sache sogleich pathetisch. Man vernahm die rührendsten Geschichten, die sich bei der Wegführung des Prälaten zugetragen haben sollten. Die ganze preußische Armee, aus lauter Ketzern bestehend, war um die Stadt Cöln zusammengezogen. Die Frage über die gemischten Ehen wurde aber von den hiesigen Politikern sehr persönlich aufgefaßt. Man behauptete, die Regierung habe den Monsigner Arcivescovo nöthigen wollen, in seinem vorgerückten Alter noch zu heirathen, und zwar eine Protestantin. Seine standhafte Weigerung habe die gegen ihn getroffene Maßregel veranlaßt. Das Land Preußen mit seinem Eismeer, seine Regierung und Sprache wurden dabei der Gegenstand mancher interessanten Untersuchung. Die Leute schlugen ein Kreuz, wenn sie von der Treppe von Araceli auf der Höhe des Capitols den gegenüberliegenden Pallast Caffarelli erblickten, wo der preußische Gesandte wohnt und der schwarze Adler von Ferne sichtbar ist. Auch dieser Sturm hat sich unterdessen wieder etwas gelegt, wenigstens den äußern Erscheinungen nach. Wahrscheinlich wird das Gerede über den zu hoffenden Carneval nun für einige Zeit alle unangenehmen Eindrücke verscheuchen. Dies Volksfest ist schon auf die gewöhnliche Weise angekündigt worden, nämlich durch zwei Hinrichtungen. Man scheint immer noch ein solches Schauspiel für ersprießlich, ja für nothwendig zu halten, vor den bevorstehenden Saturnalien die Menge zu zügeln; aber der Schreck dürfte doch nicht besonders wirksam seyn. Uebrigens ist man jezt von der häßlichen Sitte zurückgekommen, einen der besuchtesten Plätze der Stadt, die Piazza del Popolo, zum Schauplatz zu wählen; man hat ihn mit einem ziemlich abgelegenen Orte an der Tiber, in der Nähe des Aventins, vertauscht. Trotz des herrschenden Mangels verspricht der Fasching lebhaft zu werden, wäre es auch nur, weil man sich für das freudenarme Jahr 1837 retrospectiv amüsiren muß. Für einen so löblichen Zweck verkauft man zur Noth auch den lezten Stuhl, wenn solche entbehrliche Möbel noch zur häuslichen Einrichtung gehörten. An der Feuerung hat man überdies gespart; denn während von allen Seiten Berichte über ungewöhnliche Kälte eingehen, während in dem wenig entlegenen Florenz noch vor wenigen Tagen fußhoher Schnee gefallen war, hat der Januar hier eben so wenig Frost gebracht wie der December, dafür aber unendlich viele Nässe, so daß die Tiber mehr denn einmal mit Ueberschwemmung drohte. Der Kamin in meinem Zimmer ist noch verschlossen, dafür aber das Fenster geöffnet, die frühlingsartige Luft einzulassen. Heftige Stürme, Regenschauer und heitere Sonnenblicke wechseln wie im April in Deutschland.

Rt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 56.

Der Reim.

Logogriph.

— a — —
— i — —
— o — —

a: Hoch über dem Boden, getragen vom Meer,
Stolz schwimm' ich vor günstigem Winde daher.
So hoch steht Mancher und eben so stolz,
Doch ohne die Segel ein unnütz Holz.

i: Hart über dem Boden versenk' ich hinab
Die thierische Kraft, die das Futter mir gab;
Den köstlichen, pflanzenernährenden Saft,
Ich berühmte Seele der Landwirthschaft.

o: Tief unter dem Boden, da reifet mein Geist,
Doch über dem Boden wird laut er zumeist;
Der unter dem Boden nur leise gesummt,
Nun über dem Boden oft jodelt und brummt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. Februar 1838.

To me she speaks; she moves me for her theme!
Or sleep I now, and think I hear all this?

Shakespeare.
Comedy of errors.

Abenteuer eines jungen Deutſchen.

II.

(Fortſetzung von Nr. 15. *)

Ein Deutſcher, der heutzutage nach Paris reist, iſt lange nicht das liebenswürdige Weſen, das vor fünfzig Jahren ſich in den Reiſewagen ſezte, um der Hauptſtadt des guten Geſchmacks einen Beſuch abzuſtatten. Wo iſt die lebensluſtige Neugier, die naive Verwunderung, der friſche Kinderſinn und die abenteuerliche Träumerei eines Reiſenden jener Zeit? Wo ſind die rüttelnden Wagen und die holprigten Wege, die zu ſo vielen klagenden Seufzern und komiſchen Abenteuern Anlaß gaben? Vor fünfzig Jahren reiste man nur bequem, wenn man in ſeinem Zimmer reiste, und viele deutſche Gelehrten und Poeten reisten auf dieſe Weiſe. Sie ſaßen an ihrem Schreibpult, während ſie die Welt glauben machten, ein zerbrechliches Cabriolet führe ſie auf der Straße von Paris nach Avignon. Glückliche Zeit! die Welt bekam die Abenteuer, und der Körper des guten Touriſten keine Stöße, keinen Staub, kein Gezänk mit Poſtillionen. Wer wollte es jezt wagen, eingebildete Reiſen zu ſchreiben? er würde die Kritik ſeines eigenen Kammerdieners und der Nähermamſell aus dem nächſten Städtchen gegen ſich entflammen, die beide die Straßen von London und Paris ihm auf's Genaueſte bezeichnen können.

Dieſe Gedanken überfielen mich, als ich einen Tag vor meiner Abreiſe meine Abſchiedsbeſuche machte und nirgends das Erſtaunen fand, dem ich bei der Ankündigung meiner „Reiſe nach Paris“ zu begegnen hoffte. — Nach Paris? Man war erſt geſtern aus Amerika zurückgekommen; man wollte morgen nach London, um der Aufführung einer Oper beizuwohnen; erſt vor einem Monat war man in Petersburg geweſen; in wenig Stunden war man im Begriff nach Afrika abzugehen. Was iſt eine Reiſe nach Paris! — Ich wurde ausgelacht, und meine Mutter bemerkte mit Schmerz, daß ich noch ſehr ſtark an das Einmaleins erinnerte. Ich ſchämte mich und verſprach, weder über irgend etwas Koſtenberechnungen anzuſtellen, noch über irgend etwas zu erſtaunen. Aber ich hielt nicht Wort, meine Gleichmüthigkeit wurde durch einen kleinen, ſonderbaren Vorfall, noch ehe ich mich auf die Reiſe begab, hart angegriffen.

Wer kennt nicht die uralte Judengaſſe in Frankfurt? jene ſchmale, abenteuerliche Gaſſe, wo noch das ſechzehnte Jahrhundert eingefangen lebt, wo es mit alten Kleidern handelt und aus runden, trüben Fenſterſcheiben

* Durch Zufall verſpätet.

himmelhoher Giebelhäuſer hervorguckt? Da wandeln die alten wunderlichen Geſtalten Adrians von Oſtade, Johann Breughels und Paul Rembrandts herum; bärtige, charaktervolle Männerköpfe mit tiefen, bedeutungsvollen Furchen, die man nicht mehr ſieht auf den Geſichtern des neunzehnten Jahrhunderts, auf dieſem feinen Pergament, das die moderne Kultur zum Uebermaß geglättet und gefirnißt hat, ſo daß kein Schriftzug mehr darauf haften will. Ich weiß nicht, welch ein Anlaß mich in dieſe Gaſſe führte; mit Vorliebe verirrte ich mich nicht leicht hieher, denn der poetiſche Reiz dieſer Alterthümer konnte nicht immer den ſie umgebenden Schmutz vergeſſen machen, in dem ſie wie vergraben ſteckten und bei dem man auf Koſten der Naſe das Auge ergötzte. Himmel, welch eine Maſſe alter Lumpen! welch ein Chaos zerbrochener Töpfe, welche Rauchſäulen widrigen Qualms, der ſich aus allen Oeffnungen dieſer ſchwarzen, wankenden, morſchen Häuſer hervordrängt; und mitten in dieſem ekelhaften Chaos — ein Speiſehaus. Wer hat wohl den Muth, hier zu ſpeiſen? Wer ſind die Gäſte, die ſich an dieſe Tafel ſetzen? Waren vielleicht die Speiſehäuſer des ſechzehnten Jahrhunderts, von denen uns die Romane ſo viel Herrliches erzählen, lauter ſolche Höhlen? Welch ein Grund dann mehr, das poetiſche Mittelalter nicht wieder zurückzuführen!

Ich ſtand noch vor dem Speiſehauſe in der Judengaſſe, als ich eine leiſe Stimme hörte, die über meine Schulter herüber mir ein paar Worte in's Ohr rief, die ich nicht verſtand. Ich blickte um und ſah eine kleine Figur vor mir ſtehen, die eben von einem der Trödeltiſche herabſprang und meine Hand ergriff. Die Kleine hatte ein altes, zigeunerhaft vergelbtes Geſicht, greiſe Haare und vorn und hinten ſtarke Höcker. Sie ſah mich an, grüßte mich, nannte meinen Namen und wünſchte mir eine glückliche Reiſe. Verdrießlich zog ich meinen Beutel und wollte die Zudringliche mit einem Geſchenke abfertigen, allein ſie weigerte ſich, etwas zu nehmen. „Nein, nein, mein Herr,“ ſagte ſie ſchnell; „ich bin es dieſes Mal, die Ihnen etwas gibt. Nehmen Sie dieſen Ring und ſtellen Sie ſich damit in der erſten Nacht des Vollmonds auf die Brücke Notre-Dame in Paris. Dort wird Jemand kommen und Sie um eine Gabe anſprechen. Reichen Sie dieſem Jemand meinen Ring, und Sie werden dadurch in der großen, fremden, unbekannten Stadt einen Freund gewinnen, deſſen Dienſte Ihnen von Nutzen ſeyn können.“ Ich wich ein paar Schritte zurück und die Kleine rief: „Nun, natürlich werden Sie fragen, wer ich bin, was dieſes Zuſammentreffen bedeutet, und tauſend andere Dinge, die Ihnen jezt durch den Kopf laufen, wie ich Ihnen anſehe. allein die Sache iſt ganz einfach. Nehmen Sie den Ring, wie Sie ſehen ein ganz werthloſer Reif von Silber; wollen Sie ihn abgeben, ſo iſt's gut, wollen Sie nicht, ſo werfen Sie ihn auf der erſten Station, oder auch ſchon hier an der Straßenecke von ſich; mir gleich. Gott befohlen, ſchöner Herr!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Publikum.

(Beſchluß.)

Das Theaterpublikum hat eine viel faßlichere, compaktere Geſtalt als jedes andere. Es iſt ganz lokal und ſinnlich vereint, eine zu Wechſelwirkung und Conſens verſammelte Geſellſchaft. Daher hat a er auch jede Stadt ein anderes Publikum, das man ſich nur aus dem Gemeinſinn, Gemeingefühl der Stadt recht erklären kann. Es nimmt im Verlaufe der Jahre einen ſtabilen Charakter an, und eine verjährende Convenienz leitet ſeine Aeußerungen. Die ſtehenden Künſtler werden mit Rückſichten behandelt: wenn ſie im Ganzen gefallen und beziehungsweiſe unentbehrlich ſind, ſo werden ihre Leiſtungen hoch erhoben, die erwarteten, ja geforderten Huldigungen willfährig dargebracht, ihre Manieren und Fehler aus längerer Gewohnheit überſehen, nicht ſelten als Künſtlertugenden wohl aufgenommen; beſonders wird aber ihre Strapaze bellatſcht. Der darſtellende Künſtler weiß am beſten davon zu ſagen, was das Publikum iſt. Vor ſeiner Leiſtung ſizt es in eine Maſſe vereint, er ahnet ſich in den Anklang hinein, den jedes ſeiner Worte findet, er fühlt die tauſend Liebes- oder Zornespfeile der Blicke auf ſein Herz eindringen; der Dank oder Undank folgt augenblicklich auf ſeine Gabe; heute himmelhoch jauchzend, iſt er morgen zum Tode betrübt, und trotz der Gefahr, bleibt doch das Spiel mit dem Publikum ein lockendes Haſardſpiel für ihn.

Das Theaterpublikum iſt aber doch nie ein ſo homogenes Ganzes, daß nicht drei verſchiedenartige Beſtandtheile, wie in der Luft, die es athmet, unterſchieden werden könnten, welche ſich aber nicht gerade nach den bezahlten Eintrittspreiſen und nach dem Range der Plätze abſondern und erkennen laſſen. Man kann oft paradieſiſche Anwandlungen in den Ranglogen wahrnehmen. Der achtungswertheſte Theil ſind die gebildet Sentimentalen, die Anerkenner der Schönheit in Stoff und Form, die eine mitthätige, nachſchaffende Richtung auf die ganze Darſtellung haben, nicht ſelten Enthuſiaſten, die ſich dadurch bezeichnen, daß ſie nicht bloß dem Darſteller, ſondern auch dem Dichter und Tondichter bei tiefgefühlten Stellen, jenem aber nicht bloß bei frappanten Glanzpunkten, ſondern auch bei reinempfundenen,

feinkünſtleriſchen Momenten Beifall ſpenden. Dem Erfolg einer lauten Aeußerung oft mißtrauend, ſind ſie leider die ſchweigſamſten. Den überwiegend größten Theil bildet das bloß aufnehmende, unbefangen ſich unterhalten wollende Publikum, in welchem ſich der conventionelle Charakter jedes Theaters, das mittlere Maß der Rührbarkeit, der Beifallſpendung, der Parterreſitte ſtabil erhält und forterbt. Von einer großen Zahl derſelben gilt das Dichterwort:

„Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.“

Das Vorſpiel im „Fauſt“ enthält überhaupt Alles, was über dieſes Kapitel geſagt werden kann, und ſo charakteriſirt es auch den Theil des Publikums, welcher am ſicherſten durch maſſive Mittel rührbar iſt, welcher, im Leben ziemlich hart und fühllos, vor der Scene recht lachen und weinen, lieben und haſſen will, und dem deßhalb eingefleiſchte Engel und Teufel am liebſten ſind. Unter den gewöhnlichen Theaterläufern ſind diejenigen die geſchmackloſeſten, welche, des Guten und Schönen ſatt, auf die Eigenheiten und Fehler ſpannen und mitten in die rührendſte Scene hinein ein ſchallendes Gelächter erheben, wenn ein Held ſein Schwert nicht ſogleich in die Scheide bringt, die Heldin mit dem Schleier hängen bleibt oder ein Hund über die Bühne läuft.

Es gibt Zeiten, wo ſich ein politiſcher Ton in das Theater drängt, wo das Publikum, namentlich um ſeine Stimmung gegen den Hof zu erkennen zu geben, das Drama wie ein Gelegenheitsgedicht, als Vehikel hiezu benuzt, um auf Anklänge an ſeine Neigung und Abneigung zu ſpannen und ſie laut zu markiren, wodurch das ſchöne Ganze in lauter Stich- und Schlagworte zerriſſen wird. Ein gutes Drama wird zwar immer an das wirkliche Leben und oft an die Gegenwart erinnern, aber auf eine ſolche momentane Deutung mit unanſtändigen Fingerzeigen, auf ein ſolches Mitſpielen des Publikums wird doch kein rechter Dichter hinarbeiten. Daß der Theaterhimmel einer erregbaren Nation ohne alle ſolche Weihrauch- und Gewitterwolken, ohne jede politiſche Meteorologie ſeyn ſoll, wollen wir jedoch nicht fordern.

Wie es Geſellſchaften gibt, wo ein neuer, mehr ſinnig, als laut und wohlredend auftretender Gaſt kaum bemerkt, ja wegen irgend einer Eigenthümlichkeit, für die er nicht kann, über die Achſel angeſehen wird, wogegen man einen andern, durch ein heiteres, kräftiges, entſchiedenes Weſen ſich ankündigenden mit offenen Armen empfängt und ihn für einen bedeutenden Gewinn für die geſellige Luſt hält, ſo finden wir auch das Theater-Publikum. Ein Gaſt von ſtiller Kunſttiefe, von deſſen wundervollen Leiſtungen ſich keine Ruhmlawine hergewälzt hat, der ſich nicht durch reizende Geſtalt, bezauberndes Organ die Herzen gewinnt, wird oft faſt ganz unbeachtet über die Bühne gehen, während ein anderer, von der Fama angekündigt, eine friſche, raſche, rührige, anmuthige oder kecke Individualität, glänzend empfangen wird. Sehr oft haben ſich aber ſolche, mit Lorbeerkränzen überdeckte Künſtler ſpäter über die Erkaltung des Publikums, das nach ſeinem Entzückensrauſch einen Katzenjammer fühlte, zu beklagen gehabt. Ein avancirter Triumphjubel iſt immer ominös. Der klatſchluſtige Theil des Publikums ſollte bedenken, daß, wie im Leben, ſo auch in der Kunſtwelt jedes Compliment und Lob etwas Conventionelles an ſich hat, die Conſequenz der Fortſetzung, der Steigerung begründet, und daß man nicht zuerſt die ganze Hand gibt, um nachher den Finger zu geben. Die Wohlgezogenheit hat in ihrem Gemüth für Alles die rechte Skale.

Das Conzert-Publikum erhält meiſt moderne, ſehr künſtliche Muſik und überwiegend viel Virtuoſenbravour zu genießen; wie denn die Muſik ſeit Mozarts Idealität immer materieller geworden iſt. Es liebe nichts Anderes, ſagen die Leiter, verſuchen aber ſelten, ſeinen Geſchmack am Alten zu bewähren. Je künſtlicher die Muſik, deſto ſchwerer iſt's, einen Text in ſich dazu aufzubringen, nicht etwa einen wörtlichen oder imaginativen, was zu abſichtlich wäre, ſondern ein dem Tonſtück harmoniſches Gefühl, einen Anklang an gemüthliche Situationen, an vergangene Freuden und Schmerzen, an Alles, was uns ſelbſt die Poeſie durch's Vehikel der Sprache nicht bringen kann, vorzüglich aber eine Auflöſung der ſtockenden Anliegen der Gegenwart in dem Element der Töne, wie es die Muſik an heiligen und profanen Orten gewöhnlich leiſtet. — Das Kunſtreiche würde aber um ſo glänzender erſcheinen, wenn es ſich am ältern, einfach Großen oder Naiven abheben würde. Bei der ſo ſeltenen Darſtellung von Meiſterwerken der früheren Tondichter fühlen wir mehr, was wir entbehren, als was wir genießen. Darüber wäre überhaupt viel zu ſagen, wie wenig in allen Verhältniſſen die Vergangenheit reſapitulirt wird, wie ſehr wir der Gegenwart verſchrieben ſind.

Das tanzende Publikum darf nicht ganz übergangen werden, namentlich da jezt der Walzerkönig erſchienen iſt. — Der Verfaſſer wünſcht, daß deſſen Publikum ſo gut und ſchön tanzen möge, als er ihm vorſpielt, was bei dem jezt beliebten, zeitgemäß beſchleunigten, von den Vorgeigern gewöhnlich ad absurdum getriebenen Walzertempo kaum möglich iſt, da der Tanz als ein ſtets aufgehaltenes Fallen erſcheint und bei der körperlichen Anſtrengung an keine vom Gemüth ausgehende Grazie zu denken iſt. Ueberdies ſind die Straußiſchen Walzer ſchwer nachzuſpielen, die nur mittelmäßig nachgeſpielten noch ſchwerer nachzutanzen, da er eine Menge abgezwickter-

abgestoßener, vorgehaltener Noten, Verirtakte und andere musikalische Humoristik hat, was Alles gerade nur bei ihm selbst rhythmisch und melodisch lautet. — Recht sehr hätte ich von seinem Orchester auch einige jener früheren, nicht Straußischen Walzer vortragen hören mögen, bei deren gemüthlich-melodischer Wellenbewegung unser Herz sich wie auf einem anmuthig geschaukelten Kahne wiegte. Leider ist das Publikum gewöhnlich ein wenig einseitig; es verbeißt sich in ein Neues, derweil alles Andere Nichts ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die neuen Sammlungen im Louvre.

Aus der Antikengalerie führt eine große Treppe in die Gemächer des ersten Stockwerks hinauf, und man tritt sogleich in die großen Säle, welche von oben bis unten mit den neulich erworbenen Gemälden aus der spanischen Schule verziert sind. Die spanische Malerschule war uns hier wenig bekannt; denn die große Gemäldegalerie besaß nur einige Stücke von spanischen Meistern, und nun hängen deren an vierhundert da, und zwar von allen berühmten Meistern. Es ist dies ein Licht, das sich so plötzlich dem Publikum aufgedrängt hat, daß die Kunstkritiker in den Journalen viele Mühe haben, die Leser durch Notizen über spanische Kunst vorzubereiten. Sie selbst klagen über die Dürftigkeit der Nachweisungen, die man sich in spanischen Schriften über die Künstler dieser Nation verschaffen kann. Sie suchen emsig zusammen, was sich in spanischen, deutschen, italienischen Werken darüber vorfindet, und können doch nur wenig geben. Aber die Werke der Meister stehen da und sprechen für sich. Der gravitätische Charakter der Nation verleugnet sich auch in ihrer Malerei nicht. Andacht leuchtet fast aus allen Gemälden. Der Märtyrer, welche schreckliche Martern erdulden, der betenden und bis in den Himmel entzückten Mönche gibt es eine Menge, dann Madonnen, die aber schon einen ernstern Charakter haben, als die jugendlichen italienischen; mitunter ein spanischer Grande, eine Duquesa, ein absoluter König. Besonders merkwürdig sind die vielen vortrefflichen Greisenköpfe, wie denn überhaupt die spanischen Maler mit besonderer Vorliebe die abgelebte, abgezehrte Menschheit darstellen. Dies fällt um so mehr auf, wenn man eben die Abgüsse der griechischen Ideale jugendlicher Schönheit im Erdgeschoß betrachtet hat. Eine Menge charakteristischer Köpfe dieser Art hat Alonso Cano geliefert, so wie Zurbarna eine ganze Reihe entzückter Mönche. Zuletzt wird einem doch bei all dieser himmlischen Entzückung, diesen bärtigen Greisen und abgezehrten Heiligen traurig zu Muthe, und auch nicht Alles ist mit Kunst ausgeführt. Baron Taylor, dem in den Zeitungen so viel Lob wegen seines Aufkaufs spanischer Gemälde gespendet wird, und der in der That den günstigen Zeitpunkt wohl genützt hat, ist etwas zu rasch verfahren, hat das Gute mit dem Gewöhnlichen und sogar mit dem Schlechten aufgerafft, und vielleicht über hundert Gemälde zu viel mit aus Spanien gebracht. Vor der Hand ist es interessant, auch das Schlechte der spanischen Schule zu kennen. Da jedoch am Ende das Schlechte der spanischen Schule nicht besser ist, als das Schlechte der italienischen oder französischen, so wird man wohl thun, im Louvre nur die Meisterwerke hängen zu lassen und das Uebrige entweder zu veräußern, oder als bloßen Zierrath in Schlössern aufzuhängen. Man fühlt sich leichter und heiterer, wenn man endlich durch einige leere Säle, welche im sechzehnten Jahrhundert als königliche Wohnung dienten, und in denen man daher das alte vergoldete Schnitzwerk hat stehen lassen, in die südlichen Gemächer übertritt, worin Gemälde aus der französischen Schule des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aufgehängt, und außerdem verschiedene kostbare geschnitzte Meubeln aus Holz, Metall oder Elfenbein aufgestellt sind. Hier findet sich das menschliche Leben, besonders das französische gesellige Leben, wieder in der Malerei; da sind Landschaften, Liebesscenen, Geschichtsbegebenheiten, kurz Alles, was die Künstler auch noch jetzt darstellen. Durch den Contrast hat der unmittelbare Uebergang von einer Sammlung zur andern einen ganz besondern Reiz; man genießt dadurch das Charakteristische einer jeden weit besser. Aus dieser zweiten Sammlung geht man nun in die dritte, gegen Westen befindliche über, wo mit vieler Pracht und angenehmer Mannichfaltigkeit die Originalzeichnungen berühmter Meister aller Schulen aufgestellt sind. Ehemals war die sogenannte Apollogalerie neben der Gemäldegalerie diesen Zeichnungen gewidmet; sie hingen an der Wand, die meisten aber blieben in den Cartons, weil kein Platz zum Aufhängen da war. Jetzt hat man mehrere Säle dazu genommen und sie theils aufgehängt, theils auf langen Pulten ausgestellt, so daß sie mit großer Bequemlichkeit besichtigt werden können. Außerdem steht in schönen Glasschränken eine ganze Bibliothek von prächtigen Folianten voll solcher Zeichnungen. Hier hat man lange zu schauen und zu bewundern; aber das Volk hält sich bei dieser, die Nichtkenner wenig ansprechenden Sammlung nicht lange auf, und geht ziemlich rasch zu der vierten und lezten, im nördlichen Theil befindlichen Sammlung über, die aber mit der eigentlichen Kunst nichts mehr zu thun hat. Dies ist nämlich das vom Herzog von Angouleme begonnene und seitdem fortgesezte Musée nautique, das heißt, eine Sammlung von Schiffsmodellen, Planen von Häfen in erhabener Arbeit, Mustern von Werkzeugen und Waffen der Seeleute, und zulezt allerlei Zeuge, Geräthe und Schmuck wilder Völker. Alles dieses ist mit vielem Geschmack und mit wahrer Eleganz aufgestellt, und man wandelt zur Erholung wohl eine Zeitlang in diesen Sälen; aber meines Erachtens gehörte dieses Museum in's Conservatoire des arts et métiers, wo die Schiffsmodelle fehlen. Sollten dieselben aber praktisch nützlich werden, so müßten die Modelle so eingerichtet seyn, daß man den ganzen Bau studiren könnte, wie an den Modellen von Brücken und Mühlen im Brüsseler Museum. Das ethnographische Museum könnte eine größere Ausdehnung erhalten; aber man muß mit der Vergrößerung eilen; denn die Civilisation macht jezt so rasche Fortschritte, daß der originelle Gewerbfleiß der ehemals wilden Völker immer mehr und mehr abnimmt und der Nachahmung europäischer Produkte weicht. — Also besizt Paris jezt eine vierfache Sehenswürdigkeit mehr als sonst, die Abgüsse nicht einmal mitgerechnet, die noch vermehrt werden könnten, wo nicht mit vielen Abgüssen antiker Statuen, doch mit Modellen moderner Bildwerke. Man könnte somit alle Meisterwerke der alten und neuern Bildhauerkunst beisammen haben; welch lehrreiche Schule für Künstler und auch für das Volk! Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. Februar 1838.

Schreiber. — Gott sey Dank, ich bin so gut erzogen, daß ich meinen Namen schreiben kann.

Alle. — Er hat bekannt! Fort mit ihm! Er ist ein Scheim und Verräther.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Ueber Nationalerziehung in England.

Von Dr. Woldemar Seyffahrt.

Am ersten December des vorigen Jahrs legte Lord Brougham dem Unterhause des jezt versammelten Parlaments einen Gesetzesentwurf vor, dessen unmittelbarer Zweck wörtlich dahin gehen soll, eine geordnetere und wohlthätigere Verwendung der vom Parlamente zum Behuf besserer Volkserziehung von Zeit zu Zeit bewilligten Geldmittel zu bewirken und zu dem Ende den Ortsbehörden größere Vollmacht zu geben. In den lezten drei oder vier Jahren ist Brougham wiederholt auf die Bemerkung zurückgekommen, daß der Mangel eines tüchtigen Nationalerziehungssystems ein Gebrechen sey, welches von Tag zu Tag in England fühlbarer werde, und in demselben Verhältnisse nachtheiliger, in welchem Volkserziehung mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Continentalmächte beschäftige, die Nationen des Continents, selbst die des noch vor Kurzem barbarischen Rußlands, in ihrer Bildung immer weiter vorrücken und dadurch der Abstich des englischen Volks gegen sie zunehmend greller werde. In einer der ersten vorjährigen Sitzungen des unter Königin Victoria durch den Tod König Wilhelms verfassungsmäßig aufgelösten Parlaments brachte Lord Brougham seinen jetzigen Gesetzesentwurf vor das Haus der Lords, mit dem einzigen Unterschiede, daß damals die Bill sich auf Orte beschränkte, die städtische Gemeinden und Obrigkeiten besitzen, jezt hingegen ohne Ausnahme für ganz England und Wallis gelten sollte; eine Abänderung, zu welcher er dadurch veranlaßt worden ist, daß damals der für die Grafschaft Middlesex, gegenwärtig für die irländische Stadt Kilkenny im Unterhause sitzende Hume dort einen Antrag gestellt hatte, dessen Genehmigung die ausgeschlossenen Orte der vorgeschlagenen Neuerung theilhaftig gemacht haben würde, den jedoch das Unterhaus verwarf. Die Broughamsche Erziehungsbill erlangte damals denselben Standpunkt, welchen sie jezt wieder erreicht hat, und auf welchem sie sich zur Zeit befindet: sie wurde das erste Mal verlesen und ihr Druck gestattet. Warum sie im Fortgange der damaligen Sitzungen unbeweglich stehen blieb, kam nach Broughams Versicherung daher, weil das Haus der Lords sie nie an der Zeit fand. „Als ich sie beim Anfange der Sitzungen einbrachte," äußerte er am ersten December, „wurde mir bemerkt, es sey viel zu früh; als ich sie am Schlusse der Sitzungen anregte, wurde mir gesagt, es sey viel zu spät, und in der Mitte der Sitzungen meinen Vorschlag zu erneuern, unterließ ich, nicht weil wir zu viel zu thun hatten, denn wir hatten buchstäblich gar nichts zu thun, sondern weil der da erfolgende Regentenwechsel

jedem andern Intereſſe Augen und Ohren verſchloß.“ Iſt nun auch Lord Brougham in beiden Häuſern des Parlaments der Einzige, der ſeit Jahren mit unermüdeter Beredſamkeit auf Verbeſſerung engliſcher Volkserziehung dringt und ſie geſetzlich zu begründen und feſtzuſtellen trachtet, ſo iſt er doch nur Einer der Hunderttauſende in England, welche die Unerläßlichkeit einer ſolchen Maßregel, und die Verpflichtung der Geſetzgeber begreifen, ſie ohne längern Verzug in's Leben zu rufen. Und wie hoch oder niedrig auch der einſt gefeierte, zur Großkanzlerwürde erhobene erſte Sachwalter Englands in der allgemeinen Meinung jezt ſtehen und welches Schickſal ſeine Erziehungsbill haben mag, der raſtloſe Eifer, mit welchem Lord Brougham einen der edelſten Zwecke eines engliſchen Staatsmanns verfolgt, muß mit mancher ſeiner Advokatenſchwächen verſöhnen.

So lebhaft indeſſen iſt durch ganz England das Intereſſe an der vorliegenden Frage, daß es faſt keine Stadt von einiger Bedeutung gibt, wo nicht, engliſcher Sitte gemäß, das betreffende nationale Bedürfniß in öffentlicher Verſammlung verhandelt und das Reſultat unter der Form von Petitionen vor das Parlament gekommen wäre. Und das kann auch nicht anders ſeyn, oder kein Engländer müßte es der Mühe werth achten, mit den Zuſtänden ſeines Vaterlandes ſich bekannt zu machen, keiner ſich überzeugt haben, wie mangelhaft in Quantität und wie noch mangelhafter häufig in Qualität die gegenwärtigen Mittel der engliſchen Volkserziehung ſind. Man hat erkannt, daß der geiſtige Zuſtand des engliſchen Ackerbauers ein ſehr trauriger iſt, daß, ausgeſchloſſen von Allem, was den Geiſt des Menſchen zu erheben und zu veredeln vermag, dieſe zahlreiche und nützlichſte Claſſe des bürgerlichen Vereins ſeit lange in unerhörter Entwürdigung ſchreckliches Zeugniß ablegt von den Folgen vorenthaltenen Unterrichts, und in ein Daſeyn geiſtiger Leere und in halbe Barbarei verſunken iſt. Roh, ſelbſtſüchtig, abergläubiſch und nichts Heiliges achtend, ihr Gefühl für Recht und Unrecht ſtets beſchränkt, oft verkehrt, unempfindlich gegen Freuden und Genüſſe anderer Art als die unmittelbar aus ſinnlicher Befriedigung entſtehen, und kaum je den Blick über die armſeligen Bedürfniſſe des Moments hinaus richtend, ſo leben und ſterben die Meiſten in dieſer Claſſe, ohne den geringſten Verſuch, über die niedrigſten Bedingungen ihres thieriſchen Daſeyns ſich zu erheben.

Anders geſtaltet ſich das Urtheil in Bezug auf den geiſtigen Zuſtand der Städter, nur daß derſelbe nicht minder zu beklagen und für den Frieden des Staats wahrſcheinlich noch gefahrdrohender iſt. Die Maſſe der Landleute lebt und ſtirbt in hoffnungsloſer Unwiſſenheit; die Maſſe der Städter iſt nur zum kleinern Theile, nur ausnahmsweiſe aufgeklärt genug, einen wiſſenſchaftlichen Vortrag, ein nützliches Buch, eine ruhige politiſche Debatte zu verſtehen. Ihr Orakel iſt faſt ausſchließlich die Sonntagszeitung, und verſchmizt, zügellos, anmaßend und unbekümmert, ob, was ſie mittheilen, wahr oder falſch iſt, wenn es nur Eindruck macht und den Abſatz ihres Blatts vermehrt, fröhnen die Herausgeber leider zu oft den Vorurtheilen, erregen die Leidenſchaften und beflecken die Phantaſie ihrer Leſer, ohne den Schaden, den ſie anrichten, mit etwas anderem als vorübergehenden Neuigkeiten zu vergüten. Wer möchte behaupten, daß es gegen alle dieſe Uebel ein geeigneteres Mittel gebe als Aufklärung und Ausbildung des Volksverſtandes? — Freilich iſt es wahr, daß ſelbſt die unbeſchränkteſte Verbreitung von Kenntniſſen an und für ſich weder Weisheit noch Tugend fördert. Allein es iſt auch ebenſo wahr, daß gänzliche Unwiſſenheit das ſtärkſte Bollwerk eines laſterhaften Gemüths, daß ſie es iſt, die nicht bloß die Wirkſamkeit jedes Mittels zur Belehrung und Verbeſſerung des Menſchen vereitelt, ſondern ſogar der Anwendung jedes ſolchen Mittels von vorn herein Trotz bietet. Wenn dies von der Mehrzahl der in dieſer Sache ſtimmberechtigten Engländer eingeräumte Thatſachen ſind, wenn über den Werth der Erziehung meiſt alle Meinungen ſich vereinen, ſo herrſcht dagegen große Meinungsverſchiedenheit über die Höhe, zu welcher, und über die Mittel, durch welche das engliſche Volk erzogen werden ſoll. Beide Fragen durchkreuzen ſich, und es ſcheint, daß die Löſung der leztern in mehrfacher Hinſicht auch die erſtere beantworte.

(Die Fortſezung folgt.)

Abenteuer eines jungen Deutſchen.

(Fortſezung.)

Die Alte ſagte das mit einem ehrfurchtsvollen Nicken und war, ehe ich es verhindern konnte, in einer der tauſend ſchmuzigen Oeffnungen verſchwunden, die man in dieſer Gaſſe Thüren nennt, die in Wahrheit aber nur die Mündungen von ſo viel Kanälen ſind, die den Privatunrath der Häuſer mit dem öffentlichen der Gaſſe in Verbindung bringen. In meiner Hand blieb der Ring zurück. Unſer Geſpräch hatte ein paar Vorübergehende aufmerkſam gemacht, und da überdies der Gottesdienſt der Synagoge eben beendigt war und ich demzufolge einen ganzen Strom abenteuerlicher Geſtalten durch die enge Gaſſe ſich mir entgegenwälzen ſah, kehrte ich ſchnell um und entfloh mit eiligen Schritten. Erſt als ich am Ufer des Fluſſes angelangt war, wo ich friſche Luft athmete

und mit Ruhe umhergehen konnte, betrachtete ich genauer meinen silbernen Ring. Das Resultat meines Nachdenkens war: mag nun die Alte eine Betrügerin, oder ihr Erscheinen ein veranstalteter Scherz meiner Freunde seyn, ich behalte ihren Ring und gebe ihn an Ort und Stelle ab, erfolge daraus was da wolle. So froh war ich, ein kleines romantisches Geheimniß mit auf die Reise zu nehmen. Die Briefe meiner Mutter an einige ihrer Bekannten in Paris, die Wechsel des alten Grundmanns und die Empfehlungen des Oheims, alle diese wichtigen und einflußreichen Papiere verwahrte ich nicht so sorgfältig als den einfachen silbernen Reif, den mir die häßlichste Person in der häßlichsten Straße Frankfurts gegeben.

Ich übergehe meine Reise; sie glich vollkommen den tausend abenteuerlosen Reisen, an denen unser Jahrzehend so reich ist. Wie ich die Thürme von Paris erblickte, fühlte ich jenen ehrfurchtsvollen Schauer, wie er einem Neulinge zukommt, und dem ich mich ungestört überließ, da ich mich, in der Wagenecke liegend, allein und ohne Zeugen befand, die mich über meine puerile Bewunderung hätten zurechtweisen können. Als ich mit einer Menge Fuhrwerke aller Formen und Größen zugleich in den düstern Straßen herumrollte, fielen meinem Gedächtniß tausend abenteuerliche Stellen aus Romanen ein. Ich erblickte die Kirche Notre-Dame, und vor meinem geistigen Auge standen die unglückliche Esmeralda, der Ritter Phöbus und der mißgeschaffene Quasimodo. Aber ein moderneres Gebäude, ein Hotel garni, entriß mich dem Mittelalter; eine kleine Stube, mit einem prachtvollen Ameublement versehen, machte mir die Vorzüge der Staffage eines modernen Romans einleuchtend. Ich warf mich auf's Sopha, besah mich selbst neugierig in einem großen, gegenüberstehenden Spiegel, und beide Arme ausstreckend, rief ich: „Bist du es, seltsames Geschöpf, bist du es wirklich, der sich hier in der Weltstadt befindet? Wie kommst du doch hieher? Ist nicht Alles ein Traum? Gib Acht, der alte Comptoirdiener wird an deine Thüre klopfen, der Oheim wird dich schelten, daß du so lange geschlafen, und die Mutter, die schöne, vornehme Mutter, wird fragen lassen, ob du noch nicht bei der Gräfin B— zur Visite gewesen. — Aber nein, nein! kein Comptoirdiener, kein Oheim, keine Mutter — ich bin in Paris, ich bin frei — ich habe Gold die Fülle und ich bin jung! Schnell hinaus! Die Thore der Theater öffnen sich, die Kaufläden werden erleuchtet, glänzende bunte Flammen erwachen, das Gewühl in den Arkaden des Palais-royal beginnt — hinaus! Wie ein kecker Schwimmer stürze dich in die Wogen der Welt! Nur nicht zaghaft, nicht geklügelt und überlegt! Ich weiß es, mein holdes Spiegelbild, so treffen wir doch nicht mehr zusammen; aus diesem Glase wird vielleicht schon in wenigen Stunden ein anderes Gesicht herausschauen, das mit dem jetzigen nur wenig Aehnlichkeit hat; meinethalben, ich opfere diese interessante Unbefangenheit, wie ich diese unmodischen Locken opfere, die meine Stirne beschatten.“

Die ersten Wochen meines Aufenthalts hatte ich genug zu thun, die Schaale der Nuß zu betrachten. Ich ließ den Inhalt der Häuser noch bei Seite, und beschäftigte mich mit dem, was auf den Straßen und den Plätzen zu sehen war. Das auswendige Paris betrachtete ich auf's Genaueste, um mir später das inwendige mit eben dem Fleiße anzusehen. Nebenbei warf ich auch manchen Blick in den Kalender, um die Zeit des Vollmondes nicht zu versäumen; es blieben mir noch einige Tage. Ich hatte noch keine der Empfehlungen meiner Mutter abgegeben; das Recht, mir meine Gesellschaft anzuweisen, wollte ich mehr dem Zufall, als dem Buchstaben des mütterlichen Gesetzes überlassen. Aus diesem Grunde machte ich Besuche in allen Kaffee- und Speisehäusern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leichtsinnige.

Ich habe viel von Liebeslust
Und Schmerzen schon gesungen,
Doch ist aus vollreglückter Brust
Kein Ton mir noch gedrungen.

Was schmeckt man nicht für Wonne bei
Geschlossnen Augenliedern:
Ein buntes Liebesallerlei
Erklingt in hundert Liedern.

Und wär' es wahr und hätt' ich schon
Ein Liebchen treu zu eigen,
Vielleicht erstürbe jeder Ton
In liebeselʼgem Schweigen.

So reit' ich fürder durch den Hain,
Und singe laut im Bügel,
Und will mein Roß in's Dorf hinein,
Ich laß ihm gern den Zügel.

Noch weiß ich nicht, wie Ruhe thut
Und süßes Angewöhnen;
Verwegen schau' ich unter'n Hut
Mit Grüßen jeder Schönen.

So oft ich hing, ich kam zurück
Noch immer ungebunden:
Gottlob! ich habe noch mein Glück
Auf Erden nicht gefunden!

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

Carneval. Entwicklung der Industrie.

Der Carneval hat sehr munter begonnen, obschon in der Regel ein langer Carneval kein sehr belebter zu seyn pflegt. Schon haben Schützengilden und Bürgergarden Bälle im neuen Saale der Färberinsel gegeben, und zwei Reunionen haben daselbst auch die elegante Welt versammelt. Dem Vernehmen nach sollen auch die Redouten in diesem geräumigen und passenden Lokale abgehalten werden. — Unter die bemerkenswerthen Erscheinungen der böhmischen Industrie gehört die Verbreitung des Maschinenwesens, besonders die Benützung des Dampfes, womit die ersten Versuche erst zu Anfang dieses Jahrhunderts gemacht wurden. Im Jahr 1806 ließ der damalige Direktor der technischen Lehranstalt, Ritter v. Gerstner, die erste, und 1810 Graf Bouquoy auf der Herrschaft Rothenhaus die zweite Dampfmaschine bauen, welche jedoch beide bloß als Modelle zur Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand dienen sollten. Eine Art von Dampfwagen (doch ziemlich unvollkommen) erfand der Mechaniker Bozek 1815, also nur ein Jahr später, als zu Leeds in England ein Dampfwagen zum Transport der dortigen Steinkohlen erbaut wurde. Zu Stiahlau und Horzowitz wurden gleichfalls schon im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts Dampfmaschinen zur Aushebung der Grubenwässer in den Bergwerken angewandt. Die erste ausgedehntere Anwendung von der Kraft des Dampfes machte Kittel in Lämberg, welcher für seine Baumwollenspinnerei eine Dampfmaschine von sechs Pferdekraft aus der Werkstätte von Harkort, Thomas u. Comp. zu Wetter an der Ruhr erhielt, welche, wie mehrere folgende, der Compagnon dieser Fabrik, Eduard Thomas, aufstellte. Andere Spinnfabriken folgten diesem Beispiel, und bezogen ihre Dampfmaschinen theils aus derselben Fabrik, theils von Aston aus Magdeburg, dem Mechaniker Comoth in Brünn und Luz in Schuppenitz; die Fabrik Köchlin und Singer in Jungbunzlau aber verschrieb 1830 eine Maschine von sechzehn Pferdekraft aus Manchester von Peel Williams u. Peel. Der oben erwähnte Eduard Thomas hatte bei seiner mehrmaligen Anwesenheit in Böhmen das Bedürfniß und den Mangel mechanischer Werkstätten, insbesondere zur Darstellung größerer Maschinen, kennen gelernt und schon im Jahr 1824 den Entschluß gefaßt, eine solche einzurichten. Nach seiner Trennung von der Fabrik in Wetter an der Ruhr benuzte er einen längern Aufenthalt in England nicht nur zur Erweiterung seiner Kenntnisse des englischen Maschinenwesens, sondern auch zur Anschaffung von Werkzeugen und Hülfsmaschinen für zwei Ateliers in Böhmen, und kam im Jahr 1829 mit denselben und mehreren Mustermaschinen nach Reichenberg, woselbst er mit seinem Bruder eine Werkstätte zur Erbauung großer Maschinen und Triebwerke errichtete, und dann eine zweite zur Herstellung von Spinn-, Webe- und mancherlei Appreturmaschinen in Alt-Harzdorf, eine Viertelstunde von Reichenberg entfernt, begründete. In jeder dieser Anstalten wurde eine große Zahl aus England gebrachter Hülfsmaschinen, Dreh-, Schneide-, Bohr- und andere Werke in einer Vollkommenheit aufgestellt, wie sie nur in den größten Fabrikstädten Großbritanniens gefunden werden, und bereits im Sommer 1830 wurde dieses Institut in Thätigkeit gesezt. Da jedoch Reichenberg zu weit entfernt von Eisengußwerken ist, die zur Unterstützung dieser Anstalten unentbehrlich sind, verlegte er seine dortige Werkstätte nach Karolinenthal bei Prag, während das zweite Etablissement fortwährend in Alt-Harzdorf blieb. Aus beiden Anstalten gingen seit ihrer Gründung eine große Zahl Gewerbsmaschinen der mannichfaltigsten Art hervor. Die Kraft der gelieferten zehn Dampfmaschinen, die bei Eisenhütten, Steinkohlenwerken, Fournierschneide- und Holzsägemühlen-, Baumwollenspinnereien, Kotton- und Oelfabriken aufgestellt worden, beträgt im Durchschnitt 150 Pferde und die Anschaffungskosten waren gegen 69,000 fl. C. M. Die Werkstätte von Alt-Harzdorf lieferte seit 1830, 538 Maschinen für Baumwollenspinnereien, 37 für Baumwollen-Kraftwebereien. Die Preise werden höchst billig gefunden, und da fortwährend auch die weitern Erfindungen und Verbesserungen aufgefaßt, nöthigenfalls auch Mustermaschinen vom Auslande beigeschafft werden, so ist mit Grund zu hoffen, daß durch deren Einwirkung der Betrieb noch mehrerer als der genannten Gewerbe neue Gestaltung und größere Ausdehnung erlangen werde. — Der ökonomische Schriftsteller Christoph Liebich hat sein Werk: „Der Seidenbau in Böhmen," dem Industrieverein Böhmens gewidmet, und interessirt darin sehr lebhaft zur Cultur des Maulbeerbaums und der Seidenerzeugung auf. Er bemerkt, daß die Gegend um Prag, Melnik, Leitmeritz, Töplitz, Saaz, Komotau und andere Orte ein Clima habe (wofür der Obstbau spricht), welches zum Fortkommen des Maulbeerbaums mehr als hinreichend sey. Betrachtet man dabei die Waldvegetation, die Menge elender Hutweiden und Gestrippe, die Masse von ober- und unterirdischem Brennmaterial, die große Bevölkerung, welche im unwirthbaren Gebirge sogar jene der Insel Malta überbietet, so glaubt er fragen zu dürfen: wo ist das Land, welches für den Seidenbau günstigere Gelegenheit bietet, und wo ist ein anderer Industriezweig, der das wechselseitige Interesse des Flachlandes und Gebirges mehr zu verschmelzen im Stande ist, als der Seidenbau, dessen Rohfabrikat den weitesten Transport zuläßt, und wo sich das Rohfabrikat zum fertigen Stoffe wie 1:3,4 verhält, welcher mithin so viele Arbeit schafft. Der Verfasser nimmt den Seidenbedarf einer Bevölkerung von 4,059,000 (?) Menschen zum Werth von 5,000,000 fl. an und glaubt, daß bei erhöhter Cultur dieses Gegenstandes ein bedeutender Theil desselben im Vaterlande erzeugt werden könnte. Die Runkelrüben-Fabrikation, sagt er, sey Sache des Reichen, sie fordere große Capitale und viel Bodenfläche, das Rohprodukt erlaube dabei keinen weiten Transport; die Seidenzucht dagegen sey Gemeingut des Palastes, wie der armen Hütte. Jenem gebe sie Reichthum, diesem lohnenden Erwerb. Obschon der Verfasser keineswegs ganz frei ist von patriotischer Ueberschätzung der Heimath, so enthält das Buch doch beherzigenswerthe Winke, da man bei der stets steigenden Bevölkerung des Landes allerdings auf die Erweiterung der Nahrungsquellen bedacht seyn muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 15 und literarische Anzeige von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 21. Februar 1838.

— I will perséver so,
And in this mist at all aventures go.

Shakespeare.
Comedy of Errors.

Abenteuer eines jungen Deutſchen.

(Fortſetzung.)

In einem Speiſehauſe fand ich eines Tags einen Mann von mittlern Jahren, deſſen Aeußeres mich bekannt anſprach. Ich hatte irgendwo ſchon dieſe Adlernaſe, dieſe kleinen, tiefliegenden, feuerſprühenden Augen, dieſen zum ſarkaſtiſchen Lächeln ſich verziehenden Mund geſehen. Eingedenk der Regel, nie der Erſte ſeyn zu wollen, der eine Bekanntſchaft erneuert, von der ſich kein vortheilhaftes, wenigſtens kein erhebliches Reſultat erwarten läßt, ſaß ich ſchweigend da und blätterte in einer Zeitung. Der Fremde ſtand auf, näherte ſich mir und blieb, nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf und ab geſchritten, unbefangen vor mir ſtehen. Ich konnte nicht umhin, aufzublicken, er grüßte leichthin und wollte ſich wieder entfernen, als ich unwillig mit der barſchen Frage ihn zurückhielt: was er von mir begehre? — „O nicht das Mindeſte,“ entgegnete er mit jenem beleidigenden Lächeln, das ihm eigenthümlich ſchien; „verzeihen Sie es der Neugierde eines Reiſenden, der es auffallend findet, daß Sie die koſtbarſten Steine an ihrer Cravatte tragen, indeß ein ſilberner Ring Ihren Finger ziert. Aber dieſer Ring hat wohl beſondere Bedeutſamkeit.“ — „Um die ich bitte ſich nicht weiter zu kümmern,“ ſagte ich raſch und trocken. Er machte mir eine leichte Verbeugung und ſezte ſich wieder an ſeinen Tiſch. Nach einer Weile trat ein junger Mann in den Saal, der mir völlig fremd war. Er trug eine offene, freie Phyſiognomie zur Schau, in der ſich noch Spuren großer Schönheit fanden, die einſt der zarte, unſchuldige Knabe gezeigt haben mochte, die aber der verderbte Jüngling vernichtet hatte. Er warf ſich auf einen Stuhl in der Nähe jenes ältlichen Herrn, und beide begannen ein gleichgültiges Geſpräch über die Tagesneuigkeiten. Ich fand in meinen Blättern einen Aufſatz, der das Vaterland betraf, und mich in die Intereſſen deſſelben verſenkend, vergaß ich bald meine beiden Nachbarn gänzlich. Nach einer Stunde ſtand ich auf, um mich wegzubegeben; im Vorſaale traf ich mit dem jungen Manne zuſammen, der mich auf die brüskeſte Weiſe an den Arm ſtieß, indem er die Treppe hinabeilte. Ich folgte ihm und mein Blick forſchte ihn einen Moment aus, ob er vorſätzlich oder ohne Abſicht mir jenen Stoß zugefügt; als ich Trotz in ſeinen Mienen las, ſagte ich: „Mein Herr, ich glaube, es iſt an Ihnen, mir einige Entſchuldigung zu machen.“ — „Gerade dieſe erwarte ich von Ihnen, mein Herr.“ — „In wie fern?“ fragte ich verwundert. Er antwortete durch neue Beleidigungen, die ich ihm zurückgab. Der ältliche Herr ſtand hinter uns, ohne ſich auch nur mit einem Worte

in unſern Handel zu miſchen. Der Auftritt hatte mehrere Zeugen, die auf der Treppe ſtehen blieben, mich betrachteten und ſich ihre Bemerkungen in's Ohr ziſchelten. Die Ausforderung konnte nicht ausbleiben, wir wechſelten unſere Karten, und jeder mit der Adreſſe ſeines Widerſachers in der Taſche entfernte ſich ſchweigend.

„In der That,“ rief ich bei mir ſelbſt, als ich, zu Hauſe angelangt, die Karte an den Spiegelrand ſteckte, „das iſt ein ſehr proſaiſches Duell. Es ſieht bei meiner Ehre einem läppiſchen Kinderzank auf's Haar ähnlich; dennoch werde ich alles, was in meinen Kräften ſteht, aufbieten, die Angelegenheit etwas in's Grandioſe zu treiben. Ich will meine Freunde einladen, ich will Lärm ſchlagen, Champagner trinken und in meinen Reden etwas von einem Geheimniſſe mit einfließen laſſen; dann wird man mir Glück wünſchen, in ſo kurzer Zeit ſchon ein ſo intereſſantes Abenteuer erbeutet zu haben.“

Meinem Gegner blieb es überlaſſen, den Tag unſerer Zuſammenkunft zu beſtimmen; er wählte gerade den, wo einige Stunden ſpäter die geheimnißvolle Abgabe meines Ringes ſtattfinden ſollte. Ich dachte über dieſes Zuſammentreffen der Umſtände nach, und war ziemlich geneigt, hier Abſicht zu ſehen, wo ich unter andern Verhältniſſen nur Zufall erblickt hätte. Mir kam jenes kurze, ſonderbare Geſpräch mit dem ältlichen Manne in den Sinn; offenbar wußte er um die Geſchichte des Ringes, und er ſuchte mein Zuſammentreffen auf der Brücke Notre-Dame zu vereiteln. Waren meine Vermuthungen nicht grundlos, in welche ſeltſame Intrigue war ich dann verflochten! Durfte ich wohl einen Schritt weiter thun, ohne tauſend Fallſtricke zu befürchten, wie ſie die erfolgreiche Induſtrie einer gewiſſen Menſchenclaſſe hier ſtündlich dem unbefangenen und unerfahrenen Fremden in den Weg legt? In der That, meine Betrachtungen nahmen keinen ſehr erfreulichen Gang; ich war nahe daran, den ſilbernen Ring zu verwünſchen; dann ging ich wieder ſchnell zu einem eben ſo ausſchweifenden Enthuſiasmus über, indem ich mich glücklich pries, vielleicht der Held einer verfolgten Schönen zu ſeyn, die ſich meinen Arm zu ihrer Rettung auserleſen hatte.

Aus dieſem Durcheinander von Träumereien riß mich ein ſehr willkommener Brief meiner Mutter. Er war äußerſt mühſam geſchrieben, auf einem parfümirten Papier mit einem ſchwarzen Rande, und faſt unleſerlich durch übergroße Zierlichkeit. „Obgleich ich nichts weniger als adelſtolz bin,“ ſchrieb die edle Dame, „ſo will ich dir dennoch das Haus der Gräfin N. empfehlen, wo du ſicher ſeyn kannſt, an den Perſonen, die ſich dort verſammeln, jene ſo empfehlenswerthen Muſter der Eleganz anzutreffen, die nur die hohe Ariſtokratie bietet. Wenn man dich einmal mit der Tochter des Hauſes in einem Contretanz geſehen hat, ſo iſt dein Ruf feſtgeſtellt und du kannſt dann, auf einem ſichern Boden fußend, weitere Schritte aufwärts thun. Nur vermeide jene Zirkel, wo eine gewiſſe Ungebundenheit herrſcht, wo hübſche Frauen zu ſehen ſind, deren wohlfeile Koketterie vor dem Tabaksdampf und dem Witze kleiner Bürgersſöhne nicht zurückbebt. Das ſind die gefährlichen Plätze, wo deine Sitten leiden können, weil Niemand hier die ſo nöthige Strenge von ihnen fordert, und es erlaubt wird, ſich zu amüſiren, da doch der Grundton der feinen Geſellſchaft immer Langeweile bleibt und bleiben wird. Nur wo wir uns langweilen, behalten wir immer die ſo nöthige Geiſtesgegenwart, welche macht, daß wir nie die Rückſichten gegen andere und uns aus den Augen ſetzen. Wenn ich mich irgendwo amüſire, ſo nehme ich an den Intereſſen der Geſellſchaft Theil und flöße ſelbſt welche ein; geſchieht dieſes aber, ſo bin ich nicht mehr frei und nicht mehr auf meiner Hut; man kann mich feindlich überfallen und ich werde keine Antwort zu geben wiſſen. Mein Rath iſt alſo, daß du immer nur Geſellſchaften beſuchſt, wo du gewiß biſt, dich zu langweilen; ein junger Menſch wie du läßt ſich nur zu leicht von ſeinem Kopfe oder ſeinem Herzen hinreißen. Zeige dich gefällig und nachgiebig gegen das, was man ſo gewöhnlich Thorheit nennt; nichts iſt beleidigender für die Geſellſchaft, als die Miene eines Verbeſſerers. Wenn man über dich lacht, ſo ſieht man dich gerne, wenn man dich aber achten muß, ſo wird man dich gleich überflüſſig finden. Es verſteht ſich, daß du zur rechten Zeit und gegen die rechten Leute dich achtungswerth zeigen mußt. Das gehört nicht hieher.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Nationalerziehung in England.

(Fortſetzung.)

In Betreff der Mittel, durch welche die Erziehung des engliſchen Volks bewirkt und geſichert werden ſoll, theilen ſich die Wortführer in zwei Hauptclaſſen: einmal in ſolche, welche den Fortgang der Erziehung einzig und allein den freiwilligen Anſtrengungen der Nation überlaſſen wollen, und zweitens in ſolche, welche die Verbreitung öffentlichen Unterrichts für eine Pflicht der Regierung erklären. — Die Vertheidiger des freiwilligen Syſtems zerfallen wieder in zwei Unterſectionen, in ſolche, welche an dem Grundſatze feſthalten, daß in keiner, das moraliſche Intereſſe der Nation betreffenden Angelegenheit der Regierung ein Recht der Einmiſchung zuſtehen dürfe, und in ſolche, welche den Folgen einer ſolchen Einmiſchung mißtrauen.

Jene mögen zwar nicht behaupten, daß die Regierung ein, bloß auf die heilige Schrift gegründetes, rein bibliſches Unterrichtsſyſtem einführen würde, fürchten aber und verwerfen jedes, die Bibel ganz ausſchließende Syſtem. Dieſe dagegen ſprechen die Beſorgniß aus, daß Einmiſchung von Seiten der Regierung nicht allein in ihren unmittelbaren Reſultaten die Intereſſen der Religion gefährden würde, ſondern auch durch die untrennbare Beaufſichtigung des Schulweſens und den überwiegenden Einfluß auf die daraus hervorgehende öffentliche Meinung vielleicht nach und nach zum Despotismus führen könnte. Jene würden daher eine von der Regierung geleitete Volkserziehung als ungerecht, dieſe würden ſie als gefährlich bekämpfen.

Auf der andern Seite bilden diejenigen, welche die öffentliche Unterrichtspflege zu einer Regierungspflicht machen, ebenfalls zwei Parteien, von denen die eine ſowohl die ſchaffende als beaufſichtigende Macht in einer Centralbehörde vereinigen, die andere aber den Wirkungskreis der Regierungsbeamten darauf beſchränken will, bereits vorhandene Schulen zu unterſtützen und neue mit lokaler Beihülfe zu errichten, beides jedoch ohne Abweichung von beſtimmten und allgemein anerkannten Regeln und Grundſätzen. Die erſte dieſer zwei Parteien wird namentlich durch einen, unter dem Titel: the Central Society of Education, ohnlängſt zuſammengetretenen, ſehr zahlreichen Verein repräſentirt, der ſeine Anſicht auf die Behauptung ſtützt, der Staat müſſe die Macht haben, Verbeſſerungen zu erzwingen, die Regierung müſſe befugt ſeyn, Perſonen das Lehramt zu verbieten, deren Befähigung nicht genügend conſtatirt ſey, und das Recht anzuwendenden Zwanges ruhe auf denſelben Motiven, welche von den conſtitutionellen ſowohl als den unconſtitutionellen deutſchen Staaten für gleiches Verfahren aufgeſtellt und befolgt wurden. Die andere, von der nicht minder zahlreichen british and foreign School Society ganz beſonders vertretene Partei ſpricht als ihre Anſicht aus, daß die Einmiſchung der Regierung ſich auf zweierlei beſchränken müſſe, auf das Recht der oberſten Inſpection, inſoweit die dabei Betheiligten ihr ſolches eingeräumt, und auf die Befugniß, Geldmittel zu gewähren oder zu verweigern, nicht nach Willkühr, ſondern je nach feſtſtehenden Bedingungen.

Daß es ſeiner Natur nach unmöglich iſt, die Wortführer der zwei Hauptparteien, weil ſie im Prinzipe von einander abweichen, unter Eine Fahne zu ſammeln, iſt eine der vielen und zwar eine der größten Schwierigkeiten, welche bei Ausarbeitung eines verſöhnenden Geſetzes ſich hervordrängen. Und das vergrößert noch die Schwierigkeit, daß, während eine Wahl getroffen, eine Entſcheidung gefunden werden muß, keine der beiden Parteien in ihren ſich bekämpfenden Anſichten eines offenbaren Unrechts gezeiht werden kann. Das engliſche Volk, ſagen die Verfechter des freiwilligen Syſtems, hat, wie bekannt, bis auf die neueſte Zeit eine unerſchütterte und heilſame Abneigung bewieſen, dem Staate einen höhern Grad der Machtvollkommenheit anzuvertrauen, als zu Erhaltung und Fortführung bürgerlichen Regiments ſchlechterdings erfordert wird. Seit Jahrhunderten iſt es der Ruhm des engliſchen Volks geweſen, daß, während andere Nationen die Beförderung allgemein nützlicher Zwecke, die Errichtung allgemein nützlicher Anſtalten von ihren Regierungen erwarten mußten, das engliſche Volk auf der Bahn zum Beſſern vorwärts geſchritten iſt, zwar ununterſtützt, aber auch unbeengt vom Staate. Warum wollen wir ſolches Vorbild verlaſſen, warum auf unſern Ruhm verzichten, warum, ſtatt die eigene Kraft fortdauernd zu erproben, uns in die Arme der Regierung werfen, jezt, wo es das zu erringen gilt, was der engliſchen Nation vor Allem Noth thut, ein tüchtiges Erziehungsſyſtem? — Warum? antworten die Anhänger des entgegengeſezten Prinzips; eben weil der Weg, welchen die engliſche Nation in Betreff ihrer Erziehung verfolgt hat, ein Irrweg geweſen iſt. Viel beſſer gar kein Unterricht, als die armſelige Wenigkeit, welche das Volk durch ſeine eigenen Anſtrengungen ſich zu verſchaffen vermocht hat. Das ſogenannte freiwillige Syſtem ſtellt Umfang und Weſen des öffentlichen Unterrichts der Laune oder dem Zufall anheim. Es legt dem Renner die Zügel auf den Hals, ihm überlaſſend, ob er in geſtrecktem Laufe davon jagen oder ſtätig ſtill ſtehen will. Anomalien und Widerſprüche vollauf! Wiſſen oder Unwiſſenheit, Sittenverderbniß oder Moralität ſind ein Spiel des blinden Ohngefähr. Dem Allen aber kann abgeholfen werden, und das Mittel liegt zur Hand. Die Regierung muß einſchreiten, muß das Volk von ſich ſelbſt befreien. Sie muß die Schullehrer wählen, muß die Schulbücher beſtimmen, muß in jeder Beziehung an die Spitze der Volkserziehung treten, deren Leitung allein übernehmen. Darf eine Regierung, deren Pflicht es iſt, zu belehren und zu erleuchten, den Vorurtheilen und der Thorheit deren weichen, die belehrt und erleuchtet werden ſollen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

Breslauer Volksleben.

Das ganz- und vierhäusliche Breslauer Volksleben, von dem ich einen allgemeinen Abriß geben will, iſt im Winter um mehrere Etagen erhöht gegen den Sommer. Es hat im Ganzen eine ſo großartige, abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit,

daß man es nirgends, und ſelbſt in den Provinzialſtädten Schleſiens kaum in ſchwachen Reflexen wiederfindet, eben weil es nur Provinzialſtädte ſind. — Eine Menge großer, zum Theil geſchmackvoll dekorirter Tanzſäle haben die niedern Claſſen inne, und man hat anderwärts ſchwerlich einen Begriff oder eine Anſchauung von ſolchem nänadiſchen Rasen unter ſolchen Umſtänden, wie es hier an den privilegirten Tanztagen, Sonntag und Montag, ſtattfindet, wozu tüchtige, zahlreiche Muſikcorps die in Walzer und Galopps metamorphoſirten anſprechendſten Nummern der neueſten Opern zerfleiſchen. Daß zu der glühenden Wonne des überfüllten Saales, in welchem man buchſtäblich ſich durchwinden muß, Strauß und Lanner als permanente Freudenkönige nicht wenig beitragen, verſteht ſich. Von beſonderer Charakteriſtik iſt es, daß auf dieſen glänzenden Paradeplätzen des Breslauer Volkslebens nicht ſelten mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen ſtattfinden. Man ſieht hier: „Arlequin unter dem Schutz der Zauberei,“ „die Räuber in den Abruzzen“ u. dergl. Das nach Pauken und Trompeten raſende Volk iſt dann ſtockſtill und andächtig. Man ſieht, es will werden mit der höhern Cultur. Dieſe Tanzſäle, etwa eine Mandel an der Zahl, worin es ernſtlichſt auf Erwerbung der Schwindſucht in jeder Form abgeſehen iſt, liegen alle vor den Thoren. Der beſſere Theil des Publikums und die Crême de la bonne société hält ſich zu Bällen, Concerten und Converſation für beſtimmte Tage in ſtreng abgeſchloſſener Weiſe die übrigen meiſt in der Stadt gelegenen vor, und man kann von Breslau namentlich in Winter mit Recht ſagen: hier iſt das Leben ein Tanz! Er iſt freilich darnach, wenn ich die höhern Cirkel ausnehme, in denen der Franzoſe Baptiſte ſeit einer langen Reihe von Jahren die Intereſſen Terpſichore's vertritt.

Von dem ehemals berühmten Breslauer Biere, Schöps genannt, heißt es, wie von vielen andern Dingen: „sic transit gloria mundi!“ und wahre Troglodytenhöhlen ſind meiſt die Brau- und Schankhäuſer, unter dem Namen Kretſchamhäuſer, worin der ſchlechteſte teutoniſche Nektar gereicht wird. Sie bilden in der Regel die Straßenecken mit Durchgängen, bewahren eine alterthümliche, unerfreuliche Charakteriſtik, und ſind die täglichen Hauptplätze für die niedere Geſellſchaft, die ſich am großen, ſtandhaften Eichemiſche mit dergleichen Bänken verſammelt. Nahe der Thüre thront in einer Art Katheder, in der Kretſchamſprache „das Oefel“ genannt, der gewöhnlich wohlbeleibte und wohlbegüterte Brauereibeſitzer oder deſſen Hausehre, auf einem kupfernen Zahlbrette Geld einnehmend, Oberaufſicht haltend und dem lärmenden Gewimmel der Gäſte zuſchauend, unter denen am ſogenannten Stammtiſche in der Nähe des Hausthrons die älteſten, bewährteſten Beſucher eine Art Ariſtokratie bilden. Aus dem dreißigjährigen Kriege her iſt hier die ſpaniſche Bastankarte bräuchlich, die triviale Kannengießerei aber iſt deutſch. Die Hauptfigur des Tableau's iſt der Schenk, gewöhnlich eine kurze, gedrungene Geſtalt in einer Amtstracht von weißen, weiten Hemdermeln, ſchwarzen Beinkleidern, mit kurzer, geglätteter blauer Leinenſchürze, und ſchließlich mit hohen, ſpiegelblank gewichsten Stiefeln, der die Gäſte mit Eifer grüßt und unter ſtereotypen Kernwitzen bedient. Der Hauptcharakter dieſes echten Breslauer Bildes iſt ein Tabaksdampfmeer und ein gutmüthiger, ſinnverwirrender Lärm; und wenn eines Hogarths Hand auch dies lebendige Gemälde in allen Situationen zu zeichnen vermöchte, dieſen eminenten Lärm könnte er doch nicht zeichnen, und ſeine tollen Gruppen würden höchſtens einem recht glücklichen Ohrenphantaſten eine ſchwache Idee davon geben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prag, Januar.

(Beſchluß.)

Theater.

Eine, wenn auch nicht gerade wichtige, doch beachtungswerthe Novität unſerer Bühne war: „Der „Brandſtifter“ oder die Geſchwiſter,“ Schauſpiel in fünf Akten von Emanuel Leutner, der unſtreitig mit Talent und Sorgfalt gearbeitet hat; doch handelt es ſich hier wieder einmal um 24,000 fl., wie zu Iffland's Zeit, an den auch die fünf Akte und der Umſtand erinnern, daß eine Perſon, die eigentlich die Triebfeder all des Unglücks iſt, gar nicht vorkommt, und wir nur die Folgen ihres böſen Einfluſſes ſehen und von ihr als einer Syrene ſprechen hören. Die Aufführung war in allen Theilen ſo ſchwach, daß wir wohl glauben wollen, das Ganze könne, trotz ſeiner Längen, bei einer guten Beſetzung Intereſſe erregen. Der Schauſpieler, der das Stück zu ſeinem Benefiz wählte, hat dem Prager Publikum ein ſchlechtes Compliment gemacht, indem er glaubte, dem einfachen Titel des Leutnerſchen Stückes noch einen zweiten beifügen zu müſſen, wie es bei den Bühnen kleiner Städte oder bei Badetheatern Gebrauch iſt. Die Leopoldſtädter Poſſe: „Adelaide oder zehn Jahre aus dem Leben einer Sängerin,“ von Schikh, ſoll nach einem franzöſiſchen Vaudeville bearbeitet ſeyn; das mißglückt den Wiener Lokaldichtern immer, welche die fremden Zuſtände zu wenig kennen, um die conſonirenden Akkorde in dem Leben der Heimath dafür aufzufinden. Dieſe Poſſe iſt über die Maßen langweilig. Ein zweiter Verſuch hieſiger dramatiſcher Compagniedichtung waren: „Die drei Verlobungstage,“ Drama in drei Abtheilungen von Ferd. Wal. Ernſt und G. J. Das Stück fiel durch. Der 14te Januar iſt einer der verhängnißvollſten Tage in den Annalen des Prager Theaters. Die Direktion kündigte nämlich an dieſem Tage an: „Mathilde von Spoleto, die von dem Laſter eine geraume Weile verfolgte ſtands- und tugendhafte Frau, oder: der verhängnißvolle Ziegenbock und das ſchnellfüßige Roß;“ ein großes Schau-, Luſt-, Rühr- und Spektakelſtück als Parodie aller Rettungsgeſchichten, ſehr verwickelten Inhalts, mit Tänzen, Geſängen, Märſchen, in zwei Akten. Obwohl ſchon der Titel dieſes Stückes wahrlich mehr geeignet ſchien, vom Theaterbeſuch abzuſchrecken, als anzulocken, ſo iſt doch das kleine Theaterpublikum zu ſehr an dieſe Art, den langen Winterabend zu tödten, gewöhnt, und da es eben ein Sonntag war, ſo füllte und überfüllte eine Menge ungewöhnlicher Theatergäſte das Haus in allen ſeinen Räumen, und mit ſeltener Langmuth erduldete das Publikum alle Schrecken einer Darſtellung voll der langweiligſten Gemeinheit; bald aber verbreitete ſich ein allgemeines Ziſchen in der Verſammlung, endlich gab ein langgehaltener Pfeifton das Signal, und nun entſtand ein furchtbarer Tumult. Die Direktion ließ endlich, als letztes Mittel zur Stillung des Scandals, den Kronleuchter in die Höhe ziehen. Der Verſuch war gewagt, denn leicht hätte die Unruhe dadurch ernſthafter werden können; aber zum Glück ſind die Prager noch Anfänger in dieſer freien Kunſt, und ließen ſich diesmal durch die Finſterniß beſchwichtigen; es ſteht jedoch zu erwarten, daß, wenn die Direktion nicht ſorgfältiger in der Wahl ihrer Sonntagsſtücke iſt, ähnliche Scenen ſich öfter wiederholen, und der Ton des Publikums immer mehr ausarten werde.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 22. Februar 1838.

Another and a brighter port
Is now his peaceful home,
Where wail or woe, or earthly sort
Of care can never come.

Madden.

Gedichte von J. G. Seidl.

Der alte Schiffer.

(Ballade.)

Ein alter Schiffer lebt' am Oſtſeeſtrand,
Den ſchon der Morgen ſtets am Meere fand;
In ſtiller Sehnſucht blickt' er da hinaus,
Als wär' ſein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! ſein Schatz, ein Sohn,
Seit Jahren ſchlief im grünen Meere ſchon;
Vor ſeinen Augen hob in's feuchte Grab
Die Fluth ihn einſt aus leichtem Kahn hinab.

Schon flochten drunten ſein gebleicht Gebein
Meerlilien mit grünen Blättern ein;
Doch in des Vaters gramgebeugter Bruſt
Umwob noch keine Hülle den Verluſt.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löst den Kahn und ſteuert auf die Höh',
Und ſchlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In ſtillem Wahnſinn auf das Fell, und ruft:

„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörſt du mich denn nicht?
„O komm herauf, bevor das Herz mir bricht!
„Ich ſetz' in meinen Kahn dich neben mich;
„O komm' herauf, nach Hauſe führ' ich dich!

„Und biſt du todt, ſo grab' ich dir ein Grab
„Auf unſrem Kirchhof, lege dich hinab,
„Und pflanze Blumen und Gebüſch umher.
„Liegſt doch wohl beſſer als im kalten Meer!“

Er ruft — und ruft — bis längſt die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt ſtill für ſich:
„Er hat's noch nicht gehört in ſeinem Haus —
„Nun morgen fahr' ich weiter noch hinaus!“

Und eines Morgens fuhr er auf die See,
Und fuhr hinaus, viel weiter wohl als je; —
Gewiß hat endlich ihn ſein Sohn gehört,
Weil er am Abend nicht zurückgekehrt.

Thürmer und Todtengräber.

Der Thürmer in ſeiner Stube
Der ſaß in finſtrer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

Er bog ſich hinaus zum Fenſter
Und ſah auf den Friedhof hinab,
Da grub der Todtengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

„Traun! meinte der Thürmer droben,
„Der hat wohl ein ſchaurig Amt:
„Zu wohnen unter Leichen,
„Im Leben zum Tode verdammt!

„Von Gräbern umduftet zu ſchlafen,
„Auf morſchen Leibern zu ſtehn,
„Und unter Kreuzen zu wandeln,
„Und über Knochen zu gehn!

„Bei kniſternden Bretern der Särge
„Zu kochen das karge Mahl,
„Bei jedem Schritt erinnert:
„Hier ruhſt du auch einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geſchreckter Mann;
„Doch müßt' ich da drunten wohnen,
„Wohl käm' ein Grauen mich an!“

Der Todtengräber unten
Sezt eben den Spaten ein;
Da fällt ihm das Licht in's Auge
Von Thürmers Fenſterlein.

„„Traun! meint der Todtengräber,
„„Der hat wohl ein ſchaurig Amt:
„„Zu wohnen allein in den Lüften,
„„Zur Einſamkeit verdammt!

„„Von Stürmen umbraust zu werden,
„„Von Raben umkrächzt zu ſeyn;
„„Aus öder Stube zu ſtarren
„„In's öde Dunkel hinein!

„„Und immer die Glocke zu läuten,
„„Wenn Einer ſtarb im Thal,
„„Bei jedem Schlag erinnert:
„„So läutet's dir auch einmal!

„„Hab' eben nichts zu verlieren,
„„Bin kein geſchreckter Mann;
„„Doch müßt' ich da droben wohnen,
„„Wohl käm' ein Grauen mich an!““

Ueber Nationalerziehung in England.

(Fortſetzung.)

Die Freunde des freiwilligen Syſtems laſſen ſich hiedurch nicht werfen. Sie behaupten, ſolche Anſicht vertrage ſich nur mit einem despotiſchen Regimente, ſolches Verfahren gehe Hand in Hand mit dem, wodurch ſelbſt Privatlehrer gezwungen würden, jeden etwaigen Wechſel ihrer Wohnung der Regierung anzuzeigen, den Inhalt ihrer Vorträge genau anzugeben und in Religion nicht anders als mit Erlaubniß der geiſtlichen Behörde Unterricht zu ertheilen; für England und die freien Engländer paſſe das nicht. Hier liege kein Grund der Nothwendigkeit vor, Maßregeln einzuführen, welche ſo unverträglich mit den Gefühlen und Gewohnheiten der Nation, ſo leicht zu mißbrauchen und ein ſo bequemes Polſter für die ſchlimmſte aller Tyranneien ſeyn, die Feßlung der öffentlichen Meinung. Es ſey kein vernünftiger Grund vorhanden, der Regierung einen moraliſchen Einfluß aufzudrängen, der zu Vernichtung der Volksfreiheit angewendet werden könne. Wohl aber fehle es nicht an überzeugender Aufforderung, einen ganz andern Weg einzuſchlagen, die beſtehenden Vereine zu unterſtützen und die Befugniß, ſeine Lehrer zu wählen und unter allen Umſtänden ſeine Erziehung ſelbſt zu leiten, unbedingt zur Angelegenheit des Volks zu machen. Eine praktiſche Erläuterung dieſes Satzes entnehmen die Freunde des freiwilligen Syſtems aus der verſchiedenen Art und Weiſe, wie in den beiden nordamerikaniſchen Staaten Connecticut und Neuyork das Schul- und Erziehungsweſen geordnet iſt, und aus der auffallenden Verſchiedenheit der reſultirten Folgen. Bis zum Jahre 1795 beſtand in Connecticut das freiwillige Syſtem ganz in derſelben Form wie noch gegenwärtig in England, und kein Kind erreichte das vierzehnte Jahr, ohne Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt zu haben. Seit dem Jahre 1795 hat der Staat nach und nach die Koſten des Schulweſens übernommen, und der Unterricht iſt ſchlechter und die Kinder lernen weniger. Anders in Neuyork. Hier belief ſich 1816 die Zahl der Kinder — vom fünften bis zum ſechzehnten Jahre — auf 176,119; von dieſen beſuchten 140,106 die Schulen, und zu den Koſten trug der Staat jährlich 100,000 Dollars bei. 1831 war der Staatsbeitrag noch derſelbe; aber die Zahl der Kinder hatte ſich auf 522,618 vermehrt, und davon genoſſen 512,175 Schulunterricht. Nun die Parallele. In Connecticut zahlt der Staat für jedes Kind jährlich einen Dollar; viele Diſtrikte haben alle freiwilligen Beiſteuern eingeſtellt; die Lehrer ſind gering beſoldet und die Schulen werden im Allgemeinen nachläſſig verwaltet. In Neuyork

zahlen im Durchschnitt die Bürger über einen Dollar für jedes Kind; die besten Lehrer werden gut besoldet und ihre Schulen sind im trefflichsten Zustande. Was hieraus geschlossen und bewiesen werden soll, liegt auf der Hand: es ist die, England warnend vorgehaltene Wahrscheinlichkeit, daß unbeschränktes Eingreifen der Regierung das Gute nicht bewirken werde, nicht bewirken könne, welches die Verfechter desselben als unbezweifelte Folge vorher verkündigen. Und allerdings scheint sogar die menschliche Natur das zu verbürgen, was in Connecticut der Fall gewesen ist, daß freiwillige Beisteuern in dem Grade aufhören, in welchem der öffentliche Schatz Unterstützungen gewährt, und daß keine Sache, deren oberste und alleinige Direktion der Staat übernimmt, für Privatpersonen länger Gegenstand eifriger Theilnahme bleibt. Nur durchgängige Alleinherrschaft kann wohlthätig seyn. Jeder Versuch, im einzelnen Zweige des öffentlichen Wesens eine Gewalt auszuüben, die mit der Verfassung des betreffenden Landes sich nicht verträgt, kann kaum anders als mit bitterster Täuschung derjenigen enden, die thöricht genug waren zu glauben, daß blinder Gehorsam mit Freiheitsliebe bestehe, oder daß eine Theorie, mit welcher Despotismus seine Fesseln vernietet, zu den Gewohnheiten und Gefühlen freier Menschen passe.

Weniger Rücksicht verdient der von den Freunden des freiwilligen Systems geltend gemachte Umstand, daß die Einführung eines entgegengesetzten, sogenannten Staatssystems dem englischen, ohnedies schon mit Abgaben überlasteten Volke neue Bürden auflegen werde; denn was ist Geld, wo es um das geistige und moralische Gedeihen aufwachsender Geschlechter sich handelt? Der Finanzminister mag die neue Ausgabe beklagen; ein reiches und großherziges Volk darf darüber nicht murren. Und am Ende tauscht auch die neue Steuer nur den Namen einer alten ein, wird aus einer freiwilligen eine gezwungene. Was hingegen in England bei Ausarbeitung eines versöhnenden Gesetzes wesentliche Berücksichtigung erheischt, ist der große, schwierige Punkt des Religionsunterrichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines jungen Deutschen.

(Fortsetzung.)

Dieses mütterliche Schreiben schloß mit einigen Anweisungen für die Toilette und ein paar kühlen Nachrichten über Personen und Verhältnisse der Heimath. „Ach!“ rief ich schmerzlich aus, „wenn ich im Zweikampf falle, werde ich diesen Brief voll goldener Regeln an mein verblutendes Herz drücken und mich bemühen, mit so viel Anstand wie möglich aus dieser Welt zu gehen. Ich habe keine frohe Stunde in ihr genossen, und was ich an großen Ereignissen erbeutet, ist nicht der Rede werth. Nicht einmal zu einem Contretanz mit der Gräfin N. hat es mein neidisches Schicksal kommen lassen!“

Meine Todesahnungen realisirten sich nicht. Ich wurde zwar verwundet, aber nicht tödtlich. Den Arm in der Binde und mit einem leichten Fieber kämpfend, stand ich Nachts vor zwölf Uhr an dem Geländer der Brücke Notre-Dame. Der Mond zeigte seine volle Scheibe in glänzender Pracht am wolkenlosen Dom der herrlichen Himmelskuppel; Silberfunken zitterten im dunkeln Bette des Flusses unter mir, in einiger Entfernung dampfte die Stadt, der Umkreis der Vorstädte. Ich stand in meinen Mantel gehüllt, mein Diener wenige Schritte von mir entfernt. Die vorübereilenden Gruppen, die die Brücke passirten, warfen flüchtige Blicke auf mich, aber Niemand blieb stehen, um sich mit mir in ein Gespräch einzulassen. Mitternacht ging vorüber, es schlug ein, zwei Uhr, und noch stand ich in unbefriedigter Erwartung. Meine Wunde erregte mir Schmerzen, die kühle Morgenluft wurde mir im höchsten Grade lästig. Schon machte ich mich fertig, heimzukehren, als dicht vor der Brücke ein Wagen hielt, der Schlag geöffnet wurde und ich im Dämmerlicht des immer mehr verschwindenden Mondes eine Frau, in einen Mantel gehüllt, eilig auf mich zukommen sah. Sie blieb einige Schritte vor dem ersten Bogen der Brücke stehen und schien ungewiß, ob sie sich mir nähern solle oder nicht. Indem sie noch so schwankte, traten schnell zwei Männer von der entgegengesetzten Seite hervor; der eine derselben versperrte der Dame, die die Flucht ergreifen wollte, den Weg; ich hörte einen ziemlich lauten Wortwechsel, und endlich sah ich sie an seinem Arme dem Wagen wieder zuschreiten. Sie wurde hineingeschoben, die Thüre heftig zugeschlagen und der Jüngere jener Beiden nahm neben dem Kutscher Platz. Der Wagen rollte fort; ich war wieder allein.

Es brauchte nur ein geringes Nachdenken und wenig Beobachtungsgabe, um in den beiden Störern meines Abenteuers dieselben zwei Ueberlästigen zu erkennen, die mich zu verfolgen schienen, seitdem sie wußten, daß ich im Besitz des silbernen Ringes war. Die Betrachtungen, die ich über die Dame anstellte, fielen sehr zu ihren Gunsten aus. So viel ich hatte sehen können, war sie jung, schön und von Stande; aber in welcher Absicht näherte sie sich mir? In ihrer Haltung und ihrem Betragen lag das Geständniß ausgedrückt, daß sie meiner Hülfe bedürftig war, vielleicht gegen ihre beiden Begleiter. Ich war jezt entschlossener wie je, das Abenteuer nicht fallen zu lassen. Erwärmt und belebt durch das

Feuer dieſes Vorſatzes, trat ich meinen Rückweg an. Auf der Stelle, wo die Unbekannte verſchwunden war, ſpielte der Morgenwind mit einem Blättchen Papier; ich hob es auf, aber es war mir unmöglich, die leicht mit einem Silberſtift hingezeichneten Schriftzüge zu erkennen; ich ſteckte es zu mir.

Zu Hauſe angelangt, ſpürte ich einen ſtarken Anfall von Fieber, der mich zwang, mich niederzulegen, und mich den Tag über an's Bette bannte. Die Krankheit wurde ſo heftig, daß ich das Bewußtſeyn verlor und mehrere Stunden mit qualvollen Schmerzen kämpfte. In lichtern Augenblicken ſchwebte mir die Scene auf der Brücke vor, und zugleich kam mir das Billet, das ich noch nicht geleſen, in den Sinn. Das Blatt eröffnend, fand ich die Worte: „Am erſten Tage der nächſten Woche wird ſich Jemand bei Ihnen einſtellen; haben Sie Vertrauen und folgen Sie ihm. Ihr Glück, Ihre Ruhe ſind in den beſten Händen.“

Meiner Phantaſie ſchwebte die anmuthige junge Geſtalt vor, die ich den Wagen hatte verlaſſen und auf mich zukommen ſehen; mein Entſchluß war, eine ſo reizende Bekanntſchaft, wenn es ſeyn müßte, mit den größten Opfern zu erkaufen. Mein franzöſiſcher Kammerdiener, den ich bei meiner Ankunft in Paris angenommen und der durch ſein eigenthümliches, aus komiſchem Ernſte und treuherzigem Spaße gemiſchtes Weſen meine ganze Zuneigung ſich erworben hatte, ſchien, obgleich ich ihn nicht in's Vertrauen zog, die Angelegenheit zu errathen. Er erbot ſich, mich überall hin begleiten zu wollen und mir die genaueſte Auskunft über Perſonen und Sachen zu geben. Seine Miene drückte dabei Schlauheit und Ehrlichkeit zugleich aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortſetzung.)

Branntwein. Juden.

Ich würde bei der niedern Tendenz der Kretſchambäuſer nicht ſo lange verweilt haben, obgleich ich in die Details eigentlich gar nicht eingegangen, wäre mir irgendwo in Deutſchland und Schleſien eine ähnliche eigenthümliche Wirthſchaft vorgekommen. Wir haben indeß auch mehrere Bieretabliſſements, welche ſich ganz oder zum Theil aus jener Kategorie emporheben. Hiezu gehört der alterthümliche Rathskell.r. Schweidnitzer-Keller genannt, welcher in zwei langen unterirdiſchen Sälen ſich ausdehnt, früher ſtreng auf gewiſſe Ordnungsgeſetze hielt und eine ſpecialhiſtoriſche Bedeutſamkeit hat. Das welthiſtoriſche bayeriſche Bier iſt auch zu uns gedrungen, und Englands unüberſetzliches, völkerbeglückendes Comfort wird immer einheimiſcher, und iſt bereits in unſere Fleiſchgewölbe, Seifenſieder- und Buchbinderläden gedrungen.

Ein wichtiger Artikel für das Volksleben iſt noch der Liqueur, und ein Reiſender hat Breslau das deutſche Cognac genannt. Es iſt wahr, der Breslauer vom großen Haufen weiß, daß unſer Liqueur berühmt iſt; er erkennt die Bemühungen der Deſtillateurs an, indem er ein Erkleckliches conſumirt, und die Parole iſt zu allen Tageszeiten — ein Schnaps. Doch iſt das immer nur erſt die Ouverture zu Polen, wo der Branntwein bekanntlich das reine Lebenselixir iſt. — In den Frühſtücksläden der eigentlichen größern Liqueurkünſtler, welche in dieſer Induſtrie den alten Ruhm der Stadt bewahren, findet ſich der beſſere Theil des liqueurverehrenden Publikums ein. Das höhere Raffinement hat hier Ananas, Vanille, Roſen, Veilchen, Kaffee, Chokolade und ſogar Maikäfer in's große Liqueurgebiet gezogen. Mit den concreten Begriffen aber noch nicht zufrieden, wendet man ſich auch an die abſtrakten; denn man verfertigt z. B. einfache und doppelte „vollkommene Liebe“ (parfait amour). Das Gegenmittel der Cholera, deſſen Wirkſamkeit den Breslauern am meiſten einleuchtete während der Herrſchaft der verlarvten Henkerin, war der „Choleraliqueur,“ den ein hieſiger Deſtillateur nach dem Recept des Medicinalraths Wendt als ein kräftiges Magenmittel verfertigte. — Mit Unluſt betritt man die engen, unſaubern, übelduftenden Liqueurläden in der Stadt, wo der Tagarbeiter frühſtückt. Auch hier ſind indeß noch Spuren eines beſſern Pli's; aber in den Branntweinſchenken der Vorſtädte, namentlich vor dem Oder- und Nikolaithor, wo die Brennereien ſelbſt ihren Hauptſitz haben, da offenbart ſich die polniſche Leidenſchaft ſchon ſehr widerwärtig. Dreißig Brennereien bereiten das feurige Gift; achtzig Deſtillateurs verfeinern es, und im Ganzen gibt es nicht weniger als gegen zweihundert Branntweinſchenken, die gewiß ſchon weit zahlreicher wären, wenn die Regierung nicht ihre Vermehrung beſchränkte. Möchte ſie ſich veranlaßt finden, das ganze nordiſche Branntweinweſen noch mehr zu erſchweren und dagegen Bierbrauereien begünſtigen, die gegen die alte Zeit ſo geſunken ſind. Die Branntweinblaſe, das Wahrzeichen des Nordens, iſt eine entſetzliche Mörderin, um ſo mehr, je weniger man ihre Wirkungen berechnet.

Das Judenthum gewinnt immer ausgedehntere Bedeutſamkeit in unſerer Stadt; es ſcheint eine Art commerzieller Ariſtokratie mit der Zeit ſich daraus bilden zu wollen. Früher hatten die Juden nur den ſüdweſtlichſten Theil der Stadt zu Wohn- und Handelsplätzen inne, jetzt ſieht man ihre ſehr eleganten Läden ſchon am Ringe, wie in den ſchleſiſchen Städten durchweg der Marktplatz heißt. Wenigſtens im äußern Leben ſcheint ihre Emancipation vor dem Forum der Vernunft und Vorurtheilsloſigkeit bereits bei uns zu Stande gekommen; denn ſie erfahren in geſelligen Beziehungen wohl nirgends mehr jene Ausgeſchloſſenheit von der chriſtlichen Societät, wie früher, wo nur einzelne Israeliten von Geiſt und Herz, welche ſich dem perſönlichen Gepräge ihrer allgemein angefeindeten und verſpotteten Nationalität völlig zu entäußern wußten, in geiſtesfreien Kreiſen Zugang fanden. Im Ganzen will man behaupten, daß ſich bei den Israeliten viel geiſtige Regſamkeit vorfinde; meiſt aber iſt es wohl nur das Streben nach einer gewiſſen geiſtigen Appretur, die der reiche Jude ſeinen höher geſtellten Geſellſchafts- und Geſchäftsverhältniſſen nach als unerläßlich anſieht; denn er will — kann er nicht durch ſeinen Geiſt glänzen — doch wenigſtens mitſprechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. Februar 1838.

— Am I mad, or well advis'd?
Known unto these, and to myself disguis'd?
Shakespeare.

Abenteuer eines jungen Deutſchen.

(Fortſetzung.)

Mit Ungeduld erwartete ich den Montag. Meine geſunde Natur hatte das Fieber überwunden, ich hatte nicht nöthig, vor einem neuen Rückfall beſorgt zu ſeyn. Jezt war es mir völlig gewiß, daß ein zärtliches Abenteuer meiner wartete. Um ſieben Uhr Abends, nachdem ich peinlich die Stunden des Tages gezählt, hielt ein Wagen vor meiner Thüre. Einſteigend fand ich ein nicht ganz junges Frauenzimmer, das mir mit kurzen, artigen Worten ſagte, daß ſie Befehl habe, mich zu ihrer Gebieterin zu begleiten. Während der Wagen ſich in Bewegung ſezte, hatte Olivier, mein Kammerdiener, eben Zeit mir zuzuflüſtern, daß er die Equipage der Gräfin N. erkannt habe, und daß ich keine Beſorgniſſe hegen möge. Ich befahl ihm, mir unbemerkt zu folgen.

Die Gräfin N.! rief ich bei mir, die elegante, vornehme Schöne, die meine Mutter mir als das Ideal der feinen Welt empfohlen, in deren Salon ich lernen ſollte, was gute Sitten ſind! Dieſe Gräfin gibt ſich jezt mit einem ſo myſteriöſen Handel ab? Hätte ſie doch nur gewartet! morgen hätte ich ihr mein Empfehlungsſchreiben überſendet; da wären dieſe geheimnißvollen Anſtalten nicht nöthig. Ich wußte, daß die Gräfin N. eine junge, ſchöne und reiche Dame, daß ſie Wittwe war und viele Anbeter zählte. Aber auf welch ſonderbare Art verſchafft ſie ſich dieſe! Die Dame muß Neigung zur neuen romantiſchen Poeſie haben. Meinethalben, ich muß nur ſehen, wie ich als Mann von Welt mich benehme.

Durch eine endloſe Folge von kleinen, engen Gaſſen hatte der Wagen ſchon gewunden, endlich hielt er, und auf ein Zeichen meiner Nachbarin rollte er in einen weiten Thorweg. Reichgekleidete Diener halfen uns heraus und ein erleuchteter Vorſaal empfing uns. Ich wollte ſchon in eine der Thüren eintreten, als meine Gefährtin, ſich an meinen Arm hängend, mich in einen Gang hineinzog, an deſſen Ende wir eine Treppe erſtiegen, die ziemlich hoch führte und nicht zum beſten erleuchtet war. Oben fand ich wiederum einen Vorſaal; wir eilten an ein paar Thüren vorbei, die offen ſtanden, und traten dann in ein Kabinet, das einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich machte. Es war wohnlich, zierlich, ohne elegant und koſtbar zu ſeyn. Während ich mich in dieſem Raume umſah, verſchwand meine Führerin und ließ mich allein. Ich näherte mich dem Fenſter und ſah zu meiner Beruhigung unten Olivier herumſpazieren. Wie ich mich wieder umwandte, ſtand die Bewohnerin dieſer Gemächer vor mir. Es war eine ältliche Dame, in ein weites Kleid von ſchwerem Stoffe gekleidet. Sie war bleich

und in ihrer Miene lag etwas Ehrfurchtgebietendes und zugleich Vertrauenerweckendes. Ich muß gestehen, daß ich Anfangs nicht wenig über den Streich zürnte, den der Zufall meiner Phantasie gespielt. War dieses liebenswürdige Mütterchen mit ihrem Diamantkreuz und dem Spitzenhäubchen die zärtliche Schöne, die ich erwartet hatte?

Man forderte mich auf, mich zu setzen, und nachdem ich den silbernen Reif ihr abgegeben, sagte sie mit einem gutmüthigen und verbindlichen Lächeln. „Mein Name ist Frau von G.; ich bin eine Schwester der Gräfin N. Mein erster Mann war früher in preußischen Diensten, und ich bin mit Ihrer Frau Mutter äußerst intim. Dieser Ring beruht auf einem Scherz, der aber, wie ich höre, fast ernsthafte Folgen nach sich gezogen hätte. Ich bedaure jezt, daß ich nicht andere Maßregeln genommen habe, um zu meinem Zwecke zu kommen. Dieser Zweck ist ein sehr ernster, und Sie sollen ihn gleich erfahren. Ich hörte zufällig, daß Sie nach Paris kommen würden, und eine Freundin von mir in Frankfurt, die Sie unter der Verkleidung, die sie gewählt, wohl schwerlich erkannt hätten, wenn Sie sich überhaupt erinnern, sie jemals gesehen zu haben, erfüllte meinen Wunsch, Sie an mich zu weisen, auf die Ihnen bekannte Art. Sie haben wohl ein Geheimniß anderer Art vermuthet; in Ihren Jahren und in der Stadt, in der wir uns befinden, wäre das auch etwas Natürliches. Aber Sie mögen mir immerhin Dank schuldig seyn; denn wie ich es versprochen habe, will ich Ihnen nüzlich werden. Ihre Mutter und meine Schwester, die Gräfin N., wissen um meine Plane. — Mein jezziger Mann ist bei der hohen Polizei angestellt, und sein Hauptgeschäft besteht darin, eine gewisse Classe von Spizbuben zu beobachten, die dem Fremden besonders beschwerlich fallen. Erlassen Sie mir ein Gemälde der Ruchlosigkeiten, die in dieser Art täglich, stündlich hier vorfallen; mit dieser Schattenseite der Civilisation haben wir, als Personen dieses Berufs, allein zu thun. Ich habe, muß ich offen gestehen, einen Theil meines so natürlichen Widerwillens bei Seite gesezt und suche, indem ich meinem Mann hie und da Hülfe leiste, meine psychologischen Kenntnisse zu erweitern. Dieser Zweck genüzt mir und läßt mich manches Widerwärtige und Empörende bezwingen. Aber nächst der Bereicherung der Menschenkenntniß habe ich auch den Vortheil, meinen Freunden dienen zu können. Ohne Stolz zu melden, ist mein einfacher silberner Ring oft Ursache gewesen, daß große Schäze ihren Eigenthümern erhalten wurden. Ich will mich mit diesem Resultat meiner Bemühungen nicht brüsten; denn wie Sie sehen, behandle ich diese ernste Angelegenheit gelegentlich wie einen phantasiischen Spaß. Aber die Freibeuter sind hinter meine kleinen Künste gekommen, wie ich merke, und ich muß ein anderes Merkmal ersinnen, durch welches ich mich mit meinen entfernten Freunden in Rapport sezte. Ich weiß, daß diese Elenden den silbernen Reif an Ihrem Finger gesehen, daß sie, wenn auch nur dunkel, den Zusammenhang geahndet, und daß sie versucht haben, durch jenes Duell, zu welchem man Sie so ungebührlicherweise gezwungen, meine Erfolge zu vereiteln. Vor wenig Tagen, auf jener Brücke, die man Ihnen bezeichnet, hat man mein Kammermädchen, das ich abgesendet, insultirt und zur Flucht gezwungen. Hätten Sie mir nun nicht vertraut, und wären Sie heute nicht erschienen, so wüßte ich kein Mittel, Ihnen die Mittheilungen zu machen, welche Ihnen von der höchsten Wichtigkeit seyn müssen, und die Sie jezt erfahren sollen."

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber Nationalerziehung in England.

(Fortsezung.)

Der Mensch, hat man gesagt, bewältigt die Natur, um wieder ihr Sklave zu werden. Statt auf einen Standpunkt moralischer Stärke zu erheben, führt die Civilisation einen Grad von Schwäche und Erniedrigung herbei, der nur in der Religion wirksamen Widerstand findet. Daher die Nothwendigkeit, mit jedem Erziehungssysteme gesunden Moral- und Religionsunterricht zu verbinden. Hier entsteht nun aber die praktische Frage: auf welche Art dieser Unterricht am besten und zweckgemäßesten ertheilt werden könne, *ohne* die religiösen Eigenthümlichkeiten der von einander abweichenden Secten zu verlezen? Offen und laut widersezt sich in England Niemand der Ertheilung religiösen Unterrichts. Ungläubige und Abtrünnige gibt es allerdings die Fülle; aber es ist ziemlich Regel in England, daß die Feinde der Religion den Mantel der Scheinheiligkeit tragen. Die Verschiedenheit der Ansichten, insoweit solche sich öffentlich kund geben, betrifft ausschließend die Frage, welcher Religionsunterricht und auf welche Art er ertheilt werden solle? Zu Erledigung der hier eintretenden Bedenken sind drei Methoden in Vorschlag. Die *erste* will alle Kinder ohne Ausnahme in den Grundsäzen der herrschenden Nationalkirche erziehen. Der *zweite* Vorschlag möchte den weltlichen oder profanen Unterricht vom religiösen trennen und jenen lediglich dem Schulmeister, diesen an Geistliche der verschiedenen Confessionen überweisen. Der *dritte* und lezte will allen religiösen Schulunterricht auf Lesen und Erklärung der heiligen Schrift beschränken. Demzufolge stüzen die Anhänger des ersten Plans die ganze Stärke, den vollen Werth religiösen Unterrichts

auf die Mittheilung des Symbols oder Glaubensbekenntnisses; die des zweiten legen alle Verantwortlichkeit in Sachen der Kirche in die Hände der Geistlichkeit, und die des dritten setzen unbedingtes Vertrauen in den biblischen Unterricht.

Es wäre falsch und ungerecht, zu behaupten, daß die Urheber des ersten Vorschlags ausschließend Katechismusunterricht fordern; denn thäten sie das, so müßten sie ihr Ritual über die Bibel stellen, und das ist nicht an dem. Mittheilung des Katechismus, des Symbols ihres Glaubens, ist nur der Punkt, an welchem sie festhalten, ist das, wodurch sie sich von Andern unterscheiden. Auf die Behauptung, daß die herrschende Kirche die Nationalkirche sey, bauen sie die Forderung, daß der Nationalschulunterricht, neben der Bibel, jenes besondere theologische System umfassen müsse, welches in ihrem Glaubensbekenntnisse, in ihrem Katechismus sich darstellt. Aber diesen Plan stürzt der einzige, unwiderlegliche Einwand, daß er gegen die ersten Grundsätze religiöser Freiheit verstößt. Er verschließt die Thür des Schulhauses allen Kindern gewissenhafter Nonconformisten. Die Grundbedingung kann von diesen nicht zugestanden werden, denn es ist durchaus unmöglich, das Kind eines Dissenters den englischen Katechismus zu lehren, ohne seine Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren, ohne Lehrer und Eltern einander feindlich gegenüber zu stellen, ohne dem Kinde die Vermuthung aufzudrängen, daß Religion am Ende bloß in Formen und Worten bestehe, und ohne es buchstäblich anzuweisen, sich äußerlich zu einem Glauben zu bekennen, von welchem es innerlich abweicht. Diese Rücksicht hat eine Modifikation des fraglichen Plans in Anregung gebracht: der Schullehrer soll den Katechismusunterricht auf die Kinder beschränken, deren Eltern zur anglikanischen Kirche gehören. Und was wird hiedurch gewonnen? Freilich können dann die Kinder aller Secten die Schule besuchen; aber der Lehrer, wie steht es um ihn? Ist er ein Dissenter, so wird er dessenungeachtet ein Ritual lehren sollen, welches seiner Ueberzeugung nach in einigen wesentlichen Stücken der göttlichen Wahrheit entgegenläuft. Folglich muß er entweder Mitglied der anglikanischen Kirche, oder ein Mann ohne alle Religion seyn, und das wäre dann eine Prüfung, die, gleich andern religiösen Prüfungen, den gewissenhaften Mann verwerfen, den gewissenlosen zulassen würde. Außerdem wäre es am Ende auch recht und billig, daß, wo ein Katechismus gelehrt würde, alle übrigen gelehrt werden müßten, und so könnte es an manchem Orte Englands geschehen, daß ein und derselbe Lehrer sich genöthigt sähe, seinen verschiedenen Schülern die Eigenthümlichkeiten der anglikanischen Kirche, die Grundsätze der orthodoxen Dissenters, die Lehre vom Unitarianismus und die Gebräuche des Pabstthums nicht bloß vorzutragen, sondern einzuschärfen. Wie daher auch dieser erste Vorschlag, das sogenannte System des Symbols, modificirt werden mag, nationale Anwendung — in einigermaßen weitem Sinne des Wortes — kann derselbe gewiß nie finden.

Eben so schlechterdings unthunlich und unausführbar ist bei dem jetzigen Parteizustande in England die zweite in Vorschlag gekommene Methode, welche den gesammten Religionsunterricht an die Geistlichkeit verweist; unpraktisch schon deßhalb, weil sie nothwendigerweise die Bibel vom regelmäßigen Schulunterrichte ausschließen würde, und dies dem Wunsche und Verlangen von wenigstens Neun-und-dreißig unter Vierzigen geradewegs zuwider ist. Auch scheint es, daß der ganze Plan auf einer irrigen Ansicht vom Wesen der Religion beruht. Ist denn die christliche Religion ein System von Dogmen, welches, getrennt von moralischen Betrachtungen, dem Gedächtnisse einverleibt werden soll und abgesondert werden kann von den praktischen Angelegenheiten des Werkeltaglebens? Oder ist vielmehr Weihung des Menschen Gegenstand und alleiniger Zweck des Christenthums? — Man sollte meinen, eine Religion, die Letzteres nicht bewirkt, sich nicht an die Brust des Menschen und seine tägliche Beschäftigung anschmiegt, folglich in keiner vernunftmäßigen oder nützlichen Form auf die Ordnung des Lebenshaushaltes Einfluß übt, unterscheide sich durch nichts vom bloßen Aberglauben. Es ist anerkannt, sagen die Freunde dieser zweiten Methode, daß Religion die Grundlage aller moralischen Erziehung seyn muß; aber seinen Glauben möge jeder selbst auf die Basis des praktischen Christenthums stützen. Hierin zeigt sich die erwähnte falsche Ansicht vom Wesen der Religion klar und deutlich. Getrennt von geistiger Aufklärung, müßte die Religion den Kindern bald verhaßt werden; von der Geistlichkeit nach dem Grundsatze der Selbstvertheidigung behandelt, müßte sie einen dogmatischen und sectirischen Charakter annehmen; es böte sich dabei die geeignetste Gelegenheit zum Proselytismus und eine stete Lockung, diese Art von Einfluß geltend zu machen, und dies müßte häufig zu Groll und Haß und Eifersucht der schwärzesten Art führen. Könnten und wollten, was nicht wahrscheinlich ist, die Geistlichen der herrschenden Kirche, so wie die Diener der abweichenden Secten den Unterricht in den Schulen ertheilen, so würde die Folge seyn, daß die Kinder bald den Listigen und Frömmelnden zufielen; unter dem Vorwande, Sectirerei zu verhindern, würde solche nur desto eifriger und verletzender betrieben werden, und das ganze System müßte unstreitig damit enden, daß die Kinder der verschiedenen Sekten in jeder Beziehung von einander getrennt und auf Kosten der einzelnen Gemeinden erzogen werden würden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Januar

Zuſtand der Literatur.

Herrn von Uwarow, der ſeit 1832 das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts bekleidet, haben wir die erſten Jahresberichte über ſein Miniſterium zu verdanken, die ſich auf alle Verwaltungszweige deſſelben erſtrecken. Sie gewähren einen klaren Ueberblick über alle neuen bemerkenswerthen Erſcheinungen, die ſich im Lauf des Jahrs im Umfang der geſammten Nationalcultur eines ſo weiten, von ſo verſchiedenartigen Völkern bewohnten Reichs bemerklich machen. Unter anderm finden wir hier auch den neueſten Zuſtand der Literatur, die Zahl der Originalwerke und Ueberſetzungen angegeben, womit ſie im Laufe des Jahrs bereichert worden. Im letzten dieſer Jahresberichte war für die erſte Hälfte des Jahrs 1837 eine weit größere Zahl neuer ruſſiſcher Schriften angezeigt, als im Laufe des ganzen Jahrs 1836 erſchienen waren. Obgleich die Mehrzahl der Belletriſtik angehörte, ſo deutet dieſer Umſtand doch immer auf eine ſich ſichtlich mehrende Thätigkeit in der Literatur. Schade, daß wir nicht ſchon aus frühern Jahren ähnliche Culturberichte beſitzen, um nach ihnen den Gang der ruſſiſchen Literatur beſtimmen zu können; eine genaue Angabe aller in Rußland jährlich erſchienenen Bücher bis zum Jahr 1800 hinauf wäre vom höchſten Intereſſe. Man würde daraus erſehen, welche Fortſchritte in Rußland die Preſſe in faſt vier Decennien gemacht und in welchen wiſſenſchaftlichen Fächern ſich die meiſte fortſchreitende Entwicklung zeigt. — Daß mit der geſteigerten Thätigkeit der Literatur auch die Leſeſucht des ruſſiſchen Publikums im Gleichgewicht ſteht, ja erſtere gar überflügelt hat, geht aus manchen Erſcheinungen der Zeit hervor, unter andern daraus, daß von allen nur einigermaßen intereſſanten und gehaltvollen Werken die Auflage in wenigen Monaten vergriffen wird, und daß ſich fortwährend die Zahl der ruſſiſchen Buchhändler hier, in Moskau und in den bedeutendſten Provinzialſtädten mehrt. Erſt vor einigen Wochen hat ſich hier eine neue Buchhändlerfirma unter dem vielverſprechenden Titel etablirt: Magazin ruſſiſcher Bücher und der neueſten Erſcheinungen im Fache der wiſſenſchaftlichen Literatur, deren Gründer ein Herr Polákow iſt, der früher Commis bei dem Veteran der hieſigen ruſſiſchen Buchhändler, Glaſunow, war, und dieſes Gewerbe rein nach mechaniſcher Routine erlernt hat. Dies darf uns keineswegs wundern; auf dieſe Weiſe ſehen wir die Ruſſen die meiſten Geſchäftszweige betreiben und ſich nicht ſelten zu größerm Glücke hinaufſchwingen, als die ſtudirteſten Köpfe. Merkwürdige Glücksritter in vielen induſtriellen und merkantiliſchen Unternehmungen findet man bei uns ſehr häufig in den untern Volksclaſſen. Die Urſache davon liegt in der Schärfe des dem Ruſſen, vorzüglich dem gemeinen Manne, angebornen natürlichen Verſtandes, der ihn Alles leicht begreifen und bis zur Täuſchung dem Original nachahmen läßt. So hat auch der genannte Polákow, geleitet von ſeinem natürlichen Verſtande und ſeiner mehrjährigen praktiſchen Erfahrung, in Kurzem ſein Magazin mit einer guten und reichen Auswahl ruſſiſcher Werke aus allen Zweigen der Literatur zu verſehen gewußt; dabei verſpricht er, ohne Verzug zur Ausgabe der Werke einiger der gemeinnützigſten ruſſiſchen Schriftſteller zu ſchreiten, wobei Druck, Papier und Einband allen luxuriöſen Anſprüchen der Zeit genügen ſollen, und iſt Willens, allmählich Verbindungen mit allen in Rußland beſtehenden Buchhandlungen anzuknüpfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Breslau, Februar.

(Fortſetzung.)

Wintergärten.

Zur Feier des Neujahrs wird hier ein Thurm eingeriſſen, der letzte Ueberreſt der älteſten Stadtthore, die überall nur bis an den Ohlaufluß gingen. Er heißt der Gutegraupethurm, und ſoll dieſen Namen einer antiken Ironie verdanken. Er war nämlich ſonſt ein Soldatengefängniß, die als Strafkoſt Graupe erhielten. So hieß ein anderes ehemaliges Gefängniß aus demſelben Grunde: „die gute Hirſe.“ In alten Nachrichten wird erzählt: dieſer Thorthurm ſey im Jahr 1618 von einem Ehebrecher zur Strafe zwanzig Ellen höher gebaut worden, und ein hieſiges Lokalblatt, dies erwähnend, bemerkte witzig: hätten für derlei Verbrechen ſolche Strafen bis auf heute fortgedauert, ſo müßten alle unſere Thürme bereits Straßburger Münſter und Wiener Stephansthürme ſeyn. Der der Zerſtörung verfallene Thorthurm verbindet die Altſtadt mit der Neuſtadt auf alterthümliche enge Weiſe, und man will eine freiere Durchfahrt haben; an Thürmen fehlt's uns nicht, folglich muß er fort, beſonders da er ſo wenig Grazie hat; und der letzte Glockenſchlag des vergangenen Jahres, der von ihm geſchah, war zugleich auch der letzte ſeines vielhundertjährigen Lebens.

Das Heſperien der geſelligen Breslauer im Winter war bisher des Kunſtgärtners Mohnhaupt Wintergarten, d. h. ein Glashaus mit duftender Orangerie und üppigen Blüthenbüſchen, wo ein kleines, hübſches Publikum ſich bei ſeinem Kaffee nach Neapel oder auf die canariſchen Inſeln träumen konnte, während die nordiſchen Pelze und Mäntel nicht weit hingen und draußen die impertinenteſten Schneeflocken fielen, auch bisweilen munteres Schlittengeläute an's Ohr drang. Dieſe Einrichtung hat nun ſeine lyriſche Bedeutſamkeit durch ein weit großartigeres, prächtiges und höchſt geſchmackvolles Etabliſſement verloren, das in Deutſchland ſchwerlich ſeines Gleichen haben dürfte, und womit einem wahren winterlichen Bedürfniß der noblen Breslauer Societät auf würdige Weiſe abgeholfen wurde. Es iſt dies Krolls Wintergarten. Ein großer, ſchön conſtruirter und geſchmackvoll dekorirter Saal, in deſſen Fond über dem Eingang Logen angebracht und deſſen übrige drei Seiten von Glasfenſtern gebildet ſind, bietet ſeinen heitern Raum der Geſellſchaft dar. Ringsum iſt Orangerie aufgeſtellt, und dahinter an den Glasfenſtern vegetiren eine Unzahl Topfgewächſe. Im Fond mündet der Saal zu beiden Seiten in Gänge aus, deren Vorderſeite wieder aus Glasfenſtern beſteht, und die geſchmackvoll mit Gewächſen ausgeſtattet ſind. An jedem Ende derſelben iſt ein reich umwachſener Brunnen angebracht, darüber ein Spiegel und über dieſem ein rundes Fenſter von farbigem Glaſe. An der Hinterſeite der Gänge ſtehen Tiſche und Stühle, und mit dem Gange parallel laufen die Nebengemächer: das Garderobe-, Billard-, Speiſezimmer und Buffet. Es iſt Alles ſo heimiſch, traulich und doch originell, wie es ſich die Breslauer von einem öffentlichen Orte nimmer haben träumen laſſen. Die liebe Natur iſt hier en miniature ſo comfortabel gemacht, als es im Winter nur möglich. Verbeſſerungen und Verſchönerungen ſind allerdings an dem neuen Etabliſſement noch denkbar, und ſie werden gewiß erfolgen. Der „Wintergarten“ iſt jetzt Breslaus Tagesgeſpräch und Parole, und er verdient es. Schade nur, daß der Weg dahin einer der ſchlechteſten iſt, die wir im Bereich der Stadt kennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. Februar 1838.

I have a suit unto your lordship: that the laws of England may come out of your mouth.

Shakespeare.

Ueber Nationalerziehung in England.

(Beſchluß.)

Den wenigſten und ſchwächſten Widerſpruch finden die Urheber des dritten Vorſchlags, allen religiöſen Schulunterricht auf Leſen und Erklärung der heiligen Schrift zu beſchränken. Der ſtärkſte dagegen erhobene Einwand, und der, wenn er haltbar iſt, die Ausführung des Vorſchlags unbedingt verhindern müßte, beſteht darin, daß derſelbe ebenfalls mit gänzlicher Gewiſſensfreiheit ſich nicht vertrage. Der Geſetzgeber, folgern die Gegner, würde dadurch berechtigt werden, zu entſcheiden, was Wahrheit ſey, und diejenigen, die nicht ſeiner Meinung ſind, zwingen dürfen, zu Verbreitung derſelben mitzuwirken. Aber, antworten die Verfechter des Plans, zu behaupten, daß die bürgerliche Obrigkeit weder die Bibel noch das Chriſtenthum begünſtigen ſolle, heißt in der That nichts Anderes, als daß die Regierung gar keine Religion für die faktiſch herrſchende des engliſchen Volks anerkennen, und daß mithin ein großer Theil des gemeinen Landrechts alle Kraft und Gültigkeit verlieren ſolle; denn daß, von den geiſtlichen Inſtituten völlig abgeſehen, das Chriſtenthum an und für ſich in gewiſſer Beziehung ein integrirender Theil der engliſchen Geſetzgebung iſt, darüber ſind wenigſtens die ausgezeichnetſten engliſchen Rechtslehrer einverſtanden. Und wäre dies nicht der Fall, erkennte die Regierung die Wahrheit des Chriſtenthums nicht an, ſo iſt allerdings ſchwer zu begreifen, welche Baſis der Geſetzgeber zur Erhaltung der öffentlichen Moralität annehmen ſollte. Und was thut denn der Geſetzgeber? Er ſpricht ſeine Ueberzeugung aus, daß die Bibel ein für die Jugend paſſendes Leſebuch iſt, nichts weiter. Er entſcheidet nicht, welches beſondere theologiſche Syſtem daraus abgeleitet werden ſoll; er befaßt ſich nicht mit Dingen, welche das gereifte Urtheil jedes Einzelnen oder die Anſicht ſeiner Secte zu anderer Zeit und an andern Orten feſtzuſtellen hat.

Dies iſt eine für den vorliegenden Zweck hinreichende Skizze der in England herrſchenden Meinungsverſchiedenheit über die Höhe, zu welcher, und über die Mittel, durch welche das Volk zu erziehen ſey, nur eine Andeutung der bei Einführung eines nationalen Schulſyſtems ſich bietenden und zu bekämpfenden Schwierigkeiten, nur eine Bezeichnung des Standpunktes, von welchem aus die Geſetzgebung zu wirken hat. Daß Lord Brougham mit alle dem vollkommen bekannt iſt, obgleich er in ſeiner Rede vom erſten December weder die vorhandenen Parteien, noch die religiöſen Bedenken namentlich angegeben hat, erhellt ſchon aus den weſentlichen Beſtimmungen ſeines Entwurfs, und wenn auch nicht

alle Parteien dadurch versöhnt, nicht alle religiösen Bedenklichkeiten gehoben werden, so ist das beantragte Gesetz mindestens ein großer und glücklicher Schritt zu solchem Ziele. Als leitende Prinzipien nennt Lord Brougham, daß der Staat in Betreff der Volkserziehung nie zu gewaltsamen Maßregeln schreiten und seine Einmischung nie die Grenze absoluter Nothwendigkeit übertreten dürfe, sie folglich sich darauf beschränken müsse, die Erziehung wohlfeil, gut und zugänglich zu machen, um hiedurch den Eltern die Erfüllung einer Pflicht gegen ihre Kinder zu erleichtern, für deren Vernachlässigung sie gesetzlich nicht strafbar sind. Hierauf gründet er nun den Vorschlag, eine oberste Schulbehörde einzusetzen, bestehend aus dem Präsidenten des Geheimenraths, einem zweiten Staatsminister und drei von der Krone zu ernennenden, jedoch nur durch Ausspruch des Parlaments zu entlassenden Commissarien. Den Wirkungskreis dieser Behörde bestimmt er folgendermaßen. Alle Gesuche um Unterstützung zu Errichtung oder Fortführung von Schulen und Seminarien sind bei ihr anzubringen, und sie hat unbeschränkt freie Verfügung über die zu diesem Zwecke sowohl vom Parlamente bewilligten als von Privatpersonen ihr angewiesenen Gelder. Auch ohne solche Gesuche ist sie berechtigt, neue Schulen zu gründen oder bereits bestehende zu verbessern. Ihre einzige Beschränkung ist die vorausgehende Genehmigung der Lokalbehörden, mit welchen sie sich überhaupt bei allen betreffenden Schulangelegenheiten vorher zu verständigen hat. Dies gilt daher auch von Einführung neuer oder Abänderung alter Schulreglements, wo die Ortsobrigkeit eben so wenig ohne die höchste Schulbehörde, als diese ohne jene handeln darf. Dagegen steht es lezterer frei, von Zeit zu Zeit zum Behuf nöthig erachteter Revisionen Inspektoren zu ernennen, nicht mehr als zehn auf einmal, die befugt seyn sollen, den Zustand der von der Commission unterstützten Schulen unbedingt, den anderer Schulen mit Einwilligung der Interessenten zu untersuchen. Jeder Lehrer ist verpflichtet, in Betreff seiner Schule Rede und Antwort zu geben, bei Vermeidung einer Buße von zwanzig Pfund Sterling. Die Schulbehörde kann Ortsobrigkeiten authorisiren, zum Behuf der Errichtung neuer Schulen Pläne, Anschläge und Regeln zu entwerfen und die von den Commissären zu bestimmenden Ortsbeiträge zu erheben. Außerdem soll zwar in allen, unter dem Einflusse und der Aufsicht der Commission stehenden Schulen die heilige Schrift gelesen und erklärt, jedoch kein Kind katholischer oder jüdischer Eltern gezwungen werden, daran Theil zu nehmen oder auch nur dabei anwesend zu seyn.

Abenteuer eines jungen Deutschen.

(Fortsetzung.)

„Sie sind von Ihrem ersten Auftreten in Paris an in die Hände jener Nichtswürdigen gefallen, vor denen ich zu warnen habe. Man schickt sich an, Sie auf alle mögliche Weise zu plündern. Ihr Eigenthum ist keine Stunde mehr sicher, wenn Sie nicht die eiligsten Maßregeln treffen, es unter Schloß und Riegel zu bringen, das heißt, es Ihren Freunden anzuvertrauen. Ohne Zweifel werden Sie solche hier haben, fehlt es Ihnen jedoch an diesen, so steht mein Haus und das meiner Schwester, der Gräfin N., Ihnen offen. Als Freundinnen Ihrer Mutter ist diese Gefälligkeit von unserer Seite ein ganz nahe liegendes Ergebniß unserer Achtung und Anhänglichkeit für Ihr Haus; zudem ist die Stellung meines Mannes und ebenso die meinige dazu geschaffen, um in jeder Gefahr einem Schutzlosen als Asyl zu dienen, und als einen solchen sehe ich Sie an.“

Man kann sich denken, in welches Erstaunen mich diese Worte versezten. Mein erstes Gefühl war die wärmste Dankbarkeit; es hätte wenig gefehlt, so hätte ich die ehrwürdige alte Dame in die Arme geschlossen, um ihr für so viel Theilnahme und Freundschaft zu danken. Sie wies mit derselben Freundlichkeit und Schonung meine Lobpreisungen ab. „Thun Sie nun, was Ihnen gut dünkt,“ sagte sie. „Sie wissen jezt, wer Ihre Freunde sind. Zu jeder Stunde haben Sie freien Eintritt in mein Haus. Lassen Sie uns jezt von etwas Heiterem sprechen. Ohne Zweifel haben Sie Ihre Frau Mutter, meine geliebte Freundin, noch sehr treu im Gedächtniß; kommen Sie und sagen Sie mir, ob Sie noch in diesem Bild einige Aehnlichkeit entdecken. Es sind nun freilich funfzehn Jahre, seit ich es bekam und gegen das meinige austauschte; aber mich dünkt, eine Physiognomie wie die Ihrer Mutter verändert sich nicht so schnell.“

Ich erkannte das Bild für sehr ähnlich; es zeigte den Putz jener Zeit, und ich besann mich, daß ich in meinem väterlichen Hause ein ähnliches Gemälde gesehen, von dem jedoch meine Mutter, als von einem altmodischen, fratzenhaften Bilde, nie recht Notiz nehmen wollte. Ich erkundigte mich nach der Gräfin N., indem ich zugleich bekannte, daß ich einen Brief für sie bei mir habe. „Meine Schwester,“ erwiderte Frau von G., „wird bedauern, daß sie Sie jezt nicht begrüßen kann; sie ist von einer kleinen Reise unpäßlich heimgekommen; allein so bald sie sich wohler fühlen wird, ist Ihr Besuch gewiß das Willkommenste, womit wir sie erfreuen können.“

Mit aufrichtiger Rührung nahm ich von der ehrwürdigen Dame Abſchied, die in ſo wenig Augenblicken meine volle Achtung und Liebe ſich erworben hatte. Mit Schauder und Entſetzen betrat ich meine Wohnung, der Argwohn, der Zorn malte ſich in jeder meiner Mienen und Handlungen. Mit ganz andern Blicken ſah ich jezt die ſcheinbar gutmüthige Spaßhaftigkeit meines getreuen Olivier an. Meine Wirthin, mit ihrer anſpruchvollen Freundlichkeit, die Hausgenoſſen, meine zwei andern Bedienten und der Koch kamen mir ſämmtlich in meiner überängſtlichen Stimmung wie Banditen und Mörder vor. Ich durchſuchte meine Papiere, den koſtbaren Schmuck meiner Mutter, den ſie mir mitgegeben, um die Faſſung in Paris verändern zu laſſen, meine Rollen baaren Geldes: es fehlte nichts; aber konnte, jezt da die Bande ohnfehlbar von meinem Beſuch bei der Frau von G. in Kenntniß geſezt worden, nicht in der nächſten Stunde ein Ueberfall, eine Beraubung zu befürchten ſeyn? Das Sicherſte ſchien mir, Frau v. G. zu erſuchen, wenigſtens den Schmuck meiner Mutter in Verwahrung zu nehmen. Allein dieſe Bitte kam mir wie eine Indiscretion vor, es war offenbar nicht mit den Regeln des feinen Anſtandes, die meine Mutter mir eingeſchärft, vereinbar, die großmüthigen Anerbietungen der Dame auf der Stelle anzunehmen. Auf der andern Seite jedoch hatte ſich dieſe edle Freundin ſo theilnehmend gezeigt, daß ich Muth faßte und meine Beſorgniſſe in Rückſicht des Schmucks ihr anzuvertrauen beſchloß. Nachdem ich die zwei Tage nach jenem Beſuch in der größten Unruhe zugebracht, erſchien ich im Hotel der Gräfin N. Das wohlbekannte Kammermädchen, das, beiläufig geſagt, ohne Schleier lange nicht ſo hübſch war, wie ſie mir die Phantaſie damals in jener Mondſcheinſcene gemalt hatte, kam mir an der Treppe entgegen und führte mich zu ihrer Gebieterin. Ich fand die Dame an ihrem Schreibtiſche. Sie erhob ſich und kam freundlich auf mich zu, indem ſie mir mit Wärme die Hand drückte.

„Ich freue mich,“ ſagte ſie, „Sie ſo bald wieder zu ſehen; aber hoffentlich iſt der Beweggrund Ihres Kömmens kein Unglück, das Sie mir zu melden haben?“ — „Noch nicht, gnädige Frau,“ erwiderte ich; „allein damit ich Ihnen nicht bald eines zu klagen habe, bin ich hier.“ Mit dieſen Worten brachte ich das Schmuckkäſtchen hervor. „Wollen Sie die Güte haben, dieſes anvertraute Gut, das Ihrer Freundin, meiner Mutter gehört, in Verwahrung zu nehmen, bis ich meine Wohnung und meine Dienerſchaft werde gewechſelt haben? Sie haben mir den Abgrund gezeigt, es wäre Unrecht, wenn Sie mir jezt Ihre leitende Hand verſagten, um unverſehrt vorüber zu gelangen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Januar.

(Beſchluß.)

Literatur.

In dieſem Moment zieht die Hauptaufmerkſamkeit der ruſſiſchen Leſewelt ein Werk über vaterländiſche Geſchichte auf ſich: Leben und Thaten Peters des Großen, des weiſen Umbilders Rußlands. Urſprünglich von einem Herrn Golikow in Moskau vor vielen Jahren in einem ſehr veralteten, ungefälligen und holperichten Style, in dreißig Bänden verfaßt, ward es in Folge der Zeit ſo ſehr vergriffen, daß man jezt nur mit Mühe Exemplare davon aufzutreiben vermag. Dies veranlaßte Polewoy in Moskau, es dem neueſten Zeitgeſchmack entſprechend umzuarbeiten und mit Bemerkungen zu begleiten. Seinem Plane nach gedenkt er das ganze Werk mit fünfzehn Bänden zu vollenden. Die zwei erſten haben bereits die Preſſe verlaſſen und enthalten aus dem Leben dieſes merkwürdigen Regenten viel Intereſſantes, wovon Manches bis jezt unbekannt war. Dem von Polewoy erlaſſenen Programm zufolge ſoll es das umfaſſendſte Werk werden, das bis jezt über Peter des Großen Leben und Regierung im Ruſſiſchen erſchienen iſt. Noch erſcheint in Moskau ein gleich intereſſantes Werk aus einer uns noch nähern Epoche der vaterländiſchen Geſchichte: das Leben der Kaiſerin Katharina II. in ſechs Bänden, von Lefabre. Die zwei erſten Bände ſind auch ſchon erſchienen und führen das Leben dieſer Monarchin bis zum Jahr 1768. Dieſes Buch wird — wenn anders der Verfaſſer ſeine Aufgabe würdig zu löſen weiß — eine um ſo beſſere Aufnahme bei uns finden, als die ruſſiſche Literatur bis jezt noch kein gediegenes Geſchichtswerk über Katharina II. beſizt. — In den lezten Decennien erwies ſich dieſe Literatur überaus reich an Ueberſezungen aus fremden Sprachen, worunter natürlich die belletriſtiſchen eine Hauptrolle ſpielten. Sie neigte ſich in dieſer Beziehung mit leidenſchaftlicher Vorliebe zur franzöſiſchen Literatur hin, nach der ſie ſich auch in ihren Originalſchöpfungen ganz zu modeln ſuchte; dadurch ſchadete ſie aber ihrer eigenen Ausbildung. In neueſter Zeit bemerkt man wieder mehr Hinneigung zum Deutſchen. So ſind in dieſen Tagen erſchienen: Wolfgang Menzels Literatur, erſter Band, der zweite Band ſoll bald folgen. Derſelbe Ueberſezer übertrug ſchon vor zwei Jahren Schlegels Geſchichte der Literatur in's Ruſſiſche, die Werke des Fürſten Pückler-Muskau und Anderes in Deutſchland Beliebte. Unter den neueſten Ueberſezungen aus dem Franzöſiſchen verdienen genannt zu werden: die Memoiren Lucian Bonaparte's. Dabei bleibt es ein rühmliches Streben unſerer Literatur, die Werke ihrer frühern Claſſiker, vornämlich derjenigen, die Katharinens II. Regierungsepoche verherrlichten und ganz vergriffen waren, in neuen, eleganten und correcten Auflagen wieder an's Licht treten zu laſſen. Mehrere ruſſiſche Buchhändler, unter welchen wohl vorzugsweiſe Smirdin hier und Schiräjew in Moskau genannt werden dürfen, haben ſich hierin ausgezeichnet. In dieſen Tagen erſchien in Moskau, trefflich ausgeſtattet, eine neue Auflage ſämmtlicher Werke von Wiſins, der ſich als Schriftſteller für die komiſche Bühne der Ruſſen ſo verdienten Beifall errungen. An neuerſcheinenden Originalwerken von Gehalt und Bedeutung iſt die ruſſiſche Literatur noch immer ſehr arm; Ueberſezungen erſcheinen dagegen fortdauernd in Menge aus faſt allen neuern europäiſchen Sprachen, und für die nächſten Wintermonate ſind ihrer wieder unzählige angekündigt. — Der unternehmendſte und thätigſte Buchhändler iſt hier in dieſem Moment unſtreitig Plüchart, Herausgeber des ruſſiſchen Converſationslexicons,

dessen Verfasser im Beginn des Jahrs 1835 dem Publikum die bestimmte Versicherung gaben, daß in jedem Jahr vier Bände erscheinen, am Schluß des Jahrs 1840 aber das ganze Werk mit vierundzwanzig Bänden vollendet seyn solle. Jetzt, nach drei Jahren, ist aber erst vor wenigen Wochen der zehnte Band erschienen, der den vierten Buchstaben des Alphabets noch nicht erschöpft hat. Unterdessen geht die jährliche Pränumeration der Abonnenten von 40 Rubel Banco immer fort, und 1810 werden die Herausgeber zur Vollendung ihrer Arbeit, die, den ersten zehn Bänden nach zu urtheilen, statt der angekündigten vierundzwanzig bestimmt achtundvierzig Bände umfassen wird, sich von der Generosität ihrer Subscribenten einen zweiten sechsjährigen Pränumerationstermin erbitten. Mit dem neuen Jahr begann Plüchart eine auf alle im Conversationslexicon besprochenen Gegenstände sich beziehende Bildergalerie, nach Art der bekannten Brockhausschen. Plüchart geht in diesem Unternehmen aber noch weiter; er verspricht den Zeichnungen kurze erläuternde Texte beizufügen, so daß die Besitzer seiner Galerie das Conversationslexicon, das unbemittelte Personen sich gar nicht anzuschaffen vermögen, entbehren können. Die Zeichnungen werden in Karlsruhe in der Anstalt des bekannten Welten gefertigt; schon sind ihrer in diesem Spätherbst zur See einige dreißig angelangt, die an Richtigkeit und Reinheit nichts zu wünschen übrig lassen. Im nächsten Frühjahr, bei erster Eröffnung der Dampfschifffahrt, soll ihrer eine noch größere Menge eintreffen, und in zwei Jahren die ganze Collektion beendet seyn, die gegen dreihundert Bögen Text und an dreitausend der verschiedenartigsten Ansichten umfassen wird. — Die Almanache, welche in die russische Literatur durch die Erscheinung des Polarsterns im Jahr 1823 eingeführt wurden, später bis auf ein ganzes Dutzend anwuchsen und mitunter von den ersten Literaten der Nation interessante Aufsätze in Prosa und Versen enthielten, hörten mit dem Jahr 1834, wo die russische Lesebibliothek zu erscheinen begann, die im Anfang ungemein viel versprach, in der Folge aber das Wenigste ausführte, ganz auf. Jetzt kündigt uns ein Herr Wladislawlew wieder ein Produkt dieser Gattung an, von dessen Inhalt man sich darum viel verspricht, weil die besten Literaten: Kamenskji, Panajew, Laschetnikow, Fürst Odojewskji, Fürst Wjäsemskji, Glinka, Koslow, Kukolnik, Baron Rosen, Stepanow, Jakubowitsch und Andere den Herausgeber mit ihren Beiträgen unterstützen. Vier treffliche Kupfer, gravirt von Utkin, Raith, Afanasjew und Galaktionow, werden es zieren.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater. Musik. Literatur.

Mit dem Bau des neuen Theatergebäudes, einem langen frommen Traume der Breslauer, soll es wirklich im nächsten Frühling zu glänzender Verwirklichung kommen. Der Platz dazu ist am Schweidnitzer Thore neben dem sogenannten Kreuzhofe bestimmt, und die Spekulation denkt schon an Conditoreien und Restaurationen in der Nähe. Am nervo rerum fehlt's nicht mehr wie früher, da der König vorschußweise das nach Erhebung der Actienbeiträge noch Fehlende bewilligt hat. — Von Neuigkeiten sahen wir fast durchgängig nur Erbärmlichkeiten, darunter eine ausgepfiffene Lokalposse von dem hiesigen Schauspieler v. Perglaß. Erwähnenswerth ist Angely's: „Jugend muß austoben," als ergötzliches Produkt der gewandten witzigen Feder; ferner: „der Kuß," Lustspiel in einem Akt von Carlo, einem hiesigen pseudonymen Autor; gut erfunden und ausgeführt, aber mit zu wenig Handlung und Charakteristik begabt, um ein Lustspiel heißen zu können; endlich: „Peter, oder französische Zustände," Posse in einem Akt, nach dem Französischen von C. von Alvensleben, ohne dramatischen Werth, ein heiteres Genrebild in Hogarthscher Manier. — In musikalischer Hinsicht muß ich erwähnen, daß wir die zweimalige Aufführung des Oratoriums „Paulus," von Mendelssohn-Bartholdy, durch das königliche akademische Institut für Kirchenmusik und die Breslauer Singakademie, unserm geehrten Sangmeister Mosewius verdankten. Im Januar langte auch der jugendliche Violinheros Henri Vieuxtemps hier an, der im zwanzigsten Jahr alle Gediegenheit und technische Außerordentlichkeit des Spiels der berühmtesten ältern Meister, wie Paganini, Lipinski, Spohr u. A., in dem seinigen verschmelzen soll, wie die competenten Richter fast einstimmig öffentlich über ihn geurtheilt. Und in der That, er hat der Ueberfülle des Lobes, das ihm vorausging, entsprochen, glänzend entsprochen! Er entzückte uns in drei außerordentlich besuchten eigenen Concerten und durch die Mithülfe in fremden, und verließ uns viel zu früh für unsere Hörlust. — Aus der lokalen und provinziellen Literatur gibt's im Allgemeinen wenig zu erwähnen, als etwa, daß wieder einmal ein neues Journal aufgetaucht und verschwunden sey, wovon die deutsche Welt nie etwas erfahren, so wenig als Schlesien selbst, das also ungekannt und unbedauert den Weg alles Papiers gegangen. Dennoch finde ich mich heute veranlaßt, von zwei biographischen Werken zu sprechen, die durch ihre Eigenthümlichkeit das Interesse des größern Publikums verdienen. Die erste Auflage des einen von zweitausend Exemplaren ist fast vergriffen und eine zweite vermehrte und verbesserte wird vorbereitet. Es ist: „Der alte Sergeant, Leben des Schlesiers Johann Friedrich Löffler, ein Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen. Mit Löfflers Bildniß." Dieser Löffler ist ein so merkwürdiger Schicksalsmensch, sein Leben bis in's späte Alter, das er jetzt in seiner schlesischen Vaterstadt Schweidnitz verlebt, ist so überreich an großartigen Ereignissen, die, meist ohne Einfluß seines eigenen Willens, als eine Kette unabwendbarer, ineinander greifender Nothwendigkeiten sich darstellen, daß ich des Buches höchst interessanten Inhalt des beschränkten Raumes wegen kaum flüchtig anzudeuten vermag.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 12.

Mast. Mist. Most.

Logogriph.

— a — — —.
— i — — —.
— o — — —.
— u — — —.

a: Ein Schwimmer ohne Hand und Fuß,
Dem Hand und Fuß man leihen muß;

i: Mein Saft ist süß, doch herb mein Reiß,
Mein Kleid ein schönes feines Weiß;

o: Ein rauh Verdeck für zarten Bast,
Für Käfer ist es ein Pallast;

u: Ein Leichenbitter schlimmer Art,
Der seinen Kunden das Grab erspart;

a Holz, i Holz, o Holz, doch u
Engländer und Barbar dazu.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. Februar 1838.

Aus dem ſelſigen Kern hebt ſich die thürmende Stadt.

Schiller.

Stockholm.

Ein Landſchaftsbild.

Von einem deutſchen Reiſenden.

Es iſt bekannt, daß Stockholm zu den ſchönſtgelegenen Städten Europas gehört. Auf einer Inſel, welche den Mälar von dem ſogenannten Salzſee, einem tief in's Land ſchneidenden Buſen des baltiſchen Meers trennt, liegt, wie die Cité von Paris inmitten der Seine, der älteſte Theil der Stadt. Hier erhebt ſich auf einem Hügel an der Nordſeite das königliche Schloß, das unvergleichliche Meiſterwerk des Grafen Nicodemus von Teſſin; dicht neben dem Schloſſe ſteigt das Dach und der Thurm der großen Kirche empor; faſt in der Mitte der Inſel liegt, eng von Gebäuden umſchloſſen, die jedoch einigen Bäumen Raum laſſen, die deutſche Kirche, und gegen Weſten ſchließt ſich der Riddarholm mit dem alten Schloſſe, ſeinen übrigen öffentlichen Palläſten und ſeiner gothiſchen Kirche an, welche damals noch der ſchlanke, ſpitzige Thurm zierte. Dieſe Inſel — denn Holm heißt Inſel — bildet den Hauptproſpekt gegen den Mälar zu. Gegen Süden erhebt ſich auf ſchroffen Felſen, die beſonders gegen dieſen See hin kahl und ſteil abſtürzen, die Südvorſtadt (Soeder malm) mit zwei Kirchen, der kleineren Marien- und der größeren Catharinenkirche. Sie nimmt wohl vier- bis fünfmal ſo viel Raum ein als die eigentliche Stadt und hat gerade, zum Theil auch breite Straßen, während die Stadt ſelbſt in vielen winklizen und engen Gaſſen ihren älteren Urſprung verräth. Im Oſten zieht ſie ſich zwiſchen dem Meerbuſen und dem Hammerlyſee hin und ſchließt mit einer Privatbeſitzung, die, mit einer weiten Mauer im Quadrat eingefaßt, auf einer hohen Hügelſpitze ruht.

Zwiſchen dieſer Vorſtadt und der Stadt hemmen mächtige Schleuſen die ſtarkſtrömende Südmündung des Mälar in das Meer. Nicht ſo ſteil zieht ſich die Nordvorſtadt (Norr-malm) empor, die an Umfang den Södermalm noch übertrifft, und von der ſchönſten Straße Stockholms, der Königin-Gaſſe (Drottning-Gata) durchſchnitten wird. Durch die, aus hellgrauem Granit erbaute neue Nordbrücke und die Heiligegeiſtinſel (Helgeands-Holm) iſt ſie mit dem Löwenhügel verbunden, auf dem das Schloß ſteht; unter ihr iſt die Nordmündung des Mälar, der durch ihre Bogen rauſcht, nachdem er kurz vorher das liebliche, baumbeſchattete Inſelchen Strömsborg umſpült hat, das zwiſchen dem Ritterholm und dem Gemüſemarkt von Norr-malm aus den Wellen ſteigt.

Die Nordvorstadt zeigt im Vorgrunde die Clara- und die Jakobskirche, das Theater und den ihm gegenuberstehenden Pallast am Gustav-Adolphsmarkt und den granitnen Quai der Blasieninsel. Rechts zieht sich in den Hintergrund der Stadttheil Ladugardsland, mit der Hedwig-Eleonorenkirche, und fast an ihrem nördlichsten Ende schließt auf einer bedeutenden Anhöhe das weiße, weitleuchtende Observatorium die Aussicht. Gegen Westen bildet einen besondern Theil dieser Vorstadt die öde Königsinsel (Kungsholm), mit dem Militärlazareth am Clarasee und ihrer kleinen Kirche, auf deren höchstem und äußerstem Punkte sonst eine, in den lezten Jahren abgebrannte Windmühle dem Auge wiederum einen natürlichen Haltpunkt darbot.

Was aber die reizendsten Aussichten für Stockholm bildet, ist das südwestliche Anhängsel des Norr-malm, die durch eine Schiffbrücke mit Blasiholm verbundene Schiffsinsel (Skepps-holm) mit ihren grünen Plätzen, ihren Militärgebäuden, den gegen die Stadt blickenden, von einer Reihe von Geschützen gekrönten Bollwerken und ihrem freundlichen neuen Kirchlein, und die abermals durch eine Brücke mit ihr verbundene Scheere, Kastellholm, die ein kleines Fort mit wehender Fahne trägt. Diese beiden Inseln liegen in dem Salzsee, mitten zwischen der Altstadt und dem Thiergarten, welcher mit der Schiffswerfte und dem Beckholm, dem äustersten Ende der Südvorstadt gegenüber, die Stadt gegen das Meer hin schließt. In diesen breiten Gewässern liegen längs der Stadt bis gegen das Schloß die zahlreichen Schiffe; zwischen Skeppsholm und dem Thiergarten aber liegt in engerem Raum ein Theil der eigenthümlichen Marine Schwedens, der sogenannten Scheerenflotte.

Ich werde nie jenen Abend vergessen, da ich auf Kastellholm die Sonne untergehen sah. In ruhiger Bläue umspülte das Wasser die kleine, felsige Insel; Boote, von den rüstigen Weibern der Schiffer gerudert, sezten von Schiffsholm, das zu meiner Rechten lag, die zahlreichen Besucher des Thiergartens, zu welchem der nächste Weg von der Stadt durch die Allee dieser Insel führt, an den Quai über, der die ganze Länge der Ostseite der Altstadt von den südlichen Schleusen an bis zum Schlosse hin begrenzt. Eine Menge von Schiffen aller Länder und jeder Größe lag geschaart an diesem Quai, dessen großen Gebäude — unter ihnen das Zollhaus — mir gerade gegenüber, bereits in die leichten Schatten der ersten Dämmerung sich gesenkt hatten. Hoch über diese Gebäude erhob sich im linken Hintergrunde das königliche Schloß, mit seiner bedeutenden Ausdehnung würdig die große Stadt beherrschend, und gerade in den lezten Strahlen der Sonne schimmernd, deren idealer Schein zu seinen reinen Formen in so natürlichem Einklange stand, daß es den zauberischen Eindruck eines Feenpallastes machen konnte, der in selbsteigenem Lichte erglänzte. Immer wieder zog es meine Blicke auf sich, wie auch meine Schritte während meines Aufenthalts in Stockholm sich immer wieder zu ihm hinkehrten, und so auch meine Erinnerung in der Beschreibung mehr als einmal zu ihm zurückzukehren willkommene Veranlassung findet. Wendete ich mich aber ab, so fesselte mich links fast nicht minder die hierher abfallende Seite der Südvorstadt. Ueber das Wasser erhoben sich an den steilen Abhängen wie terrassenförmig die Häuser, deren glänzendes Weiß die Dämmerung noch nicht zu bewältigen vermochte. Aus ihnen stieg mit ihrer hohen Kuppel die Catharinenkirche, wenn gleich an sich keiner guten Zeit der Architektur angehörig, doch zum Ganzen passend, als Mittelpunkt empor, um den die kleinern Gebäude sich gruppirten. Ueberall blickt Gesträuch, das an den Felsen wuchert, oder der nakte Fels selbst, mit dünnen, bunten Flechten in matten Farben schattirt, auch Baumreihen, die über die Dächer der untern Häuser wie hängende Gärten sich erheben, lauschend hervor.

(Die Fortsezung folgt.)

Abenteuer eines jungen Deutschen.

(Fortsezung.)

Frau v. G. öffnete das Kästchen, warf einen Blick auf die Steine und sagte dann: „Junger Freund, Sie handeln, erlauben Sie mir die Bemerkung, noch lange nicht vorsichtig genug. Sie kennen Paris nicht. Mit Erröthen muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie ja auch mich noch nicht genau genug kennen, um ein Pfand von solcher Wichtigkeit in meinen Händen zu lassen. Sind Sie auch überzeugt, daß ich wirklich die bin, für die ich mich ausgebe? Sie haben die Gräfin N. noch nicht gesprochen. Besuchen Sie erst diese und erkundigen Sie sich nach unsern Verhältnissen.“

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, war die mildeste Freundlichkeit. Ich fühlte mich durch die angerathene Vorsicht verlezt. „Beste Frau,“ sagte ich mit Wärme, „wenn mich nicht schon Ihr ganzes Auftreten und die Bekanntschaft mit meiner Mutter von der Wahrheit Ihrer Worte überzeugt hätten, so würde jenes Bild mir den kleinsten Zweifel aus der Seele scheuchen. Nehmen Sie, ich beschwöre Sie, dieses Kästchen, oder erlauben Sie wenigstens, daß ich es in Ihrem Namen der Gräfin N. überantworte; denn in meine Behausung möchte ich es nicht wieder zurücktragen.“ — „Und dennoch werden Sie sich dazu entschließen müssen.

Ich nehme das Käſtchen nur in Gegenwart einer gerichtlichen Perſon. Man kann nicht zu vorſichtig ſeyn. Uns allen kann Unglück begegnen, und ſo könnte ich ſelbſt das Opfer jener Böſewichter werden, vor denen ich Sie gewarnt. Nehmen Sie Ihren Schatz wieder mit, und morgen früh ſoll ein Offiziant meines Mannes den Schmuck zu mir herbringen.“ Sie nahm mit dieſen Worten das Käſtchen, ſchob es zurück in's Futteral und übergab es mir. Unwillig nahm ich es und ſteckte es in die Buſentaſche. „Sie können übrigens ruhig ſeyn,“ ſezte ſie hinzu, „die Betrüger ſind gewarnt worden; ſie wiſſen, daß man auf ſie aufmerkſam geworden, und haben ſich zurückgezogen. Für's Erſte haben Sie alſo nichts zu befurchten.“

Die Unterhaltung ging hier auf gleichgültigere Gegenſtände über. Nachdem ich noch einen vergeblichen Verſuch gemacht, meinen Schatz bei ihr zurückzulaſſen, entfernte ich mich. Frau von G. bat mich, nächſter Tage ihr Gaſt zu ſeyn, wo ich auch die Gräfin N. kennen lernen ſollte.

Der Mißmuth ergriff mich, als ich mich wieder in meiner Behauſung ſah. Olivier hatte ich entlaſſen, aber der neue Diener an ſeiner Stelle flößte mir ganz daſſelbe Mißtrauen ein; ich traute Niemanden, und ſtatt mit Liebeshändeln, wie ich heimlich gewünſcht und gehofft, ſah ich mich jezt von Spitzbuben aller Art umgeben. Nur der Gedanke an Frau v. G. gab mir Beruhigung. Ich erwartete mit Sehnſucht den Morgen, um einen Theil meiner Sorgen auf ſie abzuſchütteln. Die bezeichnete Stunde kam, aber kein Abgeſandter meiner mütterlichen Freundin ließ ſich ſehen; es verging der Morgen, der Tag, und immer erſchien Niemand. Der nächſte und die beiden folgenden Tage wurden eben ſo mit vergeblichem Harren zugebracht; endlich näherte ſich die Woche ihrem Ende, und Frau v. G. erfüllte ihr Verſprechen nicht. Ich machte mich daher zu ihr auf den Weg. Vielleicht iſt ſie krank geworden, vielleicht verreist, vielleicht, und das wage ich mir kaum zu denken, meinetwegen in Unglück gerathen!

Im Hauſe der Gräfin N. angelangt, fragte ich nach Frau v. G. „Es wohnt keine Dame dieſes Namens hier im Hauſe,“ entgegnete der Portier mit der gewöhnlichen trockenen Artigkeit dieſer Claſſe von Leuten. — „Aber ohne Zweifel,“ ſagte ich, „wohnte eine Frau v. G. noch vor wenigen Tagen hier.“ — „Nie, mein Herr. Ich höre den Namen zum erſten Mal.“ — „Der Mann der Frau v. G. iſt Polizeibeamter,“ rief ich ungeduldig. — „Sehr möglich; aber ein Herr v. G. wohnt ebenfalls nicht in dieſem Hauſe.“ — Unwillig und nicht wiſſend, was ich über dieſes neue Ereigniß denken ſollte, wandte ich dem Mann mit dem breiten Bandelier und dem ernſthaften Geſichte den Rücken. Ich hatte nicht den Muth, zur Gräfin N. hinaufzugehen, tauſend Gedanken kreuzten ſich in meinem Kopfe. Ich eilte nach Hauſe.

Am andern Tage ſtand ich wieder vor dem Hotel der Gräfin; diesmal ließ ich mich anmelden und wurde angenommen. Nach den erſten Begrüßungen, und da auf die Lippen der Frau Gräfin immer nicht der Name ihrer Schweſter kommen wollte, fragte ich endlich mit beſcheidener Freimüthigkeit nach der Dame. Die Gräfin ſah mich befremdet an. „Von wem ſprechen Sie?“ fragte ſie mich in einem etwas empfindlichen Tone. „Ich habe keine Schweſter hier in Paris, und vor allen Dingen keine, die an einen Polizeibeamten verheirathet iſt.“ Der Schreck übermannte mich bei dieſen Worten; ich vergaß die von meiner guten Mutter ſo ſehr anempfohlenen Rückſichten, und erzählte geradezu und bis in das kleinſte Detail mein Abenteuer.

Die Gräfin, als ich geendet, blickte mich voll Schreck an und rief: „Sie ſind betrogen worden!“ — „Das würde ich auch glauben,“ rief ich; „aber nach der genaueſten Ueberſicht, die ich eben jezt erſt angeſtellt, fehlt mir nicht das Mindeſte an Geld oder Geldeswerth.“ — „Aber der Schmuck?“ fragte die Gräfin. — „Den habe ich in meinen Händen, antwortete ich triumphirend, indem ich das Käſtchen aus meiner Taſche zog. — „Um Gotteswillen! zeigen Sie die Steine!“

Ich öffnete die Kapſel und hielt ſie der Gräfin hin. „Mein Verdacht iſt gegründet!“ rief dieſe; „dieſer Schmuck iſt unecht. Man hat Sie ſchändlich hintergangen.“ — Sie eilte die Klingel zu ziehen; auf ihren Befehl ſtellte ſich ein Juwelier und ein Polizeibeamter ein. Ich legte voll Schreck und Demüthigung meine Bekenntniſſe ab. In meine Ohren tönte das ſchreckliche Wort: betrogen! um fünfmalhunderttauſend Franken betrogen! Dies war der Ausſpruch des Juweliers.

Der Polizeibeamte folgte mir in meine Wohnung. Er beklagte mich aufrichtig und verſprach, durch die Verwendung der Gräfin noch mehr angefeuert, alle Kräfte in Bewegung zu ſetzen, um dieſer liebenswürdigen Frau v. G. auf die Spur zu kommen. „Es iſt deutlich,“ ſagte er, „daß ſie mit jenen beiden ſaubern Herrn im Kaffeehauſe verabredetes Spiel ſpielte, daß ſie von Ihrem Kammerdiener die nöthigen Notizen erhielt, und daß endlich ihre Agenten in Frankfurt ſie von Ihrer nahen Ankunft in Paris unterrichteten. Von dort her hat ſie auch wohl eine Kopie jenes Bildes, das am meiſten geeignet war, Sie in die Falle zu locken. Ein ſchon fertiges Käſtchen hat ſie dann mit dem echten vertauſcht. Sie ſehen, mein Herr, wie weit die Verbindungen dieſer Leute reichen und wie groß ihr Scharfſinn iſt.“

„Ich ſehe,“ rief ich in einem Anfall von Verzweiflung, als ich allein war, „daß ich um fünfmalhunderttauſend Franks ärmer bin und in dem Zweikampf mit

einem Spitzbuben meinen Arm faſt eingebüßt habe. O, verwünſcht ſeyen alle ſilbernen Ringe und alle romantiſchen Abenteuer, ſie mögen einen Namen führen, welchen ſie wollen!“ Ich verließ Paris den Tag darauf, nachdem ich die nöthigen Inſtruktionen hinterlaſſen hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Beſchluß.)

Löffler und Menſen Ernſt. Induſtrie.

Löffler iſt der Soldat zweier Jahrhunderte, und faſt kann man ſagen, der Repräſentant ihrer größten welthiſtoriſchen Momente, ſo viel deren ein Menſchenleben durch die wunderbare Schickſalsfügung nacheinander als mitthätig zu faſſen vermag; und wie viel deren ſind, darüber erſtaunt der Leſer billig. Löffler hat im öſterreichiſch-türkiſchen Kriege gefochten, den Belagerungen von Dubiza und Belgrad beigewohnt, ferner den Feldzug am Rhein und in den Niederlanden mitgemacht, wurde als Gefangener nach Frankreich geführt, machte nach der Freilaſſung eine Reiſe nach Rotterdam und ging dort zur See. Eine Fahrt nach Grönland, eine holländiſche Expedition nach dem Cap der guten Hoffnung, die Rückfahrt nach England und eine Reiſe nach Weſtindien folgten nun, und Löffler fand endlich auf Jamaika ein Jahr lang einen Ruheplatz. Da muß er wieder einer Expedition in das mittelländiſche Meer folgen; dann wohnt er der Schlacht von Abukir bei und kehrt nach Jamaika zurück, wo er neun Jahre lang verweilt. Abermals ſegelt er nach England und von hier nach dem Cap der guten Hoffnung, wo er das Leben bei den Koloniſten, in der Nähe der Kaffern und Hottentotten kennen lernt. Nachdem er das Cap wieder verlaſſen und in Portsmouth angekommen, wird er zur Begleitung Napoleons nach St. Helena beordert. Nach der letzten großen Seereiſe kehrt er auf's europäiſche Feſtland zurück und, nach einem langen Aufenthalte in und bei Hannover, endlich nach der Heimath, wo er eine lebensgefährliche Operation überſtand und jetzt, nachdem er ohne hinreichende Hülfsquellen in die tiefſte Dürftigkeit gerathen, von dem Ertrage ſeiner Biographie lebt, welche Guſtav Rieck nach den Ueberlieferungen ſeines ſcharfen Gedächtniſſes unter hiſtoriſcher Kritik niederſchrieb. Das Buch enthält einen ſeltenen buchſtäblich wahren Erfahrungsſchatz eines einzelnen Menſchenlebens. — Nachdem ſeit der Herausgabe des „alten Sergeanten“ ein Jahr verfloſſen, kam im Sommer des vergangenen Jahrs Menſen Ernſt, der ſchnellſte Fußreiſende, vulgo Schnellläufer, nach Schweidnitz, gerieth mit Löffler zuſammen und erfuhr von dieſem die Geſchichte ſeiner Biographie. Es erwachte die Luſt in Ernſt, auch von ſeinem vielbewegten, abenteuerlichen Leben ein Denkmal für die Millionen zu veranſtalten, die ihn auf ſeinen Streifzügen über die ganze Erde ſeit zehn Jahren (nach ſeiner eigenen Schätzung und Angabe 50,000 und einige Meilen) kennen gelernt, oder an denen er in ſeinem eigenthümlichen Sturmſchritt vorübergeflogen. Dieſer hat regelmäßig 5½ bis 6 Fuß Dimenſion, und iſt faſt gewöhnter Gang für ihn geworden, ohne auffallenden Nachtheil für ſeine Geſundheit. Löffler gab dem merkwürdigen Norweger von einfachem, kindlichem Charakter einen Brief an ſeinen Biographen Guſtav Rieck in Breslau mit, und dieſer übernahm es nach hinlänglicher Ueberlegung, aus den Papieren und mündlichen Mittheilungen Menſen Ernſts auch dieſes merkwürdige Leben dem Publikum darzuſtellen. Das Ganze wird in drei Bänden verſprochen, mit Ernſts Bildniß und einem Planigloben, ſämmtliche Reiſerouten darſtellend. Es hat den Titel: „Des Steuermanns Menſen Ernſt, aus Bergen in Norwegen, Leben, See-, Land- und Schnellreiſen in allen fünf Welttheilen. Nach mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen mit Erläuterungen und vergleichenden Anmerkungen ꝛc.“ Die erſte Lieferung liegt vor mir und iſt auch bereits in alle Welt verſendet. Es zeigt ſich, daß Guſtav Rieck gar wohl der Mann iſt, ſeinen großen biographiſchen Stoff würdig zu behandeln, indem er nicht bloß ein Conglomerat abenteuerlicher Erſcheinungen und Ereigniſſe, ſondern auch ihre höhere geiſtige Anſchauung zu entwickeln ſtrebt. Indeß ſcheint mir das Buch, das jedenfalls, wie „der alte Sergeant.“ ein Volksbuch zu werden verdient, durch ſeine Organiſation und die in Noten übermäßig ausgeſpreizte Wiſſenſchaftsſucht, die kein Körnlein verloren gehen laſſen will, ſich von der Idee eines anziehenden Volksbuchs allzuſehr zu entfernen. Eine Menge Fähigkeiten machen ſich geltend; allein ſie überſtürzen ſich, ſie bleiben nicht auf der offenen Chauſſee, auf der das Gegebene zum Ziel zu bringen; ſie ſchweifen rechts und links weit ab, jagen in Gebüſchen und Wäldern, und kommen dann athemlos endlich wieder auf die Chauſſee — die Biographie — zurück. So ſchleichen ſich Elemente und Formen in das Buch, die ſeiner Idee nach wenigſtens nicht in ſolcher Ausdehnung und am allerwenigſten als Noten hineingehören. So viel über den „alten Sergeanten“ und „Menſen Ernſt,“ zwei Bücher, die es werth ſind, daß ſich die Aufmerkſamkeit jedes Theils des Publikums darauf richte. — Unſere provinziellen Intereſſen endlich betreffend, ſo ſpricht man viel von einer projektirten oberſchleſiſchen Eiſenbahn, die bis Oppeln gehen ſoll. Dieſe Regierungsſtadt liegt jedoch nur an der Spitze von Oberſchleſien, wogegen Ratibor, durch ſeine großen Verbindungen mit Krakau und dem Oeſterreichiſchen, die Haupthandelsſtadt Oberſchleſiens iſt. Ob nun dieſe außer aller Verbindung mit der Eiſenbahn bleiben, oder durch eine Zweigbahn mit ihr verbunden werden ſolle, das iſt die entſcheidende Frage für das oberſchleſiſche linke Oderufer mit ſeiner bedeutenden Getreideproduktion, um ſo mehr, als der Getreideabſatz im jenſeitigen Gebirge (Oeſterreich) zufolge der dort eingeführten Verzollung nach Gewicht und bei den bodenloſen Wegen immer mehr abnimmt. — In agronomiſcher und überhaupt landwirthſchaftlicher Hinſicht wird Mancherlei bei uns öffentlich verhandelt, wozu die „ſchleſiſche Chronik“ als Organ für die Geſammtintereſſen der Provinz und eine eigene landwirthſchaftliche Zeitſchrift die Sprechplätze ſind. Es iſt die Ausſicht da, daß bald ein landwirthſchaftliches Inſtitut in Schleſien erſtehen werde. Baron v. Cottwitz erwirbt ſich um die Provinz Verdienſte durch ſeine Acclimatiſationsverſuche von exotiſchen Getreidearten und Gartengewächſen, und für die Verbeſſerung der Pferde- und Viehzucht gibt der Verein für Pferderennen und Thierſchau kräftigen Impuls durch ausgeſetzte Preiſe.

X.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 27. Februar 1838.

Vingt carrosses bientôt arrivant à la file,
Y sont en moins de rien suivis de plus de mille.
Boileau.

Das Pariſer Fuhrweſen.

1. Die Cabriolets und Fiaker.

Wenn man die Maſſe von Wagen ſieht, welche von Morgens früh bis Abends ſpät unabläſſig in den Straßen von Paris herumrollen, ſo wundert man ſich über Eins, daß man nämlich auf den Trottoirs noch Fußgänger antrifft. Cabriolets, Fiaker, Delta's, Lütetiennes, Tilbury's, Kaleſchen, Kutſchen, Coupé's, Landau's, Einſpänner, Zweiſpänner, Poſtchaiſen mit vier Pferden, Diligencen mit ſechs Pferden — dies Alles fährt Tag und Nacht in, unter, durch, an und auseinander, bricht die Achſen, wirft um und veranlaßt tauſend Unfälle in der Hauptſtadt Frankreichs, welche ſeit langer Zeit Frauenparadies genannt wird, mit mehr Recht aber ihren andern Beinamen, Pferdehölle, verdient und ganz füglich auch Fußgängerhölle heißen könnte. Denn der arme Fußgänger muß hier ein eigenes Studium daraus machen, wie er ſich am ſicherſten und reinlichſten durch das Labyrinth enger, tiefer und ſchmutziger Gaſſen hindurchwinde, wobei er ſtets in Lebensgefahr ſchwebt, da nur an den wenigſten Orten Bürgerſteige die Fuhrwerke hindern, bis an die Häuſer zu fahren. Was früher als ein Gegenſtand des grenzenloſeſten Luxus galt, iſt gegenwärtig ein dringendes Bedürfniß geworden. Die Zeiten ſind vorüber, wo Heinrich IV. ſeinen Miniſter Sully nicht beſuchen konnte, weil er der ſchönen Gabriele von Eſtrées oder der Marquiſe von Verneuil ſeine Kutſche geliehen hatte. Der unbedeutendſte Wechſelmäkler der Stockbörſe könnte heutzutage Heinrich IV. zwei, drei Wagen leihen, und zwar höchſt elegante. Längſt verſchwunden ſind die alten Portchaiſen, die antiken zweirädrigen Schiebkarren und Handwägelchen, worin ſich die Marquiſinnen mit rothen Abſätzen vom Hofe Ludwigs XIV. nach dem Hotel de Bourgogne ziehen ließen, um die Komödianten ſpielen zu ſehen. Ludwig XV., welcher ſchon die Cabriolets ſeiner Zeit für ſo gefährlich hielt, daß er ſich eines Tags äußerte: „Wenn ich Polizeilieutenant wäre, würde ich alle Wagen in Paris verbieten laſſen,“ Ludwig XV. würde ganz anders erſchrecken, wenn er gegenwärtig noch lebte und einen Gang durch die Straßen von Paris machte. Zu ſeiner Zeit zählte man kaum fünf- oder ſechstauſend Wagen; heutiges Tags gibt es deren fünfzig- bis ſechzigtauſend. Vor Ludwig XIII. hatte man faſt gar keine Wagen; die Straßen waren ſo eng und in ſo erbärmlichem Zuſtande, daß ſie unmöglich hätten circuliren können. Die reichen Leute ritten damals auf Pferden oder Mauleſeln durch die Hauptſtadt, und alle Tage ſah man die ehrwürdigſten Magiſtratsperſonen in dieſem Aufzuge vor dem Juſtizpallaſt anlangen; von Ueberfahren

wußte man zu jener Zeit nichts. Unter der Regierung Ludwigs XVI., während der Republik und des Kaiserreichs wechselte die Anzahl der Wagen in Paris zwischen 8 und 12,000. Im Jahr 1813 schäzte man sie auf 15,018, im Jahr 1818 auf 16,910, ohne 4000 Privatwagen mit einzurechnen; am ersten Januar 1819 gab es deren etwa 22,000; im Jahr 1825 belief sich ihre Anzahl auf 26 bis 27,000. Von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag ist das Verhältniß immer gestiegen; es ist so weit gekommen, daß drei Viertheile der Straßen und öffentlichen Plätze von den Wagen in Beschlag genommen sind; 12,000 Privatpersonen haben eigenes Fuhrwerk, und außerdem zählt man 120 Unternehmer an der Spitze von eben so viel Anstalten, von welchen das Privilegium der öffentlichen Miethwagen im Großen ausgebeutet wird. Da der Wohlstand von Paris alljährlich zunimmt, so steht zu erwarten, daß die Zahl der Wagen gleichfalls von Jahr zu Jahr wachsen wird, und es liegt außer aller menschlichen Berechnung, wo das am Ende ein Ziel finden mag.

Wagen und Pferde, davon träumt jeder echte Pariser. Dreißig Jahre lang mißt er Kattun in der Rue Saint Denis, handelt mit Syrup und Käse in der Rue Richelieu, bloß um am Ende das Vergnügen zu genießen, in seine kleine Kalesche zu steigen und nach seinem kleinen Landhause in Passy oder Belleville zu fahren; denn er glaubt auf dem Lande zu seyn, wenn er in Belleville oder Passy, fünf Schritte von der Barrière wohnt. Wagen und Pferde, das ist das Erste, was ein durch glückliche Spekulationen von gestern reichgewordener Börsenmann sich anschafft, um nicht hinter seinen Kollegen zurückzustehen oder sie wo möglich an Aufwand zu überbieten. Wagen und Pferde verlangt jede Opertänzerin, welche kaum den Augenblick abwarten kann, wo sie zur Probe in einem eleganten Coupé ankommt, welches im Vorüberfahren die bescheidenen Figurantinnen, welche zu Fuß gehen, mit Koth bespritzt. Wagen und Pferde endlich wünscht sich sogar das naive, unschuldige, junge Mädchen, welches, kurz nach seinem Austritt aus der Pensionsanstalt, den ersten besten Mann nimmt, den die Eltern ihr vorstellen, um die Modepromenaden des Bois de Boulogne in einem Tilbury zu machen, welcher, im Schwalbenfluge dahinschießend, kaum den Erdboden zu berühren scheint, oder um sich sanft in die Kissen eines zierlichen Landau zurückzulehnen, auf dessen Hintersitz ein schöner Jäger mit langem, wallendem grünen Federbusch die Arme kreuzt.

Es scheint, man lebt in unsern Tagen schneller als früher, die fieberhafte Thätigkeit, welche den Pariser beseelt, macht es ihm unmöglich, den friedfertigen Buttersrauengang jener Transportmittel zu ertragen, welche der kalten, phlegmatischen, abgezirkelten Vergangenheit, womit diese monotone Langsamkeit in vollkommenem Einklang stand, genügten; daher nimmt heutzutage Jedermann einen Wagen. Das noble Faubourg Saint-Germain hat seine Equipagen, an deren Außenseiten die Familienwappen prangen; die Chaussée d'Antin steigt in ihre Kaleschen und Coupé's, mit wiehernden Holsteinern bespannt; der Kaufmann, welcher im Zuge ist, sein Glück zu machen, begnügt sich einstweilen mit dem Miethcabriolet; der Spießbürger, die kleinen Hauseigenthümer fahren mit dem Fiaker, und die alten Pensionäre, Studenten und Grisetten hocken sich in die Omnibus. — So geschieht es, daß das Leben in Paris, anstatt dahinzufließen, wie man noch in Deutschland sagt, pfeilschnell auf der großen Landstraße des Daseyns dahinrollt, bis ein lezter, ganz schwarz ausgeschlagener Wagen den Reisenden aus seiner Wohnung abholt und ihn an seine lezte Station bringt, wo er Zeit genug hat, sich von den Mühen und Rippenstößen, welche er unterwegs ausgestanden, zu erholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Phantastisch und geheimnißvoll, um so überraschender und reizender, weil man diese Elemente im Norden zu erwarten nicht gewohnt ist, schließt sich die linke Seite des Bildes mit Lundins Besitzung, die in das Quadrat ihrer Einfassungsmauer einen dichten Hain einzäunt, in dessen dunkle Schatten die Gedanken sich rathend und nachspürend verlieren, und mit einer hohen, einzeln stehenden Säule, die als Belvedere zu dienen scheint, und wie sie an Trajans Säule und ähnliche in Rom erinnert, auf einmal in den fernen Süden, als hätte sie sich hieher verirrt, uns im Traume versezt. Räthselhaft und einsam steht sie da, und doch kann man keineswegs sagen, daß sie den Eindruck des Ganzen störe. Sie mag eher dazu dienen, uns gänzlich vergessen zu machen, daß wir uns fast unter dem sechzigsten Grade nördlicher Breite befinden, denn in der That hat der rosige Schein des Abends, der Anblick des Schlosses und das freundliche Winken der weißen Façaden jenes Gefühl von Kälte, von Oede und Fremdseyn, ohne welches wir Südländer Scandinavien nicht denken zu können glauben, in uns gar nicht aufkommen lassen.

Wandte ich mich nun um, indem der weiter links gegen Osten gewendete Blick, von dem Gedanken an das Meer dorthin gerichtet, an den Vorsprüngen des sich

verengenden Busens umzukehren genöthigt war, so sah ich ein stilleres Bild, das mehr den Eindruck der kommenden Nacht machte, wie die Aussicht nach vorne das des scheidenden Tages gegeben hatte. Ein großer schwarzer Krahn reckt hier am Fuße der Kastellinsel seinen langen Kameelhals weit über das Wasser hinein, wie ein begehrliches Raubthier, das den Inhalt der anlandenden Schiffe zu verschlingen strebt. Nur nach Erz und nach flammenschwangerem Pulver scheint dieses Ungethüm zu schnappen, denn der Krahn ist offenbar nur zu Heraufschaffung der Bedürfnisse des Krieges bestimmt. Hier hinten, wo am jenseitigen Ufer vor dem Thiergarten die Schiffswerfte vorspringt, scheinen keine Handelsschiffe zu landen, die in mannichfaltigen Lagen da und dort zerstreut in dem weiten Raume ankern, der zwischen der Schiffs- und Kastellinsel und dem Söder-malm sich ausbreitet.

Das ist eben eine besondere Schönheit des Hafens von Stockholm, daß er, nicht in künstliche Grenzen eingeschlossen, nur durch die natürlichen Einschnitte des Meerbusens in das Land und die Felsen der Inseln gebildet wird, so daß immer nur ein Theil der Seeschiffe an den Quais der Stadt gelagert ist, während eben die Möglichkeit, an die verschiedenen Stadttheile mit den Schiffen selbst ohne Lichter hinzugelangen, die große Bequemlichkeit für den Handel ausmacht.

Schon wieder habe ich mich unwillkührlich dieser Seite und dem Schlosse zugewendet, obgleich ich nun die entgegengesezte Seite zu betrachten beschäftigt bin. Die Schiffswerfte am Thiergarten wird stiller und stiller, wie die Sonne mehr sich senkt, die kleinen Feuer in den Theerpfannen erlöschen, und die kranken alten Schiffe, die den Tag über unter den Händen calfaternder Arbeiter, wie Verwundete im Lazareth unter den Händen der Chirurgen, zu leiden hatten, liegen nun ruhig auf der Seite und scheinen schlummern zu wollen. Leerer werden die Boote, welche die rückkehrenden Spaziergänger von dem Thiergarten über Skeppsholm oder ganz zu Wasser um Kastellholm zur Stadt zurück bringen, und zulezt ruht das Auge nur noch auf den niedrigen hölzernen Baracken, welche quer über das Wasser gegen das westliche Ende des Thiergartens hin die Reihe der Kanonenboote bedecken, als Friedenskasernen für diese mächtigen Beschützer der Küste in Kriegszeiten. Ganz im Hintergrunde erheben sich düstere Tannen auf den Höhen des Ladugards Gärd und schließen die Aussicht. Unterdessen ist auch das Schloß vom Nebel der dämmernden Nacht eingehüllt worden, die durch ihre schnell eintretende Kühle zur Rückkehr in die Stadt nöthigt.

Ohne Zweifel ist der Punkt von Kastellholm für die malerische Ansicht der geeignetste. Dagegen bietet der berühmte Standpunkt des Moseshügels (Mose-backa) einen größern Gesichtskreis dar. Dieser Hügel ist ein Wirthschaftsgarten auf dem der Südmündung des Mälar zunächst liegenden Absturze der Südvorstadt in den Salzsee; er gibt den Ueberblick über die ganze Altstadt und den Norr-malm, links auch, wenn ich nicht irre, über einen Theil des Mälar; Skeppsholm, Kastellholm und der Thiergarten liegen ihm gerade gegenüber. Leider hatte ich nicht das Glück, zur Zeit einer günstigen Beleuchtung diese Aussicht zu genießen; das gleich ausgeschüttete Licht eines sonnigen, bleichen Mittaghimmels ist nicht geeignet, irgend eine Gegend in ihrem ganzen Reize erscheinen zu lassen; denn in der Landschaft, im Bilde der, willkührlicher Bewegung nicht fähigen Natur läßt die Beleuchtung seine Charakterzüge vortreten, die in der Darstellung menschlicher Thätigkeiten in der Bewegung der Person sich aussprechen. Eine Gegend im heitern Mittag ist wie ein sich sonnender Lazzaroni.

Jeder Mensch und jede Gegend haben an sich ihren eigenthümlichen Charakter, der in der bleibenden Gestaltung der Form ausgesprochen ist. Diesen ändert in seinem Wesen die Bewegung so wenig beim Menschen, als die Beleuchtung in der Landschaft. Aber wie jedes menschliche Antlitz lächeln und weinen und zürnen kann, wenn gleich jedes seinen Typus in diesen Regungen durchscheinen lassen muß, so kann auch jede Gegend ihren besondern Charakter in Morgen- und Abendschein, oder in Wolkenschatten und Gewitter, gleichsam in verschiedenen Stimmungen darlegen. Ich möchte dies so erklären, daß Licht und Luft als der ätherische und eigentlich regsame Theil der Natur eben das Medium sind, mittelst dessen sie in ihre festgebannten Züge ihren innersten Geist aushaucht, wie der Mensch durch das Spiel seiner Nerven die Stimmungen der Seele, ebenfalls unwillkührlich, in die Sprache der Muskularbewegung übersezt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Volksstimmung in Beziehung auf die Königin.

Wankelmuth ist anerkannt kein Charakterzug des englischen Volks, weder der Engländer im Allgemeinen, noch der Londoner. Die Einen sagen, die englische Nation sey für den Wankelmuth zu fischblütig, Andere, sie sey zu vernünftig, und vielleicht treffen diejenigen am richtigsten, die beide Ursachen verbinden. Offenbart sich daher in England ein Wechsel der öffentlichen Stimmung, so ist schon von vorne herein anzunehmen, daß derselbe nicht das Resultat eines national whim, einer Volkslaune, ist, sondern einer rational

reason, eines vernünftigen Grundes, vernünftig aber natürlich nur insofern, als er der logisch richtige Schluß eines gegebenen Vordersayes ist. Ob dieser Vordersatz wahr oder falsch, darüber zergrübelt auch das englische Volk sich den Kopf in der Regel nicht. Es nimmt ihn für richtig an, oder verwirft ihn, je nachdem seine Wünsche mit ihm übereinstimmen oder nicht, oft auch wie der Instinkt es leitet. Einen eingetretenen Wechsel zu erkennen, erfordert kein Uebermaß an Scharfsinn. Um der Londoner Volksmasse den Puls zu fühlen, braucht man nur in London anwesend, der Londoner Volkssprache etwas kundig, mit gutem Gehör begabt und nicht zu vornehm zu seyn, sich unter das Volk zu mischen. Keine offenherzigere Menschen als die eigentlichen Londoner; sie äußern sich bestimmt bei jeder Gelegenheit, gleichviel, ob gefragt oder nicht, just wie es ihnen um's Herz ist, und die wahre englische Freiheit hat in ihnen ihre Repräsentanten. Weniger leicht ist zu erkennen, warum der Puls so schlägt, wie er schlägt, was die Veranlassung eines eingetretenen Wechsels ist. Da sind es oft Kleinigkeiten, deren Zusammenwirken die öffentliche Stimmung verändert und die einzeln sich kaum bemerkbar machen. In England wie im Auslande ist man sehr geneigt, die Presse für das mächtige Triebrad zu halten, welches das englische Volk in Schwung setze, und es ist nicht zu leugnen, daß, wenn die gesammte englische Presse Ein Triebrad wäre, sie ihrer Gewalt nach richtiger der erste, als der vierte Stand im Staate heißen müßte. Allein die englische Gesammtpresse ist eine complicirte, aus vielen Rädern bestehende Maschine, eines allerdings stärker als das andere, jedes jedoch von einer gewissen Stärke, und die Maschine selbst so gebaut, daß die dabei Angestellten die Räder rechts oder links umdrehen können, ohne die Maschine zu zerstören. Wenn sich daher seit Wochen in Bezug auf Königin Victoria in London ein Gesinnungswechsel kund gibt, so glaube Niemand, daß das von der öffentlichen Presse herrühre. Nach wie vor zeigen sich bei dieser freundliche und unfreundliche Augen, derbe Fäuste und zarte Händchen, harte Stahlfedern und weiche Gänsefiele, Dinte, die roth, und Dinte, die schwarz schreibt. Und obgleich die Hauptorgane der Presse im Ganzen allerdings an Wärme für die Königin abgenommen haben, so steht dies doch in keinem Verhältnisse mit der gesunkenen Bluttemperatur der Londoner. Ich erinnere mich, vom Enthusiasmus gesprochen zu haben, mit welchem die jungfräuliche Fürstin am Tage ihrer Proklamation, als sie am zweiten Morgen nach ererbter Krone im Hofe des St Jamespallastes zum ersten Male öffentlich erschien, vom versammelten Volke begrüßt wurde. Solcher Enthusiasmus ist zu hoch, um dauern zu können. Auch erwartet das Niemand; Jeder sezt einen Theil davon auf Rechnung der Neuheit. Gleichwohl war es sehr natürlich, daß der Freudenruf, welcher aus unzähligen Kehlen der jungen Königin zuflog, sie tief ergriff. Ich erwähnte dies einige Stunden nachher gegen einen Engländer, dem ich die Scene beschrieb. „Das Jauchzen der Menge," sagte ich, „trieb der Königin das Wasser in die Augen." — „Und die Angst in's Herz," fiel der Engländer ein. — „Angst vor so loyalen Unterthanen?" fragte ich. — „Ich war in London," antwortete Jener, „als Georg IV. starb, und sah seinen Nachfolger in demselben Hofe des St. Jamespallastes, an demselben Fenster, von welchem aus Königin Victoria sich heute gezeigt hat, vom Volksjubel empfangen und Thränen in seinem Auge. Ich verließ dann London, und am Tage meiner Rückkehr war ich zufällig Zeuge, wie der vom Volksjubel zu Thränen gerührte König bei seiner Fahrt in die Oper vom Volke mit Koth geworfen wurde. Wie, wenn Königin Victoria daran gedacht hätte?" — Und ganz Unrecht hätte sie nicht gehabt; denn obschon der ursprüngliche Londoner Enthusiasmus noch nicht so tief gesunken ist, so wiederhole ich doch, daß sich seit einigen Wochen unverkennbare Zeichen von etwas mehr als Abnahme bemerklich machen. Dergleichen Erscheinungen treten fast nie plötzlich hervor, lassen sich selten von Tag und Stunde datiren, und zur Zeit hat kein Ereigniß in der Regierung der jungen Monarchin das Volk unzufrieden mit ihr machen können. Dennoch war der erste öffentliche Beweis abgefallener Volksgunst ein ziemlich rascher und deutlicher; er datirt sich vom 23sten December. An diesem Tage erhob sich die Königin vom Buckinghampalaste in's Parlament, daselbst einigen von beiden Häusern berathenen Akten, von denen eine ihre eigene Civilliste betraf, in Person die königliche Genehmigung zu ertheilen. Dies war seit dem 20sten November, wo die Königin das Parlament eröffnet hatte, das erste Mal wieder, daß sie in königlicher Auffahrt sich dem Volke zeigte, und welcher Unterschied zwischen dem Empfange, der ihr jezt zu Theil wurde, und dem, der im Juli am Tage der Auflösung des Parlaments ihr zu Theil geworden war! Die Londoner hatten allerdings am 9ten November, beim Zuge der Königin in die City, an die Bethätigung loyaler Gesinnung und herzinniger Anhänglichkeit nicht bloß ihre Zeit und ihr Leben, sondern sogar ihr geliebtes Geld gesezt, hatten bald nachher, als die Königin Drurylane und Coventgarden besuchte, um sie zu sehen und zu begrüßen, sich stundenlang gedrängt und gestoßen und für Entréebillets hohe Preise gezahlt, und hatten noch zulezt am 20sten November, um sie in's Parlament fahren zu sehen, in dichten Reihen den Weg besezt. Doch machte Alles dies den bemerkten Unterschied nicht minder auffallend, und widerlegte den Schluß, daß die Hize der Londoner sich über die Gebühr abgekühlt habe, keineswegs. So oft ein Monarch Englands sich nach der City zum Guildhallbankett begeben, waren die Vorbereitungen, war das Benehmen der Volksmassen und der ganze Spektakel ganz wie am lezten 9ten November: darin also liegt für Königin Victoria keine Auszeichnung. Das Gedränge vor den beiden Theatern war arg, aber nicht ärger, als wenn ein vielbesprochenes Stück zum ersten Mal gegeben wird oder ein berühmter Künstler auftritt; Schaulust hatte gewiß großen Antheil an jenem Gedränge. Endlich hatten zwar am 20sten November Tausende den Weg von der königlichen Residenz nach dem Parlamentshause besezt; aber von diesen Tausenden hatten nur Wenige einen Laut für die Königin in der Brust gehabt, und die Polizeidiener waren über das ruhige Verhalten höchlich erstaunt gewesen. Schon vor diesem Tage hatte man die Bemerkung gemacht, daß die Masse der Neugierigen in der Umgebung des Palastes und der Jubel beim Erscheinen der Königin sich mehr und mehr verminderten, und die Witterung konnte dies nicht erklären. Nun kam der 23ste December, ein herrlicher Frühlingstag, statt eisigen Nordwinds und kaffeebraunen Nebels die Luft mild und die Sonne hell im azurblauen Aether. London hat nie einen schönern Maitag gesehen, und London wußte, daß die Königin in's Parlament fahre, und wo am 20sten November Tausende gestanden, da ambulirten jezt kaum Hunderte, kein Jubelruf begrüßte die Herrscherin, und die Polizeidiener konnten nicht begreifen, weßhalb sie eigentlich angestellt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. Februar 1838.

Mit heiligem Laub umkränzt, erhebet die Stadt dort
Leuchtend ihr priesterlich Haupt.

Hölderlin.

Stockholm.

(Beschluß.)

Sehr verschieden von diesen Aussichten der Ostseite ist der Anblick Stockholms von Westen, den der einsame Punkt auf Kungsholm, auf welchem sonst die Windmühle stand, gewährt. Schon der Weg dahin gibt ein gewisses Gefühl der Verlassenheit; denn ob er gleich durch die Straßen der Königsinsel führt, so findet der Wanderer doch äußerst sparsames Leben, wenige Menschen, kleine und ärmliche Hütten, und in den zum Theil unfahrbaren Straßen stehen die mächtigen Granitblöcke statt des Pflasters zu Tage. Auf dem Windmühlenhügel selbst ist man ziemlich weit von der Altstadt entfernt, die Umgebungen und Inseln des Salzsees werden nicht gesehen, das Schloß ist der äußerste Theil der Stadt, der im Osten erblickt wird. Gerade vor sich hat man den Spiegel des Mälar, dessen anderes Ufer hier der felsige Langholm und die hohen Ufer des westlichsten Endes der Südvorstadt bilden. Auf diesen Ufern ist wenig Leben sichtbar; nirgends in dem Bezirke der Stadt sind die Felsen so hoch, so steil als hier, und eben deßwegen fast nur auf ihrer Höhe mit Gebäuden besezt; rechts zieht sich der Mälar in's Land hinein, den man sich nicht als einen weiten, freien See zu denken hat, dessen Wasserfläche nur durch seine äußersten Küsten, die sich auf oberflächlichen Landkarten allein verzeichnet zu finden pflegen, begrenzt wäre. Er ist vielmehr mit kleinen und größeren Scheeren in großer Menge bedeckt, so daß man immer nur einen sehr kleinen Theil desselben zugleich übersehen kann.

Diese Inseln und die Ufer sind hier zwar nicht so unbewohnt, wie an der Meeresküste, doch stellen sie im Vergleich mit den früher beschriebenen Punkten des Salzsees ein einförmiges, durch die schwarzen Tannen selbst melancholisches Ganze dar. Auch gegen Norden ist das Land sehr stille, über die Rohrstrandsbucht sieht man gegen die Karlbergsalleen, hinter denen der Hügel, von welchem der Norr-malm sich gegen Osten hinunter zieht, das Auge weiter zu schweifen verhindert. Der einzige bemerkenswerthe Punkt ist auf dieser Hinterseite das schon früher erwähnte Observatorium, der höchste Platz der Nordstadt, der übrigens selbst keine so bedeutende Aussicht gewährt, als er aus der Ferne zu versprechen scheint. Was dagegen — wir wenden uns wieder gegen den Mäler — von hier aus den imposantesten Anblick gewährt, ist der Ritterholm. Um diesen jedoch noch schöner zu sehen und ein eigentlich pittoreskes Bild der Stadt von Westen zu gewinnen, ist es nöthig, sich auf den See selbst zu begeben. Von ihm aus bilden

die steilen Ufer von Söder-malm zur Rechten, und der flachere, mit zahlreichen Häusern besezte Strand von Kungsholm zur Linken den Rahmen, in welchen sich das Gemälde der Altstadt einfaßt und aus dessen Mitte die stattlichen Paläste nebst dem zierlichen Kirchenthurm der Ritterinsel sich vorschieben, während ihm zum Hintergrunde die höheren Theile der Stadt, und vor allen wieder das überall sichtbare Königsschloß dienen.

Ich genoß diese Aussicht einmal im klaren Mondschein. Das Dampfschiff, der Adler, von Grigsholm zurückkehrend, rauschte mächtig durch die dunkeln Wogen. Noch ehe die Stadt sichtbar ward, glänzte in der Richtung derselben eine helle Flamme auf, und neugierig, halb besorgt, eilte Jedermann auf's Verdeck. Es war aber nur, ich weiß nicht mehr was, auf einer Scheere in Brand gerathen und warf ein magisch-flackerndes Licht auf die zerklüfteten, dunkel bewachsenen Felsen und den leise bewegten Wasserspiegel, bis es endlich erlosch, mit ihm die Unruhe der aufgeregten Schiffenden, und nun die schöne Stadt im friedlichen Schimmer des Mondes, ein einladendes Bild wirthlicher Ruhe, aus dem See still emporstieg. Damals stand noch der Thurm der Ritterholmskirche, der wenige Tage nachher abbrannte. Mit ihm hätte diese Seite der Stadt, wenn er nicht wieder aufgebaut werden sollte, eine besondere Schönheit verloren; doch bot er gewiß nie einen schöneren Anblick dar, als da er brannte, und nach Art echter Größe, im Tod und Untergang seinen höchsten Reiz entfaltete.

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsetzung.)

Wenn ich alle Fuhrwerke, welche die Straßen von Paris durchschneiden, schildern wollte, könnte ich einen ganzen Band damit anfüllen; ich beschränke mich darauf, nur von denjenigen zu sprechen, welche, gegen Bezahlung des festgesezten Preises, zu Jedermanns Verfügung stehen. Das erste Fuhrwerk, welches mir in die Feder kommt, ist jene bescheidene zweirädrige Equipage mit einem Pferde, welche man an jeder Straßenecke trifft, und welche mehr als alle übrigen Wagen jeden Augenblick die Füße des armen Fußgängers bedroht. Die Anzahl dieser Mietheabriolets, welche auf allen öffentlichen Plätzen bereit stehen und zu bestimmten Preisen nach einem beliebigen Orte innerhalb der Stadt fahren, beträgt 737. Das ist die ein für alle Mal von der Polizei festgesezte Zahl, welche nicht überstiegen wird. Jeder dieser Miethwagen muß zuvor die Erlaubniß des Sultans der Rue de Jérusalem einholen, ehe er auf den öffentlichen Plätzen stationiren darf. Für diese Gerechtigkeit bezahlt der Herr des Cabriolets zwei-und-zwanzig Franken monatliche Steuer; für einen armen Teufel, der oft kein Vermögen hat als sein Cabriolet und einen magern Gaul, ist diese Abgabe nicht unbeträchtlich; er muß sonach jeden Monat zwei-und-zwanzig Fahrten zu einem Franken rein umsonst machen, bloß um die Ansprüche der Polizei zu befriedigen. Das Monopol hat sich auch unter die Cabriolets, wie überall anderswo, eingeschlichen. Die meisten derselben gehören nämlich nicht einzelnen, sondern einigen Personen, welche reich genug sind, um recht viele Cabriolets zu accapariren. Ein Kutscher, der nur ein Cabriolet und ein Pferd hat, kommt selten auf; denn es gibt schöne Tage, wo der Cabrioletkutscher gar nichts zu thun hat, und wenn er dann nicht, wie man sagt, aus dem Leibe zehren kann, so ist er übel daran. In Paris muß man Geld entbehren können, um Geld zu gewinnen. Einer der reichsten Besitzer von Cabriolets hat deren über hundert, welche nebst den Pferden ein Betriebskapital von einer halben Million Franken vorstellen. Die Eigenthümer von öffentlichen Miethwagen haben je nach Umständen verschiedene Uebereinkunft mit ihren Kutschern getroffen. Einige müssen ihrem Herrn jeden Abend zehn Franken heimbringen, mag nun ihre Einnahme gut oder schlecht gewesen seyn. Was sie über zehn Franken eingenommen, gehört ihnen, was darunter ist, müssen sie aus ihren Mitteln zulegen. Die Kutscher von andern Herrn bekommen den vierten Theil der Tageseinnahme; dafür sind sie aber auch speziell beaufsichtigt, und der Patron schickt von Zeit zu Zeit eigene Leute hin, um nachsehen zu lassen, ob sie zu fahren haben oder nicht. Manche Eigenthümer von Miethwagen erhalten den Wetteifer unter ihren Kutschern dadurch rege, daß sie demjenigen, der die reichlichste Einnahme im Laufe des Monats gemacht hat, eine Prämie von fünfzig Franken geben. Das ist der prix Monthyon der Cabrioletkutscher.

Der Cabrioletkutscher ist der vornehmste unter den Pariser Miethkutschern. Tag und Nacht in eine Ecke seines Wagens gekauert, wartet er unverdrossen auf den Fußgänger, welchen ein plötzlicher Regenguß oder eine weite Tour zwingt, zu einem Locomotiv seine Zuflucht zu nehmen; sodann seine Peitsche schwingend und mit der Zunge dazu zischend, treibt er sein Pferd so viel als möglich an und bringt es allmählig in den Gang, der nur den Cabrioletgäulen eigen ist, und den man weder Schritt, noch Trab, noch Galopp nennen kann. Kaum hat man zur Seite des Cabrioletkutschers Platz genommen, so sucht der Schwätzer sofort ein Gespräch anzuknüpfen; er sieht es einem gleich an der Nasenspitze an, ob man aus der Provinz, aus der Fremde oder aus Paris ist. Dem Provinzialen und Fremden spricht er sogleich von den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt und

bietet sich ihm zum Führer an. Ist man ein Spanier, Russe oder ein Deutscher, so sagt er einige Worte spanisch, russisch oder deutsch, welche er in den Kriegen unter dem Kaiser gelernt; denn der Pariser Cabrioletkutscher hat ganz Europa von einem Ende zum andern durchzogen, bevor er seine Kreuz- und Querzüge in den Straßen von Paris antrat. Er spricht mit großer Vorliebe und bei jeder Gelegenheit von seinem Kaiser; er ist weder Carlist, noch Philippist, noch Republikaner, sondern Napoleonist mit Leib und Seele, wie er sich ausdrückt. Er hat gewöhnlich in der Kavalerie gedient, wenigstens zwanzig Schlachten mitgemacht und drei Kanonen erobert. Wenn wir mit ihm über den Carrousselplatz fahren, zeigt er uns das Viergespann auf dem Triumphbogen, wo er vor dreißig Jahren die echten Leucippischen Pferde von vergoldeter Bronze gesehen habe; kommt man an der Vendômesäule vorüber, erzählt er, daß dieselbe aus lauter eroberten preußischen und österreichischen Kanonen gegossen worden, und dergleichen Mährchen mehr. In diesen Erinnerungen und Lobpreisungen Napoleons hält der Pariser Cabrioletkutscher nur inne, um von Zeit zu Zeit einem vorüberfahrenden Omnibus einen derben Fluch nachzuschicken; denn der Omnibus und der Cabrioletkutscher sind Todfeinde. Außer dem Omnibus hat der Cabrioletkutscher nur noch Einen Feind, den Stadtsergeanten; dieser läßt ihn in's Loch stecken, wenn er die Polizeigesetze übertritt; jener entzieht ihm seine Nahrung oder schmälert ihm wenigstens den Gewinn. Daher neigt sich auch der Cabrioletkutscher zum Republikanismus hin und ist ein großer Freund von Emeuten, weil er sich bei diesen Gelegenheiten an seinen beiden Todfeinden zugleich rächt und, wie man im gemeinen Leben sagt, zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt; aus den Omnibus hilft er alsdann Barrikaden aufführen und hinter diesen hält er mit den Stadtsoldaten wegen früherer Händel blutige Abrechnung.

Wenn unser Cabrioletkutscher merkt, daß wir nicht gerne politisiren, fängt er an, von Literatur zu sprechen; am Stoff der Unterhaltung liegt ihm wenig, wenn er nur schwatzen kann. Uebrigens kitzelt es ihn, eine gewisse Bekanntschaft mit der Literatur zur verrathen. Er kennt die Hausnummer Jules Janins in der Rue Tournon, die Victor Hugo's auf der Place-royale und die Wohnungen mehrerer anderer belletristischen Notabilitäten; er besucht zuweilen den Cirque olympique, und da es schöne Tage im Jahr gibt, wo der Fußgänger durchaus nicht anbeißt und der Cabrioletkutscher keine Course zu machen hat, so holt er sich einen Band aus der nächsten Leihbibliothek, den er in seinem Wagen liest. In Pigault-Lebrün ist er sehr bewandert, und die Romane von Paul de Kock sind ihm wohl bekannt. Doch gesteht er selbst, daß ihn diese Romanenlektüre nicht so sehr anspricht, als wenn er mit seinen Freunden in der nächsten Schenke einen Schoppen trinkt. Da ihm aber der Stand seiner Börse diese Unterhaltung nicht zu oft erlaubt, so spielt er den Liebenswürdigen bei der Marktfrau, welche in seiner Nachbarschaft Orangen, geröstete Kartoffeln oder papier Weynen verkauft. Obschon der Cabrioletkutscher nicht mehr in der ersten Jugend ist, so erinnert er sich doch noch immer seines frühern Handwerks, als er Husar oder reitender Jäger war; er benimmt sich stets äußerst galant gegen das schöne Geschlecht und vertreibt sich die Zwischenzeit zwischen zwei Coursen à 20 Sous mit Complimenten und Liebeserklärungen.

Außer den 737 Miethcabriolets gibt es noch eine fast gleiche Anzahl von sogenannten Cabriolets de régie oder sous remise, welche nicht auf den Quais und öffentlichen Plätzen, noch in den Straßen stehen, sondern nur unter den Thorwegen der Häuser und in Remisen halten dürfen. Diese Remisecabriolets werden von der Polizei weniger streng beaufsichtigt; sie haben auch die weiße Platte mit der großen schwarzen Nummer nicht, und man unterscheidet sie von den eigenthümlichen nur dadurch, daß die Pferde in der Regel nicht brillant sind. Der Preis für die Fahrt mit einem solchen Cabriolet beträgt 50 Sous und für die Stunde zwei Franken. Die gewöhnlichen Miethcabriolets auf der Straße kosten 25 Sous, wenn sie breit genug sind, zwei Personen außer dem Kutscher zu fassen, und 20 Sous, wenn sie nur für Einen berechnet sind. Der Preis ist entweder auf der Außenseite oder im Innern des Wagens auf einer von der Polizei gestempelten Blechplatte bemerkt. Mitunter geschieht es wohl, daß die Cabrioletkutscher kleine Blechfahnen auf ihren Cabriolets aufstecken, worauf der Preis einer Fahrt zu zwanzig Sous angegeben ist; beim Einsteigen aber nehmen sie unvermerkt die Fahne ab und im Innern findet man alsdann einen höheren Tarif angeschlagen. In diesem Falle rathen wir dem Fremden, beim Aussteigen nach der Nummer des Cabriolets zu sehen und Anstalten zu treffen, als wolle er sie in sein Portefeuille eintragen; das wird genügen, die Forderung des Kutschers augenblicklich herabzustimmen. Es ist üblich, zu dem fixen Preise jeder Fahrt noch ein kleines Trinkgeld beizufügen, welches lediglich von dem guten Willen des Passagiers abhängt und gewöhnlich in zwei oder drei Sous besteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Königin Victoria und H. B., der Karrikaturist.

Woher dieser auffallende Wechsel, wenn die Londoner nicht wankelmüthig sind, wenn die Presse nicht Partei gegen

die Königin genommen und kein Akt ihrer Regierung das Volk zur Unzufriedenheit aufgeregt hat? — Ich bilde mir nicht ein, die Frage genügend beantworten zu können. Es ist bald gesagt, das veränderte Benehmen der Londoner sey die Folge eingetretener Gleichgültigkeit. Woher denn aber die Gleichgültigkeit? Satt an ihrer jungen Herrscherin können die Londoner sich schon deßhalb nicht gesehen haben, weil sie Engländer sind, und die Engländer, laut der sehr richtigen Bemerkung eines Franzosen, an gefürsteten Personen sich nie satt sehen. Und dann, welch eine neugierige Nation sind diese Londoner! Ein ruhig vor einem Hause haltender vierspänniger Wagen, an welchem schlechterdings nur das merkwürdig, daß es ein Wagen mit vier Pferden ist, reicht hin, Hunderte von Gaffern stundenlang zu versammeln. Vorgestern fand ich eine geräumige Straße gedrängt voll Menschen, und als ich zu dem dicht umstandenen Punkte mich durchgekämpft hatte, erkannte ich in einem etwas ungewöhnlich großen, auf dem Pflaster gelagerten Schwein die Veranlassung des Auflaufs. Ist also Gleichgültigkeit am veränderten Benehmen der Londoner Schuld, so muß sie noch stärker seyn als ihre Neugier, und das ist viel behauptet. Meine unmaßgebliche Vermuthung geht dahin, daß die hiesigen Karrikaturisten, ob mit oder ohne Absicht, Schlimmeres als Gleichgültigkeit gegen die Königin bewirkt, daß sie dieselbe in den Augen der Londoner Volksmasse — ich will den mildesten Ausdruck wählen — lächerlich gemacht haben. Der englische Karrikaturwitz ist bekannt; keine andere Nation kommt ihr darin gleich, und dieser Witz findet auch nationalen Anklang. Die Franzosen aller Stände mögen bessere Kenner und lebhaftere Bewunderer der bildenden Künste seyn als die Engländer. Wie aber kein Engländer an einem Zerrbilde vorübergehen, keines unbetrachtet lassen kann, so weiß auch jeder, und wäre es der roheste Kohlenträger, gewiß schneller als jeder Franzose den stechenden Punkt eines Zerrbildes zu entdecken. Der Einfluß, welchen diese — meinetwegen — unedle Kunst auf die mittlern und niedern Stände Englands übt, ist vielleicht nie genug gewürdigt worden. Ein ausgezeichneter Meister in derselben, der seine Produkte H. B. signirt, hat sich den Beinamen des Erklärers der englischen Tagsgeschichte erworben. Ich zweifle nicht, daß er einen gewichtigern Beinamen verdient, und mancher in England hochgestellte Mann könnte viel lernen, wollte er den lauten Aeußerungen derjenigen ein Ohr leihen, die stets in Haufen die ausgehangenen Karrikaturen umstehen. Meiner Ueberzeugung nach ist H. B. einer der gefährlichsten Feinde der Königin und ihrer jetzigen Minister. Keine Woche vergeht, ohne daß er mit einer beißenden gezeichneten Satire hervortritt, und gleich als hätte er allen Karrikaturwitz aufgekauft, so unbedeutend und verhältnißmäßig geschmacklos ist die Waare, welche die Verfechter der von ihm feindlich behandelten Whigs zu Markte bringen. Auf diese Art behauptet er den Markt ziemlich allein, und Einer, der als H. B. Secundus ihm am nächsten steht, kämpft mit ihm unter derselben Fahne. Jedes einzelne Blatt von H. B. trägt das eigenthümliche Gepräge seines Strebens, charakterisirt das Ziel, das er verfolgt, gehört der Partei an, zu welcher er sich zählt, und welcher er vermuthlich dient. Ich will nur zwei seiner neuesten Erzeugnisse erwähnen und von diesen bloß eines beschreiben. Beim andern muß eine kurze Andeutung genügen. Dieses Blatt stellt drei Personen dar, die Königin zu Pferde, ihr zur Rechten Lord Melbourne, zur Linken Lord Palmerston, und wer die Bibel gelesen hat, erkennt aus der Haltung der drei Personen, warum sie die Unterschrift haben: Susanna und die Aeltesten. Das zu beschreibende Blatt führt den Titel: The Royal Coſſet, der, die, das königliche — nun fehlt mir das deutsche Wort für coſſet. Obgleich das wahrscheinlich mein Fehler, nicht Fehler der deutschen Sprache ist, so kann ich mir doch nicht anders als durch Angabe der Bedeutung helfen: coſſet heißt im weitern Sinne jedes Junge, im engern ein Lamm, das ohne die Mutter aufgezogen wird. Das bei bemerke ich zugleich, daß Lord Melbourne, ehe er dies wurde, Herr Lamb war, und Lamb unser deutsches Lamm ist. Zum Motto hat die Zeichnung vier Zeilen, in denen ich eine Parodie des vielbeliebten Rundgesanges erblicke: which is the properest day to drink? (an welchem Tage soll ich zechen?) Jene vier Zeilen lauten:

Which is the day that you dine with the Queen?
Saturday, Sunday, Monday? —
„Every day in the week, I ween,
Why should I name but one day?“

Nun die Zeichnung selbst. Eine junge Schäferin — mit dem Gesichte der Königin — reicht freundlichen Blickes einem recht derben Lamme — von Lord Melbourne's Aussehen — eine Milchflasche, und das Lamm saugt nicht nur aus Leibeskräften an der durch den Kork gesteckten Spuhle, sondern es ist auch deutlich, daß die Milch gut anschlägt, ihm, wie die deutschen Landwirthe und Schlächter sagen, zu Schmeer gedeiht. Ein wenig entfernt von dieser Gruppe, in der Mitte des Vordergrundes, befindet sich eine andere von vier Lämmern. Es ist eben so unverkennbar, daß diese keine Schooßlämmer sind, als daß sie solche zu werden wünschen. Das eine — und das ist Lord John Russell — schneidet ein recht wehmüthiges Gesicht, jedoch mit einem leisen Hoffnungsschimmer, seiner Zeit auch ein Schlückchen zu bekommen. Das zweite — Spring Rice — ist von irländischem Stamme, etwas größer und lebhafter, aber immer noch ein kleines Ding, dem der Anblick der Milchflasche das Maul wässerig macht. Das dritte, im Verhältniß hoch gewachsen und gut gestaltet — die Gesichtszüge gehören Lord Palmerston — drückt das feste Vertrauen aus, daß, wenn der gegenwärtige Säugling etwas Milch übrig lassen sollte, es zunächst an die Reihe kommen werde. Das vierte, von schottischer Race — Lord Glenelg crachè — hat, des Wartens müde, sich in die bequemste Position gelegt und schmarcht sichtbar. Links im Hintergrunde geht ein mageres, schwarzes Lamm langsam ab; das ist Lord Brougham. Nur der Kopf ist nach der Milchflasche gerichtet; ein spöttisch-neidisches Lächeln charakterisirt die eigenthümliche Broughamsnase, und aus dem Maule kommen die Worte: my tongue is not hung to courtly airs; I can't gloze! (meine Zunge ist nicht für Hofmelodien gestimmt; ich kann nicht schmeicheln) Worte, welche Lord Brougham vor Kurzem im Oberhause bei Gelegenheit der Debatte über die von ihm bekämpfte, von Lord Melbourne vertheidigte Civilliste der Königin Letzterem an den Hals warf. Rechts im Hintergrunde setzt ein Lamm in einem Luftsprunge herbei. Die Wolle auf dem Scheitel ist perrückenmäßig gekräuselt, und wiewohl ein ziemlich derbes Lamm, affektirt es doch allen Muthwillen eines Lämmchens. Das soll Lord Cottenham seyn. — Das Schlimmste an solchen und stärkern Darstellungen ist, daß sie nicht ganz aus der Luft gegriffen sind. Aber davon gehört das Nähere — wofür ich nicht Berichterstatter bin — zur chronique scandaleuse.

W. S.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 48.

Barke. Birke. Borke. Burke.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 22 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 1. März 1838.

Wenn ich's mache, laßt die Zuhörer nach ihren Augen ſehen! Ich will Sturm erregen, ich will einigermaßen lamentiren. — Eigentlich habe ich doch das beſte Genie zu einem Tyrannen; ich könnte einen Herkules koſtbarlich ſpielen, oder eine Rolle, wo man Alles kurz und klein ſchlagen muß.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Schiller als Schauſpieler.

Bruchſtück des Romans Heinrich Roller oder vor ſechzig Jahren.

Ein Schriftſteller, deſſen Erzählungen in dieſen Blättern mit Vergnügen geleſen worden ſind, bereitet unter obigem Titel einen Roman vor, der den Leſer in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verſezt, und in welchem Schiller und ſein fürſtlicher Erzieher, Karl Herzog zu Wirtemberg, Hauptrollen ſpielen werden. Die Epiſode, welche wir hier geben, beruht auf einer bekannten Anekdote. Sie wurde ſchon vor dreißig Jahren von Peterſen, dem Jugendfreunde Schillers, zuerſt im Morgenblatt mitgetheilt und iſt ſeitdem in alle Lebensbeſchreibungen des großen Dichters übergegangen. Wir ſetzen die Notiz her, wie ſie uns in Peterſens Handſchrift vorliegt.

„Schiller, in der Schauſpielerwelt völlig lebend und webend, trat einmal auch als wirklicher Schauſpieler auf. Am Geburtstage Herzog Karls, den 11ten Febr. 1780, führten Zöglinge der erſten Abtheilung Goethes Clavigo in der Akademie auf. Schiller, dem die Vertheilung des Rollenfachs oblag, wählte ſich den Clavigo zur Rolle. Und wie ſpielte er ſie? Ohne die mindeſte Uebertreibung darf man ſagen — abſcheulich. Was rührend oder feierlich ſeyn ſollte, war kriechend oder hochtrabend, Stolz wurde widriges Aufblähen, der Ausdruck der Leidenſchaft Brüllen und Schnauben. Keine Natur, kein geheurer Ausdruck, ſondern wahre Ungeberdigkeit. Bei der Stelle, wo es heißt: Clavigo bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel, warf ſich Schiller in ſo wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuſchauer lachend erwarteten, er werde herunterpurzeln. Was hier von Schiller, iſt auch an andern Tragikern bemerkt: Shakespeare, Otway, Johnſon waren zum Theil große Schauſpieldichter aber alle ſollen mittelmäßige, wo nicht ſchlechte Schauſpieler geweſen ſeyn.“

Der Verfaſſer des Romans hat, wie überall, ſo auch bei dieſer Scene die Erinnerungen noch lebender Zeitgenoſſen zu Rathe gezogen und überhaupt alle möglichen Lokalſtudien gemacht.

* * *

Der Herzog hatte hohe Gäſte auf die Bibliothek geführt, daſelbſt unſerm bedrängten Freunde ſehr gnädig zugenickt und im Vorbeigehen zu ihm geſagt: „Beſuch' Er auch meine Akademie und ſag' Er mir, wie ſie Ihm gefällt. A propos, weiß Er was? morgen Abend hat Er die beſte Gelegenheit dazu: da wird ein Theater aufgeführt; und übermorgen kann Er zu Tiſche kommen, dann ſieht Er beides, wie's mit Leib und Seel' beſtellt iſt.“

Der gute Heinrich hatte dies für eine förmliche Ehreneinladung genommen und verfügte sich zur bestimmten Zeit in seiner besten Gallatracht nach dem Akademiegebäude, welches seit der Verlegung des Instituts von der Solitude nach Stuttgart auf der Hinterseite des neuen Schlosses errichtet und durch einige Bögen und Galerien mit demselben verbunden war. Eben schritt er sorglos auf eine Thüre zu, welche durch die Lampen als Eingang bezeichnet war, als ihm eine große Figur plötzlich den Weg vertrat; die blaue Livree, das plumpe, wie aus Holz gehauene Gesicht und der insolente Ton der Rede verriethen den fürstlichen Bedienten. „Halt! man passirt nicht!“ — „Ist hier nicht der Schauspielsaal?“ fragte Heinrich. „Ja, das Theater ist wohl da, aber nicht für Jedermann.“ — „Ich bin eingeladen,“ versetzte Heinrich kurz und musterte den Burschen. — „So? das ist was anderes,“ brummte dieser etwas geschmeidiger; „wo haben der Herr Ihr Billet?“ — „Ich habe keines.“ — „So? dann wird auch nicht passirt,“ replicirte der Thürsteher mit dem vorigen ungezogenen Ton und mit einer abweisenden Geberde, als wollte er sagen: Scheer' dich einmal deiner Wege. Heinrich nahm sich zusammen und sagte so imposant wie möglich: „Der Herzog hat mich in Person auf diesen Abend eingeladen, und ich beleidige Seine Durchlaucht, wenn ich nicht auf dem Eintritt bestehe. Er aber, mein Freund, setzt sich den größten Unannehmlichkeiten aus, wenn Er nicht auf der Stelle sein Betragen ändert.“ Der Mensch maß ihn von Kopf bis zu den Füßen, ohne sich von seinem Platze zu rühren. „Das könnte mir jeder sagen,“ erwiderte er endlich.

Unser Freund war ärgerlich und verlegen. Er wollte die Ehre, die er sich auf heute zugedacht glaubte, nicht verscherzen, er wußte, daß man an diesem Hofe sich eher zudringlich benehmen als eine günstige Gelegenheit vorbeilassen dürfe, und sagte zu dem Thürsteher: „Daß ich kein Billet habe, ist ein Irrthum, an dem nicht ich schuldig bin; der Einladung aber muß ich gehorchen und weiß nichts anderes, als daß Er hineingeht und dem Herzog die Sache vorträgt.“ — „Das kann geschehen!“ rief der Diener mit einer triumphirenden Miene, als gelte es jezt, die Unverschämtheit beim Wort zu nehmen und zu demüthigen. „Charles!“ rief er und öffnete die Thüre zu einem kleinen, unsaubern Käfig, wo ein Anderer vom gleichen Schlage Gog und Magog hinter einer Flasche sich dehnte, „Charles! gehen Sie doch zum Herzog hinein und fragen ob der Herr —“ — „Wie ist der wertheste Name?“ wandte er sich höhnisch herum. — „Roller.“ — „Und der Charakter?“ — „Ich bin Seiner Durchlaucht unter diesem Namen hinlänglich bekannt.“ — „Ob der Herr Roller herein dürfe; er habe kein Billet.“

Es kostet doch, sagte Heinrich bitter lächelnd zu sich, während jener hineinging, es kostet doch überall große Mühe, dem Herrn zu Willen zu seyn. Der Thürsteher aber betrachtete ihn unverwandt, und als er ihn so ruhig sah, nahm sein Gesicht einen halb ängstlichen, halb trutzigen Ausdruck an, wie etwa ein Bullenbeißer, auf die Schwelle gelagert, philosophiren mag, ob es nicht vielleicht ein echter Löwe incognito sey, den er anzufletschen sich erfrecht habe. Endlich kam Charles zurück und sagte mit nicht sehr respectuensem Tone: „Sereniſſimus meinen, der junge Mann könne eingelassen werden.“ Der Thürsteher wich um einen halben Zoll zurück, und unser Held hatte Noth, sich durchzudrängen und den Saal zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsetzung.)

In der lezten Zeit sind zwischen dem Cabriolet und Fiaker eine Menge Uebergangswagen aufgekommen, deren Nennung allein mehrere Spalten füllen würde. Diese neuen Equipagen haben denselben Preis und dieselbe Bespannung wie die Cabriolets, dagegen aber vier Räder und einen außen angebrachten Kutscherſitz, wie die Fiaker. Die Françaises, Parisiennes, Eoliennes, Zéphyrines, Atalantes und Cabriolets compteurs sind nach diesem Justemilieuprinzip eingerichtet. Ich bin kein großer Verehrer von diesen Bastardwagen, und in Ermanglung des Cabriolets lobe ich mir den guten alten Fiaker, den classischen Sapin, welcher zwar piano, pianissimo, aber auch sano, sanissimo geht. Daher wundert es mich nicht, daß der Fiaker, trotz seiner zahlreichen Concurrenten und Nebenbuhler, dennoch der Leibwagen der Familienväter, der Großmamas und der Liebenden geblieben ist.

Der Gebrauch der Fiaker in Paris ist alt; schon zur Zeit Heinrichs IV. circulirten ihrer einige in den Straßen der Hauptstadt; jedoch hatten diese Wagen unter der Regierung Ludwigs XIII. noch keinen besondern Namen. Ein Augustinermönch, Namens Fiaker, stand zu jener Zeit in einem starken Geruch von Heiligkeit. Als Frater Fiaker gestorben war, wurde der Ruf seiner Heiligkeit noch größer, und Jedermann glaubte an die Wunderkraft seiner Reliquien. Die Kutscher der öffentlichen Miethwagen beschlossen, sich unter den Schutz dieses neuen Heiligen zu stellen, und hingen in ihren Wagen Bilder vom heiligen Fiaker auf, um sich während ihrer Fahrten gegen alle Unfälle sicher zu stellen. Deßhalb nannte man Anfangs jene Wagen voitures de Saint Fiacre, was man später in Fiaker abkurzte, und dieser Name hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und über die ganze Welt verbreitet.

Die Zahl der Fiaker, welche das Recht haben, in Paris zu halten, beläuft ſich auf 1200. Wie die Cabriolets, ſtehen auch ſie unter ſtrenger polizeilicher Aufſicht und ſind einer feſten Taxe unterworfen. Lange Zeit hatten die Pariſer Fiaker ein ſchmutziges, garſtiges Ausſehen, aber die neuen Concurrenzen haben ihre Wirkung nicht verfehlt; die alten Fiaker ſind ſo klug geweſen, einzuſehen, daß ſie eine etwas elegantere Toilette machen müßten, um nicht den ganzen Tag über verlaſſen dazuſtehen. Die Pariſer Fiaker ſind gegenwärtig viel zierlicher und vornehmer als die Berliner Droſchken und ihre Münchner Namensvettern, und nähern ſich dem Wiener Straßenfuhrwerk.

Zwiſchen dem Fiakerkutſcher und dem Cabrioletkutſcher iſt ein großer Unterſchied. — Der Mann dort auf dem hohen, mit Eiſenſpangen eingefaßten Bock, der als Kopfbedeckung einen breitkrämpigen Wachshut trägt, der um ſeine Schultern eine alte graue Houppelande geſchlagen und ſeine Füße in Holzſchuhen ſtecken hat, dieſer Mann iſt der Fiakerkutſcher, welcher eben ſo barſch und einſylbig iſt, als der Cabrioletkutſcher leutſelig und geſprächig. Faſt unabläſſig an ſeinen Bock feſtgenagelt, allem Witterungswechſel ausgeſezt und gleichſam abgeſchnitten von ſeinen Mitmenſchen, welche er nur von oben herab ſieht und folglich verachten darf, wenn er nur ein wenig Philoſophie beſizt, bekommt der Fiaker durch dieſe gezwungene-iſolirte Lebensweiſe mit der Zeit einen ſtarken Anflug von Wildheit. Denn ſelten verläßt er ſeinen Bock; wenn er einen kleinen Abſtecher in die Schenke, au cocher fidèle, macht, ſo geſchieht das in aller Stille und Ordnung und geht ohne Lärm und ohne Rauſch ab. Er ſteigt hernach ruhig wieder auf ſeinen luſtigen Siz, macht es ſich bequem und wartet geduldig, bis ihm die Vorſehung oder der Regen Kunden, oder, wie er ſich ausdrückt, Fracht zuführt; denn in ſeinem philoſophiſchen Syſtem ſind die Menſchen nur eine mehr oder weniger ſchwere Materie, die mehr oder weniger Platz einnimmt. Was ſein Fiaker auch geladen haben mag, Reiſekoffer, Griſetten, Hutſchachteln, Deputirte, Waarenballen oder Verliebte, für das Alles hat er nur Einen Ausdruck: es iſt eine Fracht für ſeinen Wagen, und damit Punktum.

Indeſſen, wie viel verſchiedene Dramen erlebt der Fiakerkutſcher oft an einem einzigen Tage! — Kurz nach Sonnenaufgang begibt er ſich in das Bois de Boulogne. Vier Paſſagiere ſteigen aus dem Wagen und treten mit düſtern Mienen in die grünen Alleen, deren Stille um dieſe Stunde nur von dem Gezwitſcher der Singvögel unterbrochen wird, welche von Zweig zu Zweig hüpfen. Die vier Paſſagiere halten an; man hört zwei Schüſſe fallen, und einige Minuten darauf fährt der Fiakerkutſcher wieder nach Paris zurück, mit einem Leichnam in ſeinem Wagen. — Eine Stunde darauf führt er ein ganzes Hochzeitgefolge zur Kirche. Der Tritt wird der jungen Neuvermählten heruntergelaſſen, welche an der Hand ihres Geliebten in den Wagen ſteigt, und ihr weißes Brautkleid wiſcht die Blutstropfen ab, welche noch die Kiſſen rötheten. — Im Verlauf des Tages nimmt derſelbe Fiaker, mit einem unglücklichen, von dem ſpähenden Huiſſier des Handelsgerichts unvermuthet überraſchten Schuldner beladen, den Weg nach der Rue de Clichy und hält vor dem Gitter eines gewiſſen Hotels ſtill, deſſen Thürſteher ſofort einen neuen Miethsmann auf fünf Jahre in ſein Fremdenbuch einſchreibt. — Am Abend endlich, wenn die Nacht ihren ſchwarzen Schleier über Paris ausſpannt und die Schuldner, die Spitzbuben und die Verliebten aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, gleitet ein geheimnißvolles Paar verſtohlen in denſelben Wagen und ſucht hinter den rothen Vorhängen des Fiakers ein Obdach gegen die indiskreten Blicke der Neugierigen.

(Die Fortſezung folgt.)

Wetterroſe.

(Carlina acaulis.)

Mein Herz, das ruheloſe,
Mit ſeinem Wohl und Weh',
Gleicht ganz der Wetterroſe
Auf ſteiler Bergeshöh'.

Lacht hell im Sommerglanze
Der Himmel fern und nah,
Mit offnem Blätterkranze
Steht dann die Roſe da.

Doch trübt ein nahes Wetter
Des Himmels ſanfte Ruh';
Dann ſchließt ſie ihre Blätter
In ſtiller Trauer zu.

So iſt's mit meinem Herzen,
Dem ich vertrauen kann,
Es kündet Luſt und Schmerzen
Mir immer treulich an.

Wenn's krampfig ſich verſchließet,
Sich in ſich ſelber kehrt,
Dann fließet, Thränen, fließet,
Das Zeichen iſt bewährt.

Doch manchmal beut sich's offen
Der Welt zum Spiegel gern,
Dann ist — o süßes Hoffen! —
Ein Freudenblick nicht fern.

J. G. Seidl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Immermanns Opfer des Schweigens.

Das lange erwartete Stück von Immermann: „Die Opfer des Schweigens," ist über die Bretter gegangen. Warum wollten die Verhältnisse, daß man gerade durch dieses Drama die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Dichter des Hofer, Alexis, Merlin lenken mußte! Ein eigenes Verhängniß, das über der tragischen Bühne der Deutschen waltet. Das Publikum, welches nicht liest, sondern nur sieht, soll die Dichterkräfte, die noch im Volke lebendig sind, in ihrer Stärke nicht kennen lernen. Man hat sich gewöhnt, böse Absicht darin zu sehen, und die Theaterdirektoren und Regisseurs als beständig in neidischer Defensive begriffen gegen echte poetische Werke, die sich, zu Schaden des Schlendrians, der realen Bühne bemächtigen könnten. Iffland, der seiner Zeit das Käthchen zurückwies als ein absurdes Horrendum, und der gemißhandelte Heinrich Kleist, der bei Lebzeiten auch kein einziges seiner Stücke zur Aufführung bringen konnte, stehen freilich nicht allein da. Diesmal wäre man aber ungerecht gegen Direktion und Regie, wenn man Abgunst gegen den Dichter annähme. Es war wohl ernster Wille, endlich einmal von einer bedeutenden dichterischen Potenz wie Immermann ein bedeutendes Stück, würdig in Scene gesetzt, dem Berliner Publikum zu zeigen. Einige machen es zum Vorwurf, daß man gerade dieses Stück wählte; aber es war keine Wahl da, wo die Verhältnisse, die einmal sind, den Hofer und den Alexis verbieten und der Merlin sich selbst für die Bretter verbietet. Seine frühern Dramen, deren mehrere freilich in jener Zeit so gut und besser als hundert andere hätten versucht werden sollen, verwirft der Dichter jezt selbst, und dieses Stück ist sein jüngstes Kind, er hatte es eingesandt, und es trägt in seiner Anlage, wie in seinen schönen Einzelheiten die Spuren seiner väterlichen Liebe und echter dichterischer Pflege. An der Direktion und an den Schauspielern war es nicht, es zurückzuweisen; das Publikum hat dies durch kalte Aufnahme gethan. Das Publikum hat auch recht: das Stück konnte, wie es ist und sich darstellt, nicht ansprechen, und nur das ist zu bedauern, daß abermals durch diesen mißlungenen Versuch das Vorurtheil gegen echte Dichterwerke genährt und die Scheu davor bei den Theaterregenten gerechtfertigt erscheint. Um näher liegende Vergleiche zu vermeiden, welche tiefe, schöpferische Dichterkraft ist in diesem verfehlten Immermannschen Drama gegen die, in ihrer Art vollkommene Halmsche Griseldis; vollkommen, weil sie, ein leichtes Empfängniß der Muse, zugeschnitten ist für das Bedürfniß des Tages, ein Kleid, das für alle Schauspieler paßt, und das Publikum ist an den Schnitt und Faltenwurf gewöhnt. Diesem Drama Immermanns geht aus vielen Gründen die tragische Weihe ab; aber ist das nicht tragisch, daß einem so begabten, tiefen Dichter, dessen Beruf und Kraft unverkennbar sind, das eine Etwas fehlt, die kleine Zauberformel, die hundert Andere, Mittelmäßige und Schlechte, fanden, seine großen Würfe, wie man es heißt, bühnengerecht zu machen? — Die Opfer des Schweigens sind kein großer Wurf seiner dichterischen Kraft. Die Hauptkatastrophe erscheint diesmal, wir mögen sie noch so sehr hin und her wenden, weder bedeutend, noch tragisch, noch vorzugsweise dramatisch. Die Prinzessin gesteht dem Ritter, daß sie ihn liebt, und zum Lohn für dieses große Geständniß fordert sie von ihm das Gelöbniß ewigen Schweigens. Dieser Schwur wird zwar durch Ton, Vers, Situation und Spiel, so viel es geht, hervorgehoben, gewinnt aber für die Seele des Zuschauers nicht einmal so viel Bedeutung, daß er es nun gerechtfertigt findet, als der Ritter vor der Prinzessin Vater schweigt, wo dieser in übergroßer Güte ihm im Voraus verzeiht, und nur ein Geständniß fordert. Der Ritter schweigt nicht allein, er lügt, und der Fürst ersticht ihn. Ort und Zeit erwogen, erscheint die That so gerechtfertigt, daß man nicht begreift, wie der Fürst den Augenblick darauf in wahnsinniger Verzweiflung darüber ohnmächtig zu Boden sinkt. Die Prinzessin schweigt nun auch, nämlich von ihrem Vorsatze, die Ehre des edeln Schweigenden eclatant zu rächen. Sie schweigt nicht allein, sondern sie lügt auch, indem sie versichert, ihr Blut nicht zu vergießen. Aber beim Begräbniß des Geliebten erklärt sie sich vor Volk und Hof für seine Verlobte und nimmt Gift, um in den Armen der Leiche zu sterben! Auf Blitzeswirkungen der Leidenschaft ist es in dem Drama abgesehen; aber was im Mährchen schön und in der Erzählung glaubwürdig erscheinen mag, ist es Beides nicht auf der Bühne. Welche zauberhaften Wirkungen, denkt man, müssen vorangegangen seyn, um diese überheroische Selbstverleugnung einer zarten Prinzessin zu rechtfertigen! Welche seltsamen Charaktere von Heldengröße müssen sich in beiden Liebenden entwickelt haben! Aber es ging nichts vorher, als die Aufführung lebender Bilder, bei denen sie sich hinter den Coulissen kennen lernten, dann ein Liebesgespräch und dann der passive Heldenmuth des Jünglings, der todt auf den Brettern liegt, ehe wir Gelegenheit fanden, uns wirklich für ihn zu interessiren. Für den Dichter selbst mag der Adonis vielleicht ein so geliebter Gegenstand geworden seyn, als für Heinrich Kleist sein Käthchen; aber das Theaterpublikum unterrichtet sich nicht vorher in der Seele des Dichters über die Gefühle, welche es mitbringen soll. Es will durch Handlungen für seine Helden entzückt werden. Auch im Beiwerk, das zum Theil vortrefflich ist (z. B. die Hofscenen bei Vorstellung der lebenden Bilder), sind große Mängel. So wird man durch die beiden ersten Akte zur Erwartung auf ein Intriguenstück in spanischer Art verleitet. Der Dichter Guarini erscheint, und man muß glauben, er werde der Rival des Herzogs seyn und die Rolle spielen, welche nachher dem jungen Ritter zugetheilt ist; aber eine so bedeutende historische Person, als der Verfasser des pastor fido, wird zu nichts gebraucht, als den obligaten Prologus zu den lebenden Bildern zu machen. Nachher verschwindet er spurlos: eine große Sünde des Dichters. Immermann hat aus einer italienischen Novelle den Stoff seines willkührlichen Drama's genommen. Seine Dichterkraft, ohnedies von großer Willkührlichkeit geschwängert, hat mehr Halt an großen historischen Stoffen. — Wie viel Tadel für ein Dichterwerk, das, mit so vielen gelobten und geglückten in die ästhetische Wagschale gethan, diese insgesammt hoch in die Luft schnellt! Aber ist das nicht auch schon ein Lob, daß es sich verlohnt, es zu tadeln? Die wenigsten glücklichen Theaterstücke von heute halten den Tadel aus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. März 1838.

Alles wird durch das Waſſer erhalten.
Ocean, gönn' uns dein mächtiges Walten!
Du biſt's, dem das friſcheſte Leben entquellt.

Goethe.

Der Meermann.

Normanne! laß mich wiederum in's Meer hinein,
Ich ſchwamm ja nur ſo hinter deiner Barke drein.

Du ſtaunſt mich an mit grauſigem Gefühlsgemiſch
Und denkſt: Ein Mann, der oben Menſch und unten Fiſch?

Dich ſchreckt mein Schwanz, du umgekehrtes Hirſchgeweih;
Was zogſt du mich mit deinem Netze denn herbei?

Du ſinnſt: Wie kommt wohl ſolche Mißgeburt zu Tag?
Vernimm: Der Geiſt, er geiſtet, wo er will und mag!

Den Fünftelſinn, den ärmlichen, ſuch nicht bei mir,
Nicht Menſchenworte ſuche, wo Muſik das Thier.

Und wo der Sturm entſtanden, ſuch kein Menſchenohr;
Das ganze Weſen iſt Gehör und lauſcht empor.

Nicht ſuche du das Auge, wo Korallen ſind,
Sie ſehen ſich am eignen Blüh'n und Schauen blind;

Das Taſten nicht, wo Floſſe reift und Schuppe reift
Und nach dem Seyn mit tauſendfachem Finger greift;

Das Schmecken nicht, den ekeln Sinn, der nur Begehr;
Uns iſt die Luſt, die gierig du verſchlingſt, zu ſchwer.

Du denkſt, wie öd, wie ſchrecklich muß es drunten ſeyn!
Doch wiſſe du: Bei uns iſt Luſt, bei euch die Pein!

Du Armer, ach, haſt jenen Hang noch nie erlebt,
In dem zu uns die ganze Welt herunterſtrebt.

Du, bloße Gier, beſchauſt den Baum, der Früchte trägt,
Wir aber ſehn den innigen, der Wurzel ſchlägt.

Du glaubſt vom Berg, er wachſe nur hinauf; o nein,
Er wächst zu uns ſo hergetief in's Meer herein.

Wenn dein Inſtinkt von ihm hinab in's Weite gafft,
Bedenkſt du, welch Geheimniß ihm am Fuße ſchafft?

Du biſt die Noth, das Einzelne, der Sündenfall;
Wir ſind die Welt noch ohne Schuld, noch ganz das All.

Verglimmſt du doch im Element, du Funken Lichts,
Indeß es uns ein Chaos iſt, das heißt, ein Nichts.

Du biſt der Fiſch, du ſegelſt ſtumm in deinem Kahn
Durch dieſen formenreichſten Geiſt, den Ocean.

Ich aber weiß — ſein Geiſt, der auf den Waſſern geht —
Daß hier dein Sarg ſammt deiner Kinderwiege ſteht.

Ja dieſes Meer, es iſt der Wein, der Alles leyt,
Weil Gott mit ihm die Lippe ſelbſt ſich einſt benezt.

Welttheile ſind nur Schaum in ihm, und Perlen ſind
Das Inſelland, bei dem du ſchreiſt: das Land beginnt.

O, reden könnt' ich, Dinge könnt' ich prophezei'n,
Ich aber will, o Menſchenkind, nicht Gott beſchrei'n.

Normanne, laß mich wiederum in's Meer hinein;
Ich ſchwimme nur ſo hinter deiner Barke drein.

E. L. Rochholz.

Schiller als Schauſpieler.

(Fortſetzung.)

Die Ouvertüre hatte bereits begonnen. Heinrich ſah ſich zuvörderſt nach dem Herzog um; der Hof ſaß auf einer Reihe von Stühlen, die unmittelbar an's Proſcenium geſtellt waren, dicht vor einem grünen Vorhang, der, in der Mitte theilbar, bis auf den Boden des Saales herunterhing, ſo daß man ſchließen konnte, die Bühne ſey zu ebener Erde und nicht über den Standpunkt der Zuſchauer erhöht. Dieſe beſtanden nächſt den fürſtlichen Perſonen aus den Zöglingen der Akademie mit ihren Vorſtehern und einigen wenigen Fremden, vermuthlich Verwandte der Eleven. Alles ſtand, nur die Standesperſonen ſaßen. Heinrich drängte ſich an der Wand des Saales durch, in der ſtolzen Erwartung, der Herzog werde, ſeiner Einladung eingedenk, einen Stuhl für ihn haben ſtellen laſſen; er konnte aber nirgends einen valanten Sitz erblicken. Eben wollte er ſich präſentiren, als das Auge des Herzogs auf ihn fiel; es gleitete aber mit einem ſo gleichgültigen Blick über ihn weg, daß er ſich abgeſchreckt ſah, einen Schritt zu wagen, der gewiß zu ſeiner großen Demüthigung ausgefallen wäre. Er begnügte ſich daher mit einer ſtillen Beobachtung. Links vom Herzog ſaß die Gräfin von Hohenheim, ſeine Freundin, die er einige Jahre ſpäter zur Gemahlin erhob. Heinrich hatte ſie noch nie ſo nahe geſehen und betrachtete ſie mit einiger Neugier. Franciſca trug eine ſehr beſcheidene Kleidung, die ihren angenehmen Wuchs hervortreten ließ; ihr keineswegs ſchönes Geſicht zierte ein Ausdruck von unendlicher Güte, die durch einen Zug von Langeweile, welche ſie dieſen Abend empfinden mochte, vielleicht noch hingebender wurde. Von Zeit zu Zeit warf ſie einen zärtlichen Blick auf den Herzog, der ihn mit einem Händedruck erwiderte. Rechts neben dieſem ſaß der Markgraf von Baden, der, wie Heinrich nachher vernommen hatte, mit auf der Bibliothek geweſen war der berühmte Karl Friedrich, deſſen Streben einer weiſen, völkerbeglückenden Staatswirthſchaft zugewendet war, nebſt der Markgräfin, deren Sparſamkeit und Begünſtigung jeder Art von Induſtrie eben ſo ſehr geprieſen als angefochten wurde, und einigen Prinzen ſeines Hauſes; die nächſte Reihe der Sitze war von wirtembergiſchen und badiſchen Cavalieren beſezt. Der Markgraf, aus deſſen Zügen Gutmüthigkeit und Wohlwollen ſprachen, hörte ſehr aufmerkſam auf die Muſik und richtete von Zeit zu Zeit einige Worte an den Herzog, welche verbindlich lauten mochten, denn dieſer erwiderte ſie mit einer freundlichen Verbeugung und wandte ſich dann wieder mit Kennerblicken gegen das Orcheſter, welches, um den ſchuldigen Reſpekt nicht zu verletzen, an der Seite des Saales angebracht war.

Heinrich fühlte ſich dadurch gedrungen, ſeine Aufmerkſamkeit ebenfalls dorthin zu lenken, und fing nun an zu begreifen, an was er vorher nicht gedacht hatte, nämlich daß hier ein Dilettantenkunſtwerk aufgeführt werde. Die Muſiker waren ſämmtlich Akademiſten; ſie trugen die ſtahlblaue Uniform mit Aufſchlägen von ſchwarzem Manchester, weiße Beinkleider, ſilberne, oder vielmehr verſilberte Knöpfe, ſilberne Achſelſchnüre und eine feſt angeklebte Friſur, die heute, als bei feſtlicher Veranlaſſung, aus einer Galerie von doppelten Locken beſtand und wie immer in einem Zopf endigte; ihre Hälſe ſtaken in enggeſchnallten ſchwarzen Lederbinden, was beſonders den Violiniſten, die den Kopf nicht biegen konnten und daher gleichſam in einer Parabel in ihre Notenblätter ſchauen mußten, eine ganz närriſche Haltung gab. Der Kapellmeiſter, ein ſanftes, rundes Geſicht, ſo jung wie die andern, bewegte ſich lebhaft auf ſeinem Sitze und drehte ſeinen ſchlanken Körper, bald beifällig, bald ärgerlich winkend, von einem Inſtrument zum andern, wobei ſein Zöpfchen hinter ſeinem Rücken die luſtigſten Sprünge machte.

Die Länge der Ouvertüre hatte unſerm Freund alle dieſe Beobachtungen geſtattet; jezt, nach einem rauſchenden Schluſſe, theilte ſich der Vorhang und auf dem zur Bühne beſtimmten Theile des Saales ſtanden zwei Perſonen in Offiziersкleidung, die er an ihrer ſteifen Haltung ſogleich für Akademiſten erkannte. Der eine trug ein gepudertes Haar, der andere aber, der keine Epauletten hatte und ſeine Rolle in's Unbeſtimmte hinüber ſpielen zu wollen ſchien, trug eine lange ſchwarze Lockenperrücke, wie man ſie in Ritterſchauſpielen zu ſehen gewohnt iſt. Sein langer Hals überragte noch die hohe Halsbinde, ſeine Beine gingen von oben faſt gleich dick bis auf die Ferſen herab, und waren nur in der Mitte durch eine ſtarke Neigung gegen einander, welche die Knie bezeichnete, unterbrochen. Es hätte nicht des Contraſtes bedurft, den die moderne Tracht mit dem romantiſchen Kopfputz machte, der Patron ſah an ſich toll genug aus, und Heinrich erwartete bei dem trockenen Ernſt, der in den geſpannten Geſichtszügen lag, einen ganz vorzüglichen Komiker zu ſehen. Er begann jezt: nach einer Pauſe, in der er ein Papier zwiſchen den Händen zerknittert und einige undeutliche Worte gemurmelt hatte, fuhr er plözlich auf den andern los und rief ihn in einem hochtragiſchen Ton an: „Sag' mir, Carlos, glaubſt

du nicht, daß meine Wochenschrift jezt eine der ersten in Europa ist?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsetzung.)

Man glaube nicht etwa, daß unser Fiakerkutscher sich von allen diesen verschiedenen Auftritten hat rühren lassen; man wäre sehr im Irrthum; er sieht auf alle mit demselben gleichgültigen Auge von seinem hohen Bocke herab; denn der Philosoph im grauen Mantel verachtet und bemitleidet seit langer Zeit alle menschlichen Leidenschaften. Thränen oder Freude, Weinen oder Jauchzen, Mord oder Liebe, Alles wird von ihm auf denselben Maßstab, oder vielmehr auf denselben Tarif reduzirt; dreißig Sous für die Fahrt, vierzig Sous für die Stunde und ein kleines Trinkgeld nach Belieben.

Seit Kurzem hat sich eine schreckliche Concurrenz für die Fiaker etablirt, und verursacht ihnen einen noch größern Schaden, als die Omnibus; ich meine jene Unternehmung in den elyseischen Feldern, welche unter dem Titel Urbaines, Dandys u. s. w., und fast zu denselben Preisen, wie die Fiaker, dem Publikum höchst elegante, comfortable Equipagen vermiethet, die füglich mit den Herrschaftswagen wetteifern können. Denn nichts fehlt daran, weil man sogar einen Livreebedienten dazu haben kann, welcher für die Stunde nur sechs Sous Draufgeld kostet. Die Mulattengrooms kommen auf acht Sous per Stunde, und die kleinen Neger, deren echter Teint garantirt ist, werden mit zehn Sous bezahlt. Man kann sich auch auf den Monat oder auf's Jahr abonniren, und also eine eigene Equipage, die in Paris oft mehr eine Last, als eine Bequemlichkeit ist, ganz gut entbehren. Vermittelst dieser Equipagenunternehmung kann sich heutiges Tags selbst der Unbemittelte alle Genüsse verschaffen, welche ehemals nur der Geld- und Standesaristokratie vorbehalten waren, und die niedrigsten Grisetten wie die untersten Commis können den Boulogner Wald in zurückgeschlagener Kalesche besuchen und viertel, halbe oder ganze Stunden lang die Vornehmen und Großen spielen. Das sind die Folgen der unglückseligen Revolution, welche das Streben nach Gleichheit in allen Köpfen angefacht hat. Der Gleichheitsdrang hat sogar den untersten Volksclassen in Paris ihre Equipagen verschafft; wir meinen die Omnibus, die interessanteste Gattung der Fuhrwerke, welche wir in einem eigenen Abschnitte behandeln werden. — Der Dampfwagen unsers Landsmanns Dietz, der sogenannte Remorqueur, hat seine Fahrten nach Versailles eingestellt und scheint den Kostenaufwand nicht gedeckt zu haben. Seine Station war an dem einzelnstehenden, thurmartigen Hotel de Nantes auf dem Carrousselplatze; er zog zwei angehängte Omnibus und eine Tapissière, welche zusammen etwa 80—90 Personen fassen konnten, hinter sich her und brauchte eine Stunde nach Versailles und dreiviertel Stunden zurück. Neuerdings heißt es, dieser Dietz'sche Dampfwagen werde eine neue Communication zwischen Paris und Auteuil bewerkstelligen. Ein Entrepreneur beabsichtigt nämlich, die Auteuiller Straße von da, wo sie von der Versailler Chaussee abbiegt, bis zum Bois de Boulogne, nach Art des in den Champs Elysées angestellten Versuchs mit Asphalt zu pflastern, was dem Remorqueur allerdings zu Statten kommen würde. Seine Fahrbahn soll sich über den Pont de Grenelle, längs des linken Seineufers bis an den Quai d'Orsay hin erstrecken, da die Versailler Straße auf dem rechten Ufer zu viel Hindernisse darbietet. Das Projekt soll diesen Sommer zur Ausführung kommen; schon verbreiten die Oefen unterhalb der Barrière von Passy einen abscheulichen Schwefelgeruch. Auteuil ist zwar wegen der Nähe des Boulogner Gehölzes ein im Sommer sehr besuchter Vergnügungsort; aber wir möchten doch bezweifeln, daß der Remorqueur des Herrn Dietz mit den Saint-Cloud'er Wagen, den Omnibus von Chaillot und den Dampfböten glücklich concurriren wird. Die Segelwagen, welche Lennor vor zwei Jahren einzurichten versprach, sind noch immer nicht zu Stande gekommen, und Paris muß es einstweilen bei seinen 50,000 andern Fuhrwerken bewenden lassen. Vor der Hand, dünkt mich, reichen diese vollkommen aus.

Es unterliegt keinem Zweifel, Alles ist hier im Fortschritt begriffen; man kann eigentlich nicht mehr sagen, daß das Jahrhundert fortschreitet, sondern daß es fortfährt. Mit den Eisenbahnen eröffnen sich neue Aussichten; der Himmel mag wissen, wo das ein Ende nehmen wird. Im Jahr 1890 muß man vielleicht sagen, daß das Jahrhundert fortfliegt; denn trotz der bis jezt noch sehr unvollkommenen Versuche des Herrn Professor Erb in Heidelberg und der Herrn Lennor und Green, zweifle ich keinen Augenblick, daß nicht über kurz oder lang Flugmaschinen und Luftschiffdiligencen für Reisen nach bestimmten Orten aufkommen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Winter. Schadow. Das Nikolausstift.

Fußhoher Schnee und Schlittengeläute in allen Straßen. Man will der Polizei zürnen, daß sie nicht eilig für die

Fortschaffung des erstern sorge. Ein Uebelstand für eine elegante Residenz sind die von erstarrtem Schmutz überglasten Eisberge und der zu Koth zerriebene Schnee gewiß; aber ihn ganz und schnell fortzuschaffen, übersteigt die Kräfte der Commune wie der Einzelnen. Würde mit Strenge darauf bestanden, daß zu einer bestimmten Zeit aller Schnee fortgefahren werden müßte, so reichte dafür nicht alles Fuhrwerk der Stadt und der benachbarten Dörfer. Ein eben so praktischer, als poetischer Vorschlag, der vor einigen Jahren gemacht wurde, ist noch nicht berücksichtigt, und doch scheint er so einfach und leicht ausführbar: den Schnee, bald nachdem er gefallen ist, in große Haufen an den Seiten der Straße zusammen zu kehren und diese Haufen zu großen Schneemännern allmählich zu erhöhen. Die Arbeit wäre ein Spiel für kleine und große Kinder, der Anblick zweier Reihen colossaler weißer Statuen längs der Straßen wenigstens kein übler, der Raum würde möglichst wenig beengt, und der Abfluß, wenn Thauwetter eintritt, wäre allmählich und ginge in guter Ordnung durch die Straßenrinnen vor sich. — Die Schlittenlust hat sich seit vielen Jahren nicht so bemerklich gemacht. Hof, Offiziere und Studenten wetteifern in Aufzügen. Der Humor darf freilich nicht mehr jede Maske annehmen, es bleibt ihm jedoch noch hie und da etwas preisgegeben, was zu persiflíren erlaubt ist. Bei einem neulichen Aufzuge ritten und fuhren in einem Schlitten die gefeiertsten Schönheiten unsers Ballets, unserer Oper und des Schauspiels. Das lange blonde Haar der Spontinischen Agnes von Hohenstaufen wallte bis auf die Erde, und die Schleppe der Freiin von der Else, die hinten auffaß, rauschte weithin über den Schnee. Es gefiel und wird Nachahmung finden, wenn sich nicht die Umstände ändern. Bedenken soll es erregt haben, ob Schauspielerinnen zu imitiren, in einer Stadt erlaubt sey, wo noch vor Kurzem eine sacrosancte Glorie um ihre Scheitel schwebte.

Friedrichs des Großen Geburtstag wird altstatutenmäßig von der Akademie der Wissenschaften durch eine öffentliche Sitzung gefeiert. Es gibt da nichts Neues. Die festliche Feier des Gewerbevereins ist auch auf diesen Tag angesezt, und wenn auch von Berlin aus für die Weltindustrie wenig Neues ausgeht, so manifestirt dieser wohlthätige Verein wenigstens, daß Empfänglichkeit für die Aufnahme des Neuen bei uns da ist, und daß, was an den Einzelnen ist, gethan wird, der Rückwärtsbewegung hier entgegen zu arbeiten. — Wenige Tage später feierte der Direktor Schadow sein fünfzigjähriges Jubiläum als Akademiker; der erste Direktor, ich glaube auch der erste Akademiker, welcher in voller Thätigkeit dieses seltene Fest erlebte. Was an Reden, Orden, Geschenken und sonstigen Auszeichnungen dabei vorkam, weicht nicht viel von dem Hergebrachten ab. Die Phantasie hat sich bei den gewöhnlichen Jubiläen allzu sehr erschöpft, um für so außerordentliche Fälle noch Besonderes aufgespart zu haben. Der Veteran selbst, seine kernige, wenig gebeugte Erscheinung, sein heiterer Lebensmuth, seine gesezte Theilnahme an allen Fortschritten der Kunst war das beste Symbol dieses Festes. Schadow ist noch eine Type aus der Friedericianischen Zeit, ein Repräsentant jener kernigen Verstandeshelle, die das Glauben nicht zur Hauptsache macht, allen Nebel und Dunst aber absolut verwirft. Die wenigen Männer aus jener Zeit, die so viele Durchgangsperioden der Bildung, unberührt von ihnen, erlebt haben, harmoniren zwar nicht ganz mit der heutigen, sie finden in derselben aber doch wieder Anklang mit ihrer Denkweise. Eine heitere Zufriedenheit umschwebt ihre Stirnen, deren Furchen nicht vom Zweifel herrühren. Die Glaubenskämpfe in Kunst, Poesie, Religion waren für sie nur Wetterleuchten; die für das Vaterland allein gingen ihnen näher. Aber auch diese konnten ihnen den genügsamen Witz, der mit seinem französischen Abschmack unserer Zeit so fremd ist, nicht verleiden. Sie scherzen sich den Unmuth hinweg, der uns in's innerste Mark brennt. Schadow kannte als Knabe noch den großen Friedrich; er hat ihm in Stettin das würdigste Denkmal errichtet, welches bis jezt existirt. Warum wollten die Verhältnisse, daß nicht ihm, dem vorzugsweise Berufenen, die Aufgabe ward, das große Nationaldenkmal in Preußens Hauptstadt für den Monarchen zu arbeiten! Jezt ruht seine schöpferische Kraft; zu einem solchen Monument gehören jüngere Kräfte. Rauch steht noch in voller, schöner Schöpfungskraft; aber auch er ist ein Mann mit schon weißen Haaren. Auch er, einer andern Bildung entsprossen, muß sich schon hinein arbeiten in eine historisch ferne Zeit. Die nach ihm kommen, werden sie eben so berufen seyn, und wie weit müssen sie zurückgehen und studiren! Schadows Friedrich in Stettin zeigt, daß sein Meister noch mitgelebt die Zeit, wo die Jungen auf der Straße dem alten Fritz und seinem Schimmel nachliefen, glücklich, wenn sie mit ihren Schultern den Haken seines Stiefels berührten.

Der russische Kaiser hat für die Armen unserer Stadt eine sehr bedeutende Summe für Uebersendung des prachtvollen Bürgerbriefs auf eine den Geber ehrende Weise nach Berlin gesandt. Die Stadtverordneten ergriffen die erwünschte Gelegenheit, ein schon längst beabsichtigtes Refugium für achtbare heruntergekommene Bürger zu gründen. So ansehnlich die geschenkte Summe ist, reichen doch die 5000 Dukaten nicht zu dem Zweck; aber die Commune hat nun dem Geber nicht nachstehen können, und ihrerseits einen bedeutenden Zuschuß zu dem wohlthätigen Unternehmen bewilligt. Unter den Frankfurter Linden ist ein Grundstück zum Aufbau des Hospizes angewiesen. Vorläufig soll es zur Aufnahme von fünfzig verarmten Bürgern ohne Familie eingerichtet werden, doch mit der Räumlichkeit, um später die doppelte Zahl zu fassen. Zur Ehre des Begründers wird es den Namen Nikolausstift annehmen. Es irren allerdings viele schamhafte verarmte Bürger in unsern Mauern umher, und für fünfzig oder hundert wird dadurch gesorgt; aber deren, denen die fürchterlichste Noth auch bereits die Schamhaftigkeit abstreifte, werden leider so viele, daß alle kaiserliche und königliche Gaben den Communmitteln nicht den nöthigen Beistand zu ihrer Versorgung leisten können. Die Wohlthätigkeitsvereine, unter allerlei Namen und speziellen Bestimmungen, wachsen zwar, den praktisch christlichen Sinn bekundend, der in Berlin thätiger ist, als der Ruf sagt, aber die Noth wächst diesen milden Vereinen doch über den Kopf. Eben höre ich, daß die Wittwe des jüngst gestorbenen Schriftstellers Dr. Franz Horn der Universität angezeigt hat, daß ihr seliger Gatte ein Capital von 5000 Thalern zu einem Stipendiencapital für arme Studirende in Berlin vor seinem Tode bestimmt habe. Nach dem Absterben der Wittwe, einer Tochter des berühmten Gedicke, wird es dem Stipendienfonds der Universität ausgezahlt. — Von Kunst, Literatur und Theater, außer der Nachricht, mit der mein Bericht anfing, seit dem neuen Jahr nichts Neues, bis auf die Erscheinung einer jungen Sängerin aus England, Miß Novello, welche großes Aufsehen, mehr noch in Privatcirkeln, als öffentlich erregt. Kenner und Dilettanten prophezeihen ihr eine glänzende Laufbahn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. März 1838.

Iſt es möglich?
Keine Fremden?
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Takte ziehn!

Goethe.

Lamartine's Jocelyn.

Von H. Paris.

Mit Schmerz und Beſchämung muß ich, der Wahrheit zu Ehren, eingeſtehen, daß ich gegenwärtig in der „Literatur der Verzweiflung," in welcher das „junge Frankreich" allerdings etwas ungeberdig umhertaumelt, doch immer noch mehr poetiſches Element erblicke, als in dem farb- und charakterloſen Zwitterweſen, welches bei uns aus ſchüchterner Nachäffung des galliſchen Senſualismus und Skepticismus und ungeſchickter Verſetzung mit der beliebten deutſchen „Gemüthlichkeit" und „Ueberſchwenglichkeit" zuſammengemiſcht wird. Dort gibt ſich wenigſtens in der Form friſche, tüchtige Umbildung einer ermatteten Sprache kund, und im Weſen die echt jugendliche und nationale Keckheit, die dämoniſche Loſung: Anbetung der Materie, unumwunden auszuſprechen.

Leider wird dieſer Tendenz nicht bloß vom „jungen Deutſchland" gehuldigt (bei dem, da man es zum Theil billig das junge Iſrael nennen könnte, das Unchriſtliche und Undeutſche, als unvermeidlicher Ausbruch des endlich erwachenden Pariaſtolzes, nur ſehr natürlich und verzeihlich iſt), ſondern neuerdings ſogar von Altmeiſtern in der Poeſie und Kritik, die, wunderlich genug, ſich zwar als Hauptſtützen der germaniſchen und Hauptantagoniſten der transrhenaniſchen Schule hinſtellen, gleichwohl aber aus deren widrigſten Ausgeburten Situationen entlehnen, welche den guten Geſchmack, die geſunde Vernunft und die natürliche Moral in gleichem Maße beleidigen müßten, wenn nicht zum Glück ihre Unſchädlichkeit gleich in ihrer totalen Unwahrſcheinlichkeit, ihrer abſoluten Unnatur und vorzüglich in ihrer Langweiligkeit läge. Doch ſoll dies meinem deutſchen Patriotismus ſchwer werdende Zugeſtändniß mich nicht verhindern, zugleich meine Indignation gegen das in unſerer Literatur herrſchende Unweſen auszuſprechen, daß gerade die frivolſten, ſeichteſten, zügel- und geſchmackloſeſten Erzeugniſſe der Pariſer induſtriellen, wie der ganze Zeitgeiſt, nur auf das Thier im Menſchen ſpekulirenden Muſe am eifrigſten in Deutſchland überſezt und verbreitet werden, um ja die Phantaſie unſerer Jugend vollends vom Geiſtigen und Poetiſchen ab und noch mehr in die Niedrigkeit des animaliſchen und proſaiſchen Lebens herabzuziehen, als es ohnehin ſchon durch die, auf bloße materielle Intereſſen gerichtete Umgeſtaltung der ſocialen Verhältniſſe geſchieht; ein Beginnen, das um ſo unverzeihlicher iſt, als diejenigen Claſſen der Geſellſchaft, welche in ihrer vielſeitigern Bildung das Gegengift gegen dieſe Aberrationen gleich bei ſich führen, dieſelben zur Genüge in der Urſprache leſen, dieſe Ueberſetzungen daher nur ganz eigentlich für

jene unmündige Leihbibliothekenkundschaft verfertigt werden, welche ihre Halbbildung just am zugänglichsten für so verkleidete Rohheit und übertünchte Barbarei macht.

Mit wahrer Freude habe ich daher auch, gleich einem lichten Stern aus mephitischen Nebeln, aus diesem Wust das neueste Gedicht von Lamartine auftauchen sehen, das, so wie seine früheren Werke, eine edle, reine, fromme und milde Opposition des im Idealen lebenden, sich am Spiritualismus heraufbildenden Gemüthes ist, gegen jenen bloß an der Erde klebenden, in Sinnlichkeit untergehenden Egoismus, der mit seinem Uebermuthe gegen alles neben, und seinem Trotze gegen alles über ihm Stehende, seinem trost-, kraft- und ruhelosen Auflehnen nach Außen, und feigen, selbstmörderischen Zerstören nach Innen, durchaus dem antiken heidnischen Princip aus den Zeiten des Verfalls und der Sophisterei angehört, und den daher in das, von jeher erzchristliche Deutschland einführen zu wollen, zugleich die unglücklichste und die lächerlichste aller Verirrungen ist; denn woran die Menschen sich seit Jahrhunderten gewöhnt, das lassen sie sich nicht leicht wieder umstoßen. Und ist es freilich leider wahr, daß wir es mit der prüden, pedantischen und intoleranten Verachtung des so großen und besonders so schönen Heidenthums oft bis in's Lächerliche treiben, aus Ultrachristlichkeit und Ultrasittlichkeit oft in's Barbarische und geradezu Unsittliche gerathen, so ist die rohe „Rehabilitation des Fleisches" doch nicht das Mittel, dem abzuhelfen, sondern das alleinige wohlthätige Gegengift gegen solche Uebertreibung ist der Dienst der Grazien; die Grazien aber fliehen just nichts so sehr als den brutalen Sinnendienst, denn ihre Nacktheit ist nur die Unbewußtheit der Unschuld.

Uebrigens bin ich keineswegs so blind für Lamartine eingenommen, daß ich nicht eine gewisse ossianische Monotonie in seiner melancholischen Stimmung, ja bei aller Erhabenheit seiner Gesinnung und aller Reinheit seines Willens, doch eine gewisse Unklarheit und Selbstunbewußtheit über das eigentliche Ziel des Willens zugeben sollte, wie sie ja auch bei unserm Schiller stattfand. Allein so wie bei uns der prüfende Verstand und der schaffende Geist die größere, äußere männliche Vollendung in Goethes Darstellung des Wirklichen anerkennen muß, das sehnende Herz aber eben so sehr von Schillers innerem, innigen, jungfräulichen Streben nach etwas Unerreichbarem, Höherem fortgerissen wird und gern mit ihm auf Augenblicke zu Regionen schwebt, in denen es nicht dauernd würde athmen können, aus denen es aber jedesmal frische Lebensluft in die gewöhnliche Atmosphäre zurückbringt (weßhalb dem Volke Schiller auch stets theurer bleiben wird als Goethe, da beim Volke stets das Gemüth empfänglicher ist als der Verstand): so zieht auch bei den Franzosen Lamartine durch die stille Gewalt seiner Reinheit und Keuschheit da bleibend an, wo die Ueberkühnheit und Ueberleidenschaftlichkeit genialerer Feuergeister, wie Victor Hugo, eben so für die Dauer erschreckt als sie für den Augenblick ergreift.

Wenn in Jocelyn der Eindruck, den das Ganze hinterläßt, trotz der schönen Darstellung des schwer errungenen Sieges, doch eher ein trauriger ist, so liegt das freilich eben sowohl im Stoffe selbst, nämlich im Uebermaß der dem katholischen Priester auferlegten Entsagung, als in der von der Nationalität des Dichters und seines Publikums bedingten Wahl dieses Stoffes: Darstellung der einzig richtigen Art, jene Entsagung zu üben. Denn die Uebergangsepochen der menschlichen Gesellschaft erzeugen einmal ihrer Natur nach nur schroffe Contraste, und so wie einst zwischen den sich anlachenden Augurn und den wilden Thieren Roms, so kann auch heute in Frankreich zwischen der verweltlichten, aus ihren Fugen gerückten Kirche und der zerstörenden und zerfleischenden Presse nur noch das Märtyrerthum die christliche Religion repräsentiren, und meines Bedünkens liegt zu gleicher Zeit eine tiefe Moral und eine hohe Ironie darin, daß der Dichter den, die Glorie verleihenden Marterinstrumenten der urchristlichen Zeit das Verklärende der Entbehrung und der freiwilligen Armuth substituirte, in einer Zeit, die das Geld und mit ihm den Genuß zur Basis aller menschlichen Verhältnisse, und das Streben nach Reichthum zum allgemeinen socialen Lebensprinzip gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller als Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Heinrich stand erstarrt. „Um Gotteswillen!" sagte er vor sich hin, „es ist Clavigo! Aber welche Tempelschänderei! wollen sie denn das Stück parodiren?" Er gab auf Carlos Achtung; dieser spielte seine Rolle mit ruhigem Anstand und gutem Humor, und es schien keineswegs auf eine Posse abgesehen, Clavigo aber erhizte sich in dieser reinen Conversationsscene immer mehr, er wurde immer gespreizter und kreischender, raunte wie besessen auf dem Theater umher und donnerte die gleichgültigsten Sachen von der Welt mit einem wüthenden Pathos herunter, in welches sich, um die Karrikatur zu vollenden, noch ein gewisser Kanzelton mischte. Als er endlich dem Bedienten zu sagen hatte: „Tragt das Blatt in die Druckerei," so klang es, wie wenn ein Tyrann gerufen hätte: „Geht zu meinem Minister! er soll die

Scharfrichter verſammeln, in zwei Stunden will ich die ganze Nation rädern laſſen!“

Nun trat Marie auf, eine zierliche, etwas magere Geſtalt; der junge Menſch, der ſie ſpielte, machte ſeine Sache recht brav, nur trat einige Male, und zwar gerade an den zarteſten Stellen, der Uebelſtand ein, daß die Stimme in Folge des Uebergangs zum Jünglingsalter brach und in einen tiefen, hohlen Baß herunterfiel; dann entſtand jedesmal ein luſtiges Gelächter unter den Zuſchauern, und die unglückliche Verlaſſene konnte ſelbſt ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Jezt kam Beaumarchais, ebenfalls in Offiziersuniform, und zwar zinnoberroth; er machte auf unſern kritiſchen Freund einen ſehr angenehmen Eindruck. Geſtalt und Spiel waren einander völlig angemeſſen: er war mittlerer Größe oder noch etwas drüber, kräftig und ſchön gebaut und ſtattlicher als die andern. Die wackere Ehrenhaftigkeit und Strenge, die er in ſein Spiel legte, waren auch in ſeinem markirten Geſicht ausgedrückt, und man ſah ihm an, daß er ſich ſelber ſpielte. Nur das Einzige fand Heinrich zu bemerken, daß ſeiner gemeſſenen militäriſchen Haltung etwas mehr leidenſchaftlich Bewegtes zu wünſchen wäre. Mit ſtarker, feſter Stimme ſprach er ſeine Vorſätze aus, und der Aufzug ſchloß.

„Wer iſt denn,“ fragte Heinrich einen neben ihm ſtehenden Akademiſten, „wer iſt das tragiſche Bullenkalb, das den Clavigo ſo maſſakrirt? der geringſte Bediente ſpielt ja beſſer.“ Der Gefragte betrachtete ihn hochmüthig, ob er wohl einer Antwort werth ſey, und ſagte dann: „'s iſt ein unglückliches Genie, will überall mehr ſeyn als andere, ein unruhiger Kopf, der ſich in keine Disciplin fügt und dem die Poeten den Kopf verrückt haben.“

„Alſo auch wieder Einer, der ſich ohne Beruf herzudrängt!“ dachte Heinrich. Sein Unwille über den armen Schauſpieler wurde zur Verachtung, und er hatte keinen Grund, ſich in dieſer zu mäßigen, als nach einer kurzen Muſik der Vorhang wieder auseinander ging und die Scene zwiſchen Beaumarchais und Clavigo auf die Bühne kam. Als dieſer ſeine Verlegenheit ausdrücken ſollte, wurde ſein Spiel abſcheulich: er fuhr convulſiviſch hin und her, und lief große Gefahr, mit dem Seſſel zu Boden zu fallen; ſein Geſicht verzerrte ſich, und als er endlich aufſprang, um ſeiner Beängſtigung Luft zu machen, verſchob ſich die ſchwarze Lockenperrücke und ein rothes Haar kam zum Vorſchein, mit dem er wie ein Irrwiſch auf dem Theater hin und her fuhr. Das unterdrückte Pelotonfeuer von Gelächter, das bisher unter den Zuſchauern umhergelaufen war, brach jezt in eine allgemeine mächtige Salve aus; er ſchien aber nichts zu hören und war nicht aus der Furie zu bringen; auch Beaumarchais blieb in ſeiner Faſſung und ließ ihn, was man ſagt, auf's Schändlichſte herunterlaufen, was unter dieſen Umſtänden um ſo größere Wirkung that, weil es ausſah, als gelte die verächtliche, vernichtende Sprache, die er gegen ihn führte, mehr dem ſchlechten Schauſpieler als dem Archivarius des Königs. Auf einmal aber machte Heinrich eine ſonderbare Bemerkung, die ihn mit dem tiefſten Erſtaunen erfüllte: Clavigo fiel nämlich ein paar Mal ganz aus der Rolle, während Beaumarchais ſprach; er richtete ſich höher auf, ſein Geſicht gewann einen ſtolzen Ausdruck, mit dem er die donnernde Strafrede ſeines Gegners begleitete; er ſchien ſich ganz in die andere Rolle zu verſetzen und hatte Mühe, den Anſchein von Angſt und Zerknirſchung, der ihn ſo übel kleidete, wieder anzunehmen. „Köſtliche Frațe!“ dachte Heinrich, „er ſympathiſirt mit ſeinem Feind und hilft ſich ſelber eine Naſe geben.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Das vorige Theaterjahr. Dichter und Direktoren.

Man hat, wie in frühern Jahren, die im Laufe des Jahrs 1837 auf den Pariſer Theatern neu aufgeführten Stücke ſummirt, und das bedeutende Facit von 298 Stücken herausgebracht. Geſezt nun, daß in den allerkleinſten, hier nicht in Anſchlag kommenden Theatern auch nur zwei neue Stücke gegeben worden ſind, ſo haben wir die Summe von 300 Theaterſtücken, wahrſcheinlich mehr, als das geſammte Europa, außer Frankreich, zu Tage gefördert hat, wie denn auch in Paris vielleicht mehr Theaterdichter beiſammenſitzen, als man anderswo zerſtreut findet. Die 500 aufgeführten Stücke rühren nämlich von 212 Dichtern her. Nun ſind aber der Dichter, welche im vorigen Jahr nichts Neues haben aufführen laſſen, wohl 18; alſo in Allem 230 Dichter! Freilich dichtet die Mehrzahl nur Vaudevilles, deren daher auch 220 zu Tage gefördert worden ſind, und allerdings hat die Hälfte derſelben Neujahr nicht erlebt, und iſt von den Pariſern auch ſchon wieder vergeſſen, wie ſo vieles Andere, was hier im Gedächtniſſe der Bewohner durch Neueres verdrängt wird. Nun ſollte man glauben, da einerſeits ſo entſezlich viel gedichtet wird und andernſeits ſo viele Theater täglich die Stücke der Pariſer Dichter aufführen, daß Beide, nämlich Dichter und Theater, ihre Rechnung dabei finden und ſich vortrefflich ſtehen. Dieſen Irrthum benehmen uns aber mehrere Thatſachen, welche in der lezten Zeit zur Sprache gekommen ſind. Schon das Beſtehen eines Dichterbundes gegen die Schauſpiele beweiſt, wie ſehr ſich die Dichtenden gegen die Aufführenden zu verwahren haben. Und ſo verhält es ſich in der That. Obſchon die Geſeze den Theaterdichtern einen Antheil an dem Ertrage der Vorſtellungen ſichern, ſo bleibt doch noch Manches zwiſchen ihnen und den Theaterdirektionen auszugleichen, und daher haben Erſtere ſchon vor mehreren Jahren die Nothwendigkeit eingeſehen, einen Bund zu ſchließen,

um ihre gemeinschaftlichen Forderungen gegen die Theaterdirektoren durchzusetzen. Dieser Bund hat Letztere ein wenig besorgt gemacht; indessen da kein Bund, sey es unter Fürsten, Völkern oder Schriftstellern, so festen Halt hat, daß man nicht mittelst List und Verführung denselben ein wenig locker machen könnte, so haben es denn auch die Theaterdirektoren versucht, und zwar mit Erfolg, einige Bundesgenossen abtrünnig zu machen durch reizende Lockungen und Zusicherung von Privatvortheilen, welche man den andern verweigerte. Einer dieser Direktoren, Cès-Caupenne, welcher jezt zwei Theater unter seinem Scepter vereinigt, nämlich Ambigu comique und Gaité, hatte sich ganz besonders die Ungunst des Bundes dadurch zugezogen, daß er das Dichterhonorar verminderte. Es wurde nun beschlossen, Niemand von den Genossen solle dem reduzirenden Direktor mehr ein Stück liefern, noch eines bei ihm aufführen lassen, bis es besagtem Direktor gefallen würde, das Honorar wieder auf den alten Fuß zu stellen. Dies wollte oder vielmehr konnte er nicht; denn die Direktoren haben die größte Mühe, bei der außerordentlichen Concurrenz mit Ehren zu bestehen, und man sieht mehr reiche Dichter, als reiche Direktoren. Es fehlte ihm dennoch nicht an neuen Stücken: das Ambigu comique hat im vorigen Jahr derselben 27 und das Gaitétheater 28 aufgeführt, also mehr als jedes andere Theater; nur die Vaudevillesbühne hat auch 28 neue Stücke gegeben; dagegen befinden sich unter den 55 neuen Stücken der Ambigu- und Gaitésbühnen viele Melodramen, wovon jedes zwei bis drei Vaudevilles aufwiegt, wenigstens was die Länge und das dazu nöthige Gepränge betrifft. Ich bringe hier das kleine St. Antoinetheater nicht mit in Anschlag, das in der Liste der neuen Vorstellungen mit 45 Stücken prangt, denn diese können doch nur wahre Miniaturstücke gewesen seyn. Gegenwärtig mißt sich ein anderer Theaterdirektor mit dem Dichterbunde, nämlich Delaitre, der schon seit vielen Jahren das Gymnase dramatique leitet. Zur Zeit, da Scribe fast einzig für diese Bühne dichtete, war sie äußerst blühend und die Direktion reich und stolz, was überall zusammen zu gehören scheint. Das Publikum beklagte sich, es kam sogar zu mehreren Prozessen gegen die Direktion; allein der Zulauf blieb immer gleich stark. Diese goldene Zeit ist aber vorüber. Scribe dichtet nur noch wenig Vaudevilles, und die Gymnasebühne wird nur von Dichtern, die ihn nachahmen, mit neuen Stücken versehen. Das Publikum läuft nicht mehr hin, wie vormals, und der Direktor, welcher noch außerdem so ungeschickt gewesen ist, mit den Theaterkritikern zu zerfallen, und daher von denselben oft übel behandelt wird, sieht eine unangenehme Leere in seinem Schauspielsaale. Um das Unglück voll zu machen, steigert der Bund seine Forderungen, und will besser honorirt seyn als zuvor, da sich die Theaterkasse jeden Abend hoch füllte. In dieser Noth ist es Delaitre eingefallen, einen Contrabund zu errichten, und zwar von lauter Theaterdirektoren, welche sich anheischig machen sollen, den Dichtern nur ein bestimmtes Quantum von der Einnahme zu bewilligen. Was die Zeitungen von den Bedingungen bekannt gemacht haben, scheint gar nicht unvernünftig, und wenn keine geheimen Separatartikel vorhanden sind, welche das anscheinende Gute wieder aufheben, wie bei manchem Allianz- und Friedenstraktate, so wäre der Theaterverein ganz annehmlich für die Dichter. Allerdings muß Talent und Genie belohnt werden, aber die Dichter dürfen ihre Forderungen nicht allzu hoch stellen, wenn die Theater bestehen sollen, womit es heutzutage in Paris seine Schwierigkeiten hat. — Nach dem Beispiel des Dichtervereins hat sich kürzlich auch ein Schriftstellerbund gebildet, in welchen sich vorzüglich die belletristischen Autoren aufnehmen lassen. Diese Herrn wollen auch mit gemeinschaftlichen Kräften ihre Angelegenheiten betreiben und ihren allgemeinen Vortheil fördern. Besonders haben sie es sich zum Zweck gesezt, aus ihren Schriften den größten Nutzen zu ziehen, und sich daher allen ungesezlichen Mißbräuchen in der Bekanntmachung derselben zu widersetzen. Bekanntlich liefern fast alle berühmten Belletristen Aufsätze in Zeitschriften; diese Aufsätze werden ihnen gut honorirt, aber die Verleger und Herausgeber der Journale haben gegen das Wiederabdrucken der schwer honorirten Aufsätze zu kämpfen. Zu Paris sowohl, als in der Provinz gehen geistreiche Aufsätze aus den Hauptblättern in andere Tagblätter, in Wochen- und Zeitschriften über; es gibt eigene Zeitschriften, z. B. le Voleur, zum Theil auch le Cabinet de lecture, welche sich vom Geiste anderer nähren, das heißt, gute Aufsätze wieder abdrucken, ohne daß es sie etwas kostet, was augenscheinlich ein einträgliches Handwerk ist. Ja es gibt Tagblätter, welche, statt Morgens, erst um Mittag erscheinen und die besten Aufsätze aus den Morgenblättern bereits wieder abgedruckt liefern, und daher am Abend schon mit den Originalblättern abgehen können. Diesem Unfuge, wie überhaupt allem Nachdrucke, will der Bund kräftig entgegenwirken. Jedes Mitglied soll sich anheischig machen, alle und jede Nachdrucker zu verfolgen, wo nicht, so soll es in eine Geldbuße verfallen. Es hat nicht an Stimmen in den Tagblättern gefehlt, welche zwar nicht den Zweck des Vereins, wohl aber die von ihm als Statuten festgesezten Mittel tadeln, besonders die den Genossen auferlegte Bedingung, alles Wiederabdrucken zu verhüten, oder gerichtlich zu verfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Zwei friedliche Pflänzchen, die nickend sich grüßen,
Ein jedes von tausend Geschwistern umgeben,
Die Männer sich stützend, wie schwächliche Reben,
Die Weiberchen stehend auf eigenen Füßen.

Die Männer, wohl achtmal so lang als die Weiber,
Sie müssen ein ähnlich Geschick doch erfahren,
Sie müssen für Andre die Früchte bewahren,
Sie müssen im Feuer verglühen die Leiber.

Dann werden vereint sie im dampfenden Bette,
Den Weibern, ach! werden die Kindlein genommen,
Dann mischen sie eilig den Geist um die Wette,
Das wird auch den Beiden vortrefflich bekommen.

Ein sanfter Vermittler vereinigt die Beiden,
Schon sind ja die Drei nur noch Eines geworden,
Gehören bereits zu ganz anderem Orden,
Und müssen die eignen Verwandten ja meiden.

Wenn nun sie zusammen auch sausen und wüthen,
So wird doch die Wuth sich zu rechter Zeit legen;
Dann wird man in kühlerem Lager es hegen
Und es, bis es reifet, im Dunkeln hüten.

Kommt nun es zu Tage, so glänzet es helle,
Und bläset sich auf in dem glänzenden Kleide,
Und wer es genießet, vergisset Euch Beide,
Aus denen es Eins durch das Dritte geworden.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. März 1838.

— Sadly I survive,
To mock the expectation of the world,
To frustrate prophecies, and to raze out
Rotten opinion, who hat writ me down
After my seeming. —

Shakespeare.
King Henry IV.

Schiller als Schauſpieler.

(Beſchluß.)

Heinrich lachte herzlich, als der Vorhang ſich wieder geſchloſſen hatte, und ſuchte ſeinen Nachbar, der ihm vorhin Auskunft gab. Dieſer aber war verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand ein anderer Akademiſt mit offenem, keckem Antlitz, der ihn freundlich grüßte. „Nicht wahr, da geht's toll her?“ ſagte er in einem treuherzigen Schweizeraccent. „Freilich!“ verſetzte Heinrich, „aber der Beaumarchais wird ſehr gut geſpielt.“ — „Der iſt in guten Händen, ja!“ — „Wie heißt denn der Schauſpieler?“ — „Scharffenſtein. Nicht wahr, er hat's ihm ſcharf geſagt?“ Heinrich lachte. „Und die Marie? ſie baſſirt hie und da, aber dafür kann das gute Kind nichts; ſonſt paſſirt ſie.“ — „Heißt Pfaff,“ erwiderte der junge Menſch.“ — „Carlos geht auch an,“ fuhr Heinrich fort, wie heißt er?“ — „Lempp. Das iſt halt e' g'ſcheuter Kerl!“ — „Nach dem Unmenſchen, der den Clavigo ſpielt, will ich nicht fragen.“ — „Halten's, Herr!“ rief der andere eifrig, „nit ſo gſchwind! Spielen thut er ganz verteufelt ſchlecht, das iſt wahr; aber deßhalb iſt er doch ein ganzer Menſch, und die Akademie hat keinen Aehnlichen aufzuweiſen. I hab's vorhin wohl ghört, was einer von uns zu Ihnen gſagt hat, aber glaubens ihm nicht! Das Lumpenvolk iſt nicht capabel, über ſo Einen z'urtheilen; weil ſie ihn nit verſtehen, haſſen ſie ihn, und weil er nicht ſo zahm iſt wie die andern Beſtien, verachten ſie ihn. — Natürlich, er kann nit überall durchbrechen mit ſei'm Kopf; i kenn' ihn nit genau, aber i weiß doch, was hinter'm iſt.“ — „Wie heißt er denn?“ fragte Heinrich. „Schiller.“ — „Schiller, ſo? und was iſt denn hinter ihm?“ — „Ja ſehen's, er iſt nicht bloß 'n guter Kopf, ſondern auch 'n freier Kopf, der ſich um das Zeugs da den Teufel nix bekümmert und ſeinen eigenen Weg geht, der denkt: Zopf iſt Zopf, aber Menſch iſt Menſch! Er trägt zwar auch einen wie die andern, und wie ich auch einen tragen muß; aber das iſt der einzige Stempel, den ihm der Herzog hat auf den Leib ſchreiben können; ſonſt iſt er ein echter Kapitalkerl, wie nur einer aus unſers Herrgotts Händen gekommen, und der Herzog wird ihn nicht verpfuſchen können, das ſag' ich!“

„Um Gotteswillen, lieber, junger Freund!“ ſagte Heinrich leiſe zu ihm; „nehmen Sie ſich doch in Acht! wenn ja der Herzog etwas von Ihren Reden erführe! wie können Sie denn mir, einem fremden Menſchen, den Sie zum erſten Mal ſehen, ſolche Sachen ſagen?“ — „I bin halt 'n ehrlicher Tyroler,“ verſetzte der Akademiſt, „und hab' das Schmiegen und Kriechen noch nicht lernen können, und Sie ſehen mir auch grad aus wie einer, der

trätſcht und 'n ehrlichen Kerl in den Pfeffer reutet." — „Wie heißt denn," fragte Heinrich, um auf ein anderes Thema zu kommen, „wie heißt der Maeſtro dort? er ſcheint viel Talent zu haben." — „Viel Talent! ja, das iſt ein g'ſchickter Burſch! Zumſteeg heißt er, und die Muſik, die er da ſpielen läßt, das hat er alles ſelber componirt. Aber er iſt auch nicht an ſeinem Platz: er iſt mehr für das Sanfte, Gefällige geboren, nun liebt der Herzog das Rauſchende, was recht Lärmen macht, und der arme Schelm muß wildes Zeug componiren, wenn er dem Herrn gefallen will. Der Herzog läßt keinen werden, wozu ihn unſer Herrgott beſtimmt hat; alles muß umgeorgelt ſeyn: wie er's bei ſeinen Feſten ſonſt mit der Natur gemacht hat: wo eine Heide war, da mußte ihm ein See her, und wo Waſſer war, da machte er eine trockene Landpartie draus. Grade ſo treibt er's auch mit den Menſchen, nur daß ſich die nicht ſo leicht trocken legen laſſen. Zum Beiſpiel —"

„So wird der arme — wie heißt er? — auch am Ende wider Willen in den Clavigo gefahren ſeyn?" unterbrach ihn Heinrich theilnehmend; „wiewohl ich fürchte, der Herzog werde mit all ſeiner Energie keinen Schauſpieler aus ihm herausbringen." — „Der Schiller?" ſagte der Akademiſt, „nein, dazu hat ihn der Herzog nicht gezwungen; das iſt eine Luſtbarkeit, da haben die Leute gewöhnlich ihre eigene Wahl." — „Dann erlauben Sie mir aber an ſeinem Kopf zu zweifeln," ſagte Heinrich ſchnell; „wie wird denn ein vernünftiger Menſch ein Fach wählen, zu dem er ſo gar nicht paßt?" — „Nu was?" verſetzte der unverbeſſerliche Jüngling ärgerlich, „das iſt jezt eben ein Irrthum von ihm — Sie werden auch Ihren Sparren haben."

Der dritte Akt, der ſo eben anhub, verhinderte unſern Freund, eine Replik auf dieſen Analogieſchluß zu geben. Clavigo erſchien, und er folgte jezt mit mildern Geſinnungen ſeinem verfehlten Spiele, das, trotz der erſchöpfenden Anſtrengungen der vorigen Akte, an Kraft eher gewonnen, als verloren hatte. Er raſte vor Marien umher, brüllte ſich heiſer und warf ſich mehrmals mit einer Gewalt vor ihr nieder, daß man fürchten mußte, er zerſchelle ſich ſeine Knie am Boden. Ohne den Sturm von Gelächter, unter dem der Saal bebte, im Geringſten zu vernehmen oder zu beachten, ſtürzte er wieder hinaus, nachdem er ſeine Rolle abgeſtampft hatte.

„Sie haben ſo freundlich meinen Cicerone gemacht," wandte ſich Heinrich im Zwiſchenakt zu ſeinem Nachbar; „wollen Sie nicht auch die Güte haben, mich mit Ihnen ſelbſt bekannt zu machen und mir ihren Namen zu ſagen?" — „I heiß' Koch," verſetzte dieſer, „und bin ein Maler, oder vielmehr i möcht' einer werden, und das wollen's nit leiden, und i kann auch nix lernen hier; drum gedenk ich nächſter Tagen andere Saiten aufz'ziehn, dann können's —" Er ſchlug ſich auf den Mund, als ob er zu viel geſagt hätte, und war den Reſt des Stücks über ſehr ſchweigſam.

Die Tragödie ging zu Ende. Clavigo wurde erſtochen, ließ ſeinen Degen vorn im Proſcenium, wohin er ſich, wie ein Löwe fechtend und Beaumarchais ganze Tapferkeit auf die Probe ſetzend, durchſchwadronirt hatte, mit der Spitze zwiſchen Franciscas Füße, die ſich ſchnell zurückzogen, in den Boden fahren, wankte einige Zeit auf dem Theater herum, ſo daß es Beaumarchais für nöthig fand, ihm noch einen Stich beizubringen, und ſtürzte dann mit einem welterſchütternden Getöſe über Mariens Sarg. Der Vorhang ſchloß ſich während der ſichtbaren Anſtrengungen der Leiche, ſich unter ihm hervorzuarbeiten.

Der Herzog gab lachend das Signal zum Klatſchen; hierauf kamen die Schauſpieler hervor, wurden in ihrem Koſtüme vorgeſtellt und erhielten jeder ein gnädig Wort. — Heinrich ſah ſich vergebens nach Koch um und ging nachdenklich in ſeine Wohnung, wo er das Schauſpiel noch einmal vornahm und mit ruhigem Geiſtesgenuſſe durchlas.

Lamartine's Jocelyn.

(Fortſetzung.)

Daß nun gerade ein franzöſiſcher Dichter im jetzigen Augenblick einen ſolchen Stoff alſo behandelt, dem Leben in der Materie und für die Gegenwart das Leben in der Idee und für die Zukunft, der Idolatrie vor ſelbſtgeſchaffenen, die bloße brutale, willkührliche, irdiſche Gewalt repräſentirenden Halbgöttern, wie Robespierre oder Napoleon, den Dienſt des unſichtbaren, gerechten, barmherzigen und ewigen Gottes; dem krankhaften, convulſiviſchen Spuk des Byron'ſchen Titanenhochmuths und Titanenaufruhrs gegen das Ueberſinnliche die ruhige und ſtille Hoheit, die aus menſchlicher Demuth und Unterwerfung vor dem Unbegreiflichen fließt; dem Geiſte der Ungeſetzlichkeit, der Untreue und der allen Abfall durch den Drang der Nothwendigkeit beſchönigenden Sophiſterei die eindringliche Lehre entgegenſtellt, wie allein das Feſthalten an Geſetz und Eid, und die ſchlichte Erfüllung der nächſten Pflicht die wahren und ſichern Anker in des Lebens Stürmen ſind: dies iſt jedenfalls ein höchſt erfreuliches Zeichen der Zeit, da es das Bedürfniß andeutet, ſich endlich von der bisherigen Fieberhitze zu befreien und den früheren geſunderen Sinn wieder zu finden.

Hinſichtlich der Rückkehr zum poetiſchen guten Geſchmack aber ſcheint es mir gleichfalls, daß wir der ſeyn ſollenden kräftigen Schilderungen unmöglicher

Charaktere und Begebenheiten und des vornehmen Gespöttes gegen die „Sentimentalität“ derjenigen, die noch zu glauben und zu lieben begehren, wie ihre Väter, nachgerade so viel gehabt, daß, um neu zu seyn, am Ende gleichfalls nichts weiter übrig bleiben wird, als wieder zur alten Natur zurückzukehren und ganz einfach Welt und Menschen nur eben so zu schildern, wie sie sind. Auch in dieser Beziehung macht Lamartine's treffliches Gedicht einen rühmlichen Anfang und bricht in der französischen Poesie einer Gattung Bahn, die bis jezt noch nicht darin behandelt worden, nämlich die Darstellung äußern und innern Stillebens, wie sie bisher vorzüglich nur die englische und deutsche Literatur lieferte.

Der Einfluß dieser Vorbilder ist im Jocelyn unverkennbar, und verdient er daher, als literarische Merkwürdigkeit, von unsern Literaten gelesen zu werden, so verdient er, als rein menschliche Darstellung rein menschlicher, sich überall wiederholender Zustände, noch weitere Verbreitung. Für unsere Frauen und Mädchen, denen die Religion der festeste Schild gegen den Versucher seyn und bleiben muß; für unsere Jünglinge insbesondere, denen überall falsche Propheten auflauern, um ihnen, zur unseligsten Verderbniß ihres innern Menschen, Unglauben gegen das Göttliche, Verachtung gegen das Menschliche und Vergötterung des eigenen Ichs zu predigen, statt des Glaubens, der Ehrfurcht und der Selbstüberwindung, durch welche allein die Jugend wahrhaft stark und frei wird; für jenen Theil des Volkes endlich, der, schwach und strauchelnd, stärkender und läuternder, oder mühselig und beladen, tröstender und ermuthigender Bilder und Beispiele bedarf: — für dieses Publikum sollte des armen Savoyardenpriesters einfach rührende und still erhebende Geschichte verdeutscht werden.

In Frankreich ist bereits als Gegenstück von demselben Dichter angekündigt: la soeur de charité. Dies kann kaum verfehlen, für die deutschen Frauen noch interessanter zu werden als Jocelyn; denn wo gäbe es der soeurs de charité, die nicht haben, wo sie ihr eigen Haupt hinlegen, aber doch überall hinbeschieden werden, wo ein müdes, oft nur ein launisches Haupt zu pflegen ist, denen für die Erdenlast kein Erdendank zu Theil wird und die nur auf des Himmels Gnade gewiesen sind, um dem irdischen Drucke nicht zu erliegen, wo gäbe es dieser barmherzigen Schwestern ohne Schleier mehr, als eben in Deutschland, diesem classischen Boden der alten Jungfern und der unermüdlichen Tanten?

Daß Jocelyn übrigens bei strengen Katholiken und namentlich bei deutschen guten Katholiken, viel Anfechtung gefunden, ist ganz natürlich; denn der Verstöße gegen den strengen Katholizismus sind dem Gedicht allerdings mehrere nachzuweisen, und es hat sogar in dieser Beziehung schwache Stellen und Lücken in der psychologischen Entwicklung des mit seinem himmlischen Beruf ringenden irdischen Menschen. Allein der Dichter schrieb es für die heutigen Franzosen, die innerlich durch den bei ihnen herrschenden Geist dem Urkatholizismus bereits so ferne stehen, äußerlich aber durch ihre kirchlichen Verhältnisse doch immer nur noch auf die katholische Kirche gewiesen sind, sobald sie überhaupt eine Kirche wollen, daß der Dichter, wenn er nicht von seinem Publikum unverstanden bleiben wollte, sich dessen Wesen einigermaßen accommodiren, und nach des Apostels Wort versuchen mußte, „Allen Alles zu seyn,“ um angehört zu werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Krönungsfest. Gregorianisches Museum.

Das schönste, sonnigste Wetter, eine seltene Erscheinung in diesem regnichten Winter, begünstigte die Feier des Tages, an welchem vor nunmehr sieben Jahren Pabst Gregor XVI. die dreifache Krone aufsezte. Am Vorabend hatte eine Illumination stattgefunden, die sich am Abend des Tages selber wiederholte. Eine Illumination in Rom hat aber einen ziemlich trübseligen Charakter, wenigstens war dies der Fall bei den wenigen, denen ich hier beigewohnt. Es ist Schade, daß man es ihnen so deutlich ansieht, wie sie nur ex officio veranstaltet werden; denn Rom ist vielleicht, vermöge der Unebenheit seines Bodens, der vielen und bedeutenden Höhen, die es einschließt, und durch das Massenhafte seiner Gebäude, wie keine andere Stadt geeignet, auch in dieser Hinsicht ein großartiges Schauspiel zu gewähren. Davon ist aber jezt nicht die Rede. Wenn einige wenige unter den öffentlichen Gebäuden ein schwaches Streben nach Glanz zeigten, so begnügten sich dagegen die meisten (wo überhaupt irgend eine Beleuchtung stattfand) mit einer mäßigen Anzahl von Pechpfannen oder Lichtern; ich sah einen Pallast von drei Geschossen und nahe an hundert Fenstern, an dem zwei Kerzchen hinter gelbem Papier melancholisch brannten. Bei dem Unterlassen der Illumination wäre also nichts verloren gewesen. Die bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Feier, das Meßamt in der päbstlichen Capelle im Vatican, fand auch diesmal statt. Die Sistina war indeß diesmal weniger besucht, als ein paar Tage zuvor beim Feste der Lichtmesse (Candelora), wo die Prozessionen und die Vertheilung der geweihten Kerzen eine große Menge von Fremden, unter den Damen namentlich Engländerinnen, herbeigelockt hatte. — An demselben Morgen (den 6ten d. M.) war das Gregorianische Museum im Vatican geöffnet, und eine bunte Menschenmasse füllte die Corridors und Säle, welche die Kunstschäze der alten Welt enthalten. Seit vorigem Frühling hatte ich das nur selten zugängliche neue Museum nicht gesehen, und war auf's Höchste erstaunt über die große Bereicherung, die ihm seitdem durch die Munificenz Seiner Heiligkeit zu Theil geworden. Wahr ist's, daß die schönste Broncestatue, welche die Ausgrabungen der lezten Zeit zu Tage gefördert, nicht mehr das Museum ziert, dessen Hauptschmuck sie im vergangenen Jahr

war, sondern nach München zu wandern bestimmt ist, ein unersetzlicher Verlust, der von jedem Besucher schmerzlich empfunden wird. Sonst aber ist in allem Uebrigen bei weitem mehr, als man zu erwarten berechtigt war, oder selbst hoffen durfte, für Vervollständigung und zweckmäßige Anordnung der Sammlungen geschehen. Das neue Museum ist Roms und des Vaticans würdig, und der Vatican ist das schönste Lokal der Welt. Wohin das Auge sich wendet, wird es angezogen und befriedigt: zweckmäßige, lichte Räume, kein Ueberfluß an Verzierungen, die nur zu oft störend sind, das für aber das kostbarste Material und ein solider Reichthum, der allen Flitterstaat verachtet. Und dabei gewährt die Aussicht aus den Fenstern unvergleichliche Bilder der Stadt und des jezt im Schneekleide leuchtenden Gebirges. — Die Anordnung des Museums ist zum Theil verändert worden. Die bedeutende Vergrößerung der Vasensammlung machte es nöthig, dem Zuwachs derselben die Zimmer einzuräumen, welche früher zur Aufbewahrung der Bronzen dienten. Die leztere Sammlung dagegen ist in einem anstoßenden großen und hohen Saale aufgestellt worden, wo reichlicher Raum vorhanden war, jeden einzelnen Gegenstand, sey es nun, daß er in Glasschränken, oder auf Repositorien, oder einzeln auf Piedestals seinen Platz fand, so anzuordnen, daß er bequem und in günstigem Lichte sichtbar ist. In der Mitte des Saals finden sich goldene Ornamente aller Art in einem kreisförmigen, mit Glasscheiben bedeckten Kasten, oder vielmehr in mehreren Kasten, die, aneinander gefügt, einen großen Ring bilden und im Mittelpunkt auf einem beweglichen Fußgestell ruhen, so daß man die in ihnen aufbewahrten Schätze mit der größten Bequemlichkeit Revue passiren lassen kann, ohne seine Stellung zu verändern. Ueberraschend ist der Reichthum an den schönsten Luxusartikeln der alten Welt. Neben Triumphators- und Bürgerkronen und Kränzen sieht man Diademe, Hals- und Armbänder, Ketten, Ringe und Ohrgehänge, und vieles Andere, Alles geschmackvoll, zum Theil von der feinsten Ausführung und gleich bewundernswürdig in Hinsicht der kunstreichen Ausführung, wie der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit und Eleganz der Formen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Verfechterinnen für die Emancipation des Weibes.

Die kleinen Tageblätter haben nicht ermangelt, ein wenig gegen die Potentaten der Literaturwelt loszuziehen, welche sich ihre Aufsätze mit Gold aufwiegen lassen und aus der Schriftstellerei eine Handelsspekulation machen. Einige unter ihnen lebten ja in einer Pracht, als ob sie bereits Millionen erworben hätten; Balzac habe neulich geäußert, er wolle sich beschränken auf die Horazische aurea mediocritas, lasse ein kleines Schloß bauen und halte nur noch drei Pferde u. s. w. Wie J. Janin, A. Dumas und Andere leben, ist bekannt. Ich zweifle, ob dieser Verein so gut bestehen wird, als der der Theaterdichter, welche, den Direktionen gegenüber, in der That nöthig haben, mit vereinten Kräften zu wirken. Welche Kraft aber eine Verbindung den andern Schriftstellern geben kann, sieht man nicht wohl ein. Anders würde es sich verhalten, wenn es darauf ankäme, sich wechselseitig gegen Unfall zu schützen und dem Mangel einzelner Autoren zuvorzukommen. Solch ein Hülfsverein fehlt hier noch; er kann aber bei dem immer mehr sich verbreitenden Verbindungsgeiste und dem regen Leben in der Schriftstellerwelt nicht lange ein Bedürfniß bleiben. Bei obigem Schriftstellerbündnisse hat man wieder die wohlthätigen Folgen der Verböffentlichung aller wichtigen Angelegenheiten gesehen; denn kaum waren die Statuten fertig, so wurden sie auch durch die Zeitungen bekannt gemacht und debattirt, als ob es einen Gesetzesentwurf in der Deputirtenkammer betroffen hätte. Das Publikum sizt zu Gericht bei den kleinen, wie bei den großen Dingen. An dieses Publikum wendet sich daher auch Jeder, welcher auf die öffentliche Meinung wirken will. Indeß z. B. die männlichen Gelehrten zum Schuze ihrer Rechte Verbindungen stiften, hält Madame Dauriat Vorträge am Athénée des arts über die Rechte der Frauen, in der Absicht, diesen Rechten völlige Anerkennung und wo möglich größere Ausdehnung zu sichern. Diese Frau zeigt in der That eine große Beharrlichkeit in der Verfechtung der Sache ihres Geschlechts; denn schon seit mehreren Jahren benüzt sie alle sich darbietenden Gelegenheiten, um ihre Meinung vorzutragen, bald durch Schriften, bald durch Reden, und obschon man ihrer ein wenig spottet, so läßt sie sich dadurch nicht abschrecken, sondern tritt stets mit vieler Unerschrockenheit wieder auf. Bei ihren Vorträgen am Athénée hat sie es mit einem männlichen Auditorium zu thun, welches keineswegs nachsichtig gegen sie ist, und ihr allerlei Einwendungen, zuweilen witzige, zuweilen auch derbe macht. Sie aber weiß mit vieler Fassung auf Alles zu antworten und widerlegt die mit ihr streitenden Männer durch sehr gewandte Reden. Weit mehr Eindruck würde sie machen, wenn sie jung und schön wäre; so aber bewundert man bloß ihre Gewandtheit, rümpft auch wohl die Nase und es bleibt beim Alten, das heißt, die Damen bekommen nicht mehr Rechte, als sie schon hatten. Sie werden weder Akademikerinnen, noch Deputirtinnen, noch Staatsräthinnen, wie es Madame Dauriat verlangt. Haben doch die Deputirten neulich sogar die Bittschrift einer Madame de Maurupt abgewiesen, welche bloß verlangte, Ludwig Philipp solle sich nicht allein König der Franzosen, sondern auch der Französinnen betiteln; denn daß hier das Femininum im Masculinum einbegriffen sey, will sie nicht zugeben; es soll ausdrücklich dem Titel beigegeben werden, damit es nicht mehr das Ansehen habe, als ob die Damen in Frankreich als nicht vorhanden betrachtet werden. Diese Madame de Maurupt scheint eine Bundesgenossin der Madame Dauriat zu seyn, ficht aber bloß mit der Feder und nicht mit der Zunge, wie Leztere, scheint daher auch nicht so kühn, es mit dem männlichen Geschlechte aufzunehmen, und ist nicht so bekannt. Sollten sich mehrere gleichgesinnte Damen zu ihnen gesellen, so verdient Madame Dauriat zur Anführerin ernannt zu werden; denn eine muthigere und unerschrockenere Vertheidigerin ihrer Rechte werden sie schwerlich finden. Einige in unglücklichen Eheverhältnissen befangenen Damen fechten in Romanen oder romantischen Schriften, und wollen dem männlichen Geschlecht sogar das Recht streitig machen, einen unverbrüchlichen Ehecontract zu schließen, weil sie, die Damen, meistens dabei zu kurz kommen. Bekanntlich war es dieses Motiv, was einige der schönsten Romane der Madame Dudevant veranlaßt hat. Mit weit geringerem Talent hat neulich eine Madame Flora Tristan, welcher es auch in der Ehe übel ergangen ist, in den „Wanderungen einer Paria“ die Ehe als einen Zwang angegriffen, durch welchen das Weib zu Grunde gehe. Die Kritiker haben die arme Frau in den Zeitungen mit Schonung behandelt, aber ihr doch ihr Unrecht verwiesen. Sie wird sich indessen schwerlich überreden lassen, daß ein Band, wodurch sie unglücklich geworden, nicht etwas Hassenswerthes sey. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. März 1838.

Vive Paris, pour être bien servi!
Molière.

Das Pariser Fuhrwesen.

2. Die Omnibus.

Paris besizt erst seit ungefähr zehn Jahren dieses sinnreiche und bequeme Locomotiv, welches die Verbindung zwischen den entferntesten Stadttheilen außerordentlich erleichtert, den täglichen Verkehr belebt und so dem Handel und der Industrie zu unglaublichem Vortheil gereicht. Die erste Schöpfung der Omnibus trat unter der Verwaltung des Polizeipräfekten Debelleyme im Jahr 1828 in's Leben; die Unternehmer derselben waren Saint Céran, Boutry und Boitard, welche Anfangs ihr Glück mit diesen neuen Gesellschaftswagen in Bordeaux und Nantes versucht hatten und es nun auch in der Hauptstadt probiren wollten. Allein der Erfolg entsprach ihren Erwartungen nicht; sie büßten dabei ihr bedeutendes Vermögen ein; Boutry erschoß sich, und seine beiden Kollegen arbeiteten später als gewöhnliche Aufseher und Commis in den Bureaux ihrer Nachfolger, denen diese Unternehmungen hübsche Procente abwerfen. Das ist das gewöhnliche Loos deren, die derartige Neuerungen aufbringen; sie streuen den Saamen aus und Andere ernten. Uebrigens schreibt sich die Idee zu dieser Art von Wagen bereits aus dem siebzehnten Jahrhundert her. Dem geschickten Physiker und geistreichen Schriftsteller Blaise Pascal gebührt die Ehre der Erfindung. Er war es auch, welcher ihnen den passenden Namen Omnibus gab, und den Preis der Fahrt auf sechs Sous festsezte, der noch heutiges Tags derselbe geblieben ist. Allein da dieser große Mann mehr ein schaffendes als ein spekulirendes Genie war, so mißlang die Unternehmung, und erst in der dritten, vierten Hand gedieh sein Werk, nachdem große Summen dabei verloren worden und mancher Spekulant verarmt war. Bemerkenswerth ist, daß die definitive Einführung der Omnibus sich aus derselben Zeit herschreibt wie die saint-simonistische Lehre, und daß beide auf derselben Grundlage, nämlich der Associationstheorie, ruhen. Aber den Jüngern Saint Simons hat nicht dasselbe Glück geblüht, wie den lezten Unternehmern der Omnibus. Die Apostel haben ihre schönen Träume bald in Rauch aufgehen sehen, während die Omnibus ihren Weg in der Welt fortsetzen und jedes Jahr an Ausdehnung und Bedeutung gewinnen. Unter Omnibus begreift man nämlich nicht mehr bloß die eigentlichen Omnibus, sondern auch alle nach demselben Prinzip eingerichteten Wagen, welche unter den verschiedensten Namen Paris durchkreuzen.

Dieses Prinzip besteht darin, daß man an festen Ausgangspunkten und überall unterwegs, ohne die vorgeschriebene Fahrbahn zu verlassen, Passagiere aufnimmt

und abſezt. In der Sprache der Omnibusunternehmer heißt dieſe Fahrbahn Linie; man ſpricht von der Linie der Favorites, von der Linie der Citadines u. ſ. w. Keine dieſer Linien hat übrigens die geringſte Gemeinſchaft mit der geraden Linie, welche bekanntlich als der kürzeſte Weg zwiſchen zwei Punkten definirt wird. Die Kreuz- und Querzüge, die Märſche und Gegenmärſche, die Finten und Krümmungen der ſtundenweis gemietheten Fiaker ſind nichts im Vergleich mit den ewigen Zickzacks der Omnibus; die Béarnaiſes z. B. gehen vom Börſenplatz nach den Invaliden über — den Platz Saint Sulpice. Es gehört ein beſonderes Studium dazu, um ſich mit dem Gange der Omnibus vertraut zu machen, hat man aber das Ganze einmal inne, ſo kann man für eine Kleinigkeit weit herumkommen. Erſtlich fahren dieſe Wagen alle acht bis zehn Minuten oder ſpäteſtens alle Viertelſtunden von einem beſtimmten Punkte zum andern, der zuweilen eine halbe deutſche Meile entfernt liegt, ſo daß man für ſeine ſechs Sous beinahe die ganze Stadt durchfahren kann. Was ihnen aber noch mehr Wichtigkeit gibt, iſt, daß ſie Verzweigungen unter einander haben, was ſie Correspondance nennen, und daß ſie diejenigen Paſſagiere, welche z. B. nicht von Süden nach Norden, ſondern nach Oſten oder Weſten fahren wollen, an gewiſſen Orten abſetzen, wo ein kleines Lokal mit einem Aufſeher für ſie offen ſteht; hier wechſeln ſie ihr Billet, welches ihnen der Conducteur für einen weitern Cours gegeben, und warten ſo lange, bis ein Wagen, der öſtlich oder weſtlich fährt, vorbeikommt und ſie aufnimmt, wofür ſie keineswegs die doppelte, ſondern nur die einfache Fahrt des erſten Omnibus bezahlen. Mehrere Omnibus treffen ſogar an den Barrièren mit den Blamagewagen zuſammen, welche in die Umgegend von Paris fahren, ſo daß man z. B. für vier Sous Draufgeld, alſo im Ganzen für zehn Sous, von der Barrière von Bercy nach Neuilly und von der Magdalenenkirche nach Vincennes kommt. Dieſe Verzweigung der Omnibus iſt von außerordentlichem Nutzen; in Folge derſelben iſt Paris gegenwärtig mit einem Omnibusnetz überzogen, deſſen Maſchen ſo eng ſind, daß man nach Luſt und Belieben von allen Punkten aus für die mäßige Summe von 30 Centimes in alle Stadtreviere gelangt, faſt eben ſo gut, nur etwas langſamer als mit einer Miethkutſche, die 30 Sous koſtet. Während der Sommermonate werden an Sonn- und Feiertagen keine Korreſpondancebillets ausgegeben.

Man zählt gegenwärtig fünfzehn verſchiedene Omnibusunternehmungen, welche auf 38 Fahrbahnen 378 Wagen im Umlauf halten, 68 Omnibus, 32 Dames blanches, 20 Tricycles, 28 Orléanaiſes u. ſ. w.

Eine ſeltene Umſicht und Beobachtungsgabe ſcheint bei der Taufe dieſer verſchiedenen Wagen vorgewaltet zu haben; ihre Namen gereichen den Pathen und Pathinnen zur größten Ehre. Béarnaiſes z. B. heißen diejenigen Omnibus, welche von der Börſe über den Pont neuf nach Saint Sulpice gehen und alſo jedesmal vor der Reiterſtatue Heinrichs des Bearners vorbeipaſſiren; die Orléanaiſes fahren vom Louvre nach Neuilly, welches bekanntlich die Wiege der Dynaſtie des Hauſes Orleans; die grauweiß angeſtrichenen Dames blanches, welche ſich von ferne wie in Leichentücher eingeſchlagen ausnehmen, vermitteln die Verbindung zwiſchen dem Carrouſſelplatz und dem Kirchhof des Père Lachaiſe; das Quartier latin, die vorzugsweiſe flüchtige, frivole, leichtſinnige Bevölkerung, welche ſeit undenklichen Zeiten ihr Neſt unter den Balken der Dachſtübchen baut — das Quartier latin wird von den Hirondelles bedient. Dieſe Andeutungen mögen genügen; aber man glaube feſt, daß, wenn wir das ganze Repertorium der Omnibusfamilie durchgehen wollten, es uns ein Leichtes ſeyn würde, eine Menge eben ſo ſinnreicher und paſſender Etymologien herauszufinden, als die eben genannten, wären es auch nur die Tricycles, welche einzig und allein Tricycles heißen, weil ſie auf vier Rädern gehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lamartine's Jocelyn.

(Fortſetzung.)

Wir haben in Deutſchland, wo wir Frankreich bloß durch ſeine Journale kennen, die alle mehr oder weniger im Sinne ihrer Partei nur Falſches berichten, noch gar keinen rechten Begriff davon, wie es eigentlich bei der Maſſe der heutigen Franzoſen um ihre Religion ſteht; daher beurtheilen wir auch ihre dahin ſchlagenden literariſchen Erſcheinungen oft noch ſo einſeitig, gerade als ſeyen ſie für uns geſchrieben worden, während wir ſie, um gerecht zu urtheilen, doch nur vom franzöſiſchen Standpunkte aus beurtheilen ſollten. Derſelbe Fall findet Statt bei unſern Anforderungen an die Sittlichkeit franzöſiſcher poetiſcher Erſcheinungen. Die Franzoſen ſind einmal, wie alle Südländer, ein ſinnliches Volk, die von der engliſch-germaniſchen Pruderie und Zuchtigkeit in Weſen und Ausdruck keine Idee haben, und denen daher ſehr Vieles ganz einfach erſcheint, woran wir großen Anſtoß nehmen. Die tugendhafteſte Franzöſin braucht ganz unbefangen Ausdrücke und ſpricht ganz naiv von Dingen, bei denen eine Deutſche oder eine Engländerin erröthen würde; daher erſcheint auch ſelbſt bei ihren beſſern

Dichtern noch so Vieles unverschleiert, was unsere germanische Strenge verhüllt; da nun aber bei dergleichen der Begriff von moralisch oder unmoralisch lediglich auf den herrschenden Nationalbegriffen beruht, so würden wir abermals ungerecht werden, wenn wir da immer unsern deutschen Maßstab anlegen wollten. Auch Jocelyn ist durchaus nicht ganz frei von diesem Nationalgepräge.

Noch habe ich über die Form des folgenden Uebersetzungsfragments Einiges zu sagen, worin ich mein Glaubensbekenntniß hinsichtlich des deutschen Hexameters niederlege.

Daß ich im Deutschen den Rhythmus des Originals nicht beibehalten konnte, darüber ist gewiß Jeder mit mir einverstanden, der den deutschen Geschmack kennt. Nur Gottsched und Mephistopheles durften wagen, bei uns in Alexandrinern zu sprechen. Auf jeden Fall wären diese unpassend bei einem Gedicht, das durch seinen Inhalt an Epopöe und Idylle, durch seine Form aber fast an's Lyrische streift, wiewohl es eigentlich nichts von Alledem oder vielmehr dies Alles zugleich ist, was freilich nicht wohl anders seyn kann, bei dem Produkt und Spiegelbild einer abgelebten, überbildeten und nüchternen Zeit, die nicht mehr Muth genug zum Kämpfen, nicht mehr Unschuld genug zum Lieben, nicht mehr Heiterkeit genug zum Singen besizt. Dagegen das Gedicht in unsere, der Prosa doch fast zu nahe stehenden Jamben zu kleiden, dies schien mir ebenfalls unstatthaft, weil sie zulezt doch wohl hätten eintönig werden müssen, überdem aber dieses Versmaß bei uns fast ausschließlich der dramatischen Poesie anheim gefallen ist. Den Inhalt zweier französischer Alexandriner in zwei deutsche Jamben zu fassen, ist zudem nicht möglich: also hätten diese eine Vermehrung und Ausdehnung verlangt, wodurch die Urform des Ganzen wesentlich entstellt worden wäre. Um daher wenigstens solche Entstellung zu vermeiden, schien mir am geeignetsten, den reichhaltigern homerischen Hexameter zu wählen, der meist für den Inhalt des Urverses hinreicht und nur selten zu Umschreibung oder Zusaz, Behufs der Ausfüllung, nöthigt. Ueberdem ist im Deutschen seit Klopstocks Messias, Vossens Louise und Goethes Hermann und Dorothea, welche alle mehr oder minder Elemente zu Jocelyn geliefert, dieser Vers gleichsam zur stehenden Form für dergleichen Dichtungen geworden. Wenn ich einmal den Reim des Originals opferte, so war dieser Sechsfüßler dem Rhythmus desselben noch am analogsten, ungleich mehr wenigstens, als der auf die Länge auch etwas monoton werdende Wechsel von Hexameter und Pentameter. Daß mir nun der Versbau nur sehr unvollkommen gelungen, das fühle ich selbst am besten; wie aber jeder Arbeiter seinen gewissen Eigensinn und seine kleinen Manien hat, so gestehe auch ich die meinigen ein.

Vorerst ist mir bei einer Uebersetzung das Haupterforderniß stets die Treue. Vor allen Dingen soll doch der Leser des Autors Gedanken und, so viel möglich, auch des Autors Styl kennen lernen; wo diese nun nicht hinlänglich befriedigen, da darf, dünkt mich, der Uebersetzer so wenig bessern wollen, als dem Copisten erlaubt ist, den römischen Soldaten auf einer altdeutschen Kreuzigung, statt des Lanzknechtwamses, eine Tunica zu malen. Gemodelte Uebersetzungen sind mir stets als eine indirekte Verleumdung des Autors vorgekommen, weil sie ihn nothwendig falschen Urtheilen aussetzen, und die sogenannten freien Uebertragungen (gewöhnlich von Leuzen fabrizirt, die zu ungeschickt oder zu träge sind, selbst zu erfinden) halte ich für eine Buchmacherei, die dem Plagiat so ähnlich sieht, wie ein Wassertropfen dem andern. Wer nun die Schwierigkeit kennt, einen fremden, einen gegebenen Gedanken in ein vorgeschriebenes Maß zu zwängen, dem wird meine Unbeholfenheit hoffentlich etwas verzeihlicher erscheinen. Zudem aber muß ich noch ein anderes Geständniß ablegen, zum bessern Verständniß dieser Unbeholfenheit.

Ich weiß nämlich sehr wohl, daß, seit Voß den Homer übersezte, man in Deutschland viel glattere Hexameter gemacht hat, als er; dessenungeachtet kann ich nicht bergen, daß mir die seinigen doch immer noch die liebsten geblieben, daß ich gerade in der Gewalt, die er zuweilen unserer Sprache angethan, eine Originalität, Energie, Naivetät und Jugendfrische finde, die ich bei seinen correcteren, aber kälteren und matteren Nachfolgern oft vermisse. Daher war es mir unmöglich, bei dem armen, geprüften Repräsentanten der französischen Dorfgeistlichkeit nicht unaufhörlich an dessen behaglichen deutschen Amtsbruder, den „ehrwürdigen Pfarrer von Grünau," zurückzudenken, und unwillkührlich also habe ich den alten Eutiner nachgeahmt, unglücklicherweise ohne ihn zu erreichen. Ich weiß ferner sehr wohl, daß man mir nach regelrechter Kritik Lizenzen in Hinsicht auf Cäsur, Betonung, Einschiebsel, Versetzung und dergleichen nachweisen kann. Hier aber muß ich gleichfalls meinen individuellen Geschmack preisgeben, übrigens sehr gern einräumend, daß er ein falscher seyn kann. Mit der Metrik in der Hand Verse zu lesen, das überlasse ich durchaus den Gelehrten; ich selbst habe nie anders Verse lesen, oder vielmehr hören können, als mit dem Ohre. Nun dünkt mich, diesem Ohr zufolge, daß, obgleich unsere Sprache volltöniger als manche andere neuere ist, im Ganzen doch darin die kurzen oder unbestimmten Vokale so vorherrschen, und uns so wenig wahrhaft lange, einen echten Spondeus bildende Sylben zu Gebote stehen, daß wir nicht unbedingt den für die sonoren classischen Sprachen angenommenen Regeln folgen können, und da bei dem, uns so häufig nothwendigen Ersatze des

Spondeus durch den Trochäus ein zu strenges Halten an Cäsur öfter, statt eines klingenden Verses, nur einen klappenden gibt, so scheint mir ein reichlicherer Gebrauch der Dactylen und etwaiger, zu ihrer Bildung nöthiger Anhängesylben das geringere Uebel, sobald der Vers dadurch im Allgemeinen mehr Fülle und Rundung erhält. Ich mindestens fühle mein, am meisten nach aufsteigendem Schlusse des Verses strebendes Ohr, z. B., weniger beleidigt durch ein etwas veraltetes sagete oder dem Aehnliches, wenn es einem vollen Schlußspondeus vorangeht, als durch den matten Fall, den ein modernes sagte dem Herameter gibt, wenn es, wie so oft, ja sogar bei Goethe, dazu dient, den Vers durch einen bloßen Trochäus zu enden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Beschluß.)

Gregorianisches Museum. Gemäldeausstellung.

Die vortreffliche Erhaltung dieser wunderschönen Arbeiten, wovon manche aus den zartesten Goldfädchen zusammengefügt sind und die feinste Zeichnung aller Details zeigen, verleiht ihnen doppelten Werth. Die schönsten derselben sind in den Gräbern von Vulci gefunden worden. Kommt, wie man glaubt, der Ankauf der dem General Galassi gehörenden goldenen Ornamente aus Cäre zu Stande, so dürfte diese Sammlung leicht die erste der Welt werden. Der Reichthum an Broncen, Statuen (darunter die große des Mars aus Todi) und Statuetten, kleinen Gruppen, Spiegeln, Waffen, Rüstungsstücken, Candelabern, Lampen, Gefäßen aller Art für den Hausgebrauch, ist nicht minder groß. Es würde mich zu weit führen, wenn ich von den Terrecotten, Vasen (meist von Vulci) und Schalen reden wollte. Die Sammlung der leztern enthält viele von der zierlichsten Form und schönsten Zeichnung, und die Art der Aufstellung ist so zweckmäßig, daß man die innere sowohl, wie die Außenseite mit Leichtigkeit und ganz in der Nähe sehen kann. Die größere Zahl der Vasen ist in dem Hemicyclus aufgestellt, wo man in den kleinen Garten hinabsieht, welcher von dem riesigen Pinienapfel von Hadrians Grabmal den Namen Giardino della pina erhalten hat, und dessen Wände mit landschaftlichen und architektonischen Malereien geschmückt sind, welche die hauptsächlichsten, unter der Regierung Pius VI. im Kirchenstaat vorgenommenen großen Arbeiten darstellen. Zu dem Ganzen passender, und eine zweckmäßige Ergänzung des Materials dieser Sammlung, ist eine Reihe Copien von Wandgemälden in den Gräbern von Vulci, Tarquinii, Chiusi u. s. w., die man in einem der Säle sieht, und welche die innere Ausschmückung dieser, für uns wahre Schatzkammern gewordenen Räume lebendig vergegenwärtigen.

Die Gemäldeausstellung hat seit einiger Zeit wieder begonnen, kann aber bis jezt kaum auf diesen zu pompösen Namen Anspruch machen. Es sind keine zwei Dutzend Bilder zusammen, und unter diesen wenige von Werth. Sehr anmuthig ist eine Scene in einer Villa zu Albano, von Polak, einem Oesterreicher. Eine Gesellschaft junger Mädchen hat in dem am Boden liegenden Wams eines Burschen Liebespfänder ausspionirt. Der Ueberraschte kommt dazu und will mit Gewalt das Gitterthor öffnen, welches einige der Schelminnen zuzuhalten sich bemühen. Unterdessen liest die eine derselben den gefundenen Liebesbrief vor, eine andere hält ein Sträußchen, eine dritte triumphirend einen Ring empor. Die Stellungen der Mädchen sind höchst graziös; in ihren Mienen und ihrem ganzen Wesen ist indeß wohl etwas zu viel Koketterie, mehr als sich mit dem Charakter italienischer Landmädchen vertragen dürfte. Anzüge und alles Beiwerk sind vortrefflich gemalt: die Mädchen sind im Sonntagsputz, der hier so reich, wie pittoresk ist, und die Schönheit der Formen nicht verbirgt, noch verdirbt. Ein kleineres und anspruchsloseres Bild, von demselben, könnte vielleicht den Preis über das ebengenannte davontragen. Ein Hirtenknabe sizt einsam in der Campagna und hält die Schalmei in den Händen, worauf er eben geblasen. Man kann sich nur freuen im Anschauen des schönen, charaktervollen Kopfes dieses Buben, der, sonnverbrannt und schwarzgelockt, mit seinen großen dunkeln Augen ruhig in die Welt hinausblickt, den Oberleib nur halb vom Hemde bedeckt, die Hüften von Fellen, in welche die abruzzischen Schäfer sich zu kleiden pflegen, einen Hut mit breitem Bord auf dem Kopfe. Um ihn herum die wüste Campagna mit den Trümmern der Aquädukte. — Von Elsasser (aus Berlin) sieht man eine Ansicht des Aetna und der sicilischen Küste, vom Theater von Taormina aus. Es ist Einzelnes sehr brav darin und das Detail tüchtig studirt und ausgeführt, aber der Gesammteffekt ist schwach. Mangel an Haltung und Ruhe, wie an Massen, scheint dies zu veranlassen. Eine innere Ansicht der Rogerscapelle in Palermo ist mehr zu loben: sie macht mit den großen, aus goldenem Grunde hervortretenden Mosaiken der Tribüne, den verschiedenartigen, augenscheinlich aus Trümmern antiker Monumente zusammengerafften Säulen, dem gewundenen Osterleuchter, dem mit vielfarbigen Teppichen belegten Fußboden und der gelungenen Staffage — im Chor die offizirende Geistlichkeit, vorne ein knieender Pilger — ein reiches und ansprechendes Bild. Dieser Künstler hat viel Farbensinn und Talent für die Auffassung; aber er muß sich sehr hüten, in ein manierirtes Wesen zu gerathen. — Marko hat zwei ansprechende kleinere Bilder, Berg- und Waldpartien aus den römischen Gebirgen, geliefert. Ich enthalte mich einer nähern Bezeichnung derselben, da ich schon früher einmal von diesem höchst begabten Maler ausführlicher gesprochen habe. — Von Coleman, einem Engländer, ist eine gelungene Ansicht des Innern einer gothischen Kirche; die Aussegnung einer Wöchnerin ist als Staffage gebraucht. Von einem andern Engländer, de Soulavy, ist eine gute Waldlandschaft vorhanden. Die Bilder dieses, wie anderer englischen Künstler haben indeß den Fehler, daß sie, statt frei und breit behandelt, nachlässig und gelekt erscheinen. Bisweilen währt's ziemlich lange, ehe man zur Erkenntniß kommt, was diese oder jene dicke Farbenmasse eigentlich bedeuten soll. Die Färbung ist dabei nicht selten falsch und übertrieben. Wie Mancher scheitert, indem er einen italischen Abendhimmel und ein paar Cypressen malen will! — Italiener haben nichts, oder wenigstens nichts, was der Rede werth wäre, beigesteuert. Indessen feiern sie keineswegs, eben so wenig wie die vielen Ausländer, nach deren Namen man sich vergebens umsieht. Ich behalte mir vor, in einem meiner nächsten Briefe über einige der bedeutenderen Werke der Malerei und Sculptur zu reden, die hier in neuester Zeit entstanden oder noch im Entstehen begriffen sind.

Rt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. März 1838.

— Es überzieht mich ein Grauen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.

Schiller.

Lamartine's Jocelyn.

(Fortsetzung.)

Ich bekenne, daß mir ein Schlußspondeus, oder etwas dem möglichst Aehnliches, so sehr Hauptsache beim Hexameter ist, daß ich darüber gern manche andere Unregelmäßigkeit in dessen Baue ertrage; so ist mir namentlich die im Deutschen schwer zu bildende und im dritten Fuß den Vers oft ungelenk machende Cäsur bei einem solchen volltönenden Schlusse des Verses sehr entbehrlich und ihre Abwesenheit beleidigt dann mein Ohr durchaus nicht, selbst wo der Inhalt der Worte eher die Cäsur zu erheischen scheint. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß, wenn wir auch der Bequemlichkeit halber den Namen Hexameter für eine Versart angenommen, die der griechischen dieses Namens gleicht, wir doch dadurch nicht gezwungen seyn sollten, sklavisch alle Regeln der leztern beizubehalten. Da es für den deutschen Leser nicht darauf ankommt, daß sein Hexameter griechisch, sondern nur darauf, daß er überhaupt klinge, so scheint mir, daß wir auch hier viel besser thun würden, ohne Umstände unsere Sprache mit einem neuen, sich frei und ungezwungen bewegenden, angenehm in's Ohr fallenden deutschen Vers zu beschenken, als sie ängstlich und kleinlich in einen alten, fremden hinein zu quälen, in dem sie sich eben so unbequem befindet, als ein deutscher Fuß in einem chinesischen Schuh. Ich habe gewagt, nach dieser Ansicht meine eigenen sogenannten Hexameter zu construiren; in wiefern ich nun hierin irre oder nicht, das kann allein der Leser entscheiden,* dem ich hiemit in diesen Blättern den Prolog oder die Einleitung des Jocelyn vorlege.

* * *

Ich, der einzige Freund, den außer dem dürftigen Häuflein
Seiner Gemeind' er auf Erden besaß, ich kam zu dem Pfarrherrn,
Also wie ich gewohnt, auf Sanct Johannis im Sommer,
Wandernd daher den leicht von der Gemse betretenen Fußpfad,
Haltend mein Jagdgewehr in dem Arm, zwei Hund' an der Koppel;
Müde zu klimmen auf steil ohn' Unterlaß wachsenden Berghöh'n,
Aber gedenkend der Lust, wenn gegen Abend ich endlich

* Nachdem ich dies niedergeschrieben hatte, ist mir die Genugthuung zu Theil worden, aus Knebels Nachlasse und Eckermanns Gesprächen mit Goethe zu ersehen, daß Goethe und Knebel über diesen Punkt fast ganz meiner Meinung sind.

Klopfen würd' an der Pforte, hinaufgehn und, in dem Eckſtuhl
Niederſitzend am Herd, auf dem hell lodert der Ahorn,
Sehend die gaſtliche Tafel, von ſeiner Hand mit des Tiſchtuchs
Weiße bedeckt, mit Gemüſen beſezt und der ſaftigen Baumfrucht,
Uns bis tief in die Nacht aufrufen zur traulichen Zwieſprach.
Ja mich wollt' es bedünken, als hörte mein lauſchendes Ohr ſchon
Seiner rührenden Stimme ſo weich erbebenden Anklang,
Als empfänd' ich, wie, mangelnd umſonſt geſucheter Worte,
Jezo im Drucke der Hand ſein ganzes Herz ſich mir ausſprach;
Denn, wo keiner andern Rede mehr fähig die Freundſchaft,
Da beut Hülfe die Hand dem Herzen und leiſtet ihm Zeugniß.
Als ich nun zu dem Gipfel gelangt, wo die freiere Ausſicht
Schon wahrnehmen mich ließ von ſeinem Haus die Bedachung,
Stellte die Flinte ich hin am uralt bleichenden Felsblock,
Abzutrocknen die Stirn, die kühl mir ſtreifte der Weſtwind.
Um mich ſchauend, gewahrt' ich darauf, überraſcht, daß ja heut nicht
Schwebte ſein ſchwarzes Gewand vom Baume zu Baum' in dem Garten;
Denn es war die geweihete Stunde, da frei er und einſam
Sonſt beim Strahl der niederſinkenden Sonn' im Brevier las; —
Aber verwundert noch mehr, daß nicht aufſteigen mein Aug' ſah
Aus dem Dach, wo ſo oft ich früher ihn wirbeln geſehen,
Jenen gewohnten Rauch des abendlich flammenden Herdes.
Doch, als nun ich erblickte ſein Fenſter, verſchloſſen der Sonne,
Da ein dunkeles Bangen und Ahnung fühlt' ich vom Unglück
Ueber die Seele mir gleiten, wie über das Waſſer den Froſthauch,
Und dem plözlichen Schreck nicht leihend namhafte Urſach,
Sezte ich dennoch von neuem und ſchnelleren Schrittes den Weg fort.
Aengſtlich forſchte mein Auge nach Jemand, der zu befragen,
Doch in dem öden Gefild erſah ich nicht Heerde noch Hirten.
Einſam weidet' das Maulthier im dürftigen, ſtaubigen Graſe
Hin an dem Rande des Wegs und im Erdreich, welches ſie umwühlt,
Ruhte inmitten der Furche die niedergeſenkete Pflugſchar.
Nur des Heimchens Gezirp vernahm man in weiter Entfernung
Statt des belebten Geräuſches und jenes Gemiſches von Stimmen,
Das aus den Tiefen der Thäler an jeglichem Abend emporſteigt. —
So komm' ich an und poche umſonſt; ja ſelber des Hausherd's
Treueſter Wächter, der Hund, bellt nicht mehr auf bei dem Anſchlag.
Nieder drückt' ich die Klinke mit raſchem, gewichtigen Finger,
Und tret' ein in den Hof, der gleichfalls ſtille und öd' iſt.
Oede? o weh! Mein Gott! Doch nein: am Fuße der Treppe,
Welche vom Hausflur führet hinauf zu dem ländlichen Vorſaal,
Sitzet, gekrümmt, wie ein Armer pflegt auf der Schwelle der Kirchthür,
Eine ſchwarze Geſtalt in der Mauer dunkler Umſchattung,
Unbeweglich, nieder die Stirn auf die Knie gebeuget,
Und das Geſicht verhüllt in den bergenden Falten des Vortuchs.
Kleinen Klagelaut ſtößet ſie aus, kein bitteres Murren;
Unter dem ſchwarzen Tuche nur, welches verdecket ihr Antlitz,
Deutet ein leiſes Zucken, das fort ſich erneuert, und krampfhaft,
Alle die Thränen mir an, die ihr Buſen mühſam zurückdrängt.
Da nun errieth ich den Tod aus dieſem ſchweigenden Sinnbild:
Sie, die getreue Magd, beweinte den Herrn, den ſie liebte.
„Martha!“ frug ich, „iſt's wahr?“ Und auf meinen Ruf ſich erhebend,
Trocknend die Augen ſodann mit der äußeren Seite der Finger,
Sprach ſie: „Zu wahr nur, o Herr! Geht hin, noch iſt er zu ſchauen.
„Morgen erſt wird er zu Grabe gebracht, mit Anbruch des Frühroths.

„Wird doch friedlicher scheiden die arme Seele von hinnen,
„Wenn auch Ihr sie mit Euren lezten Wünschen geleitet.“

(Die Fortsezung folgt.)

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsezung.)

Die Omnibus haben im Allgemeinen vier Räder, die Tricycles, wie gesagt, mit inbegriffen. Sie sind mit zwei Pferden bespannt, welche ein Kutscher vom Bock aus leitet; der Conducteur steht hinten auf einem Tritt, wo auch ein- und ausgestiegen wird. So oft Jemand den Omnibus nehmen oder verlassen will, gibt der Conducteur das Signal zum Stillhalten vermittelst eines um den Arm des Kutschers befestigten Stricks, der über die ganze Länge des Wagens hinüber bis an die Hinterthür herunterreicht. Jeder Einsteigende wird angeklingelt (Monsieur, vous êtes sonné, lautet der Kunstausdruck), d. h. so oft Jemand einsteigt, rückt der Conducteur den Zeiger des links vom Tritt befindlichen Zifferblatts um eine Nummer weiter vor. Die Zahl der angeklingelten Passagiere muß der Conducteur am Ende seiner Fahrt außerdem noch auf seinem Tagzettel vermerken, worüber die Aufseher in den Bureaux eine strenge Controlle führen, welche ihnen dadurch möglich wird, daß sie im ausschließlichen Besiz des Schlüssels zum Zifferblatt sind. Um den Conducteurs jede Veruntreuung zu erschweren, hat die Administration spezielle Straßenaufseher angestellt, welche auf dem lezten Drittel der Fahrbahn unversehens aus irgend einem Winkel hervor auf den Tritt des Conducteurs springen und die Zahl der anwesenden und angeklingelten Passagiere mit einem Röthel auf dem Tagzettel anmerken. Es kann daher nicht wohl vorkommen, daß die Conducteurs Unterschleif treiben; Trinkgeld anzunehmen, ist ihnen unter jeder Bedingung verboten.

Fünfzehn Personen haben im Innern des Wagens Platz; sieben auf der Bank rechts, sieben andere längs der Wand links; der fünfzehnte Platz ist ein schmaler Sitz von fünf Zoll Durchmesser im Hintergrunde, die Armesünderbank (la pénitence) benannt. Topographisch zu sprechen, ist die Armesünderbank eine Halbinsel, in gleicher Entfernung von zwei Continenten, welche die beiden Seitenbänke, oft ungemein festes Land, vorstellen. Zur Linken und Rechten hat man zwei Meerengen, und nie ist dieses Wort richtiger angewandt worden. Der auf diesem Platze oder ungefähr auf diesem Platze sizende Passagier hat drei unendlich angenehme Berührungspunkte: den ersten mit seinen Knien, welche er seinen zwei nächsten Nachbarn dreist vor die Brust sezt; den zweiten mit seinen Rippen, welche sich rechts und links an den Bündeln der Wäscherinnen oder an den Gemüsekörben der Köchinnen stoßen; den dritten mit seinem Occiput, welches bis oben an die Wagendecke reicht. Der Inhaber dieses Platzes ist ein „lockerer Passagier,“ jedoch im eigentlichen, nicht im uneigentlichen Sinne des Worts. Die Armesünderbank heißt auch „Präsidentensiz,“ eine dem in Frankreich herrschenden Repräsentativsystem entlehnte Benennung, ohne Zweifel um anzudeuten, daß, wenn die Sizung bewegt ist (und der Omnibus ist immer in Bewegung), Niemand so sehr darunter leidet, als der Unglückliche, welcher jenen Schmerzensschemel inne hat. Es waltet jedoch dabei der Unterschied ob, daß der Dupin der Armensünderbank sich unter keinem Vorwande und bei keiner Gelegenheit bedecken kann. Den Hut in der Hand zu behalten, ist hier strenge Vorschrift; so will es das Reglement oder vielmehr die Erhöhung des Sizes, welche mit der Höhe des Wagens schlecht im Einklang steht. Alle diese Umstände bewirken natürlich, daß die Pénitence nicht sehr gesucht und beliebt ist; da heißt es: sero venientibus ossa! was wir uns die Freiheit nehmen, zu übersetzen: der Zulezkommende mag seine Knochen wahren! Deßhalb wird die Armesünderbank gewöhnlich nur in der lezten Noth besezt, wenn die vorschriftsmäßige Anzahl von vierzehn Passagieren auch nicht den mindesten Zwischenraum auf den Seitenbänken mehr übrig gelassen hat. Sind alle Plätze besezt, so ruft der Conducteur dem Kutscher zu: complet! und der Omnibus ist in der That voll, wie eine Heringstonne. Die Armesünderbank hat indeß etwas Tröstliches, ihr nämlich dankt man es, daß die aus den Salons verbannte französische Galanterie, deren Traditionen immer mehr zu verschwinden scheinen, noch im Schatten der Omnibus blüht und erfreuliche Lebenszeichen von sich gibt. Eine Dame, die einsteigt, wenn alle Seitenplätze eingenommen sind und nur noch jener schlimme Platz übrig ist, kann sicher darauf zählen, in der Gesellschaft einen galanten Clerc d'avoué oder einen wohlerzogenen Commis en nouveautés zu finden, welche sich mit Freuden dem Märtyrerthum der Pénitence unterziehen werden, um ihren Antheil am privilegirten Kissen abzutreten. Wer nur zweimal mit einem Omnibus in Paris gefahren, ist sicherlich entweder Augenzeuge dieser Scene oder Mitspieler gewesen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Carneval. Ein großes Epos. Pinakothek.

Der Carneval ist nun bald wieder vorüber, und wir werden mit leichtem Sinn von ihm scheiden können. Er ist nicht mehr der helle, farbige Bajazzo, der von Thorheit und Lebenslust überquillt und Gassen und Märkte mit seinem Gejauchz erfüllt, der dem Menschen die Grillen und Sorgen, die er so ungerne fahren läßt, abjagt und sie wie gehetztes Wild vor sich her treibt, um sich über sie lustig zu machen und sie auszuweiden, statt sie, wie es der Mensch wohl zuweilen macht, zum Andenken für ewige Zeiten auszustopfen. Er ist ein kümmerlicher alter Mann, der, von einem Glas feurigen Weins und von dem Gedanken an eine ausgelassene Vergangenheit erhizt, einmal wieder einen Tanz wagt, sich aber leider gleich das Bein verrenkt und mit sauersüßem Gesicht in seinen Großvaterstuhl zurücktaumelt. Man sieht wenig Masken, die beiden Maskenbälle, die bis jezt im Theater stattfanden, waren nicht stark besucht, auch die Maskeraden im Frohsinn u. s. w. entbehrten des eigentlichen belebenden Pulses, der bei Vergnügungen dieser Art durchaus im Zusammenströmen der Menge liegt, und es läßt sich nicht erwarten, daß die Nähe des Aschermittwochs, von dem wir ohnehin nur noch um einen Hahnenschritt entfernt sind, ein Todte erweckendes Wunder verrichten wird. Im vorigen Jahr, als die Cholera ihren dunkeln Weg durch unsere Mitte nahm, konnte dies nicht anders seyn: wer an's Sterben denken muß, hat keine Zeit zum Leben, jezt aber darf man es eher auffallend finden. Ich kann es nicht ohne Wehmuth bemerken, wie sich aus dem Kreise des modernen Lebens so nach und nach ein ergözliches Element nach dem andern verliert, so daß sich unsere Enkel am Ende über Alles, was Fest heißt, aus Büchern werden unterrichten müssen. Dies ist freilich höchst natürlich; der Mensch ist ein denkender Thor, der, wenn er ein Kartenhaus bauen will, sich vorher immer nach einem soliden Grund, etwa einem Felsen, umsieht, und der jeder Freude den Eintritt in seine Burg verweigert, wenn sie keinen Reisepaß aufzeigen, sich über das Woher und Wohin nicht gehörig legitimiren kann. Es kann heutzutage eben so wenig noch frische Maskeraden, Vogelschießen u. dgl. geben, als olympische Spiele oder Gladiatorenkämpfe; jene Blumen vertrocknen, weil ihre Wurzel verdorrt ist, wir stehen zu dem Mittelalter in keinem Verhältniß mehr, wir müssen neue Brunnen graben, wenn wir trinken wollen. Die Franzosen waren von einem sehr gesunden Gefühl geleitet, als sie zugleich mit der neufränkischen Republik einen halben Kalender voll neufränkischer Feste stifteten; es möchte nicht überflüssig seyn, für die Erfindung neuer, den Tendenzen und Bedürfnissen der Gegenwart entsprechender nationaler oder, wenn man will, kosmopolitischer Lustbarkeiten Prämien auszusezen. Solch ein Prämienköder ist schon nöthig, wenn aus der Sache etwas werden soll. Merkurs Beutel vertritt schon lange den kastalischen Quell. Wir könnten z. B. die Erfindung der Wechsel, der Gensdarmerie ꝛc. feiern; auch die Geburtsstunden der Dampfmaschinen und Eisenbahnen gäben, mit Jean Paul zu reden, gute Einschnitte in den Baum des Jahrs, und ein Humorist, dem es an einiger Einsicht in das Wesen der Nationalökonomie nicht fehlte, würde gewiß, wenn er diese Idee mit Wärme ausbrütete, zu lucrativen Resultaten gelangen. Denn wir Menschen sehen auf unsern Pilgerfahrten eben so sehr auf die Wirthshäuser, die wir unterwegs antreffen, als auf das Ziel, das wir erreichen sollen, und wenn wir uns bis jezt für die Nüzlichkeitsprinzipien noch nicht eigentlich begeistern konnten, so lag dies darin, daß sie noch zu wenig mit unserm Amüsement in unmittelbare Verbindung gebracht sind.

Statt eines lebhaften Carnevals brachte uns dieser Winter öffentliche Vorlesungen eines epischen Gedichts, die im Odeon gehalten wurden und werden. Die Ankündigung dieser Vorlesungen, die der Verfasser, ein Herr St., im Januar in der Stadt herumschickte und die hier das allgemeinste Aufsehen erregte, gehört zu den größten Absurditäten, die mir jemals vorkamen. Ich theile Einiges daraus mit. „Der Unterzeichnete — beginnt Herr St. — gibt sich die Ehre, dem hohen und gebildeten Publikum der Haupt- und Residenzstadt München anzuzeigen, daß er im Verlauf dieses Monats sein großes episches Werk: „die Ottoniade, oder das Lied von der Thronbesteigung Griechenlands durch den Wittelsbach-Scheyrischen Prinzen Otto I., eine lyrisch-didactische Epopoe, das Heldenthum des achtzehnten Jahrhunderts darstellend," siebzehn Gesänge, in neun bis eilf Vorlesungen, wegen des allgemeinen Interesses, öffentlich, zu seinem Vortheil, nach dem Manuscript lesen werde." Nun folgt eine Uebersicht des Inhalts, ein tolles mixtum compositum. Dann heißt es wörtlich weiter: „Aus dem vorstehenden Plan ist zu ersehen, daß das Werk die ganze classische Bildung unsers und des vorigen Jahrhunderts umfasse und jedes wichtige Interesse des menschlichen Geistes abhandle; die Recension hat es durchgehends rühmlich bestanden. So ungeheuer und schwierig auch das Unternehmen war, glaubt dennoch der Verfasser vollkommen Genüge geleistet, und den Einwurf, als sey unsere Zeit keines Epos fähig, mit dem glücklichsten Erfolge widerlegt zu haben, indem er seinem Vaterlande und der deutschen Literatur ein Werk liefert, dessen wir bisher entbehrten, nämlich ein großes Nationalepos, welches, an Inhalt und Form durchaus originell, vielleicht mit den besten Mustern der Alten dürfte gemessen werden." Hierauf ein Verzeichniß der „handelnden und ehrenvoll erwähnten" Personen; dann — Preise der Plätze. Ich war in einer der ersten dieser Vorlesungen anwesend und fand in dem großen Saal des Odeons höchstens zwanzig Zuhörer, denen der bescheidene Dichter seine miserabeln Hexameter und Pentameter (in diesem Versmaß ist das Epos geschrieben) mit dünner Stimme vortrug. — Was unser Theater betrifft, so sehen wir wenig Novitäten, wenn ich die neuen brillanten Dekorationen ausnehme, mit denen der „Oberon," den wir jezt eben deßwegen häufig sehen, vor Kurzem ausgestattet wurde.

In der Pinakothek ist seit einiger Zeit die Einrichtung getroffen worden, daß die Besuchenden nach Neigung und Belieben in den einzelnen Sälen verweilen können, ohne, wie es Anfangs geschah, von den Aufsehern durch Aufforderungen zur Eile im Genuß gestört zu werden. Dies ist äußerst löblich; früher wurden die Kunstfreunde nur in besondern Abtheilungen hineingelassen, denen dann allerdings kein zu langer Aufenthalt gestattet werden konnte, damit nicht die später Eingetroffenen, die ungeduldig auf die Erlaubniß zum Eintritt harrten, zu kurz kommen möchten; jezt kann Jeder sogleich eintreten. Auch von den Fresken, die in der die eigentliche Gemäldegalerie von der einen Seite einschließenden Halle ausgeführt werden, ist jezt schon Einiges zu sehen; es sind Darstellungen aus der Geschichte der Künstler, welche, bedeutende Punkte des innern oder äußern Lebens derselben ausdrückend, dem Gebäude zur würdigsten und angemessensten Zierde gereichen. Einen umständlicheren Bericht hierüber verspare ich mir jedoch billig bis auf die Zeit, wo das Ganze ausgeführt seyn wird.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. März 1838.

Da freut' ich mich an Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen
Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.

Goethe.

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsetzung.)

Jeder der 378 Omnibus nimmt im Durchschnitt täglich 3 bis 400 Personen auf und zahlt der Stadt Paris eine jährliche Abgabe von 120 Franken. Die tägliche Einnahme eines jeden beträgt etwa fünfzig bis sechzig Franken, was für alle zusammen im Laufe eines Tags ungefähr 22,000 Fr., und im Lauf eines Jahres an neun Millionen ausmacht, welche zu sechs und sechs Sous zusammengerafft werden; so wahr ist es, daß die kleinen Bäche am Ende zu großen Flüssen anschwellen. Die Unterhaltungskosten dieser Unternehmungen sind übrigens beträchtlich. Jede Omnibusanstalt muß wenigstens fünfzig Pferde in Bereitschaft haben; denn nach jeder Fahrt und Rückfahrt wird das Zweigespann gewechselt, und es sind auf einer und derselben Fahrlinie immer wenigstens sechs bis zehn Wagen in Bewegung, von denen jeder zehn bis vierzehn Mal den Tag über hin und her fährt. Wenn also auch über fünfzig Pferde gehalten werden, so kommen doch die nämlichen Pferde, nach gehöriger Ruhe, im Lauf des Tags immer mehrere Male an die Reihe. Wenn der Winter streng ist, wie dieses Jahr, müssen auf der Hälfte des Wegs Relaispferde zu Hülfe genommen werden. Die Einnahme während der schlechten Jahrszeit steht mit dem Kostenzuwachs in keinem Verhältniß; einmal können die Wagen nur bei Tage, höchstens bis sieben Uhr Abends fahren, und dann fahren sie so langsam und schwer, daß die Meisten vorziehen, zu Fuß zu gehen oder ein Cabriolet zu nehmen. Auch laden sie im Winter vor eilf Uhr selten volle Fracht, weil die Pariser schreckliche Langschläfer sind. In den Kostenanschlag eines jeden Wagens sind ferner zu bringen: ein Kutscher und ein Conducteur, welche von der Administration gekleidet werden; außerdem müssen überzählige Leute da seyn, um im Nothfall beide zu ersetzen; dazu rechne man endlich noch die verschiedenen Aufseher in den Korrespondancebureaux und zuletzt das Hauptbureau. Manche Hauptposterpedition einer großen Stadt ist nicht so wichtig und bedeutend als eine Pariser Omnibusanstalt. — Trotz der ansehnlichen Kosten, tragen diese Unternehmungen gute Zinsen; die Actien der Omnibus gewinnen im Durchschnitt dreißig bis vierzig Prozent; die auf den Boulevards machen die besten Geschäfte. Es gibt Omnibusbureaux, wo drei bis vier Wagen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen und wo also ein beständiges Ein- und Aussteigen der Passagiere, ein unaufhörlicher Wechsel der Reisenden von früh Morgens bis spät in die Nacht hinein stattfindet. Die Omnibus der Boulevards, welche an den Theatern vorüberfahren, gehen bis über Mitternacht hinaus.

Anfangs bedienten sich nur die arbeitenden Classen der Omnibus; zu diesen gesellten sich bald die Mittelclassen und die kleinen Kapitalisten, welche sonst vom Faubourg Saint-Germain nach dem Marais und vom Faubourg du Roule nach der Vorstadt Saint-Antoine zu Fuß gingen. Die Reichen und Vornehmen rümpften noch eine Zeitlang die Nase; Neugierde, Vorwitz und Geldverlegenheit bewogen die Künstler und einige Damen gewissen Rangs, in die Omnibus zu steigen. Man fand diese Vermischung aller Classen der Gesellschaft originell und pittoresk, und es vergingen keine sechs Monate, so klatschte Jedermann dieser Neuerung Beifall. Heutzutage fährt alle Welt im Omnibus, Künstler, Packknechte, Dandys, Frachtfuhrleute, Kohlenträger, Grisetten, Courtisanen, ehrliche Bürgersfrauen, Köchinnen, Kindermägde, Deputirte, Pairs de France, Handwerksgesellen u. s. w. Wir kennen Leute, welche Pferde und Equipage haben und sich doch oft der Omnibus bedienen, um ihre Pferde zu schonen. Fürwahr, man müßte der ewige Jude Isaak Ahasverus seyn, der nur fünf Sous im Sack hat, wenn man jetzt von einem Ende der Hauptstadt bis zum andern zu Fuß pilgern wollte. Viel hat zum Gelingen dieser Unternehmung gewiß auch der Umstand beigetragen, daß man in den Omnibus stets Zerstreuung findet; es gibt so leicht keinen öffentlichen Ort, wo der Beobachter von Menschen und Sitten eine reichere Ernte halten könnte, und nirgends auf der Welt erlebt man komischere Situationen als in einem Omnibus. Der Leser urtheile selbst nach folgender Probe.

Man stelle sich ein garstiges, abscheuliches Wetter vor, Rinnsteine, fast so breit wie die Straße, die Trottoirs mit Wasser überschwemmt; der Regen gießt in Strömen von den Dächern, von den Traufen und vom Himmel herab; Wasser überall, kurz ein Wetter, wie zur Zeit der Sündfluth und zu Anfang des Frühlings in Paris, wo es übrigens acht Monate im Jahr so schreckliches Wetter ist, daß man keinen Tag ohne Regenschirm ausgehen kann, weßhalb die Engländer, wenn sie sich vor den Nebeln und feuchten Dünsten der Themse flüchten, vorzugsweise die Hauptstadt Frankreichs besuchen, um sich am Sonnenschein zu laben. An einem solchen schönen Maitage war es, wo ein anständig gekleideter Mann, mit einem mächtigen Sack von grauem Packpapier unterm Arm, beide über und über triefend, als wären sie eben aus der Seine gezogen worden, hinter einem Omnibus in der Rue Saint-Honoré herpolterte und aus vollem Halse dem Conducteur zuschrie; da noch ein Platz im Wagen leer war, so wurde still gehalten. — „Place à droite," rief der Conducteur. — „Pardon, messieurs, pardon, mesdames," sagte beim Einsteigen der Herr mit dem Sack von grauem Packpapier; „c'est qu'il fait un temps —" — „Aber sehen Sie sich doch ein Bischen vor," schrie eine Dame mit einem rehbauchfarbigen Seidenkleid, „Sie treten mir ja auf's Kleid." — „Pardon, Madame; es geschieht nicht mit Absicht; das verdammte Wetter." — „Nehmen Sie sich doch in Acht," brach seinerseits ein wohlbeleibter Passagier von der linken Bank los, „Sie begießen ja meinen Ueberrock." — „Pardon, Monsieur, das heillose Wetter!" — „Ah, was, Herr! wenn man eingeweicht ist, wie schwarze Wäsche, steigt man nicht in einen öffentlichen Wagen." — „Ganz recht, mein Herr, bitte tausendmal um Vergebung; aber gerade weil es so schlechtes Wetter ist, bin ich — wäre es schön Wetter, würde ich weder Sie noch die ehrenwerthe Gesellschaft incommodirt haben; ich nehme nie den Omnibus, wenn es schön ist. Conducteur, haben Sie doch die Güte, den Herrn und Damen zu sagen, daß sie mir ein wenig Platz machen." — „Allons, Messieurs et Mesdames du côté droit! es ist noch ein Platz übrig." Auf diesen allerhöchsten Befehl des Conducteurs bildet sich eine Leere auf der rechten Bank, und der neue Ankömmling installirt sich daselbst; das Wasser rinnt von ihm herab wie von einem Pudel, der aus dem Flusse apportirt. — „Wenn der Herr doch wenigstens so gütig seyn wollte, seinen dicken Papiersack unter die Bank zu stellen," bemerkte von Neuem die Dame mit dem rehbauchfarbigen Seidenkleid; „der Herr könnte sich dann etwas mehr einschränken." — „C'est trop juste, Madame; soll sogleich geschehen; tausendmal um Vergebung! Verdammtes Wetter, und am 8ten Mai!" Man fuhr stillschweigend weiter, als einer von den Passagieren, mit den Augen blinzelnd und auf das Seidenkleid deutend, die allgemeine Stille mit folgenden Worten unterbrach: „Pardon, Madame, aber es will mich bedünken, als ob Sie unten an Ihrem Kleide etwas hätten, was mir nicht natürlich scheint; weiß Gott, ich irre mich nicht! Der Himmel verzeih mir's, es ist eine Schnecke!" — „Eine Schnecke! Gott im Himmel steh mir bei! eine Schnecke auf meinem Seidenkleid! das ist gräßlich!" — Alle im Chor einfallend: „Eine Schnecke!" — „Voyons." — „Voyons un peu." — „Voyons voir." — „Bei meiner Treu, es ist so!" — „Und noch dazu was für eine Schnecke!" — „Um Vergebung, mein Herr, sehen Sie einmal da unten, rechts vorne an Ihrem Stiefel; wäre das nicht auch eine Schnecke?" — „Es ist bei Gott wahr! aber wo kommen denn die Schnecken her?" — Ein ältlicher Herr: „Sie kommen aus ihren Gehäusen hervor; die Naturgeschichte lehrt uns, daß der Hunger die Wölfe aus den Wäldern und der Regen die Schnecken aus ihren Gehäusen treibt." — „Im Walde allerdings, aber nicht in den Omnibus. — St! Nicht gerührt! da ist noch eine, hier am Regenschirm des Herrn da! Aber das ist denn doch zu arg! Es muß Jemand im Wagen seyn, der Schnecken bei sich hat!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Lamartine's Jocelyn.

(Fortsetzung.)

„Ja, er redete bis zu der lezten Stunde von
Euch noch:
„Martha," sprach er zu mir, „will's Gott, daß jetzo
ich sterbe,
„Dann sag' ihm, daß der Freund ihm vermacht hab'
all sein Besitzthum;
„Auf daß er sorge für dich, für die Vögel und für
den Hund auch. —
„Sein Besitzthum! — Nichts zu behalten war ja
sein Ruhm nur!
„Auszufüllen das Fach eines Schreines reichte es
hin kaum.
„Was ihm blieb, das Wenige, fort ging's, Heller
bei Heller,
„Hier und dahin, für Linnen, für Speisung, wohin
weiß Gott nur.
„Während der ganzen Zeit, daß gewüthet die schreck-
liche Krankheit,
„Gab er, o Herr, ihnen alles dahin, sein Leben
zulezt noch;
„Denn, bei Tag und bei Nacht, Beicht' hörend diesen
und jenen,
„Fand er selber den Tod." — „Ja," sprach ich, „den
Tod und den Himmel!".
Und so ging ich hinauf. Das Gemach war öde und
dunkel;
Zween geweihete Kerzen allein erhellten die Dämm'rung,
Und auf seiner Stirn vermischte ihr düsterer Abglanz
Sich mit der Abendröthe den Laden durchbrechendem
Goldstrahl,
Also wie mit einander, im heiligen Kampf des
Verscheidens,
Ringen des Lebens irdische Nacht und unsterbliche
Hoffnung.
Ruhig war und milde noch anzuschauen sein Antlitz;
Friedenathmend schienen die Züge noch immer den
Eindruck
Zu bewahren der schon begonnenen süßen Verzückung.
Wohl in seinen Gedanken schon hatt' er den Himmel
gesehen,
Und das Glück, das die Seele empfand, da sie nahm
ihren Aufschwung,
War in dem göttlichen Lächeln auf seinem Munde
noch sichtbar.
Weiß und bedeckt mit dem schwarzen Leibrock, zierte
ein Leintuch
Aermlich sein Todesbett, und geschnizt aus Elfen-
bein, kunstreich,
Ruht in den Händen ein Crucifix auf entschlafener
Brust ihm,
Gleich einem Freunde, der still entschlummert am
Herzen des Freundes.
Doch auf die Füße gestreckt des Gebieters, welchen
er ansah,
Und unruhig bereits ob so lange dauerndem Wachdienst,
Brummte sein weißer Hund bei dem kleinsten Geräusch,
und des Wachens
Müde, horchet er hin, ob bald sein Athem erwache.
Oben, zu Häupten der Ruhstatt, taucht, dem heilig-
en Brauch nach,
In dem geweiheten Wasser ein trockner Zweig von
dem Buchsbaum.
Jetzo zu dreien Malen bewegt meine Hand ihn mit
Ehrfurcht,
Schlagend das heilige Zeichen des Kreuzes über den
Leichnam;
Hierauf küßt' ich die Füß' ihm, so auch die Hände;
das Antlitz
Trug von der Seele Unsterblichkeit das erhabene
Bild schon,
Und auf dieser Stirn sah, wo ihr Zeichen zu lesen,
Still verehrend mein Aug' nur noch der Erwähleten
Einen.
Drauf mit dem Geistlichen fromm stimmt' an ich
die heil'gen Gesänge,
Sezte mich dann, um zu weinen, nah den geliebten
Resten,
Und abwechselnd so betend, singend, oder auch weinend,
Brachte ich hin die Nacht und sah, wie der Morgen
nun anbrach.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Der junge Kean als Hamlet.

Vor mehreren Jahren trat ein sehr junger Mensch, Charles Kean, Sohn des berühmten Schauspielers Kean, im hiesigen Drurylanetheater auf und fiel durch. Das konnte kaum anders seyn, denn der Versuch, die Gunst des Publikums zu gewinnen, war eben so unreif, als falsch berechnet. Kean, der Vater, hatte eben die Bühne verlassen; seine herrlichen Gestaltungen lebten noch in Aller Gedächtnisse, standen noch vor Aller Augen, und wie freundlich auch der Sohn empfangen wurde, der Unterschied war zu grell, die Untüchtigkeit des jungen Menschen zu verletzend, er offenbar bloß ein Schatten seines Namens; die Freundlichkeit des Empfangs ging in Zeichen des Mißfallens über und endete in stürmischer Entlassung. Kean verlor den Muth nicht, und statt

den gewählten Beruf, gab er vor der Hand nur Drurylane auf. Er fing an, sein Fach zu studiren, und erschien später auf dem Coventgarden- und dem Haymarkettheater; aber seine Engagements brachten den Direktionen keinen Nutzen und ihm keinen Ruhm. Auch das schlug ihn nicht nieder; er fühlte etwas in sich, was ihn emporhielt und vorwärts trieb. Also fort von London, fort aus der Hauptstadt in die Provinz und sich dort versucht! So dachte Kean und so that er, und wenn er glaubte, daß günstiger Erfolg dort ihn minder schüchtern nach London zurückführen und er hier Anerkennung in dem Maße finden werde, in welchem er sie wirklich verdiene, so hat sein jetziges Wiedererscheinen in Drurylane seinen Glauben vollkommen gerechtfertigt. Sein Debüt war Hamlet, und da nicht anzunehmen, daß er sich gleich Anfangs völlig ausgegeben, so dürfte das neue Jahr der Londoner Bühne einen Künstler geschenkt haben, dessen sie dringend bedarf. Als Debüt betrachtet, ich meine, als erste hier sichtbar gewordene Frucht seines durch Zeit und Uebung gereiften Talents, läßt eine im Allgemeinen genügendere Leistung sich kaum denken, und der ihr gezollte Beifall war eben so laut als häufig, bisweilen stürmisch und nie unverdient. Es ist in einem Londoner Theater leicht bemerkbar, ob die Versammlung, vor welcher ein Künstler steht, a packed jury, ein parteiisches Geschwornengericht, ist oder nicht; Kean stand vor unbestochenen Richtern. Soll ich nun zwischen ihm und andern Hamlets eine Parallele ziehen? Alle derartigen Vergleichungen haben für mich etwas Anstößiges, weil sie in der Regel beiden Theilen unrecht thun. Vergleichungsweise will ich daher nur sagen, daß Kean so gut wie die Andern seine Schönheiten und seine Mängel, seine Eintritte und seine Abgänge hatte. Wie viel er eigentlich werth ist, folgt wohl mehr aus dem, was sein Hamlet war, als aus dem, was andere Hamlets nicht waren. Daß Hamlet überhaupt zu den dramatischen Charakteren gehört, denen bei der Darstellung nur unter Annahme einiger Unmöglichkeiten allenthalben genügt werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Daraus folgt aber nicht, daß er deßhalb gar nicht dargestellt werden solle. Vollkommenheit ist unerreichbar, aber um so interessanter, dünkt mir, ist die Frage, wie nahe man ihr kommen kann. Und in dieser Beziehung vereinigen sich die geachtetsten Londoner Theaterkritiker zu dem Ausspruche, daß Charles Kean durch seine erste, seitdem mehrere Male wiederholte Darstellung sich als der beste jetzt lebende Hamlet erwiesen habe. Zu so günstigem Urtheile mag vielleicht der Umstand etwas beitragen, daß Kean der erste talentvolle Mann seines Faches ist, der — in England — den Hamlet jugendlich frisch, mit aller Elastizität kaum eingetretener Mannheit gibt. Dies kann jedoch sein Verdienst nicht schmälern; haben die Kritiker sich blenden lassen, so ist das ihre Schuld, und läßt das gesammte Publikum sich blenden, nun, ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt, und das gilt auch, wenn man, statt handelnd auf der Bühne des Lebens, zuschauend vor gemalten Coulissen steht. Allein abgesehen davon, kann sich wohl schwerlich je Einer mit seinem Hamlet, mit diesem liebenswürdigsten aller Misanthropen, inniger verschmolzen haben, als Kean. Was ist der Grundzug in Hamlets Charakter? Schwermüthiges Grübeln, bisweilen unterbrochen durch Ereignisse, welche die Leidenschaft anfachen, oder von Hoffliegen, die durch ihre Lasterhaftigkeit eine edle Natur zu Spott und Vorwürfen aufreizen. Und diese Schwermuth, die theils aus der Betrachtung, wie sein Vater geendet, und aus der übernatürlichen Weise, wie er dessen Todesart erfahren, theils aus dem, seiner Natur widerstrebenden, ihm vom Schicksal auferlegten Verhalten und aus dem Zwiespalt seines Innern entspringt, das zwischen dem Vorsatze, des Schicksals Willen zu gehorchen, und dem Wunsche, sich dem Gebote zu entziehen, kämpft, diese Weichheit des Gemüths, die den meisten Künstlern entgangen ist, hatte Kean sich eben so meisterhaft angeeignet, als er die leidenschaftlichen Momente seines Charakters meisterhaft darstellte. In zwei Beziehungen war er gänzlich neu. Einmal unterließ er die altherkömmliche Bühnenmanier, zu Andeutung des Wahnsinns den Strumpf des einen Beins sorgsam bis zur Wade herabgerollt zu tragen, eine Charlatanerie, die nebst dem halben Dutzend Westen des Todtengräbers nun hoffentlich auf ewige Zeiten verschwunden ist; und dann entkleidete er die große Scene mit Ophelien jener Rohheit, durch welche andere Schauspieler sich an Shakespeare versündigt haben. Sein Spiel war heftig genug, die Bemerkung des grobsinnlichen Königs zu rechtfertigen: Liebe! das ist nicht der Weg, den seine Neigung geht — Love! his affections do not that way tend — aber es war auch weich und zart genug, weichere und zartere Gemüther fühlen zu lassen, daß ihm das Herz blutete, während er unter der Maske des Wahnwitzes hart zu der redete, die er innigst liebte. Wie er den Befehl aussprach und wiederholte: To a nunnery — go! da zitterte ein brechender Laut in seiner Stimme, der deutlich verrieth, daß, so elend er die Geliebte machen mußte, er selbst um Vieles elender war. Auch die Scene, in welcher er die Schauspieler unterweist, ist, wenn je gleich gut, gewiß nie besser gegeben worden. Dasselbe möchte ich von seinen Selbstgesprächen sagen. Aber Keans eigentliche Vorzüge bewährten sich in seinen handelnden Scenen. Beim Zusammentreffen mit dem Geiste seines Vaters war sein Spiel das unverkennbarste Gemisch von Erstaunen, Scheu und Ehrfurcht. Und in der Scene mit seiner Mutter, wie er, nachdem er Polonius erstochen, unter dem Ausrufe: is it the King? hereinstürzt, war in Geberde und Haltung ein Ausdruck, der das Mark durchdrang. Auch zeigte er, daß er fechten gelernt. Dem Allen ungeachtet war Kean, wie ich oben sagte, keineswegs ohne Mängel. Das Leichte und Gefällige seiner Bewegungen versöhnte nicht durchaus mit einem gewissen Mangel an Würde und Hoheit. Aber Würde und Hoheit haben im Allgemeinen zugleich mit den hohen Gestalten und den edeln Gesichtern der Familie Kemble die englische Bühne verlassen, und so lange nicht ähnlich geformte Menschen wieder auf ihr erscheinen, werden vermuthlich auch jene nicht zurückkehren. Sodann hielt Kean bisweilen zu lange Pausen, und verfehlte gerade hiedurch den Eindruck, den er hervorbringen wollte. Endlich ließ er einige Male, wo Hamlet in sich versunken grübelt, eine unpassende, weinerliche Sentimentalität blicken. Die schönen Zeilen mit den Anfangsworten: Imperious Caesar dead, and turn'd to clay, bedürfen keiner Thränen, um die unterliegende Moral, die Nichtigkeit alles sterblich Geborenen, den Zuhörern einzuprägen. Aber ich wiederhole, daß, als Ganzes betrachtet, eine genügendere Leistung sich kaum denken, sich nicht fordern, nicht hoffen läßt. Zu Ehren der Direktion muß bemerkt werden, daß sie ausnahmsweise für ein Shakespeare'sches Stück gethan hat, was sie in der Regel für jedes neue französische Melodrama thut. Hamlet ist mit guten neuen Anzügen und neuen geschmackvollen Dekorationen ausstaffirt worden. Nun sage noch Jemand, daß die englische Bühne in Verfall ist!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. März 1838.

Zu Grab' getragen werde,
Was einem Leichnam gleicht!
Du drückeſt nicht die Erde,
Sey dir die Erde leicht!

Uhland.

Lamartine's Jocelyn.

(Beſchluß.)

Nahe der Kirchenſchwell', in der Ecke des ländlichen Kirchhofs,
In den friedlichen Acker der Todten ſenkten den Sarg wir.
Jeglicher von des Dorfes Bewohnern warf auf die Lade
Etwas geweihete Erde, als Zeichen ſeiner Betrübniß;
Alle weinten vorüberziehend und ſahn auf das Grab hin,
Wie es langſam unter dem fallenden Staube nun einſank.
Jegliches Mal, wenn im Fall erdrönte die Scholle des Erdreichs,
Stieg auch ein dumpfes Schluchzen aus jenem ſtummen Gedräng auf.
Als nun an mir die Reih', „o heiliger Freund!“ ſo ſprach ich;
„Schlaf! mein Herz nicht iſt's, mein Aug' nur, welches betrübt iſt.
„Hier umſonſt verſchütt' ich das Lager, wo du nun ausruhſt;
„Weiß ich doch, daß mein Freund zur Stunde jezt nicht mehr da iſt.
„Dort iſt er, wo ſeiner Tugenden Flamme ſich einſt entzündet,
„Wo ſeiner Seele vorangeeilt die Seufzer der Sehnſucht!“
Solches ſagt' ich. Den Abend indeß, die Oed' in Betrübniß
Hüllend, klagte um ihn die Glock' in den Lüften mit Wehruf,
Und einmiſchend ſein Trauergebell in ihr dumpfes Geläute,
Heulte, weit durch die Schatten der Nacht, ihn rufend ſein Haushund.

Ich jezt aber mit Martha allein in dem düſteren Wohnſitz;
Ich ging hierhin und dorthin, bald aus dem Garten zum Hofraum,
Suchend und findend Spuren von ihm an jeglicher Stätte,
Sehend ihn, redend zu ihm, einräumend den täglichen Platz ihm,
Blätternd in irgend einem noch offenen Buche der Andacht,
Leſend die aufgeſchlagene Stell' und trocknend die Augen.
„Schrieb er niemals?“ ſo fragt' ich. „Zuweilen pflegt' er's, am Sonntag,“

Sagte Martha. „Ueber dem weißen Papiere da wacht' er;
„Aber sobald er es schwarz geschrieben, warf's in die Tief' er
„Eines ärmlichen Korbes; und ich, ich fegte das Blatt dann
„In den Winkel des Bodens am wiederkehrenden Morgen.
„Was die Ratten daran gelassen, kann wohl noch dort seyn."
Ich nun stieg hinauf und fand die Blätter, worauf einst
Seine Hand umhergeschweift ohn' Ordnung und Absicht,
Aehnlich nur jenen Worten, die wohl ein Träumender einsam
Schreibt und geheimnißvoll in den Sand mit der Spitze des Stabes;
Zeichen, welche der Regen peitscht und verwehet der Sturmwind,
Deren Bedeutung neu zu verknüpfen das Auge sich anstrengt.
Viel schon fehlten der Daten in diesem planlosen Tagbuch,
Sey's, daß selbst er zerriß den kaum beschriebenen Bogen,
Sey's, daß Martha ihn nahm, um anzuzünden sein Lichtlein,
Und die Stücke der Wind zerstreute über das Dach hin.
Während im Herzen so manches entführte Blatt ich beklagte,
Sucht' aus den Trümmern mein Auge sein Leben neu zu gestalten:
So wie das Auge, erleuchtet von einem nächtlichen Lichtstrahl,
Irrend umher in der Ferne am Horizont, der dahin weicht,
Sieht eines Stroms voll blinkenden Wassers gleitende Wellen
Woge an Woge abrollen, hell, ihren funkelnden Teppich,
Einen Augenblick sich verlieren am schwärzlichen Vorsprung,
Weiterhin wieder erscheinen und rinnen drauf in der Ebne,
Brechen von neuem sich dann in den Wiesen, die er bewässert,
Doch mit dem Blick verfolgend den Streif, den dort es vorausseßt,
Seine Krümmungen unter den düstern Hügeln erathend,
Baut einen einzigen Fluß aus tausend zerrissenen Fluthen.
Also geschah's, daß mitten ich durch die verworrnen Gebilde
Wieder zusammengefügt des zerstückelten Tagebuches Inhalt.
Findet vielleicht mit Dunkelheit ihr umhüllet den Text oft,
Wollet die Blätter selbst im Lesen ergänzen. Hier sind sie!

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsetzung.)

„Allerdings, offenbar hat Jemand Schnecken bei sich." — „Man muß alle Passagiere visitiren; ich bin es nicht." — „Ni moi." — „Ni moi." Vierzehn Nimoi's lassen sich vernehmen. Ein einziger Passagier hat nichts gesagt, nämlich der zulezt gekommene, der diluvianisch eingeweichte und durchnäßte Herr, welcher während dieses ganzen Spektakels nicht aufgehört hat, sich mit seinem Schnupftuch abzutrocknen, das er, wenn es getränkt voll ist, unter der Bank ausdrückt. Diese mehrmals wiederholte Handbewegung fällt endlich auf, erweckt Verdacht und erinnert an den ungeheuren Sack von grauem Packpapier. Man hebt sofort die Draperie der Bank in die Höhe und zum allgemeinen Erstaunen sieht man den gigantischen Sack von Packpapier an mehr als zwanzig Stellen durchlöchert, woraus Myriaden von Schnecken hervorkriechen, die sich mit Sack und Pack nach allen Richtungen hin retten und das Weite zu gewinnen suchen. Zweihundert dieser Hornträger hatten ihre Fesseln abgeworfen und eroberten, mit dem Ranzen auf dem Rücken, den Boden der Freiheit. „Monsieur, c'est une infamie!" — „Monsieur, c'est une atrocité!" schallte es aus allen Kehlen. „Ein solches Betragen sollte gesetzlich, polizeilich bei harter Strafe verboten seyn." — „Eh, Messieurs et Mesdames," erwidert das Opfer so heftiger Apostrophen, „nicht so viel Lärm, wenn's beliebt! Sie machen diese armen Thiere ganz verdutzt. Es sind ja nur Schnecken; die werden Sie nicht auffessen; im Gegentheil, sie sind gut zu essen. Ich esse die Schnecken für mein Leben gern; ich komme vom Markte, wo ich ein paar hundert Stück eingekauft habe; das ist ja kein so großes Verbrechen; anstatt mich so zu perhorresciren, sollten Sie mir in Ihrer Nächstenliebe wieder zu meinen Schnecken verhelfen." — Unter diesen Worten legt unser Schneckenliebhaber sofort Hand an's Werk und rafft die entsprungenen Gefangenen vom Boden auf. Der Papiersack ist dienstunfähig geworden; sein Hut tritt als Ersatzmann ein; er greift sie zu Eins, zu Zwei, an den Gehäusen, an den Hörnern und wirft sie in die Tiefe ihres neuen Gefängnisses, er sezt unverdrossen seine Jagd fort, umzingelt sie, verfolgt sie unter den Füßen, auf den Füßen,

um die Waden, längs der Spazierstöcke, Regenschirme, Kleider und Körbe; seine Hände und Arme verlängern sich rechts und links, der Hut wird voll, aber so oft er neue Deserteurs zurückbringt, entbrennt ein neuer Kampf auf dem Rande des vollgepropften Hutes. Die Damen der Reisegesellschaft, welche, in ihrem Zorn und Schrecken, Anfangs nur darauf bedacht gewesen waren, ihre Kleider um die Beine herum hermetisch zu verschließen, und die Herrn, welche ihre Hosen aufgestreift und in die Stiefeln gesteckt hatten, können nicht länger ihren Ernst behaupten; ein tolles Gelächter bemächtigt sich aller Anwesenden. Die Dame in dem rehbauchfarbigen Seidenkleide kann den Lachkrampf nicht länger ertragen, unfähig zu sprechen, winkt sie dem Conducteur mit der Hand, um ihm zu sagen, daß sie aussteigen will; der Conducteur, selbst halb toll vor Lachen, zieht so stark an dem um den Arm des Kutschers befestigten Strick, daß der arme Wagenlenker beinahe von seinem Bocke stürzt; dieser reißt im Zorn die Pferde so schnell und ungestüm zurück, daß die Dame, welche eben in der Mitte des Wagens aufrecht stand, durch den Rückstoß hintenüberfällt, gerade auf den Hut mit Schnecken, den sie nebst seinem Inhalte zerquetscht. Ueber die Scene, welche nach diesem Un- und Umfall zwischen dem zerquetschten Hute und dem rehbauchfarbigen Seidenkleide erfolgte, verlieren wir kein Wort; es gibt Dinge und Auftritte, welche sich nicht malen lassen. Wir bemerken bloß so viel, daß sie nicht von einander gegangen sind, ohne ihre respektiven Namen und Adressen auszutauschen und den ganzen Omnibus zum Zeugen ihrer gegenseitigen Beschwerden aufzurufen. Dadurch erfuhr die Reisegesellschaft, daß der Herr mit den Schnecken ein Haarkräusler und die Dame mit dem rehbauchfarbigen Kleide eine Nähterin war. Welchem Theile der Friedensrichter Recht gegeben, ist uns nicht bekannt geworden.

Wie man aus der eben erzählten Geschichte sieht, ist nicht Alles in den Pariser Omnibus Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Man wird gedruckt und getreten von denen, die unterwegs einsteigen und sich setzen wollen. Wir müssen uns mitunter gefallen lassen, daß eine Hökerfrau ihr enormes, triefendes Parapluie an unserm Rocke abwischt, daß ein grober Lastträger seine beschmuzten Holzschuhe auf unsere blankgewichsten Stiefeln setzt, daß Kinder unter vier Jahren sich zu allen kleinen Details ihrer Alters- oder vielmehr Jugendschwächen hinreißen lassen, daß weißgepuderte Gipsarbeiter nicht immer in gehöriger Entfernung von dem blauen Elboeufer Tuch unsers Fracks zu sitzen kommen, daß endlich, was jedoch äußerst selten, betrunkene Studenten Scenen aufführen, die nicht auszumalen sind. Hat man ferner das Unglück, keine Scheidemünze bei sich zu tragen, so muß man beim Herausgeben auf einen Fünffrankenthaler eine Menge dicker, blöckischer Sous annehmen, welche man nur mit Widerwillen anfaßt. Aber wer in Gesellschaft reist, dem ist es sehr anzurathen, Weltweisheit zu üben. Nicht alle Dinge im Leben sind gut, was auch die Hegelianer sagen mögen. Es gibt kein Vergnügen, das nicht mit Gefahr verknüpft ist, keinen Genuß, der nicht einen Mißbrauch zur Folge hat, keine Wonne, die nicht langweilig wird. Es ist daher nichts Außerordentliches, wenn ein Omnibus seine Inconvenienzen hat. In der Dame blanche, welche vom Platz St. André des arts nach der Villette fährt, saß ich eines Tags zwischen zwei Bauerfrauen, deren eine drei gerupfte Gänse und ein Kaninchen auf dem Schooße hielt, während die andere ihre Arme um einen Stapel Porzellanteller geschlungen hatte, und ihn bei jedem Stoß des Wagens wider ihren Unterleib drückte, wie wenn sie Bauchgrimmen gehabt hätte. Aus diesem Allen lassen sich folgende Nutzanwendungen ziehen. Wer von einem Omnibus in Paris Gebrauch machen will, stecke klein Geld zu sich, sey nicht zu sehr pressirt, das Reiseziel zu erreichen, habe keine übermäßige Angst, die Glanzwichsstiefeln und der Leibrock möchten leiden, trage nichts Zerbrechliches in der Tasche und vermeide den Platz neben Jemand, der eine Melone oder einen Mops auf den Knien hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Grassi.

Im hohen Greisenalter starb hier am 7ten v. M. der mit dem Prädikat eines herzoglich gothaschen geheimen Legationsraths versehene, vormalige Professor an der hiesigen Kunstakademie, Joseph Grassi. Der höchste Glanzpunkt seiner Leistungen als Historien- und vorzüglich Porträtmaler fällt in die letzten Jahre des vorigen und die ersten des jetzigen Jahrhunderts. In dieser Periode, wo er die Professur bei der Dresdener Kunstakademie verwaltete, war das Verlangen der vornehmen Welt nach Werken, besonders Porträts, von seiner Hand so groß, daß seine sehr hohen Preise gewöhnlich gerne bewilligt wurden. Eine Zeitlang mag man allerdings das Verdienst seiner Arbeiten überschätzt haben; dafür ist solches aber auch gewiß später, mit noch größerm Unrecht, von Vielen beinahe gänzlich verkannt worden. Obschon die strenge Kritik manche gegründete Ausstellung an seinen meisten Werken zu machen hatte, und namentlich ihre Rüge eines Mangels an Ernst und Gründlichkeit in Grassi's Produktionen wohlverdient seyn mochte, so läßt sich doch seinen Gemälden eine seltene Eleganz und Grazie, ein höchst einnehmender Farbenzauber nicht absprechen. Nur wenige Meister werden ihn darin übertroffen haben. Unter Anderm besaß er einen eigenthümlichen Takt, für das, durch ihn gewöhnlich

den Formen des Ideals angenäherte Porträt diejenige Richtung und Position aufzufinden, in der die darzustellende Person dem Auge des Beschauers am annehmlichsten erschien. Zu diesem Zweck stand ihm auch eine besondere Geschicklichkeit in Benutzung von Licht und Schatten bei. So gewann unter seiner Hand eine Person, die sich, vermöge eines von Natur graufahlen, durch Blattern entstellten Gesichts, zum Abconterfeien in bunten Farben beinahe gar nicht eignete, dadurch, daß er solche in Halbschatten stellte, ein naturgemäßes und doch gar nicht mißfälliges Ansehen. Den schlagendsten Beweis dafür lieferte das eigene Porträt von seiner Hand. Sein Gesicht, ganz in die Kategorie der eben erwähnten gehörig, wurde durch den darüber hingeworfenen Halbschatten Gegenstand eines recht gefälligen Bildes. Die treue Nachbildung dieses und mehrerer Grassischen Gemälde verdankt man dem ausgezeichneten Grabstichel des Professors Steinla. Wenn auch Grassi überhaupt nicht selten gegen die Correctheit der Zeichnung, ohne es zu wollen, verstieß, so geschah es doch auch zuweilen absichtlich darum, weil er hiedurch eine gefälligere Stellung oder eine vollere Wirkung hervorbringen zu können glaubte. Bei dem strengern Kunstpriester kann ihm dies natürlich zu keiner Entschuldigung gereichen, desto freundlichere Aufnahme aber fand ein solches Verfahren bei den von festen Grundsätzen hierin nicht ausgehenden, gewöhnlichen Kunstliebhabern. Aehnliche Vorwürfe wurden auch von Kennern seiner Darstellung des Fleisches gemacht, während die Liebhaber, geblendet von dem reizvollen Schimmer seiner Carnation, diese für das wahrhafteste, köstlichste Fleisch erklärten, und zuweilen sich bis zu der Aeußerung verirrten, daß sie dadurch an die unerreichte Kunst des großen Correggio erinnert würden. Das Blendende seines gemalten Fleisches und der reiche, frische Farbenschmuck seiner Gewande machten auch, daß seine Beiträge zur Ausstellung gemeiniglich die daneben hängenden, oft durch Gehalt jene weit überwiegenden Tableaux anderer Künstler in ein recht nachtheiliges Licht stellten. Mehr als irgend ein gleichzeitiger Dresdener Meister stand daher Grassi, als Künstler, in vorzüglicher Gunst bei den Frauen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß Frauenbildnisse ihm vor allen andern am besten gelangen. Da er schon seit langer Zeit das Malen ganz aufgegeben hatte, auch selten oder nie außer seiner Wohnung erschien, wo er, der Unvermählte, ein höchst einsames Leben führte, zudem von seinen Werken nur wenige in Dresden geblieben sind, mithin beinahe alle Erinnerungen an ihn fehlten, so dachte beinahe kein Mensch mehr an ihn, der übrigens ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Beschluß.)

Kean als Richard III.

Kean gab den Hamlet dreizehnmal in ununterbrochener Folge bei vollen Häusern und mit ungeschmälerten Beifall. Darin lag jedoch keine Bürgschaft für eine gleich gute Darstellung Richards III., der zunächst an die Reihe kam. In Hamlet hatte Kean Geist und die Fähigkeit bewiesen, ruhige, tiefsinnige Selbstbetrachtung wahr und lebenswarm zu zeichnen. Es mußte zweifelhaft seyn, ob auch nur die physische Kraft des jungen Mannes für Charaktere ausreiche, die eben so viel geistige als körperliche Anstrengung und Beides in hohem Grade erfordern. Durch seinen Richard hat Kean alle Zweifel gehoben. Richard war die Glanzrolle seines Vaters, und wie selten es auch vorkommen mag, daß der Sohn des Vaters Talent erbt, hier ist es wirklich der Fall: Kean, der Sohn, ersetzt Kean, den Vater. Das eröffnende Selbstgespräch war voll Ausdruck und Wirkung, ganz besonders der letztere Theil, wo der mißgestaltete Tyrann den Glauben äußert, daß die Hunde ihn anbellen, wenn er vorübergehe. Wie Kean diese Stelle sprach, so spricht concentrirte Bitterkeit, etwas Haß gegen sich selbst, aber bei weitem mehr Haß gegen das ganze Menschengeschlecht. Im Allgemeinen bildete sein zärtliches, demüthiges und bisweilen sarkastisches Werben um Lady Anna einen scharfen und treffenden Contrast mit der kühnen Verwegenheit des triumphirenden Tyrannen im vierten und fünften Akte, und insofern war es gut und richtig. Doch schien mir, daß sein schlauer Spott zu deutlich das Streben nach epigrammatischer Wirkung verrieth. Dagegen scheint es mir unmöglich, das Selbstgespräch im vierten Akte, wo es sich um Ermordung der jungen Prinzen handelt, besser zu geben. Richard wird eine Minute lang — nicht länger — vom Gewissen gezwickt, dann erliegen diese Vorwürfe den übermächtigeren Gefühlen eines maßlosen Ehrgeizes, und jene augenblickliche Reue und die darauf folgende Unerschrockenheit des Usurpators malte Kean mit unübertreffbarer Kraft und Wahrheit. Nicht minder treu und stark zeigte er sich in der geschäftigen Durcheinanderscene am Schlusse des vierten Aktes, wo Richard bald gute, bald schlechte Kunde empfängt, wo er stottert bei dem Gedanken an Lord Stanley's Abfall und jauchzt über Buckinghams und seines rasch geworbenen Volkes Niederlage. Auch die Zeltscene im letzten Akte verdient lobende Erwähnung. Anstatt auf den Knien umher zu rutschen, wenn Richard, aufgeschreckt von den Geistern seiner Ermordeten, von seinem Lager wegstürzt, taumelte Kean und sank dann zu Boden, sich krümmend unter der Folter seines Gewissens. Das ist so naturgemäß, daß es zu den Bühnenunbegreiflichkeiten gehört, wie jene Gewohnheit sich bisher in England hat behaupten können, und Keans Neuerung war durch ihre Naturwahrheit außerordentlich wirksam. Im Ganzen also hatte Kean seinen Richard studirt und verstanden, und will er künftig seine Pausen abkürzen, den Zuschauer dadurch von der Angst befreien, daß er seine Rolle vergessen habe, und die Sylben, die frisch und lebendig von der Lippe fallen sollen, minder bedächtig abzählen und zumessen, so — doch Kean, der deutschen Sprache unkundig, liest ja diese Blätter nicht. Der Applaus der Versammlung bedeutet für ihn nicht viel; aber sehr viel bedeutet, daß Ihre Majestät die Königin sein Spiel mit ihrer Gegenwart beehrte. In einer sogenannten ersten Nacht geschieht das fast nie; daß es diesmal geschah, war unstreitig Folge der Zufriedenheit, mit welcher die Königin Kean als Hamlet gesehen, und Bunn, der Unternehmer von Drurylane, bückte sich zum Taschenmesser zusammen und rieb sich die Hände wund, als die Königin vor ihrem Weggange ihn in Person befehligte, Herrn Kean den Ausdruck ihres Beifalls zu überbringen. Es leidet nun keinen Zweifel, Keans Glück ist gemacht und Bunn muß ein reicher Mann werden. Alle Fashionables drängen nach Drurylane, und der Adel, der bisher um keinen Preis eine Loge dort hätte haben mögen — es war ja so höchst gemein — zahlt jetzt jeden Preis, um eine zu bekommen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. März 1838.

Whither were you a-going? —
To the cardinal's;
— there will be
The beauty of this kingdom, I'll assure you.
Shakespeare.

Die Beſuche bei den neuen Cardinälen.

Am Morgen des 12ten Februar fand im Vatican, in einem gewöhnlichen geheimen Conſiſtorio, die Ernennung von ſechs Cardinälen ſtatt. Sechs Cardinäle auf einmal! Freilich, im jüngſtvergangenen Jahre hatte der Tod unbarmherzig in ihren Reihen geſchaltet, und wenn man bei irgend einem feierlichen Umzuge in der Siſtina oder der Peterskirche dieſe vielen hinfälligen Greiſe ſieht, manche unter ihnen Greiſe vor der Zeit, denen die Laſt ihres faltenreichen Anzugs oder ihrer brocatnen Prieſtergewänder nicht ſelten zu drückend zu ſeyn ſcheint, ſo begreift man, wie Verſtärkung Noth thut. Alſo ſechs Cardinäle auf einmal, und Alle noch in rüſtigem Alter. Vor den Wohnungen der neuen Eminenzen waren ſchon ein paar Tage vorher Gerüſte für die Muſik aufgerichtet, Vorkehrungen für die Illumination getroffen worden. Ich habe neulich der römiſchen Illumination (die von St. Peter natürlich ausgenommen) ein ſchlechtes Compliment gemacht (ſ. Nr. 55): es thut mir leid, meine Worte diesmal nicht zurücknehmen zu können, denn wenn auch etwas mehr Lichter brannten, ſo ſtand's mit den Formen doch nicht beſſer. Säulen und Laubgewinde und große Opfergefäße ſchienen am beliebteſten zu ſeyn. — Es iſt bekanntlich Sitte, daß Adel und Prälatur, ſo wie das diplomatiſche Corps, und was unter den Fremden irgend Uniform trägt (die Engländer haben daran niemals Mangel), oder ſich in einem ſogenannten habit habillé ſehen zu laſſen Luſt hat, den Eminenzen eine visite de cérémonie abſtattet. Iſt die Zahl der abzuſtattenden Beſuche ſo groß, wie ſie diesmal war, ſo iſt's eine Corvée, denn Rom iſt eben nicht klein und man hat es in mancher Richtung zu durchſchneiden. Glücklicherweiſe war der Abend hell nach einem trüben Tage. Mit trüben Tagen ſind wir auf eine Weiſe geſegnet, daß auch der beherzteſte Spaziergänger am Ende den Muth verliert und ſich damit begnügt, auf dem Monte Pincio einige Male auf und ab zu traben. It never rains but it pours.

Beim Anbruche der Nacht brannten alle Lampen, und an fünf Orten (zwei der Neugewählten empfingen in Gemeinſchaft) erſcholl Muſik. Fünf Muſikchöre konnte Rom nicht aufbringen: dicht bei meiner Wohnung, vor der Propaganda, vernahm ich die oftgehörten Melodien und den wohlbekannten Vortrag des Frascataner Künſtlervereins, der ſich, zu meiner Freude, à la hauteur du siècle hält. Denn vor Allen ward Bellini in Contribution geſetzt, und das Duo aus der Norma: In mia man' alfin tu sei, wurde melancholiſch abgeblaſen. Um ſieben war's Zeit, aufzubrechen, denn die Cardinäle empfangen in der Prima sera, und da deren mehrere waren und

ein Ball bei Torlonia stattfinden sollte, so durfte man die Runde nicht zu spät beginnen.

Zuerst also ging's zum bisherigen Governatore, Cardinal Ciacchi. Der Pallast des Polizeiministeriums ist zum Empfang geeignet. Von Catharinen von Medici erbaut, als sie noch Prinzessin war, und bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Eigenthum der Großherzoge von Toscana, bewahrt er noch den Namen Palazzo Madama; ohne ein Meisterwerk der Architektur zu seyn, hat er das Tüchtige und Große der Anlage, welches man den Bauten Roms auch aus der Perrückenzeit nicht absprechen kann. Am Thore, und unten wie oben an der Treppe standen Militärwachen, und dann die Schaar von Livreebedienten, die das Geld der römischen Großen und Cardinäle zu verzehren pflegen. An einem solchen Tage muß dann natürlich Alles aufgeboten werden. An der Thüre des ersten Vorzimmers wird der Name des Kommenden hineingerufen und so von Antichambre zu Antichambre, bis ein Abate, der sich neben dem Eminentissimo hält, ihn diesem leise sagt. Die Vorzimmer waren mit Geistlichen und Cavalieri d'onore gefüllt, alle schwarz, die Lezteren mit großen Ketten und Stahldegen. Bei dem Cardinal selbst war große Versammlung. Außer allen denen, die ex officio sich einfanden, strömte die Masse der Uebrigen herbei. Seine bisherige Stelle als Governatore von Rom ist eine derjenigen, in welcher ein Prälat Gelegenheit hat, sich allgemein bekannt zu machen, wäre es auch nur, weil er bei der Eröffnung des großen Operntheaters am Abend nach Weihnachten eine feierliche Apparition in der Loge macht und Gefrorenes umherreichen läßt. Monsignor Ciacchi war als liebenswürdiger Gesellschaftsmann bekannt; er gehört nicht dem Priesterstande an, und schon mehrmals hieß es, daß er die Mantelletta und den dreieckigten Hut ablegen wolle. Jezt dürfte er aber nicht leicht zu ersetzen seyn. Die Begrüßung und der Glückwunsch des Eintretenden, und die dankende Antwort sind in den meisten Fällen in einer oder zwei Minuten abgemacht; dann macht man dem Nachfolger Platz und sieht sich nach der anwesenden Gesellschaft um.

Ich kann nun den Anblick, welchen ein Cardinalssalon an einem solchen Empfangstage darbietet, nicht füglicher vergleichen als mit einem Taubenschlag. Es war eine beständige Ebbe und Fluth, ein Ansagen, Eintreten und Weggehen. Cardinäle, Monsignoren, die meist auch einmal rothe Strümpfe zu tragen hoffen, Abaten, welche schon die Scalze pavonazze der Monsignoren lorguettiren, Principi in päbstlicher, neapolitanischer, sardinischer Malteseruniform, der päbstliche Hofstagt der Camerieri di capa e spada in Scharlach, die Diplomatie in ihren goldgestickten Röcken, die vielen Jngleſi, die entweder der Army oder Navy, der Yeomanry oder Militia, oder auch irgend einem Phantasiecorps angehören — Alles treibt sich durcheinander. Doch ich muß die römischen Damen nicht vergessen. Für diese ist's ein Tag des Triumphs.

(Der Beschluß folgt.)

Das Pariser Fuhrwesen.

(Fortsezung.)

Obgleich die Omnibus allen Classen der Gesellschaft ohne Unterschied dienen, so ist doch die innere Physiognomie dieser Wagen je nach den Stadttheilen, welche sie durchkreuzen, verschieden. In den Omnibus, welche die Linie der Boulevards befahren, findet man sich häufig in Gesellschaft eleganter Damen und feiner Weltleute; zwischen dem Faubourg Poissonnière und der Rue Caumartin sieht man mehr als eine zarte, weibliche Gestalt einsteigen; einige davon, und zwar nicht die häßlichsten, verlassen bald wieder den Wagen, indem sie sich mit der etwas romantisch-modernen Redensart an den Conducteur wenden: Vous me descendrez Passage de l'opéra! Wer bis zum Faubourg du Roule mitfährt, hat zulezt lauter ernste Personnagen zu Reisegefährten. Dann macht man die Bemerkung, daß alle Passagiere Handschuhe tragen; man reicht die Scheidemünze, welche der Conducteur herausgibt, mit einem kalten, abgemessenen Gruße weiter. Außer dem Geschäfte des Zahlens herrscht gewöhnlich tiefes Schweigen, welches nur von Zeit zu Zeit der trockene Husten eines dekorirten Greises unterbricht.

Wenn man den Omnibus nimmt, der von der Porte Saint-Martin nach der Deputirtenkammer fährt, so wechselt das Gemälde. Jm Jnnern von Paris sind die Personen gemischt: Geschäftsmänner, Kaufleute, Schriftsteller, Wäscherinnen, Journalisten, Figurantinnen, kleine Beamte; Jedermann prüft und betrachtet seinen Nachbar und sein Gegenüber; man wechselt hie und da einige Worte, macht den Einsteigenden mit einiger Zuvorkommenheit Platz und wirft sich ein freundliches Lächeln zu, wenn man Münze hingibt oder zurückerhält. Die Toiletten sind hier schon minder sorgfältig; in den Manieren offenbart sich größere Nonchalance, und aus den Gesichtern spricht mehr Gutmüthigkeit und Heiterkeit. Man sieht zwar noch Handschuhe, aber sie sind nicht mehr in Majorität vorhanden; auch bemerkt man weniger schöne Damen, als auf den Boulevards. Wenn man aussteigen will, ruft man kurzweg mit lauter, vernehmlicher Stimme

Conducteur! und macht eine Handbewegung dazu, wie wenn man eine Klingelschnur zieht.

Die Tricycles, welche durch die Rue du Bac und den Faubourg Saint-Germain fahren, haben ein eigenes, vornehmes Gepräge. Man begegnet hier Marquisinnen, Grafen und Baronen mit dem heiligen Ludwigsorden im Knopfloch; wohlriechende Handschuhe, Seidenstrümpfe, Spazierstöcke mit goldnem Knopf und gepuderte Haare prädominiren; man trifft noch Leibröcke nach dem Schnitt von 1789; man spricht wispernd und leise, wie in der Fensterbrüstung eines Salons oder im vertraulichen Kreise um den Kamin, und was allerdings auffallend, man spricht hier noch das gute, alte Französisch; die Aussteigenden sagen dem Conducteur: Vous me mettrez à la rue Saint Dominique!

Die Parisiennes verrichten den Dienst nach der Chaussée d'Antin; die combinirten Gerüche von Kölnisch Wasser, Alcibiadesöl, Rosenpommade und eau da Portugal dusten uns hier entgegen; man legt die buttergelben Handschuhe zum Fenster hinaus, so daß der bescheidene Omnibus das Aussehen eines Parfümerieladens der Rue Vivienne bekommt. Der Dandy steigt mit einem eigenen Tick in den Omnibus, wie wenn er dem Conducteur sagen wollte: Ich habe so eben mein Tilbury unter die Remise bringen lassen! Man hört in den Parisiennes ein fashionables Rothwälsch sprechen, wie man es im Café de Paris und bei Tortoni radebrecht; wenn einer von diesen Petitmaitres stillhalten lassen will, so ruft er: Vous me jetterez à la rue de Provence!

Die Favorites, welche auf dem Platz der Ecole de médecine und an der Barrière d'Enfer halten und die Communikation zwischen den Quartieren Saint-Denis, Saint-Martin und Saint-Jacques besorgen, sind meistens mit Studenten und Grisetten angefüllt. Hier herrscht künstlerische Ungezwungenheit und muntere Laune. Man lacht über die geringste Kleinigkeit und ein allgemeines Hurrah empfängt Jeden, dessen Wohlbeleibtheit nur einigermaßen in die Augen fällt. Es ist selten, daß zwei Bekannte hier keine Unterhaltung anknüpfen, wenn sie auch durch fünf oder sechs Plätze von einander getrennt sind. Man flüstert untereinander spitze Epigramme über den Hund, über den Regenschirm, über den Stock oder die Nase eines Passagiers, man bedauert mit einem spöttischen, schadenfrohen Lächeln den Reisenden, welcher bei einem Korrespondancebureau einsteigt und eine doppelte Fahrt bezahlen muß, weil er sein Reisebulletin verloren oder umzuwechseln vergessen hat; und wehe dem unachtsamen Passagier, der anstatt in eine Dame blanche sich in eine Favorite gesezt hat und demnach anstatt an der Barrière de la Villette bei den Bädern von Tivoli anlangt. Man macht sich hier über Alles lustig, ausgenommen wenn eine Dame einsteigt. Der französische Student ist ganz besonders zuvorkommend und höflich gegen das schöne Geschlecht; er wird nie zugeben, daß eine Dame der Versammlung präsidirt, d. h. auf das Armesünderbänkchen im Hintergrunde zu sitzen kommt. Wenn eine von den etwas weit hinten sitzenden Damen aussteigen will, so braucht sie kaum durch die leiseste Bewegung ihren Wunsch zu verrathen; jeder Cavalier beeilt sich, dem zuweilen unaufmerksamen Conducteur das fatale Arrêtez! zuzurufen und der schönen Reisenden dienstwillig zu seyn, welche sofort zu beiden Seiten ein Geländer von Armen improvisiren sieht, woran sie ohne Fehltritt bis zum Conducteur kommt, der sie mit derselben Delikatesse und Galanterie auf das Pflaster sezt. Handschuhe sind hier in bedeutender Minorität.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Fortsetzung.)

Grassi. Theater.

Grassi's gänzlicher Unthätigkeit als Künstler ging die Zeit vom Jahr 1816 bis 1821 voraus, die er in Rom als Studiendirektor der jungen sächsischen Künstler zubrachte. Er führte dort ein ziemlich unbehagliches Leben, einerseits darum, weil seine durch einen ernstern, bessern Geist im Allgemeinen verdrängten minder soliden Kunstansichten die an seine Lehren gewiesenen jungen Leute von ihm entfernten, andernseits, weil ein durch ihn gefertigtes Oelgemälde, den Apostel Petrus darstellend, wie er Pabst Pius VII. bei dessen Rückkehr nach Rom die Schlüssel zurückgibt, ein Werk, durch welches sich Grassi einen ihn lange überdauernden Ruhm zu gründen gedacht hatte, keineswegs ansprechen wollte. Grassi hatte dieses Gemälde in Auftrag des Herzogs von Gotha zu einem Geschenk für den Pabst gemalt. Das Bild machte aber durch die Art der Auffassung des Gegenstandes einen übeln Eindruck auf den Clerus, welcher in dieser einen Widerspruch mit den kirchlichen Dogmen zu erblicken glaubte. Grassi soll auch nach seiner Rückkehr hieher eine fortdauernde Abneigung gegen Rom nicht haben unterdrücken können. Jedenfalls dürfte sein Name in der Kunstgeschichte nicht zu übergehen seyn. Abgesehen von seinem nicht zu verkennenden glänzenden Künstlertalent, braucht man nur von den Schülern, welche ihm ihre erste Leitung verdanken, den verewigten Professor Heinrich Näke und den noch hier lebenden Professor Moritz Retzsch zu nennen, um ihm einen gebührenden Platz in ihr zu reklamiren. Obschon leztere zwei geniale Künstler allerdings später seinen Lehrsätzen, wenigstens so viel sich aus ihren Tableaux beurtheilen läßt, großentheils die Huldigung versagten, schimmert doch noch immer aus ihren Werken die Spur von Grassi's Farbenton und von jener Eleganz hervor, welche den Hauptschmuck der Kunstprodukte dieses Meisters ausmachten. Auch in der schönen Literatur haben Grassi's

künstlerische Ideen und deren Ausführung eine ziemliche Zeit ungemeinen Anklang gefunden. Lange ehe der verstorbene, hauptsächlich in komischen Situationen und Charakteren, trotz dem Manierirten seiner Produktionen, schätzenswerthe Ramberg beinahe alle deutschen Taschenbücher mit Zeichnungen versah, war es Grassi, bei dem der Buchhandel um gleiche Unterstützung sollicitirte. Die Grassischen Zeichnungen wurden damals, mit Ausnahme der oft sehr geistvollen von Chodowiecki, dem man im Komischen sogar den Vorrang vor Grassi zuerkennen mußte, vor allen Entwürfen anderer Künstler gesucht und honorirt. So hat denn auch Grassi während seines Aufenthalts in Wien die vorzüglichsten Zeichnungen zu der Ausgabe deutscher Dichter gefertigt, die der dortige Nachdrucker Schrämbl mit einer, zumal bei einem Nachdrucke, damals noch beinahe unerhörten Pracht veranstaltete. Mit Grassi war es ungefähr gegangen, wie mit dem Abbé Sieyes. Als dieser mächtig wirkende Revolutionstheoretiker im Jahr 1836 zu Paris feierlich begraben wurde, hatte das Publikum schon vergessen, daß er jemals am Leben gewesen.

Aus dieser Vergeßlichkeit des Publikums schien neulich hier eine Comödie, das „Kamäleon" genannt, Nutzen ziehen zu wollen. Emporgetaumelt von einem langen Schlafe in dem bestaubtesten Theile des Theaterarchivs, verkündete sie vom Anschlagzettel aus, daß sie zum ersten Male auf hiesiger Bühne erscheinen werde. Aber die alten Stammgäste, welche so leicht bei keinem Theater aussterben und dem Parterre die Stücke zu besserm Genusse mit ihrem kritischen Messer im Voraus klein zu schneiden pflegen, haben ein ganz unverwüstliches Bühnengedächtniß. Sie wischten auf der Stelle der alten Kokette den usurpirten Reiz der Neuheit durch die Bemerkung vom Angesichte, daß dieselbe Comödie auf derselben Bühne schon vor länger als dreißig Jahren nur sparsamen Beifall gefunden, daher ihr denn die Spekulation ebenfalls nur wenig zu statten kam. Uebrigens war es vielleicht nicht einmal eine Spekulation, es beruhte wohl gar die ganze Mystification mit der Neuheit nur auf einem Druckfehler. Bei der gegenwärtigen zum Theil ungemein starken Ueberführung des deutschen Marktes mit diesem, dem Denkmale des mit Recht hochgefeierten Gutenberg gegenüber sich besonders schimpflich darstellenden Artikel, kann man in dubio immer den Fall eines Druckfehlers annehmen. Wirklich neu dagegen, wenigstens für das hiesige Theater, war: „Lorbeerbaum und Bettelstab, oder drei Winter eines deutschen Dichters." Schauspiel in drei Akten von Carl von Holtei, nebst dem dazu gehörigen Nachspiel in einem Akt: „Bettelstab und Lorbeerbaum, oder zwanzig Jahre nach dem Tode." Vom Inhalt zuvor gar nicht Unterrichtete waren gefaßt darauf, der alten, beliebten Lamentation, daß der Staat seine Dichter verhungern lasse, abermals ihr Ohr leihen zu müssen. In jetziger Zeit wäre dies wirklich ganz hors de saison gewesen. Der Staat ist neuerlich immer mehr zu einer sinnvollen, regelmäßigen Maschine für Ordnung und Nützlichkeit geworden; aber selbst der ordentlichste, regelrechteste Dichter liegt ganz außer dem Kreise dieser Ordnung, und seine Nützlichkeit ist auch keineswegs so prompt und direkt, als der Staat sie verlangen muß, um auf dergleichen zu reflektiren. Der Schauspielfreund kam jedoch besser weg, als er besorgt hatte. Den Dichter im Holtei'schen Stücke mochte es freilich verdrießen, daß von Staatswegen kein Zaubertisch für ihn hingestellt war, dem er nur zurufen durfte: Tischlein, decke dich! um sich nebst Frau und Kind nach allen Forderungen eines geschmackvollen Gaumens reell bedient zu sehen. Er hätte wohl gar der Staatsmaschine zugemuthet, den Dichtern die Vielweiberei freundlichst nachzulassen. Mit Recht zeigt sich übrigens der Verfasser dergleichen Zumuthungen fremd. Er hat diesen, seiner Einbildungskraft und Einbildung ganz einseitig hingegebenen Poeten mit erschütternder Wahrheit dargestellt. Aus dem zum Ersatz für seine gescheiterten irdischen Hoffnungen auf theatralische und andere Erfolge von einem theilnehmenden jungen Fräulein ihm geschenkten Lorbeerbaume, den er vertrocknen läßt, sobald er (welchem inzwischen die Gattin vor Gram, zum Theil über des Gatten Leidenschaft für das Fräulein, gestorben) vernimmt, daß lezteres die Braut seines großmüthigen Freundes Eduard ist, schneidet er sich einen ordinären Bettelstab und läuft wahnsinnig in die weite Welt. Zwanzig Jahre später trifft er, von Niemand erkannt, als verrückter Bettler mit dem inzwischen vom Assessor zum Präsidenten avancirten Eduard, dessen Gemahlin und seinem, ihm selbst unbekannten Sohne an Einem Orte zusammen. Dort geräth ihm unter Anderm eine gedruckte Sammlung seiner Gedichte in die Hand, für die er früher keinen Verleger finden konnte. Jezt werden sie als die höchsten Kunstwerke verehrt und der Verfasser, den man für untergegangen achtet, für einen gewaltigen Poeten anerkannt, was vormals sein heißestes Streben gewesen, ihm aber niemals gelingen wollen. Dazu hört er auch in einem öffentlichen Garten aus den Saiten und von den Lippen herumziehender Musiker mehrere seiner Volkslieder tönen. Der Bettler stimmt im Beisein seines, ihm noch immer unbekannten Sohnes und Eduards, nebst Gemahlin, voll Begeisterung in die Gesänge ein, wodurch die wechselseitige Erkennungsscene sich recht glücklich vorbereitet. Aber die Gewalt des Entzückens ist für des Bettlers verarmte Brust zu mächtig: er stirbt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 51.
Hopfen und Gerste. Malz. Bier.

Logogriph.

seeking the bubble —
even in the canon's mouth.
Shakespeare.

1. 2. 5. m.
1. 2. 3. 6.

Zwei Genien sind es, die der Mensch sich sucht,
Der eine vor dem andern auf der Flucht;
Der eine männlich von Geschlecht und Muth,
Der andre weiblich und für Schwache gut.

Ein ganz Geschlecht von Wesen führet sie
Zu ihres Lebens Ziele sonder Müh',
Und bettet auch dem Menschen immer weich,
Der sie zu finden weiß, und macht ihn reich.

Er aber sucht selbst in des Mörsers Mund
Sein höchst gefährlich Ziel im furchtbarn Bund
Mit Allem, was ihr feindlich widersteht,
Was über Stock und Stein und Stürze geht.

Sie fast verachtet, angebetet er,
Und beide doch zu finden ziemlich schwer,
Und beide doch, sogar zugleich, begehrt,
Und Einem sie, dem Andern er zu werth.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. März 1838.

Adspice, quid faciant commercia! —
Hic fiunt homines.

Juvenal.

Das Pariser Fuhrwesen.

(Beschluß.)

Wenn man in die Dame blanche zwischen dem Faubourg Saint-Jacques und der Villette steigt, hat man Frachtfuhrleute, Ammen, Mehlträger, Weinwirthe, Künstler und die sogenannten Maraichers, die Gemüsehändler der Banlieue, zu Reisegefährten. Außerdem besteht die Gesellschaft noch aus einem Dutzend Paketen, Körben und Wirthschaftsprovisionen. Da placirt sich Jeder so gut es eben gehen will: bisweilen kommt es vor, daß Einer sich auf den Schoß des Andern sezt, ohne um Erlaubniß zu fragen, noch um Entschuldigung zu bitten. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß man hier von Handschuhen keine Spur mehr antrifft. Man spricht ein Französisch, das nicht immer von der Grammatik und dem Wörterbuch der Akademie gebilligt wird; nicht sehr correkt ist die hier übliche Formel, welche man dem Conducteur zuruft: Vous m'arrêterez rue Mauhuée!

Außer diesen gesellschaftlichen Abschattungen theilt sich das Omnibuspublikum noch in folgende vier Kategorien: Auserwählte heißen diejenigen, welche längs den Wänden sitzen; Präsident oder Penitent ist der Supernumerarius, welcher das schmale Bänkchen im Hintergrunde occupirt und mit Ungeduld auf die erste Gelegenheit wartet, seinen Platz auszutauschen; Postulanten nennt man diejenigen Individuen, welche, wenn der Wagen vollzählig ist, so lange den Tritt mit dem Conducteur theilen, bis Jemand aussteigt; Solliziantanten endlich heißen diejenigen, welche wie Haifische neben dem Omnibus herrennen und den Conducteur verschlingen möchten, wenn er ihnen bei gießendem Platzregen antwortet: pas de place, complet!

Im Durchschnitt benehmen sich alle Mitfahrenden schicklich und anständig; man reicht den Gratis, ein Annoncenjournal, herum, und Jeder beeifert sich, die Zahlung seines entfernten Reisegefährten dem Conducteur einzuhändigen oder die herausgegebene Scheidemünze ihrem Besitzer zuzustellen. Nur wenn der Omnibus vor einem Korrespondancebureau anhält, hat es mit der Urbanität ein Ende. Da gilt es, wer am ersten aussteigen und sein Büllletin gegen die Nummer austauschen wird, die ihm das Recht gibt, in den ersten Wagen zu steigen, der nach der gewünschten Richtung fährt. Das unmittelbare Unterkommen hängt von der Schnelligkeit ab, und wer sich eine Minute zu spät meldet, muß vielleicht den zweiten, dritten Wagen abwarten. Bei diesen Gelegenheiten geht es etwas stürmisch zu; man stößt und drängt und drückt sich; der arme Aufseher wird

von allen Seiten angefallen. Die Höflichkeit tritt in den Hintergrund und den Vordergrund füllt die Selbstsucht in ihrer ganzen Häßlichkeit.

Im Allgemeinen betrachtet, ist ein Omnibus das ergötzlichste Panorama von der Welt. Außer den Kaffeehäusern und Kirchhöfen ist es der einzige Ort auf Erden, wo alle Menschen vollkommen gleich sind, d. h. alle Menschen, welche sechs Sous im Vermögen haben. Eine Omnibusfahrt hat endlich eine tief philosophische Bedeutung: sie gleicht dem menschlichen Leben. Wie Omnibuspassagiere kommen wir hienieden an, Niemand weiß, woher, nehmen neben einander Platz und machen vorübergehende Bekanntschaft mit Leuten, welche derselbe Reisezweck mit uns zusammenführt. Wenn sie unterwegs aussteigen, erlöscht ihr Andenken gar bald in unserm Gedächtniß, weil andere Reisende ihre Stellen besetzen. Im Omnibus, wie in der ganzen Welt, treten wir uns gegenseitig auf die Füße, weil die Reihen überall gedrängt voll sind und Jeder seinen eigenen Weg zu machen sucht, ohne an seinen Nebenmann zu denken; der Schlüssel zu jedem Mißbehagen ist hier wie dort das menschliche „Steh' auf und laß mich sitzen!“ Wenn endlich der Omnibus an dem bestimmten unvermeidlichen Zielpunkte, an der lezten Station angelangt ist, zerstreuen sich alle Reisenden, von denen Keiner weiß, woher die Einen gekommen und wohin die Andern gehen. Wir empfehlen daher die Pariser Omnibus den Sittenmalern, Romanschreibern, dramatischen Dichtern, Moralisten und allen zartgestimmten melancholischen Seelen. Diese Wagen bezeichnen mehr als alles andere die stets weiter um sich greifende Gleichheit; bei der großen Vorliebe der Pariser für gemeinschaftliches Leid und Leben steht zu erwarten, daß sie nach Verlauf eines Jahrzehnts ihre ganze Existenz im Omnibus zubringen.

Was die Omnibusrestaurans betrifft, welche seit fünf Jahren durch den Mund des Vicomte de Botherel versprechen, uns Cotelettes in's Haus zu liefern und ganz Paris mit Fricandeaux à l'oseille zu überschwemmen, so haben sie sich noch nicht entschließen können, ihre Pferde anzuspannen, und sie figuriren hier bloß pour mémoire. Dagegen kündigt eine Actiengesellschaft die nächstens erfolgende Verwirklichung der Parapluieomnibus an, so daß wir also bei plötzlich eintretendem Regenwetter für drei Sous in jeder Straße einen eleganten Regenschirm finden, welchen wir am nächsten Tage entweder beim Aufseher des Bureau's in unserer Straße, oder beim Portier unseres Hotels abgeben, wo er dann abgeholt wird. Victor Hugo und Alexander Dumas, heißt es, wollen ein Théâtre omnibus gründen, worin man alle Genres spielen soll. Wenn erst die Eisenbahnen allgemein sind, wird man auch ohne Zweifel Postchaiseomnibus erfinden und die ganze Oberfläche unserer Erdkugel in Stationen zu sechs Sous abtheilen; dann wird die Menschheit in den Urstand der Natur zurückkehren und ein glückseliges Nomadenleben führen, wie die ersten Völker des goldenen Zeitalters, von denen die Geschichte uns nur dunkle Kunde gibt. Das war vielleicht auch der Gedanke Blaise Pascals, des unsterblichen Erfinders der Omnibus.

E. E.

Die Besuche bei den neuen Cardinälen.

(Beschluß.)

Rom hat keinen Hof, und die Principesse, Duchesse, Marchese (denn die römische Contessa ist in den meisten Fällen schon ein sehr untergeordnetes Wesen, da der Orden vom goldnen Sporn dem Manne den Grafentitel gibt, und manche Narrheit genug besitzen, ihn trotz des Ridicüles, den die öffentliche Meinung daran geheftet, zu tragen) können eigentlich nur im Auslande die Wonne haben, Schleppkleider zu tragen. Selbst ihren reichsten Schmuck nehmen sie nicht oft hervor, denn meist sind sie in Betreff des Rangs zu eifersüchtig, um selbst bei den Botschaftern oder bei der Fürstin Borghese, welche unter den römischen Damen das erste Haus macht, en grande tenue zu erscheinen. Die Cardinalsbesuche kommen ihnen nun wenigstens in lezterer Beziehung zu Hülfe. Alles, was sie von Diamanten und Perlen haben, wird hervorgesucht, und ich muß gestehen, daß die Proben des Reichthums alter wie neuerer römischer Familien, die ich im Haar, am Halse und an den Armen mancher Damen gesehen, geeignet waren, einen nicht geringen Respekt vor ihrem Besitz einzuflößen. Indeß geht's mit den Diamanten oft wie mit den Bildergalerien — sie sind ein Fideicommiß, wovon der jedesmalige Besitzer nur den Nießbrauch hat, das er aber seinen Nachkommen ungeschmälert hinterlassen muß. So mögen denn oft diese todten Kapitale nicht ganz geradezu beweisen, daß der, bei welchem wir sie sehen, ein reicher Mann ist. — Es blizte und flimmerte von allen Seiten: ich sah Damen, die ein volles Feuer- und Strahlenmeer in ihren Locken trugen. Ich will nicht behaupten, daß sie auch bei andern Gelegenheiten die Blicke so sehr auf sich gezogen haben würden, denn nicht allemal waren es die jüngsten oder schönsten.

Wenn ich einem jeden Besuch acht oder zehn Minuten einräume, so ist's über und über genug und zu viel. An eigentliche Conversation war natürlich nicht zu denken. Vom Palazzo Madama gings nach dem Palazzo Falconieri, einem Bau des Borromini in der Via Giulia, einem Stadttheil, den man jezt als sehr abgelegen betrachten muß, der aber im sechzehnten Jahrhundert der

fashionabelste von Rom war. Kunstliebhabern ist er besonders bekannt, weil im zweiten Geschoß die reiche Gemäldesammlung des Cardinal Fesch aufgestellt ist, der hier wohnt. Zugleich mit dem Cardinal Falconieri, dessen Bruder der Besitzer des Hauses ist, empfing hier Cardinal Mezzofanti: der erstere, Erzbischof von Ravenna, ein noch jugendlicher, großer und schöner Mann und voll Anstand; der andere, einer der bekanntesten Männer Roms und ganz Italiens, der sich nicht beklagen kann, daß sein Verdienst oder vielmehr sein Talent nicht anerkannt und belohnt worden sey, schon grauköpfig (er ist geboren zu Bologna 1774), klein, beweglich, ohne große Würde, aber gutmüthig und nach allen Seiten hin bald in dieser, bald in jener Mundart dankend und sich unterhaltend, gerade wie er es auf der vaticanischen Bibliothek, deren Präfekt er war, zu thun pflegte, wenn Fremde von allen Nationen Europas ihn in ihrer Sprache oder gar in ihrem Dialekt reden hören wollten. — Der dritte Besuch galt dem bisherigen Kriegsminister, Ugolini, der für jezt noch ausnahmsweise diese Stelle verwaltet; auch er verhältnißmäßig noch jung, wenn gleich bereits Dekan der Chierici di camera, in Gesellschaften viel und gerne gesehen, und wie sein Kollege Ciacchi, nicht Priester.

Bei diesen vier Eminenzen machten auch, wie oben bemerkt, die Damen Besuche, und folglich irgend eine der römischen Damen, die in der Gesellschaft eine Stellung hat und eine Rolle spielt, die Honneurs. Anders war's bei den beiden noch übrigen. Der Bischof von Orvieto, Orioli, aus dem Orden der Minori Conventuali, empfing im Apostellkloster, neben dem Pallast Colonna, und wer bei diesem immerwährenden Ein- und Aussteigen an einem kalten Abend und dem unaufhörlichen Temperaturwechsel zwischen heißen, mit Menschen gefüllten Zimmern und eisigen Corridors und Treppen, noch keinen Schnupfen sich geholt hatte, konnte ihn in den langen Gängen dieses Convents ganz bequem erwischen. Der Cardinal Orioli war früher Padre maestro del sacro palazzo und oberster Büchercensor, bis er zu diesem einträglichen Bischofsitz befördert ward, den er auch ferner behalten wird. Er trug seine graue Amtskleidung: ein untersezter Mann, mit einem runden, klugen Gesicht und klinzelnden Augen. Nun blieb nur noch einer übrig, und gewiß in der gelehrten Welt nicht der unberühmteste, Angelo Mai, der ehemalige Präfekt der Vaticana, zulezt Secretär des Collegiums der Propaganda, der Auffinder der Bücher Ciceros von der Republik und vieler andern Schätze der alten Literatur, und in dem an Hellenisten nicht reichen Italien auch in dieser Rücksicht bemerkenswerth. Mai scheint älter als er ist (er wurde geboren zu Schilpario in Bergamaskirchen 1782), aber er ist rüstig; sein Gesichtsausdruck hat etwas Strenges. Seine ganze Richtung und Lebensweise sind die eines Gelehrten, und nur durch seine bedeutenden Erfolge in dieser Hinsicht hat er seine Carrière gemacht. Er empfing in dem schönen Lokal der Propaganda, welches Bernini für Urban VIII. baute, der ihm seinen Namen beilegte und dessen Barberinische Bienen nicht bloß im Wappen zu sehen, sondern überall als hors d'oeuvre angebracht sind. — Daß es Lob- und Preisgedichte bei den neuen Wahlen regnete, ist natürlich. Dem Cardinal Mai gratulirte u. A. ein Maronit in hebräischer, chaldäischer, arabischer, persischer, türkischer und syrischer Sprache.

Den ganzen Abend währte die Musik und das Rollen der Wagen. Als es nach neun mit den Besuchen zu Ende war, strömte Alles, was noch Muth und Kraft musterte, zu dem Torloniaschen Ball, der im Borgo, jenseits der Tiber, stattfand. Manchem erging's wie mir, von der File der unzähligen Wagen schon diesseits der Engelsbrücke aufgehalten, erst um eilf anzukommen und Menschen und Hitze die Hülle und Fülle zu finden. Was man bei den Eminenzen zerstreut gesehen, fand sich hier vereinigt, und mit einigen Straußschen Tönen vermengt, konnte man hier zu Walzern und Quadrillen dieselben Bellinischen und Donizettischen Melodien vernehmen, mit denen vorher die frommen Kirchenfürsten bewillkommt worden waren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Bälle.

Vielfältiger und von längerer Dauer, als die kürzlich besprochenen Winterbelustigungen im Freien, sind die Unterhaltungen, welche Zimmer und Salon während der Wintermonate darbieten. Ununterbrochen folgen hier Bälle auf Bälle, Redouten, Gesellschaften, Soiréen u. s. w.; des Theaters und der von vierzehn zu vierzehn Tagen stattfindenden Sitzungen im Museum nicht einmal zu gedenken. Man kann wöchentlich zwei Privatbälle rechnen, welche die hier residirenden Gesandten und die hiesigen reicheren Häuser geben; hiezu kommen ungefähr vier Casinobälle, dann die Bälle der verschiedenen Collegen: der Harmonie, des Braunfelses, der Einigkeit, und endlich die von allen Ständen besuchten Militärbälle. Leztere zerfallen wiederum in den Weißbusch-, Pompier- und Jägerball, und das Militär ist hier Niemand anders als unsere guten Mitbürger, welche bei dieser Gelegenheit ihren Stadtwehrrock anziehen. Uebrigens gehören diese Bälle zu den glänzenden und besuchtesten, und sind die einzigen, wo alle Stände ohne Unterschied Theil nehmen können und auch wirklich Theil nehmen. Für die Bürgermeister, welche jedesmal eingeladen werden, ist eine Art von Thron angebracht, der mit Scharlach überzogen und prächtig dekorirt ist. Außerdem ist der Saal gewöhnlich mit Fahnen, Waffen und Armaturen geschmückt. Die eintretenden Bürgermeister empfängt ein dreimaliger Tusch, und plözlich ist der Saal, wie wenn die Sonne hinter Gewölk hervortritt, in lichte Tageshelle versezt, was durch eine Einrichtung an der Gasbeleuchtung bewirkt wird. Auf dem Pompierball waren sogar, ununterbrochen wechselnd, zwei Orchester thätig; das eine bestand aus Streich-, das andere aus Blasinstrumenten. Man glaube indessen nicht,

daß hiebei die Tanzenden ein Uebriges zu thun hatten: sie mußten nur sehr lange in den Reihen stehen, und wenn endlich das Tanzen an einen kam, so war nur eine sehr kurze Strecke des Saals zu durchwalzen; die Masse der Tanzenden war zu groß. Die Lösch- oder Feuergaloppade, bei welcher das Feuerhorn ruft und all das Getöse eines Feuerlärms losbricht, war kein unpassender Tanz für einen Ball, welchen die Löschanstalt gab; aber die Vorstellung dabei auf dem Orchester, die dunkelrothe Gluth und das brennende Haus, hätten immerhin, der Galoppade unbeschadet, wegbleiben mögen. Auf den Privatbällen sind die unermüdlichsten Tänzer unstreitig die sogenannten Tanzbären oder Tanzknechte. Es sind dies junge Leute, die, zählte man nicht auf ihre Füße, nicht eingeladen würden. Sie sind bloß des Tanzes wegen da, und thun ihre Schuldigkeit, indem sie tanzen. Außer ihnen sind nur noch die jüngsten Männer fleißige Tänzer. Wenn indessen die Uebrigen auch wenig tanzen und bloß müßige Zuschauer abgeben, so ist doch bei der bedeutend größern Anzahl der Männer und der beständigen Aufmerksamkeit des Hausherrn dafür gesorgt, daß die Damen nie sitzen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Theater. Monument des Königs. Winter. Metrologe.

Schwerlich würde denn seit dem ersten Male bald wiederholten Stücke, ungeachtet vieler recht glücklichen Situationen, eine so freundliche Aufnahme widerfahren seyn, wäre die Hauptrolle nicht mit einer Wahrheit und künstlerischen Kraft gespielt worden, wie sich dessen wohl wenig andere Bühnen zu erfreuen haben. Emil Devrient hatte den Geist des vom Dichter gezeichneten Charakters bis in dessen geheimste Tiefen verfolgt. Die hohe Vollendung seiner Darstellung warf den bestechendsten Glanz auf ein Wesen, das an sich eher abstoßend, als anziehend genannt werden kann. — Eine andere Neuigkeit, aber dies ebenfalls nur für die hiesige Bühne, war Marschners Oper: „der Vampyr," die auch bereits mit Beifall wiederholt wurde. — Gleich einer schalkhaften, schönen Meerfee ist die Hoffnung auf ein ansehnlicheres, geräumigeres und zweckmäßiger eingerichtetes Schauspielhaus in den hiesigen Bühnenfreunden gar oft schon von Neuem aufgetaucht und dann plötzlich wieder verschwunden, sobald man sie festhalten zu können vermeinte. So fertig aber in allen seinen Theilen hat sie das Bild des neuen Hauses und dessen Umgebung noch nie vor unser Auge gestellt, als diesmal. Es soll zwischen den Zwinger und den großen schönen Platz vor dem jetzigen Theater am Elbufer zu stehen kommen. Auch heißt es, das zulezt für den untern Theil des Zwingers bestimmt gewesene Denkmal des verewigten Königs Friedrich August werde nun auf dem eben erwähnten Platze aufgestellt werden. Der Guß der dazu gehörigen Hauptstatue, des königlichen Ebenbildes, wurde vor Kurzem in hiesiger Stückgießerei im Beiseyn unsers jetzigen Königs, des Prinzen Johann und mehrerer dazu Geladenen vorgenommen. Ungeachtet dabei ein Knall, welcher mit einer Senkung der Metallmasse verbunden war, als keine glückliche Weissagung erschien, so sollen doch alle Besorgnisse dieserhalb durch den in der Hauptsache gelungenen Erfolg sich widerlegt finden. — In den lezten sechs Wochen des vorigen Jahrs fühlten wir uns gewaltig unglücklich. Und worüber? Nachdem bekanntlich unsere Weinernte sich diesmal bis in die Hälfte des geldsüchtigen Monats November hinausgedehnt hatte, und erst der Wein und sodann der Essig gelesen war, da wollte noch immer kein Winter kommen. Also wirklich abermals keiner? fragten wir einander. So sollte denn am Ende wohl der Triumph, den vor einigen Jahren ein Berliner Wetterprophet in einer besondern Brochüre über den Winter gefeiert hatte, mehr als ein bloßer blauer Dunst gewesen seyn? Sollte der gottlose Wettermacher sich vielleicht gar der schwarzen Kunst zu Erreichung seines frevelhaften Zweckes bedient haben? Die fortdauernde leibliche Witterung schien das zu bestätigen. Der aschgraue Himmel lag wie der bleiernste Alp auf unserer vor Sehnsucht nach einem ordentlichen weißen Winter beinahe zerspringenden Brust. Doch endlich, da wir die milden, grauen Tage herzlich satt hatten, hatte die Langmuth des Himmels auch unsere Klagen satt, so daß uns in aller Eile ein recht hübsch auf die Dauer gearbeiteter Winter zugefertigt wurde. Er breitete seine ganze schwanenweiße Herrlichkeit vor uns aus. Die Schlitten ließen natürlich nicht auf sich warten. Ganze Caravanen flogen auf ihnen über Land und Abends mit Musikchören und fackeltragenden Vorreitern durch die Hauptstraßen der Stadt. Beim Lichte besehen, halten freilich die jetzigen Schlittenfahrten mit den nur noch in alten Büchern beschriebenen keinen Vergleich aus. Während die vormaligen Freuden dieser Art mit ihren in größter Mannichfaltigkeit aufgestellten Decorationen, im Geleite köstlicher Pracht aller Art, beinahe mehr noch für die Zuschauer, als für die aktiven Theilnehmer berechnet waren, scheinen die jetzigen kaum noch den Mitspielern etwas mehr als ein langweiliges Vergnügen zu seyn, zumal wenn die Fahrt bereits einigemal wiederholt worden. — Das mehrere Jahre ganz unterbliebene Zufrieren des Elbstroms gestaltete sich diesmal zu einer Art von gefälliger Neuigkeit. Dicht unter den Mauern der Brühlschen Terrasse wimmelte es von Schlittschuhläufern; Stuhlschlitten fuhren dazwischen ohne Aufhören. Der Nachmittag war die reichste und glänzendste Periode des beweglichen Schlittschuhlebens, das sich von der Terrasse am besten überschauen ließ. Von dort aus glaubte man in der stark überschneiten Elbe eine etwas unförmliche Schüssel voll Rahm vor sich zu haben, auf welcher so eben ein jovialer Fliegenschwarm seinen gastronomischen Studien mit rühmlichem Wetteifer obliegt. — Einem Leichnam, welcher vor Kurzem feierlichst nach dem unter dem Namen des neuen Kirchhofs bekannten hiesigen Begräbnißplatze geschafft wurde, folgte, außer Deputationen des Stadtraths und der Stadtverordneten und einer großen Anzahl Wagen, eine ungewöhnliche Menge zum Theil sehr angesehener Personen gewiß mit recht dankbaren Gefühlen gegen den Entschlafenen, einen Greis von 78 Jahren. Es war der kaiserlich russische Major Olsufieff, der, nach einem Aufenthalte von 54 Jahren in hiesiger Stadt, Sachsen als sein zweites Vaterland betrachtend, sein ganzes bedeutendes Vermögen (mit Ausnahme einiger für Legate ausgesezten Summen) den hiesigen Armen-, Blinden- und Taubstummenanstalten aussezte. — Wenige Stunden später, als dieser wackere Mann, verschied auch, zu allgemeinem Bedauern, der von Freiberg hier anwesende Oberbergbauptmann v. Herder, ein um die Wissenschaft hochverdienter Mann, der Sohn des berühmten Herder. Die sehr schmerzliche Operation, der Anlaß zu seinem lezten hiesigen längern Aufenthalt, war zwar glücklich gelungen, allein seine Kraft doch nicht ausreichend gewesen. Auf sein Verlangen wurde die Leiche nach Freiberg geführt und in einer Berghalde der dortigen Gegend beerdigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 13. März 1838.

Fließt, fließt die glühende Wang' herab,
Thränen der Wuth!
Sie ſind nicht ſtumm; du vernimmſt, was ſie rauſchen:
Fluch iſt's! Höre ſie, Hela!

Klopſtock.

Marbod und Thumeliko.

Von C. L. Rochholz.

Langſam hatten ſich Ravenna's Mauern
Abgeſchattet und in Nacht gehüllt,
Und ein Jüngling ging mit tiefem Trauern
Von Auguſtus ſtolzem Marmorbild.
Haſtig aber ſperrt von freien Stücken
Nun ein Fremdling ihm die ſchmale Bahn,
Und mit feſten, unerſchrocknen Blicken
Starren ſich die beiden Männer an.

„Freund, was ſuchſt du hier?“ beginnt der Eine,
Und der Andre: „Freund, was fragſt du hier?
Beteſt du vor dem vergötzten Steine,
Vor dem lügneriſchen Triumvir?“
Jene Knechte mögen ſo verfahren,
Spricht der Jüngling, wie ſie Rom erzeugt;
Aber vor den goldenen Cäſaren
Hat kein Freier noch ſein Knie gebeugt!

Und in's Wort fällt ihm der Greis erſchrocken:
„Ein Germane? O geſteh' es mir,
Deine hochhinaufgebundnen Locken
Und dein blaues Auge ſpricht dafür!
Oder haſt du dich, ein Römerjunge,
Bloß mit deutſchem Lockengold geziert?
Aber nein, der Trotz der deutſchen Zunge
Wird als Mode noch nicht ausgeführt!“

Ja, ich bin, verſetzt ihm raſch der Gute,
Dieſem unglückſel'gen Volk verwandt,
Das, trotz dem vergoßnen Heldenblute,
Endlich der Lictoren Beil empfand.
Nicht, daß Eichen wie Gewitter rauſchten,
Nicht, daß Prieſter, auf den Gott geſtützt,
In der Waſſer Wirbel ſahn und lauſchten,
Hat uns vor dem Hochverrath geſchützt.

Als die Käuflichen durch Gold beſtochen
Und die Schwachen durch das Schmeichelwort,
Starb die Freiheit ſchon nach wenig Wochen;
Hermann aber fiel durch Meuchelmord.
Angeſchmiedet an des Wagens Wände,
Ging Thusnelda, ging das ſchönſte Weib
Zum Triumph, und faltete die Hände
Schamhaft über ihrem ſchwangern Leib.

Elend iſt dem Sohn zu Theil geworden,
Und der Mutter unbekannter Tod,
Den gefangnen Fürſten aus dem Norden
Kaum ein kaiſerliches Gnadenbrod.

Und wie heute, haben oft Gedanken
An die Flucht mich ſchnell emporgerafft,
Aber wohlbewahrt ſind alle Schranken,
Und den Armen hält die ſtrengſte Haft.

An die Leier ſoll ich mich gewöhnen,
An die Sprache, die für Lügen gilt,
Und ich möchte Siegeslaute tönen
In den vorgehaltnen Weidenſchild;
Selbſt das lezte Gut von allen Gütern,
Selbſt die Hoffnung hat man mir verdammt —
Und wer kann zum Weibe ſich erniedern,
Der als Mann vom freien Manne ſtammt!

Dieſes Land, geſchmückt mit der Zerſtörung,
Dieſer Thron, erbaut auf Wüſteneï'n,
Dieſes Volk der Argliſt und Empörung,
Können ſie ein deutſches Herz erfreu'n,
Das im klaren Spiegel ſeiner Seen,
Das in ſeiner Wälder alter Pracht
Die Natur als Weichbild angeſehen
Und ſich ſelbſt als ihren Gott gedacht?

„Lieber Jüngling," ſpricht der Alte wieder,
„Deine Trauer, wie gefällt ſie mir!
Gib die Hand, denn wir ſind Leidensbrüder,
Und ein deutſcher Bruder ſteht vor dir!
Sieh, dies Haupt, hier iſt es kahl geworden,
Und dies Haar, hier ward es weiß genug,
Und doch iſt's daſſelbe, das im Norden
Eine reiche Königskrone trug."

„Meine Schiffe ſchwammen, wo der Iſter,
Meine Flotten, wo die Nordſee floß —"
Und wer biſt du? fragt der Jüngling düſter
Und läßt ſchnell die Hand des Alten los.
„Jener Feinde, welche Rom einſt hatte,
Allgewaltigſter; vernimm, mein Sohn:
Herrſcher war ich; aber dieſer glatte
Cäſar lockte liſtig mich vom Thron!"

„Der mit achtzigtauſend Lanzen fechtet
Und das Volk bezwingt am Main und Rhein:
Dieſen ſiehſt du hier geſtürzt, geächtet,
Bis zum Tod ein altes Scheuſal ſeyn —"
Wie? du wärſt der Erſte der Tyrannen,
Jener Erbfeind, welcher uns bedroht? —
„Ja, ich bin der Fürſt der Markomannen,
Der vertriebne König Marobod!"

Fürchterlich biſt du mit uns verfahren,
Schickſal, doch noch nenn' ich dich gelind!
Denn hier irrt er unter den Barbaren,
Das verlorne, undankbare Kind;
Denn hier winſelt er, um den ſich lange
Mein gebeugtes Vaterland gehärmt;
Und hier krümmt ſich noch die alte Schlange,
Die im eignen Buſen wir gewärmt!

Der den Schooß, der liebend ihn getragen,
Und die Bruſt, die er geſogen, ſchlug,
Welcher, taub für mütterliche Klagen,
Seinen Brüdern Ketten übertrug:
Welcher Teufel nannte dir dies Wehe,
Sprich, dies Laſter welches Traumgeſicht?
Aber nein, verſtumme und vergehe,
Deutſches Sprichwort! römiſch Spottgedicht!

O, wie zeigſt du zwitterhaft der Fremde
Hier erfrecht, und dorten ſcheu und laß,
Unter goldverbrämtem Römerhemde
Noch den angebornen Römerhaß;
Ausgeſtoßner Prahler, der nicht würdig
Meiner Ahnen reine Sprache ſpricht,
Fliehe, Sklaven biſt du ebenbürtig,
Weiche, denn mein Schwert entweiht ſich nicht!

Diademe hat dein Stolz geſchmiedet,
Und wir haben doch an dich geglaubt;
Varus hat dann unter uns gewüthet,
Und wir ſchickten dir ſein blutig Haupt.
Aber er, der als ein Römerwerber
Freiheitsraubend in die Marken ſchlich —
Dank, ihr Götter! hier ſteht mein Verderber,
Und er iſt unglücklicher als ich!

Marbod — o daß ich den Namen nannte,
Der vertilgt iſt und mit Grimm verbannt:
Tapfre Bojer triebſt du aus dem Lande,
Söldnern aber räumteſt du das Land;
Hermann focht in jahrelangen Kriegen,
Doch der neue Prinz kam nicht zur Schlacht,
Endlich kommt er, Deutſche zu beſiegen,
Flieht, und ihren Dieb beſchüzt die Nacht.

Mutter, ſchau aus deiner lichten Wolke,
Schau den bleichen, gottverlaßnen Feind!
Vater, ſag' es dem zertretnen Volke,
Daß er hier ohnmächt'ge Thränen weint!
Aber dich, im ew'gen Schimpf verloren,
Mache dies Orakel nimmer froh —
Hör's: Thusnelda heißt, die mich geboren,
Und ich nenne mich Thumeliko!

Fliehen willſt du, du ergrauter Sünder?
Ueberall erwartet dich die Schmach,
Deinen Namen rufen dir die Kinder,
Deine Unthat das Gewiſſen nach;
Sitte wird es, daß man eilig flüchte,
Wo du den verruchten Namen nennſt,
Und in unſrer großen Volksgeſchichte
Schleicht er fort, ein warnendes Geſpenſt.

Ein Mittagsmahl in der hohen Carlsſchule zu Stuttgart.

Bruchſtück des Romans Heinrich Roller, oder vor ſechzig Jahren.*

Heinrich beſann ſich den ganzen nächſten Vormittag, wie es denn mit der geſtrigen und heutigen Einladung eigentlich möchte gemeint geweſen ſeyn. Endlich kam er auf das Reſultat, der Herzog habe geſtern, da die Komödie ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, nicht Zeit finden können, ſich ihm zu widmen; heute, da er die Ehre haben ſollte, mit ihm, oder doch wenigſtens in ſeiner Gegenwart zu ſpeiſen, werde er hervorgezogen, vielleicht gar vor den badiſchen Gäſten einer gnädigen Behandlung gewürdigt werden. Kaum hatte er dieſe Hypotheſe aufgeſtellt, ſo glaubte er auch ſchon mit unerſchütterlicher Feſtigkeit daran. Er ließ das Eſſen auf heute abſagen und begab ſich Punkt zwölf Uhr in die Akademie, wo er ſich den Speiſeſaal zeigen ließ. Durch eine halbdunkle Rotunde trat er ein und ſah ſich in einem großen, hellen Saal, den oben eine Galerie umgab; die allegoriſchen Deckengemälde erinnerten ihn an die Solitude, und er mußte ſich geſtehen, daß das Tübinger Stift ſeinen Alumnen kein ſo vornehmes Refectorium zubereitet habe. Die Tafeln waren gedeckt, und eine lange Reihe von Stühlen, an denen er im Hinuntergehen flüchtig einige Namen las, erwarteten ihre Beſitzer. Er fand an einem Fenſter eine Gruppe von neugierigen Fremden, denen er ſich in Erwartung des Weitern beigeſellte. Gleich darauf trat der Herzog mit dem ihm eigenen raſchen Schritt herein, hinter ihm der Markgraf, die Gräfin Franciſca am Arm; er mochte ſeiner ehemaligen Unterthanin dieſe Ehre nicht ganz gern erweiſen, denn er machte ein etwas ſaures Geſicht.

Ein ſtarkes Geräuſch verkündigte jezt die Ankunft der Akademiſten, welche zur entgegengeſezten Thüre des Saals in ſoldatiſcher Ordnung hereinmarſchirten, von Majors, Hauptleuten und Lieutenants umgeben. Sie ſtellten ſich in vier Gliedern, welche links und rechts zwei Linien formirten, den Tiſchen gegenüber auf, ein Adjutant näherte ſich dem Herzog mit dem Rapport, und jezt nahm dieſer den Markgrafen bei der Hand, oder vielmehr bloß beim Finger, und zog ihn mit ſich an den Reihen der Zöglinge vorüber, wobei er, höchſt charakteriſtiſch, zur Behauptung ſeines Ranges dem Gaſt immer um einen Schritt vorauszubleiben ſuchte. Er ſtellte ihm einzelne Zöglinge vor, welchen dann ein freundliches Wort von dem Markgrafen zu Theil wurde. Bald waren Verdienſte der Eltern, bald Geſchicklichkeit der jungen Leute, bald auch irgend ein Scherz, den der gnädige Stifter vorhatte, die Veranlaſſung zu ſolchen Präſentationen. „Sehen Ew. Liebden,“ wandte er ſich zu ſeinem Gaſt, als er an's Ende der einen Linie, in die Nähe der Zuſchauer, kam, und deutete auf einen Kleinen, mit rundem, naſeweiſem Geſicht, „ſehen Ew. Liebden, das iſt der Muthwilligſte in meinem ganzen Inſtitut.“ — Der Markgraf klopfte dem verlegenen Knaben auf die Schulter und ſagte: „Nur heiter, junger Mann! das ziert die Jugend; aber nicht ausgelaſſen!“ Dann ſchritten ſie an der andern Linie wieder hinauf, das ganze Gefolge der Offiziere, Lehrer und Aufſeher hinter ſich, während Franciſca bei den jüngſten Zöglingen, die zum Theil noch Kinder waren, ſtehen blieb und ihnen allerlei Confect zum Nachtiſch austheilte.

Ein Commandowort zerſtreute die junge Compagnie an die Tiſche, wo ſie a tempo die Stühle rückten und eine Weile ſteif und unbeweglich ſitzen blieben, bis der Herzog an den Chevalierstiſch trat — denn die adeligen Eleven bildeten eine von den Bürgerlichen abgeſonderte Abtheilung, und ſpeiſten an einer eigenen Tafel zu oberſt im Saal — und mit den Worten: „Dinez, Meſſieurs!“ welche mit einer tiefen Verbeugung erwidert wurden, das Zeichen zur Mahlzeit gab. — So weit hatte Heinrich ſich mit einer ruhigen Beobachtung begnügt, bei dieſer Aufforderung aber begann er an ſich zu denken und ſah ſich nach einem Couvert um. Der Herzog hatte doch wohl nicht die Abſicht, ihn unter die Eleven zu ſetzen und mit dieſen ſpeiſen zu laſſen? Aber auch hier war kein leerer Platz zu erblicken; endlich gerieth er auf die Vermuthung, der Herzog werde ſein Diner nachher ebenfalls in der Akademie halten und ihn dazu ziehen, ein Gedanke, welcher ſeinem Stolze tröſtlicher klang, als ſeinem Magen.

Er ſuchte ſeine Augen wieder zu beſchäftigen und muſterte die einzelnen Phyſiognomien der ſpeiſenden Jugend, wozu er, da ihn ſeine Umgebung in die Mitte des Saals gezogen hatte, hinlängliche Gelegenheit fand. Ein lautes Gelächter an den Tiſchen der Jüngſten machte ihn aufmerkſam; die Urſache davon blieb nicht lange

* Die vorliegende Epiſode ſchließt ſich unmittelbar an das in Nr. 52—55 Mitgetheilte an.

verborgen, sie lief von Tisch zu Tisch, und so hörte er bald darauf in seiner Nähe erzählen, der Herzog habe den Kleinen Apfelküchlein vorsetzen lassen, welche sie schnell angebissen, aber noch schneller wieder weggeworfen, weil sie mit Werg und Roßhaar gefüllt gewesen. Alles blickte lachend dorthin; es war lustig anzusehen, wie sie arbeiteten, den Unrath wieder aus dem Munde herauszuspinnen. Eben trug man ihnen neue Schüsseln von diesem Gerichte auf, welche zum Ersatze dienten; sie machten keine Miene, sie abzuweisen, und hieben tapfer ein. Franciska näherte sich ihnen und sprach ihnen zu; der Herzog ging mit dem Markgrafen, immer einen Schritt voraus, im Saale auf und ab und führte ein lebhaftes Gespräch, von dem die Zuschauer, wenn die Fürsten an ihnen vorüberkamen, jedesmal einige Worte erhaschten. „Das muß ich sagen," hörten sie den Markgrafen einmal sprechen, „Ew. Durchlaucht Projekte sind sehr gut gelungen." — „Bis auf eins, Herr Nachbar," versezte der Herzog schnell; „Ew. Liebden wissen ja, was uns Beiden mißlingt." — Der Markgraf wurde feuerroth, und die Zuschauer sahen einander mit verbissenem Lachen an; denn Jedermann wußte, was Karl damit sagen wollte. Der Markgraf von Baden war nämlich einige Jahre früher bei Tafel einmal in die mißmuthigen Worte ausgebrochen: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Würtemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren; aber keinem von uns Beiden gelingt's!" eine Aeußerung, die er bei Karls gutem Gedächtniß nothwendig wieder einmal zu verdauen bekommen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle. Sängerfest. Das Faß auf dem Eis.

Anders ist es auf den Collegs- und Militärbällen, wo die Zahl der Damen oft größer ist als die der Männer. Wie manches Mädchen, das Wochen vorher das Flügelkleid, Blumen, Schleifen, Bänder gemustert und sich auf den Ball gefreut hat, sizt nun hier und — schimmelt: ein fatales Wort, das, bei aller Furcht davor, die Mädchen so gerne im Munde führen. Sehr schlimm für diejenigen, welche dies Loos für den ganzen Abend trifft; aber auch die, welche einige Tänze, ja nur Einen Tanz unengagirt bleiben, sind, nach den strengen Gesetzen der Damen, nicht ganz frei vom Schimmel. Inzwischen ist nach dem Ball die gekränkte Eitelkeit und Alles bald vergessen; man rüstet sich mit neuer Hoffnung auf den nächsten Ball, und in der That, manche Schöne, die vorher nicht gefallen hatte, findet jezt Tänzer und Aufforderungen in Menge. — Obgleich bei uns, in einer dem größern Theile nach protestantischen Stadt, die tolle Wirthschaft der Fastnacht nicht auf die Weise wie in katholischen Städten begangen wird, so sind doch hier die Maskenbälle, seitdem sie vor mehreren Jahren den Damm des Verbots durchbrochen, immer mehr in Aufnahme gekommen. Nachdem einmal der erste Ball dieser Art gegeben und das Gesetz übertreten war, blieb es für Niemand ein Geheimniß mehr, um welchen Preis man auch gegen das Verbot sündigen und Maskenbälle geben könne. Es fehlte hierauf nicht an Gesellschaften und selbst Privaten, die solche Bälle veranstalteten, wofür denn jedesmal eine Strafe von hundert Thalern angesezt und entrichtet ward; ein Betrag, der noch zur Stunde für jede Redoute zu leisten ist und, wenn ich nicht irre, den Armen zu Gute kommt; nur daß die Benennung Strafe später gesezlich in den Titel einer Abgabe verwandelt wurde. An Scherz und munterer Laune, an bunten Masken aller Art hat es auch diesmal nicht gefehlt; doch wissen nicht Viele sich in ihre Rollen zu schicken, und deren, die darin excelliren, sind immer nur Wenige.

Allen Freunden des Gesangs steht ein außerordentlicher Genuß bevor. Der Liederkranz hat eine allgemeine Aufforderung und Einladung an alle Freunde des Gesangs zu einem „großen Sängerfest" ergehen lassen, welches am lezten Sonntag und darauf folgenden Montag im Monat Juli stattfinden soll. Kapellmeister Spohr und Schnyder von Wartensee werden für diese Feier mehrere neue Compositionen verfassen, und Spohr hat die an ihn ergangene Einladung angenommen und zugesagt, die Leitung sowohl seiner eigenen Compositionen, als derjenigen der hier nicht anwesenden Componisten zu übernehmen. Der erste Tag des Concerts ist für ernste Musik bestimmt, und wird in der geräumigen St. Catharinenkirche, der zweite, mehr für heitere und fröhliche Gesänge, wird im Freien begangen werden.

Es ist ein altherkömmlicher Gebrauch, daß, wenn der Main um Fastnacht zugefroren ist, die Küfer auf der Eisdecke ein Faß binden, welches, mit Inschrift und dem Stadtwappen geziert, der Rath als Geschenk erhält. Die Küfer bekommen dann von dem Rechneiamt hundert Thaler und das Faß wird im Rathskeller niedergelegt. Seit eilf Jahren hatte der Main keine Veranlassung zu diesem Feste gegeben, und auch für dieses Jahr erwartete es Niemand; denn der Strom hatte die beschwerliche Eisdecke bald um einige Schuhe gehoben, bald wieder gesenkt, bald mit Schwellwasser heimgesucht. Dennoch zogen am Fastnachtsmontag in der Frühe um sieben Uhr sämmtliche Küferbursche mit fröhlicher Musik auf den Main und begannen dort das Werk. Es fehlte dabei nicht an Zuschauern; doch hielten sie sich meist hübsch am Ufer. Während der Arbeit, die ununterbrochen eine heitere Musik begleitete, wurde beständig dem Bacchus gehuldigt, so daß, als die Küfer um das fertige Faß tanzten, sie deren drei — wenn auch nicht von dieser Größe — geleert hatten. Um vier Uhr ward das Faß unter großem Volksjubel aufgeladen und von den Küfergesellen — bei denen der Wein aus dem Rathskeller inzwischen die beste Wirkung gethan hatte — in das Haus des ältesten Geschwornen gebracht. Hier erhält es erst die feinere Politur, das Schnizwerk ꝛc., und kommt nicht eher wieder zum Vorschein, bis es nach etwa vierzehn Tagen zur Schau und Parade durch die Stadt geführt wird. Ein Bacchus sizt dann oben drauf — wahrscheinlich der seine Qualität als solcher bereits auf dem Eise erprobte — es macht die Runde bei allen Weinhändlern, Weinwirthen und Schenken, und wird zulezt in den Rathskeller gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. März 1838.

Rien ne paraît si beau aux Français que de voir les ordonnances de leurs coëffeuses portées dans toutes les toilettes de l'Europe. — Avec ce noble avantage, que leur importe que le bon-sens leur vienne d'ailleurs!

Montesquieu.
Lettres persanes.

Moden.

Der ungeheure Absatz, den französische Literatur und Philosophie seit dem vorvorigen Jahrhundert in Deutschland gefunden, hat sehr abgenommen. Vor fünfzig Jahren gab es bei uns französische Hofphilosophen, Surrogate der alten Hofnarren im Geist der Zeit; auch sie machten sich über die hohen Herrschaften lustig und unterschieden sich von den lustigen Räthen nur dadurch, daß sie nicht derbe Wahrheiten, sondern in blumigen Phrasen Sottisen sagten. Deutsche Fürsten und Fürstinnen hatten zu Paris ihre eigenen Korrespondenten, welche sie über das Höchste, was damals zu wissen Noth that, auf dem Laufenden erhielten, und diese Geisteslieferanten konnten, wie jezt noch Schneider und Schuster, über ihrer Thüre das Wappen des respectiven hohen Hauses aushängen, mit der Inschrift: „Monsieur . . . fournisseur d'esprit de son altesse etc.“ Unsere Literatur und Philosophie blieb lange nicht hoffähig; jezt ist es anders. Zwar bewegt sie sich auf dem glatten Fußboden noch immer etwas wie ein bürgerlicher Geheimerath; aber sie ist doch im Amt und hat sich nüzlich und wichtig zu machen gewußt. Die Ideenassociationen unserer vornehmen Jugend werden nicht mehr so ganz ausschließlich auf französische Noten gesezt. Auch die Kunst, die Fußspitze mit Grazie aufzusetzen und etwas mit dem gehörigen Rhythmus der Geberden zu überreichen, erfordert nicht mehr unbedingt einen echten Meister aus erster Hand, der kein Wort deutsch versteht. Sogar die deutsche Bühne hat sich durch die preiswürdigsten Anstrengungen so sehr emancipirt, daß ihr Vorrath, je nach dem Ort, zu einem Viertheil, ja zu einem Drittheil originell deutsch ist. Nur in Einem Punkte, in der Tracht, bleiben wir der großen Nation durchaus tributpflichtig.

Schon lange her hat die deutsche Nation so viel zu denken gehabt, daß sie an Rock und Mütze gar nicht denken konnte, und die Schneiderei dem Franzosen gleichsam als ein Erbamt zu Lehen gab. Die Hauptorgane im großen Kunstwerk der Kultur sind großentheils unsere Erfindungen, und wir haben über das Verhältniß der Natur und des Menschen zu einer lezten Ursache viel Närrisches und Sublimes ausgedacht, woraus andere Völker Röcke für ihre Geisteskinder schneiden. Wir gelten daher den Franzosen für eine Nation von Träumern, welche in ihrem Somnambulismus radotiren, zuweilen aber auch diviniren. Frankreich betrachtet sich, uns gegenüber, als die Haushälterin eines zerstreuten, tiefsinnigen Gelehrten, die seine ganze Garderobe unter sich hat, die ihn mahnt, wenn er das Hemd wechseln soll, ihm die Halsbinde knüpft, Perrücke und Hut aufsezt und darüber wacht, daß er nicht einmal mit der Schlafmütze auf die Straße läuft.

Wir haben keine franzöſiſchen Beleſprits mehr, welche die poetiſche ſchwarze Wäſche unſerer Großen reinigen; wir ſchneiden jezt aus eigenem Geiſteszeuge, aber unſer äußerer Menſch geſtaltet ſich noch immer nach der Poeſie der Franzoſen, und die begabteſte Deutſche, welche die poetiſche Mitgift ihrer Nation ernſtlich auf ihre äußerliche Erſcheinung, auf ihre Toilette anwenden will, „fait de la prose, sans le savoir.“ — Man glaubt eine Parodie dieſes oder jenes Briefs von Voltaire oder Dalembert vor ſich zu haben, wenn man folgenden Pariſer Modebericht lieſt:

„Trotz der Flauheit, welche ſeit einiger Zeit ſchläfrig über die franzöſiſche Eleganz gekommen iſt, behauptet ſie noch immer ihren uralten Ruhm, Muſterbild und Orakel zu ſeyn für die ganze kultivirte Erde, wo man ſeinem Anzug Sorgfalt widmet. Es iſt unglaublich, was Alles in Paris zur Welt kommt, um in weiten Fernen zu Grabe zu gehen. In manchen Ländern iſt's am allgemeinen Urſprungszeugniß genug: auf der Hutſchachtel ſteht: aus Frankreich, und damit iſt aller Widerſpruch niedergeſchlagen. Anderswo aber kommt es auf die unmittelbare Quelle, auf den nom d'auteur an: hat das Meiſterſtück nicht die Etikette eines Beaudrant, Batton oder einer Palmyre aufzuweiſen, ſo ſieht man leicht darüber weg; es iſt halt eine franzöſiſche Mode, nichts weiter. Trägt es aber dieſen Stempel des Genies oder des faſhionabeln Vorurtheils, dann beugt man unbedingt das Knie vor der hohen Verordnung. — Was Palmyren gewiſſen hohen Damen im Ausland zukommen zu laſſen beliebt, wird niemals von der Hand gewieſen. Es kommt ihr ein genialer Gedanke, ſie ſchickt ihn ausgeführt hinaus in die Welt, und die Welt richtet ſich darnach. Ich könnte eine Perſon nennen, der ſie jährlich für fünfzigtauſend Franks nur Kleider ſchicken muß. Allerdings bringt der Gebrauch in den großen deutſchen Städten einen größern Luxus mit ſich als in Paris; die Millionärinnen wiſſen dort nichts von der Eleganz, wie wir ſie mit einfacher, ja übertrieben einfacher Toilette zu vereinigen wiſſen, und ſo kann Palmyre oft nicht anders, ſie muß „faire de la mode française à l'allemande.“ — Hie und da aber bekommen wir ſehr artige Sendungen in's Ausland zu ſehen; ſo ging vor Kurzem eine an die Erzherzogin Sophie ab, faſt ganz aus Ballkleidern beſtehend: Alles recht ſchön und friſch, elegant und reich, doch ſo bekannt, daß mir nur eine Tunika aus blaßroſenfarbiger Tülle, als äußerſt leicht, kokett und glänzend, aufgefallen iſt. — Es iſt wahrhaftig kein Wunder, daß die fremden Damen über Rhein und Kanal kommen, um an unſern reichen Quellen der Eleganz zu ſchöpfen.“

Der vornehmſte Punkt, wodurch ſich gegenwärtig der weibliche Anzug von dem früherer Jahre unterſcheidet, iſt die auffallende Hinneigung zu Mannichfaltigkeit der Formen und zur Pracht, herbeigeführt ohne Zweifel vom ſelben Gedanken, der am franzöſiſchen Hof die Männer wieder in's habit français ſteckte und gerne auch den Deputirten die Krägen vergoldet hätte. Mehrere Jahre lang trug die volle Toilette der Damen, von der diesmal zunächſt die Rede ſeyn ſoll, den Stempel großer Einfachheit. Gerade in die Schmuckloſigkeit, ja Armſeligkeit der Details ſezte man den guten Geſchmack; man ging vorzüglich darauf aus, gekleidet zu ſeyn wie alle Andern, man vermied es, aufzufallen, und Phantaſie und Laune gaben ſich unter die nüchterne Norm gefangen. Bei dieſem faſt nur negirenden Syſtem war es eben nicht ſchwer, ſich ein Ball- oder Hofkleid zu componiren, oder bei der Auswahl unter dem Gebotenen Mißgriffe zu vermeiden. Seit einiger Zeit iſt es ganz anders: auf einmal wurde regelloſe Erfindung oder vielmehr Reproduktion alter Formen das Loſungswort; faſt alle die phantaſtiſchen, maleriſchen oder grotesken Formen, in welche ſich von Katharinen von Medicis bis auf Marie Antoinette die weibliche Geſtalt ausgeprägt, verſchmelzen ſich in der Tracht der vornehmen weiblichen Welt, und wenn früher koſtbarer Schmuck nur an gewiſſen conventionellen Stellen ſich breit machen durfte, ſo muß jezt faſt jedes Stück des Anzugs den Prätert dazu hergeben. Die Eleganz hat ſich hiedurch, wie man leicht ſieht, große Schwierigkeiten geſchaffen, wenn ſie einem ihrer oberſten Grundſätze treu bleiben will, der ſo lautet: die große Kunſt des Anzugs beſteht darin, daß man, noch ſo einfach oder noch ſo koſtbar gekleidet, niemals Eclat macht, daß man durch den Putz Schönheit und Grazie nur zu heben, nie aber dieſe durch jenen zu erſetzen ſucht. — Die weibliche Schönheit iſt ein Stück Poeſie, das durch die Dekoration des Anzugs in Scene geſezt wird; dabei geht es aber ganz wie auf der Bühne: zu viel ſceniſcher Aufwand ſchadet dem Stück deſto mehr, je ſchöner, das heißt je geiſtiger es iſt; die Blitze der Diamanten, das Wogen der Federn, die Windungen und Schlingungen der Blumen, die krauſen Gebilde der Schleifen, Spitzen, Blonden machen eine Dame nur zu leicht zu einem Spektakelſtück, wenn bei ihr nicht der Ausdruck der Seele im Blick, im Lächeln, in jeder Geberde ſiegreich all das Beiwerk in den Hintergrund drückt und nur zur Folie macht. Sollte es Frauenzimmer geben, welche dies nicht glauben oder fühlen, ſo werden ſie an ihrer Toilette, wie deutſche Theaterintendanten bei ihrer Regie, nicht eine Kunſt, ſondern ein Handwerk treiben und Kennern und Liebhabern einen Augenſchmerz bereiten.

(Die Fortſezung folgt.)

Ein Mittagsmahl in der hohen Carlsschule zu Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Heinrichs Auge fiel jezt auf ein anderes Schauspiel. In der Mitte des Saals, nicht weit von ihm, stand ein Zögling, der keinen Antheil an der Mahlzeit nahm, mit niedergeschlagenen Augen; ein zusammengefaltetes Papier ragte ihm aus der Westentasche. Die Zuschauer, wenn sie an ihm vorüberkamen, betrachteten ihn halb mitleidig, halb neugierig, auch der Markgraf hatte vorhin im Auf- und abgehen einen verwunderten Blick auf ihn geworfen. Unser Freund brauchte sich nicht lange zu besinnen, um zu errathen, daß dies irgend eine Strafe bedeuten sollte; um darüber aufgeklärt zu werden, sah er sich unter den Zuschauern nach einem um, den er befragen könnte. Nicht weit von ihm stand ein junger Mensch mit beinahe ganz weißen Haaren und einem runden Gesicht, aus dem eine unbeschreibliche Kindlichkeit sprach; er starrte wie verloren nach einem der Tische hin. Heinrich redete ihn an, er fuhr etwas zusammen und gab ihm auf seine Frage mit schüchternem Tone Bescheid: „Ja, es ist allerdings eine Strafe; der junge Mann hat ein Billet erhalten und muß nun carircn.“ — „Was ist denn das, ein Billet?“ — „Wenn einer etwas peccirt hat,“ wurde ihm entgegnet, „so schreibt einer der Vorgesezten das Vergehen auf ein Blatt Papier, das ihm zwischen die Weste gesteckt wird, um es bei Gelegenheit dem Herzog zu überreichen und von diesem die weitere Strafe zu erwarten.“ — „Das ist ein lustiger Brauch,“ sagte Heinrich; „das kommt mir vor, wie auf den alten Bildern die Figuren mit einem Zettel im Mund, wodurch sie den Beschauern anzeigen, wer sie sind und was sie wollen.“ Sein Nachbar lachte zutraulich und versezte dann: „Es ist aber doch hart für den armen Schelm, gerade heute, vor einem so hohen Besuch, an den Pranger gestellt zu werden.“

Er schrak heftig zusammen, denn eben traf ihn der Falkenblick des Herzogs, der in diesem Augenblicke vorüberschritt. Dieser schien etwas von seinen Worten vernommen zu haben, denn er ging stracks auf den Missethäter zu und fragte ihn: „Womit, Stahl, hat Er diese Ehre verdient?“ In militärischer Haltung, aber mit Augenblicken zog der Angeredete sein Billet aus dem Busen und überreichte es. Karl schlug es auseinander und las: „Hat zu dem Eleven von Wolzogen gesagt:“

A Cavalier, so dumm und stolz,
Schnitz' ich aus jedem Scheite Holz!

Eine tiefe Stille entstand in dem Saal, die Magnatentafel, für welche dies eine Lebensfrage war, blickte aufmerksam herüber und erwartete gespannt den Richterspruch. „Hat Er schon mehr Billette bekommen?“ fragte der Herzog. „Es ist das erste, Ihro Durchlaucht,“ erwiderte der Delinquent aufathmend. — „Nun, so laß 'mal sehen!“ rief der Herzog und winkte einen Aufwärter herbei, der nach wenig Augenblicken mit einem mächtigen Holzscheit aus der Küche zurückkam. „Wenn Er ein solcher Künstler ist, wie Er sich berühmt,“ fuhr er fort, „so leiste Er jezt, was Er geprahlt, und schnitze mir einen Cavalier; dann soll Ihm die Strafe erlassen seyn.*

Der Herzog hatte dies mit einer angenommenen Strenge gesagt, gegen welche kein Widerspruch galt; dem Jüngling wurde ein großes Tranchirmesser überreicht und er mußte wohl oder übel Hand an's Werk legen. Der Speisesaal erbebte unter dem Gelächter, das an allen Tischen entstand; der Markgraf, der näher gekommen war und die Prozedur mit angehört hatte, hielt sich den stattlichen Bauch, Francisca aber trat freundlich herzu und sprach: „Arbeite getrost, mein Sohn; Seine Durchlaucht werden zufrieden seyn, wenn's nur ähnlich ausfällt.“

Alles blickte auf die vergeblichen Bemühungen des neuen Künstlers und brach von Zeit zu Zeit wieder in ein Gelächter aus. Als es endlich still wurde, hörte Heinrich eine näselnde Stimme halblaut sagen: „Ich müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte.“ Nun brach das Gelächter mit verdoppelter Stärke los und lief nach und nach, so wie die Ursache bekannt wurde, an allen Tischen fort; die Chevaliers wandten sich unwillkührlich, wie auf's Commando, mit einiger Aengstlichkeit nach dem Bildschnizer herum. Heinrichs Auge suchte den kecken Sprecher, und siehe! es war der Clavigo von gestern; er saß ganz ruhig da, ein leichtes Lächeln spielte um seinen Mund und die Augen glitten mit einem schlauen Blinzeln über die Lacher hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Es ist dies eine allen Zöglingen der Akademie und im würtembergischen Volk wohlbekannte Anekdote.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Selbstmord und Elend.

An einem düstern Sonntage vorigen Monats führte mich ein Geschäft gegen vier Uhr Nachmittags über den Platz vor der alten Kathedrale Notre-Dame; es standen da eine Menge Menschen unter dem Portale beisammen, und als ich näher trat, hörte ich, daß Jemand sich so eben oben von dem

Altane des gothischen Portals herabgestürzt habe und im Falle zerschmettert worden sey. Es erschienen einige Polizeisergeanten und brachten eine Bahre, um den Leichnam zur Morgue zu tragen. Als ich nach Verlauf einer Stunde wieder über den Platz zurückkam und es bereits dunkel geworden war, herrschte tiefe Stille auf demselben, und es war keine Spur von dem Unglücksfall mehr zu bemerken. Der Leichnam wird einige Tage im Morguegebäude öffentlich ausgestellt, und wurde er von Niemand erkannt, als der eines Unbekannten beerdigt worden seyn. Solch ein Selbstmord ist in Paris oft ein Räthsel, das unaufgelöst bleibt, wenn der Unglückliche, der sich um's Leben gebracht, zum auswärtigen Theil der Bevölkerung gehört, und hier mit Niemand durch Verwandtschaft oder auch nur durch Freundschaft verbunden war. Sogar sein Name und seine Herkunft bleiben verborgen, und mit seinem Leben geht auch seine ganze Lebensgeschichte verloren. Welche Schicksale mag er ertragen, welche Leiden ausgestanden haben, ehe er in Verzweiflung gerieth und sich auf so schreckliche Art das Leben nahm! Vielleicht verdiente er Hülfe und Beistand, vielleicht hätte Mitleid ihn aufgerichtet, die Barmherzigkeit ihm Muth gegeben, das Leben fortzusetzen und gegen das ihn überfallende Elend anzukämpfen. Auffallend ist es, daß schon viele Unglückliche sich von der alten Kathedrale herabgestürzt haben, so wie andere von der Napoleonschen Säule auf dem Vendomeplatze. Welch harte Seelenkämpfe mögen solch einem fürchterlichen Selbstmorde vorhergegangen seyn! Vielleicht sind sie nicht Alle hinaufgestiegen, in der Absicht, sich das Leben zu nehmen; dieser Gedanke hat oft wohl erst oben in der Höhe sich ihres schwindelnden Geistes bemächtigt und sie im Taumel fortgerissen. Solch ein Ereigniß erregt hier nur ein vorübergehendes Aufsehen. Die Spuren desselben sind in einer Stunde vertilgt; sogar in den nächsten Gassen erfährt man zuweilen nichts davon, und die Kutschen rasseln über den Platz, der so eben mit dem Blute eines Selbstmörders befleckt war, und bringen die Reichen zu Bällen und Concerten. Nichts ist häufiger in einer so großen Stadt, als der Abstand zwischen Ueppigkeit und Elend, zwischen Freude und Jammer; beide berühren sich beinahe, und doch vermag selten letzterer erstere zu stören. Wie furchtbar die Zahl der Nothdürftigen in Paris ist, weiß man aus vielen statistischen Angaben, welche jezt beständig, sogar durch Vermittlung der Obrigkeit, veröffentlicht werden. In einem einzigen der zwölf Arrondissements, in welche Paris getheilt ist, beläuft sich die Zahl der Armen auf 55,000; freilich ist dies auch einer der allerärmsten Stadttheile. An Hülfe fehlt es zwar nicht; jedes Arrondissement hat sein Armenbüreau, welches Lebensmittel austheilt; aus manchen andern Quellen fließen den Nothdürftigen Hülfsmittel. Werden sie krank, so stehen ihnen die Spitäler offen, und bekanntlich endigen hier die meisten Armen in Paris ihr Leben. Aber dennoch bleibt viel Elend ohne Hülfe, ohne Linderung, entweder weil es nicht laut wird, oder weil die Hülfsmittel, so bedeutend sie auch sind, doch nicht hinreichen, um aller Armuth abzuhelfen. Ein Uebel der großen Städte ist es, daß der Unglückliche lange darben kann, ohne daß es Jemand erfährt und ihn auch nur bemitleiden kann. So Viele stürzen sich durch eigene Schuld in's Elend; wer kann nun wissen, ob derjenige, der sich als nothdürftig angibt, auch Hülfe verdient, ja, ob er Hülfe bedarf? Pfarrer, Polizeicommissäre und Mitglieder der Armenbüreaux kennen viele Unglückliche; aber manche Andere, oft noch Bedauernswerthere, bleiben ihnen unbekannt, oder werden von ihnen übersehen, indeß sich Nichtswürdige hinzudrängen und eine unverdiente Hülfe wegnehmen. Die königliche Familie soll monatlich gegen 300,000 Fr. an milden Gaben austheilen, zum Theil an Familien, welche unter den vorigen Regierungen wohlhabend waren, durch die Zeitumstände aber ganz herabgekommen sind. Die Bourbons der ältern Linie hatten es sich angewöhnt, einer außerordentlichen Menge von Personen und Familien Pensionen zu ertheilen, welche es denn sehr bequem fanden, auf Kosten der Krone zu leben. Als diese Pensionen nun nach der Julirevolution wegfielen, war der Jammer und das Elend groß. Diejenigen, welche neben ihrem Gnadengehalt noch andere Hülfsmittel besaßen, ein Fall, der ziemlich häufig war, konnten zwar noch bestehen, obschon es ihnen hart ankam, das bequeme Einkommen nun entbehren zu müssen. Aber viele Andere hatten in dem Wahn gelebt, die ältern Bourbonen müssen ewig auf dem Thron bleiben, und daher nicht an's Sparen gedacht oder nicht denken können.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Februar.

(Beschluß.)

Der Eisgang.

Kaum war das Fastnachtspiel auf dem Main ein paar Stunden vorbei und die neugierige Menge zerstreut, als der Kanonendonner die Schaulustigen abermals an die Ufer des Mains rief; doch galt es diesmal keinem Fastnachtspiel, sondern einer großartigen Naturscene. Der Main wollte sich seiner Banden entledigen und rang mit der mächtigen Eisdecke. Plötzlich brach das Eis unterhalb der Stadt los, und nun sezte sich die ganze Eisfläche vor der Stadt (das Eis war früher an den Ufern losgehauen worden) in ruhige Bewegung; auf und mit ihr bewegten sich eine Zeitlang unversehrt jene Reihen von Hügeln, die das aus der Stadt geschaffte Eis hier gebildet hatte, und die jezt einer schwimmenden Insel glichen. Bald aber barst das Eis unter dumpfem Krachen in der Mitte, und als der Strom hierauf die großen Eisstücke weggetrieben hatte, war auch schon, wenigstens unterhalb der Brücke, der Main ganz offen, und frei und ungehindert zog der schöne Fluß mit seinen vom Kampfe noch bewegten Wellen dahin. Noch war der Eisgang ausgeblieben. Wirklich großartig war nun die nächtliche Scene: längs der beiden Ufer Alles hell erleuchtet, überall Pechpfannen, Fackeln und Laternen; viele Menschen arbeiteten dabei an Mühlen, Schiffen und was sonst der Eisgang bedrohen konnte; dabei das Wogen der Volksmenge, das Zischen und Brausen der wieder freigegebenen Wellen, und hoch über Allem, still und unbemerkt, die silberne Sichel des Monds und das Heer zahlloser Sterne. Bald verkündete neues Schießen, daß das Eis im Anmarsch sey. Gleich darauf kamen als erste Vorposten einzelne kleine Eisschollen, denen aber bald ein unübersehbares Heer der stärksten nachfolgte. Heftig und ohne Unterbrechung stürmten sie an die Brücke heran. Von dem mächtigen Strom getrieben, zerschellen im Nu die mächtigsten Eisstücke; man hört ein dumpfes Donnern und Krachen, Zischen und Brausen, sieht die Wellen schäumen, die zerstückten Schollen sich richten und schichten und zulezt mit dem Strome dahin ziehen. Und dennoch glaubt man immer wieder, sobald eine der riesenhaften Schollen heranzieht, sie müsse vor der Brücke liegen bleiben, sie müsse dem Spiel ein Ende machen oder wenigstens eine andere Richtung geben; aber der Strom und die Eisbrecher an den Brückenpfeilern thun ihre Schuldigkeit: sie arbeiten sich einander in die Hände und machen, daß rasch und ungesäumt das Eis die Brücke passirt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. März 1838.

— Wenn er spricht,
So lauscht die Luft, der ungebundne Wüstling,
Und stumm Erstaunen lauscht in Aller Ohren,
Die honigsüßen Sprüche zu erhaschen.
Ein Wunder, wie sie Se. Hoheit auflas.

Shakespeare.
Heinrich V.

Ein Mittagsmahl in der hohen Carlsschule zu Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Der Herzog, der sich eben in einem entferntern Theil des Saals befand, war mit drei Schritten zur Stelle und fuhr auf einen vorübergehenden Aufseher los, dessen faltenreiches und bornirtes Gesicht unserm Helden schon vorhin aufgefallen war: „Rieß!“ rief er, „ich sag', Rieß, was gibt's hier?“ — „Ihr' Durchlaucht,“ antwortete dieser, „der Schiller hat da eine Anmerkung gemacht.“ — „Was für eine Anmerkung?“ fragte der Herzog rasch. „Er hat gesagt,“ versetzte Rieß mit der größten Trockenheit, „er müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte.“ Der Herzog verzog den Mund ein wenig und erhob den Finger gegen seinen Zögling: „Schiller, nicht naseweiß!“ rief er; dann fuhr er gegen den Aufseher herum und sagte: „Einen wie Er, nicht wahr? wer heißt euch denn den armen Teufel heute bloßstellen?“ — „Ihr' Durchlaucht,“ sagte Rieß, hoch und heilig betheuernd, „Ihr Durchlaucht halten zu Gnaden, der Herr Intendant haben es so befohlen.“ — „Ach was!“ stieß der Fürst heraus; „geh' Er mir weg! — hol' Er den Intendanten.“

Ein hagerer Offizier mit einem Orden eilte herbei; in seinen Gesichtszügen war eine Unterthänigkeit vorherrschend, die jede andere menschliche Regung daraus vertrieben hatte. „Wozu der Eclat, Herr von Seeger?“ redete ihn der Herzog verdrießlich an, mit einem Blick auf seine decorirte Brust, „ist das dem Militär-Karlsorden zu Liebe geschehen?“ Er fing bei diesen Worten an weiter zu gehen, der Intendant mußte ihm folgen, und Heinrich vernahm nichts weiter, aber aus den entschuldigenden Bücklingen des ersten Vorgesetzten und den strengen Blicken des Richters war der Inhalt des Gesprächs leicht zu errathen.

Nach einer Weile ließ der Herzog den Intendanten stehen und kam zu dem Akademisten zurück, der noch immer eifrig mit seiner Schnitzelei beschäftigt war und nur von Zeit zu Zeit aufblickte, ob seine Strafarbeit noch nicht geendigt sey. „Wie geht's; Stahl?“ rief er ihm zu, „ich glaube, darin ist Er den größten Poeten ähnlich, daß Seine Prosa nicht hält, was Seine Verse versprochen haben. Ei, sieh doch!“ fuhr er fort, indem er die Arbeit näher betrachtete, „einen leidlichen Kopf hat der Schelm bereits zuwege gebracht, den man mit einigem Puder, einem Zopf und einem Ordensband um den Hals ziemlich cavalièrement zustutzen könnte.“ Er trat der Chevalierstafel näher und sagte: „Merken Sie sich's, meine Herrn! so unartig der Einfall von ihm war und

ſo wenig er auf denjenigen paßte, den er beleidigen wollte, ſo entnehmen Sie ſich doch daraus die Lehre, daß ein hohler Kopf, bürgerlich oder adelig, nicht mehr werth iſt als ein Stück Holz, daß Geburts- und Rangſtolz jedem Vernünftigen lächerlich erſcheinen muß, und daß nur das Verdienſt den Menſchen adelt.“ — Bei dieſen Worten ließ er einen ſcharfen Blick über die Tafel hinlaufen und wandte ſich dann an einen jungen Mann von angenehmem und beſcheidenem Ausſehen, der die ganze Zeit über in der peinlichſten Verlegenheit unter ſeinen adeligen Tiſchgenoſſen geſeſſen hatte: „Ce n'est pas à vous que j'en veux, mon cher Wolzogen!“ ſagte er gütig zu ihm. „Nun geh' Er, Stahl!“ rief er zurück, „laß Er Seine Kunſt nach Brod gehen und ſich Er, daß Er was zu eſſen bekommt! Ich fürchte ſonſt, Er bringt mir noch einen zu Staude.“ Stahl gab ſein Kunſtwerk ab und eilte wohlgemuth zu Tiſche.

Alles dieſes war raſcher und kürzer vor ſich gegangen, als ſich erzählen läßt. Der Herzog ging auf den Markgrafen zu und entſchuldigte ſich: „Ew. Liebden verzeihen mir, daß ich Sie abandonnirt habe; man nennt mich bekanntlich einen Schulmeiſter, und ich muß meine beſte Zeit an dieſe ungezogene Jugend verlieren.“ — „Es iſt eine liebe und muntere Jugend,“ verſetzte der Markgraf freundlich, „und die Beſchäftigung mit ihr muß Ew. Liebden ein belohnendes Gefühl gewähren.“ — „Ja, ja!“ entgegnete Karl achſelzuckend, „aber man hat auch viele Laſt davon.“ Der Ton, mit dem er dieſes ſagte, widerſprach den Worten und bewies, wie ſehr er ſich in ſeinem Elemente fuhlte. Er nahm ſeinen Gaſt bei der Hand und führte ihn einem Kredenztiſche zu, der indeſſen mit Erfriſchungen beſetzt worden war.

Durch den eben erzählten Auftritt war Heinrichs Aufmerkſamkeit auf den unglücklichen Dilettanten von geſtern gerichtet worden, und er begann zu ahnden, daß hinter dem ſchlechten Schauſpieler wenigſtens ein guter Kopf ſtecken könnte. Er rückte langſam vorwärts, bis er ihm faſt gerade gegenüber zu ſtehen kam, und betrachtete ſeine Geſtalt mit forſchenden Blicken. Was ihm zuerſt auffiel, war unter einem buſchigen, dunkelrothen Haar die breite, ſchöngewölbte Stirn, die man, wenn man auch nur im Entfernteſten an Lavater glaubte, für einen Thron von königlichen Gedanken halten mußte. Sie hatte, ſo wie die dünne, weiße, ſehr gebogene Naſe, etwas Felſiges und glich einem Vorgebirge, unter welchem die Augen wie in einer ſichern Bucht verwahrt lagen; die halbgeſchloſſenen Augenlieder zeigten eine krankhafte Röthe. Die Augbrauuen, von derſelben Farbe wie das Haupthaar, liefen in einem kühnen Bogen über den Rand der Stirne und bildeten an der Naſenwurzel eine Art von dem, was man Räthſel heißt. Hiedurch kam etwas Eigenſinniges in den obern Theil des Geſichts, der vielleicht abſtoßend ſchroff erſchienen wäre, wenn nicht durch den feinen Mund, um den ein Zug unendlicher Güte ſpielte, und durch die dichten Sommerſproſſen, welche den blaſſen Wangen eine kindliche Naivetät gaben, dieſer Eindruck wieder gemildert worden wäre; dazu kam noch ein langer, ſchwanenweißer Hals, den die Binde kaum zur Hälfte bedecken konnte und durch den die ganze Geſtalt einen rührenden Anhauch von edler Jungfräulichkeit empfing.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Bei der Hinneigung zum Auffallenden, Pompöſen und Prächtigen iſt es den Ständen, welche ihre Anzüge unmittelbar von den genialen Erfindern beziehen, ſchwerer als bisher, alle Artikel des Strafgeſetzbuchs des guten Geſchmacks zu umgehen; in den Kreiſen aber, wo man nur aus dritter, vierter Hand copirt, wo die Gewalten Eitelkeit und Oekonomie zweideutige Vergleiche ſchließen, kann es an bedenklicher Verwirrung nicht fehlen, wenn es ſich davon handelt, den Luxus nachzuahmen, wie er dieſen Winter zum vollen Anzug Mode geworden iſt. Man durchflicht das Haar auf's Reichſte mit Federn, Perlen, Diamanten, und jedes Kleid muß mit Blumen, Spitzen, Gold und Stickerei feenhaft aufgeputzt ſeyn.

Vor einigen Jahren hatte der Geſchichtſchreiber der Mode leichtes Spiel: runde, glatte Kleider, mächtige, aber doch einfache Ermel, gleichförmiger Schnitt des Leibs, dies war das Subſtrat, das von den Neuerungen nur leicht umſpielt wurde. Dieſes Jahr aber hätte man eine ganze Stufenleiter weſentlich verſchiedener Formen zu durchlaufen: ſo ſind Kleider, welche nur auf die Hälfte des Beins hinabreichen, und ſolche, welche in eine halbe Schleppe auslaufen, nebſt allen dazwiſchen liegenden Abſtufungen, gleich legitim; man beſteckt ſich reichlich mit Allem, womit man je Draperien von Sammt, Seide und Gaze aufgeputzt hat, ja man hat, wie wir ſogleich ſehen werden, in dieſer Beziehung ganz Neues erfunden, und die Garnituren von Federn, Blumen, Spitzen, Steinen, Perlen u. ſ. w. ſtreichen in allen Winkeln gegen den Horizont, und dieſe Elemente verſchlingen ſich zu den wunderlichſten Arabesken.

Die Kleider ſind, dem Stoff nach, entweder ausnehmend leicht und luſtig, oder entſetzlich ſchwer und plump, ebenſo die Beſetzungen. Man ſieht wieder ſchwere

Sammtkleider, mit Gold und Geſchmeide überladen, welche an die prächtigen weiblichen Figuren des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts erinnern, die gleichſam in goldenen Harniſchen ſtacken, wogegen die Rüſtung der Johanna d'Arc leicht und bequem erſcheint.

— Ganz in Waffen, ganz befiedert,
Wie Strauße, die dem Winde Flügel leih'n;
Glänzend in gold'ner Tracht wie Heil'genbilder.

So beſezt man den Sammt über und über mit echten Goldſpitzen. So waren dieſen Winter Trauben und Johannisbeeren aus weißen Perlen, aus Gold- oder Gagatperlen als Kopfputz aufgekommen: dieſe Art von Geſchmeide ſieht man jezt auch als Kleiderbeſatz angewendet. Die Trauben mit ihren Blättern heben ſich vortrefflich von Sammt und Seide ab: man kann ſich nichts Reicheres denken, als ſolche Beeren aus Gagat mit ſtahlblau ſchillerndem Blätterwerk auf roſenfarbigem Sammt, oder weiße dergleichen mit grünem Laub auf braunem oder dunkelvioletem Grund. Dieſe Neuerung erſcheint als ein äußerſt zierliches Mittelding zwiſchen künſtlicher Blume und Kleinod. Gleicherweiſe werden ſehr häufig Perlen, und zwar in großer Menge zur Beſetzung der Kleider verwendet, wie ſie denn auch beim Kopfputz eine bedeutende Rolle ſpielen. Man geht darin ſo weit, daß man der Prätention, ſie für echt auszugeben, zum voraus entſagen muß. Jedenfalls ſieht man dabei weniger auf das Waſſer der Perlen als auf die Qualität der Perſon, welche ſie trägt. Wenn ſie, haſelnußgroß, in vollen Schnüren rings um das Kleid und der ganzen Länge nach auf und ab laufen, ſo weiſen ſie höchſt unbefangen ein beſcheidenes Urſprungszeugniß vor. Unter dieſen Umſtänden kann ſogar eine ſehr reiche Dame hübſche falſche Perlen tragen; dagegen leihe man einer kleinen Perſon ein Perlenhalsband von tauſend Thalern im Werth, ſo wird kein Menſch zweifeln, daß es aus dem großen Juwelenkorbe von Hogarths Schauſpielerinnen in der Scheune kommt.

Was die Kleiderform betrifft, ſo iſt das Charakteriſtiſche, gegen die jüngſt verfloſſene Zeit, die Wiedereinſetzung des rauſchenden Volant, der ſich ſogar nicht mehr auf den vollen Anzug beſchränkt. Die Mehrzahl der Franzoſen und Franzöſinnen, welche in dieſen wichtigen Händeln öffentlich ihre Stimme abgeben, äußert ſich hiemit ausnehmend zufrieden. Nach ihnen iſt der Volant allerdings diejenige Art von Garnitur, welche vorzugsweiſe mit Grazie getragen ſeyn will, aber auch diejenige, welche die gute Haltung eines Weibes am vortheilhafteſten heraushebt. Es erſcheint übrigens in dem, auch die Launen der Mode beherrſchenden Naturgeſetz begründet, daß der Volant mit den frühern weiten Ermeln ganz unverträglich war, aber ſogleich mit den engen Ermeln ſich entfaltete. Die Ausladungen der Tracht, welche den natürlichen Körperumriß erweitern, läßt die Vernunft ſo wenig in's Maßloſe ausarten, als die Natur die oft phantaſtiſchen Formen ihrer organiſchen Gebilde. Namentlich aber beſteht, was das Volumen betrifft, ein nothwendiges Wechſelverhältniß zwiſchen der Büſte und dem Unterſatz des Kleides: das räumliche Uebergewicht des einen Elements bedingt die Beſchränkung des andern; gerade wie bei den Inſekten bald das Vorder-, bald das Hinterſtück mehr ausgebreitet iſt, nie aber beide enorm entwickelt erſcheinen. So vertrug ſich mit dem ungeheuern Gigotermel nur ein rundes, glattes Kleid. Ein Weib mit knappen Ermeln und knappem Kleid, en fourreau, wie der Kunſtausdruck lautet, macht eine abſcheuliche Figur; ſie gewinnt aber ſogleich auffallend, ſobald ſich das Kleid unten erweitert; ungeheure Schultern dagegen mit ſehr weitem Rock geben eine unmögliche Mißgeſtalt.

(Der Beſchluß folgt.)

Ganz lyriſch!

Vöglein, was ſingſt du im Walde ſo laut?
Warum?
Rufſt du den Bräutigam, rufſt du die Braut?
Warum?
Ich bin nicht Bräutigam, nicht Braut,
Doch ſinge ich im Walde laut;
Weiß nicht, warum ich ſinge!

Vögelein, iſt dir das Herzchen ſo voll?
Wovon?
Daß es von Liedern dir überquoll?
Wovon?
Mein Herz iſt voll und doch nicht ſchwer,
Mein Herz iſt leicht und doch nicht leer;
Weiß nicht, wovon ich ſinge!

Vögelein, was ſingſt du die Tage entlang?
Wozu?
Lauſchet auch einer auf deinen Geſang?
Wozu?
Ich ſinge mir mein Leben lang,
Nicht dies und das iſt mein Geſang;
Ich muß nun einmal ſingen!

D. von Hackewitz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Carneval. Bälle. Poſſen.

Manchen iſt es gelungen, ſich auf die Gnadenliſte der jetzigen königlichen Familie einſchreiben zu laſſen. Für die

Andern werden jährlich Gelder von den Kammern bewilligt, oder ſind wenigſtens bis jezt noch bewilligt worden; ſie müſſen aber alsdann beweiſen, daß ſie arm ſind, und die legitimiſtiſche Partei veranſtaltet jährlich für ſie einen glänzenden Ball, der auch deßwegen merkwürdig iſt, weil hier die Legitimiſten, beſonders die reichern, meiſtens aus dem alten Adel, eine Pracht zur Schau ſtellen, die ſie ſonſt zu zeigen wenig Gelegenheit haben oder ſuchen, außer in ihren Privatcirkeln und bei den Bällen einiger fremden Geſandten, beſonders des öſterreichiſchen. So haben ſie denn auch neulich im neuen ſogenannten Paganiniſchen Caſino einen ſolchen Ball zum Beſten der ehemaligen Penſionäre der Civilliſte veranſtaltet, und da dieſer Ball ihnen ſelbſt ſehr behagt hat, ſo ſoll noch ein zweiter gegeben werden. Wie viel nach Abzug der Koſten des erſten Balls den Armen zu Gute gekommen iſt, haben die Zeitungen nicht gemeldet. Die Pracht des Balls mag wohl die Hälfte der Einnahme verſchlungen haben; da jedoch der Eintritt ein Goldſtück koſtete, ſo muß noch ein Bedeutendes übrig geblieben ſeyn. Im vorigen Jahr war die legitimiſtiſche Partei noch halb in Trauer wegen des Todes Karls X., als der Ball gegeben wurde, weßhalb ein Modenblatt dieſer Partei vorſchlug, auf dieſem Balle en deuil mitigé, in gemilderter Trauer zu erſcheinen. Wahrſcheinlich iſt dies auch geſchehen; nur thut es mir leid, nicht angeben zu können, wie man in gemilderter Trauer tanzt, da Andere auch in den Fall kommen können, in ähnlicher Tracht ſich luſtig zu machen. Dieſes Jahr iſt gar keine Trauer mehr, ſogar die über das Schickſal der vorigen Dynaſtie ſcheint außerordentlich „gemildert,“ daher es denn auch auf dem legitimiſtiſchen Ball ſehr luſtig zugegangen iſt; und überhaupt ſcheint dieſes Jahr die Tanzluſt ſich wieder in das Faubourg St. Germain, in welchem bekanntlich der alte Hofadel ſeinen Hauptſiz hat, eingeſchlichen zu haben, weßhalb es dieſen Winter in dieſer Vorſtadt eben ſo lebhaft zugeht, wie in den andern Stadttheilen. Dies war vorherzuſehen. Die allen Schmerz lindernde Zeit bewährt ihre Kraft auch an politiſchem Jammer; und da das Schickſal der alten Dynaſtie doch nicht zu ändern iſt, ſo tröſten ſich allmählich ihre Anhänger, behalten zwar im Herzen die Hoffnung einer künftigen Reſtauration, nehmen aber doch die Zeit mit, wie ſie ſich darbietet. — Den grellſten Contraſt mit dem vielen Elend in Paris bilden die vielen Luſtbarkeiten, welche dieſen Winter hindurch den Reichen und auch den mittelmäßig Begüterten geboten werden, und zwar an öffentlichen Orten ſowohl, als in Privathäuſern und in den Hotels der großen Welt. Die große Oper, die komiſche, das Variétéstheater und noch einige andere Theater geben Bälle, eben ſo die beiden Concertanſtalten von Muſard und Valentino. Zwar hat die große Oper jezt nicht mehr ihr Tombola und ihre ſpaniſchen Tänzer, wie zu der Zeit, als Veron noch Direktor war; deßhalb wird ſie aber nicht minder ſtark beſucht. Auch ſind hier einige von den Opern-tänzern und Tänzerinnen aufgeführten Quadrillen ſehenswerth: das Publikum kann hier ſehen, wie man mit Grazie und Anſtand tanzen muß. Ehemals wurde auf den Opernbällen wohl zum Tanze aufgeſpielt, aber eigentlich nicht getanzt. Jezt iſt es anders; das Publikum hat zulezt eingeſehen, daß ein Ball doch nur des Tanzens halber erfunden und eingerichtet iſt. Auf den kleinern Theaterbällen hat es hierin keiner Neuerung bedurft; hier hat das freilich ſehr gemiſchte Publikum immer vielmehr eines Zaums, als eines Sporns bedurft, und es geht hier zuweilen ziemlich toll her. Mit den Zehn-Franken-Bällen im Paganiniſchen Caſino will es noch nicht recht gehen; die Anſtalt kommt etwas zu ſpät; es gibt der großen Tanzſäle ſchon zu viel, und für zehn Franken geht man lieber in die große Oper, wo man ſicher iſt, viele Leute zu ſehen und viel Augenweide zu haben. Einen Subſcriptionsball im ſogenannten Cadran bleu, einen großen Reſtaurant auf dem Boulevard du Temple, an welchem beinahe zweitauſend Perſonen Theil nahmen, erwähne ich nur wegen des Umſtandes, daß der Vorſtand des Orcheſters hier die Einnahme von Conſtantine als Tanz darſtellte. Die Beſtürmung einer Feſtung zu tanzen, iſt ein ganz Pariſiſcher Einfall. Hier wird Alles, was unter den Tagesbegebenheiten Aufſehen erregt, in den Tanz als in eine allgemeine Beluſtigung hineingezogen; ſo hat es denn auch ein Tanzcomponiſt für zeitgemäß gehalten, den Sturm auf die afrikaniſche Feſtung in einen Contretanz zu verwandeln. Dies hat ihn jedoch nicht viel Erfindung gekoſtet. Seine ganze Kunſt beſteht nämlich darin, daß er in der Muſik Musketenfeuer und Kanonenſchüſſe, auch das Zuſammenfallen der Mauern ꝛc. nachahmt. So etwas gefällt dem großen Haufen, darf aber freilich nicht zu oft wiederholt werden. — An neuen Theaterpoſſen fehlt es in der Carnevalszeit nimmer; es kommen derſelben eher zu viel, als zu wenig zum Vorſchein. Die guten Poſſen werden aber ſelten; in Paris hält es ſchwer, in dieſem Fache etwas Neues zu geben, was des Beifalls würdig iſt. Ein kleines Stück des Palais-royal-Theaters, l'île de la Folie, verdient deßhalb eine Auszeichnung, weil es eine witzige Satire auf Modethorheiten enthält, wie ſie ſonſt das Vaudevilletheater zum Beſten gab. Der Inhalt iſt kürzlich dieſer: die Thorheit hat ihre Schellenkappe verloren, und verſpricht demjenigen, der ſie wiederbringen wird, eine „angemeſſene Belohnung.“ Nun erſcheinen allerlei perſonifizirte Dinge und Anſtalten, welche in der lezten Zeit ſich anheiſchig gemacht haben, das Pariſer Publikum zu beluſtigen, und alſo die echte Schellenkappe zu beſizen behaupten. So erſcheinen die Hauptperſonen mehrerer neuen Theaterſtücke: Galimathias, Tourlouron, la Vapeur. Sie werden aber mit witzigen Epigrammen als langweilige oder dumme Perſonen verabſchiedet. Nun kommt auch das Caſino; es wird von der Thorheit bemitleidet; dann, zum großen Ergözen des Publikums, ein komiſcher Schauſpieler, Alcide Touſez, als Caligula in dem vielbeſprochenen Dumasſchen Trauerſpiele; er bietet ſtatt der Schellenkappe die ebenfalls ſtark beſprochene bleierne oder zinnerne Medaille an, welche A. Dumas als Denkmünze auf die Aufführung ſeines Stückes ſchlagen laſſen, und die jezt verkauft wird; aber Caligula wird von der Thorheit noch ſchneller verabſchiedet als die Andern, und noch beißender behandelt. Darin hatten es die kleinern und auch mehrere große Tageblätter der Thorheit ſchon zuvorgethan; ja ein Spaßvogel hat den Einfall gehabt, das Wort „caligulant“ zu erfinden, ſo daß die jungen Leute nun ſagen, „dies oder jenes iſt caligulant,“ anſtatt ennuyant, und dies einzige Wort bricht auf immer den Stab über dem ſo lange vorher beſprochenen, mit ſo großen Koſten vorbereiteten Trauerſpiel des ruhmſüchtigen Dichters. Da jedoch Scribe's Indépendans ſich auf der Bühne des Théâtre français von ihrem Fall wieder erholt haben und nun ziemlich häufig gegeben werden, ſo wäre es kein Wunder, wenn auch einmal Caligula wieder in Gunſt käme. Das Ende des Stücks am Palais-royal-Theater, l'île de la Folie, iſt, daß die Thorheit der von Mlle. Dejazet dargeſtellten Perſon eines Stückes dieſes Theaters, Namens Frestillon, den Preis zuerkennt, und dies iſt gar nicht thöricht, wenn auch ein wenig parteiiſch. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. März 1838.

Tu vois autour de toi dans la nature entière
Les siècles entasser poussière sur poussière,
Et le temps, d'un seul pas confondant ton orgeuil,
De tout ce qu'il produit devenir le cerceuil.

Lamartine.

Die Felſenhöhle.

Es zog Suleiman in den Wald
Mit ſeinem Hofſtaat zum Beſuche,
Der einem Eremiten galt
Von ſtrenger Sitt' und weiſem Spruche.

In einer Felskluft wohnte der,
Wohin kein Blick der Sonne ſchaute:
Da fragt der König ſtaunend ſehr,
Warum kein Hüttlein er ſich baute?

O Herr, ſo ſprach der Weiſe drauf,
Wohl lag das Bauen mir in Sinnen:
Ich raffte ſchon die Steine auf
Und wollte friſch das Werk beginnen.

Die Steine aber riefen mir:
„O laß uns liegen auf den Wegen,
Wir haben ſchon als Gräberzier
Ob Leichen ſo wie du gelegen.

Nach andern Stoffen lange zu,
Wir dienten ſchon zu Gräberſtellen!“
Da ließ die Steine ich in Ruh'
Und eilte, Bäume mir zu fällen.

Die Bäume ſprachen ringsherum:
„Nicht möge uns dein Beil erreichen,
Wir ſind des Todes Eigenthum
Und wurzeln alle nur auf Leichen.

Nimm, was da lebt, zum Bau, wir ſind
Verſtorbene Vergangenheiten!“
Da ließ die Bäume ich dem Wind
Und wollte aus der Erde beuten.

Doch wie ich Erde nahm und Staub,
Da riefen ſie mir laut entgegen:
„Wie wageſt du mit frechem Raub
An deine Brüder Hand zu legen?

Wir ſind, was du geweſen biſt,
Und ſind, was du wirſt werden wieder.“
Da gab ich auf mein Baugelüſt
Und ließ in Ruhe auch die Brüder.

Ich wandte trüb mich von der Flur
Und zog in dieſe Felſengrotte,
Bedenkend, daß die Erde nur
Dem Tode huldigt, ihrem Gotte.

Der weiſe König ſann gar viel
Ob dem gehörten ernſten Spruche;
Doch wie dem Hofſtaat er gefiel,
Davon ſteht nichts in meinem Buche.

Manfred.

Ein Mittagsmahl in der hohen Carlsſchule zu Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Der vorherrſchende Charakter, zu dem die vorſpringende gewölbte Bruſt beitrug, war Stolz und Selbſtſtändigkeit, auffallende Eigenſchaften an einem Jüngling, der, obgleich er die meiſten der neben ihm Sitzenden an Größe überragte, doch höchſtens neunzehn bis zwanzig Jahre zu zählen ſchien. Der Gegenſtand dieſer Beobachtung war indeſſen aufrecht dageſeſſen und hatte, ohne zu ſpeiſen, wie ſinnend vor ſich hin geſehen; doch ſchien er dieſelbe bemerkt und ruhig geduldet zu haben, denn auf einmal ſchlug er, als ob ſie ihm jezt läſtig würde, zwei blitzende Augen auf und warf einen ſo ſcharfen Blick auf ſeinen Phyſiognomen, daß dieſer unwillkührlich die ſeinigen niederſchlug und aus Verlegenheit die Structur des Saals zu muſtern begann.

Während er dieſe Diverſion machte, trat jener junge Fremde wieder zu ihm und redete ihn mit einer beſcheidenen Vertraulichkeit an. „Sie ſind gewiß zum erſten Male hier," ſagte er, „ich ſchließe dies aus dem Erſtaunen, womit Sie dieſen magnifiken Saal betrachten. Er iſt 190 Schuh lang und 38 breit, gerade ſo groß wie der Rangirſaal, der eine Etage weiter unten liegt, und aus dem die Eleven in Reih und Glied hieher marſchiren. Sehen Sie einmal dieſe gekuppelten Wandſäulen im joniſchen Styl, es ſind zwei und achtzig an der Zahl; kann man eine ſchönere Arbeit ſehen? Die Büſten, die Sie zwiſchen denſelben erblicken, ſind die Bildniſſe der größten Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften." — „Iſt der Herzog auch darunter?" fragte Heinrich lächelnd. „Der hat ſeine Statue beſonders; ſehen Sie, dort unten in der Mitte; bei dieſer wird das Gebet verrichtet. — Und nun betrachten Sie die ſchöne Gallerie, die von den Säulen getragen wird; die prächtige Uhr, die über ihr angebracht iſt, zeigt uns an, daß das Eſſen bald zu Ende ſeyn wird. Aber das Beſte kommt zulezt: das ſind die herrlichen fünf Plafonds, die von Guibal gemalt ſind; zwei junge talentvolle Maler, Heideloff und Hetſch, die der Herzog in der Akademie erzogen hat, haben daran mitgearbeitet. Neben dieſem Saale," fuhr der gefällige Cicerone fort, ohne unſerm Freunde Zeit zu längerer Betrachtung zu laſſen, „iſt ein runder Tempel, welchen vier-und-zwanzig freiſtehende und vier-und-zwanzig gekuppelte Wandſäulen im corinthiſchen Style ſchmücken; die drei Thüren, die Sie dort ſehen, führen dahin; hier hält gewöhnlich der Herzog ſeine Tafel, denn er ſpeist, wie Sie vielleicht wiſſen, äußerſt ſelten im Schloſſe." — „Sie ſcheinen hier ſehr unterrichtet zu ſeyn," bemerkte Heinrich. „Ich komme häufig in die Akademie," verſezte der junge Mann mit einiger Lebhaftigkeit; „eigentlich iſt es die Muſik, welche —"

„Nun, wie gefällt Ihm meine Akademie?" fragte der Herzog, der auf einmal zwiſchen ihnen ſtand. Der Redner entwich mit ſichtbarem Schrecken, auch Heinrich fühlte ſich durch die unerwartete Anrede ein wenig außer Faſſung gebracht, und mußte ſich ſehr zuſammennehmen, um etwas Schickliches zu entgegnen. Der Eindruck, den die Großartigkeit des Lokals, die überall herrſchende Ordnung, das Perſönliche, das in dem Verhältniß des Landesfürſten zu ſeinen freimüthigen Schülern obwaltete, der Eindruck, den die hübſche halbmilitäriſche Kleidung der Zöglinge im Vergleich mit den groben ſchwarzen Kutten der Kloſterſchüler auf ihn machte, ließ ihn die ſchmeichelhafte Rede, die ihm durch die Macht der Umſtände in den Mund gelegt war, mit Ueberzeugung und mit jener nachdrücklichen Lebendigkeit vortragen, welcher auch ein mißtrauiſcher Menſchenkenner Glauben ſchenkt. „Er meint es gut mit mir," erwiderte der Herzog mit herablaſſender Freundlichkeit: „es ſoll mich freuen, wenn meine Bemühungen den öffentlichen Beifall finden."

Heinrich wollte etwas darauf ſagen, der Herzog aber unterbrach ihn und fuhr fort: „Ich muß zu meiner Freude ſagen, die Akademie ſchreitet vorwärts, ſie erhält mit jedem Jahre neuen Zuwachs, und ich muß von Zeit zu Zeit auf Erweiterung denken. — Ja, was ich ſagen wollte, Er hat hauptſächlich Philoſophie ſtudirt? nicht wahr?" — „Wie ich Ew. Durchlaucht ſchon früher zu ſagen die Ehre hatte," erwiderte er, „ſo hat mich die Philoſophie mit ihren Nebenzweigen mehr anzuziehen gewußt, als" — „Gut," unterbrach ihn der Herzog; „es iſt eine ſchöne Wiſſenſchaft um die Philoſophie, ſie macht den Menſchen zu dem, was er eigentlich ſeyn ſoll, ſie gibt ihm eine allgemeine durchgängige Bildung, ſo daß nachher alle einzelnen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſich in freiem Spiel bei ihm entwickeln können. Doch iſt es nicht hinlänglich, ſich der Philoſophie allein zu widmen, ſie iſt mehr Vorbereitung, Propyläe. Ich ſage, ſie macht den Menſchen zu dem, was er ſeyn ſoll, zu einem Menſchen, aber es iſt nicht genug, ein Menſch zu ſeyn, ſondern jeder hat ſeine eigene Beſtimmung, der er nachkommen muß. Zum Beiſpiel, ich muß regieren, und ihr andern müßt eure Unterthanenpflichten erfüllen; das ſind

Beides Sachen, die vielfache Kenntniſſe erfordern, über die man insbeſondere nachdenken muß, namentlich das Erſtere; jeder muß einen Beruf haben" — (wenn er mir nur endlich einen anwieſe, dachte Heinrich) — jeder muß der Welt, der Geſellſchaft durch eine Thätigkeit, durch eine zweckmäßige Anwendung ſeiner Talente nützlich zu werden ſuchen, und hiefür reicht die Philoſophie nicht aus. Ich ſage, ſie iſt eine ſehr ſchöne Wiſſenſchaft, ſie bildet den Menſchen, aber ſie darf ſich nicht alles anmaßen, der Philoſoph darf ſich nicht allgemeinen Träumen überlaſſen, ſonſt kommt nichts dabei heraus."

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

(Beſchluß.)

Vor wenigen Jahren noch war der Haarputz ein mehr oder minder koloſſales pyramidaliſches Gebäude; es unterſchied ſich von den grotesken Friſuren des vorigen Jahrhunderts am Ende nur durch die Abweſenheit des Puders. Es galt damals für äußerſt reizend, wenn zu oberſt auf langem Stengel eine Blume nickte, wie der mit Bändern verzierte Baum auf dem Giebel eines neuen Hauſes, wenn die Baurede gehalten wird. Der durchgreifende Charakter des jetzigen Kopfputzes im weiteſten Sinn iſt die Plattheit: Alles iſt rückwärts und zur Seite hinabgeſchoben. Das Haar wird ganz hinten aufgebunden und mit Blumen oder Geſchmeide umwunden; ragt ja etwas hervor, etwa ein Blumenzweig, ſo fällt er gegen das Ohr nieder. Was Kopfputz heißt, unterliegt dieſem Geſetze: Nichts erhebt ſich über die Stirne; die Federn, Paradiesvögel oder Esprits auf den Hüten aller Art, auf Toquen, auf Kopfputz von Sammt und Gaze ſind in der Richtung der Schulter abwärts geneigt oder fallen ſelbſt auf Hals und Schulter herab. Die Blumen auf dem Hut ſitzen am Ohr, an einer Haube ganz unten, in der Höhe des Mundes. — Ganze Blumenguirlanden im Haar ſind ſehr häufig; aber manche Frauen, namentlich ſolche mit harten, ſtark ausgeprägten Zügen, thun ſich dadurch bedeutenden Schaden. Halbguirlanden zu beiden Seiten an den Schläfen ſtehen dagegen faſt Jedermann. Man wählt hiezu nicht ſelten die oben erwähnten Perlentrauben mit grünem oder goldenem Laubwerk; ſogar auf Hauben werden dergleichen angebracht. — Die niedrige Friſur hatte in ihrem Gefolge nothwendig auch Diademe und antike Kopfbinden. Unter Diadem verſtehen wir hier die kleinen gothiſchen Kronen, mit denen man hinten das Haar umgibt, und die im Mittelalter zur Befeſtigung des Schleiers dienten. Die antiken Binden beſtehen entweder aus fingerdicken Blumenſchnüren, oder es ſind Goldbänder mit getriebener Arbeit, oder mit Perlen und Steinen beſetzt.

Die Bracelets werden ſehr ſchwer getragen, und ſind ſomit ſehr koſtbar, auch wenn keine Steine dazu verwendet werden. Die herrſchende Form war Anfangs eine einfache, aber ungeheuer dicke Schlange; jetzt läßt man mehrere ſich verſchlingen, oder das Armband figurirt auch einen Strick mit einem Knoten. Es iſt allgemein Sitte, das Bracelet auf dem bloßen Arm über dem Handſchuh zu tragen. — Sehr weit wird der Luxus mit geſtickten Schnupftüchern getrieben. Man führt mit unbegreiflich feinem Stich förmliche Tableaux auf der Leinwand aus: menſchliche Figuren mit natürlichem Relief der Geſichtszüge und der Glieder, Tauben, Schmetterlinge mit Blumenarabesken u. dergl. Bald kann ſich eine Dame in langweiliger Geſellſchaft mit ihrem Schnupftuch, wie mit einem Album oder einem Bilderbuch unterhalten. Ein ſolches Schnupftuch gehört jedenfalls in die Hand der Dame auf dem Ball. Daran trüge ſich nun nicht ſchwer, möchte auch die Stickerei noch ſo breit ſeyn; nun ſoll ſie aber daneben Blumenſtrauß und Fächer beim Tanzen in der zarten Hand behalten; und da jener fortwährend gewaltig dick und dieſer ſehr lang iſt, ſo erfordert das Kunſtſtück immerhin einige Uebung.

Man ſieht, die weibliche Ariſtokratie hat es darauf angelegt, in der Tracht wieder einmal eine Demarkationslinie zwiſchen ſich und dem kleinen Volk zu ziehen. Aber dieſe Grenze läuft verſchwimmend durch mehrere Stände, und die Weiber, welche nicht wiſſen, was ſie ſich zu geſtatten und zu verſagen haben, ſind offenbar übler daran als früher bei einem uniformeren, und beſonders minder koſtſpieligen Koſtüm. Wir haben oben ein theatraliſches Gleichniß gebraucht, und ſo könnten wir auch hier wieder ſagen: eine nicht ganz hochgeſtellte Frau, welche ſich bei uns auf der Höhe der Mode halten möchte, glich beim frühern einfachern Syſtem einem deutſchen Intendanten, der das Vaudeville oder das Repertoire der komiſchen franzöſiſchen Oper copirt. Wohl mag dieſer zuweilen den Geiſt der fremden Poeſie kurios genug auffaſſen; aber ſein Perſonal, ſein Orcheſter, ſeine leinwandene Natur und Architektur reichen aus, um den Eindruck des Stücks, das keine großen Anſprüche macht und nicht viel äußere Mittel in's Spiel bringt, genügend wiederzugeben: ebenſo konnte unſere Dame mit ein paar Ellen Seide, Gaze und Band, mit einem Hndchen voll Kleinodien, einem Bischen Geſchmack und etwas mehr Einbildung ſich den glänzendſten Erſcheinungen keck an die Seite ſtellen. Jezt aber ſteht ſie im ängſtigenden Verhältniß eines ehrgeizigen Bühnenvorſtands, der die-

großen Opern und Ballette der Pariſer königlichen Akademie der Muſik in ſein armſeliges O von Holz bannen ſoll. Da fehlt's überall, und am Beſten: wo ſollen nur gleich die Federbüſche, die Wappenröcke und der Mondſchein zu den Hugenotten herkommen? Wir fürchten ſehr, daß unter dieſen Umſtänden die Toilette einer Frau, welche ſich im Copiren gewiſſer Muſter zuviel zutraut oder zumuthet, nur zu oft der lezten Scene in Robert dem Teufel auf einem deutſchen Secundärtheater gleichen möchte, oder noch beſſer, an demſelben Ort dem Maskenball, auf welchem Ankarſtröms königliches Opfer ſchlauer Weiſe ſich in einen ſiebenbürgiſchen Herzog verwandelt hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liſſabon, Februar.

Portugieſiſche Baukunſt.

Die politiſchen Blätter bringen Ihnen Tag für Tag einen Auftritt des armſeligen hiſtoriſchen Drama's, das gegenwärtig an den Ufern des Tagus ſpielt. Politik iſt nicht Sache Ihrer Blätter; aber ein Deutſcher, den das Schickſal auf portugieſiſchem Boden feſthält, wird auch Ihren Leſern des Intereſſanten genug berichten können, zumal dieſes Volk in ſeiner Eigenthümlichkeit ſelbſt dem univerſellen Deutſchland unbekannter iſt, als die meiſten andern europäiſchen Völker. — Ich ſtelle mir zunächſt die Aufgabe, zu ſchildern, wie ſich der Charakter des Portugieſen in der Wahl der Wohnplätze, in der Anordnung und Geſtaltung derſelben ausſpricht, wie ſich Burgen, Städte und Dörfer in den Landſchaftsgemälden darſtellen, und wie der Portugieſe ſeine Architektur der eigenthümlichen Natur des Landes angepaßt hat.

Je weiter die portugieſiſche Geſchichte in den Jahrhunderten hinaufreicht, je genauer noch nachgewieſen werden kann, wie dieſe und jene Stadt oder Dorfſchaft unter verändertem Namen ſchon vor mehr als tauſend Jahren exiſtirte, und beſonders zur Römerzeit berühmt war, deſto auffallender iſt es, wie wenig noch erhaltene Gebäude und ſelbſt Ruinen angetroffen werden, deren Erbauung hinter das 15te Jahrhundert zurückreicht. Die einzigen noch wohl erhaltenen Reſte der älteſten Bauten in Portugal ſind wohl die in Evora, der älteſten Stadt Portugals (deren Erbauung im Jahr 459 vor Chriſti Geburt den Celten zugeſchrieben wird); es ſind Monumente der Römerzeit, nämlich der von Quintus Sertorius erbaute und noch wohl erhaltene Aquäduct und die ſchönen Ruinen des Tempels der Diana. Alle Städte, Flecken und Dörfer tragen das Gepräge neuerer Zeiten, und höchſt ſelten wird ein Privathaus gefunden, das länger als zweihundert Jahre geſtanden. Größere öffentliche Gebäude, wie Kirchen und Klöſter, reichen ſelten über das 15te und 16te Jahrhundert zurück, in welchen die meiſten erbaut wurden; alles Aeltere iſt verſchwunden. Hie und da exiſtiren wohl noch alte Mauern und Ruinen, die allerdings auf hohes Alterthum ſchließen laſſen, allein ſie haben keine Geſchichte, ihre Steintexte ſind verwittert oder gänzlich verloren gegangen, und Mythen haben ſich nur wenige in Portugal erhalten, wenn ſie nicht zufälligerweiſe von ältern Schriftſtellern aufgezeichnet wurden. So exiſtirt z. B. von dem ganz alten Liſſabon gar nichts mehr, als ein ehemaliges, jezt vermauertes Thor in einer ganz verſteckten Gartenmauer des Caſtells von S. Jorge, durch welches im Jahr 1147 Dom Martinho Moniz daſſelbe erſtürmte und den Mauren, die damals Liſſabon inne hatten, entriß. D. Alfonſo Henrique, der erſte portugieſiſche König, ließ dem bei der Erſtürmung gefallenen Helden Moniz zu Ehren deſſen Kopf in Stein aushauen und über dieſes Thor ſetzen, wo derſelbe noch gegenwärtig mit einer erneuerten Inſchrift zu ſehen iſt. Die großartigen Reſte eines römiſchen Theaters, welche im Jahr 1800 am Abhange deſſelben Caſtells entdeckt und ausgegraben wurden, gingen durch den Aufbau neuer Häuſer an dieſer Stelle gänzlich verloren, da man hier keinen Sinn für Erhaltung architektoniſcher Alterthümer hat. Die Neuheit der portugieſiſchen Architektur, die ſich weder an ein beſonderes Syſtem der Baukunſt bindet, noch von Erfindungsgabe und Phantaſie der Baumeiſter zeugt, muß zum Theil dieſem geringen Sinn für Erhaltung des Alten zugeſchrieben werden, indem man es zuſammenſtürzen läßt und die Trümmer zu etwas Anderem benuzt, vorzüglich aber den öftern heftigen Erderſchütterungen und den vielen verheerenden Kriegen, womit Portugal ſo oft überzogen, wodurch ganze Städte und Flecken in Schutthaufen verwandelt wurden. Die Erdbeben von 1009, 1117, 1146 und 1290 legten ganz Liſſabon in Trümmer; die Gebäude, welche allenfalls bei dem einen Erdbeben verſchont blieben, wurden durch ſpätere verwüſtet, und dieſe Erſchütterungen verbreiteten ſich über ganz Portugal. Auch das Erdbeben vom 21ſten Auguſt 1356, welches ſich dadurch auszeichnete, daß die Erſchütterungen eine ganze Viertelſtunde dauerten, richtete große Verwüſtungen an. Das vom 1ſten Januar 1531 war eines der ſchrecklichſten: es dauerte acht Tage hinter einander. Das vom 28ſten Juli 1597 ſtreckte drei Straßen auf dem Hügel von St. Catharina nieder, indem derſelbe in der Mitte auseinander barſt. Das vom 27ſten Oktober 1699 dauerte mit ruhigen Zwiſchenräumen drei Tage lang und richtete furchtbaren Schaden an. Das vom 1ſten November 1755 verwüſtete bekanntlich halb Liſſabon. Auch die Erdbeben vom 30ſten April 1761, vom 10ten und 17ten Januar 1796 und 7ten Juni 1807 waren ſehr heftig, und manches ältere Gebäude litt Schaden. Auf dieſe Art wurden, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach alle ältern Gebäude im Lande zerſtört, und ſo iſt es denn nicht zu verwundern, wenn in Portugal Städte und Flecken keine Alterthümer aufzuweiſen haben, und wenn nur Evora, zur Römerzeit Ebora et Liberalitas Julia genannt, hievon eine Ausnahme macht, ſofern man daſelbſt nicht nur die oben genannten Monumente findet, ſondern auch einen antikern Bauſtyl, indem die Sitte der Lateiner von ſpätern Erbauern nachgeahmt und beibehalten wurde. Viel Mauriſches hat ſich auch dazwiſchengedrängt, wie die Arkaden und kühlen gewölbten Gänge unter den Häuſern zu erkennen geben. — Das Charakteriſtiſche der meiſten portugieſiſchen Städte, Flecken und Dörfer in den gebirgigern Provinzen iſt, daß ihre erſten Erbauer den Grund dazu auf Anhöhen, Hügeln und Bergabhängen legten, von wo die Ortſchaften nach und nach, bei zunehmender Bevölkerung, ſich bis in die Thalebenen hinab erweiterten. Ihre Stammgebäude waren meiſtens feſte Schlöſſer, von denen der größte Theil in Ruinen liegt. Aber auch Kirchen und Klöſter, auf den höchſten Punkten erbaut, gaben Anlaß zu Anſiedlungen, die mit der Zeit zu bevölkerten Städten wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. März 1838.

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

Juvenal.

Die Pfennigtheater in London.

Bei der gefährlichen Reizbarkeit, von welcher die Bühnenkünstler aller Zungen schlagende Beweise geliefert haben, gehört einiger körperliche und geistige Muth dazu, sich über theatralische Angelegenheiten auszulassen. Aber zu Abfassung vorliegenden Aufsatzes scheint dieses Erforderniß unnöthig zu seyn. Meines Wissens sind die Londoner Pfennigtheater in der deutschen Bücher- und Journalwelt nicht bloß keine stehenden Artikel, sondern sogar ziemlich unbetretener Boden, und von denen, die dort Vorstellungen geben, liest gewiß keiner weder eine Theaterkritik im Allgemeinen, noch eine deutsch abgefaßte in's besondere. Dennoch werden die meisten schriftstellernden Menschen, Engländer wie Deutsche, in London vom Besuche der Pfennigtheater durch eine gewisse wohlbegründete Aengstlichkeit abgehalten. Ein kurzer Aufenthalt genügt, ganz besonders dem Ausländer fühlbar zu machen, daß es seine Bedenklichkeiten hat, sich unter die niedrigste der Londoner Volksclassen zu mischen, und daß es weltklüger ist, einen Jungen, von dem man auf der Straße angerannt oder im Fehlwurfe mit Koth bekleistert wird, ruhig seinen Weg ziehen zu lassen, als ihn zum Behuf einer Lection coram zu nehmen. Es ist überdies hinreichend bekannt, daß Geburt und Reichthum in England die schroffsten Scheidewände aufbauen; hieraus folgt, daß nach der Höhe oder Niedrigkeit der Theaterpreise die versammelten Zuschauer in der bürgerlichen Rangordnung hoch oder niedrig zu stehen pflegen, und so ist leicht die Zahl der Sprossen zu berechnen, welche den, der für seinen Einlaß in das italienische Opernhaus im Durchschnitt über hundert Pence bezahlt, von demjenigen trennen, der für seinen Eintritt in ein Pfennigtheater Einen Penny erlegt. * Es ist die vollste Länge einer in einem civilisirten Staate möglichen Sprossenleiter. Gassenjungen — und zwar Gassenjungen im weitesten Sinne des Worts — von acht bis sechzehn Jahren alt, bilden den Haupttheil der Zuschauer in einem Londoner Pfennigtheater; dann kommen Gassenmädchen, durch Geschlecht und Kleidung, nicht durch Sitte von jenen unterschieden. Ragt bisweilen eine von Zeit und Gebrauch gefirnißte Kappe hervor, die dem, der sie trägt,

* Ich übersetze zwar penny — im Plural pence — durch Pfennig, und penny-theatre durch Pfennigtheater, und es ist auch wahr, daß diese Anstalten ihren Namen mit besserem Rechte führen als unter Anderm die Kollmann-Wolffsche Pfennigencyclopädie, von welcher jedes einzelne Heft auf dem Leipziger Büchermarkte acht gute Groschen, folglich sechs-und-neunzig Mal einen Pfennig kostet, muß aber zu bemerken bitten, daß der Werth eines englischen Penny der achtfache eines sächsischen Pfennigs ist.

zwar die Stirn frei läßt, aber Nacken und Schultern bedeckt, so gehört der Besitzer zur Zunft der Kohlenträger, dieser für humanisirte Gesellschaft zu starken Naturmenschen. Oder zeigt sich eine von Weiß in Grau, und von Grau in Schwarz schillernde Nachtmütze, so ruht sie bestimmt auf dem Haupte eines rußigen Schornsteinfegers, der die Anwesenden schon durch seine Gegenwart genug zu ehren meint, und daher es für unnöthig erachtet, sein Werkeltagsgewand abzulegen. Selten, sehr selten lassen in diesen Tempeln der Kunst sich Personen blicken, die ihres eigenen Dafürhaltens über Gassenjungen und Gassenmädchen, über Kohlenträger und Schornsteinfeger rangiren, und wagt sich einmal ein Neugieriger unter sie, dessen Gesicht die reinliche Farbe eines Europäers und der einen ordentlichen Rock trägt, so ist es ein Wagniß, das er vielleicht bereuen wird. Brauche ich noch an Fieldings Bemerkung zu erinnern, daß es dienlich, von den Dingen, über die man schreibt, auch etwas zu verstehen, um der Versicherung Glauben zu gewinnen, daß, wenn auch kein Muth dazu gehört, von den Londoner Pfennigtheatern zu berichten, doch ohne Muth, durch eigene Anschauung, der Stoff dazu nicht gesammelt werden kann?

Früher als in England war ich in der Schweiz, und wunderte mich dort, in den sogenannten Fremdenbüchern bei den Namen eingeschriebener Londoner deren Wohnung in London angegeben zu finden. Wozu das? Welches Interesse konnte sich an diese Angabe knüpfen? Wer mit den Eingeschriebenen in Briefwechsel stand, kannte wahrscheinlich ihre Adressen, und wer solche zu erfahren wünschte, suchte sie gewiß in keinem Schweizer Fremdenbuche. Aber ein Londoner löste mir das Räthsel. „Die Lage der Wohnung," sagte er, „ist in London ein Merkmal dessen, was in England Respektabilität heißt. Setzen Sie hinter Ihren Namen Portman-square, und wer London kennt, muß in Ihnen einen Mann von respektabeln Einkünften, von wahrscheinlich unabhängigem Vermögen, folglich von respektabelm Charakter vermuthen; denn in Portman-square gibt es keine Kaufladen, beträgt der jährliche Zins eines Hauses nicht unter dreihundert Pfund Sterling, wohnen kaum Andere als Leute der bemerkten Qualität. Setzen Sie dagegen hinter Ihren Namen Oxford-street: obwohl Oxford-street eine der Hauptstraßen Londons und keine hundert Schritte von Portman-square entfernt ist, so wird es doch Niemand, der London kennt, einfallen, Sie für einen respektabeln Mann der bezeichneten Art zu halten. Sie mögen reich und unabhängig seyn, und in Oxford-street aus Vorliebe wohnen; aber alle Häuser in Oxford-street sind Geschäftshäuser mit Verkaufslokalen und Pferdeställen; die Vermuthung ist schlechterdings wider Ihre Respektabilität. Daher die Gewohnheit der Londoner, die ihren respektabeln Charakter außer Zweifel stellen wollen, die Wohnung dem Namen anzuhängen." Seit ich London kennen gelernt, habe ich mich von der Richtigkeit jener Auskunft überzeugt: die Respektabilität der Gegend begründet einen Schluß auf die Respektabilität des Bewohners. Dieser Erfahrungssatz gilt auch von den Pfennigtheatern. Sie existiren blos in armen Distrikten, in Gegenden, die dicht bevölkert und reich an Kindern, aber an jedem andern irdischen Segen blutarm sind; — können sie respektabel seyn? Ratcliffe-highway, die Commercial-road, Mile-end-road, St. George's in the fields, New Cut, King's cross, Paddington und dergleichen heißen die Theile Londons, in denen die Pfennigtheater zu suchen sind, und wer in seiner Gesellschaft nicht allen Anspruch auf Respektabilität verlieren will, darf jene Theile kaum ihrem Namen nach kennen. Aber selbst wenn man diese Distrikte aufgefunden, sieht man sich oft vergeblich nach den Theaterhäusern um. Nachfrage führt nur ausnahmsweise zum Ziele. Während der Fremde wie der Ausländer, wenn letzterer der Landessprache kundig ist, in den geachteten Theilen Londons mit ziemlicher Gewißheit auf freundliche Antwort und Zurechtweisung hoffen darf, scheinen die Bewohner der verachteten Theile gleichsam Freude daran zu finden, entweder gar keine oder falsche Auskunft zu geben. Selbst das Wort penny-theatre wird häufig nicht verstanden, oder trägt dem Fremden, der es gebraucht, ein höhnisches Gelächter ein. Gaff ist ja der Ausdruck, unter welchem die Kunstanstalt geht. * Daher bleiben nur zwei Mittel, das gesteckte Ziel zu erreichen. Man wendet sich entweder an einen Polizeidiener, wenn man das Glück hat, einem zu begegnen, oder merkt auf die angeklebten Zettel, und ist ein geschriebener darunter, das ist der Theaterzettel, und man ist gewiß in der Nähe des Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die eigentlichen Bedeutungen von gaff sind: Hafen, Narr, Markt.

Ein Mittagsmahl in der hohen Carlsschule zu Stuttgart.

(Beschluß.)

Heinrich nahm diese Lehre mit einer tiefen Verbeugung hin. „Was sagt Er dazu, Schiller?" rief der Herzog über den Tisch hinüber. Der Jüngling richtete sich empor, drückte seine Augen zu dem Blinzeln zusammen, das wir bereits beschrieben haben, und entgegnete: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, Dero hohen Worten

gemäß meine eigene Beſtimmung im Auge zu behalten und als Mediciner zu antworten. Als ſolcher finde ich die Anſprüche, welche die Philoſophie gegenwärtig macht, zu hoch: ſie thut, als wenn die Erſchaffung und Erhaltung der Welt allein ihre Sache wäre, als wenn die Kette der Weſen erſt beſtände, ſeit die Philoſophen ihre Exiſtenz bewieſen oder vielmehr zugegeben haben, und vergißt ganz, daß die Welt beſtand, noch ehe es Philoſophen gab, und daß ſie auch ohne ſolche beſtehen kann, freilich durch ſo gemeine Mittel, die ein anderer als ein Mediciner nicht zugeben wird, nämlich durch Hunger, Durſt und Liebe." — „Was weiß Er von der Liebe!" rief der Herzog ſpöttiſch, konnte aber den wohlgefälligen Blick, den ihm ſein witziger Zögling abnöthigte, nicht ganz verbergen.

Heinrich wollte ſich rechtfertigen, aber der Herzog ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Wie ſteht es denn gegenwärtig mit der Philoſophie in Tübingen?" fragte er; „was macht unſer alter Ploucquet?" — „Er beharrt noch immer auf ſeinem „logiſchen Calcul." — „Da thut er ſehr wohl daran. Das wäre für die Logik, aber was iſt gegenwärtig ſein Prinzip in der Philoſophie?" Heinrich beſann ſich einen Augenblick und ſah den Herzog an. „Er beſchäftigt ſich noch immer mit der Leibnitziſchen Monadologie," erwiderte er. — „Das iſt ſehr vernünftig, man muß nicht immer ſelbſt etwas erfinden wollen, ſondern lieber einem bedeutenden Vorgänger folgen. Leibnitz war ein großer Mann." Dieſes Axiom wußte Heinrich nur mit einer Verbeugung zu beantworten. „Stellt der Ploucquet die Ewigkeit immer noch unter dem Bilde eines Hundes und eines Haſen vor, die einander unaufhörlich nachlaufen?" fragte der Herzog weiter. — „Er bedient ſich dieſes Gleichniſſes noch jährlich, ſeit er die Gnade gehabt, dieſen Gegenſtand vor Ew. Durchlaucht in der Aula zu tractiren." — „Ja, es wurden damals mächtige Reden gehalten," ſagte der Herzog lachend. „Jezt, hoff' ich, wird meine Carolina nächſtens der Eberhardina die Stange halten können. Was iſt denn gegenwärtig das Neueſte in der Philoſophie?" — „Man beginnt nach und nach," erwiderte unſer Held, „von der Octologie zurückzukommen, namentlich ſeit Hume einen ſo großen Riß in die Metaphyſik gemacht hat; das Neueſte, was ſich in dem gegenwärtigen Eclecticismus und Empirismus bemerklich macht, iſt die Wendung gegen die Pſychologie, welche, wenn ich nicht ſehr irre, der Wirkung einer Schrift des Abbé von Condillac zugeſchrieben werden muß, obgleich die philoſophiſche Stimmung in Deutſchland ſich ſchon ſeit einigen Jahren nach dieſer Seite hinzuneigen ſchien." — „Wir müſſen machen, daß wir auch einmal wieder einen deutſchen Philoſophen bekommen," verſetzte Karl; „man muß nicht alles dem Ausland verdanken wollen — wiewohl, es gibt nur Einen Voltaire. Aber daß die Pſychologie aufkommt, gefällt mir ſehr. Erkenne dich ſelbſt! das muß der erſte Grundſatz für den ſeyn, der die Menſchheit kennen lernen will; die Geſinnungen, die Neigungen, die Anlagen des Menſchen muß man ſtudiren, dann erfährt man, aus welcher Quelle alle ſeine Handlungen, ſeine Tugenden und Laſter fließen. — Weiß Er was?" rief der Herzog plötzlich: „komm Er geſchwind mit mir!"

Er ging ſchnell auf die Tafel zu, wo die Vorgeſetzten ſpeiſten, und näherte ſich einem noch jungen, ſehr liebenswürdig ausſehenden Manne. „Da will ich Ihn dem Profeſſor Abel vorſtellen," ſagte er. — Abel, examinir' Er mir doch den jungen Philoſophen da, aber in aller Geſchwindigkeit, und ſag' Er mir, ob Er ihn zum Gehülfen brauchen kann; Er weiß, wir müſſen die Facultät erweitern." — Der Profeſſor erhob ſich, betrachtete den Vorgeſtellten mit freundlich forſchenden Blicken, und richtete einige Fragen an ihn, nach deren Beantwortung er dem Herzog lächelnd ſeinen Bericht abſtattete. „Der Herr," ſagte er, „ſcheint ſchöne Kenntniſſe zu haben, und es iſt wohl nur der Eile zuzuſchreiben, womit die Prüfung angeſtellt werden mußte, daß anſtatt der Wärme, mit welcher die Philoſophie ihre Jünger zu erfüllen pflegt, ſeine Reden etwas trocken und nüchtern ausgefallen ſind." — Heinrich nahm ſich zuſammen und ſagte: „Obgleich der Herr Profeſſor nur mit dem Tone des Scherzes ſpricht, ſo geſteh' ich doch, daß etwas Wahres an der Sache iſt; ich habe mich ſo ſehr beeilt, dem Befehl Ew. Durchlaucht Folge zu leiſten, daß ich darüber unterlaſſen habe, mein Mittagsbrod zur gewöhnlichen Stunde einzunehmen." — „Aha!" rief der Herzog lachend, „da geſteht alſo doch ein Philoſoph ein, daß der Hunger etwas in der Welt zu bedeuten hat! Nun, ich will Ihn nicht ums Leben bringen. — Alſo, richtig?" fragte er, indem er ſich zum Profeſſor Abel hinneigte, und fuhr auf deſſen bejahende Verbeugung fort: „Komm Er heut Abend präcis um ſechs Uhr zu mir ins Schloß, da ſoll Er Seine Beſtallung als akademiſcher Lehrer empfangen."

Bei dieſen Worten ſah ſich der Herzog um; die Zöglinge hatten abgeſpeiſt und machten ungeduldige Bewegungen. Er gab einen Wink, unter donnerähnlichem Geräuſche wurden die Stühle in dem großen Saale gerückt, und die Jugend marſchirte nach gehaltenem Gebet hinaus, wie ſie herein gekommen war. Die drei Thüren zu dem Tempel öffneten ſich und ließen eine gedeckte Tafel erblicken; der Markgraf, der den Speiſeſaal verlaſſen hatte, erſchien mit ſeiner Suite, der Herzog ging auf ihn zu, und Heinrich ſah im Abgehen eben noch, wie ſich die Pforten zu dem Mahl der obern Götter für ihn verſchloſſen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, Februar.

(Fortsetzung.)

Portugiesische Baukunst.

Diese Vorliebe für Höhen hatte wohl hauptsächlich ihren Grund in der damaligen Unsicherheit des Landes. Zum Theil floh man aber auch den Anbau in den niedern Gegenden des ungesunden Climas wegen; wenn noch gegenwärtig alle Niederungen in Portugal, und besonders die von Flüssen bewässerten, in der heißen Jahreszeit Wechselfieber erzeugen, so waren gewiß in jener Zeit, wo das Clima durch den Anbau der Ebenen noch nicht, wie jetzt, verbessert war, die Seuchen noch weit häufiger und gefährlicher. — Die festen Schlösser, Burgen und Plätze in Portugal, deren Ursprung hauptsächlich in das 11te, 12te und 13te Jahrhundert fällt, als Portugal noch von den Mauren besessen war, und die Kriege zwischen ihnen und den Christen wütheten, wurden wahrscheinlich von der einen oder der andern Partei erbaut, niedergerissen, wieder aufgebaut und mit hohen dicken Mauern umgeben, die noch jetzt existiren. Maurischer Geschmack, der herrschende der damaligen Zeit, auch wohl der geeignetste für die damalige Vertheidigungsart, ist dabei vorherrschend; zackigte Mauern und hohe viereckigte Thürme zeichnen ihn aus. Ob manche dieser Burgen und festen Plätze auch Stammburgen gewisser mächtigen christlichen Familien, wie in Deutschland, waren, ist wohl zu bezweifeln, da mir auch nicht eine einzige dieser alten Burgen bekannt ist, die den Namen einer jetzt noch existirenden altadelichen Familie trüge. Da so Vieles in Portugal durch Erdbeben, Kriege und Nachlässigkeit untergegangen ist, worunter auch der große Schatz von Archiven, Städte- und Familien-Chroniken, so kann es nicht befremden, wenn man gegenwärtig den Ursprung dieser alten Burgen nicht mehr nachweisen kann; die Alterthumsforscher Portugals sind übrigens bisher auch sehr nachlässig gewesen, und noch keiner hat sich die Mühe gegeben, in den noch existirenden Archiven und Familienpapieren deßhalb nachzuspüren. Manche Urkunden würden sich wohl unter den Manuscripten der Klöster finden, und mancher Stoff zu Ritterromanen, während bis jetzt Portugal auch nicht einen einzigen aufzuweisen hat, der sich auf eine Burg bezöge.

Eine der wohlerhaltensten dieser Burgen ist die der Herzoge von Braganza in der Stadt gleichen Namens, allein weniger malerisch als andere in Ruinen liegende, wie besonders die von Leiria, Pombal, Torres Vedras u. s. w., oder die Burgflecken Marvao, Obidos Alcacer und viele andere. Erst nach der Maurenzeit entstanden Kapellen und Kirchen auf einsamen Bergen und Felsenspitzen zum Lobe des Höchsten. Man glaubte da dem Himmel näher zu seyn, oder man stellte sie als Leuchtthürme des Glaubens so hoch, damit sie weit glänzten und die Gläubigen dahin lockten. Auch Klöster entstanden auf den Bergen wie Jagdschlösser, um welche sich das zahme christliche Menschenwild lagerte und seine Nester baute, und so entstanden denn nach und nach die Ortschaften neuern Gepräges, und die ältern erhielten auch ihre Kirchen an erhöhten Orten oder in den umgewandelten Moscheen. Jene gewähren nun zwar keinen imposanten, allein einen besonders freundlichen Anblick aus der Ferne; denn auch das kleinste Häuschen glänzt mit einer weißen Außenseite, wie eine Jungfrau im weißen Brautkleide, wogegen das Matronenartige der letztern nicht zu verkennen ist; alte graue Mauern, zum Theil in Ruinen zerfallen, umgeben dieselben wie mit einem abgetragenen schmutzigen Reifrocke; Thurmfragmente und Mauerzacken erinnern an eine vergangene Schönheit, die nun verwelkt noch einzelne Zähne mit großen Zahnlücken zeigt und so wenig Eitelkeit mehr besitzt, daß sie sich nicht einmal mehr wascht; die meisten Häuser sind schmutzig grau, verwittert. In den Orten neuern Ursprungs ist besonders der große Kontrast zwischen den mächtigen Klostergebäuden und den ganz unverhältnißmäßig kleinen Wohnhäusern des Volks auffallend. Mit weißem Anstrich der meilenweit in die Augen fällt, gleichen sie, aus dieser Ferne betrachtet, einer Heerde weißer Gänse mit ihrer jungen Brut. Besonders merkwürdig in dieser Hinsicht ist das Riesenkloster von Maffra, das sich zu den Wohnhäusern umher verhält und über dieselben emporragt, wie der Elephant über eine Heerde weißer Mäuse. Daß in christlichen Ländern die Ortschaften, welche keine Burgen hatten, ihren Ursprung den Kirchen, Kapellen und Klöstern verdanken, ist wohl mehr als wahrscheinlich, und liegt schon in der Natur der Sache. Man gehe, um diesen Prozeß noch jetzt zu beobachten, z. B. nach Brasilien. Dort, so wie in den vereinigten Staaten, ist ein halbes Lebensalter schon hinreichend, um diese Entwickelung eines Ortes vom ersten Ursprung an mit anzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 60.

Ruhm. Ruhe.

Doppelräthsel.

1.

Der Himmel ist blau, die Sonne glänzt,
Die Najade tredenzt
Den grünen Gräsern den lustigen Bach,
Der stürzt sich hinunter mit Sprüngen jach
In sonnigen Wasserfällen
In des Flusses umarmende Wellen.

2.

Der Himmel ist schwarz, die Sonne fort,
Die Schatten dort
Entsteigen den Grüften mit bleichem Gesicht,
Umsonst sucht ihr das erquickende Licht;
Es ist mit der Sonne gestorben,
Ihr Reich hat die Feindin erworben.

Falsche Lösung.

„Wer da wohl lange noch rathen mag!
1. ist der Tag,
Wo die Sonne scheint und im Thale grün
Vergißmeinnicht und Rosen blüh'n;
Und 2. ist die düstere Nacht, ihr Feind,
Wenn des Mondes Laterne selbst nicht scheint."

Weitere Andeutungen zur richtigen Lösung.

Wohl gleichen sie sich wie Nacht und Tag.
Und Eines mag
Nicht neben dem Anderen je besteh'n,
Ob sie ineinander auch übergeh'n;
Doch ist ein längeres Leben
Bald jenem, bald diesem gegeben.

Ein Tag, den über des Menschen Geschick
Ein Augenblick
Oft wirft, ist das Eine zu nennen;
Als Nacht, die über sein Leben schwer
Die schwarzen Fittiche breitet her,
Lernt Mancher das Andere kennen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. März 1838.

— Es ſchlägt ein großes Herz
In der Natur: vertrau' der Fühlenden!
Dein reinſter Gedank' entſprang dem Quell
Des reinſten Geiſtes und gehört ihm zu,
Und fließt in ihn zurück, zum Allbeleber.
Dein tiefſter Wunſch gehört dem großen Herz
Der Schöpfung zu, und findet es gewiß.

Herder.

Immortellen.

I.

Mir iſt, als müßt' ich immer klagen,
So lang mein kurzer Lebenstag:
Soll mir kein ew'ger Morgen tagen,
Dem keine Nacht mehr folgen mag?

Mir iſt, als müßt' ich immer weinen:
So iſt mein Leben eitler Traum,
Wie wenn die Sonnenflimmer ſcheinen
Auf farbigwüſten Wellenſchaum!

O armes Herz, was haſt du Dauer
Gehofft, ſo heiß, ſo ſehnſuchtkrank!
Du hielteſt auf eine Felſenmauer —
Sie ſtand auf Sand und wankt' und ſank.

O armer Geiſt, du wollteſt weben
In deinen Thaten, kühn erdacht,
Hoch über'm armen Erdenleben,
Und ſtäubſt mit ihnen in die Nacht!

Dich ſollte hier die Nachwelt lieben,
Du wollteſt dort, auf ſchönern Höhn,
Hoch über jenen Sternen drüben,
Zu Gott mit lieben Freunden gehn.

O armer Wunſch, nicht zu erreichen!
Ach, deine Nachwelt iſt der Tod!
Ach, deine Freunde ſind — die Leichen,
Die nimmer weckt das Morgenroth!

Und hier auf dieſer armen Erde
Iſt mein Gefährte ſtarrer Schmerz!
Er drückt mit jammernder Geberde
Mich ſtumm an ſich, da ſeufzt mein Herz:

„Wär' ich die holde Wieſenblume,
Ich blüht' empor für einen Mai,
Der Welt zur Luſt und Gott zum Ruhme,
Und welkte leicht, wär' es vorbei!“

„Wär' ich die Lerch', im Reich der Lüfte
Verſäng' ich meine Wonnezeit,
Indeß ich froh im Aether ſchiffte;
Dann ſtürb' ich ohne Schmerz und Leid!“

„O lebt' ich, gleich der Ephemere,
Nur für den lichten Augenblick:
Schmerzlos, wie er entſchwunden wäre,
Sänk' ich in ew'ge Nacht zurück!“ —

Was will, o Gott, dies tiefe Sehnen,
Dem ſtets ſein Ziel unendlich weit?
Was will ſich, Geiſt, dein Fittig dehnen
Raſtlos in die Unendlichkeit?

Du gleichſt, ach! dem Galeerenſklaven,
Den, wie er rudernd kämpft und ringt,
Eh' noch erreicht der Freiheit Hafen,
Das aufgewühlte Meer verſchlingt.

II.

Welten werden und vergehen:
Wie auf reichem Lindenbaum
Blüthen keimen und entwehen,
Kommt und flieht der Lebenstraum;

Kommt und flieht, wie Well' auf Welle
Ueberſchäumt den Uferſand:
Doch das Meer, der Wellen Quelle,
Ruht in ewigem Beſtand.

So der Menſch. — O, nicht zum Spotte
Seines Traums im Tröpfchen Zeit
Ward ihm von dem ew'gen Gotte
Drang in die Unendlichkeit!

Ob auch ſeines Daſeyns Welle
Mit ſich ſpuhlt der Zeiten Fluth:
Nimmer rührt ſie an die Stelle,
Drauf ſein heilig Leben ruht.

Menſch, vernimm: Dein tiefſtes Regen,
Ein's iſt's mit dem ew'gen Seyn,
Das auf unbekannten Wegen
Trat in die Beſchränkung ein.

Und dein Drang nach höhern Sphären,
Und dein Durſt nach Ewigkeit
Iſt die Sehnſucht, heimzukehren
In die eigne Weſenheit.

Was du ſcheu'ſt, wovor dir bauget,
Jrd'ſcher Tod, o Menſchengeiſt,
Iſt ja, was dein Wunſch verlanget,
Was dein Sehnen dir verheißt.

Nicht von Sphäre richt' auf Sphäre,
Nein, auf's All den geiſt'gen Blick!
Dein Gebet ſey: Welle, kehre
Friedlich in dein Meer zurück!

Eduard Sileſius.

Die Pfennigtheater in London.

(Fortſetzung.)

Keines der Londoner Pfennigtheater iſt wahrſcheinlich je für ſeinen derzeitigen Zweck erbaut worden. Die einen mögen früher zu Ställen, die andern zu Schuppen gedient haben. Ihrem Aeußern nach ſind ſie urſprünglich alle ſogenannte out-door-houses, zu wirthſchaftlichen oder ſonſtigen Bedürfniſſen von den Wohnungen abgeſonderte Gebäude geweſen. Auch ihr Inneres hat nur den nothdürftigſten Wechſel erfahren. Wo die Wände unverhüllt ſind, und verhüllt ſind ſie bloß, wo ſie es ſchlechterdings ſeyn müſſen, zeigen ſich die nakten Backſteine, und das Dach läßt hie und da eingebrochene Oeffnungen ſehen. Mit wenigen Ausnahmen findet die ariſtokratiſche Abtheilung in Logen, Sperrſitze, Parterre und Gallerie gar nicht Statt, oder ſie beſchränkt ſich auf einen bretternen Verſchlag für die Bequemlichkeit des Unternehmers und der unbeſchäftigten Künſtler. Im Allgemeinen herrſcht völlige Ranggleichheit, und der ganze, den Zuſchauern beſtimmte Raum beſteht aus ſtufenweis erhöhten Bänken, von deren Oberfläche ein ſchneller Hobel kaum die roheſten Anſtöße entfernt hat. Unter den Bänken gähnt in wachſender Tiefe der Abgrund; zwiſchen Bank und Bank bildet ein ſchmales Bret den Fußboden. Einen Schritt von der Eingangsthüre, die in den ſtattlichſten dieſer unſtattlichen Theater von einem tuchenen oder leinenen Vorhange vertreten wird, führt der Weg zu ſämmtlichen Bänken über eine mehr oder minder gebrechliche Stiege. Wer die vorderſte Bank einnimmt, ſitzt unmittelbar vor der Bühne. Doch folgt daraus nicht, daß die Pfennigtheater kein Orcheſter haben. Ganz fehlt es ſelten, obſchon es noch ſeltener mehr als drei Geiger zählt. Das Abweichende von der gewöhnlichen Einrichtung liegt ausſchließend darin, daß die Fiedler bis zum Anfange der Vorſtellung, wenn das Wetter es einigermaßen erlaubt, außerhalb des Theatergebäudes, iſt das Wetter zu ungünſtig, innerhalb des Theaters vor der Eingangsthüre und während der Zwiſchenakte auf der oberſten Bank oder am Fuße der Stiege muſiciren. Die Bühne, zu ebener Erde mit den fünf oder ſechs vorderſten Sitzreihen, füllt ſtets die ganze Breite des Hauſes; aber ihre geringe Tiefe zwingt Acteurs und Actricen ſtets zu verkürzten Bewegungen und zu kleinen Schritten. Die Couliſſen haben an der Raumbeſchränkung keine Schuld; zwei an die Seitenwände gehängte Stücke Tapeten, auf jedem ein Baum, verſetzen den Zuſchauer in einen Wald; zwei andere dergleichen, auf jedem ein Haus, ſtellen eine Stadt vor; und gibt es außerdem noch zwei Stück Tapeten, jedes mit einem gemalten Fenſter, zum Zeichen, daß die

Agirenden in einer Stube sind, so erschöpft dies vermuthlich den ganzen Dekorationsvorrath. Die Erleuchtung steht mit alle dem in glücklichem Verhältnisse. Nirgends habe ich unter sechs, nirgends über zwanzig Pfenniglichter gezählt.

Wiewohl im Aeußern und Innern unwesentlich von einander und von den eigentlichen Schauspielhäusern wesentlich unterschieden, können doch die Pfennigtheater, gleich lezteren, ebenfalls in große und kleine getheilt werden. Wie viel es deren von beiden Sorten gibt, habe ich ganz genau nicht auszumitteln vermocht. Die Angaben schwanken zwischen achtzig und hundert. Kann man die, welche für ungefähr hundert und fünfzig Zuschauer Raum haben, kleine, die, welche eine höhere Zahl fassen, große nennen, so dürfte zwar die Gesammtmasse in zwei ziemlich gleiche Hälften zerfallen, jedoch die der großen mehr Gradationen aufweisen können als die der kleinen. Das kleinste der leztern wird gewiß nicht weniger als hundert, das größte der großen — und dieses befindet sich in Paddington — kann gewiß gegen zweitausend Personen fassen. Den Unternehmern dieser kleinsten, kleineren und kleinen Etablissements würde es, bei aller Kärglichkeit der Ausstattung, geradehin unmöglich seyn, auf ihre Kosten zu kommen, wollten sie jeden Abend — natürlich mit Wegfall des Sonntags, wo in dem orthodoxen England die Branntweinschenken offen und alle Theater geschlossen bleiben — sich auf Eine Vorstellung beschränken. Also wird an jedem Theaterabende mehrere Male gespielt, und je kleiner das Haus, desto öfter, von drei bis zu sieben Malen, wenn zahlungsfähige Zuschauer vorhanden sind. Jede einzelne Vorstellung dauert dann in der Regel drei Viertelstunden, besteht aber demungeachtet gewöhnlich aus drei Stucken, einer Tragödie von zwanzig, einer Komödie oder Posse von zwanzig, und einem Gesange von fünf Minuten. Nach dem lezten Fallen des Vorhanges werden die anwesenden „Damen und Herren“ ersucht, entweder einen zweiten Penny die Person zu erlegen, oder sich zu entfernen. Die Bezahlenden werden von dem Geldeinsammler ruhig auf ihren Plätzen gelassen, die Fortgehenden zu Beschleunigung ihrer Schritte getrieben, und es ist eine schmerzliche Wahrnehmung, daß das alte Gleichniß von den ausgepreßten Citronen und den abgespielten Karten sich auch hier geltend macht. Vor jedem Eintretenden verbeugt sich der Kassirer, gegen den Austretenden, der seinen Schritt nur einigermaßen verzögert, achtet er sich bald zu wörtlicher, bald zu thätlicher Stimulanz berechtigt. Und je kleiner das Haus und je häufiger der Personenwechsel, desto artiger die Behandlung beim Kommen, desto gröber beim Gehen. Die großen Pfennigtheater geben an jedem Abende zwei, selten drei, aber nie mehr Vorstellungen, und verlängern die Dauer einer jeden bisweilen auf anderthalb Stunden. Hier erfahren demgemäß die aufgeführten Stücke nicht ganz die horrende Abkürzung, die sie in den kleinen Häusern erleiden; doch muß ein Hamlet, ein Macbeth, ein Richard natürlich auch dort verschnitten werden, Shakespeare's Othello nicht zu vergessen, dieses Lieblingsstück aller Pfennigtheater, wahrscheinlich weil der den Othello darstellende Künstler ein schwarzes Gesicht und schwarze Hände für das alleinige Erforderniß hält, und er die Materialien hiezu wohlfeil genug im ersten besten Schornsteine findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Hofbälle.

Ueber den gegenwärtigen Fasching konnten sich auch die unersättlichsten Tanzlustigen nicht beklagen; denn ich glaube nicht, daß jemals mehr in Paris getanzt worden ist, als seit Anfang dieses Jahres. Es ist wohl eine Folge der politischen Ruhe, daß die Leute sich jezt so sorglos allen Vergnügungen überlassen, und sich in einen Taumel von Belustigungen stürzen. Dieser Taumel hat nicht etwa besondere Klassen oder Stände der Gesellschaft ergriffen, sondern alle Stände von den reichsten und vornehmsten bis zu den ärmsten. Alle haschen nach Vergnügen und Belustigung, und deßwegen waren nicht nur die Privatballsäle, welche mit großer Freigebigkeit den Freunden und manchmal auch den Freunden der Freunde offen stehen, gefüllt, sondern auch die öffentlichen Ballhäuser, wo der Zutritt ein, zwei, auch wohl vier Fünffrankenstücke kostet, wurden während des Faschings ausnehmend stark besucht. Die Zeitungen haben an das siebzehnte Jahrhundert erinnert, wo die Oper das Ballmonopolium hatte, und jeden gerichtlich belangen konnte, der sich unterstand, öffentliche Bälle zu veranstalten. Wie fern liegt diese Zeit schon hinter uns! welche Umwälzung würde jezt dazu gehören, um der Oper ein ähnliches Monopol wieder zu verschaffen. Hundert Unternehmungen müßten erst unterdrückt werden. Zwar nicht die lustigsten, aber sicher die glänzendsten waren wohl die Hofbälle, von welchen die ministeriellen Blätter sehr prunkende Beschreibungen geliefert, während die Oppositionsblätter sich häufig sehr geringschäzig darüber geäußert haben. Die Wahrheit ist, daß sich die Hofbälle seit 1830 außerordentlich verändert haben. Sonst wurde keine Etikette beobachtet, und der Bürger mit seiner Frau in sehr schlichter Kleidung zugelassen. Damals war es auch nicht schwer, Zutritt zu erhalten, und eine Offizierésstelle in der Nationalgarde, was doch im Grunde sehr wenig ist, reichte hin. Zuweilen wurden auch bloße Gardisten eingeladen. Damals sah es sehr bunt in den Sälen der Tuilerien aus, und man konnte nicht läugnen, daß Ludwig Philipp ein wahrer Bürgerkönig sey. Nach und nach hat der Hofball eine andere Gestalt angenommen. Der schlichten Bürger sind weniger erschienen, dagegen der Beamten desto mehr. Die einfache Kleidung ist verbannt, dagegen Uniform oder habit habillé (die sonderbarste Benennung für ein Hofkleid) auf den Einladungszetteln vorgeschrieben worden. Den Damen hat man keine besondere Art von Kleidung anbefohlen; aber

es versteht sich von selbst, daß wenn die Männer in habit habillé erscheinen, die Damen auch nur in großem Putze erscheinen können, und wahrlich bedarf es dazu keiner Befehle; die meisten sind schon von selbst sehr dazu aufgelegt. Es heißt, Ludwig Philipp mache sich im Grunde aus der Hofetikette nicht viel, wolle aber dem Gewerbfleiße, besonders den Fabriken für Luxusartikel, welche durch die amerikanischen Bankrotte so stark gelitten haben, zu Hülfe kommen, und deßhalb werde jezt mehr auf den Glanz der Hofbälle gehalten als zuvor. Auch hat die Vorschrift einer glänzenden Kleidung die Zahl der Ballustigen bei Hofe nicht vermindert. Es gibt hier ja Tausende von Familien, welche im Ueberflusse leben, und denen es daher ganz erwünscht ist, in großem Luxus auf den Hofbällen erscheinen zu können. Dagegen hat diese Vorschrift unter den Volksdeputirten bekanntlich zu weitläufigen Debatten Anlaß gegeben, und auch die Tageblätter eine zeitlang beschäftigt, und zwar so ernstlich, als ob es sich um eine Haupt- und Staats-Aktion handle. So ganz frivol war die Sache übrigens doch nicht. Einer der Hauptgründe, welche man geltend machte, um die Volksdeputirten zu bewegen, eine gestickte Kleidung anzulegen, war der, daß man nur so mit Anstand bei Hofe erscheinen könne. Dies schien andern ein schlechter Grund; ein Volksdeputirter sey kein Beamter, hänge nicht von der Regierung ab, und brauche daher auch keine besondere Kleidung; seine Würde könne durch eine bürgerliche Kleidung keineswegs gefährdet werden u. s. w. Bekanntlich wurde der Antrag, ein bestimmtes Costum anzulegen, zulezt verworfen, obschon sich eine Menge Stimmen zu Gunsten desselben hatten vernehmen lassen. Ich glaube, die meisten hatten vernünftigerweise eingesehen, daß die Debatten über diesen oder jenen Zuschnitt, über mehr oder minder Stickerei, sie von wichtigern Angelegenheiten abführen und lächerlich machen würde. Somit kleidet sich jeder wie er will, und dies hat denn allerdings seine komische Seite. So haben einige das alte Costüm der Volksdeputirten zu Grunde gelegt, aber dasselbe beliebig mit Stickereien kostbar verzieren lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Lissabon, Februar.

(Fortsetzung.)

Portugiesische Baukunst.

Die ältern Städte und Flecken Portugals zeichnen sich besonders durch unregelmäßige Anlegung der Straßen aus: eng und krumm, an den Abhängen von Bergen und Hügeln, oft so steil, daß man nicht einmal zu Pferd hinanklimmen kann, geschweige denn zu Wagen. So schön und herrlich sich ein solcher Ort aus der Ferne ansieht, so großartig manche dieser Städte auch erscheinen, z. B. die Berge und Thäler überziehende Häusermassen Lissabons, hier amphitheatralisch über einander gebaut, dort den Saum des Tagus bildend und sich in Flächen verlierend; Porto mit seinen Spitzthürmen und den Resten zackigter Mauern an den felsigten Abhängen des wildströmenden Douro; Coimbra, dieser Musensitz, an den sanftern Gehängen und idyllischen Ufern des ruhig und klar dahin fließenden Mondego; Santarem, das Scalabis der Römer, dieser zweitheilige Flecken mit Kopf und Füßen ohne Rumpf, die Oberstadt mit ihren 15 Klöstern auf dem Bergplateau, die Unterstadt an den Ufern des Tagus, beide Abtheilungen durch den mit uralten Olivenbäumen bewachsenen steilen Abhang getrennt; und so noch viele andere große und kleine Orte, so großartig sie, wie gesagt, daliegen, so unbequem ist in ihnen zu wohnen. Das immerwährende Bergauf- und Bergabsteigen auf dem furchtbarsten Pflaster ist ermüdend in jeder Jahreszeit, es wird zur Qual bei brennender Sonne, und erschwert den Transport des unbedeutensten Gegenstands. Nur manche Hafenstädte und ein kleiner Theil der Städte des Innern sind in fruchtbaren Ebenen erbaut, z. B. das freundliche Setubal, das Caetobriga der Alten am salzreichen Rio Sado, welches seine mährchenhafte Entstehung dem Tubal Kain zu danken haben soll; das durch seine guten Weine wichtige Figueira, an der Mündung des Mondego; Aveiro mit seinem versandeten Hafen am Rio Vouga; die Stadt Braga, Bracara Augusta zur Römerzeit genannt, in dem reizendsten Garten des fruchtbaren Minho; das alte ehrwürdige Evora mit seinen hohen grauen Mauern, und das neuere Estremoz mit seinen festungsartigen Einfassungen in den Steppen Alemtejos, und andere mehr: alle diese sind frei von den Unbequemlichkeiten der Bergstädte; kleine, krumme und sehr enge Straßen, in denen kaum ein Reiter durchkommen kann, fehlen zwar auch ihnen nicht, allein sie besitzen doch auch große und breite Hauptstraßen und weitläuftige Plätze, auf denen sich das Volk bewegen kann. Was hauptsächlich an allen portugiesischen Städten, selbst Lissabon nicht ausgenommen, auffällt, ist der fast gänzliche Mangel an hohen, emporstrebenden Thürmen, deren Spitzen dem Wanderer als Ziel seiner Reise meilenweit entgegenleuchten und wodurch selbst kleinere Städte in andern Ländern in der Ferne imponiren. Hier ragen die Thürme kaum über den Dachgiebel hinaus, und ihrer sind immer zwei neben einander, der Symmetrie wegen, an der Façade der Kirche angebracht, ganz denen in Italien gleich, die ein Reisender daselbst richtig Thürme in Stiefelknechtsgestalt nennt. Selbst die unverhältnißmäßig großen, weitläuftigen, oft alleinstehenden Klostergebäude imponiren nicht, denn es sind ganz gewöhnliche zweistockige Häuser mit glatten Wänden, nur in vergrößertem Maßstabe erbaut, viereckige große Steinmassen mit unzähligen Fenstern, klein und groß, und unter zehn dieser Gebäude ist wohl kaum eins, das bis auf den letzten Stein vollendet wäre. Im Vertrauen auf die ewige Dauer des orthodoxen Glaubens wurden dieselben so großartig begonnen, daß sie erst von Urenkeln vollendet werden konnten. Jahrhunderte lang legte man Stein auf Stein, man baute immer fort, erst rasch, dann aber mit der Abnahme des Glaubens immer langsamer, und endlich blieb der ganze Bau unvollendet; oft fehlte nur noch eine Kleinigkeit, allein auch die paar Steine konnte man nicht mehr anschaffen. — Es ist zum Erstaunen, was man in jenen frühern Zeiten mit dem frommen Glauben ausrichtete; die meisten Kirchen und Klöster, welche Hunderttausende und Millionen kosteten, verdanken ihr Entstehen allein den Beiträgen und Schenkungen der Gläubigen. Dieser Glaube und der Einfluß der Geistlichkeit erhielt sich noch bis vor dreißig Jahren, bis zur Invasion der französischen Armee in Portugal, die einen wichtigen Zeitabschnitt in der portugiesischen Geschichte bildet, den Wendepunkt, von wo sich vieles in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes änderte. Die Frömmigkeit nahm schnell ab, die Geistlichkeit verlor ihren Einfluß, das Volk fing an, die Augen zu öffnen, die physischen Bedürfnisse behielten die Oberhand über die geistigen, man fing an, mehr für den Leib als für die Seele zu sorgen, und somit hörten bald alle Schenkungen für Kirchen und Klöster auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. März 1838.

Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern:
Das Mauern hier sind, das nur wissen Alle.

Byron.
Childe Harold.

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

Von J. W.

Cité des Limes.

Das Geschick hat mir mitunter derbe Schläge versezt, aber es hat nie versäumt, mir nachher auch wieder ein wenig die Backe zu streicheln, die noch von der lezten Ohrfeige brannte. Ich bin dadurch zu einer wahrhaft christlichen Philosophie gekommen, und halte geduldig die rechte Wange hin, wenn ich ein's auf die linke empfangen habe. In Dieppe war ich abermals so glücklich, vorerst etwas unglücklich zu seyn. Die Badegäste waren weg. Das wäre zu verschmerzen gewesen; aber weil die Badegäste am ersten Oktober ausgezogen waren, war auch die Stadtbibliothek am selben Tag geschlossen worden; und das ging mir an's Herz, denn wenn ich auch nichts weniger als ein großer Liebhaber des Bibliothekenstaubes bin, so hoffte ich doch über Eins und Anderes Auskunft zu finden. Ich entschloß mich kurz, den Bibliothekar aufzusuchen und mit ihm zu kapituliren, und das war ein Glück. P. J. Feret, Bibliothekar zu Dieppe, ist unstreitig einer der Männer, die die Geschichte ihres Landes mit dem meisten Fleiß und dem besten Erfolg studirt haben. Er erbot sich augenblicklich, mich in die Bibliothek zu begleiten, wo wir lange blieben und ich Gelegenheit hatte, dem Unglücke zu danken, das mich gezwungen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er theilte meine Ansichten über die geschichtliche Bedeutsamkeit der Volksgebräuche, der Sagen und des Volksdialekts. Er zeigte mir in der Bibliothek mehrere römische und gallische Alterthümer, die meist in der Cité des Limes ausgegraben worden, und als ich meine Absicht, dieses geschichtliche Räthsel zu sehen, aussprach, erbot sich Feret, mich andern Tages dorthin zu begleiten.

Eine halbe Stunde von Dieppe, auf der Spitze der Falaise, findet man in einem Halbkreise von etwa 2000 Metres einen Erdwall aufgeworfen und an dessen Fuß einen Graben, die es nicht zweifelhaft lassen, daß diese Stelle vor Zeiten durch Menschenhand befestigt worden. Dieser Wall und Graben auf der Landseite, die über sechzig Metres hohe Falaise von der Seite des Meeres schüzten diejenigen, die innerhalb des Bezirks waren, gegen jeden unvorhergesehenen Ueberfall. Befestigungen durch Wälle und Gräben sind im Allgemeinen nichts sonderlich Merkwürdiges, man findet solche überall und fast aus allen Zeiten der Geschichte. Hier aber scheint ein Riesenvolk gewohnt zu haben. Dies ist wenigstens der erste Eindruck, den die oft sechzig und mehr Fuß hohen Wälle und der Umfang der Befestigung, in dem ein Heer von mehreren hunderttausend Menschen Platz fände, in uns

erregen. Ich wüßte nicht, daß es in dieſer Art ein gleich großartiges Geſchichtsmonument in Europa gäbe.

Im Innern der Befeſtigung ſieht man, beſonders längs des Walles, mehrere Vertiefungen, die Alle ungefähr die Form eines ſtumpfen Halbmondes haben. Nachgrabungen in einzelnen derſelben haben Feret überzeugt, daß hier vor Zeiten Wohnungen geweſen. Man fand in denſelben Scherben galliſcher Urnen, Aſche und Knochen, verbrannte und unverbrannte, ſodann Steinärte, ganz ausgefertigte, ſo wie halb rohe. Endlich fand man hier einige Münzen, die aus der vorrömiſchen Zeit Galliens herſtammen. Unter den ausgegrabenen Knochen waren mehrere, die keiner der jezt bekannten Thierarten Europas angehörten. (?)

In der linken Hälfte der Umzäunung fand man eine Reihe von Hügeln, die ſich bei Nachgrabungen als Gräber herausſtellten. An der einen Seite dieſer Gräber fand man einen aus übereinandergelegten Steinen beſtehenden Kanal, wieder in der Form eines Halbmondes, und Feret meint, derſelbe habe als Luftzug gedient, um den Scheiterhaufen anzublaſen, auf dem die Todten, deren Aſche man fand, verbrannt worden. — Endlich entdeckte man bei Nachgrabungen etwa in der Mitte der Umzäunung, nahe am Abhange der Falaiſe, die Ruinen eines römiſchen Gebäudes, und in demſelben Knochen und Schädel, ſo wie römiſche Vaſen, Glasringe, Nadeln, Haarnadeln und Kaiſermünzen.

Die Frage: wer hat dieſe Rieſenwälle geſchaffen? wirft ſich natürlich jedem auf, und da beginnt der Streit. Nicht Ein Volksſtamm, der je, ſo weit die Geſchichte hinaufreicht, den Fuß in die Normandie geſezt, iſt dabei aus dem Spiel gelaſſen worden. Die Engländer, die Normannen, Karl der Große, die Römer, die Gallier, die Sachſen und die Belgen, Alle haben ihre Vertheidiger gefunden. Die beiden Anſichten, die noch bis heute auf dem Kampfplatze geblieben, ſind die Ferets, der die Cité des Limes für ein belgiſch-galliſches Oppidum erklärt, worin ſich nach Cäſar die zerſtreut wohnenden Gallier beim Anrücken eines Feindes mit Weib und Kind und Hab und Gut zurückzogen, und die eines andern Forſchers, Fallue, der dieſelbe für ein römiſch-galliſches Werk hält, und ſie mit andern ähnlichen, wenn auch weniger großartigen Wallbefeſtigungen in der Normandie in Verbindung bringt, die nach ihm zur Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe der nordiſchen Germanen und beſonders der Sachſen errichtet wurden. Beide Anſichten ſind mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit vertheidigt, der mir armen Müſſigen Angſt und Grauen machte, als ich in die Streitſchriften einen Blick zu werfen wagte. Ich geſtehe übrigens, daß ich mich eher zur Anſicht Ferets hinneige. — Noch eine Bemerkung mag ich nicht unterdrücken. Ich habe hie und da Beſchreibungen der amerikaniſchen Alterthümer geleſen, die eine verſchwundene und verſchollene Civiliſation zurückgelaſſen hat, und ich wurde hier an dieſelben lebhaft erinnert. Dieſe rieſenhaften Wälle, die eine Meile Landes umſchloſſen, die die Population eines ganzen belgiſch-galliſchen Gaus fünfzig Meilen in die Runde zu beherbergen im Stande waren, ſcheinen, den Jahrtauſenden und den Revolutionen der Völker und ſelbſt der Erde trotzend, wie jene Ruinen Amerikas, auf eine verſchollene Civiliſation hinzudeuten. Unter den Münzen fand man eine, die einen Kopf zeigt, mit Federn geſchmückt, wie dies bei den Wilden Amerikas der Fall war, wodurch man denn noch mehr an jene ſtummen Zeugen anderer Zeiten in einem andern Welttheil erinnert wird.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Pfennigtheater in London.

(Fortſezung.)

Das Verſchneiden und Verhunzen zu lang oder ſonſt unpaſſend erſcheinender Dramen wird dieſſeits und jenſeits des Kanals von allen Theaterdirectionen bald mehr, bald weniger geübt. Allein ſo ſtreng und ausſchließend wie die Dirigenten der Londoner Pfennigtheater, meſſen hoffentlich keine andern ihre Schnitte nach der Minute ab. Bei jenen führt die Zeit die Scheere. Angenommen, eine fünfaktige Tragödie ſoll dreißig Minuten ſpielen; die Acteurs ſind noch im dritten Aufzuge, während, laut der Uhr des Direktors, ihnen bloß vier oder fünf Minuten übrig bleiben, das Stück zu Ende zu bringen; da geſchieht es, daß lezterer ihnen zuruft: time up! — finish the piece! (die Zeit iſt aus! Macht fertig!) und mag das Stück zu Ende gebracht worden ſeyn oder nicht, ſobald die Uhr in der Hand des Direktors die lezte der dreißig Minuten zeigt, down with the curtain! befiehlt er, und nieder rollt der Vorhang. Bisweilen, wenn der Direktor ſich zufällig erinnert, wie das Stück ſchließt, ertheilt er genauere Anweiſung. Ich hatte das Glück, Othello aufführen zu ſehen; er ſollte in zwanzig Minuten durch ſeyn. Die Schauſpieler hatten beim erſten und zweiten Akte ſich offenbar zu lange verweilt und waren eben in einer Scene des dritten Aktes, als der Direktor ſie mit den Worten unterbrach: the time is up — commit the murder, and down with the curtain! und ehe ich noch begriff, wie das ſo ſchnell thunlich wäre, erhielt, mir nichts, dir nichts, Desdemona einen Dolchſtoß und fiel der Vorhang. Dabei muß indeſſen, der Wahrheit gemäß und zur Entſchuldigung der Pfennigtheaterdirigenten angemerkt werden, daß Shakespeare'ſche und andere

dergleichen alte Stücke ihnen nur als Lückenbüßer dienen, sie dieselben bloß in Ermanglung von Neuigkeiten auf ihren Brettern zulassen und auf Neuigkeiten stets sorgsam bedacht sind. Zwölf bis vierzehn neue Stücke in Einer Woche auf Einem dieser Theater ist keineswegs sehr selten. Es kommt nur darauf an, daß dramatische oder sonst geeignete Neuigkeiten sich in der Stadt zutragen; für den Bühnengebrauch sind sie schnell zurecht gemacht. Das kleinste Pfennigtheater hat einen Dramaturgen; die großen jedes zwei oder drei, allerdings nicht ausdrücklich angestellte und honorirte, sondern mit dem Corps der Schauspieler verschmolzene und deßhalb recht eigentlich praktische Bühnendichter. Diese nun, anstatt mit Bearbeitung ihrer Sujets die Zeit zu verlieren, entwerfen eine rasche Skizze und legen sie der Gesellschaft vor. Die Rollen oder vielmehr die Charaktere werden vertheilt, und nach einer flüchtigen Verabredung bleibt es jedem und jeder überlassen, den Charakter in Worte zu setzen. Das Einzige, worauf der Direktor besteht, ist ein nach Möglichkeit anziehender Titel, und daß die Vorstellung binnen der bestimmten Zeit schließt. Da jedoch letzteres mehr Sache des Direktors als des Dramaturgen, und von jenem durch einen Befehl der angegebenen Art leicht zu bewirken ist, so hat der Dramaturg, um dem Direktor zu gefallen, ganz vorzüglich auf den Titel zu sehen. Dieser kann nicht gräßlich oder komisch genug seyn, denn wie die niedern englischen Stände im Allgemeinen derbe Naturen sind, die, um zu lachen oder zu schaudern, derb angepackt werden müssen, so muß auch in der Regel, was den Besuchern der Pfennigtheater behagen soll, entweder hoch tragisch, oder unmäßig burlesk seyn. Im Ganzen neigt der Geschmack sich der Tragödie mehr als der Posse zu, und die schauderhaftesten Greuelthaten treten nicht allein sogleich in Scene, sondern geben auch stets die einträglichsten Kassenstücke. Zehn Monate, nachdem der scheußliche, von Greenacre verübte Mord London in Bewegung gesetzt hatte, sah ich in der Nähe eines Pfennigtheaters unter den gewöhnlichen Anschlägen einen mit großen Buchstaben geschrieben, des Inhalts: For the Benefit of Mr. Twig: on Tuesday next will be performed the grand National Drama of Greenacre or the murder of Carpenter's Buildings. Also hatte Herr Twig das große Nationaldrama Greenacre zu seinem Benefiz gewählt, gewiß ein unverwerflicher Beweis, daß das Stück, obgleich seit Monaten auf der Bühne, sich fortwährend in der Gunst des Publikums behauptete.

Unter den zur Vorstellung angekündigten Dramen und Tragödien sind mir Titel vorgekommen, so gräßlich interessant, daß sie jedem guten Christen das Haar zu Berge treiben mußten. Gleichwohl hatte ich jedesmal den Kummer, gerade diese Theaterzettel von der aufwachsenden Generation mit besonderer Freude, sey es, lesen zu sehen, oder vorlesen zu hören, und es konnte kein Zweifel seyn, daß sie ihre Wirkung thun, ihren Zweck vollständig erreichen würden. Von einer der gemäßigtsten Ankündigungen dieser Art ist Folgendes eine diplomatisch-treue Copie: On Thursday next will be performed at Smith's Grand Theatre: the Red-nosed Monster, or the Tyrant of the Mountains. (Nächsten Donnerstag wird aufgeführt werden in Schmidt's großem Theater: Das rothnasige Ungeheuer, oder: Der Tyrann von den Bergen.) Personen: Red nosed Monster. The Assassin (der Mörder). The Ruffian of the hut (der Räuber aus der Hütte). The Villain of the Valley (der Bösewicht vom Thale). Wife of the red-nosed monster. Daughter of the Assassin. To conclude with the Blood-stained Handkerchief, or the murder in the Cottage. The Characters by the Company. (Zum Schluß: Das blutbefleckte Tuch, oder der Mord im Landhause. Die Rollen von der Gesellschaft.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, Februar.

(Fortsetzung.)

Portugiesische Baukunst.

Auf Bergen angelegte Ortschaften leuchten vermöge dieser Lage immer mehr in die Augen, und haben überall etwas Anziehenderes als die in Ebenen gelegenen; hier zu Lande herrscht auch um jene weit mehr Leben in der Vegetation, wogegen die in der Ebene, besonders in der heißen Jahrszeit, wenn alle Vegetation erstorben ist, ein höchst nüchternes Aussehen haben, und trotz ihrer Bevölkerung öde erscheinen, halb afrikanisch, mit dem bleichen Grün der stachlichten Aloën und Cactusarten, womit ihre verdorrten, baumlosen Gärten und Felder eingefaßt sind. Vollends trostlos wäre der Anblick eines solchen Orts, wenn nicht zuweilen ein grüner Weinberg oder ein ebenes Weinfeld wie eine Oase in der Wüste läge. Dorthin wendet sich dann auch fortwährend das von der Sonne, dem weißen Boden und den hellen Häusern geblendete und ermüdete Auge. Was nun aber besonders alle portugiesischen Wohnplätze, die aus der Ferne ein so helles, freundliches, sogar wohlhabendes Ansehen haben, verödet, ja sogar ärmlich erscheinen läßt, so wie man in dieselben hineinkommt, ist der fast gänzliche Mangel von Glasfenstern, die außer den Hauptstädten nirgends getroffen werden, oder nur an diesem oder jenem Hause eines Wohlhabenden. Glasfenster zieren auch das unscheinbarste Haus, wogegen der schönste Palast, im edelsten Styl erbaut, ohne diesen Schmuck mit seinen langen Fensterreihen doch nur einem Magazine gleicht. Diese offenstehenden Fensterlöcher mißstellen die schönsten Straßen, und den Ungewohnten erinnern sie an Armuth und Verwüstung durch ein feindliches Heer, oder an Vorbereitungen zu einem bevorstehenden Volksfeste, wo alles glänzend seyn soll, und die Glasfenster ausgehoben sind, um sie zu waschen. — Das Gesagte wird hinreichen, um eine allgemeine Idee vom äußern Anblick und der Gruppirung menschlicher Wohnungen in Portugal zu

geben; betrachten wir sie nun nach Form und Wohnlichkeit. — Vieles vereinigt sich in Portugal, daß man fast durchgängig die steinernen Häuser den hölzernen vorzieht; der Hauptgrund ist aber das Klima. Viel Eigenes hat die Bauart in Lissabon. Das vorzüglichste Baumaterial ist der Kalkstein der Juraformation, da wo es auf behauene Steine und auf Steinmetzenarbeit ankommt. Derselbe ist außerordentlich hart und widersteht jeder Verwitterung. Er eignet sich aufs Vortrefflichste zu schönen Quadern für massive Paläste, zu Thür- und Fensterbekleidungen, zu Balustraden und Säulen u. s. w., und die Steinhauer verstehen hier ihr Handwerk von Grund aus, ja sie würden die schönsten Sachen liefern und darin vor andern Nationen excelliren, wenn man sie durch einen geläuterten Geschmack zu bilden suchte; allein so werden nur fortwährend die seit Jahrhunderten angenommenen Formen beibehalten, die weder Eleganz, noch Schönheit der Verhältnisse zeigen. Man betrachtet und bewundert die Größe und Dauerhaftigkeit der Gebäude, allein das Auge ruht nicht mit Wohlgefallen auf ihnen, es wird bald gesättigt, sie lassen keine Erinnerung im Gedächtniß, ja man geht endlich an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten. Wegen ihrer Dichtigkeit und Härte lassen sich die Steine vortrefflich poliren, und die daraus erbauten Paläste wären wahre Marmorpaläste, wenn man das Material der Politur unterwerfen wollte. Der neue königliche Palast von Ajuda, wozu die ausgesuchtesten Steine verwendet und von Meisterhand bearbeitet sind, müßte auf solche Art eines der prachtvollsten Gebäude Europas werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Hofbälle. Der Fasching.

Die kleinen Tageblätter haben sich lange über das kostbare Costum des reichen Jacques Lefèvre lustig gemacht. Der sogenannten habits de fantaisie gibt es jezt eine bunte Menge, und der Erfindungsgeist der Schneider hat freien Spielraum. Man sollte nicht glauben, daß sie noch so viel Phantasie haben. Die Eitelkeit derjenigen, welche die Kleider zu tragen haben, spart keine Kosten, und so werden die Leute freilich angespornt und thun ihr Bestes, um den Bestellern recht kostbar verbrämte und von Gold und Silber strotzende Kleider zu liefern. Den republikanisch Gesinnten gefällt es aber gar nicht, daß man auf diese Art den eiteln Tand des alten Hofes wieder aufzubringen sucht. Es ist in den Tageblättern viel darüber geredet worden. Die ministeriellen Blätter äußerten, dem einladenden Könige stehe es zu, zu bestimmen, wie man bei Hofe erscheinen solle, und ein Bürger, der sich ja zu jeder großen Gesellschaft aufs beste schmücke, könne es gar nicht außerordentlich finden, daß man im Palaste des Monarchen und in Gegenwart der königlichen Familie in einer besondern Kleidung sich darstellen müsse. Im Grunde ist dies ein kleiner Zwang, dem sich diejenigen, welche gern einem Hofballe beiwohnen, auch gern unterwerfen; wer dies nicht will, kann ja wegbleiben. Den industriellen Vortheil abgerechnet, welcher aus diesem Luxus hervorgeht, wäre es jedoch vielleicht besser gewesen, die habits habillés nach Verlauf von sieben Jahren nicht wieder vorzuschreiben; denn man setzt voraus, daß dem Hofe seitdem Gedanken gekommen, die er damals nicht hatte, oder nicht zu äußern für klug fand; wenn damals die Bürger in ihren gewöhnlichen Kleidungen gut genug waren, warum sollten sie es nicht auch jezt noch seyn? Alles dieses und noch mehreres andere wurde in den Tageblättern eine zeitlang weitläuftig besprochen, als Wiederhall der in den Salons darüber geführten Gespräche. Jezt, da der Fasching vorüber ist, hat man die Sache beinahe vergessen. Die öffentlichen Maskenbälle waren dießmal ausnehmend belebt, und auch einige Privatbälle haben sich durch charakteristische Masken, besonders durch Trachten aus den Regierungszeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. ausgezeichnet. Bei dem Balle des englischen Gesandten sollen jedoch einige Masken den Engländerinnen, welche überhaupt an manchen Dingen Aergerniß nehmen, die den Franzosen gar nicht anstößig sind, gewaltig mißfallen haben, so daß sie einmal über das andere chocking, chocking! ausriefen, was das höchste Mißfallen ausdrückt, das eine Engländerin an den Tag zu legen im Stande ist. Dies soll zur Folge gehabt haben, daß der englische Gesandte beschlossen hat, keinen Maskenball mehr zu geben. Er kann in der That in Paris keinen Ball veranstalten, ohne viele Franzosen mit einzuladen; diese treiben aber gern Spaß in der Faschingszeit, und da diese Späße den prüden Engländerinnen so entsezlich chocking vorkommen, so mag es keine geringe Last für den Hausherrn seyn, Engländer und Franzosen gleich zufrieden zu stellen. Ueber einige der Fastnachtsspiele, welche die kleinern Theater aufgeführt haben, hätte eine Engländerin auch manchmal ihr chocking ausrufen können; denn es kamen in der That manche grobe Späße und Zoten da vor. Aber glücklicherweise dauern dieselben auch nicht länger als der Fasching, besonders wenn sie grober Art sind, und zuweilen verschwinden sie von der Bühne, ehe noch die Kritik ihre Rüge darüber aussprechen kann. Ein kleines Theater hat für gut gefunden, das Streben einiger Franzbsinnen nach Emancipation, wovon ich neulich sprach, durchzuhecheln; allein wahrscheinlich hat der Dichter weder Madame Dauriat, noch Madame Pouttret de Mauchamp beleidigen wollen, und daher die Handlung in ein Serail verlegt, womit jene Damen nichts zu schaffen haben. Somit dreht sich die ganze Intrigue des Stückes um den Aufruhr der Bewohnerinnen eines Harems, und die Anspielungen gehen zum Theil verloren. An den lezten Faschingstagen fanden die gewöhnlichen Maskenaufzüge statt, und ein bedeutender Theil der Pariser Bewohner circulirte zu Fuße, zu Pferde und im Wagen auf den Boulevards umher, um die Masken, oder in Ermangelung derselben sich selbst zu beschauen. Lord Seymour hatte wieder die Gewogenheit, Leute zu besolden, welche unter allerlei Verkleidungen auf großen Wagen einherfahren und Bonbons auswerfen mußten; eine englische Freigebigkeit, für welche ihm niemand Dank weiß, und die im Grunde auch kein Motiv hat, da Lord Seymour und das Pariser Volk wenig Verkehr mit einander haben. Auch manche andere Masken ließen sich sehen, besonders Postillone, welche wegen der Operette le Postillon de Longjumeau noch immer in Gunst sind. Die ministeriellen Zeitungen behaupteten, man habe sich außerordentlich belustigt; die Oppositionsblätter dagegen stellen den Fasching als traurig und leer dar. Das Volk hat getanzt, wie in den vorigen Jahren, und wie bei jedem Fasching. Aus der sich vermehrenden Zahl der öffentlichen Bälle läßt sich folgern, daß die Ballsucht noch keineswegs im Sinken ist, sondern vielmehr zunimmt; nur die Maskenzüge auf den Gassen scheinen abzunehmen, und in der That sieht man nicht ein, warum Leute sich die Mühe geben, sich vor den Parisern zu maskiren, da sie auch mit ihrem gewöhnlichen Gesichte beinahe von niemand erkannt werden. Um den Parisern ein schönes Schauspiel zu geben, müßte man eine beträchtliche Geldsumme aufwenden; wenige sind aber so thöricht, die Kosten eines Schauspiels zu bestreiten, wofür niemand den Unternehmern Dank weiß. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. März 1838.

— Ach! wir scheinen oft zu scherzen
Und haben viel Kummer unter'm Herzen;
Verschenkten tausend Stück Pistolen,
Und haben nicht die Schuh' zu besohlen.
Unsre Helden sind gewöhnlich schüchtern,
Auch spielen wir unsere Trunkene nüchtern.

Goethe.

Die Pfennigtheater in London.

(Fortsetzung.)

Die Thierwelt figurirt auch auf den Brettern der Pfennigtheater, und am Ende mit besserem Rechte als auf den zwei sogenannten englischen Nationalbühnen, Drurylane und Coventgarden, die, laut ihrer Patente, das legitime Drama schirmen und befördern sollen. Mit Elephanten oder Pferden können die Pfennigtheater aus leicht begreiflichen Gründen sich allerdings nicht befassen; aber für Hunde haben sie genügenden Raum, und ich erinnere mich, daß in einem derselben einmal sogar das Auftreten eines Bären versprochen wurde. Ob er in eigener Person oder durch einen Stellvertreter erschienen ist, weiß ich nicht zu sagen.

Je weniger zu vermuthen steht, daß Künstler und Künstlerinnen irgend eines nennbaren Ranges sich bei den Pfennigtheatern engagiren, um so mehr wird es vielleicht überraschen, wenn ich in vollem Ernste versichere, daß das Spiel im Allgemeinen nur bei den kleinsten Theatern herzlich schlecht, bei den großen hingegen oft recht gut heißen kann. Da die Kunst überall nach Brod geht, so mag ein Grund jenes Unterschieds in der besseren Bezahlung liegen, welche die Eigenthümer der großen Theater ihrem Personale angedeihen lassen; aber einen noch bedeutsameren Grund glaube ich darin zu finden, daß, wie bemerkt, in den großen Häusern nicht bloß die einzelnen Stücke vollständiger, sondern auch, statt drei bis sieben Vorstellungen an jedem Abende, deren selten über zwei gegeben werden. Der ausgezeichnetste Mime muß zum Stümper herabsinken, wenn der Befehl des Direktors ihn aus dem dritten Akte plötzlich in die Schlußscene des fünften Aktes versetzt, wenn er in aller Eile aus Eifersucht die zu erdolchen hat, der er eine Minute vorher ewige Treue und unerschütterliches Vertrauen geschworen. Ferner wirken zwei andere Umstände zu Gunsten der großen Theater. In einem Engagement bei ihnen pflegt jedes in den kleinen Häusern erwachte Talent einen Uebergang zum Bessern zu erblicken, und zu ihnen flüchten oft diejenigen, die, früher bei den legitimen Theatern angestellt, aus einer oder der andern Ursache ihre Anstellungen verloren haben und, von der Schraube des Mangels gepreßt, dort gegen das Verhungern Schutz suchen. Während daher auf den Bühnen der kleinen Pfennigtheater das charakteristische Unterscheidungszeichen zwischen Trauerspiel und Farçe gewöhnlich darin besteht, daß in jener Acteurs und Actricen sich unbarmherzig erdrosseln und niederstechen, in dieser sich muthwillig umherpuffen und Hüte und Mützen über Augen und Nasen zerren, in beiden aber die eigenen

Erfinder ihrer Worte ſind und der Zunge ungezügelten Lauf laſſen, ſo hört man in den großen Pfennigtheatern wirklich bisweilen die Rollen wie der Dichter ſie geſchrieben, hört ſie gut geſprochen und ſieht die Charaktere gut dargeſtellt. Das beſſere Spiel wird jedoch nur ſpärlich beſſer gelohnt. Im Durchſchnitte bezahlen die kleinen Häuſer Jedem und Jeder wöchentlich fünf Schillinge, zehn Pence des Tags, die großen vierzehn Pence des Tags oder ſieben Schillinge die Woche. Da die Wenigſten Gelegenheit haben, außerdem Geld zu verdienen, und Mancher von ſeiner Gage Weib und Kinder zu erhalten hat, ſo war es wohl natürlich, daß vor Kurzem ein Civilrichter ungläubig den Kopf ſchüttelte, als ein ſolcher Unglücklicher, zu Begründung ſeiner wider den Direktor wegen vierzehntägigen Honorarrückſtands erhobenen Klage, dieſes Einkommen Alles nannte, wovon er mit Frau und fünf Kindern leben müſſe. „Sie wollen doch nicht ſagen," bemerkte der Richter, „daß Sie nebſt Frau und fünf Kindern von täglich zehn Pence leben können?" — „Können oder nicht können," antwortete der Schauſpieler; „wir müſſen." — „Aber keine Nothwendigkeit," verſetzte der Richter, „kann möglich machen, was phyſiſch unmöglich iſt." — „Was phyſiſch unmöglich iſt?" wiederholte der Schauſpieler; „da haben Euer Gnaden recht, allein Leute meiner Profeſſion und meines Einkommens dürfen Luxusartikel wie phyſiſche Unmöglichkeiten gar nicht kennen."

Außer jenen täglichen zehn oder vierzehn Pence werden vielleicht jährlich zwei Benefiznächte ohne Garantie, ſonſt aber weder Gratifikationen noch Garderobegelder bewilligt, letztere ſchon deshalb nicht, weil der Regiſſeur die Coſtüme anſchafft. Hier gilt jedoch das Wort Coſtüm in ſeiner engſten Bedeutung lediglich von Anzügen, die Theatertrachten ſind und welche der Regiſſeur beſtimmt, und Acteurs und Actricen haben ſeinem Ausſpruche ſich zu fügen, welche Rollen ein Coſtüm erfordern, welche nicht. Wenn daher kein Coſtüm verabfolgt wird, erſcheinen Künſtler und Künſtlerinnen in ihren eigenen Kleidern, und da kann es füglich nicht anders kommen, als daß ein Rock oft über ſeine Grundfarbe in Zweifel läßt, oder daß die trauernde Wittwe heute daſſelbe Gewand trägt, in welchem ſie geſtern zum Traualtare ging. Allein auch mit den Coſtums iſt es häufig nicht beſſer beſtellt. Cäſar umgurtet ſich mit einem Dragonerſäbel und Macbeth ſetzt einen Bonapartehut auf; Richard erſcheint in Huſarenuniform, und wenn die Helme vergriffen ſind, bedeckt ſich ein Ritter mit einer Uhlanenmütze.

In der tiefſten Erniedrigung, deren die Kunſt fähig iſt, zeigen ſich ihre Jünger auf den kleinen, wie auf den großen Pfennigtheatern, ſo oft die Oekonomie eines Stücks den Regiſſeur zu Anſchaffung von Eß- und Trinkwaaren auffordert, eine Aufforderung, die er nicht beachten, ſondern mittelſt ungenießbarer Schaugerichte und leerer Flaſchen und Gläſer vereiteln würde, wäre nicht darin die von den Anweſenden geübte Aufſicht ſtreng und kategoriſch. Es iſt ein aus dem Magen kommendes Mitgefühl für die Schauſpieler, was ſämmtliche „Damen und Herren" zu Verfechtung der jenſeitigen Intereſſen begeiſtert; der Regiſſeur darf ſeiner Verbindlichkeit ſich nicht entziehen. Allerdings wird weder auf dem Champagner noch auf den Lampreten beſtanden, welche der Dichter in ſchwelgeriſchem Uebermuthe verordnet haben mag; aber ſtatt des Champagners muß wenigſtens Bier, ſtatt der Lampreten muß jedenfalls Brod und Käſe geliefert werden. Und wenn es eine Knabenluſt iſt, in einer Hundekomödie durch ein unter die hüpfenden Tänzer geworfenes Stück Fleiſch die Wohlgeübten zum Vergeſſen ihrer Rollen, die friedlich Geſinnten zu neidiſchem Knurren, die ganze Bühne in Aufruhr und den Dirigenten zur Verzweiflung zu bringen, ſo muß es jedem, der, ich will nicht ſagen Sinn für die Kunſt, aber Sinn für fremdes Elend hat, das innerſte Herz umkehren, wenn er die Gier ſieht, mit welcher die Spielenden ſich auf die gebotenen Leckerbiſſen ſtürzen, und wie ſie, unbekümmert, was ſie eben vorſtellen, nur dem mächtigen Impulſe des Hungers gehorſam, ſich drängen, um einen Theil des aufgetragenen Mahls zu erhaſchen, und ſich zanken und ſchimpfen, wenn in Betreff der Berechtigung zur Theilnahme eine Meinungsverſchiedenheit obwaltet. Ich war in einem kleinen Pfennigtheater Zeuge einer ſolchen Scene, die jedoch gegen das Schmerzliche derartiger Auftritte das voraus hatte, daß ſie mich eine Zeitlang in Zweifel ließ, ob ſie zum Stück gehöre oder ein ex tempore ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

(Fortſetzung.)

Ich bin ſonſt kein Freund von Ruinen und Monumenten, deren Sprache wir nicht mehr verſtehen und die ſich wie Räthſel in unſern Weg legen, um Streit und Hader, oft ohne allen möglichen Nutzen, unter dem friedlichſten Menſchenſchlage der Welt, den Gelehrten, zu erregen. Aber es iſt unmöglich, an der Cité des Limes vorüber zu gehen, ohne ſtaunend vor ihr ſtehen zu bleiben. Wenn dieſe Wälle ſprechen könnten, wenn einer aus jenen Gräbern aufſtände und uns erzählte, was er in ſeinem viel tauſendjährigen Traume geſehen! Die ganze Phalanx der friedliebenden Gelehrten würde ſich empören und den Auferſtandenen von Neuem todtſchlagen

und begraben, weil er sie in ihren Träumen gestört und ihnen den Spaß verdorben, wozu kein todter Träumer irgend ein Recht hat.

Auf dem Hin- und Herwege erzählte mir Feret noch Mancherlei, das für mich lebendigeres Interesse hatte. Als er zuerst seine Ausgrabungen hier begann, hielten ihn die Klugen für einen Narren, der sein und seiner Freunde (es hatte sich zum Zwecke der Ausgrabungen eine Gesellschaft in Dieppe gebildet) Geld verschwende. Bald aber sprach man in der Stadt von den entdeckten Alterthümern, und da erklärten die Klugen frisch weg Feret für einen neckischen Gesellen, der über Nacht das, was er am Morgen gefunden, vergraben habe. Endlich fanden die Arbeiter in den Ruinen der römischen Wohnung ein Skelet, und zwei Tage später sprach die ganze Stadt und Umgegend davon, und alle Welt erzählte sich, daß man in dem Camp de César, wie das Volk die Cité des Limes nennt, einen General ausgegraben, der zwei croix d'honneur umgehängt gehabt habe. Die guten Leute glaubten wahrscheinlich, daß man einem tausendjährigen Bewohner des Camp de César, der am Ende gar selbst ein Cäsar gewesen, nicht Honneur genug anthun könne. Die Anekdote ist übrigens für Dieppe und dessen Umgegend bezeichnend genug.

Außer diesem bekreuzten General hat aber die Cité des Limes noch andere Wunder. Es war natürlich, daß diese Riesenwälle auf die Phantasie eines poetischen Volkes wirken mußten. Es belebte dieselben auf seine Weise, und erzählte: Nachts bei hellem Mondscheine zur Zeit des Vollmondes im September sieht der Wanderer, wenn er von der Seite von Dieppe eingetreten ist, sehr bald eine Menge der schönsten Mädchen um einen Tisch stehen, auf dem Waaren, Kleider und Schmuck aller Art ausgestellt sind. Wer sich dem Tische nähert und die Waare besieht, um den versammeln sich bald die luftigen, schönen Feen — denn von solchen ist die Rede — preisen ihre Waare an, schäkern und scherzen mit ihm, und wissen ihn bald so mit den Netzen ihrer Reize zu umstricken, daß er ihnen willenlos folgen muß, bis zu dem Rande der Falaise, wo sie ihn unter Jubel und Hohngelächter ins Meer hinabstürzen. — Wer weiß, ob diese Sage nicht am Ende eine eben so hohe geschichtliche Bedeutsamkeit hat, als jene ausgegrabenen Reste der frühern Bewohner der Cité des Limes? Vielleicht lebte einst in derselben ein eroberndes Volk, das höher in der Kultur als die Eroberten, denselben seine Luxuserzeugnisse hier zur Zeit des Septembers auf einem Markte feil bot; wogegen dann die Alten, die Priester des eroberten Volkes die Jugend vor dem Einflusse der neuen Kultur durch dies Mährchen zu bewahren suchten. Jede Volkssage verdankt einem Ereignisse ihr Entstehen, und es lohnte der Mühe, sie aus diesem Gesichtspunkte zu studiren; die Phantasie des Volkes schuf nur die Einkleidung, das Gerippe aber gehört sicher meist der Geschichte an.

Auf der gegenüberliegenden Seite von Dieppe in einem Dorfe an der Straße nach Caudebec ging seit undenklichen Zeiten die Sage, daß man an einer gewissen Stelle Nachts weiße, verschleierte Frauen sehe, und Nachgrabungen haben bewiesen, daß an dieser Stelle einst ein römisch-gallischer Gottesacker war. Die Sage hatte also die Franken, Normannen, die Engländer und die Franzosen überlebt, denn sicher entstand sie zur Zeit, wo der Gottesacker als solcher noch die Phantasie des Volkes aufregte. In einem andern am linken Ufer des Flusses Dieppe liegenden Dorfe sahen die Gläubigen oft Nachts weiße Reiter das Feld durcheilen und mit ihren Lanzen die Erde umwühlen. Und dann erzählte man sich, die weißen Reiter seyen hier vor Zeiten von rothen Reitern in einer Schlacht besiegt worden, und sie kommen nun, ihre gefallenen Kampfgenossen aufzusuchen. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß hier einst eine Schlacht vorgefallen ist. Vielleicht reicht selbst die Sage bis zu den Zeiten der Römer hinauf, denn es ist bekannt, daß die römische Reiterei weiße Mäntel trug. Wer die rothen Reiter waren, wäre dann schwerer zu entscheiden.

Die Sagen auf der linken Seite der Dieppe sind mehr römischer, die auf der rechten Seite mehr germanischer Art. Der Fluß mag die Grenze zwischen den alten germanischen Belgiern und den eigentlichen Galliern gewesen seyn.

Noch eine Sage, die auf dieser Seite des Flusses im Volke lebt, erinnert an die hohe Achtung, in der die Ehe bei den Germanen stand. Nach dieser Sage sind die alten Jungfrauen, die sterben, dazu verurtheilt, in der Hölle eine eiserne Egge zu ziehen. Ihre Todsünde ist die Ehelosigkeit. Laßt's euch gesagt seyn, ihr Mädchen! Jeder ehrliche Burgersmann muß diese Strafe gerecht finden. Mehr aber noch als diese Sagen erinnern die Namen einer großen Zahl von Dörfern an die Germanen, die deutschen Belger oder die Sachsen, die einst hier wohnten. Feret nannte mir bei unserm Ausfluge mehrere Dorfnamen, und die deutsche Herleitung, die ich ohne alle Hulfsquellen von einzelnen gab, war meist eine förmliche Ortsbeschreibung. Dergleichen offenbar deutsche Namen sind z. B. Braquemont, Borneval, Mordal. Deep, Tief, hieß früher der Fluß, der durch Dieppe sich ins Meer ergießt, Dun (Dühne, Düne) heißt jezt noch ein zweiter Fluß dieses Landes; Talau (Thalau) war früher der Name des Bezirkes um Arques, das dessen Hauptstadt war, und hier vereinigen sich drei meilenlange Thäler. Saqueville heißt lateinisch villa saxonis, und Anglisqueville kommt wohl von den Angeln her. Ich könnte noch viele Ableitungen der Art geben, doch beweisen die mitgetheilten hinlänglich, wie lange sich hier das Andenken der frühern Eroberer erhalten hat. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, Februar.

(Fortsetzung.)

Portugiesische Baukunst.

Die blos behauenen und dann mit Sand glatt geriebenen Steine stellen sich mit weißer Oberfläche dar, und ein ganzes Gebäude davon sieht recht schmuck und gewaschen aus, so lange es noch neu ist; allein mit der Zeit nehmen die Wände eine graue Farbe an, sie überziehen sich mit einer schwarzen Kruste, erzeugt durch Feuchtigkeit, Rauch und Staub, was dem Ganzen ein bronzirtes Aussehen gibt, und manchen großen Gebäuden und Kirchen recht gut steht. Allein die Portugiesen mögen so etwas nicht, sie lieben einen weißen Anstrich; da dieser aber auf glatten Steinen nicht lange hängen bleibt, so unternehmen sie oft und besonders an Kirchen die so ungemein langweilige und dabei kostspielige Arbeit, die Façaden derselben frisch aufhauen und bepicken zu lassen, wodurch sie wie neu erscheinen. Jezt aber wendet man eine andere und wohlfeilere Methode an, die dem Erfinder Ehre macht. Man wascht und reibt die Wände mit verdünnter Schwefelsäure ab; diese greift den Kalk an und bildet eine ganz neue Oberfläche. Auf diese Art reinigte man im vergangenen Jahre die ganze Außenseite der von drei Seiten isolirt stehenden schönen Kirche von Encarnaçao, die nun so neu dasteht, als wenn ihr Bau so eben beendigt wäre. — Die Privathäuser bestehen über dem Erdgeschoß aus Rauhmauerwerk, aufgeführt aus einem anfänglich sehr mürben, sandigen Kalksteine tertiärer Bildung, der aber an der Luft immer härter wird, mit einem vortrefflichen Mörtel verbunden. Diese Rauhmauern, wozu die ungestaltetsten Steine genommen werden, die selten mehr als anderthalb Fuß Durchmesser haben, meistens aber nur einen halben Fuß bis zur Faustgröße, werden mit der größten Geschicklichkeit aufgeführt; der vorzüglich gute Mörtel, welcher in ungemeiner Quantität dabei verwendet wird, erleichtert zwar außerordentlich diese Arbeit, allein es gehört doch immer große Meisterhaftigkeit dazu, eine schnurgerade und solide Mauer auf diese Art zu Stande zu bringen, die alsdann in kurzer Zeit eine solche Festigkeit erhält, daß sie nur mit der größten Mühe demolirt werden kann; der Mörtel wird so fest, daß oft Brecheisen kaum hinreichen, denselben zu zerstören. Mit Bewunderung habe ich oft den Maurern zugesehen, wie sie, wenn einmal nach der Schnur und dem Senkloth das untere Mauerwerk einige Fuß hoch aufgeführt ist, ohne Schnur und Loth, blos nach dem Augenmaße ein solches Mauerwerk bis zum Dachgiebel hinaufführen, ohne aus der lothrechten und geraden Richtung zu weichen. Diese Art Mauerung mit rohen Steinen nennt man hier Muro de Taipa, da hingegen die mit Quadern Muro de pedras de Cantaria genannt wird. — Zu Bereitung des Mörtels wird das Kalkmehl in trockenem Zustande mit zwei Dritteln reinen Flußsandes so innig wie möglich durch fortwährendes Durcharbeiten vermengt, so daß die Kalktheilchen ganz in Sand eingehüllt werden, und von dieser so vorbereiteten Masse nur immer so viel zu einem dicken Brei eingerührt und verarbeitet, als man in dem Verlaufe desselben Tags braucht. Die schnelle Verwendung des noch frischen Kalkes, und die trockene Vermengung mit Sand sind nach chemischen Prinzipien unstreitig die geeignetsten Mittel, dem Mörtel die so große Haltbarkeit und Festigkeit zu geben, die jeder Verwitterung trotzt. Es wäre wohl zu wünschen, daß eine solche Methode allenthalben eingeführt würde. — Dieser vortreffliche Mörtel und diese haltbaren Mauern sind indessen nicht hinreichend, um starken Erderschütterungen zu widerstehen. Die Zerstörungen, welche Lissabon erlitten, sind bekannt, und man kam deshalb nach dem Erdbeben von 1755 auf die Idee, diesen Mauern durch ein hölzernes Gerüst mehr Haltbarkeit zu geben, sie gewissermaßen elastischer zu machen, und es läßt sich wohl vermuthen, daß, wenn abermals Lissabon das Unglück eines heftigen Erdbebens erleben sollte, alle neu erbauten Straßen nun fester stehen werden; jedoch der Himmel möge eine solche Probe verhüten. — Jedes nach dem Erdbeben erbaute Haus und jeder Neubau, der jezt aus Rauhmauern aufgeführt wird (bei Mauern aus Quadern, die sich so leicht nicht verschieben, ist dieses nicht nöthig), besteht also eigentlich aus einem doppelten Hause, einem hölzernen im Innern, und einem steinernen nach außen, ersteres wie ein innig damit verbundenes Futteral umgebend. Solche Häuser sind freilich bei der Sorglosigkeit der Portugiesen der Feuersgefahr mehr unterworfen, und meistens rettungslos verloren, wenn einmal ein Brand darin etwas überhand genommen, indem die äußern Mauern das Löschen verhindern. — Wenn das Erdgeschoß fertig aufgemauert ist, so erscheint der Zimmermann, und legt die Balken des Fußbodens für den ersten Stock, die bis über die Hälfte der Mauerdicke über die innern Wandflächen hinausgreifen. Diesen Balken gibt man gewöhnlich eine Stärke von acht und sechs Zoll, wobei sie auf die hohe Kante gestellt und so nahe an einander gerückt werden, daß höchstens ein Raum von zehn bis zwölf Zoll zwischen ihnen bleibt. Sofort richtet man die Eckſäulen auf; ein solches hölzernes Haus wird aber nicht vorher gezimmert, so daß es nur aufgeschlagen zu werden braucht, denn so etwas versteht ein hiesiger Zimmermann nicht. An einem Hause der Art sind weder Zapfen noch Zapfenlöcher, womit das Holzwerk zusammengefügt wird, sondern man schneidet jedes Stück, das gebraucht werden soll, an Ort und Stelle zu, macht an den Köpfen halbe Einschnitte, und nagelt es alsdann mit eisernen Nägeln an die Stelle, wo es hingehört. Das Holz wird von den Holzhändlern in der Stärke geliefert, wie man es braucht; der Zimmermann bedarf also bei seinem ganz kunstlosen Geschäfte auch keines weitern Handwerkszeuges, als einer Axt, einer Säge, eines Bohrers und eines Hammers, und damit verrichtet er die ganze Arbeit des Hausbaus. Nachdem nun die Eckſäulen aufgerichtet und in der Höhe abgeschnitten sind, welche der Baumeister angegeben, bezeichnet dieser die Stellen, wo die Fenster seyn sollen, und die Zimmerleute nageln nun daselbst die beiden Fenstersäulen der innern Wand an, und geben ihnen, so wie den Eckſäulen, einige Befestigung durch angenagelte Querriegel. Auf diese schwachen Stützen nagelt man nun die Hauptträger des folgenden Stockwerks mit allen ihren Querbalken für den Fußboden, und nachdem dieses vollendet ist, schreitet man dazu, die Wände der Zimmer einzusetzen, d. h. man nagelt an die obern und untern Balken die Thür- und Eckſäulen der Zimmer mit einigen Zwischenſäulen und Querriegeln. Auf diese Weise ist die ganze innere Einrichtung eines Stockwerks in Zeit von acht Tagen vollendet. Während nun die Zimmerleute mit dem zweiten Stockwerke sich beschäftigen, vollenden die Maurer ihre Arbeit am ersten, indem sie das hölzerne Gestell völlig in die äußere Mauer einschließen, so daß das Holzwerk mit der innern Mauer nur eine Fläche bildet und nirgends übersteht. Zimmerleute und Maurer müssen beim Fortschreiten ihrer Arbeiten ziemlich gleichen Schritt halten, weil ein so zusammengenageltes Haus, wenn es mehrere Geschoße hoch sich erhebt, ohne von den Mauern umgeben zu seyn, leicht zusammenstürzen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 22. März 1838.

Die eigentliche, innere Denkart der chriſtlich gewordenen Völker lernt man oft aus einer einzigen Sage, aus einem einzigen erhaltenen Brauche beſſer kennen als aus all den dürftigen Quellen ihrer Staatsgeſchichte.

Herder.

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

(Fortſetzung.)

In Bezug auf die Volksfeſte bildet ebenfalls der Fluß eine ſcharfe Grenze zwiſchen den Bewohnern der Ufer diesſeits und jenſeits. Das Feſt der drei Könige findet man in der ganzen Normandie bis nach Dieppe. Weiter hinauf nach der Pikardie zu iſt dagegen dieſer Tag kein Volks- ſondern nur ein Kirchenfeſt. Dagegen feiern hier die Kinder das Feſt des heiligen Nicolaus. In der Nähe von Dieppe iſt zwar dieſer Tag noch nicht der, an welchem die Kinder beſchenkt werden, wie in ganz Belgien und am Rheine, ſondern nur ein Tag der Beluſtigung für ſie, an dem ſie mit bunten Papierlaternen, auf hohe Stöcke befeſtigt, umherziehen. In Eu dagegen werden die Kinder ſchon an dieſem Tage beſchenkt. In der nächſten Umgegend von Dieppe, wie weiter hin nach der Seine zu, erhalten die Kinder ihre Geſchenke am Sonntage, der die Faſtenzeit in zwei Hälften theilt. An dieſem Tage ſetzen die Kinder einen Holzſchuh in den Kamin, in den dann die Micarème, die ſie ſich als eine Art Fee vorſtellen, die Geſchenke legt. Dieſen Holzſchuh findet man bis an den Rhein beim Feſte des heiligen Nicolaus wieder.

Mir ſcheint es, als ob dies Ineinanderverſchmelzen, das allmählige Uebergehen des St. Nicolausfeſtes in ein anderes nicht ohne Bedeutung ſeyn könnte. Es iſt bekannt, daß die erſten chriſtlichen Prieſter ſo viel als thunlich vom Heidenthum, wenigſtens in Bezug auf die Ceremonien, aufnahmen. Daß das Feſt des heil. Nicolaus auch ohne ſeine Geſchenke für die Kinder ein Freudentag ſeyn kann, iſt in der Umgegend von Dieppe nicht zweifelhaft. Ohne dieſelben aber hat es einen ganz andern Charakter, als im ganzen alten Belgien bis an den Rhein, wie es daſelbſt heute beſteht. Hieraus zu folgern, daß das Feſt vor dem heil. Nicolaus und ſeinen Geſchenken ein Feſt für die Kinder war, ſcheint mir gerade nicht zu keck. Iſt das Feſt ein heidniſches Feſt der alten germaniſchen Bel..ier geweſen, ſo iſt deſſen Grenze zwiſchen Rhein und Seine natürlich, die ſich ſonſt nicht leicht erklären läßt. Doch genug hievon. Ich habe nur an einem Beiſpiele die geſchichtliche Bedeutung von dergleichen Kleinigkeiten, wie ſie die Geſchichtsforſcher nennen werden, zeigen wollen, um auch bei Ihnen meine Vorliebe für dieſelben zu rechtfertigen. Wem ich nicht gerechtfertigt erſcheine, der mag mich verurtheilen.

Arques.

Ich hörte einmal Abends in meinem Wirthshauſe zu Dieppe einer hiſtoriſchen Unterhaltung zu. Einer

meiner proviſoriſchen Hausgenoſſen hatte mit ſeiner Frau einen Ausflug gemacht, und zwar nach Arques. Er kam voll von all dem, was er geſehen, zurück und fing im Wirthszimmer an überzulaufen, als er auf den Wirth ſtieß. Er wußte nicht genug zu erzählen, wie intereſſant ſeine heutige kleine Reiſe nach Arques geweſen. Beſonders aber habe er das Schlachtfeld recognoszirt und bewundert. „Wer hieher kommt," ſagte der Wirth, „denkt wie Sie, und kein Reiſender ermangelt, ſich den Genuß zu verſchaffen und nach Arques zu gehen." — „O es iſt höchſt intereſſant!" — „Wenn man nur auch wüßte, wer ſich auf dem Schlachtfelde geſchlagen," meinte der Wirth. — „Ei, Heinrich IV., das weiß alle Welt." — „Ja, da haben Sie ganz recht, das weiß alle Welt, aber gegen wen er ſich geſchlagen, das iſt das Geheimniß; einige ſagen zwar gegen die Flamländer und Belgier, andere ſprechen gar von den Engländern; ich aber glaube, es waren die Gaules, von denen wir alle abſtammen."

Der Gaſt ſah den gelehrten Wirth etwas verduzt an, dann aber fuhr er gelaſſen fort: „Sie ſind im Irrthum, mein Herr, Henry IV. hat bei Arques die Ligue beſiegt." — „Ha! jawohl! die Ligne, gegen die er die Cavallerie ſchickte, wie es der kleine Corporal immer auch machte." Mit dieſen beiden techniſchen Ausdrücken war der Wirth auf ein ihm bekanntes Feld gerathen. Er war vor Zeiten Huſar unter Napoleon und mit in Spanien geweſen, und die beiden Worte Ligne und Cavallerie hatten die klangreichſten Saiten ſeines Herzens berührt, und ſie tönten noch lange nach. Ich habe nicht Luſt, die Normandie zu verlaſſen und mit ihm nach Spanien zu gehen. Uebrigens beweiſt dieſe Unterhaltung, welche Früchte im Volke die Forſchungen Ferets getragen haben; denn es iſt wohl nicht zweifelhaft, daß die ſkeptiſche Gelehrſamkeit des Wirths nur die beiden Orte, das Schlachtfeld von Arques und die Cité des Limes, verwechſelt hatte, um Heinrich IV. gegen die Belgogallier auszuſenden.

Dieſe gelehrte Unterhaltung befeſtigte meinen Entſchluß, am andern Tage Arques zu beſuchen. Es führt eine der ſchönſten Promenaden, die man weit und breit findet, nach dieſem Ort. Gleich auf dem Hinweg geht man eine Zeitlang in der Mitte des Berges, links neben Dieppe, und genießt dann eine reizende Ausſicht in das Thal, auf die Stadt, auf den Fluß, den Hafen und das Meer. Bald kommt man an eine hohe Allee, wo das grüne Laub ſich zu lebendigen Bogen über uns wölbt. Endlich tritt der Flecken mit ſeiner Kirche, und neben demſelben die Ruinen des Schloſſes vor uns.

Das Schloß liegt auf einer einſamen Erhöhung, und gewährt von allen Seiten einen maleriſchen Anblick. Es wurde von Wilhelm Graf von Talau, dem Oheim Wilhelm des Baſtards, erbaut. Philipp Auguſt eroberte daſſelbe, und Richard Löwenherz erhielt es durch den Frieden von 1196 wieder zurück. Später nahmen die Engländer, unter Harwik und Talbot, daſſelbe weg, bis es endlich unter Karl VII. wieder an Frankreich kam. Heinrich IV. beſchoß von demſelben aus das Heer der Ligue.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pfennigtheater in London

(Fortſetzung.)

Den Titel des fraglichen Stücks — ich glaube es ſollte eine Poſſe ſeyn — weiß ich in entſprechendes Deutſch nicht anders zu übertragen, als durch: Tochter und Mutter, oder: ſie riechen den Braten. — Die Mutter war eine Herzogin, die Tochter eine Königin, wie denn, nebenbei zu bemerken, die Hauptperſonen auf den Bühnen der Pfennigtheater ſelten geringern Ranges ſind. Die Intrigue des Stücks, in ſo weit ſolche zu erkennen, beſtand darin, daß der erſte Staatsminiſter ſowohl der Tochter als der Mutter ſtark den Hof machte, beide ſeine ſüßen Gefühle im Geheim gleichmäßig erwiderten, jede in der andern die Nebenbuhlerin vermuthete und ihr unter der Maske größter Herzinnigkeit das verſchwiegene Geheimniß zu entlocken ſuchte, jede deßhalb in Gegenwart der Andern ganz Zucker, hinter ihrem Rücken Gift und Galle war, jede ſich in Schmähungen gegen den Miniſter ergoß und ihm dann unter Zuſätzen mittheilte, was die Andere von ihm geſagt. Der Miniſter, welcher Beide durchſchaute, verſtellte ſich gegen Beide und verlachte ſie bei ſeiner Geliebten, bis endlich ein Prinz von Geblüt den Miniſter entlarvt und Mutter und Tochter, gemeinſchaftlich ihn beim Haare faſſend, ihm die Augen auskratzen würden, wenn ſie nicht ſeine Perrücke in den Händen behielten und er mit kahlem Scheitel entflöhe.

Im Fortgang dieſes witzigen Stücks erzählt der Miniſter beiden Damen, wie er eben von der Jagd komme, wo er mit eigenen Händen ein wildes Schwein erlegt, und bittet um Erlaubniß, einen Braten überſchicken zu dürfen. „Den wir auf Ihre Geſundheit verſpeiſen wollen," erwidert der Königin Majeſtät. — „Und in traulichem vis-à-vis; nicht wahr, meine vielgeliebte Tochter?" ſpricht die Herzogin. — „O!" ruft der Miniſter, „der wäre ein Gott, der bei dem ambroſiſchen Mahle der Dritte im Bunde ſeyn dürfte!" — „Wollen Sie uns die Ehre Ihrer Gegenwart ſchenken?" fragt die Königin. Der Miniſter bejaht, alle drei verſichern, ſie ſeyen ſehr hungrig, der Miniſter eilt ab, den Schweinebraten zu beſorgen, die Königin befiehlt dem Tafeldecker,

drei Couverts zu legen, und Mutter und Tochter entfernen sich, Arm in Arm, um, wie sie sagen, in ihrem gemeinsamen Boudoir sich zur Tafel umzukleiden. Dieses Sanctum befand sich in einem bescheidenen, im Vordergrunde der Bühne auf der rechten Seite angebrachten Bretterverschlage; eine Thür öffnete auf die Bühne, und durch diese zogen die fürstlichen Personen sich zurück. Ich saß zufällig in der Nähe des Verschlags und hatte von dort bereits mehrere Male Stimmen vernommen. Ein paar Minuten blieb es jezt ganz still und die Bühne leer. So wie aber der Tafeldecker erschienen war, dem Befehle der Königin zu gehorsamen, erhob sich im Boudoir ein lauter werdendes Geflüster, das bald zu einer Stärke anschwoll, daß ich nicht bloß die Worte hören mußte, sondern auch die Stimmen erkannte. „Ich will nicht und ich mag nicht, und sie soll ihn heute nicht haben," rief die Königin und stieß gegen die Thür. „Aber so lassen Sie sich doch bedeuten," sagte der Minister in bittendem Tone. „Es wird nun einmal nichts daraus!" stürmte die Königin, warf die Thür zurück und sezte den Fuß auf die Bühne. Die derbe Hand des Ministers hielt sie am Kleide; er selbst war noch unsichtbar im Boudoir. „Ein Vorschlag —" sagte er. — „Ich kenne schon Ihre saubern Vorschläge," murrte die Königin, und sey es, daß der rasche Schritt, den sie vorwärts that, den Minister zwang, los zu lassen, oder daß er aus Schonung für das kostbare Gewand der Monarchin freiwillig losließ, den Zorn der Löwin in jedem Muskel, schritt die Herrscherin majestätisch über die Bretter und die Bretter knackten. „Einen Vorschlag," lispelte der immer noch unsichtbare Minister; „lassen Sie ihn ihr heute, Sie sollen ihn morgen haben." „Dachte ich es doch, daß so etwas herauskommen würde!" versezte die Königin mit entschiedener Energie; „ein für allemal, daraus kann nichts werden. Und ich sehe auch nicht ein," bemerkte sie etwas ruhiger, „warum die Andere ihn öfter haben soll als ich." „Oefter haben soll! — welche Unverschämtheit!" brüllte es jezt aus dem Boudoir hervor; die Stimme gehörte der Herzogin. Der Minister vertrat ihr den Ausgang; aber mit einem bedeutsamen: „Sie wären der Kerl, mich zu halten!" brach sie hindurch und stand im nächsten Augenblicke mit krampfhaft geballten Fäusten der Königin gegenüber. Sie versicherte in ungemessenen Ausdrücken, die Königin habe ihn vergangene Woche zweimal, und sie nur einmal gehabt, die Königin sey nie mit ihrer Portion zufrieden, sondern angle stets nach fremdem Eigenthume, und würde, wenn sie könnte, wie sie wollte, die ganze Theatereinnahme verschlingen. Die Königin stand schweigend, mit zitternden Lippen; es wäre unmöglich gewesen, den Redestrom der Herzogin zu dämmen. Sie ließ sie ruhig gewähren, erinnerte sich inzwischen ihrer hohen Stellung, sammelte den Ausdruck tiefster Verachtung in ihrem Auge, und als der ausgegangene Athem die Herzogin zu einer momentanen Pause nöthigte, sagte sie, den Kopf stolz zurückgeworfen: „Miß, Sie wissen recht gut, daß Sie nicht die Wahrheit reden." „Ich rede die Wahrheit, Madame," donnerte die Herzogin," — „you starvation-looking 'ooman." — „Man muß sich schämen, Sie zu kennen, — you good-for-nothing individwal," entgegnete die Königin.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Das Narrenfest.

Die dießjährige große Carnevalsfeier, die schon seit mehreren Monaten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, und wirklich alle Erwartungen, die man davon hegte, übertraf, ist das großartigste Faschingsfest, das wir je hier sahen, und die drei Narrentage (Fastnächte) werden Epoche in den Carnevalsannalen machen. Als es laut geworden war, daß ein Carnevalsverein sich gebildet habe, um ein großes jährliches Narrenfest zu veranstalten, beeilten sich die Begüterten aus allen Ständen, dem Vereine die nöthigen Mittel zur Verfügung zu stellen, und bald wurden die wöchentlichen Carnevalsversammlungen ins Leben gerufen, deren jede schon für sich ein Fest bildete. In diesen Versammlungen herrschte stets die liebenswürdigste Laune und Heiterkeit; alle Vorträge sprudelten von Humor und Witz, die Gesänge, die Musik, die Unterhaltung, alles trug bei, diesen Sitzungen großen Reiz zu geben. Das Fest selbst zerfiel in zwei Hauptakte: in den Einzug des großen Königs und Fürsten Carneval und in die Krönungsfeierlichkeiten Sr. allernärrischsten Majestät. Der Einzug am ersten Festtage war glorios. Kuriere aus aller Herren Ländern kündigten ihn an, eine Ranzenmarrengarde von imposantem soldatischem Aussehen fehlte nicht, eben so wenig eine mit Narrenkappen und Schellen wohlversehene Narrenbegleitung, die in etwa achtzig Staatswägen der Narrenmajestät folgte, welche ihrerseits in einer von eilf Pferden gezogenen Carosse einherfuhr, und das Hotel „zum römischen Kaiser" bezog. So groß der Jubel der ungeheuern Menschenmenge bei diesem Einzuge war, so war doch das Fest am folgenden Tage, am Krönungstage, in jeder Hinsicht noch weit glänzender und überraschender. Der König der Narren erschien bei diesem Krönungszuge in großer Pracht, in Sammt und Seide. Sein großer Triumphwagen war aufs geschmackvollste dekorirt, und wurde von acht weißen Rossen gezogen, von Großwürdenträgern, Ceremonienmeistern und glänzendem Gefolge jeder Art umgeben, von Abgesandten aller Völker der Erde im reichsten Costume, von Harlekins und Columbinen, von einem Zwergencorps, von einem Negerorchester, einer Menagerie und einem kolossalen Thiere aus der Urwelt begleitet, worauf ein riesiger Zwerg saß. Ferner folgte dem Krönungszuge das kolossale Ranzenbataillon mit allem, was dazu gehört, sogar mit dem ambulanten Wacht- und Zuchthaus, mit der Feldapotheke sammt Dr. Leberthran, Apotheker Brechpulver und Chirurg Blasius Fontanelle. Dem Zuge folgten endlich ein ambulantes Kaffeehaus, ein Heirathsbureau, ein Maleratelier, die Professoren der unentdeckten Wissenschaften, und noch vieles

Andere, berechnet für die Schaulust der unabsehbaren Menge, die an diesem Tage von nah und fern durch die Straßen von Mainz wogte. Solchergestalt bewegte sich der glänzende, endlose Zug nach dem Krönungsplatze, wo ein Thron errichtet war, und eine Krönung in optima forma stattfand, wo Reden gehalten, Orden ereirt und Sterne vertheilt wurden, und wo sich so viel Belustigendes darbot, daß man kaum begreift, wie die Menge noch Lust und Sinn für die Festspiele und Festzüge in den Straßen übrig hatte, die noch den ganzen Mittag ausfüllten. Am dritten Festtage war das Ausgezeichneiste „die große Kappenfahrt“ nach einem Lustorte bei Mainz, wo es wo möglich noch heiterer herging als gestern, wo alle Räume von Narren und schönen Närrinnen angefüllt waren, wo Carnevalslieder bei perlendem Rheinwein gesungen wurden, und wo man sich bei Gesang, Lust und Schmauß aufs schönste divertirte. Ich könnte Ihnen noch von den drei großen Maskeraden im Theater erzählen, die dießmal glänzender und mannigfaltiger als je waren; ich könnte erzählen von der brillanten Aufführung einer Travestie des Hamlet durch Narrendilettanten, von dem wunderschönen Ballet der Zwerge und von noch unendlich vielen Einzelnheiten des über alle Schilderung schönen Narrenfestes. Aber meine Worte würden doch weit hinter dem Bilde zurückbleiben, das man selbst sehen und bewundern mußte. Ich bemerke deßhalb nur noch, daß das dreitägige Fest ohne die geringste Störung vorüberging, daß die Details höchst sinnreich in Erfindung und Anordnung waren, und daß das neue Carnevalscomité seine Aufgabe über alle Erwartung gut gelöst hat. Den Armen wurde bei Gelegenheit des Festes reich gespendet, und der Ertrag aller öffentlichen Aufführungen gehörte ihnen.

(Der Beschluß folgt.)

Lissabon, Februar.

(Beschluß.)

Portugiesische Baukunst.

Orkane sind hier selten zur Sommerzeit, und da sieht man denn doch oft ein hohes hölzernes, gefährlich aussehendes Gerüste in die Luft ragen, und das Dach mit schweren Ziegeln bedeckt, während das Mauerwerk nur langsam nachrückt. Das Holz zu diesen Häusern kommt meistens aus Schweden, Norwegen und selbst aus Rußland, und trotz seiner Theuerung ist es doch wohlfeiler, auch besser, als wenn man das Holz aus portugiesischen Waldungen benutzen wollte. Man bringt es hieher in großen Stücken von fünfzig bis sechzig Fuß Länge, und zwölf bis vierzehn Zoll gleichem Durchmesser. Hier wird dasselbe nun mit der Hand an Ort und Stelle, wo gebaut werden soll, der Länge nach in dünnere Stücke gesägt; denn Sägemühlen gibt es in ganz Portugal nicht, und die, welche man vor vielen Jahren in den Wäldern von Leiria errichtete, mußte man wieder eingehen lassen, da man nur Schaden dabei hatte. Dieses erklärlich zu finden, muß bemerkt werden, daß der Transport eines Stückes Bauholz, das man z. B. zu Brettern verschneiden wollte, aus dem Walde bis zu der kaum eine Viertelstunde entlegenen Sägemühle theurer zu stehen kam, als wenn man dasselbe Stück Holz an Ort und Stelle durch Menschenhände zu Brettern schneiden ließ. Es sind hier noch so vielerlei Dinge im Wege, die man erst umgestalten müßte, wenn man mit Nutzen die Wälder von Leiria, wo die Bäume vor Alter verfaulen, ausbeuten wollte; nicht nur müßten erst Wege gebaut, sondern auch das Fuhrwerk gänzlich umgestaltet, und die gemeinen, hier aber unbekannten Maschinen zu Hebung großer Lasten eingeführt, was aber noch mehr ist, es müßten erst die alten schwerfälligen Gewohnheiten des Volks, wodurch die meisten industriellen Unternehmungen scheitern, ausgerottet werden. — Die nach dem lezten großen Erdbeben neu erbauten Straßen des tiefer gelegenen Stadttheiles von Lissabon, welche sich alle rechtwinklich durchschneiden, haben lauter Gebäude von drei Stock Höhe mit darauf gesetzten Mansarden. Ein Haus sieht aus, wie das andere, alle von gleicher Höhe und gleicher Eintheilung der Fenster und Thüren, so daß ein von Straßen umgebenes Häuservierеck nur als ein einziger großer Palast erscheint mit hundert kleinen Hausthüren und tausend Fenstern; es ist ein großartiges, aber einförmiges Ganze, worauf das Auge nicht mit Gefallen verweilt. Nur die einige Fuß über die Dächer hinausstehenden Brandmauern bezeichnen die Absonderungen der Häuser. Die Häuser dieser Straßen haben denn auch nur im ersten Stockwerk Balkons, d. h. vor jedem Fenster, die bis zum Fußboden herabreichen, ragt über die Wand ungefähr einen Fuß breit ein Stein in die Straße hinaus, der ein eisernes Geländer hat, und auf welchen man folglich aus dem Zimmer hinaus an die Luft treten kann. Sie zieren weder die Häuser, noch die Straßen, sind aber äußerst bequem für diejenigen, welche sich gerne zur Schau stellen, oder ihre Zeit am Fenster verbringen. Häuser, welche an Bergen und Hügeln lehnen, haben in manchen Straßen auf der einen Seite eine Höhe von fünf, auch sechs Etagen, während der sechste Stock derselben auf der Rückseite das Erdgeschoß oder die Beletage in einer andern Straße bildet. — Die krummen, unregelmäßig gebauten Straßen, deren meiste Häuser antiterramotal sind, zeigen Gebäude von jedem Caliber, groß und klein, oft wahre Troglodytenwohnungen neben großen Palästen, einstockige, lange, breite Häuser neben andern, die nur mit zwei Fensterbreiten, wie schwindsüchtig, drei auch vier Etagen hoch in die Luft hinaufragen, armselige Baraken aus Brettern und Lehm neben Häusern aus Quadern. Auch diese Häuser haben ihre Balkons in altmodischem Style, oft durch alle Stockwerke bis unter das Dach und im Giebel. Sie waren noch vor zwanzig Jahren mit Holzgittern versehen, die großen angehängten Wachtelhäusern glichen und die Straßen außerordentlich verdüsterten. Hinter diesen Gittern konnte man alles belauschen, was auf den Straßen vorging, ohne daß man von der Straße aus gesehen wurde; hinter ihnen saß den ganzen Tag das weibliche Geschlecht, gewöhnlich im größten Negligé. Die Polizei hat jezt die Damen dieser Bequemlichkeit beraubt, und diese Maßregel trug nicht nur zur Verschönerung der Straßen bei, indem nun nothwendigerweise die bisher hohlen Fensteröffnungen Glasfenster erhielten, sie hatte auch den Einfluß, daß das weibliche Geschlecht sich nach und nach gewöhnte, nicht den ganzen Tag im Negligé zu bleiben, worin sich keine, auch nicht aus der geringsten Bürgerklasse, öffentlich sehen läßt, und da ihnen das Fenster zur andern Natur und zum Bedürfniß geworden ist, so mußten sie sich wohl erst herausputzen, um diesen ihren Hang zu befriedigen. Lissabon ist in manchen Stadtvierteln voll von kleinen Sack- und Winkelgäßchen, die oft so eng sind, daß nicht einmal ein Reiter hindurchkommen kann, und dort sind denn die armseligsten Wohnungen noch jezt ohne Glasfenster; ihre Bewohner treiben ihr Wesen fast den ganzen Tag auswärts, und fühlen bei dem gelinden Clima nicht das Bedürfniß der Glasfenster, und Abends verschließen sie ihre Fensterlöcher mit Läden.

Ich schließe für dießmal, und es bleibe der zufälligen Anregung überlassen, ob ich im nächsten Briefe den hier abgehandelten Gegenstand wieder aufnehme, oder eine andere Seite des portugiesischen Lebens betrachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. März 1838.

Jurgia praeludunt. —
Qualis coena tamen!
Juvenal.

Die Pfennigtheater in London.

(Fortſetzung.)

Anfangs hatte ich die Scene für völlig in der Ordnung, für eine von denen gehalten, wo die Schauſpieler durch lautes Sprechen hinter den Couliſſen ihr Kommen anmelden. Bald begriff ich, daß der Auftritt ein nicht zum Stücke gehöriger Zank um den erwarteten Schweinebraten ſey, und war, nach den aufmunternden Hetzlauten zu urtheilen, welche von allen Seiten losbrachen, wahrſcheinlich einer der Wenigen, die in der Perſon des Miniſters einen zweiten Friedensfürſten herbeiwünſchten. Wirklich ſteckte er einmal den Kopf aus dem Boudoir hervor und ließ die Zähne ſehen; aber die Herzogin nahte ſich ihm mit ſo entſchieden feindlicher Geberde, daß er flugs den Mund ſchloß und den Kopf zurückzog. Fürchtete er, der Regiſſeur des Theaters, den Streit der Damen zu vermitteln, ſo war eine erfolgreiche Intervention von Seiten des ſubalternen Tafeldeckers noch viel weniger zu hoffen: ſein Geſicht drückte eher boshafte Freude über das Intermezzo, als ein Verlangen aus, es beendigt zu ſehen. Mir bangte vor dem Momente, wo der Schweinebraten erſcheinen würde. Hatte er aus unſichtbarer Ferne ſo aufregend gewirkt, was war von ſeinem naſekitzelnden Dufte zu erwarten! Und die Haltung beider Schauſpielerinnen deutete auf nichts Gutes. Seit der lezten Expectoration kam kein Wort über ihre Lippen; es war ein fürchterliches Schweigen. Die Königin ſtüzte ihre rechte Hand auf eine der zwei Stuhllehnen, ihre Linke, feſt geſchloſſen, ſtemmte ſie in ihre linke Hüfte, ihr rechter Fuß war über den linken geſtellt. Die Herzogin, die Arme über einander gelegt, maß die Bühne auf und ab. An einen Fortgang des Stücks konnte unter ſolchen Umſtänden vor dem Eintreffen des Schweinebratens ſchon deßhalb nicht gedacht werden, weil die nächſte Scene offenbar die des Bankets ſeyn ſollte. Endlich wurde der Vorhang in der unmittelbaren Nähe des Tafeldeckers ein wenig geöffnet; eine Hand ſteckte ein Schüſſelchen herein, ein wider alle gute engliſche Sitte unbedecktes Schüſſelchen; der königliche Diener nahm es in Empfang, und ſiehe! es enthielt den Braten in Geſtalt einer Cotelette; denn der Tafeldecker hob ſie mit raſchem Finger auf, in der verdächtigen Richtung nach ſeinem Munde. Der Tafeldecker war ſchnell, ſchneller die Herzogin. Ein derber Puff von der knöchernen Fauſt der Dame brachte ſofort die Cotelette in das Schüſſelchen und den erſchreckten Tafeldecker im Nu zu ſeiner Pflicht zurück. Er ſezte das Schüſſelchen auf die Tafel, und allerdings, für zwei, geſchweige drei Perſonen war der Schweinebraten viel zu klein.

Die Herzogin trat an die Tafel, die Königin hatte alle Meſſer und Gabeln ergriffen. Die beiden Fürſtinnen, Mutter und Tochter, ſahen ſich an; mich ſchauderte. Da rief eine Stimme von einer der oberſten Bänke: „vy don't you divide it between you?“ (warum theilt ihr nicht?) und augenblicklich ſezte ein kleiner, gutherziger Junge in meiner Nachbarſchaft hinzu: „yes, and that would set all to rights,“ (ja, und das würde Alles in's Gleiche bringen). Der Vorſchlag verhütete wahrſcheinlich Blutvergießen; leichten Schrittes und im frühern Charakter ſeiner Rolle hüpfte jezt der Regiſſeur aus dem Boudoir hervor, ſtellte ſich zwiſchen die beiden feindlich Geſinnten und liſpelte: „ay, do, there's good creatures; and that will end all diſputes,“ (nun, thut das, Schätzchen, und aller Streit iſt zu Ende). „Well, I don't mind, though I do it this once,“ (nun gut, es ſey darum, für diesmal will ich's thun), verſezte die Königin nach kurzem Bedenken, mit allen Zeichen gnädiger Herablaſſung, beugte ſich über die Tafel und zerlegte die Cotelette kunſtgerecht in zwei gleiche Theile. Den Miniſter hatte ſie alſo im engſten Wortverſtande bloß um ſeine Gegenwart gebeten. Die Herzogin erklärte ſich ſchweigend einverſtanden und beide Damen waren im Begriff, ihr Mahl à la thé dansant ſtehend zu verzehren, als hinter dem Bretterverſchlage ein Kindergeſchrei und gleichzeitig der Hülferuf erſcholl: „make haste, Miſtreſs Junks; do, pray, make haste, Lubella is crying for the breast,“ (kommen Sie ſchnell, Madame Junks; Lubella ſchreit nach der Bruſt). Die Königin war die Gerufene, und es verdient rühmliche Erwähnung, daß Miſtreß Junks über der Majeſtät der Königin nicht die Pflicht der Mutter vergaß. Ohne Säumen eilte ſie der Prinzeſſin Lubella zu Hülfe. Doch hatte die Herzogin davon keinen Gewinn; ihren Teller ſammt Cotelette nahm die Königin mit.

Vorſtehende Skizze gibt einen Beleg von der Vertraulichkeit, welche in allen Pfennigtheatern zwiſchen dem corps dramatique und der Verſammlung herrſcht. Viel ſtärkere Beweiſe, die weiter nicht hieher gehören, ſelbſt wenn ich mich fähig fühlte, ſie geſitteten Ohren ohne Anſtoß zu erzählen, haben mich einige Male an ein ambulirendes Theater erinnert, welches während meiner Leipziger Univerſitätsjahre im benachbarten Stötteritz von den Studenten fleißig beſucht wurde, und wo zwei gute Groſchen ein Billet auf den erſten Platz, und vier gute Groſchen außerdem das Recht erkauften, bei der Vorſtellung mitreden zu dürfen. Der weſentliche Unterſchied war aber der, daß dort die Schauſpieler von den Aeußerungen des Publikums, ſelbſt wenn ſie in Fragen gekleidet waren, keine Notiz zu nehmen brauchten; hier dagegen muß, was der Zuſchauer fragt, vom Schauſpieler beantwortet werden. Dies veranlaßt jeden Abend bald längere, bald kürzere Unterbrechungen in Form eines Stegreifdialogs, woran die Anweſenden ſich höchlich ergötzen, und was auch in der That, wenn es nicht häufig in zu plumpe Obſcönitäten ausartete, bei der den niedern Londoner Ständen eigenthümlichen Witzader, oft den beſten Theil der Abendluſt ausmachen würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

(Fortſezung.)

Das berühmte Schloß iſt jezt eine Ruine, die von Tag zu Tag mehr in Verfall geräth. Es beſteht aus dem Jahre 1780 eine Erlaubniß für die Bewohner von Arques, die Materialien, die vom Schloſſe Arques noch übrig ſeyen, zu nüzlichen Bauten zu verwenden. Und ſo geſchah; der Pallaſt wurde niedergeriſſen, um Hütten daraus zu bauen. Jene Mühlen im Thale, jene Höfe, jene Scheunen, jenes Häuschen, das einem Taglöhner gehört, ſind aus den Steinen des ſtolzen Schloſſes gebaut. So ſöhnt das Schickſal oft der Menſchen Unrecht aus; aber da iſt der Jammer groß: ich habe kein Buch über Dieppe und ſeine Umgegend geleſen, in dem nicht ein kleiner Thränenſtrom floß über den Vandalismus der Zeit, die es wage, ſich an den verfallenen Ruinen eines Schloſſes zu vergreifen und daraus Hütten zu bauen. Spart eure Thränen, ihr antiquariſch ſentimentalen Seelen, für eine beſſere Gelegenheit, oder bedenkt, wie viel blutige Thränen in den Mörtel gefloſſen ſind, mit dem die Steine des Schloſſes von Arques zuſammengefügt wurden.

Arques war bereits im neunten Jahrhundert eine Stadt, und im eilften eine der bedeutendſten der Normandie. Dieppe hat bei ihr dieſelbe Rolle geſpielt, die ſpäter Havre gegen Harfleur übernahm. Heute iſt Arques nur noch ein wenig bedeutender Flecken, der nur durch ſeine ſchöne, romantiſche Umgegend und ſeine geſchichtlichen Erinnerungen ein Intereſſe hat. Nur von einem Ereigniſſe ſey hier die Rede. Arques war Zeuge der erſten Heldenthat, oder beſſer der erſten entſcheidenden Schlacht, die Heinrich IV., nachdem er König geworden war, gegen die Ligue gewann (1589). Man überſieht von dem Schloſſe aus das ganze Schlachtfeld, und für Strategiker mag es eine Luſt ſeyn, hier die Bewegungen beider Heere zu ſtudiren. Ich überlaſſe ihnen das gerne. Ein bischen Nebel mehr oder weniger, und der große König wäre als ein kleiner geſtorben. Doch vielleicht auch nicht: Heinrich IV. war der Ausdruck eines Bedürfniſſes der Zeit. Das Königthum, damals auf das Volk geſtüzt,

mußte den Adel vernichten und ſich an ſeine Stelle ſetzen. Deßwegen beſiegte Heinrich die Ligue; die Frucht war reif; einerlei, wie der Schnitter heißt. Aber Heinrich, der große König, glaubte, daß er ſie nur eben zu pflücken und einzuſtecken habe. Er dachte nicht daran, daß nach dem Herbſte auch ein Winter und nach dieſem ein neues Jahr kommt. Mit Heinrich IV. — die vorhergehenden Könige hatten ihm ſchon vielfach vorgearbeitet — erfocht die abſolute Monarchie in Frankreich den lezten Sieg über den Adel, und unter Ludwig XIV. erreichte ſie ihre höchſte Stufe, um dann auf der andern Seite unaufhaltbar den Berg hinab zu rollen und Alle zu zerſchmettern, die ſie aufzuhalten ſtrebten.

Wie Heinrich den Namen eines Vaters des Volkes ſich erworben hat, iſt heute nicht mehr ſchwer zu ſagen. Er vernichtete die lezten Reſte der Volksfreiheit, er buhlte mit jedem Weibe und verſchwendete ſeines Volkes Schätze. Aber das vergißt ſich leichter, als ein Händedruck, den ein König einem ſchlichten Bürger gibt. Was man damit ausrichten kann, iſt heute kein Geheimniß mehr. Er ging mitunter in den Straßen von Paris ſpazieren und ſprach mit den Krämern; er trat einſt in die Hütte eines Bauern und ſezte ſich zu ihm zu Tiſch. Und ſo wurde er populär und ein Vater des Volks. Die Geſchichte, der auch die Augen oft erſt aufgehen, wenn ſie ihr vorher übergegangen ſind, läßt dem großen König allmählich Gerechtigkeit widerfahren, und wird ihm dann wohl die nicht verweigern, daß er wenigſtens oft, wie bei Arques, wo er, als ſein einer Flügel geſchlagen war, ſich dem Feinde beinahe allein entgegenwarf, ausrufend: n'y a-t-il pas un bon chevalier qui suivra son roi! einen recht ritterlichen Muth zeigte.

Auch eine deutſche Erinnerung, die ich nicht übergehen mag, knüpft ſich an die Schlacht von Arques. In dem Heere der Ligue, ſo wie in dem des Königs waren Schaaren deutſcher Landsknechte. Die der Ligue gingen zu Anfang der Schlacht zu den königlichen über, um dann, nachdem die Schlacht allgemein geworden, über dieſe ihre Landsleute und das Heer des Königs herzufallen. Sie waren die Urſache, daß die Schlacht eine Zeitlang ſich zu Gunſten der Liguiſten wendete, und wurden dann, als trotz ihres Verraths die Königlichen ſiegten, ohne Gnade niedergemacht. Der Verrath iſt eine ſchnöde Schmach, das Urtheil war gerecht; doch nicht dieſer Verrath iſt es, der mir wehe thut, der mich erröthen macht. Welche Nation hat nicht mitunter Verräther erzeugt? aber nicht Eine hat Landsknechte hervorgebracht. Die Ehre haben wir Deutſchen — oder Germanen, denn die Flamländer und die Schweizer theilen dieſe mit den Deutſchen im engern Sinn — allein in Anſpruch zu nehmen. Es wurde keine Schlacht ausgefochten, an der nicht auch Franzoſen Theil nahmen, aber ſie waren ſtets Freiwillige, und faſt nie verſcacherten ſie ihren Muth und ihr Blut. Und was das Schlimmſte iſt, die Race der Landsknechte ſcheint noch heute nicht ausgeſtorben; denn es kam mir oft ſo vor, als hätte ich ſie auf den Schlachtfeldern Napoleons noch vor zwanzig, dreißig Jahren geſehen. Es iſt das eine Scharte, die nur mit Zeit, Mühe und Edelmuth auszuwetzen ſeyn wird. Man bedenke überdies, wie dieſe Landsknechte überall zur Unterdrückung der Völker ihre Hand boten und zuſchlugen, ſobald der Werbepfennig hineingelegt worden war. Wir haben eine Schuld abzutragen, an die jeder edle Deutſche von Zeit zu Zeit ſich ſelbſt erinnern und die läßigen Zahler mahnen ſollte.

(Die Fortſezung folgt.)

Frühlings Abſchied.

Liebſter Frühling, willſt du ſcheiden?
Mein Geſelle, willſt mich meiden?
Lebe wohl und geh'!
Müſſen wir uns trennen, meiden,
Laß uns ſcheiden, daß uns beiden
Keine Thrän' im Auge ſteh'!

Wollen uns zum Angedenken
Jeder eine Gabe ſchenken,
Eh' die Stunde flieht.
Schenke du mit Freundesloſen
Mir die lezte deiner Roſen,
Nimm dafür mein leztes Lied!

Und der Frühling brach die lezte
Roſe, die mit Thau benezte,
Reichte mir ſie dar;
Schweigend that er's, und im Herzen
Regte ſich's wie Trennungsſchmerzen,
Regt' es mir ſich wunderbar.

Und als ich nun ſollte ſingen,
Auch ein roſig Lied ihm bringen,
Wollt' es gar nicht gehn,
Wußt' ich keine frohe Weiſe,
Und verſtummend ſprach ich leiſe:
Auf ein fröhlich Wiederſehn!

O. v. Hackewitz.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Händels Samson.

Den Kunstfreunden dieser Stadt war vor einigen Tagen ein großes Fest bereitet. Außer der großen Symphonie in f dur von Lachner, brachte man das große Oratorium Samson, von Händel, zur Aufführung. Man muß es in der That der Direktion innig Dank wissen, wenn sie uns, die wir meist in den Niederungen und dem Flachland der Kunst wohnen, aus unserer Umgebung reißt und ins Hochland führt, daß wir den Bergquell wieder kosten und die Stimme der Erhabenheit wieder vernehmen. Selbst der Laie wird die Tiefe des Gefühls, wenn er sie nicht schaut, ahnen, die in der Arie „Nacht ist's umher," sich aufthut, oder zu der freien Höhe getragen werden, von der der Chor „Hör', Jakobs Gott!" in mächtigen Akkorden klingt; kurz, er wird empfinden, daß ein reicher Genius mit ursprünglichem Talent aus der Fülle reinster Anschauungen und Gefühle zu ihm spricht. Welche Freude war es, dieses große Werk auf eine durchaus würdige Weise ausgeführt zu sehen; der Chor, an hundertundsdreißig Stimmen stark und wohl darüber, war vortrefflich eingeübt; frei bewegte er sich, als wäre er eine Stimme, mit Beachtung der leichten Hebungen und Senkungen, und stieg mit Sicherheit und Kraft zu jeder Höhe, in jede Tiefe; selbst der Sturm der Fuge, „dann sollt ihr sehn," und der Doppelchor „Ehret auf seinem ew'gen Thron" gelangen vollkommen. Auch die Solopartieen waren zum größten Theil befriedigend, und vornehmlich waren es die von Samson, die mit wahrem Gefühl, das ein glückliches Talent zum vollen Ausdruck bringt, gesungen wurden. Um so größer war nach solchen Entzückungen der Schmerz, daß sie plötzlich abgebrochen wurden; am Schluß des zweiten Theils erhob sich das Orchester, und nach ihm zögernd die Versammlung, und — es war aus! *) Welchen hohen Grad von Gefühllosigkeit traut man dem Publikum zu, wenn man so verfährt! Ist denn Musik nichts, als flüchtiger Sinnengenuß, den man nach Belieben verlängern oder verkürzen mag? Wird nicht eine Stimmung erweckt, die verklingen will? war nicht in der Seele des Künstlers das Ganze, als er die Theile schuf? Und ist nicht gerade beim Samson alles im ersten und zweiten Theil auf den dritten berechnet, die elegische Weichheit Samsons sowohl, als der Kampf der Chöre, der Uebermuth der Dagonisten, der in der erhabenen Trauer und der Hymne der Israeliten seinen Untergang findet? Möchte man von Shakespeares Romeo und Julie nach dem Schluß der ersten Akte die Zuhörer fortschicken, oder von der Disputa Raphaels oder dem jüngsten Gericht Michel Angelos die Hälfte verdecken? Ja, sagt man, dem Kenner sind auch die Theile, die Fragmente höchst schätzbar, und dem berühmten Torso ist im Vatikan zu Rom eine eigene Loge gebaut. — Wohl, aber bedenkt, daß ihn erst Vandalismus verstümmelt hat. — Oder reichte die Zeit nicht aus? Nun, wo lag die Nöthigung, eine Symphonie, deren Verdienste hiemit durchaus nicht in Abrede gestellt werden, voranzustellen, die zum Oratorium in gar keiner Beziehung steht, und die jedes Instrumentalconcert passend eröffnet haben würde? Im wohlgegründeten Vertrauen auf eine einsichtvolle und hochachtbare Direktion wird daher der Wunsch — der kein vereinzelter ist, der aber auch selbst als vereinzelter als vollkommen gerechtfertigt erscheinen müßte, — ausgesprochen, sie möge, im Wiederholungsfalle, dem man mit herzlichem Verlangen entgegensieht, nur den Samson geben, aber den ganzen Samson, damit nicht böse Zungen und lose Mäuler, wie einst über dem Helden, dem schon das Abschneiden des Haares die Kraft raubte, wieder rufen: Philister über Dir Samson!

*) Der Anschlagzettel besagte freilich, Samson, zwei Theile.

Mainz, März.

(Beschluß.)

Dampfschifffahrt. Eisenbahn.

Kaum hat der Rhein seine starke Eisdecke abgeworfen, und wir sehen schon wieder das lebendigste Leben sich auf ihm entfalten. Sonderbarerweise hat man dieses Jahr vom Aufgehen des Rheins überall Schlimmes erwartet, und keine der Befürchtungen ist eingetreten, weder die des großen Gewässers, noch die des gefahrvollen Eisganges. Dadurch ist es möglich geworden, daß die Rheinschifffahrt so früh eröffnet werden konnte. Die ältere und die neuere Dampfschifffahrt beginnen eben ihre Concurrenz; das Publikum hat von vorneherein den Vortheil, daß die Transportpreise von beiden Gesellschaften bedeutend herabgesetzt worden sind, und daß man sich bemüht, der reisenden und handelnden Welt auf jede Weise entgegenzukommen. Welche von den beiden Unternehmungen die andere aus dem Felde schlagen, oder wenigstens den Sieg über sie davon tragen wird, muß die Zeit lehren. Die neue Dampfschifffahrtsgesellschaft hat große Vortheile für sich, namentlich den, als fast alle Städte am Nieder- und Mittelrhein an der Unternehmung betheiligt sind, weßhalb sich auch die Bewohner dieser Städte bei ihren Rheinreisen am liebsten dieser neuen Dampfschiffe bedienen werden. An der ältern Dampfschifffahrt aber sind höchstens hundertundfünfzig Personen betheiligt, und diese sind bereits durch das zehnjährige alleinige Privilegium reich genug bei diesem Unternehmen geworden, und es ist endlich Zeit, daß auch andere Leute die Süßigkeit der Dividenden kosten. Es läßt sich denken, daß diese ältere, reiche Gesellschaft allem aufbieten wird, ihre junge Concurrentin zu unterdrücken; allein es dürfte ihr schwerlich gelingen. Denn nicht nur nimmt man am Rheine jezt das größte Interesse an der neuen Unternehmung, sondern dieselbe gewährt der reisenden Welt, was Schnelligkeit und Bequemlichkeit betrifft, Vortheile, die die ältere Unternehmung nicht sogleich gewähren kann. — Eben so günstig verhält es sich jezt mit unserer Mainz-Frankfurter Eisenbahn. Dieselbe wird so eben begonnen, und flößt großes Vertrauen ein. Das Unternehmen wird freilich ein kostspieliges werden, und unter drei Millionen Gulden wird es nicht zu vollenden seyn. Allein der Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt, zwischen Mainz und Wiesbaden, und zwischen Frankfurt und Wiesbaden ist so bedeutend, daß die Bahn das Doppelte kosten dürfte, und man dennoch eine bescheidene Dividende erwarten könnte. Dazu kömmt, daß die Basel-Mannheim-Darmstadt-Frankfurter Bahn in ganz direkte Verbindung mit unserer Taunuseisenbahn tritt, wodurch derselben große, unberechenbare Vortheile zugeführt werden. Auch wird unsere Eisenbahn rasch beendet seyn, da sie an drei Stellen zu gleicher Zeit begonnen wird, und es selbst im Interesse des Oberingenieurs der Bahn liegt, sobald als möglich seine Aufgabe zu lösen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. März 1838.

Croyez que plus d'un héros,
Dans le soulier qui le blesse,
Peut regretter ses sabots.
Les gueux, les gueux
Sont les gens heureux!

Béranger.

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

(Fortſetzung.)

Le Manoir d'Ango.

Ich hatte mir vorgenommen, von Arques aus nach Varengeville zu gehen. Ich wollte ſehen, wie ſich das Schloß eines Bürgers von Dieppe nach einem der Beherrſcher des Landes in Ruinen ausnehme. Der Weg war beſchwerlich genug, und ich mußte mehrmals bergauf und bergab. Dafür hatte ich denn aber auch oft die ſchönſten Ausſichten, bald auf Dieppe und das Meer, bald in die reizende Umgegend der Stadt. Ich ging durch Appeville, wo die Scie ein Thal bildet, das, wild und keck, an die Bergthäler des Harzes oder des Schwarzwaldes wenigſtens erinnert. Von Appeville führte mein Weg an dem Gehölze von Hautot vorbei. Unter einem hohen Baume ſaß hier eine Bettlerfamilie, Mann und Weib und mehrere Kinder, die ihr Mittagmahl verzehrten. Schon einige Mal hatte ich ſolche Scenen geſehen, und einmal darauf aufmerkſam gemacht, fragte ich hier und dort nach und erhielt dann wunderliche Geſchichten zur Antwort. In der ganzen obern Normandie leben eine Menge Menſchen nur von der Mildthätigkeit der Bauern, und von kleinen Feld-, Frucht-, Hühner- und Eierdiebſtählen. Es erbt ſich dieſer Stand, ſo gut wie ſonſt die Pairswürde, vom Vater auf Sohn und Enkel fort. Nicht nur die Mildthätigkeit, ſondern auch die Furcht verſchafft dieſen wandernden Bettlercolonien Obdach und Nahrung. In jedem abgelegenen obernormänniſchen Bauernhofe gibt es eine Stelle, die Tag und Nacht offen bleibt, und wo dieſe Bettler einkehren. Mitunter wird dieſe Art der Beherbergung der Bettler gleichſam legaliſirt, indem der Wirth ihnen ihr Wanderbuch — woher ſie ein ſolches haben, weiß ich nicht, da nur Handwerker ſolche bekommen ſollen — abfordert und es bis zum andern Morgen bewahrt, damit ſie ihm über Nacht nichts ſtehlen. Nie aber wird das Obdach verweigert, da eine ſolche Verweigerung den Hof in Gefahr ſezte, abgebrannt zu werden. Ein Stück Brod erhalten ſie in jedem Hauſe, aber das wäre zu trocken, wenn man es ohne Butter und Fleiſch eſſen müßte, und ein Huhn in den Topf hat ſchon Heinrich IV. allen Franzoſen verſprochen. Die Bettler aber fiſchen die Hühner mit Angeln weg, an die ſie ein Stück von dem Brode befeſtigen, das ihnen der Beſitzer des Huhnes geſchenkt hat. Zur beſtimmten Stunde findet ſich die ganze Familie in einem Gehölze ein, wo dann das Mahl in Luſt und ſorgenloſer Freude verzehrt wird.

In Dieppe erzählte man mir von diesen Glücklichen, daß sie, ohne Gesetz lebend, unter oder über demselben, auch Ehen auf ihre eigene Weise schließen. Der Bettelbube sucht sich ein Bettelweib aus, und fragt nur bei ihr an, ob sie seine Gefährtin seyn wolle. Ist sie damit einverstanden, so ist Alles im Reinen, und sie schreiten zum feierlichen Akte der Vermählung. — Ein gefischtes Huhn wird in einen irdenen Topf gelegt und gekocht. Sobald das Huhn weich ist, ergreift der Bräutigam den Bettelstab und zerschlägt mit demselben den Topf. So viel Scherben, auf so viel Jahre ist die Ehe gültig. Ich wage es nicht, zu behaupten, daß dieser Gebrauch wirklich so und in dieser Absicht stattfindet, aber schon als Erzählung charakterisirt er diese Bettlercolonien, denn er zeigt wenigstens, wie das Volk von ihnen denkt.

Wie alt diese normännischen Zigeuner, woher sie stammen, ob sie die Nachkommen eines unterdrückten Stammes, der die Freiheit des Bettlers dem Gesetze des Besiegers vorzog, würde schwer seyn, zu entscheiden; denn es ist, wenn sie auch selbst alte Traditionen haben, fast unmöglich, diese Leute zum Reden zu bringen. Wer in die Tiefen, in die Pfützen der Gesellschaft hinabsteigt, würde oft Wunderdinge sehen. Von diesen normännischen Bettlercolonien war bis jezt nie die Rede, so wenig als von jenen freien Schiffern der Oder, von denen vor einiger Zeit alle Blätter sprachen.

Mit diesen Erinnerungen kam ich bei dem Dorfe Varengeville an. Es besteht dasselbe aus einer Menge sehr schöner Bauerhöfe, die ganz so liegen, als ob sie es Zschokke in seinem Goldmacherdorfe abgesehen hätten. Ob der Aufenthalt Angos in dem Dorfe hieran Theil hat, weiß ich nicht, doch möchte ich es beinahe glauben, denn die meisten normännischen Dörfer sind anders geordnet. Bei dem Dorfe liegt das Schloß, oder le manoir d'Ango. — Jean Ango war der Zeitgenosse Franz I. Er war der Jacques Coeur jenes Jahrhunderts. Der Sohn eines wohlhabenden Vaters, wußte er durch seine gutberechneten Unternehmungen seinen Wohlstand bis zu einem kolossalen Reichthum hinaufzuschrauben. Seine Schiffe durchsegelten alle Meere, er lieh seinem Könige Geld und selbst eine Kriegsflotte; und als ihn ein fremder König, der von Portugal, durch Wegnahme eines seiner Schiffe beleidigte, rüstete er eine Flotte aus, deren Bemannung bei Lissabon landete, Alles verheerte, die Städte und Dörfer ringsum plünderte und selbst die Hauptstadt in Angst und Schrecken sezte. Der König von Portugal meinte, so könne nur ein König handeln, und da er hörte, daß die Flotte eine französische sey, schickte er an Franz I., um Auskunft über diese Landung in Friedenszeit zu verlangen. Franz I. aber verwies den Gesandten an Ango, ihm bedeutend, daß sein König nur mit diesem in Krieg lebe und nur mit ihm Frieden zu schließen habe. Ango empfing den Gesandten mit dem höchsten Glanze und rief seine Flotte zurück. Schon damals hielt man es für klug, diejenigen, die einem Könige leihen konnten, über die Bürger zu erheben, und so wurde Ango zum Grafen gestempelt und zum Gouverneur von Dieppe ernannt. Aber was er als Bürger gewonnen, sollte er als Graf verlieren. Der Graf verdrehte dem Bürger den Kopf, und mit verdrehtem Kopfe macht man keine guten Geschäfte. Ango wurde eitel und verschwendete unendliche Summen, um seiner Eitelkeit zu genügen; er wurde stolz und behandelte die, die ihm geholfen, reich zu werden, so, als wäre er eines Grafen Sohn. Da zogen sich die Bürger von Dieppe von ihm zurück, und als er, durch seine tollen Verschwendungen in Verlegenheit gerathen, der Schuldner seiner Mitbürger werden mußte, brach der Sturm los und riß das Gebäude seiner Größe zusammen. Der Mann, der Könige vor sich gedemüthigt gesehen hatte, mußte am Ende seiner Tage den Ruin seiner Größe in Einsamkeit beweinen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pfennigtheater in London.

(Beschluß.)

Die angegebene Zahl und Räumlichkeit dieser Häuser, der Zulauf, den sie haben, und der Umstand, daß es meist Knaben und kleine Mädchen sind, die sich dort versammeln, berechtigen zu der Annahme, daß alle Abende etliche und zwanzigtausend Unerwachsene diesen Schauspielen anwohnen. Welcher Aufenthalt für diese, welche Vorbilder auf der Bühne, welche Verlockungen für die jungen Gemüther! Es ist unnöthig, aus Vernunftgründen den unvermeidlichen Schaden darzuthun, er wird laut genug von Thatsachen ausgesprochen. Es ist eine traurige Wahrheit, daß die Pfennigtheater für die sie besuchenden Kinder eben so viele Pflanzschulen des Lasters sind. Tausende werden von den Vorstellungen so entzückt, daß ihr ganzes Sinnen nur darauf geht, sich den Betrag des Eintrittsgeldes zu verschaffen. Wird der Penny ihnen von den Eltern verweigert, so suchen sie ihn zu erbetteln; schlägt dies fehl, so stehlen sie ihn den Eltern. Will das nicht gelingen, so nehmen sie ein Stück Hausgeräth oder was sonst einen Penny werth ist, und versetzen oder verkaufen es an einen der Diebshehler, die unter dem Namen dealers in marine stores eine Art von privilegirtem Diebsgewerbe treiben. Und gibt es im elterlichen Hause nichts zu veräußern, so sieht

man nach fremdem Eigenthum. Was der eine Knabe nicht weiß, weiß der andere; was keiner weiß, lernt mancher aus der Vorstellung, da häufig Spitzbübereien der Gegenstand, und Taschendiebe und Räuberhauptleute die beliebtesten Helden sind; wozu ein Knabe nicht den Muth oder nicht hinreichende Kraft besizt, dazu wird er durch den Hohn seiner Gefährten gedrängt oder findet in ihnen willige Theilnehmer, und wie nicht selten in den Pfennigtheatern die listigsten Pläne zu Diebstählen und nächtlichen Einbrüchen entworfen und mit unglaublichem Geschick ausgeführt werden, so haben auch Mehrere, die in spätern Jahren deportirt, zu lebenslänglicher Eisenstrafe oder zum Tode am Galgen verurtheilt worden sind, den Anfang ihrer verbrecherischen Laufbahn im Besuche der Pfennigtheater gefunden. Alles das ist bekannt, liegt den Einwohnern Londons täglich vor Augen und den Magistratspersonen in den klarsten Beweisen vor. Dennoch bestehen die Pfennigtheater nicht allein und bestehen gegen den Willen des Gesetzes, das ohne ausdrückliche Erlaubniß der vom königlichen Oberkammerherrn repräsentirten Behörde alle öffentlichen theatralischen Vorstellungen streng verbietet, sondern sie haben auch in den lezten Jahren sich eher vermehrt, als vermindert. Auf die Anzeige eines jeden Einzelnen müßte die Obrigkeit einschreiten und dem erwiesenen Ungebührnisse steuern. Weil aber, was Jedermanns Sache ist, Niemandens Sache zu seyn pflegt, so trifft die Hauptschuld ein Regierungssystem, das bei unermeßlichen Vorzügen, deren jeder Engländer sich erfreut und auf welche jeder stolz seyn darf, das Gebrechen hat, daß es der geistigen und leiblichen Gesundheit des Volkes zu wenig Rücksicht schenkt.

Ich sagte, die Zahl der Pfennigtheater habe in den lezten Jahren eher zu-, als abgenommen. Daraus sollte man allerdings vermuthen, daß sie ein einträgliches Gewerbe seyen, und da mehrere lange Zeit in derselben Hand geblieben sind, so scheint auch dies die Vermuthung zu unterstützen. Gleichwohl kann der Ertrag unmöglich bedeutend seyn. In Pence kommt das Geld ein, in Schillingen, wenn auch nicht in Pfunden, wird es ausgegeben, und zwölf Pence machen erst Einen Schilling. Da ist das Honorar der Truppe, Jedem täglich von zehn bis vierzehn Pence, das Honorar des Orchesters, Jedem täglich sechs Pence, die Erleuchtung, an jedem Abend von sechs bis zwanzig Pence, wahrscheinlich mehr, die Garderobe, unbedeutend zwar, doch auch das Geringfügige kostet etwas, dann und wann ein neues Stück Coulisse, der Hauszins, im Durchschnitt wöchentlich gewiß nicht unter fünfzehn Schilling; und nur, wer je an der Spitze eines Theaterunternehmens gestanden, kennt die Hunderte der kleinen Bedürfnisse, die gleich den Zahnstochern auf einer deutschen Wirthstafel anscheinend nichts, aber am Jahresschlusse ein Sümmchen kosten. Da ich indessen nicht die Ehre habe, mit den Direktoren der Londoner Pfennigtheater und mit ihren finanziellen Zuständen bekannt zu seyn, so sind auch die Resultate ihrer Bilanzen Geheimnisse für mich, und ich konnte deßhalb in Betreff ihres Gewinns — Verluste müssen natürlich auch eintreten — nur Stoff zu beliebigen Calculationen geben.

Aus Irland.

Ich stand, du nördliches Neapel,
Dublin, an deiner goldnen Bai,
Und blickte vom granitnen Kai,
Da ließen sie ein Schiff vom Stapel.

Ich gab dem Schiffe meinen Segen,
Das sich zum ersten Mal benezt:
O, mögst du immer unverlezt
In dieser Bucht vor Anker legen!

Du ziehst hinaus auf's Feld der Wogen,
Beladner Meereselephant,
Du kehrest ein an manchem Strand;
Komm stets mit Segen heimgezogen!

Als ich zum Schiffe ausgesprochen,
War hochgestiegen schon die Flut,
Und hinterm dunkeln Zuckerhut *
Die Sonne allgemach verkrochen.

Der Berg mit seiner Feuerkrone,
Die sich im Abendroth erschuf,
Stand brennend da wie der Vesuv,
Als ob Hephästus drinnen wohne.

Da rief auch mich aus goldner Leuchte
Ein Glockenton mit einem Mal,
Das war das mahnende Signal
Des Dampfboots, das zur Abfahrt leuchte.

Das riß mich schnell hinweg vom Lande,
Und immer, immer weiter schwand
Aus meinen Augen Irlands Strand,
Daran mich knüpfen Herzensbande.

Bald schwand er ganz aus dem Gesichte,
Und nur noch Baitti's Leuchtethurm,
Der Strahlen schießt durch Nacht und Sturm,
Schien mir mit seinem bunten Lichte.

Niklas Müller.

* Sugarloaf, einer der Wicklowberge.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Februar.

Carneval.

Gestern endeten hier die bunten Lustbarkeiten unsers zehntägigen Carnevals; für die russischen Nationalen ist er auf acht Tage fixirt, den hier anwesenden Ausländern aber wird er auf zwei Tage verlängert. Den Schluß beider Abschnitte machte, wie immer, eine Maskerade im Nationaltheater. Beide, vornämlich aber die lezte der Ausländer, die sich durch schöne Charaktermasken und reiche, allen Nationen entlehnte Costüme vorzüglich auszeichnet, pflegen die brillantesten und besuchtesten aller im Laufe des Winters hier stattfindenden Lustbarkeiten dieser Art zu seyn. Unsere Maskeraden bleiben freilich, bei allem Prunk, bei aller Mannichfaltigkeit der Verkleidungen, todt und einförmig. Stumm begegnen und mustern sich die vermummten Gestalten, höchstens geben sie durch Grüße, ihren Bekannten in unartikulirten und verstellten Tönen zugerufen, oder durch andere Gaukeleien Zeichen des Lebens von sich; an sinnreiche Ausführung der verschiedenartigen Charakterrollen, wie sie den Repräsentanten der verschiedenen Völker und ihrer Casten an solchen Festen wohl anstände, ist hier fast nie zu denken. Dergleichen liegt auch nicht im Geiste unserer nationellen Verhältnisse, wie wiederum der Südländer manche unserer nordischen Belustigungen sich nie aneignen kann. Dahin rechne ich die Hauptvergnügungen unserer Volksclassen im Carneval, wie überhaupt zur Winterzeit: das pfeilschnelle Hinabrutschen von hohen Eisbergen, wobei Gruppen von zwanzig und mehr Schlittchen, jedes nicht selten von zwei und drei Personen besezt, eines hinter dem andern mit einer Schnelligkeit, der das Auge kaum folgen kann, hinabgleiten; die geringste Ungeschicklichkeit im Balanciren und Lenken würde die Vordern der Zermalmung durch die Nachfolgenden preisgeben, und doch geschieht äußerst selten dabei ein Unglück; ferner die Ring- und Faustkämpfe unserer Volksjugend bei starrer Winterkälte, oft schon von zarten Knaben auf freien Plätzen ausgefochten, wobei man eine bewundernswürdige Gewandtheit des Körpers und die merkwürdigsten Verschlingungen der Glieder beobachtet. Der erwähnten Maskerade der Ausländer darf bei strenger Kirchenbuße kein Russe des griechischen Ritus beiwohnen; doch sieht man seit den lezten Jahren Manche unter erborgten ausländischen Namen Theil nehmen und bei Entdeckung nur einer Geldstrafe unterworfen werden. — Der auf dem Marsfelde abgehaltene Volkscarneval war diesmal vorzugsweise nur von den untern Classen besucht, die mechanisch dem Zuge ihrer Jahresfeste folgen und sich durch keine Rücksichten davon abhalten lassen. Er entbehrte des glänzenden Zuspruchs unserer höhern Stände, wie er sonst zu dieser Zeit den Admiralitätsplatz verherrlicht hatte, wo das Fest diesmal wegen der am eingeäscherten Winterpalais schon mit reger Thätigkeit geförderten Bauten nicht stattfinden konnte. Das Marsfeld ist zu entlegen von den meisten übrigen Stadtbezirken, ferner hielt die enorme Kälte, welche den ganzen Carneval über herrschte, die meisten Standespersonen ab, sich und ihre modischen Staatscarossen dort zur Schau zu stellen. Unsere drei Theater spielten an allen Tagen der vergangenen Wochen zweimal täglich, Vormittags und Abends; vorzugsweise wurden russische Stücke, Opern und Ballette gegeben, in denen Demois. Taglioni, der alle Classen unserer Bevölkerung mit einem bisher nie gesehenen Enthusiasmus huldigen, wieder auftrat. Obgleich, wie gesagt, zweimal täglich in allen Theatern gespielt ward, waren doch alle jedesmal, besonders wenn die Taglioni auftrat, übervoll. Zur Zeit des Carnevals kennt unsere Bevölkerung in der Genuß- und Vergnügungssucht kein Maß und Ziel, sie muß den Becher der Freude gleichsam bis auf den Boden leeren, eingedenk der dem Carneval auf der Ferse folgenden siebenwöchentlichen Fasten, während welcher sie — die Concerte ausgenommen — allen Vergnügungen entsagen muß. — An ausgezeichneten Festen, vornämlich Bällen und Soiréen, in unsern höhern und höchsten Gesellschaftscirkeln fehlte es auch in diesen lezten Wochen, wie in der Regel in diesem Zeitpunkt, keineswegs. Mehreren derselben wohnten die Glieder des Kaiserhauses bei. Die meisten zeichneten sich durch eine Fülle von Pracht und Luxus aus; man mühte sich wetteifernd, durch Darbringung der kostspieligsten Opfer die Sinne in Anspruch zu nehmen. — Mit wenigen Worten komme ich noch einmal auf Demois. Taglioni zurück. In den nächsten Tagen geht sie mit ihrem Vater von hier nach London und Paris, wohin, ihrem Vorgeben nach, die schmeichelhaftesten Einladungen sie rufen. Im September kehrt sie, zufolge ihrer contractmäßigen Verpflichtung, die sie auf drei Jahre eingegangen, wieder zu uns zurück. Ueber ihre Leistungen werde ich in meinem nächsten Schreiben im Allgemeinen einige Andeutungen geben.

Auflösung des Räthsels in Nr. 66.

Glück und Unglück.

Räthsel.

Für Juristen.

Ein Boden, reich und bunt von musivischer
Arbeit, auf welchem, ob er auch schlüpfrig ist,
Doch Halt und Hast allein zu finden,
Willst du was Tüchtiges unternehmen.

Die Unternehmung wäre noch möglich oft,
Doch *übernehmen* mußt du daneben auch,
Was Andre so dir hinterließen,
Daß es die freie Bewegung hemmet.

Links oder rechts abweichst du vom Boden leicht,
Die Leidenschaft zieht gerne von ihm dich weg,
Und ein Vertrau'n auf eigne Kräfte,
Das dich, so groß sie auch seyen, täuschet.

Sie spiegeln gern dir kürzere Wege vor,
Verboten zwar, doch heilige sie das Ziel,
Und manches großen Mannes *schmählich*
Ende verwarnt dich vor ihren Gleisen.

Drum, so zu *frohem Ende* du führen willst,
Was du mit Willensstärke zu thun begannst:
Ob auch ein Umweg er dir scheine,
Weiche doch nie von dem guten Boden!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. März 1838.

— Nothing J'll bear from thee,
But nakedness, thou detestable town!
Take thou that too, with multiplying banns!
Shakespeare.

Zwölf neue Stücklein. *

Von W. v. Chézy.

II.

Zum grünen Baum.

Auf der großen Auer Brücke ſtand tiefſinnig der junge Othmar, blickte theilnahmlos hinab auf die alten Bäume der Praterinſel, und rechts hinauf zu dem ſteilen Uferhang, Gaſteigberg geheißen, auf dem das Kirchlein von Haidhauſen die Bäume und Büſche überragt; zerriſſen und verzweiflungsvoll wandte er gleichgültig den vorüberrollenden Wagen, den Schaaren der Fußgänger den Rücken, und ihn bekümmerten nicht, wie ſonſt wohl, die ſchönen, runden Töchter des Landes, wie ſie auf breiten Füßen, daran ihr ſtets die Münchener erkennen möget, einherwandelten mit Strohhut, Shawl und hochgeblähten Aermeln, in Riegelhäubchen und Mieder, in braunem Kopftuch und Nankingjacke, oder in der dunkelglänzenden Pelzkappe und blauen Strümpfen. Immer und immer wieder blickte er in die Fluthen der grünen Iſar hinab; ihm war, als ob die ſmaragdenen Wogen ihm winkten und als müſſe er der lockenden Verſuchung ſich hingeben, um zum Ziele der Ruhe zu gelangen. Doch endlich entriß ſeine Seele ſich wiederum der feigen Troſtloſigkeit, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „So der Winter in Froſt und Schnee die Wälder und Fluren einhüllt, fliegt der Aemmerling der Heerſtraße und den Städten zu, und der Himmel beſchert ihm irgendwo ein Körnlein, das er picke; und ich, ein Mann voll Kraft und Jugend, ſollte ſo ſchnöd verzagen? Nein, ich will dennoch leben, trotz Elend und Hunger, und dabei ſo wenig betteln, als der goldgelbe Vogel;“ und da gerad jetzo ſein Blick ſich links wandte und auf die Stelle fiel, wo unter dem Schatten der alten Linde ein niederes, aber ſeit mehr denn einem Jahrhundert berühmtes Dach ſich beſcheiden birgt, da zog es wie ein Strahl der Freude durch die verdüſterten Augen. „Dort, im grünen Baum, bin ich nichts ſchuldig,“ fuhr er im Selbſtgeſpräch fort, indem er einen mächtigen Schlüſſel aus der Taſche zog; „dorthin will ich ziehen, wo ich in ſchöneren Tagen ſo oft das ſchäumende Tölzerbier aus dem ſchweren Steinkrug zechte, und es wird mir gelingen, einen mäßigen oder zweimäßigen Credit zu eröffnen. Vorerſt aber verſenke ich dich, den treuen Begleiter meiner nächtlichen Wanderungen, ſtatt meiner in die Wogen; denn du biſt nun zur unnützen Laſt geworden, alter Hausſchlüſſel; und die knarrende Thüre belaſte ich mit dem Fluche, daß

* ſ. Nr. 31—35.

ſie fürderhin auf ihren roſtigen Angeln ſich für keinen Miether drehe, er habe denn den Vorſatz, nie zu bezahlen, und daß keiner über ihre Schwelle hinausgeſtoßen werde, ohne daß ihm Käthchen nächtlicher Weile durch das Fenſter ſeine gepfändeten Habſeligkeiten nachſende, während der Alte, des braunen Gottes voll, auf dem Pflaſter liegt, vergebens der mitleidigen Fauſt harrend, die ihn aufhebe.“ Mit dieſen Worten warf Othmar den Schlüſſel hinab, verließ das Geländer, und wandte ſich der kleineren Brücke zu, auf welcher das Wachthäuschen thront.

„Pfeif' aus dem Schnabel!“ brummte der Poſten, worauf der Vorübergehende lachend verſetzte: „Ich wollte, daß ich Grund hätte, ſie herauszunehmen; aber dieſer ausgebrannte, hoffnungsloſe Krater zündet keine Patrontaſche an, bevor mir wenigſtens nicht irgend ein mitleidiger Nußbaum in den Weg gekommen.“ Der Soldat antwortete nicht, denn er hatte ſich, ohne den Erfolg der barſchen Mahnung abzuwarten, umgedreht, und Othmar ſezte ſeinen Weg fort, bald das nahe Ziel erreichend. Die zahlreichen Bänke am Strand füllte eine bunte Geſellſchaft: da ſaßen königliche Leibhatſchiere, deren ſtolzen Federhüte den Münchnern als untrügliche Zeichen gelten, die gutes Bier bedeuten, ſo daß der Wirth ſie zugleich als flotte Gäſte und als unwiderſtehliche Werber ehren muß, dort braunrothe Floßknechte, hier Mädchen und Frauen in Riegelhäubchen, Haſelnüſſe knackend, Studenten in ihrer abenteuerlichen Tracht, und dazwiſchen die flinken Kellnerinnen, taub für jeden Zuruf, doch gleich bei der Hand, ſobald der fallende Zinndeckel des Kruges klappernd ſie lockt. Vergebens aber ſuchte der Ankömmling in all dem Gewühl ein bekanntes Geſicht zu erſpähen, und ſtand unſchlüſſig zwiſchen den beſezten Bänken, bis die Wirthin zu ihm trat, die dazumal für die Krone aller Bürgersfrauen von München galt. „Der Herr Doktor ſuchen gewiß die andern Herrn?“ fragte ſie freundlich; er verſezte: „Gewiß, ſchöne Frau, denn es wäre nicht der Mühe werth, mich ſelbſt zu ſuchen, obſchon ich mich längſt verloren habe.“ Die Wirthin ſah ihn aus ihren großen blauen Augen verwundert an, ein nichtsſagendes Lächeln zog ihre friſchen, roſigen Lippen von den Perlenzähnen, und ſie erwiderte endlich: „Dank für das Compliment; die Herrn ſitzen im Garten.“ Damit hüpfte ſie fort, und Othmar wandte ſich kopfſchüttelnd zum Haus, den Durchgang zu dem ſogenannten Garten ſuchend, der nichts anderes iſt, als ein gepflaſterter Raum, etwa fünf Schritte breit und einige dreißig lang, mit Tiſchen und Bänken beſezt und umgeben von einem bedeckten Schuppen, der wie in Pferdſtände abgetheilt iſt; in der äußerſten dieſer Abtheilungen, wo ein offenes Gatter die Verbindung mit der Straße und dem Zugwind herſtellt, hatten ſich mehrere Bekannte zuſammengefunden, die in fröhlicher Laune mit einander verkehrten und juſt einem Schwank zuhörten, den der lange, klapperdürre Rothkopf in der Ecke mit unnachahmlicher Luſtigkeit vortrug.

Der Ankömmling wurde mit zutraulichem Augenwink empfangen, und erhielt, indem die andern zuſammenrückten, ein Plätzchen neben ſeinem Freund Auguſt, von wo er die ganze Geſellſchaft mit Bequemlichkeit muſtern konnte. „Wer iſt der Fremde dort?“ fragte er den Nachbar, „er trägt die intereſſante und geiſtreiche Bläſſe eines von der Natur reich begabten Mannes, welcher vom Champagner des Lebens etwas mehr als nur den Schaum ſchlürfte, ohne ſeine beſſern Kräfte in dieſem Taumel zu verlieren. Für jedes Haar, das er von dem halb kahlen Krauskopf hingab, ſcheint er ein Jahr von der Zukunft auf Borg genommen zu haben, und dennoch lächelt die Jugend auf ſeinen ernſtbeſchatteten Lippen.“ — „Du biſt auf dem beſten Weg, mir das Räthſel dieſer Erſcheinung zu löſen,“ flüſterte Auguſt; „ich zerbreche mir ſeit einer halben Stunde den Kopf darüber, wer er wohl ſeyn möge; und während du mir ſeine Lebensgeſchichte erzählſt, habe ich nichts herausgebracht, als daß er ein Geſicht trägt, von dem alberne Weiber ſagen könnten, es ſey ein Novellengeſicht.“

Es begann zu dunkeln, und von der Iſar her wehte ein ſo eiſiger Zugwind, als nur je einer von den ſchneebedeckten Zinnen der tyroler Alpen herniederblies, um Münchens Sommerabende zu erfriſchen. Die Gäſte verloren ſich am Strande, um zur Stadt zurückzukehren, oder ſich in die Zechſtube zu begeben, und zu dem Tiſch am Gatter trat die Wirthin, lächelte den Rothkopf freundlicher als alle Andern an und ſagte zu ihm: „Ich will das obere Zimmer aufſperren laſſen, dort können die Herrn ungeſtört beiſammen ſitzen, und die Guitarreſaiten werden auch gleich ankommen. Im Augenblick wird ein neuer Panzen* angeſtochen.“ — „Wie kann ein ſo ſchöner Mund nur ein Wort, wie Panzen, ausſprechen!“ flüſterte Othmar dem Rothen zu, worauf dieſer entgegnete: „Undankbarer, was kümmert Euch das Wort, da Ihr unter uns Erwählten ſizt, denen es ſogleich verkündet wird, wann ein neuer Spund herausfliegt, die von jedem Fäßlein die erſte Libation bekommen, auf welcher der Geiſt ſchwebt, und denen man ſogar zu Bratwürſten eine Serviette reicht, wie ſonſt keinem Gaſt, der nicht von den Unſern iſt. Wir ſetzen uns hinauf, Frau Wirthin, und Sie dürfen zuhören, wenn der Herr Jäger uns ein Lied ſingt.“

„Wer iſt wohl der junge Menſch, der mich vorhin ſo unverſchämt anſtarrte?“ fragte im Getümmel des Aufbruchs der Fremde ſeinen Begleiter, und erhielt zur

* Bierfäßchen; provinc.

Antwort: „Es ist Einer von den Vielen, die Doktor heißen, weil man sie sonst nicht anders zu bezeichnen weiß, und denen die Münchner so lange diesen Titel vorsagen, bis sie in allem Ernste glauben, er gebühre ihnen. Uebrigens hat er viel gelernt, ist nicht auf den Kopf gefallen, und sein größter Fehler ist der unendliche Leichtsinn, mit dem er in die Zukunft blickt, oder besser gesagt, nicht blickt.“ — „Wollen wir auch hinaufgehen?“ — „Ei gewiß; der Sänger aus Wien wird uns Einiges vortragen und damit die Fröhlichkeit des Abends steigern; auch wüßte ich nicht, wo wir bessere Gesellschaft finden sollten, als diese Dichter, Maler und andere Musensöhne, allesammt meine lieben Herrn und Freunde.“ — „Und wie heißt der, nach dem ich Sie vorhin fragte?“ — „Bis auf einen Buchstaben gleicht sein Familiennamen Ihrem Taufnamen, lieber Ottmar. Kommen Sie.“ — „Ich weiß nicht recht, ob ich soll. Mir steht morgen ein ernster Gang bevor, und obschon ich mich nicht fürchte, so . . .“ — „Wird es dennoch nicht überflüssig seyn, die Freude zu genießen, wo sie sich bietet. Kommen Sie.“

(Der Beschluß folgt.)

Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

(Beschluß.)

Das Manoir d'Ango trägt noch heute die Spuren der ehemaligen Größe seines Erbauers. Der Zahn der Zeit hat an demselben genagt, aber noch sieht man hier Bogengänge und Säulen, die von dem Luxus und der Kunst zeugen, die bei der Erbauung des Schlosses aufgewendet worden. Zwei aus Stein gehauene Medaillons, wenn sie wirklich, wie man behauptet, Bildnisse Franz I. und Angos sind, bekunden dann ebenfalls seine Eitelkeit. Die Thränen, die er hier geweint haben mag, die Seufzer, die sich aus seiner gepreßten Brust hervordrängten, als er das stolze Gebäude seines Lebens zusammenbrechen sah, sind spurlos an den Steinen vorübergegangen, und nur daß sie heute Ruinen sind, von einem schlichten Ackerbauer bewohnt, erinnert lebendig daran.

Ango war eine jener Erscheinungen, wie wir sie stets in Zeiten des Ueberganges auftauchen sehen. Die Epoche, wo der Bürger und das Volk sich selbst zu fühlen anfingen, hatte bereits seit lange begonnen, und dieser neuen Kraft, diesem erwachten Selbstgefühle dankten allwärts die Bürger einen höhern Aufschwung. Ango war in der Normandie der Repräsentant desselben, aber sein Flug ging höher hinaus, als das Gesetz der Zeit es vorschrieb. Es genügte ihm nicht, auf seine eigene Kraft sich verlassend, den Berg hinaufzusteigen. Er wollte fliegen, er entlehnte dazu die wächsernen Flügel eines Grafentitels, stieg zu hoch und fiel dann in das Meer hinab. Erst ein paar Jahrhunderte später wurde möglich und natürlich, was bei Ango Verwegenheit war; er war aber der Vorläufer einer andern Zeit.

Aus dem Schlosse Angos ging ich zur Kirche von Varengeville. Diese liegt auf der Kuppe des steilen Abhanges der Falaise. Die Kirche selbst ist nicht merkwürdiger als tausend andere; aber ihre Lage, entfernt vom Dorfe, hoch über dem Meere und auf dasselbe und die schroffen Felsen, die hier das Ufer in meilenweitem Halbkreise bilden, hinabsehend, ist so ergreifend und schauerlich, wie ich selten etwas gesehen habe. Ich setzte mich auf die den Kirchhof umgebende Mauer und konnte mich lange der schönsten Träumerei überlassen.

„Wenn das wahr ist, dann ist der Teufel ein dummer Teufel!“ rief ich aus, als ich mich auf so gottvollen Gedanken, auf so frommem Gebete ertappte, wie seit langem keines in mein Herz herabgestiegen. Mir fiel nämlich eine Volkssage ein, die ich irgendwo gelesen oder sonst wo aufgefangen hatte. Als vor vielen hundert Jahren das Dorf Varengeville immer zunahm, wollten dessen Bewohner eine Kirche bauen, und zwar recht mitten in das Dorf, damit jeder es recht bequem habe. So gingen sie an's Werk; aber was sie am Tage baueten, wurde über Nacht vom Teufel niedergerissen und an der Stelle aufgebaut, wo jezt die Kirche steht. Dies wiederholte sich mehrere Tage und Nächte, bis die Varengeviller dessen überdrüssig wurden, und getrost dort fortbauten, wo der Teufel angefangen hatte. Und sie hätten ihm keinen schlimmern Streich spielen können. Dieser Teufel war ein wahrer Kleinkrämer, der nur berechnete, daß die Varengeviller ein paar hundert Schritte weiter bis zur Kirche haben würden, und nicht bedachte, daß ihnen dort die große Natur eine Predigt halte, der auch das verstockteste Herz nicht verschlossen bleiben kann. War Eulenspiegel damals der Bauaufseher des Teufels, so konnte er das Gebot: dafür zu thun, daß alle Kirchen so weit als möglich vom Dorfe liegen, nicht schöner und wörtlicher ausführen.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Ich hätte gar zu gerne von hier aus dem sich vorbereitenden Schauspiele zusehen mögen, aber ich hatte noch zwei starke Stunden nach Dieppe. Mir heute eine gute Nacht zu wünschen, wäre überflüssig gewesen. Nicht einmal der Teufel, dem ich halblaut die gröbsten Wahrheiten gesagt, störte mich durch Träume.

Sonett.

Ein Gletscher hebt sich stolz zum Himmelsbogen,
Der Wandrer sieht ihn glühn im Morgenglanze,
Des Aethers Blau, der Duft der Alpenpflanze
Hat zaubrisch ihn dem Gipfel zugezogen.

Bald hemmt den Pfad ein Meer von Riesenwogen,
Von jäh erstarrten bei der Urwelt Tanze,
Vergebens stürmt er fort von Schanz' zu Schanze,
Der Gletscher weicht, der Wandrer ist betrogen.

So von Enttäuschung zu Enttäuschung wandern
Die Menschen durch des Lebens trübe Nacht
Bis zu der großen dort im Todtenreiche.

Ein Zweifel thürmt sich riesig auf den andern,
Bis sich zulezt in einem düstern Schacht
Die Phantasie verliert als eine Leiche.

Alexander Graf v. Würtemberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Silvestre de Sacy.

Daß Silvestre de Sacy am Schlagfluß gestorben, haben die Zeitungen gemeldet. Kein Gelehrter hat sein Leben so friedfertig, fleißig und ehrenvoll zugebracht als er; man hätte glauben sollen, er unterliege der Last von Geschäften und Aemtern, denen er sich unterzogen, und doch versah er sie alle ganz gemächlich, und hatte Zeit zu Allem, arbeitete beständig und war zweiundsachtzig Jahre alt geworden, ohne daß sich eine der Schwächen des Alters bei ihm gezeigt hätte. Als achtzigjähriger Greis wandte er seine Zeit ungefähr noch eben so gut an, wie vor vierzig Jahren. Und wenn man bedenkt, welche Lockung er hatte, ein glänzendes und üppiges Leben zu führen, indem ihm seine Aemter ein Einkommen von 25 — 30,000 Fr. verschafften, und er als Mitglied der Pairskammer und des Unterrichtsrathes ein großes Ansehen genoß und mit den bedeutendsten Männern des Staats in Verbindung stand, so muß man ihn bewundern; denn er lebte sehr einfach, wenigstens ohne allen Prunk, und muß daher ein sehr bedeutendes Vermögen aufgehäuft haben. Er bekleidete zwei Lehrstellen für orientalische Sprachen, nämlich am Collège de France und an der Ecole des langues orientales, war Conservator der orientalischen Handschriften an der königlichen Bibliothek, Sekretär der Akademie der Inschriften, Administrator des Collège de France, einer der Räthe des Conseil de l'instruction publique, Pair de France und einer der Redaktoren des Journal des Savans, sogar einer der thätigsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, für welche er fast jeden Monat einen, zuweilen gar zwei Aufsätze lieferte. Einige dieser Stellen hätte er an Andere abtreten können; es mochte wohl Ehrgeiz oder Lust an reichlichem Einkommen mit im Spiele seyn; allein man kann ihm wenigstens nicht vorwerfen, daß er mehr übernommen, als er tragen konnte, denn, wie gesagt, er versah alle seine Aemter mit großer Gewissenhaftigkeit, und fand doch Muße, um wichtige Werke auszuarbeiten. Als orientalischer Professor und Schriftsteller hat er einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Alle Orientalisten in Paris und ein großer Theil der Orientalisten des Auslandes sind seine Schüler gewesen; er hat die Errichtung einiger Lehrstühle für morgenländische Literatur veranlaßt, so wie auch den Druck mancher morgenländischen Werke, Sprachlehren und Wörterbücher. Vielleicht legte er in der Akademie mehr Gewicht auf die Kenntniß morgenländischer Literatur, als nöthig war; wenigstens suchte er stets seine Schüler in die Akademie hineinzubringen, und wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so bestände jezt die Hälfte der Akademiker aus Orientalisten. Er fand aber heftigen Widerstand, und mußte zulezt sehen, daß er hier nicht mehr das alte Ansehen hatte. Einige Wochen vor seinem Tode, als durch den Tod des Grafen Reinhard eine Stelle in der Akademie ledig war, gab sich der alte Mann die größte Mühe, dieselbe einem seiner Schüler, Garcin de Tassy, zu verschaffen. Er hielt um die Stimmen seiner Collegen an, als wäre er selbst der Candidat; dennoch konnte er seinen Willen nicht durchsetzen. Andere Akademiker hatten auch einen Candidaten, und dieser wurde gewählt. Seinem Sohn, einem der Mitarbeiter am Journal des Débats, hatte er eine Bibliothekarstelle verschafft, obschon sich derselbe bis jezt in der Gelehrtenwelt noch keinen besondern Ruf erworben hat. In der Religion scheint S. de Sacy den strengen Grundsäzen der ehemaligen Jansenisten angehangen zu haben; in der Politik unterwarf er sich der herrschenden Macht, obschon er im Herzen mehr dem alten Regierungssystem hold seyn mochte. Als gelehrter Kritiker im Journal des Savans war er streng und verhehlte nie die Mängel eines Werkes, das er zu rezensiren hatte; er that dies aber ohne alle Leidenschaft, mit Ruhe und mit einer gewissen Urbanität. Die Sekretärstelle an der Akademie, die einen Akademiker schon hinlänglich beschäftigt, hatte er zum Erstaunen mancher Personen noch in seinem hohen Alter angenommen. Ueberhaupt schlug er nie eine Stelle aus; zwar scheint er sich nie sehr emsig darum beworben zu haben; wenn man sie ihm aber anbot, so nahm er sie an, und dann erfüllte er auch die damit verbundenen Pflichten genau und gewissenhaft. So besorgte er eigenhändig die ganze Korrespondenz der Akademie. In derselben Eigenschaft gehörte er auch zu den verschiedenen Comité's, welche die Herausgabe der großen akademischen Werke besorgen. In der lezten Zeit hatte ihn der Minister des öffentlichen Unterrichts auch zum Vorstand eines der sogenannten Comités historiques ernannt, welche ziemliches Aufsehen in der Gelehrtenwelt erregt haben. Guizot, als er noch Minister war, hatte zuerst dergleichen Comité's niedergesezt, aber nur zwei, eines für geschichtliche Bekanntmachungen, das andere für archäologische. Es wäre gut gewesen, wenn diesen Comité's die Verwendung der jährlich von den Kammern bewilligten 150,000 Fr. zur Herausgabe geschichtlicher Dokumente übertragen worden wäre; aber ein Minister behält sich gerne die Verfügung über Gelder vor. Die Comité's wurden bloß zu Rathe gezogen, und nur dann und wann zusammenberufen; die Verfügungen gingen alle vom Minister aus. Der jezige Minister hat gemeint, das Institut der Comité's lasse sich bedeutend verbessern. Er hat daher so viele Comité's ernannt, als es Akademien im Institut de France gibt, das heißt fünf, und sie theils aus Akademikern, theils aus andern Gelehrten zusammengesezt. Das erste Comité soll sich mit der Geschichte der Wissenschaften, das zweite mit sprachlichen Werken des Mittelalters, das dritte mit geschichtlichen, das vierte mit den Alterthümern und das fünfte mit Herausgabe älterer Schriften befassen, welche sich auf die Zwecke der Akademie für politische und moralische Wissenschaften beziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. März 1838.

Wir finden, daß die Menschen lieber durch eine allgemeine theoretische Ansicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene bei Seite bringen, anstatt sich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Goethe.

Rückblicke eines Naturforschers.

Es ist gewiß eine merkwürdige Thatsache in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, daß derselbe seine Aufmerksamkeit keineswegs zuerst auf das richtete, was ihn unmittelbar umgibt, und daß Jahrtausende ablaufen mußten, ehe er sein Interesse Erscheinungen und Naturthätigkeiten zuwendete, die jeden Augenblick dem flüchtigsten Auge sich zeigen und mit welchen die Existenz des Menschen auf's Innigste verwoben ist. Die Astronomie ist ohne Zweifel der einzige Zweig der Naturwissenschaft, dessen Anfänge sich in das graueste Alterthum hinein verlieren, und es waren die in unendlich ferne Räume gestellten glänzenden Weltkörper, welche die Blicke des Erdensohnes viel früher auf sich zogen als die Mannichfaltigkeit irdischer Gebilde, als die nahe liegende reiche und schöne Wohnung seines Geschlechts, als der Boden, welcher seine eigenen Füße trug. Physik, Chemie, überhaupt alle Wissenschaften, deren Gegenstand terrestrische Dinge und Erscheinungen sind, können mit Recht als Erzeugnisse der letztverflossenen Jahrhunderte, als die Schöpfungen des modernen Geistes betrachtet werden; so daß, wenn überhaupt ein wesentlicher Unterschied zwischen der Civilisation des Alterthums und der der neuern Zeit besteht, derselbe gewiß darein zu setzen ist, daß jener das naturwissenschaftliche Element mehr oder weniger fehlte, während es in dieser einen der wichtigsten Bestandtheile ausmacht. Wenn hier von der Bildung der alten Welt die Rede ist, so wird darunter vorzugsweise die der Griechen verstanden, und der Völker, welche ihnen ihre Bildung verdankten. Es ist in der That merkwürdig, daß jenes mit Intelligenz so reich ausgestattete Volk der Aufmerksamkeit und des Erforschens so würdige Gegenstände, wie sie uns die Natur in reicher Fülle darbietet, beinahe gänzlich vernachlässigte. Als Grund hiefur läßt sich keineswegs anführen, daß ihm Liebe und Sinn für dieselben gefehlt hätten; der griechische Geist war universell genug, versuchte seine Kraft nach allen Seiten hin und begriff auch die theoretische Wichtigkeit der Kenntniß der Natur. Aber in seiner ihm angestammten Beweglichkeit und in seinem Eifer, schnell zu einem Ziele zu gelangen, verfehlte er des richtigen Weges, der lang und mühevoll ist, und betrat die viel bequemere, und namentlich der Eitelkeit des Menschen mehr schmeichelnde Bahn des Spekulirens über die Natur. Nicht unähnlich den Naturphilosophen unserer Tage, schlossen die meisten der griechischen Weltweisen die Augen vor ihr, damit die eigene Phantasie und der Witz desto ungehinderter und freier ihre Spiel treiben konnten. Die auf diesem Wege entstandenen Produkte galten dann als Kenntniß der

Natur. Die Geiſter, einmal in dieſe falſche Richtung hineingeriſſen, fanden ſich leider nicht mehr aus ihr heraus, und eine in anderweitiger Beziehung ſo glänzende und an großartigen Reſultaten ſo reiche Entwicklungsepoche der Menſchheit mußte vorübergehen, ohne daß dieſe in der für ſie ſo wichtigen Kenntniß der Natur weſentliche Fortſchritte gemacht hätte.

Da die Natur nicht in jedem Augenblick all ihren Reichthum, all ihre Kraft und Thätigkeit entfaltet und die Geſetzmäßigkeit ihres Wirkens und Schaffens gewöhnlich nur aus einer großen Summe nacheinander folgender Erſcheinungen erkannt werden kann, ſo iſt die Zeit für die Naturforſchung von unendlicher Wichtigkeit und ein ihr durchaus nöthiges Element. Welcher Naturforſcher unſerer Tage hätte daher wohl nicht ſchon oft bedauert, daß genaue Beobachtungen über wichtige und allgemeine Theile der Natur nur einen ſo kurzen Zeitraum umfaſſen, von ſo neuem Datum ſind. Noch wiſſen wir z. B. nicht, welchem Geſetz die jährlichen Veränderungen der Magnetnadel gehorchen, noch iſt uns unbekannt, ob die mittlere Temperatur der Erdoberfläche ſich gleich bleibt; noch wiſſen wir nichts Sicheres darüber zu ſagen, ob die Zuſammenſetzung der Atmoſphäre im Laufe der Zeiten ſich verändert oder nicht. Ueber alle dieſe wichtigen Gegenſtände und viele andere mehr haben wir aber hauptſächlich deßwegen noch keinen Aufſchluß, weil die Zahl der Beobachtungen hierüber noch viel zu gering iſt; manche derſelben datiren ſich höchſtens von drei Jahrzehnten her, während ſelbſt die älteſten kaum über einige Jahrhunderte hinausreichen. Hätten aber ſchon die gebildeten Alten genannte Gegenſtände ihrer Beachtung gewürdigt, wie viele Räthſel der Natur würden nicht ſchon längſt gelöst ſeyn, die nun erſt einer ſpäten Nachwelt klar werden können.

Obgleich in der geiſtigen Welt wie in der materiellen alle Erſcheinungen auf's Innigſte untereinander verknüpft ſind und ihren Grund in ſtreng geſetzmäßig wirkenden Urſachen haben, ſo tragen dieſelben doch bisweilen einen ſo geheimnißvollen Charakter und ſtehen ſo vereinzelt da, daß es dem ſchärfſten Verſtand, dem durchdringendſten Blick unmöglich iſt, die Glieder aufzufinden, durch welche jene in Zuſammenhang mit anderweitigen Erſcheinungen treten. Dies gilt ganz beſonders von bedeutenden Entwicklungsmomenten der Menſchheit. Oft laſtet auf derſelben Jahrhunderte lang dickes Dunkel; durch beträchtliche Zeiträume hin ſcheint es, als ob die Sprungfedern des menſchlichen Geiſtes gänzlich erlahmt, ſeine Schöpferkraft vernichtet, in ihm der Sinn für alles Höhere erloſchen wäre. Wiſſenſchaft und Kunſt erſtirbt, Humanität geht zu Grabe, Irrthum häuft ſich auf Irrthum, ein Wahn erzeugt hundert andere; die Menſchheit entbehrt jeder höhern Leuchte und verfällt der Herrſchaft niederer Gewalten. Rettungslos ſcheinen die höchſten Güter unſeres Geſchlechts verloren zu ſeyn. Aber plötzlich erwacht es wieder zu neuem Leben; ein thatkräftiger und ſchaffender Geiſt um den andern erhebt ſich wie ein Deus ex machina; neue Bahnen im Gebiete des Wiſſens werden von ihnen gebrochen und Keime gelegt, die zu ihrer Entfaltung oft Jahrhunderte erfordern. Nicht unpaſſend iſt in Bezug auf das ſo eben Geſagte von einem geiſtreichen Manne bemerkt worden, daß es in der Zeit Wüſten gebe wie im Raume. Eine ſolche Zeitwüſte trennt die alte Welt von der neuen, und eine dunkle Geiſtesnacht liegt über der europäiſchen Menſchheit vom Untergang der Kultur des Alterthums bis zur Morgenröthe der unſrigen. Dieſe Morgenröthe trat dann ein, als man die aus dem verheerenden Strome der Barbarei noch geretteten Trümmer alter Bildung wieder hervorſuchte. Dieſe wirkten und dienten als Spiegel und Maßſtäbe, in und an welchen hellſehende Männer erkannten, wie tief ihr Geſchlecht geſunken und wie nöthig es ſey, daß daſſelbe geiſtig wiedergeboren werde.

Aber ſo ſchwach und unvermögend fühlte man ſich noch, irgend etwas Neues und Eigenthümliches, vorzugsweiſe im Gebiete der Wiſſenſchaften zu ſchaffen, daß man geraume Zeit hindurch der Autorität der Alten blindlings ſich unterwarf. Dieſe zu weit getriebene Schätzung des Alterthums und die an Abgötterei grenzende Verehrung großer Namen deſſelben verlangſamte die Fortſchritte des Wiſſens überhaupt und trug ganz beſonders die Schuld, daß das Studium der Natur ſo lang vernachläſſigt wurde. Bis tief in das ſechzehnte Jahrhundert hinein wagte es Niemand, der Natur mit freien Augen in's Antlitz zu ſchauen; man bediente ſich bei ihrer Betrachtung der von Ariſtoteles und den Scholaſtikern geſchliffenen Brillen, und was durch dieſe nicht geſehen wurde, das exiſtirte auch gar nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zum grünen Baum.

(Beſchluß.)

Der Widerſtrebende folgte, und als die Beiden in der geräumigen und doch ſo traulichen Oberſtube anlangten, hatte die Geſellſchaft ſich ſchon einheimiſch gemacht: der Sänger zog die friſchen Saiten auf die Guitarre, die andern plauderten und lachten; nur Othmar wurde immer ſtiller und düſterer und ſchüttete mit einer Art tückiſcher Verzweiflung den braunen Nektar in ſich hinein, den er nicht zu bezahlen dachte. Endlich hob Jäger zu ſpielen und zu ſingen an, die Geſellſchaft ſchwieg, der

vollen, reinen Stimme lauschend, um gleich darauf in neuen Lärm auszubrechen, den nur der Sänger wieder auf Augenblicke zu beschwichtigen verstand, so daß die Unterhaltung aus einem Gemisch von Kunstgenüssen, Schwänken, Witzworten, Trinkliedern und Geschrei sich bildete, dessen erregendem Einfluß zu widerstehen schier unmöglich war. Selbst der düstere Ottmar von Rosenhain vergaß des Kummers, der ihn drückte, stimmte in das Toben der Andern herzhaft ein und dankte einmal über das andere dem Freunde, der ihn hergebracht. „Und sollt' ich morgen sterben, lieber Wilhelm," sagte er, „oder gar, was noch schlimmer wäre, von des Lebens Gutern nichts mehr behalten als just dies elende Leben selbst, ich bliebe Ihnen dankbar für diesen Abend voll Leichtsinn und rauschender Freude." Nur Othmar wollte nicht in den Ton der allgemeinen Fröhlichkeit einstimmen, und brachte kaum ein Wörtlein hervor, bis endlich Augusts Hand ihm den Beutel mit dem nikotischen Kraut zuschob, dessen Wolken alsobald die starre Zunge lösten. „Ich könnte wohl ein Obdach für die Nacht erhalten," brummte er vor sich hin; „denn der Wechsel ist verfallen und der Jude wird mich sicherlich verhaften lassen; aber ich erwürge mich mit meiner Halsbinde, bevor ich nur acht Tage Gefängniß aushalte." — „Ei, Lieber," tröstete August, „der Gläubiger wird so bärbeißig nicht seyn und dich nicht aus deinem Bett holen lassen." — „Ich habe kein Bett, kein Obdach." — „Hast du deine Wohnung aufgegeben?" — „Saubere Familie, bei der ich wohnte! Die Tochter ist doch wenigstens gutmüthig, aber die Alte ist ein Drache. Mich hinausgeworfen, meine vier Hemden und sieben Bücher zurückgehalten! Schmach und Schande! Und ich war doch ein Zimmerherr, wie es keinen mehr gibt; nicht ein einziges Mal habe ich meinen Hausschlüssel vergessen." — „Mach dir Luft, Freund Othmar, gieße deine Galle aus, speie Feuer und Flammen! das wird dich erleichtern und dir deine gute Laune wieder gewinnen helfen. Sprudle, sprudle über!"

Der Rath schlug nicht an taube Ohren und wäre im vollsten Umfang befolgt worden, wenn nicht die Erscheinung unerwarteter Gäste dem Auftritt eine veränderte Richtung gegeben hätte; unter der Thüre zeigten sich in ihren schönen grünen Röcken zwei Gensdarmen, deren einer in den Lärm hineinrief: „Meine Herrn, ich bitte um's Wort." — „Die Polizeistunde hat noch nicht geschlagen," versetzte der Rothkopf; „wir haben noch sechsundvierzig Minuten bis Eilfe." — „Davon ist auch nicht die Rede," sagte der Gensdarm, bei welchen Worten eine Leichenblässe das „Novellengesicht" überzog, während Othmar, der dem Grünen am nächsten sich befand, ebenfalls die Farbe wechselte; dies allein bemerkte der Gensdarm und wandte sich mit der Frage an ihn: „Heißen Sie nicht Ottokar?" — „Um Vergebung, ich heiße Othmar." — „Richtig, Ottmar; das wollte ich nur hören. Haben Sie die Gefälligkeit, mich zu begleiten, Herr Ottmar von Rosenhain." — Ich bin nicht aus Rosenhain, sondern aus Wasserburg. Sie irren sich, Herr Gensdarm." — „Thut nichts zur Sache, kommen Sie nur mit." Achselzuckend erhob sich Othmar, während in der Ecke mit starker Faust Wilhelm den Herrn von Rosenhain niederhielt, der eine Bewegung machte, als wolle er den Irrthum aufklären. „Sie haben acht Halbe, Herr Doktor," sagte die Kellnerin. — „Doktor?" fragte der Gendarm. — „Die einfältige Walburg nennt mich immer Doktor, obschon ich's nicht bin, so wenig als von Rosenhain," erläuterte Othmar, als fürchte er, durch Anmaßung des Titels seine Stellung zu verschlimmern. „Bezahlen Sie Ihr Bier," rief die Dirne, erbost durch die Benennung, mit der sie beehrt worden; da schallte aus der Ecke Wilhelms Stimme: „Ich leg's aus für den Herrn," und die Gendarmen entfernten sich mit ihrem Gefangenen, der nicht anders meinte, als er sey um des verfallenen Wechsels willen verhaftet. — „Ich finde mich auf's Neue zum Danke gegen Sie verpflichtet," sprach Rosenhain zu seinem Nachbar; „denn bei Licht besehen, war ich im Begriff, eine voreilige Handlung zu begehen, die mir geschadet hätte, ohne dem Andern mehr zu nützen, als ihm eine Nacht auf der Polizei zu ersparen." — „Und es wird gleichgültig seyn, wo er seinen Rausch ausschläft; wir aber wollen gehen, beliebter Sicherheit willen, denn ein böswilliger Kobold könnte den heilsamen Irrthum vor der Zeit aufklären."

Am nächsten Morgen stand bei guter Zeit Othmar schon wieder auf der Auer Brücke, sah hinab in die Fluth, wie am Abend vorher, und sagte: „Ich bin ein Unglückskind, denn wenn ich mir Alles recht überlege, so bin ich Schuld daran, daß jezt einer Mutter Sohn in den Sand gestreckt wird, Gott weiß, um welcher Albernheit willen." — Plötzlich ertönte eine Stimme hinter ihm, wie aus den Lüften herab: „Gut geschlafen, Doktor?" und da er umschaute, sah er einen eleganten Wagen, dessen schnaubende Rosse der Lenker mit Mühe zum Stehen brachte, und drinnen saßen vier Herrn, unter denen er den bleichen Fremden und seinen alten Bekannten Wilhelm erkannte, die ihm einzusteigen winkten. „Wie ist das Abenteuer abgelaufen?" hieß die erste Frage, worauf Othmar: „Wunderlich genug, meine Herrn; auch der Commissär scheint mich für einen gewissen Rosenhain gehalten zu haben; denn als ich heute Morgen vor ihm erschien, sagte er, wenn ich meine Freiheit wieder zu erhalten wünsche, so möge ich nur mein Ehrenwort geben, mich mit dem Herrn von Steinfeld nicht zu schlagen; da ich nun in der That keinen Grund habe, dem besagten Herrn übel zu wollen, so versprach ich es herzlich gern." Die Zuhörer lachten unbändig, und Othmar

fuhr fort: „Jezt fehlte nur noch, daß Rosenhain für mich verhaftet würde und meinen Wechsel einlösen mußte; aber wer weiß, ob er nicht den Steinfeld erstochen hat, während ich für ihn das Wort gab, oder Steinfeld ihn?“ — In diesem Augenblick hielt der Wagen beim grünen Baum, und Othmar ließ sich nicht lange bitten, mit den Andern sich auf einer Bank niederzulassen. Da sprach der Fremde: „Sie haben dem Herrn von Rosenhain einen Dienst erwiesen, den er Ihnen nie wird vergelten können; jedenfalls aber muß er Ihnen den verlangten Gegendienst leisten.“ — Othmar machte ein unendlich verblüfftes Gesicht, während der Sprecher fortfuhr: „Sehen Sie, wenn die Gegner nicht auf dem Kampfplatz zusammengekommen wären, so hätte die kluge Vermittlung der ehrenwerthen Sekundanten nicht die schweren Mißverständnisse lösen, und dafür den schönsten Freundschaftsbund knüpfen können. Jezt aber, und das ist das Verdienst Ihrer Aufopferung, wird Steinfeld seine liebenswürdige Schwester an Rosenhain vermählen, und dann seine große Reise nach Italien und der Levante antreten, sobald er einen passenden Begleiter, Hofmeister oder dergleichen gefunden.“ — „Ha, das wär' eine Stelle für mich armen Schlucker!“ platzte Othmar heraus, worauf einer der Herrn ihm die Hand über den Tisch reichte und dabei sagte: „Topp! es gilt; ein Mann, ein Wort!“ — „Wie? lieg' ich nicht etwa in der Wachtstube und träume?“ versezte Othmar, indem er einschlug; der Andere aber rief lustig: „Seyd guten Muthes, ich heiße Steinfeld, und der da Rosenhain. Verstebt Ihr's nun?“ — Othmar nickte, und obschon es ihm war, als ob ihm die Augen feucht werden wollten, stimmte er dennoch in die laute Lust der Andern ein, und fand bald den Anlaß, unter schallendem Gelächter die Thränen zu vergießen, die eigentlich einer tiefen Rührung galten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Comités historiques. Geschichtliche Forschungen.

Unter diese fünf Comité's sollen die von den Kammern bewilligten Fonds zur Bestreitung der Kosten der Herausgabe der alten Schriften vertheilt werden. Guizot hatte die Absicht nicht verhehlt, den jungen Gelehrten dadurch Gelegenheit an die Hand zu geben, sich mit geschichtlichen Forschungen zu beschäftigen und die Politik darüber bei Seite zu lassen. Salvandy geht noch weiter: er sieht in den Comité's ein Mittel, junge Gelehrte zu Akademikern zu bilden. Alles dieses nimmt sich auf dem Papier recht gut aus; wenn es aber zur Ausführung kommt, so sieht man die Fehler. Schon die Wahl mancher unbedeutenden Männer als Mitglieder der Comité's mißfiel sehr. Die Akademien sahen es sehr ungern, daß man eine Anstalt errichte, welche ein Neben-Institut de France werden zu wollen scheint. Die Académie des beaux arts berathschlagte darüber, ob man die neuen Verrichtungen, welche der Minister einigen ihrer Mitglieder zumuthe, übernehmen solle oder nicht, und in allen Akademien ward auf ihre Anregung über dieselbe Frage Rath gepflogen; einige Akademiker lehnten die ministerielle Aufforderung, an den Comité's Theil zu nehmen, ab, andere äußerten gegen den Minister selbst die Furcht, das Ansehen der Akademie möchte dadurch untergraben werden. Der Minister wollte jedoch von seinem Vorsaze nicht abgehen, und die Comité's haben wirklich ihre Arbeiten begonnen. Sie sollen in den Provinzen ihre Korrespondenten haben, und dadurch von allen Forschungen und Entdeckungen im Fache alter Schriften und Denkmäler schnell benachrichtigt werden, um im Stande zu seyn, wichtige Sachen durch den Druck bekannt zu machen, oder merkwürdige Alterthümer vom Untergange zu retten. So viel, als der Minister von den Comité's erwartet, werden sie wahrscheinlich wohl nicht leisten; dazu sind sie zu zahlreich; wo Viele in gelehrten Sachen zu Rathe sizen, pflegt oft weniger zu geschehen, als wo nur einige tüchtige Gelehrte arbeiten. Aber glücklicherweise gibt der Staat die Geldmittel her zum Drucke der Handschriften und zum Erhalten alter Kunstdenkmäler. Das Forschen in den vielen Departementsarchiven wird aufgemuntert; und die Gelehrten in den Landstädten werden belohnt und berühmt wegen Arbeiten, für welche sie sonst keinen Verleger würden gefunden haben. Die Geschichte Frankreichs wird jezt von allen Seiten durch Urkunden und andere bisher verborgene Schriften aufgehellt, und beinahe könnte man jezt über die allzu große Menge solcher Schriften klagen, da manche kaum den Druck werth waren, und dadurch ein ungeheurer Wust von Beiträgen zur Geschichte angehäuft wird, aus welchem sich leider wenig Bedeutendes schöpfen läßt, besonders hinsichtlich der lezten Jahrhunderte, über welche schon so Vieles bekannt gemacht ist. Sogar das Sammeln und Wiederabdrucken kleinerer, selten gewordener Druckschriften hat in der lezten Zeit zwei Männer beschäftigt; die Leberſche Sammlung wird ehestens mit dem zwanzigsten Bande beschlossen werden. Leber ist Büreauchef im Ministerium des Innern, hat eine besondere Liebhaberei für seltene Druck- und Handschriften, die sich auf die französische Geschichte beziehen, und hat durch dreißigjähriges Ankaufen eine bedeutende Sammlung zu Stande gebracht, aus welcher er denn die Materialien zu seinem bändereichen Werk genommen hat. Die Sammlung selbst hat er neulich an die Stadt Rouen verkauft; sie wird aber erst nach seinem Tode der Stadtbibliothek daselbst einverleibt oder vielmehr beigesellt werden; denn Leber hat es zur Bedingung gemacht, daß auch zu Rouen die Sammlung beisammen bleiben soll. Leber ist außerdem Verfasser einiger gelehrten Schriften, z. B. über das alte Munizipalwesen in Frankreich. Das andere Unternehmen, wovon ich sprach, rührt von einem jungen Gelehrten Namens Danjou her, welcher an der königlichen Bibliothek eine geringe Anstellung hat und seine Stellung dazu benuzt, ebenfalls kleine Druck- und Handschriften herauszugeben. Der Verein für französische Geschichtskunde ist ebenfalls thätig, und somit müßte es sonderbar zugehen, wenn noch viel Wichtiges verborgen bliebe. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. März 1838.

Eher verwandt iſt hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der bearbeiteten Scholle der Menſch und dem üppigen Saatfeld. —
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, und jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menſchen, ſo nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!

Platen.

Das Fiſcherdorf Pollet bei Dieppe.

Gegenüber von Dieppe, nur durch den Hafen davon getrennt, liegt ein Dorf, le Pollet. Es gehört zur Stadt, es bildet mit ihr nur Eines; aber kaum hat man die kleine Schiffbrücke, die aus der Stadt in den Pollet führt, überſchritten und iſt in eine der Straßen eingetreten, ſo glaubt man viele Meilen davon, in einem andern Lande zu ſeyn. Die Häuſer, die Kleider, die Sprache, der Menſchenſchlag, Alles iſt ſo ganz anders, fremdartig und neu.

Die Fiſcher und Fiſchhändler von Dieppe bewohnen dies der Stadt angehängte Dorf. Enge Straßen, kleine, aus Holz und Lehm gebaute aſchgraue und ſchwärzliche Häuſer findet man auch anderswo; aber ſelten haben ſie dieſen ganz fremdartigen Charakter. Die enge Straße wird noch enger durch hundert hölzerne oder eiſerne Arme, die an jedem Fenſter und Fenſterlein hinausgeſtreckt ſind, und an denen die Kleider der Matroſen, der Fiſcherinnen, die Netze und die Fiſche zum trocknen aufgehängt ſind. Hier eine graue Matroſencaputze, dort ein rother Unterrock, und neben dieſem ein Dutzend ſchillernde Maquereaus, über einem braunen Netze, das ſie erſt geſtern fing. In dieſen kleinen Häuſern wohnt in jeder Stube eine Familie, Vater, Mutter, Großvater und Großmutter und eine ungezählte Schaar von Enkeln, denn die Ehen der rüſtigen Seeleute ſind geſegnet. Daß hier an keine Hausflur zu denken iſt, verſteht ſich. Von der Gaſſe tritt man ſogleich in die Stube, und ſie iſt Schlafſtube, Eßſtube, Speicher, Küche und Keller, Alles in Einem. Ich warf in einige derſelben einen verſtohlenen Blick und ſah die Betten übereinander geſchichtet, wie in den Cajüten eines Schiffes, und in einzelnen Stuben deren zehn, zwölf und mehr.

Vor den Thüren ſtehen und ſitzen die Weiber des ganzen Hauſes, ſechs, zehn, zwölf an der Zahl, und arbeiten, flicken die alten Netze, ſtricken neue oder waſchen die Matroſenkleider und beſſern ſie aus. Um ſie herum die Schaar der Kinder, die, theilweiſe ernſtlich beſchäftigt, in Mehrzahl ſich den Spielen ihres Alters überlaſſen. Und ab und zu tritt ein Matroſe an die Frauen heran und ſagt ihnen eine derbe Artigkeit, daß Alle auflachen; und hier und dort ein Greis, auf deſſen Stirn, in deſſen ruhigen Zügen geſchrieben ſteht, daß er hundert Stürmen getrotzt und jezt nur noch die Stimme des ewigen Steuermanns abwartet, um jenſeits ſeinen Anker auszuwerfen. Wenn ich ein Maler wäre, würde ich dieſe Bilder wiezugeben verſuchen. Vielleicht auch nicht, denn das Leben, das hier herrſcht, iſt doch am Ende Alles, und das malt ſich nicht. Und ſchon den Geruch, der hier die Luft durchwoht, und ohne den man ſich Pollet gar nicht denken

kann, wie ihn malen, wie dieſe ſaure, geſalzene, nach Fiſchthran und Theer riechende ätheriſche Sauce des Ganzen wiedergeben? Und die Sauce, wie immer, macht die Sache erſt pikant.

Auch die Menſchen ſind hier ganz eigenthümlich. Die Männer ſind klein und unterſezt, die Weiber ſchlank, wenn auch nicht groß, und kräftig. Eine geſunde Geſichtsfarbe, ein friſches Auge ſind die ſchönen Zierden eines meiſt regelmäßigen, etwas länglichten Geſichts. Die Männer laſſen in ihren Zügen meiſt nur jene ernſte Entſchloſſenheit der Seeleute ahnen, während in denen der Weiber nicht weniger Keckheit liegt, daneben aber auch Ironie und Geiſt. Die Frauen ſind hier noch merkwürdiger als die Männer. Dieſe ſehen im Allgemeinen aus wie alle Seeleute, aber die Frauen des Pollets ſind eine Art für ſich. Sie ſind faſt mehr Männer als ihre Männer; ſie ſind gewöhnt, die Herrſchaft des Hauſes zu führen, ſo lange die leztern abweſend ſind, und ſie legen dieſelbe ſelten nieder, wenn ſie anweſend. Sie ſind es, die die gefangenen Fiſche verkaufen, und kommen hiedurch mit den in der Cultur weiter vorgerückten Dieppern in viele Berührung, wodurch ſie bald auf eine höhere Stufe gelangen als ihre Männer, und ſo von rechtswegen das Zepter führen, denn dieſes gehört den Begabteren. Sie ſind es, die die Schiffe in den Hafen und aus demſelben ziehen, und noch viele andere anſtrengende Arbeiten mit ihren Männern theilen, wodurch ſich ihr Körper ſtählt. Ihre Männlichkeit gibt ihnen dann Sinn für die Genüſſe der Männer; ſie fehlen nie bei ihren Feſten, und es iſt dabei ſtets zweifelhaft, ob die Frau oder der Mann das lezte Wort beim Rundgeſang und das lezte Glas behält, wenn der Cider auf die Neige geht. Dieſe etwas barbariſche Sitte hat das Gute, daß Mann und Weib ſeltener in Streit gerathen, daß die Frau nie dem Manne vorwerfen kann, er vertrinke Hab und Gut, und endlich, daß beide zuſammen, und zwar ſehr zeitig, heimkehren. Ich wollte eines Sonntag Abends die Kneipen, in denen die Polletais ſich einfinden, beſuchen, und kam um ſieben Uhr eben noch zur rechten Zeit, um zu ſehen, wie der Wirthsjunge einen furchtbaren Haufen ausgeleerter Schaalthiere auf die Seite ſchaffte: die Polletais waren bereits mit ihren Frauen nach Hauſe gezogen. Wer gegen dieſe Mannfrauen was hat, mag es mit ihnen ſelbſt ausmachen, wenn er ſeine geſunden Rippen wagen will; denn es iſt mit ihnen nicht zu ſpaßen. Den Pariſerinnen aber, die für die Emanzipation der Weiber ſeufzen, weiß ich keinen beſſern Rath, als einen Polletais zu heirathen.

Bis vor etwa zwanzig Jahren zeichneten ſich die Bewohner des Pollet noch mehr als gegenwärtig durch ihre Tracht aus. Jezt beſteht dieſelbe meiſt in dem gewöhnlichen Fiſchercoſtüme der Normandie, einem langen braunen oder dunkelblauen Wamms, einer ähnlichen Hoſe, mit hohen, bis zu den Lenden reichenden Stiefeln oder einer weiten, grauleinenen Ueberhoſe, und endlich einem lakirten Matroſenhute oder einer rothen phrygiſchen Mütze. Vor zwanzig Jahren beſtand dieſes Coſtüm noch in hellblauer Jacke mit weißen Schnüren und Aufſchlägen, in einer Pumphoſe und hohen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen. Die Civiliſation macht ſelbſt hier Fortſchritte, und hat Vieles von den Eigenthümlichkeiten der Polletais, unter andern ihren Erbhaß gegen die Diepper, vernichtet; dennoch iſt der Charakter dieſes Völkchens noch immer originell genug.

Der Polletais iſt, wie meiſt der Seemann, tapfer und herzensgut. Die Wittwen und Waiſen werden von den rüſtigen Fiſchern ernährt und geben ihre Netze auf die Fiſcherbarken, die ihnen dann ſo gut ihre Beute abwerfen, als hätte ihr Gatte und Vater auf denſelben mit den übrigen Fiſchern Mühe und Gefahr getheilt. Kein Armer ſpricht vergebens bei einem Polletais vor, ſo oft er mit ſeiner Beute beladen in den Hafen einläuft.

Je größer die Natur um uns, deſto kleiner erſcheinen wir uns ſelbſt. Wenn das Meer ſtürmt und ſich an den Felſen bricht, wenn der Eichwald brauſt und der Wind die tauſendjährigen Bäume ausreißt, dann ſchauern wir zuſammen und beten. Deßwegen ſind die Seeleute frommer als wir armen Erdwürmer, denen ſelten die Natur, ſo wie ihnen, in ihrer Allgewalt entgegen tritt. Die Bewohner des Pollet ſind fromm, wie alle Seeleute. Ich war einſt in der Bergmannskirche zu Goslar, und die ernſte, feierliche Stille, dann der erhabene, ruhige Geſang, der, wie aus tiefen Schachten, aus ihrer Bruſt zum Himmel hinausdrang, hat mich damals bis in's Innerſte erſchüttert. In der Kirche der Bewohner des Pollet iſt es mir anders ergangen. So lange der Prieſter allein betete, herrſchte auch hier feierliche Stille, als aber die Fiſcher und Matroſen zu ſingen begannen, wurde mir unheimlich zu Muthe. Es war, als ob ſie einen Sturm mit ihrem Geſange beſchwören wollten, als ob ſie befürchteten, der liebe Herrgott werde ſie, eben ob dem Sturme, nicht hören, und deßwegen denſelben überſchrien. Ich glaubte das Heulen der Wogen durchzuhören, hier ein Hülferuf, dort ein Angſtſchrei, und als ich dann um mich ſah, und die helle Sonne durch die Fenſter ſchien, und ſie den böſen Sturmſpuk verſcheuchte und mich aus der Poeſie in's Leben herunterriß, fingen mir die Ohren an ſo wehe zu thun, daß ich bald nichts Beſſeres zu thun wußte, als die Kirche ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, um mein Trommelfell zu retten. Ein paar Tage ſpäter aber ſah ich zufällig einen Leichenzug, wobei Männer und Frauen in ſtiller Andacht einen Schiffbrüchigen des Lebens zu ſeiner lezten Wohnung begleiteten und Alle mit ſo würdigem Ernſte zu Werke gingen, wie dies bei Menſchen natürlich iſt, die dem Tode tauſendmal unverzagt in's

Auge gesehen haben. Selbst die nächsten Verwandten hinter der Leiche sprachen ihre Trauer nur durch die Ruhe aus, die in ihren Zügen herrschte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke eines Naturforschers.

(Fortsetzung.)

Wollte irgend Jemand etwas Neues beobachtet haben, oder war je Einer so kühn, an der Richtigkeit der Aussprüche des allgemeinen Orakels zu zweifeln, wehe dann einem solchen verwegenen Neuerer! Derselbe konnte sicher seyn, daß die ganze Kaste der Gelehrten über ihn herfiel, ihn als Ketzer behandelte und ihm das Leben auf alle nur mögliche Weise verbitterte. Eher duldete man Widerspruch gegen die Dogmen der Kirche, als die geringste Abweichung von den aristokratisch-scholastischen Lehren. Die Behandlung, welche der große Galilei von den gelehrten Zunftgenossen seiner Zeit erfuhr, liefert für die Richtigkeit des Gesagten den schlagendsten Beweis und gibt eine klare Einsicht in den Geist, von welchem die damalige gelehrte Welt beherrscht war.

Bis zum Auftreten dieses außerordentlichen Mannes wurde z. B. allgemein angenommen, daß Körper von verschiedener Dichtigkeit verschieden schnell gegen die Erde fallen. Galilei, dessen jugendlicher Geist schon die Erscheinung des Falles und damit verwandte Gegenstände mit Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachtete, zweifelte an der Richtigkeit dieser Annahme und erlaubte es sich, vor einer Menge von Zuschauern durch Versuche die Sache zu entscheiden. Bekanntlich ließ er zu diesem Behuf von den Thürmen der Kathedrale zu Pisa verschieden dichte Körper herabfallen und fand, daß sie alle gleichzeitig den Boden erreichten. Galilei glaubte nun einen alten Irrthum berichtigen zu müssen, und machte das Resultat seiner Versuche bekannt. Anstatt Dank und Anerkennung für seine Entdeckung zu ernten, begegnete er überall bitterem Hohn; man erklärte ihn für einen Verrückten, und er wurde von den Scholastikern Pisas so verfolgt, daß er sich gezwungen sah, die Lehrstelle der Mathematik niederzulegen, ja selbst die Stadt zu verlassen. Allein trotz dieser feindseligen Gesinnung der ganzen europäischen Gelehrtenkaste gegen jede unabhängige und selbstständige Forschung, trotz dem auf dem Gebiete des Geistes herrschenden Absolutismus und der blinden Unterwerfung der Massen unter denselben, trat doch ein unabhängiger und furchtloser Mann nach dem andern auf; es wurde immer mehr an dem morsch gewordenen Gebäude scholastischer Schulweisheit gerüttelt, und durch Wort und Beispiel auf den Quell, woraus allein Wahrheit fließt, auf die Natur, hingewiesen.

Ehe ich von einem zweiten Manne rede, von einem Zeitgenossen Galileis und mit diesem auf gleicher Bahn wandelnd, sey es mir gestattet, bei dem großen Italiener, der mit vollem Rechte als der Vater der neuern Physik betrachtet wird, noch einige Augenblicke zu verweilen. Galilei stammte aus einem der edeln Geschlechter Pisas und wurde daselbst im Jahre 1564 geboren. Die Natur stattete ihn mit den ungewöhnlichsten Geistesgaben aus und verlieh ihm ganz besonders einen alles durchdringenden Scharfsinn und einen eminent mathematischen Kopf. Noch beinahe Knabe, entdeckte er an einer zufällig in Bewegung gekommenen aufgehangenen Lampe in einer Kirche seiner Vaterstadt die Gleichzeitigkeit der Schwingungen des Pendels, und damit natürlich das schärfste und genaueste Mittel zur Zeitmessung; eine Entdeckung, die allein schon hinreicht, den Namen Galilei's in den Annalen der Naturforschung unsterblich zu machen. Schon früh studirte er Mathematik, wie auch die von den Scholastikern so sehr verunstaltete Philosophie des Aristoteles. Der klare, weitblickende und selbstständige Geist Galilei's ließ sich von deren inhaltsleerem Formalismus nicht in Fesseln schlagen, noch von ihren Spitzfindigkeiten sich berücken. Er erkannte bald, daß eine solche Philosophie der größte Feind aller wahren Wissenschaft und namentlich einer echten Kenntniß der Natur sey. Als Jüngling schon wurde er daher mit einem edeln Ingrimm gegen das gelehrte Unwesen seiner Zeit erfüllt, und der erklärteste Feind der damaligen Schulweisheit. Offenen Gemüthes, verhehlte er seine Gesinnungen nicht, und kaum Mann geworden, zählte er schon zahlreiche und erbitterte Feinde, denen es, wie schon bemerkt, gelang, ihn von seinem Lehrstuhl und aus seiner Vaterstadt zu vertreiben. Aber nicht lange blieb dieses glänzende Gestirn verdunkelt; Galilei's großer und tiefer Geist war von edlern Gemüthern schon gewürdigt worden, und bald nach seiner Vertreibung aus Pisa erhielt er den Lehrstuhl der Mathematik in Padua. Die großartige intellektuelle Regung, welche damals ganz Europa ergriff, führte aus allen Ecken desselben Jünglinge nach den italienischen Musensitzen. Der in Padua war durch Galilei allein der glänzendste, weltberühmt, und um seinen Lehrstuhl sammelte sich die Blüthe der wissensdurstigen Jugend des Jahrhunderts.

Galilei besaß nicht nur ungewöhnliche Tiefe des Geistes und die umfassendsten Kenntnisse, er war auch in hohem Grade ausgezeichnet als Lehrer, und wußte mit hinreißender Beredsamkeit und der durchsichtigsten Klarheit seine großen Entdeckungen und tiefen Einsichten in die Natur durch Wort und Schrift darzustellen. Unbegrenzt war der Enthusiasmus, den Galilei's Vorträge erregten, und unermeßlich der Einfluß, den sie auf das Studium der Natur in ganz Europa ausübten. Sie

und ſeine Schriften bereiteten in der That zum großen Theil den ungeheuern Umſchwung vor, der ſpäter in dem ganzen Gebiete naturwiſſenſchaftlicher Forſchung eintrat, und ſie müſſen als wichtige Werkzeuge in der Hand der Vorſehung betrachtet werden, durch welche das Menſchengeſchlecht von der Laſt ſchwerer Irrthümer befreit und in eine ganz neue Laufbahn geiſtiger Thätigkeit eingeführt worden iſt. In eben dem Maße aber, in welchem der europäiſche Ruhm und Einfluß Galilei's ſich mehrte, ſteigerte ſich auch der Haß, wuchs der Neid ſeiner Feinde. Unwiſſende Mönche, deren Lebenselement die Finſterniß war, ehrgeizige und herrſchſüchtige Jeſuiten, die keinen unabhängigen Geiſt außerhalb des Kreiſes ihres Ordens ertragen konnten, fanatiſche Scholaſtiker, welche die ganze Welt in den Feſſeln ihrer Schulweisheit erhalten wollten: Alle vereinigten ſich gegen den ihrem Anſehen immer gefährlicher werdenden Naturforſcher, und klagten denſelben des Unglaubens und der Verbreitung bibelwidriger Lehren an.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Carneval. Hillers Jagd.

Das chroniſche Uebel, woran der Carneval ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren faſt überall leidet, hat ihm auch in dieſem Winter beſonders hier ſehr zugeſetzt. Der Hof iſt noch in Trauerkleidern um den durch Herzensgüte und Wohlthun hauptſächlich auch in den Herzen vieler Armen fortlebenden Vater unſers Königs, ſo daß erſt wenige Tage vor Faſtnacht ſich wieder Muſiktöne im Schloſſe vernehmen ließen, deſſen Thor dem Tanze noch immer verſchloſſen iſt. In der Stadt zwar paukt und trompetet die alte Gewohnheit ſchon lange wieder; in Privat- und öffentlichen Redoutenſälen mühten ſich die Kerzen, die kalte, düſtere Winternacht in hellen Mittag umzuzaubern; die Coſtümiers fochten einen grauſamen Kampf mit der zunehmenden Sterilität ihrer Einbildungskraft, dieſer die wunderlichſten Ungeheuer von Masken abzugewinnen. Bei alle dem konnten die hieſigen Maskenſäle, die eigentlichen Schoßkinder des Carnevals, den unſeligen Charakter betrübter Leichenzüge nicht loswerden. Die zwiſchen den ſchwarzen und weißen Domino's als bloß tolerirt ſich hindurchſchmiegenden Charaktermasken waren gewöhnlich nichts weiter, als die mattherzigen Geſpenſter eines Jahrhunderte lang zu Tode gehetzten Witzes. Die Maskerade hat jetziger Zeit ungemeine Aehnlichkeit mit dem „roſenfarbenen Geiſte“ in der bekannten Wiener Poſſe, welcher dem Leichenconducte ſeines verblichenen Körpers als Leidtragender mit beiwohnt. Der einzige Unterſchied beſteht vielleicht darin, daß in jener Poſſe der Todte wirklich zur Ruhe gelangt und die Sache mit dem Begräbniſſe abgethan iſt, während die Maskerade, gleich dem ewigen Juden, keine Ruhe hat, und die Feierlichkeit ſich daher alle Jahr erneuert. Unſern literariſchen ewigen Juden geht es gerade ſo. Welch eine Unzahl ſolcher Herrn traten nach und nach in der Literatur auf, und doch wollte man, nach dem Beiſpiel der vielen ſiebzehnten Ludwige in Frankreich, die nicht bloß in der Buchſtabenwelt, ſondern auf dem wirklichen Markte des Lebens erſchienen, auch keinen einzigen davon für den rechten anerkennen. Endlich erwarten wir abermals einen dergleichen Prätendenten, und unſere diesmalige Hoffnung auf ſeine Legitimität ſcheint um ſo gegründeter, weil es unſer talentvolle Julius Moſen iſt, welcher uns die Zuſage gab, den Ahasverus einzuführen. Mit den Masteraden ſieht es jedoch viel ſchlimmer aus, als mit der ewigen Judenſchaft der Literatur. Die Maskerade gibt in jedem neuen Winter von Neuem kund, daß an ihr Hopfen und Malz verloren iſt. Recht bemerkbar zieht ſich auch die feinere Eleganz immer mehr von den Maskenbällen zurück, um Terpſychore's reinem Dienſte ſich zu widmen, welchem durch die Redoute vielfacher Eintrag geſchieht. Dies bewährte ſich hier unter Anderm am Faſchingsabend. Obſchon an ihm allerdings eine öffentliche Maskerade im Hotel de Pologne ſtattfand, ſo gab es doch auch zugleich einen Bal paré, deſſen Ruhm das Andenken jener Maskerade um manche Woche überdauern, und unſtreitig vielen Theilnehmern daran während der Faſtnachtsluſtbarkeiten der künftigen Jahre als eine glänzende Erinnerung freudig durch die Glieder zittern wird. Es iſt nur Eine Stimme über die muſterhafte Anordnung und Ausſchmückung dieſes Balls. Pracht und Geſchmack gingen dabei Hand in Hand; jeder Sinn fand ein beſonderes Feſt für ſich bereitet. Vorzüglich gerühmt wird die reizende Drapirung des Lokals, das ſinnreiche Arrangement eines Zimmers, mit den ausgeſuchteſten blühenden Gewächſen angefüllt, und der von Waffenglanz in der Fülle zahlloſer Kerzen funkelnde Tanzſaal.

Eine zweite Merkwürdigkeit gewährte am Faſtnachtsabend die Schaubühne durch die Aufführung der Oper: „die Jagd.“ Wenn auch in Weiße's Text manches Antiquirte weggelaſſen oder ihm eine zeitgemäßere Form gewonnen war, ſo lag doch im Weſen des Ganzen immerhin etwas zu Spießbürgerliches, Altmodiſches, als daß man der Aufführung nicht mit einiger Unruhe und Beſorgniß hätte entgegenſehen ſollen. Um Vieles aber mußte wohl letztere ſich ſteigern, wenn man an die veraltete Muſik von Hiller dachte. Nein, rief da eine beträchtliche Anzahl von Kennern der modernen Tonkunſt, mußten nicht unſere Ohren dadurch, daß ſie nun ſchon ſo lange von der ganzen Uebermacht gewaltiger Inſtrumente tyranniſirt werden, eine Art von Hornhaut bekommen? Wie kann man unſern Gehörwerkzeugen noch für die als ausgedient geachteten, einfachen Töne des ſeligen Hiller Empfänglichkeit zutrauen? Zu ſeiner Zeit griff allerdings „die Jagd“ mächtig in das Leben, namentlich in das Volksleben, ein. Das beweiſen ſchon ihre zu Gaſſenhauern gewordenen Lieder und Romanzen. Aber ſind doch dieſe Gaſſenhauer bereits ſeit mehreren Jahrzehnten von neueren völlig verdrängt worden! Was ſollen unſere Ohren mit abgeſtorbenen Gaſſenhauern anfangen? Höchſtens möchten ſie für den Greis einigen Reiz haben, der in ihnen einen freundlichen Nachhall ſeiner längſt verklungenen Jugend wiedererkennt. Es fand ſich jedoch, daß die Theaterdirektion in ihrer Beurtheilung des Eindrucks von Hillers Oper auf das heutige Publikum weit glücklicher geweſen, als dieſe Kenner. Das ganz Frembartige der alten Muſik war wieder einmal etwas Anderes. Wenn dieſe Oper dem erwartungsvollen Auditorium ſchwerlich einen eigentlichen Ohrenſchmaus bringen konnte, ſo ging es der Mehrheit der muſikaliſchen Ohren doch ungefähr wie einem Gaumen, der, ohne Aufhören mit Gewürzen aller Art überreizt, ſich einmal bei der einfachſten natürlichen Koſt recht wohl befindet. Der rege Antheil der Verſammlung that ſich auffallend kund.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 29. März 1838.

Schon in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts zeigt ſich ein Conflikt zwiſchen Autorität und Selbſtthätigkeit, aber noch mit einem gewiſſen Maße. In der zweiten Hälfte wird die Abneigung vor Autorität immer ſtärker, und wie einmal in der Religion proteſtirt worden, ſo wird durchaus und auch in der Wiſſenſchaft proteſtirt, ſo daß Bacon von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über Alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menſchheit verzeichnet worden war.

Goethe.

Rückblicke eines Naturforſchers.

(Fortſetzung.)

Dieſes von kleinen, engherzigen und neidiſchen Seelen gegen große Geiſter ſchon ſo oft benützte Verdächtigungsmittel wirkte auch in dieſem Fall. Der Pabſt, obgleich früher ein inniger Freund Galileis, beſchied den ſiebzigjährigen Greis nach Rom, ließ ihn unmittelbar nach ſeiner Ankunft in's Gefängniß werfen und Monate lang darin ſchmachten. Wenn auch nicht durch die Folter, doch durch nicht minder ſchändliche Zwangs- und Peinigungsmittel wurde endlich der alte Mann dazu gebracht, die herrlichſten Werke und Entdeckungen ſeines Genies als Irrthümer und Ketzereien abzuſchwören. Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supra dictos errores et haereses, dies waren die empörenden Worte, welche nachzuſprechen der greiſe Mann gezwungen wurde. Und worin beſtanden denn dieſe Irrthümer und Ketzereien? In der Erfindung des Thermometers, des Fernrohrs, des Vergrößerungsglaſes; darin, daß er mit den von ihm ſelbſt geſchaffenen Mitteln die Milchſtraße in unzählige einzelne Sterne auflöste; daß er die Drehung mehrerer Planeten um ihre Achſe zuerſt beobachtete und dieſe Entdeckung als Beweis für die Richtigkeit des kopernikaniſchen Syſtems geltend machte; daß ſein bewaffnetes Auge zuerſt die Jupitersſtrabanten, den Ring des Saturns und die Sonnenflecken ſah, und aus dem regelmäßigen Wechſel der leztern die Rotation des Hauptkörpers unſeres Planetenſyſtems ableitete; daß er die wahren Geſetze des Falles der Körper, die Gleichheit der Schwingungen des Pendels und damit das allergenaueſte Zeitmaß entdeckte, und daß er endlich die Grundlagen zu unſerer jetzigen Hydroſtatik entwarf. — Sollte Jemand fragen, warum dergleichen wohlbekannte Dinge wieder auf's Neue erzählt werden, ſo diene zur Antwort, daß dies der großen Vergeßlichkeit der Menſchen wegen geſchieht, wie auch deßhalb, damit dem Einen und Andern klar werde, wie die Zeit war, welche uns wieder Manche, ſogar Geſchichtskundige, als eine große und herrliche anpreiſen. Sie war es allerdings, aber nicht in dem Sinne, in welchem die Finſterlinge unſerer Tage ſie ſo nennen.

Das an großen Männern und außerordentlichen Ereigniſſen ſo reiche ſechzehnte Jahrhundert brachte auch den berühmten Baco von Verulam hervor; den Mann, der einen eben ſo großen, wo nicht größeren Einfluß auf die neuere Naturforſchung ausgeübt hat, als ſelbſt Galilei. Jener wurde nur drei Jahre vor dieſem geboren.. Schon im Kinde konnte man den künftigen großen Mann ahnen und bereits in ſeinem zwölften Jahre war er geiſtesreif genug, um die Univerſität Cambridge beziehen zu können. Wie an den meiſten damaligen Muſenſitzen Europas,

bildeten auch auf den engliſchen Hochſchulen die Ariſtoteliſchen Schriften und ſcholaſtiſche Commentare darüber einen Hauptgegenſtand des akademiſchen Studiums. Baco's nähere Bekanntſchaft mit dieſem gelehrten Wuſte trug, wie bei Galilei, weſentlich dazu bei, ihn zum entſchiedenſten und bitterſten Feinde deſſelben zu machen. Ein großer Gedanke beſchäftigte ſein ganzes Leben. Mitten unter der Laſt ſeiner vielfachen Amtsgeſchäfte, im Schoße des Glücks und unter den harten Schlägen des Schickſals ſann er über die Begründung einer wahren Kenntniß der Natur und über die Mittel nach, durch welche eine durchgreifende Wiederherſtellung aller Wiſſenſchaften zu Stande gebracht werden könnte. Sein ſcharfblickender Geiſt ſah klar ein, daß die bis dahin beobachtete Weiſe, die Natur kennen zu lernen, auf einer ganz falſchen Grundlage beruhe, und apotheoſirte Irrthümer des Alterthums die Haupturſachen ſeyen, weßhalb die Naturkunde noch ſo ſehr im Argen lag. Baco glaubte ſich berufen, ſeiner und einer ſpätern Zeit den Weg vorzuzeichnen, auf welchem man ſicher und allein zu einer echten Kenntniß der Natur gelangen könne. Er verkannte weder ſeinen Beruf, noch überſchätzte er ſeine zur Erfüllung deſſelben erforderlichen Kräfte. Hievon gibt uns ſein Werk, klein an Umfang, reich an Inhalt, den klarſten Beweis. Es iſt das im Jahre 1620 erſchienene Novum Organum. In dieſem Büchlein legte er die Reſultate ſeines lebenslänglichen Nachdenkens nieder, und wie viel ihm daran lag, von Mit- und Nachwelt wohl verſtanden und gewürdigt zu werden, geht aus der Zeit, Mühe und Sorgfalt hervor, die er auf deſſen Ausarbeitung verwendete. Nicht weniger als zwölf Jahre arbeitete Baco an den wenigen Bogen. Welch ein Beiſpiel für unſere ſchreibſeligen Schriftſteller! Vor allem ſuchte Baco in ſeinem Organon die Naturforſchung auf die Grundlagen der Beobachtung, des Verſuches und der Induktion zu ſtellen. „Der Menſch, Diener und Ausleger der Natur," beginnt ſein unſterbliches Werk, „wirkt und weiß nur ſo viel, als er durch Verſuche und Beobachtung von der Ordnung der Natur bemerkt hat; weiter weiß und vermag er nichts." Aber Baco war weit entfernt, die Naturwiſſenſchaft in die Kenntniß einer möglichſt großen Summe von Thatſachen und Beobachtungen zu ſetzen. Erſcheinungen, Beobachtungen und die Reſultate der Verſuche ſollten dem Geiſte nur als die prima materia zum Aufbau einer natürlichen Philoſophie dienen. Baco urtheilte über das Alterthum bekanntlich ſehr hart und war gegen deſſen Verdienſte ungerecht, was ihm von den Götzendienern des Griechen- und Römerthums unſerer Tage noch eben ſo ſehr als eine nie zu vergebende Sünde gegen den heiligen Geiſt der Alten angerechnet wird, wie dies die Scholaſtiker ſeiner Zeit thaten. Dieſe harten Urtheile müſſen aber dem reformatoriſchen Eifer Baco's nachgeſehen werden, wie wir ja auch Nachſicht haben mit den Uebertreibungen, welche ſich unſere Kirchenverbeſſerer zu Schulden kommen ließen. Um den in alle Bildungsanſtalten Europas ſo tief eingedrungenen Geiſt der ſcholaſtiſchen Philoſophie zu verdrängen, mußte eine entſchiedene Sprache geführt werden, und es war wohl für die Erreichung eines ſo großen Zweckes unvermeidlich, daß das zu große und an Vergötterung grenzende Anſehen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller geſchwächt und ſelbſt auf Koſten der Gerechtigkeit die Verdienſte und Leiſtungen des Alterthums ein Bischen in den Schatten geſtellt wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Fiſcherdorf Pollet bei Dieppe.

(Fortſetzung.)

Von der Frömmigkeit bis zum Aberglauben iſt meiſt nur ein Schritt; die Grenze iſt eine mathematiſche Linie. Aber es gibt verſchiedene Arten des Aberglaubens. Mit der einen treibt man die Kinder zu Bette und bringt die alten Weiber zum Schweigen. Die andere iſt die Poeſie des ſchlichten Verſtandes, der die Räthſel der Natur zu löſen ſucht. Von dieſer Art war der Aberglaube der Alten, vor Allem der der Germanen. Der Aberglaube der Seeleute iſt meiſt echt heidniſch kräftig. Die Natur, in der ſie leben, iſt zu groß für ihren Verſtand und ihr Auge, ſie ſtaunen ihre Wunder an und ſuchen ſie in ihrer Poeſie des Aberglaubens nachzubilden. Ich habe nichts dagegen, denn dieſer Aberglaube hat noch aus keinem rüſtigen Seemanne eine Betſchweſter gemacht. Wie fromm und abergläubiſch auch die Bewohner des Pollet ſind, ſo ſprechen ſie doch ihr Vaterunſer nur, wo's eben Noth thut, und ſind ſonſt kernhafte Männer, die wohl mit einem Damné, mon père! dem Prieſter verſprechen, ſich das Fluchen abzugewöhnen.

Das Leben der Seeleute iſt ſo voll Abenteuern, die einem Wunder ſo ähnlich ſehen wie der Sohn dem Vater, daß es zu verwundern wäre, wenn ſie nicht an Wunder glaubten. Ein Matroſe erzählte mir ein paar ſolche Abenteuer. — Eines Tags ſchleuderte der Sturm einen der Fiſcherkähne von Dieppe gegen die Jetée. Die empörten Wellen ergriffen das halb zerſplitterte Schifflein, riſſen es in die Höhe, warfen es über die Jetée weg und verſchlangen es mit Mann und Maus auf der andern Seite derſelben. Hunderte von Zuſchauern hatten vom Ufer den Kampf und den Untergang des Schiffleins mitangeſehen und es erkannt. Die Mütter und Frauen der Verunglückten hatten den Todeskampf ihrer Söhne und Männer im Geiſte mit ausgefochten, und die Freunde und Freundinnen verſammelten ſich um die Trauernde

und begleiteten ſie, um ſie zu tröſten, nach Hauſe. Eine der Frauen aber, die ihren Mann, der noch vor ein paar Wochen ihr Bräutigam war, verloren hatte, fiel in Ohnmacht und mußte in die nächſte Hütte gebracht werden. Erſt nach ein paar Stunden konnte ſie nach Hauſe gehen, und ſiehe da! als ſie die Thüre öffnet, ſizt ihr Mann vor dem Herde und wärmt ſeine erſtarrten Glieder. Die Freunde, die ſie nach Hauſe begleitet, ſchlugen ein Kreuz, aber die junge Frau fiel dem Geliebten um den Hals und er erwiderte mit Fleiſch und Bein ihre Küſſe. Dieſelbe Welle, die das Schiff über die Jetée ſchleuderte, hatte ihn vom Verdecke herabgeriſſen und auf jene geworfen, wo er beſinnungslos liegen blieb und erſt wieder zu ſich kam, als ſich die müßige Menge verlaufen hätte. Des andern Tages aber erzählten ſich die alten Fiſcherinnen, Notre-Dame habe ihn aus dem Meere herausgeholt und auf den Hafendamm gelegt.

Solche wunderbaren Abenteuer hat beinahe jeder Seemann erlebt, und es erklären dieſelben den Glauben an die nichterlebten, die ihm am Ende nicht viel ſonderbarer als jene ſelbſt erſcheinen müſſen. Das Uebernatürliche, das Myſtiſche liegt hier der Wahrheit ſo nahe, daß die Grenze zu finden wenigſtens dem rohen Seemann ſehr ſchwer ſeyn muß. Das poetiſche Gefühl wird hier Tag für Tag durch die Ereigniſſe angeregt. Das Herz muß größer werden, denn es hat der Momente viele, in welchen es das höchſte Glück und das höchſte Unglück ahnen, träumen darf. Und ſolche Ahnungen, ſolche Träume ſind meiſt erhabener, als die Wahrheit des Lebens. So oft ein Schiff von Neufundland zurückkehrt, verläßt ein Pilote in ſeiner Barke den Hafen und ſegelt dem Schiffe entgegen. Auf dieſem angekommen, darf der Pilote nur mit dem Kapitän ſprechen, und dieſer erhält dann von jenem Nachricht über Alles, was ſeit vier, fünf Monaten ſowohl im Allgemeinen als in's Beſondere für die Mannſchaft Intereſſantes ſich ereignet hat. Erſt wenn die Barke wieder vom Schiffe abgeſtoßen iſt, theilt der Kapitän den Matroſen die Neuigkeiten mit, die ſie und die Ihrigen betreffen. Dem Einen kündigt er den Tod eines Vaters, einer Mutter, dem Andern die Geburt eines Sohnes an. Mit welchen Gefühlen die ganze Mannſchaft die Pilotenbarke ankommen ſieht, mit welcher Ungeduld ſie harren, während der Kapitän mit dem Piloten in ſeiner Cajüte allein iſt, wie es den Einzelnen durchzucken mag, wenn, nachdem die Barke wieder vom Schiffe abgeſtoßen, der Kapitän ihn zu ſich ruft und ſeine Erwartung zwiſchen einem Todesurtheil und einer Friedensbotſchaft ſchwebt, dies läßt ſich eher ahnen als beſchreiben. Solche Momente erheben den Menſchen, erweitern ſein Herz und geben ihm jene Ruhe, die am Ende vergißt, was Sturm iſt, aber auch die Macht, die höchſten Gedanken in ſich aufzufaſſen und zu verarbeiten. Es iſt dies eine Schule, in der man zum Poeten wird, ohne es zu wiſſen und zu wollen.

Trotz dem verſchwinden mehr und mehr die alten ſchönen Sagen der Matroſen und Fiſcher. Sie haben die charakteriſtiſchen Fiſcherkleider ſeit etwa zwanzig Jahren abgelegt; die Civiliſation, die böſe Civiliſation droht ſelbſt den Pollet zu revolutioniren. Es koſtete mich nicht wenig Mühe, und ich mußte mitunter ſelbſt zu frühern Reiſenden meine Zuflucht nehmen, um noch Spuren dieſer alten Sagen aufzufinden.

Am Tage aller Seelen, le jour des morts, erneuert ſich bei dem Seemanne das Andenken aller deren, die das Jahr über im Kampfe gegen das andere Element unterlagen. Und Wenige haben nicht einen Vater, einen Bruder, einen Geliebten, einen Sohn oder einen Freund zu beweinen. Was Wunder, daß die Phantaſie an dieſem Tage lebendiger und reger war, und arbeitete und ſchuf! Jahr aus, Jahr ein am Tage aller Seelen, ſo erzählen noch heute mitunter die Alten des Pollet, ſah man um Mitternacht ein Segel aus dem fernen Dunkel auftauchen, das von einem friſchen Winde dem Hafen von Dieppe zugeführt zu werden ſchien. Bald aber bemerkte man, daß die Segel ſchlapp am Maſte herabhingen, was das Schiff nicht verhinderte, immer näher zu kommen. Endlich konnte man daſſelbe erkennen: es war das Fahrzeug, das man ſeit einiger Zeit vermißt und für untergegangen erklärt hatte. Es kam immer näher, und zulezt unterſchied man die Bemannung. Die Mutter ſah den verloren geglaubten, ſeit Monaten beweinten Sohn, und die Tochter den Vater, und die Schweſter den Bruder, und die Wittwe den Mann. Und Alle eilten herbei, die Geretteten zu begrüßen und ihnen ihr Willkommen entgegen zu rufen; die auf dem Schiffe aber ſtanden ſtumm und bewegungslos. Doch darüber wunderte ſich Niemand, denn ſehr oft in drohender Gefahr thun die Seeleute das Gelübde, nicht zu ſprechen, bevor ſie in Notre-Dame dem Himmel für ihre Rettung gedankt. Jezt warf man dem Schiffe von der Jetée ein Tau zu, um es in den Hafen zu ziehen. Und Mann und Weib reihten ſich, wie man dies täglich ſieht, zur Kette. Das Schiff aber wich nicht von der Stelle, bis endlich die Uhr der Kirche Eins ſchlug, und es mit Allen, die darauf waren, verſchwand.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, März.

Theater. Der Kunſtverein. Literariſche Fehden.

Seit mehreren Wochen wird die Aufmerkſamkeit unſers Publikums durch zwei ſeltene Erſcheinungen in Anſpruch genommen. Die eine iſt Seydelmann, der bereits fünfmal

bei uns auftrat, als Vatel, Franz Moor, Mephistopheles, Baron Starabäus und Sergeant Gautier. Heute wird zu seinem Vortheil der Kaufmann von Venedig gegeben, worin er zum lezten Mal auftritt. Was ich Ihnen allenfalls über Seydelmanns Spiel sagen könnte, ist schon oft gesagt worden. Ich sah ihn als Franz Moor und glaube, daß nicht leicht ein anderer Künstler in dieser Rolle es ihm zuvorthun wird; bei Mephistopheles schien es mir aber, als habe Seydelmann mehrmals über dem Teufel den Künstler vergessen. Mein ästhetisches Gefühl sträubte sich gegen diese Darstellung, und wußte auch Seydelmann den Goethe'schen Mephistopheles in vielfacher Beziehung trefflich aufzufassen, so rief er mir doch zugleich auch den alten Satz in's Gedächtniß zurück, daß bloße Wahrheit nicht immer schön ist. Uebrigens will ich hiemit keineswegs Seydelmann zu nahe treten. Seydelmann ist ein großer Künstler, schon darum groß, weil er seine Kräfte kennt; und wenn seine Darstellungen auch oft das Gepräge von allzu großer Objectivität, Besonnenheit und sorgfältigem Studium tragen, wer wollte ihm das zum Vorwurf machen? Zwar ist die Kunst frei und ihr Gesez heißt Freiheit; doch eben deßhalb gibt's auch in ihr einen Zwang, der eben so gut Bedingung seyn muß als jene; und am Ende lobt ja doch nur das Werk seinen Meister. — Die zweite Erscheinung, welche das Interesse der Darmstädter fast eben so sehr in Anspruch nimmt, war „eine Erscheinung deutscher Dichter an der kastalischen Quelle," unter welchem Titel eine Dame in der lezten Abendunterhaltung unsers Kunstvereins einen Aufsaz brachte, dessen Grundidee aber bis heute noch sehr mystisch geblieben ist. Von den größten deutschen Dichtern war die Rede, und Goethe ausgenommen, bloß von Lebenden. Rückert, Uhland, König Ludwig, Fürst Pückler-Muskau, Menzel, Heine, Anastasius Grün, Goethe, Bettina und Doktor Eduard Duller wurden als solche angeführt und Stellen aus ihren Werken recitirt. Nur Menzel bekam einige ironische Hiebe. Man wunderte sich nicht wenig, Doktor Duller, der hier wohnhaft ist, unter den ersten, jezt lebenden Dichtern angeführt zu sehen. Wir wollen nicht entscheiden, in wie fern Duller ein Recht hat, dies den Darmstädtern zu verargen, und glauben nur, daß es doch allzu gewagt ist, Duller in solcher Gesellschaft bei uns einbürgern zu wollen. Diese „Erscheinungen deutscher Dichter an der kastalischen Quelle" hatten zur Folge, daß in zwei Frankfurter Blättern sich sehr laute Stimmen dagegen erklärten. Ein besonnen und kräftig abgefaßter Aufsaz in der Didaskalia wurde von einem Theil des Vereinsausschusses in einer Sprache bekämpft, von der man das Mildeste aussagt, wenn man sie eine leidenschaftliche nennt. Am meisten jedoch fiel es auf, Duller, der selbst Ausschußmitglied ist, bei jener Erwiderung unterzeichnet zu finden, wiewohl es darin unter Anderm hieß: die Verfasserin „der Erscheinung deutscher Dichter an der kastalischen Quelle" habe bloß Perlen aufgehoben, bloß das Schöne aufgefaßt, und man finde es nicht unpassend, wenn sie Duller eine goldene Lyra in die Hand gebe. — Es haben sich bereits auch noch andere auswärtige Blätter in dieser Angelegenheit vernehmen lassen, und gestern mußten wir es erleben, daß ein gewisser Tenner, der sich für den Ausschuß erklärt, den Leuten Flugschriften in die Zimmer werfen ließ, da er umsonst bei den Redaktionen von zwei Zeitschriften und unserer Landeszeitung Eingang zu finden gesucht hatte. Die öffentliche Meinung ist gegen den Ausschuß, und als dieser in der Didaskalia erklärte, jeder Ehrenmann müsse sich durch den in Nr. 58 dieser Zeitschrift abgedruckten Aufsaz verlezt fühlen, machten viele Männer öffentlich bekannt, daß sie sich nicht durch jenen Aufsaz verlezt fühlten. — Es ist zu bedauern, wenn die Kunst auf solche Abwege geräth.

Dresden, März.

(Fortsezung.)

Theater. Perfektibilität des Körpers.

Scribe's Camaraderie, unter dem Titel: „die Vetter- und Gevatterschaften" durch den gewandten Uebersezer von Alvensleben der deutschen Bühne angeeignet, ist zu sehr auf die eigenthümlichen Zustände Frankreichs und besonders die dortigen Umtriebe bei der Wahl der Deputirten berechnet, um unsern Theaterbesuchern eine enthusiastische Theilnahme einzuflößen. Obschon die Besezung, vorzüglich der Hauptrollen, bewies, daß man dem recht artigen Lustspiele die möglichste Sorgfalt nicht entziehen wollte, so blieb doch der Erfolg des Ganzen hinter den Bestrebungen zurück. Das Zeitungspublikum ist ein anderes, als das Publikum der deutschen Bühne. Während die zu ersterem Gehörenden vielleicht darum allein das hiesige Theater versäumen, weil die Zeit der Ankunft der alten Leipziger Zeitung und des Supplements zur neuen, bei Brockhaus erscheinenden mit der Eröffnung des Theaters zusammenfällt, und sie daher, falls sie das Schauspiel besuchten, die Namen der in Frankreich gewählten Deputirten zwei bis drei Stunden zu spät erführen, interessirt sich der eigentliche Kern des Theaterpublikums wenig oder gar nicht für Namen und Sachen solcher Art. Der leidenschaftliche Bühnenfreund verlangt vom Theater mehr die Reproduktion reinmenschlicher Zustände. Noch tiefern Antheil nimmt er freilich daran, wenn sie, mit deutschen Lokalfarben tingirt, recht charakteristisch erscheinen; aber den Namen der im entfernten Auslande zu wählenden oder gewählten Deputirten und dem etwa beim Wahlakt vorkommenden Unfug schenkte er schon in der Zeitung wenig Aufmerksamkeit, was soll er daher damit anfangen, wenn ihm dergleichen von der Bühne aus geboten wird? Auch die geistreichste komische Gestaltung macht wenig Eindruck, wenn sie sich um Dinge dreht, an denen uns die Theilnahme abgeht.

Die Perfektibilität des menschlichen Körpers scheint in's Unendliche gehen zu wollen. Klischnig, Virol und Andere meinte man das Nonplusultra uns darbieten zu sehen. Da kommen aber aus Arabien Leute vom Stamme Sotjas (die übrigens in Frankreich geboren zu seyn scheinen) und thun durch die That dar, daß es noch weiter zu treiben ist. Jongleurkünste aller Art werden durch sie mit der ausgezeichnetsten Virtuosität geübt, so daß sie allerdings Aufmerksamkeit verdienen. Bis zum Affen und dem Frosch hat sich der vernünftige Mensch bereits aufgeschwungen. Noch viel praktischere Wichtigkeit würde es haben, wenn es ihm glückte, sich künftig auch als ordentlichen Vogel zu geriren. Gelänge ihm vollends die Herstellung eines Flügelpaars, haltbarer als das des seligen Icarus, eines Flügelpaars, mit dem sich der Trabant unserer guten Mutter Erde, der Mond, erreichen ließe, so würde z. B. sicher die Langeweile der ewigen Unterhaltungen über Eisenbahnen und Dampfschiffe u. s. w. auf Einmal außer Kurs gesezt. — Immer mehr erkräftigt sich der Glaube an das gedeihliche Fortkommen der allenthalben hervorschimmernden Keime zu einer neuen Aera der bildenden Kunst. Eine wieder erwachte Schöpfungslust beurkunden fortdauernd erfreuliche Produktionen junger, rüstiger Meister. So eben findet im hiesigen Kunstverein ein großes verdienstvolles Oelgemälde von dem, dem Vernehmen nach aus Leipzig gebürtigen, jezt in München sich aufhaltenden Maler Mende ungemeinen Beifall.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. März 1838.

Pericles. — That's your superstition!
Sailor. — Pardon us, Sir! with us at sea it still hath been observed, and we are strong in earnest.

Shakespeare.

Das Fiſcherdorf Pollet bei Dieppe.

(Fortſetzung.)

Eine andere Volksſage, vielleicht in ihrem Urſprunge älter als jene, und wohl aus den Zeiten des druidiſchen oder germaniſchen Heidenthums herſtammend, knüpft ſich an dieſelben Gedanken an, die der Tag aller Seelen hervorrief. Um Mitternacht hörte man durch die Straßen des Pollet einen Wagen rollen, und die Verwandten vernahmen die Stimmen der im lezten Jahre Verſtorbenen. Weiße Hunde eilten dem Wagen voran und ein Geſpann von acht weißen Pferden zog denſelben, auf dem die Geſtorbenen, in ihr Leichentuch gehüllt, ſtanden und ſaßen. Aber nur Wenige haben dieſen nächtlichen Zug geſehen; denn der, der ihn ſieht, ſtirbt im nächſten Jahre, weßwegen denn alle, die ihn hören, ſchnell die Fenſter ſchließen.

Die Herkunft und Abſicht der folgenden Volksſage iſt weniger ſchwer zu errathen. — In einer Nacht nach einem furchtbaren Sturme wurde der Küſter der Notre-Dame de Grace im Pollet durch das Läuten der Meßglocke geweckt. Raſch ſprang er aus dem Bette, glaubend, er ſey verſchlafen und der Prieſter habe einen Andern aufgefordert, zu läuten. Als er in die Kirche kam, ſah er den Prieſter bereits am Altare und eine Menge Fiſcher in ſtiller Andacht verſammelt. Hier lag Jean, der vor einem Jahre ausgefahren und nicht wieder gekommen, auf den Knien, dort Paul, den er, als das Meer ſeine Leiche ausgeworfen, ſelbſt begraben half. Da ergriff ihn Angſt und Schrecken, ſo daß er weder ſprechen noch von der Stelle konnte. Endlich wollte der Prieſter communiziren, aber er konnte nicht, die Hoſtie entſank ihm, und ſein Jammerſchrei fand ein Echo in dem aller Anweſenden. Zulezt wendete ſich der Prieſter zum Küſter und ſagte zu ihm: „Meiſter Peter, kennſt du Reynauld nicht wieder, deſſen Schiff am Oſtermontag auf dem Felſen von Ailly untergegangen iſt? Ich hatte eine Meſſe der Mutter Gottes gelobt und habe mein Gelübde vergeſſen. Ich möchte nun ſelbſt die Meſſe leſen, um mein Gelübde zu löſen; aber wenn ich communiziren will, dann fühle ich die ganze Hölle in meiner Kehle; ich brenne, Meiſter Peter! Warne meinen Sohn, daß er nie die Meſſe vergeſſe, die er Notre-Dame gelobt.“ Solche Geſchichten thaten ihre Wirkung, und noch heute ſieht man mitunter, wenn auch jezt ſehr ſelten, die ganze Bemannung eines Schiffs nach überſtandenem Sturme barfuß und im Hemde die Wallfahrt zu dieſer oder jener Kapelle antreten, um ein Gelübde zu löſen. Ein ſolches Gelübde, im Sturme gethan, hat — Hunderte ſind bereit, dies zu beſchwören — die augenblickliche Wirkung, die Bemannung

zu verdoppeln. Le navire est doublé! mit dieſen Worten ruft ſich die Mannſchaft in der höchſten Noth zu erneuerter Kraftanſtrengung auf, und dieſes Wort allein hat ſchon manches Schiff gerettet. Der Glaube kann Berge verſetzen, warum ſollte er nicht auch die Mannſchaft eines Schiffes vermehren können? Wird dadurch auch nur Ein Vater ſeinen Kindern erhalten, wer dürfte es wagen, ihn zu belächeln?

Anderer Art iſt ein Aberglaube der Mädchen des Pollet. Dieſe ſuchen in dem Meerkies einen weißen, beſonders geformten Stein, den ſie la pierre de bonheur nennen und dem ſie die Kraft zuſchreiben, ſie glücklich zu machen, ſie aus der Gefahr zu retten und ihnen am Ende einen braven Ehegatten zuzuführen. Belächelt die Unſchuld und beneidet die Glücklichen, die keines andern Schatzes bedürfen als jenes Steines, um ſich glücklich zu glauben! Glücklich die Armen im Geiſte! Der Urſprung dieſes Glaubens iſt übrigens ſchwerlich im Chriſtenthum zu ſuchen, er iſt wohl älter. — Daß man die Katze für den Teufel hält, daß die Fiſcher ein wahres Grauſen erfaßt, wenn ſie eine ſolche auf ihren Schiffen finden, ließe ſich wohl erklären; aber daß ſie einen beinahe ähnlichen Abſcheu und Schrecken vor dem Namen eines Prieſters haben, daß ſie glauben, das Ausſprechen deſſelben bringe Unglück, wäre ſchwerer zu begreifen. Ich habe vergebens der Erklärung nachgeſpürt, und muß mich begnügen, die Thatſache zu geben. Endlich fand ich die bekannte Unglückszahl dreizehn hier wie überall wieder. Ein umgeſtoßenes Salzfaß, über's Kreuz gelegte Meſſer und Gabel, verkehrt auf den Tiſch gelegtes Brod bringen Unglück; wer aber unter dem Balken bei einem Feſte ſizt, iſt der Nächſte, der ſich verheirathet u. ſ. w. Die Urſachen all dieſer Launen des Aberglaubens aufzuſuchen, wäre vergebliche Mühe. Man braucht dem Teufel wie den Weibern nur einen Finger zu geben, ſo nimmt er die Hand und den Reſt. — Doch genug hievon. Ich fürchte beinahe, dieſes Regiſter des Aberglaubens könnte den Leſer glauben machen, die braven Fiſcher ſeyen am Ende doch von dem Schlage von Menſchen, die ſich durch einen Hokuspokus in's Bockshorn jagen laſſen, oder mit einem Paternoſter in aller Noth genug gethan zu haben glauben. Ich will die Geſchichte einer einzigen Familie erzählen; ſie iſt geeignet, uns eines Beſſern zu belehren.

In der Nacht des 31ſten Auguſt 1777, bei dem fürchterlichſten Sturme, verſuchte ein Schiff in den Hafen von Dieppe einzulaufen. Der Pilote Boufſard, der nie fehlte, wenn der Sturm heulte, war auf der Jetée, und da er ſah, daß der Kapitän des Schiffes mehrere falſche Manövers machte, rief er ihm durch ſein Sprachrohr zu, was er zu thun habe. Aber Sturm und Nacht machten ſein Beſtreben nutzlos, und endlich ſcheiterte das Schiff etwa dreißig Toiſen oberhalb der Jetée. Alle Welt gab die Beſatzung verloren, nur Boufſard nicht. Entſchloſſen, ſie zu retten, wollte er ſich ein Seil um den Leib binden, um daſſelbe zum Schiffe zu bringen. Da aber warfen ſich ſein Weib und ſeine Kinder und ſeine Freunde zwiſchen ihn und das Meer. Doch Boufſard hörte nur die Stimme der Menſchlichkeit, und ſeinen Freunden ihre Feigheit vorwerfend, bewog er dieſelben endlich, ſeine Frau und Kinder nach Hauſe zu bringen. Dann ſtürzte er ſich, nachdem er ſich das Seil um den Leib gebunden und es an die Jetée befeſtigt hatte, in's Meer. Zwanzigmal ſchleuderten ihn die Wellen auf den Kies zurück, und zwanzigmal ſtürzte er ſich von Neuem in die empörten Fluthen. Eine neue Welle warf ihn gegen das Schiff und er verſchwand unter demſelben. Ein hundertfacher Schreckensruf verkündete ſeinen Untergang; aber er war nur untergetaucht, um einen Matroſen zu erfaſſen, den das Meer vom Verdeck herabgeſchleudert hatte, und er brachte ihn leblos an's Ufer. Ein lezter Verſuch gelang endlich und er konnte das Schiff erklettern und den Unglücklichen das rettende Tau übergeben, mit dem man ſie an's Ufer zog. Das war ein ſchönes Tagewerk; aber noch ſollte es nicht vollendet ſeyn. Ermattet hatte man den Retter in die nächſte Hütte begleitet, wo er das beim Untertauchen verſchluckte Seewaſſer von ſich gab und von ſeinen Freunden gepflegt wurde. Da trug ein Windſtoß den Hülferuf eines Paſſagiers, den man vergeſſen hatte, an's Ufer, und bald erfuhr auch Boufſard, daß noch ein Menſch zu retten ſey. Und der Ermattete fühlte ſich wieder ſtark, und ehe die, die ihn pflegten, recht wußten, was vorgehe, ſtürzte Boufſard aus der Hütte und von Neuem in's Meer und rettete den noch Uebrigen mit derſelben Anſtrengung, mit denſelben Hinderniſſen kämpfend, und endlich mit demſelben Glücke ſie beſiegend. Von zehn Menſchen dankten acht es ſeinem Muthe, daß ſie keine Beute des empörten Meeres wurden. Ludwig XVI. ſchenkte ihm tauſend Franken und einen Jahrgehalt von 500 Franken. Er wurde der Aufſeher des Leuchtthurmes der Jetée. — Die Boufſards, von Vater auf Sohn, waren von jener Zeit an die Wächter des Leuchtthurmes, und nicht leicht verging ein Jahr, wo ſie ſich nicht durch Großthaten, jener erſten würdig, ausgezeichnet hätten. Auf der Bruſtwehr der Jetée zu Dieppe iſt ein mit Kupfer beſchlagener Pfahl und an demſelben eine Kette. An dieſer Kette ſich feſtklammernd, ſtand ſeit 1777 in jedem Sturme, Tag oder Nacht, ein Boufſard, und wurde die warnende Stimme deren, die die Gefahr und das ſturmbewegte Meer noch im Hafen nicht freigeben wollte. Und ob die Wellen über ihn hergingen, ob ſie ihn von ſeinem Ehrenpoſten herabriſſen, im nächſten Augenblicke tauchte der Warner wieder auf und trozte, mit ſeinem Sprachrohr Rath gebend,

dem Meere und seiner Wuth. Fünfzig Mal setzte ein Boussard sein Leben ein, um das Anderer zu retten. Napoleon ließ einem derselben eine Hütte bauen; und ich möchte den sehen, der ein würdigeres Schloß hätte, und wäre er der Sohn eines Königsbastards; er gab ihm das Ehrenkreuz, und ich möchte den Marschall kennen, der dessen würdiger ist, und hätte er die Schlachten bei Austerlitz und Jena gewinnen helfen. — Ich sah hier einmal Erbadel; denn seit länger als einem Jahrhundert fragte die Menge, so oft ein Schiff, ein Mensch zu retten war: „Ist kein Boussard da?“

(Der Beschluß folgt.)

Rückblicke eines Naturforschers.

(Fortsetzung.)

Die Stimme Baco's, wie entschieden und gewaltig sie auch war, erwies sich im eigenen Lande noch als eine Stimme in der Wüste, und ziemlich lang nach seinem Tode blieben dort dessen große Lehren unbeachtet. Da durch verwandte Geister auf dem Festlande, namentlich durch Galilei in Italien, nach einem gleichen Ziele auf derselben Bahn gestrebt wurde, so fanden die Ideen des Britten diesseits des Kanals bei denkenden Köpfen die Würdigung, welche sie in so hohem Grade verdienten, und sie wirkten wie ein befruchtender Regen nach langer Dürre. Man erstaunte über die Blindheit, in der man Jahrhunderte lang befangen lag, und wunderte sich, daß der einfache Weg zur Wahrheit so lange Zeit zu seiner Entdeckung gebraucht hatte. Es ging hier wie mit dem Ei des Columbus: die Lösung der Aufgabe einmal gelungen, sah Jedermann die Leichtigkeit derselben ein. Die Grundsätze Baco's bildeten bald das Glaubensbekenntniß aller Naturforscher Europas. Ueberall erwachte die Liebe zum Studium der Natur. Beobachtung häufte sich auf Beobachtung, Versuch auf Versuch, Entdeckung auf Entdeckung. Jeder gethane Fund feuerte zu neuen Forschungen an, und so kam es, daß selbst die kühnsten Erwartungen Baco's von dem Erfolg seiner neuen Weise, die Natur zu erforschen, weit übertroffen wurden.

Die herrlichste Frucht seines Organons sollte aber, kaum ein Jahrhundert nach dessen Erscheinen, im Vaterlande reifen, und der von Großbritannien so lange verkannte Mann die glänzendste Rechtfertigung finden. Wer denkt nicht an den unsterblichen Newton, welcher, auf der von seinem Landsmanne vorgezeichneten Bahn wandelnd, Entdeckungen machte, welche so groß, so weitgehend, so außerordentlich sind, daß den meisten Menschen unbegreiflich seyn muß, wie sie der menschliche Geist überhaupt machen konnte, und daß ihr völliges Verständniß für immer nur das Privilegium weniger Köpfe seyn wird. Dieser außerordentliche Mann, vielleicht der schärfste und tiefste Denker aller Zeiten, leistete allein so viel für Astronomie und Physik, als vor ihm Jahrhunderte zusammengenommen, und sein Scharfblick, seine Beobachtungsgabe, sein riesenhafter mathematischer Geist durchdrang die dichten Schleier, ergriff die feinsten Seiten der Natur, und entdeckte in den verwickeltsten Erscheinungen bewundernswürdig einfache Gesetze. Er war es, der in Bewegungserscheinungen der verschiedensten Art, in dem Fallen des Steins, in dem Strömen der Gewässer, in dem Umschwung der Planeten um die Sonne eine und eben dieselbe Ursache wirksam sah, der die Kraft entdeckte, welche die Welten zusammenhält, und das Gesetz enthüllte, welches das Universum beherrscht. Und Newton war es, der über das wunderbarste der geschaffenen Dinge, über dem bis zu seiner Zeit noch dickes Dunkel und tiefes Geheimniß lag, Licht und Verständniß verbreitete, nämlich über das Licht. Es ist hier der Ort nicht, Newtons unvergängliche Verdienste um die Weiterförderung der Naturkunde weiter zu würdigen; nur so viel sey noch von diesem außerordentlichen Manne gesagt, daß auch die wissenschaftliche Welt unserer Tage noch in ihm den größten aller Naturforscher verehrt, trotz der Bemühung des größten deutschen Dichters, denselben zum Betrüger herabzuwürdigen.

Der wohlthätige Einfluß der durch Galilei und Baco aufgestellten neuen Forschungsmethode erstreckt sich zwar auf alle Zweige der Naturwissenschaft; während des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich jedoch die Naturforscher vorzugsweise mit Astronomie, Physik und Naturgeschichte; aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde deren Aufmerksamkeit auf eine zwar nicht ganz neue, aber doch bis dahin noch zu sehr vernachlässigte Seite der Natur hingelenkt: auf die innere Beschaffenheit der Körper und auf die bei ihrer gegenseitigen innigen Berührung sich zeigenden Veränderungen, auf das, was wir chemische Erscheinungen und qualitative Stoffveränderung nennen. Allerdings war zu dieser Zeit schon eine schöne Anzahl hieher gehöriger Thatsachen bekannt; aber noch war der Zusammenhang unter denselben nicht richtig erkannt, und der vorhandene Stoff doch auch zu dürftig, um daraus ein wissenschaftliches Ganzes zu bilden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Der junge Kean als Giles Overreach.

Ein Künstler, der beim gegenwärtigen Zustand der Dramatik im Stande ist, etliche und dreißig Nächte hintereinander das Londoner Publikum für zwei Shakespeare'sche Stücke zu

begeistern, erweist sich schon dadurch als eine bedeutende Erscheinung. Ich habe Keans Hamlet und Richard III. in diesen Blättern besprochen; es gehört zum Ganzen, daß ich auch über seine dritte Rolle etwas sage, mit welcher er den Cyclus seiner Darstellungen in Drurylane zu schließen im Begriff steht. Sir Giles Overreach unterscheidet sich von Richard III. so wesentlich, wie dieser von Hamlet. Es ist bekanntlich die Hauptrolle in Massingers berühmtem Drama: a new way to pay old debts — neues Mittel, alte Schulden zu bezahlen — bekanntlich, sage ich, weil das Stück auch auf die deutsche Bühne seinen Weg gefunden und daselbst Glück gemacht hat. Ich entsinne mich nicht, ob es auch in der deutschen Bearbeitung den Titel Komödie führt; aber eine Comödie ist das Stück sicherlich nicht. Allerdings enthält es manche komische Scene und manchen komischen Charakter; allein Sir Giles, die Hauptperson, ist so durch und durch ein Böswicht, ein so vollkommenes menschliches Ungeheuer, und sein Ende, mag er als plötzlich in Wahnsinn verfallen oder unter der Todesfolter eines schuldbeladenen Gewissens sich windend dargestellt werden, so erschütternd, daß der Begriff des Lustspiels auf das Massingersche Stück nicht paßt. Für seinen innern Werth dürfte vielleicht schon das zeugen, daß es die einzige von Massingers Arbeiten ist, die fortdauernd und mit ungetheiltem Beifall sich auf der englischen Bühne behauptet. Selbst seine zwei letzten Dramen, City Madam und Fatal Dowry, sind bereits seit drei oder vier Jahren vom Repertoire gestrichen, und die Versuche, ersteres unter dem Titel Riches und letzteres als Fair Penitent mittelst einiger Abänderungen wieder in Gang zu bringen, schlugen fehl. Was ihnen mangelte, besitzt jenes Stück: eine in hohem Grade anziehende Intrigue; dazu scharf markirte Charakterzeichnung, Mannichfaltigkeit der Zwischenhandlung, glückliche Veranschaulichung häuslichen Lebens, eine reine und kräftig ausgesprochene Moral und tüchtiges, unverdorbenes, ich möchte sagen, von französischem Modegeschmack nicht inficirtes Englisch in jeder Zeile: das englische Theaterpublikum müßte gar nichts mehr werth seyn, wenn es ein solches Stück verwürfe. Auch hat Karl Kean als Sir Giles Overreach ihm dazu keine Veranlassung gegeben. Ich schreibe Gegenwärtiges am Morgen nach seiner zweiten Darstellung dieses, aus Betrug und Grausamkeit in einen Menschen verwachsenen Teufels, und obgleich sein erstes Erscheinen von einigen der hiesigen Theaterkritiker scharf und mehr getadelt worden ist, als sein Richard und Hamlet zusammengenommen, so geht doch mein Urtheil dahin, daß seine gestrige Leistung eine der trefflichsten und vollendetsten war, die ich, freilich selten genug, auf den hiesigen Brettern erblickt. Kean begnügte sich nicht, die Hauptzüge des Charakters kräftig hervorzuheben, er verstand sich auch auf die feineren Schattirungen. Schon was ich früher über seinen Hamlet und Richard gesagt, hat gezeigt, daß ich, manche hiesige Kritiker mögen sagen, was sie wollen, Auffassungsgabe und Fähigkeit zu durchdringen für sein wohlerworbenes Eigenthum halte, und seine Darstellung des Sir Giles hat mich in dieser Ansicht bestärkt. Was er an den leiblichen und geistigen Augen der Zuschauer vorüberführte, war ein treues, der Natur oder richtiger dem Leben abgelauschtes Bild eines rohen, tyrannischen Gebieters, des erbärmlichen Sklaven kriechender Ehrsucht, der, um seiner Tochter den Titel right honourable — unser deutsches Hochgeboren — zu verschaffen, das Opfer ihrer jungfräulichen Ehre nicht der Rede werth hält, und des hündisch wedelnden Menschen, der einem Edelmann die Füße leckt, weil er dadurch zur Verwandtschaft mit einem Stande zu gelangen hofft, den er in seinem wahrhaft plebejischen Herzen aufs Innigste haßt.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, März.

(Beschluß.)

Neue Gemälde.

Mende's Gemälde hat den unserer Zeit noch nahe stehenden Kampf der Tyroler um den Regentenstamm zum Gegenstand, an den sich Tyrol durch uralte Erinnerungen freudiger und trauriger Art gefesselt fühlt. Die Vorstellung, daß aller seitherige Segen von dem Lande weichen müsse, wenn eine Trennung desselben von jenem Stamme erfolgen sollte, gibt dem treuen Gebirgsvolke die Waffen in die Hand. Symbolisch hat der Künstler den ganzen ungleichen Kampf eines entschlossenen Häufleins gegen die Uebermacht in einem einzelnen, von außen durch den Feind hart bedrängten Hause geschildert. Die Mitte der geräumigen Unterstube nimmt eine sinnvolle Scene ein. Ein Priester steht da, mit allen Zeichen und Attributen seines heiligen Standes bekleidet. Der vor krausem Haar überkleidete untere Theil seines Antlitzes deutet auf die wilde, kriegerische Zeit, die im Nothfall sogar den Diener der Kirche seinem friedlichen Berufe entzieht. Die Augen zum Himmel gekehrt, segnet der Geistliche mit der Rechten einen vor ihm liegenden Sterbenden ein, der ohne Zweifel im Kampfe für die Sache Tyrols die Todeswunde erhalten und aus geweihter Hand den letzten Trost der Sakramente empfangen hat; der in der Linken des Priesters hoch emporgehaltene Kelch bestätigt dies. Um den Sterbenden, dessen Gesicht und gefaltete Hände ebenfalls glaubensvoll nach oben gerichtet sind, gruppirt sich eine ansehnliche Familie, ganz in Schmerz und Gebet versunken, und über diesem der von außen ihrem Leben selbst drohenden Gefahr völlig vergessend. Außer dieser Mittelgruppe besitzt das Gemälde noch einen großen Reichthum ausdrucksvoller, theils zu dem Vorhaben der Vertheidigung des von außen beschossenen Hauses thätigen, theils durch den Drang der Umstände aller Wirksamkeit bereits beraubten Gestalten. Wilde Verzweiflung, tiefe Trostlosigkeit und fester Entschluß drücken sich hier in ganzen Gruppen, dort in einzelnen Theilnehmern aus. Unter den Verzweifelnden ist besonders auch die Darstellung eines blinden Greises trefflich gelungen, welcher mit Mehreren der lodernden Flamme, die auf der einen Seite schon ihren rothen Schimmer in das Haus wirft, sich zu entziehen strebt, während ganz in der Nähe dieser Gefahr ein Knabe noch eifrigst mit Kugelgießen beschäftigt ist. Auf der entgegengesetzten Seite wird noch lebhaft ein Gewehrfeuer aus den Fenstern unterhalten. Das Ganze zieht ungemein an durch treffliche Auffassung der Eigenthümlichkeiten und durch die große Verschiedenheit der Individualität und des Gesichtsausdrucks. — Außer diesem Bilde sind noch zwei sehr geistreiche Skizzen aus der biblischen Geschichte, von Jäger, ebenfalls aus Leipzig und jetzt in München, angelangt. Eine in Oel gemalte slavonische Waldgegend von Robert Kummer spricht durch das Einfache ihrer Composition, wie durch eine auf tiefes Naturstudium begründete, ganz eigenthümliche Kunstfertigkeit außerordentlich an: köstliche Baumgestalten, zum Theil im Flusse sich spiegelnd und durch das reizvolle Spiel des Sonnenlichts in den Zweigen auf das Anmuthigste geschmückt. — Eine sehr einnehmende Ansicht von Terracina, von Goldstein, zeigt, bei einer sehr glücklichen Auffindung der Lokaltinten, die reizende Nettigkeit seiner wohlgehaltenen Kunstprodukte. Ferner stellt ein Oelgemälde von Hauschild das Innere des Doms zu Erfurt dar, das besonders auch durch die gelungene Darstellung der Fenster mit ihrer bunten Glasmalerei eines gemüthlichen Eindrucks kaum verfehlen kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 31. März 1838.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben auf's Neu' gibt die Vernunft ihr zurück.

Schiller.
Die drei Alter der Natur.

Rückblicke eines Naturforschers.

(Beschluß.)

Die bereits zu verhältnißmäßig großer Vollkommenheit gediehene Physik mußte nothwendigerweise den mangelhaften Zustand des chemischen Wissens deutlich und stark fühlen lassen, und schon dadurch fördernd auf dessen Erweiterung wirken. Allein die Physik half die Chemie auch auf eine positive und direkte Weise vervollkommnen, dadurch nämlich, daß jene dieser die für genaues Experimentiren nöthigen Hülfsmittel darbot. Wer nur die ersten Elemente der Chemie kennt, weiß, daß die luftförmigen Körper die wichtigste Rolle in derselben spielen; aber so unbekannt war man noch vor kaum hundert Jahren mit der Natur der Gase, daß man nicht einmal im Stande war, dieselben bei ihrer Entwicklung aufzufangen oder nur Luft von einer Flasche in die andere umzuleeren. Die Physiker schafften zur Zeit Rath, und der bekannte englische Naturforscher Priestley war es, der die ersten pneumatischen Apparate construirte. Nach Herstellung dieser dem Chemiker unentbehrlichen Werkzeuge drängten einander die wichtigsten und schönsten Entdeckungen auf diesem Gebiete, so daß schon in den achtziger Jahren durch den eben so genialen als unglücklichen Lavoisier sichere Grundlagen zu der Wissenschaft gelegt werden konnten, welche in unsern Tagen einen so großen Umfang, eine so allgemeine Wichtigkeit erlangt hat, daß sie nicht nur vielen Zweigen der Naturwissenschaft ihr Licht und ihre Dienste leiht, sondern auch die unentbehrliche Führerin der meisten Künste und Gewerbe und dadurch zur reichen Segenspenderin der menschlichen Gesellschaft geworden ist.

In unserm Jahrhundert nun, das die reiche, dem von Baco und seinen Geistesgenossen ausgestreuten Samen entsprossene Ernte gesammelt, und das tausend glänzende Beweise in Händen hat, daß Erfahrung und Beobachtung die einzig wahre Grundlage der Naturkunde bilden, in unserm Jahrhundert, sage ich, hätte man nicht leicht erwarten sollen, daß noch eine philosophische Schule erstehen würde, welche diesen Grundsatz nicht nur in Zweifel stellte, sondern geradezu behauptete, der menschliche Geist besitze das Vermögen, aus sich selbst heraus, unabhängig von jeder Erfahrung, eine Wissenschaft von der Natur zu construiren. Was das Resultat der schärfsten Beobachtung und des angestrengtesten Fleißes mehrerer Jahrhunderte, das Werk der größten Geister war, wurde von den mit Stolz und Eigendünkel erfüllten Naturphilosophen mit Verachtung, und namentlich der große Newton mit Wegwerfung behandelt. Und was war denn das, was diese Leute Naturphilosophie nannten?

Eine Reihe von Behauptungen, für welche kein Vernünftiger den geringſten Grund anzugeben vermochte; Träumereien, die nicht die oberflächlichſte Unterſuchung aushalten konnten, Großſprechereien, würdig eines Theophraſtus Paracelſus. Wie von jeher jede Marktſchreierei ihr Publikum fand, ſo auch die der Naturphiloſophie. Leider wurde durch ſie in Deutſchland manches Talent verdorben und für den Dienſt der Wiſſenſchaft zu Grunde gerichtet, und ſie trieb ihren Spuk nur auf zu vielen Cathedern und allzulange. Aber glücklicherweiſe gab es der nüchternen Köpfe doch immer noch zu viele, als daß die Richtung, welche dieſe philoſophiſche Sekte der Naturforſchung zu geben ſich beſtrebte, hätte die allgemeine und herrſchende werden können. Auch erſtreckte ſich ihr Einfluß nicht weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus; ohne Zweifel ſchon aus dem einfachen Grunde, weil der Galimathias ihrer Sprache unmöglich in ein anderes europäiſches Idiom übergetragen werden konnte. Jezt findet dieſe, der Geſchichte menſchlicher Irrthümer anheim gefallene Lehre nur auf wenigen akademiſchen Lehrſtühlen noch ein Organ, und nur äußerſt ſelten laſſen ſich noch naturphiloſophiſche Nachklänge vernehmen. Alle Pfleger der Naturwiſſenſchaft arbeiten mit erneutem Eifer und mit ſteigendem Erfolge auf dem ſichern Boden der Erfahrung, fördern täglich neue Schäze an den Tag und bereichern die Wiſſenſchaft und das Leben mit Entdeckungen. Ueberall wächst die Zahl derer, welche dieſes ſo fruchtbare Feld bebauen, und immer allgemeiner und durchgreifender wird die Ueberzeugung, daß naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe ein weſentliches Element der Bildung unſerer Tage ſeyn müſſen. Daher auch der Eifer einſichtiger und die Bedürfniſſe ihrer Zeit begreifender Regierungen, für dieſen Theil der Bildung durch die Begründung zweckmäßiger Anſtalten zu ſorgen; daher die ſtets ſich mehrende Zahl freiwilliger Vereine, welche Erweiterung und Fortſchritt der Naturwiſſenſchaft zum Zwecke haben.

Das Fiſcherdorf Pollet bei Dieppe.

(Beſchluß.)

Wenn man über die kleine Brücke des Hafens von Dieppe gegangen iſt und dann im nächſten Augenblick ſich in einem ganz fremden Lande, unter Leuten befindet, die andere Sitten, andere Gewohnheiten, ſelbſt eine andere Sprache haben, ſo iſt die Frage: woher dieſer Unterſchied? ziemlich natürlich. Die Gelehrten haben darauf zu antworten geſucht. Einer derſelben * verräth ſeinen Leſern das Geheimniß. Pollet kommt von Polleta, der kleine Compas, her; das Wort weiſt nach Italien. Die alten Fiſchertrachten erinnerten ebenfalls an Italien oder Spanien; dann iſt noch die Ausſprache der Polletais ſehr weich, und beſonders ſprechen ſie z für j. Das ſind ungefähr die Gründe, die Vitet bewogen, die Polletais von den Italienern, und insbeſondere von den Venedigern abſtammen zu laſſen. Er hat es überſehen, daß eine Straße ſogar rue de la Lombarderie heißt, dies wäre ein Grund mehr geweſen. Ich denke, man wird mir die Großmuth anrechnen, mit der ich das Heer des Feindes vermehre, ehe ich ihn angreife. Ich bin nämlich der unmaßgeblichen Anſicht, daß alle dieſe Gründe nichts oder nur ſehr wenig beweiſen. Ueberdies glaube ich ohnehin, daß die große Mehrzahl der normänniſchen Fiſcher und Küſtenbewohner germaniſchen Urſprungs ſind. Den aus dem Worte Pollet hergenommenen Beweis könnte ich ſehr leicht mit einer andern Etymologie aus dem Felde ſchlagen, wenn ich behauptete, Pollet komme vom norddeutſchen Pohl (Pfahl) her und der Pollet liege wirklich auf einem dem Meere abgerungenen Landſtriche, wo man nur Häuſer bauen konnte, nachdem man den Boden gepfählt, gepölt (polété) hatte. Was die Kleidung betrifft, ſo iſt dieſelbe wenigſtens eben ſo gut holländiſch als italieniſch, und das z für j bedeutet ſo wenig, daß es ſicher nicht im Stande iſt, uns ein X für ein U zu machen. Wollte man mit einiger Gewißheit die Herkunft der Polletais ermitteln, ſo gäbe es dazu ein ſehr einfaches Mittel: das Studium ihrer Sitten und Gebräuche, und beſonders ihres Volksdialekts, müßte nothwendig in Worten und Wendungen zeigen, woher ſie kommen, ob aus dem Süden oder Norden. Was ich davon weiß, habe ich nur im Fluge erhaſchen können; aber wie mir ſcheint, trägt ſchon das Angeführte eher einen nordiſchen als einen ſüdlichen Stempel. Die Sage von dem Todtenwagen, von dem Todtenſchiffe gehören, wie die Franzoſen ſagen würden, den Nebeln der germaniſchen Länder an. Eine andere Sage, die die alten Mütterchen des Pollet ihren Enkeln erzählen, iſt folgende: Eines Tages ſpielten viele Kinder auf dem Meerkies, als ein kleines, kleines Männchen (le petit homme rouge) vorbei kam, das die Kinder verſpotteten. Da wurde das Männchen böſe, ergriff Steine und warf ſie den Knaben nach, und als ob es mit hundert Händen zugleich werfe, regneten die Steine auf ſie herab und jagten ſie in Angſt und Schrecken, ohne ihnen aber ein Leides zu thun. Da flüchteten die Kinder auf ein Schiff, aber das Männchen verfolgte ſie auch hier mit einem Steinregen, bis

* Vitet, histoire de Dieppe II. T.

ſie ſich unter das Verdeck des Schiffes verſteckten. Dann aber hörten ſie deutlich, wie das Männchen wohl eine Stunde immer fort und fort Steine auf das Schiff warf, daß ſie glaubten, das ganze Schiff müßte mit einem Kieshaufen bedeckt und in demſelben vergraben ſeyn. Endlich wurde alles ſtille. Sie wagten ſich hinaus, und das Männchen und alle Steine waren verſchwunden, nicht einen einzigen ſah man auf dem Verdecke liegen. Daß dieſes Männchen ein Zwerg und naher Verwandter des Rübezahl war, iſt nicht zweifelhaft, und daß dieſe Zwerge die neckiſchen Söhne der nordiſchen Phantaſie ſind, iſt bekannt. — Eines Tags gingen zwei Fiſcher vom Pollet weg über Land. Oben auf dem Berge angekommen, ſahen ſie ein Knäblein am Wege ſitzen und fragten daſſelbe, was es hier mache. „Ich ruhe aus, um dann nach Berneville (eine Stunde vom Pollet) zu gehen.“ — „Ei, da kannſt du mit uns gehen, denn auch unſer Weg geht dort hin,“ antworteten die Fiſcher. Unterwegs wußte der Knabe die Fiſcher durch hundert luſtige Schwänke in die froheſte Laune zu verſetzen, und die Seeleute hatten ihre wahre Herzensfreude an ihm. So kamen ſie bis zu einem Teiche nahe bei Berneville. Da ergriff der Knabe einen der Matroſen, hob ihn wie einen Federball in die Luft und warf ihn über den Teich. Er kam unverſehrt auf der andern Seite an, und dann ſagte der Knabe: „Du kannſt von Glück ſagen, daß du heute Morgen dich mit Weihwaſſer beſprengt haſt, ſonſt wäreſt du unfehlbar in den Teich hineingefallen.“ Das Weihwaſſer iſt der Beigeſchmack der neuern Zeit, der Zwerg aber und ſeine Neckereien deuten wieder nach dem Norden. — Von dem Dialekte der Polletais habe ich nur wenig erhaſchen können, da ſie in Bezug auf die Sprache des täglichen Bedürfniſſes vielfach die Ausſprache ihrer Nachbarn angenommen haben, und mir ein kurzer Aufenthalt nicht erlaubte, viele Nachforſchungen anzuſtellen. Ich entſinne mich nur einmal einen Mann von einer Mohnblume (franzöſiſch pavot) ſprechen gehört zu haben, und er nannte dieſelbe Mahon. Endlich iſt ein Gebrauch, der ebenfalls germaniſch iſt, noch jezt hier nicht ganz verſchwunden, oder wenigſtens noch im Gedächtniſſe Aller: die Männer kaufen gleichſam ihre Frauen von deren Vätern.

All dies ſind nur Andeutungen; dieſelben könnten nur dann zu Beweiſen werden, wenn man ſie durch ähnliche aus Sprache, Gebräuchen und Gewohnheiten vervollſtändigte. Auch die ſcheinbar unbedeutendſte, wirklich volksthümliche Eigenheit iſt von der höchſten Bedeutung in Bezug auf die Geſchichte eines Volkes. — Man hat die Erde umgewühlt, um eine Münze, eine Ruine aufzufinden, und dann nach Herzensluſt über die Bedeutung derſelben ſtreiten und Bücher ſchreiben zu können. Man hat ſich den Kopf zerbrochen über den Sinn von ein paar Zeichen und Chiffern, die eine neckiſche Phantaſie auf ein Amulet ſchrieb. Aber nur ſelten hat Jemand daran gedacht, daß jede Volksſitte, jedes eigenthümliche Wort eines Volksdialekts, jeder Gebrauch und jede Sage einen charakteriſtiſchen, leichter zu entziffernden Stempel trägt als alle Münzen des haut ou bas empire. Jedes Volk, jeder Stamm, jedes Dorf iſt ſeine eigene Geſchichte, wenn man ſeine Sprache, ſeine Sitten, Gebräuche und Sagen zu enträthſeln weiß. In Frankreich aber hat die Revolution die Hügel, die ſonſt im Volk als Wegweiſer ſeiner Eigenheiten beſtanden, vielfach geebnet, und wenn nicht bald ein Kennerblick dieſelben hie und dort unterſucht, ſo wird dies vielleicht in zwanzig Jahren ganz unmöglich ſeyn; denn ſelbſt der Pollet, der ſeit Jahrhunderten ſich von Dieppe fremd zu halten wußte, verliert von Tag zu Tag mehr ſeinen eigenthumlichen Charakter, und die Sprache, die Gebräuche, die Gewohnheiten, die ihn ſonſt unterſchieden, ſchleifen ſich von Tag zu Tag mehr ab. An's Werk, ihr Geſchichtsforſcher! werft den Plunder der Gelehrſamkeit über Bord, um im Leben das Leben des Volks und ſeine Geſchichte zu ſtudiren! Das iſt die wahre, die reinſte Quelle. Ihr aber trinkt meiſt nur ungeſundes Sumpfwaſſer, und nur die Gewohnheit läßt euch glauben, daß es trinkbar ſey, während ſich ein ehrlicher Weltmenſch würgen muß, um den Trank der Stubengelehrten hinabzubringen. Das Leben iſt die Schule des Lebens und auch die der Geſchichte. Studirt es, ſiedelt euch an ſeinen klaren, friſchen Quellen an, und ihr werdet bald merken, daß es erſprießlicher iſt, aus ihnen, als aus den Sumpfpfützen der Gelehrſamkeit zu ſchöpfen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beſchluß.)

Die Zauberflöte. Miß Stephens.

Der fünfte Akt iſt recht eigentlich der Prüfſtein, was der Schauſpieler als Sir Giles zu leiſten vermag; doch dieſen fünften Akt gehörig vorzubereiten, erfordert ebenfalls ungewöhnliches Geſchick, ſorgſames Ueberlegen, gründliches Studium. Der Zuſchauer muß Schritt für Schritt mit dem, keine Rückſicht kennenden Charakter vertraut gemacht werden; es darf ihn nicht überraſchen, wenn Sir Giles, von den erfahrenen Täuſchungen zur Verzweiflung geſtachelt, an ſeiner eigenen Tochter ſich vergreifen will; der Zuſchauer muß einen Ehrgeizigen dieſer Art des ruchloſeſten Frevels fähig halten. Ein Schauſpieler von gemeinem Caliber läßt in der Regel Alles dies auf ſich beruhen, geht durch die einleitenden Scenen, anſtatt ſie zu ſpielen. Nicht ſo Kean: er überging

nichts; jedem, auch dem unbedeutendſten Moment, ſobald er zu Entwickelung und Darlegung von Sir Giles Schlechtigkeit diente, gab er das gebührende Gewicht, und ſo wurde das Ganze, was es iſt und ſeyn ſoll, eine geeignete Vorbereitung auf die große Cataſtrophe des fünften Aktes, und dieſer zu Keans herrlichſtem Triumphe. In raſchem Wechſel, ſtets mit den lebendigſten Farben, malte er hier Verdacht, Hoffnung, Täuſchung und endliches Verzweifeln. Die Handlung iſt voll ſcharfer Contraſte: der Neffe hat Sir Giles überliſtet; das Dokument, welches dieſem die Beſitzungen ſeines Neffen zueignet, iſt wundersbarerweiſe zu einem Blatte weißen Papiers geworden. Einen Augenblick lang ſteht er gelähmt; dann bricht die lodernde Zornesgluth hervor. Jezt kommt ſeine, wie er glaubt, zu hohem Adel gelangte Tochter; er kämpft die Rachegefühle nieder und gibt ſich einem Freudenrauſche hin. Schnell, wie der Paroxysmus ihn angeflogen, verſchwindet er: die Tochter hat ſich dem Geliebten ihrer Wahl vermählt; alle Plane des Ehrgeizes, die Sir Giles geſchmiedet, liegen vernichtet, und vom Gewiſſen gefoltert für die vielen Verbrechen, die er verübt, ſinkt er beſinnungslos zu Boden. Jeden einzelnen dieſer Uebergänge zeichnete Kean mit Meiſtergeſchick. Mochte er Marall ſchmeicheln oder drohen, um Lord Lovell wedeln oder in halbem Wahnſinn ihn zum Zweikampf fordern, ſeinen Neffen zu beſchwatzen ſuchen oder in der Raſerei des Zorns ihn einen Lügner ſchelten — immer war er Sir Giles mit Leib und Seele, ſeine Auffaſſung kühn, aber richtig, die Ausführung voll Kraft und Wahrheit. Am Schluſſe, ſtatt plözlich ſeiner Umgebung in die Arme zu ſinken, fiel er vorwärts, gleich als habe der Blitz ihn getroffen, der rollende Donner ihn zermalmt, und wie er aufgehoben und weggetragen wurde, war ſein Blick leer und ſein leiſes, verbiſſenes Wimmern das eines in Schmerzen verſcheidenden Menſchen. — Wie bisher nach jeder ſeiner Vorſtellungen, wurde Kean auch vergangene Nacht gerufen. Man hätte es bei dem ſtürmiſchen Beifalle bewenden laſſen können, den er während des Spiels geerntet; aber nein, er ſollte noch einmal den Dank unermüdlicher Klatſcher entgegen nehmen, und als er dem Rufe keine Folge leiſtete, verwandelte ſich der Beifall in Geziſch. Die Ouvertüre zur „Zauberflöte“ begann. Verdoppelter Sturm, der jede Note übertäubte. Die Keans Erſcheinen forderten, ſchrieen die Muſik nieder, und das Gebot, zu ſchweigen, machte den Lärm nur ärger. Die Ouvertüre war beendigt; Niemand hatte ſie gehört. Der Vorhang rollte auf; Tamino und ſeine Schlange mußten die Bühne räumen; die Kean Rufenden behaupteten den Platz. Endlich kam Kean; die höchſte Abſpannung lag auf ſeinem Geſichte; er verbeugte ſich, trat ab, und die Ziſchenden waren verſöhnt. Auf's Neue begann die Ouvertüre und mit ihr — mag das Ausland es glauben oder nicht, denn wie wahr auch, iſt es doch unglaublich — die erſte Aufführung der Zauberflöte in einem engliſchen Theater, der Text natürlich ebenfalls engliſch. Warum bisher nicht einmal ein Verſuch mit dieſer Oper in England gemacht worden iſt, weiß ich nicht zu ſagen; wohl aber war die Erwartung deshalb in hohem Grade geſpannt, und der Erfolg hat das Unternehmen gerechtfertigt. Anfangs war dies etwas zweifelhaft: ſey es, daß die aufgeregten Gemüther ſich nicht ſogleich beruhigen konnten, oder daß die drei Gefährtinnen der Nacht ihr Trio wirklich unter der Mittelmäßigkeit ſangen, erſt Papageno's Lied vom Vogelfänger brachte die Verſammlung in einigermaßen gute Laune. Der Beifall ſtieg, nachdem die Königin der Nacht ihre ſchwierige Aufgabe glücklich gelöst, und das Duett zwiſchen Papageno und Pamina war der Wendepunkt für die Oper. Von dieſem Momente an ſchritt ſie triumphirend über die Bretter. Einiges trug hiezu wahrſcheinlich auch die Pracht der neuen Decorationen bei. Das alte Egypten ſtand auf der Bühne, und was das Coſtüm anlangt, ſo hätte man beinahe glauben können, die Leute kommen geraden Wegs aus einer Pyramide oder einem Bilderbuche.

Einmal beim Theater, möge hier eine Nachſchrift Raum finden, für welche ich beſonders auf den Dank der Leſerinnen rechne. Da ſie den Gegenſtand für wichtiger und intereſſanter erklären werden, als was ich eben über Kean und die Zauberflöte geſagt, ſo iſt es in weiblicher Ordnung, ihn in eine Nachſchrift zu bringen. Die Sache betrifft Miß Stephens. Die ganze Theaterwelt kennt Miß Stephens. Sie iſt die Tochter eines Londoner Bildſchnizers und Vergolders, hat bei Signor Geſualdo Lanza die Lehrlingsjahre in der edeln Sangskunſt erſtanden, ſich zu einer ausgezeichneten Sängerin gebildet, viele Jahre in Coventgarden geſpielt und ſeit mehreren Jahren ſich vom Theater zurückgezogen. Miß Stephens hatte vor vierzig Jahren ſechzehn Frühlinge geſehen, iſt aber, glaubswürdiger Verſicherung zufolge, nie eigentlich jung und nie auch nur paſſabel hübſch geweſen, ihre Arme und Ohren ausgenommen, leztere muſterhaft niedlich und erſtere voll und weiß. Miß Stephens hat den Ruf der Sittlichkeit fleckenrein bewahrt; die Welt weiß nur von Einem Attachement, das ſie je gehabt, und dieſes ſoll nie die Grenze der Freundſchaft überſchritten haben. Miß Stephens hat die Bühne im Beſiz eines Vermögens verlaſſen, das ſie ihrer Sparſamkeit dankt, und von welchem ſie nicht allein ſelbſt in gutem Style lebt, ſondern auch einen Bruder und zwei Schweſtern erhält, die ohne ihre Unterſtüzung den Weg in's Armenhaus nehmen müßten. Und dieſe Miß Stephens, die nie jung und hübſch geweſen und jezt ſechs-und-fünfzig Jahre zählt, ſteht im Begriffe — etwa auf's Theater zurückzukehren? — Nein, ſie ſteht im Begriffe, dem einzigen Attachement, das ſie je gehabt, im eigentlichen Sinne des Wortes die Krone aufzuſezen, und zwar eine Grafenkrone. Es iſt der edle Graf Eſſex, der Miß Stephens zum Traualtar führen will, kein ganz junger Mann, denn er hat einundachtzig Sommer erlebt, aber ein Mann von Wort, denn ſeit lange hat er Miß Stephens zu ehelichen verſprochen, ſobald ſein eheliches Gemahl entſchlafen ſeyn werde, und das iſt vor acht Wochen geſchehen. Wunderbar, in der That — nebenbei zu bemerken — wie häufig aus engliſchen Schauſpielerinnen vornehme engliſche Damen werden. Vier oder fünf fahren gegenwärtig in London umher, an ihren Wagen die adeligſten Wappen und Kutſcher und Bedienten in Flachsperrücken. Das würde vermuthlich weniger der Fall ſeyn, wenn eine ſolche Verbindung einen Flecken auf den Stammbaum brächte; aber in dieſem Stücke iſt der engliſche Adel der liberalſte und wohl der klügſte von der Welt. Die bürgerlich geborene Gattin des Lords iſt hoffähig und die Erbfolge geht ihren Kindern nicht verloren.

W. S.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 72.

Der Rechtsboden.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 11 und Monatsregiſter März.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 2. April 1838.

— Informis terris, aspera coelo, tristis cultu aspectuque, nisi si patria sit.

Tacitus.

Simeon.

Eine Novelle.

I.

In den lezten Tagen des Herbſtes machte ich mit einem Freunde einen Ausflug in eine Gegend der Mark. Wir näherten uns auf unſerem Spaziergange einem Dorfe, das in ſeiner Umgebung von Haideland, mit dürftigen Gruppen von Nußbaum und Erlengeſträuch untermiſcht, einſam dalag. Auf einer mäßigen Anhöhe befand ſich die Kirche und der ſie umgebende Gottesacker.

Es war Sonntag. In jenen kurzen Tagen ſenkte ſich die Sonne ſchon gegen fünf Uhr dem Untergange zu; das Dorf wurde von dem flüchtigen Glanz ihrer Strahlen in einen duftigen, rothen Schein getaucht, der auch die Geſichter und den Putz der Menge färbte, die eben nach beendigtem Nachmittaggottesdienſt aus der Kirche kam. Wir wählten unſern Standpunkt dicht neben der großen Straße, die durchs Dorf führt, dort, wo der Kirchenweg vom Hügel herab mit ihr zuſammenſtößt. Eine einfache Bank von Stein mit einem darüber gebeugten, aber entblätterten Strauche wilden Flieders gewährte uns einen paſſenden Ruheplatz, wo wir dem Zuge der Kirchengänger zuſchauen konnten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

Die einſame Lage des Dorfes, die Stille des Abends und die tiefe Ruhe in unſerer Umgebung riefen in meiner Bruſt eine jener melancholiſchen Stimmungen wach, die uns beſchleicht, wenn wir der ſchmuckloſen Armuth, der wehmüthigen Einfachheit der Natur gegenüber ſtehen. Es iſt der Charakter jener ſo oft verfolgten und geſchmähten Gegenden, daß ſie in der Seele, die ſich ihren Wirkungen willig überläßt, einen Schmerz, eine Art Mitgefühl erregen, das Forderungen und Wünſche niederhält und uns antreibt, mit dem Wenigen zufrieden zu ſeyn, was uns hier geboten wird. Und in der That, dieſes Wenige hat einen eigenthümlichen Reiz. Dieſe Natur, die der maleriſchen und poetiſchen Schönheiten aller Art entbehrt, die keine Felſen, keine Waſſerſtürze, keine Eichenwaldungen, keine reizend geſchwungene Bergkette zur Horizontlinie hat, beſitzt einen unſchuldigen und kindlichen Zauber, der jenen geprieſenen Gegenden abgeht. Es iſt, als wenn ſie, ihrer Dürftigkeit bewußt, ſich näher an den Menſchen ſchlöſſe, ſeinen Bemühungen um ſie freundlich entgegenkäme, und nicht den kalten und ſelbſtiſchen Stolz beſäße, den eine Gegend am Fuße der Alpen und ein maleriſches Thal am Arno im Gefühl ihrer prahleriſchen Schönheiten zeigt. Durch dieſes Haideland, durch dieſe weithin gedehnten Aecker und baumloſen Wieſen wandeln keine Künſtler mit ihren Mappen, es hält nicht der Wagen einer reiſenden Lady in jenem

einſamen Hohlweg, um eine Gruppe Diſteln, die ſich am Fuße eines Steinkreuzes anklammern, in ihr Skizzenbuch einzutragen; aber es erſchallt ſchon früh der einfache Geſang des Bauern in dieſer hellen, offenen Gegend; das Geläute der Kirchen tönt von Dorf zu Dorf wie fromme Grüße, die da Zeugniß geben von der Liebe und dem geſelligen Zuſammenhalten dieſer kleinen, frohen, ſchuldloſen und glücklichen Gemeinen. Die Landſtraße iſt der Stolz und das Entzücken Aller. Ihr glattes, breites und etwas erhöhtes Terrain wird durch keine Baumgruppe, durch keinen maleriſchen Hügel mit einer Kapelle oder modernen Einſiedelei auf ſeiner Spitze dem Blicke der Dorfbewohner entzogen, die Viertelſtundenweit auf ihr ihre Genoſſen und Freunde herannahen ſehen. Der Blick der Neugier beſchäftigt ſich unaufhörlich bald mit einem langſam, im Zuge ſeiner ſchwerfälligen Schellenpferde daherrollenden Güterwagen, bald mit der leichten Chaiſe eines Reiſenden, der mit geſchloſſenen Augen die öden Gegenden der Mark durchfliegt, weil es die Mode verbietet, hier zu ſehen, und weil in jedem geographiſchen Handbuch ſteht, daß die Mark ein „abſcheulich flaches“ Land ſey, und daß ſchon Goethe darüber geſpottet habe. Aber die glücklichen und neugierigen Bewohner unſeres Dorfs wiſſen nichts von dem äſthetiſchen Widerwillen des Reiſenden, ſie ſehen nur, daß er, in einer Ecke liegend, ſchläft oder zu ſchlafen ſcheint, ſie bewundern, während der Poſtillon abſpannt, den Wagen und das goldene Wappen darauf; ſie werfen einen abergläubiſchen und erſchreckten Blick auf einen in ſeinem Käfigt von Goldblech eingeſchloſſenen Papagei, der den Rückſitz des Wagens einnimmt, und wenn die Erſcheinung wieder forteilt, in eine Wolke von Staub gehüllt und unter dem heftigen Knallen der Peitſche des Poſtillons, ſo ſind ſie voll Freude und Uebermuth und kehren in ihre kleinen Stuben zurück und erzählen unter unendlichem Lärm acht Tage lang von dem Wappen, dem Wagen und dem Papagei des Reiſenden.

Von Vielen wird die Landſtraße als eine Verlängerung ihrer Wohnſtube angeſehen, beſonders von dem Beſitzer des einzigen Gaſthofs im Dorfe. Er ſieht den wandernden Handwerksburſchen ſchon von ferne und rückt dem mit ſeinem Korbe bepackten Hauſirer den Stuhl an den Tiſch, da dieſer kaum erſt auf der Straße ſichtbar geworden, und noch lange nicht die große, einſam ſtehende Tanne erreicht hat, die am Eingang des Dorfes ihre dunkeln und ſchweren Zweige ſenkt. Welch unerhörte Kühnheit gehörte auch dazu, die Begriffe Wirth und Landſtraße hier zu trennen! in einer bewohnteren Gegend, in einer lärmenden, vielbereisten Stadt iſt's ein anderes; aber hier, wo es nur dieſen einen Wirth und dieſen einen Gaſthof gibt, zu dem dieſe eine Straße führt, wäre es offenbar böſer Wille, der beſtraft zu werden verdiente, wenn es Jemanden einfiele, daß die Straße ſich irgend anderswo als in die Hausthür des „rothen Engels“ münden könne.

Die flache, einſame Gegend gewährt aber noch andere Vortheile. Bricht irgendwo Feuer aus, ſo wird dieſes ſchreckliche Zeichen den entfernteſten Nachbardörfern ſogleich ſichtbar und ruft die Theilnahme, die ſchnelle Hulfe dieſer thätigen und unverdorbenen Menſchen auf. Wie ihre Gebete, ſo ſind auch ihre Schreckensrufe allen gleich vernehmbar. Wenn in Gebirgsgegenden auf einſamer Alpe eine Familie ſich iſolirt oder ganze Dörfer durch die ſchmale Grenze eines wilden Bergſtroms feindſelig geſchieden werden, ſo iſt es hier dagegen beinahe unmöglich, daß erbitterte Feindſchaften entſtehen und langwierige Verfolgungen ſtattfinden; denn wo ſoll der Erzürnte hinfliehen, wo der Haſſende vor dem Anblick ſeines Gegners ſich verbergen? Die Ebene duldet keinen Haß, ſie zwingt ihre Bewohner, offen wie ſie ſelbſt zu ſeyn und ſich entweder gegenſeitig zu dulden oder aus einer Gegend zu weichen, die ſo wenig dazu gemacht iſt, verſteckte Ueberfälle und drohende Hinterhalte zu begünſtigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Buchdruckerkunſt und Schriftſtellerei in Frankreich.

Ein wohlunterrichteter Buchdrucker, der ſeine Kunſt mit Liebe und Freude treibt, iſt jezt in Frankreich faſt eben ſo ſelten als ein guter Buchhändler, d. h. ein ſolcher, der ſich nicht begnügt, ein bloßer Kaufmann zu ſeyn und ſeine Waare nur nach Titel und Format zu kennen. Einer dieſer ſeltenen Buchdrucker iſt Crapelet, der vor Kurzem Etudes pratiques et littéraires sur la typographie herausgegeben und darin eine ſehr intereſſante Geſchichte der ſonderbaren und wechſelvollen Schickſale ſeiner Kunſt in Paris, von ihrem dortigen Erſcheinen bis auf den heutigen Tag mitgetheilt hat. In dieſem ganzen Buche, auch in deſſen praktiſchem Theil zeigt ſich Crapelet als ein würdiger Kunſtverwandter der Etienne, Didot und Renouard.

Der erſte Buchdrucker, der ſich in Paris niederließ, war ein Deutſcher, Namens Ulrich Gering aus Koſtnitz, der zu Anfang des Jahrs 1470, im zehnten Regierungsjahr Ludwigs XI., ſeine Druckerei in einem der Säle der Sorbonne anfing. Ihn hatte der Doktor Guillaume Fichet nach Paris berufen und leitete ihn auch in ſeinen Unternehmungen, beſonders in dem korrekten Druck der Claſſiker, von denen man bis dahin nur wenige, ſehr theure und äußerſt fehlerhafte Abſchriften hatte. Dadurch

geschah den Studien ein großer Vorschub. Gering bildete eine Menge Druckmeister, die bald eigene Pressen errichteten und die Druckerei in Paris bald sehr empor brachten. Ludwig XI. zeigte oft, wie sehr ihm diese neue Industrie am Herzen liege, denn er ertheilte den Buchdruckern Privilegien und Freiheiten. Sie kamen unter das Patronat und die Protektion der Pariser Universität; denn diese hatte das Privilegium, Buchdrucker und Buchhändler anzunehmen und in Thätigkeit zu setzen. Karl VIII. und Ludwig XII., besonders letzterer, hielten sie sehr hoch, und Franz I. bestätigte alle ihnen von seinen Vorfahren ertheilten Immunitäten. Letzterer bewies von Anfang an, daß ihm ernstlich daran liege, die Wissenschaften zu fördern, wozu die Buchdruckerei und der Buchhandel in Paris trefflich zusammenwirkten. Da erhob sich die treffliche Druckerei Rob. Etiennes, aus der so viel klassische Werke hervorgegangen sind. Er stand unter dem besondern Schutz des Königs, bis er wegen seiner Hinneigung zur Reformation nach Genf auswanderte, wie auch später sein gleich ausgezeichneter Sohn Henri Etienne. Leider begannen nun mit der Reformation die Religionsstreitigkeiten, in denen sich die Sorbonne durch ihre Heftigkeit gegen die Ketzer auszeichnete; denn ohne allen weiteren Prozeß verdammte sie sie zum Scheiterhaufen und ließ sie verbrennen. Da nun die Pressen mächtig das Reformationswerk unterstützten und verbreiteten, so fand man bald, sie seyen gefährlich. Sorbonne und Parlament hatten nichts Eifrigeres zu thun, als die lutherischen Schriften zu verfolgen und auf deren Ausrottung zu denken. Ihre Bemühung war aber vergeblich, denn sie fanden überall Eingang und drangen bis in die Schulen; ja die Ketzerei wurde so kuhn, daß sie Gegenstände des Kultus angriff und sogar aufregende Anschläge an die Zimmerthür des Königs klebte. Da ward Franz I. zornig und verbot den Buchdruckern, irgend etwas zu drucken, bei Strafe des Stranges (sur peine de la hast). So lautete das berüchtigte Patent vom 13ten Januar 1551, dem zufolge mehrere Schriftsteller behauptet haben, König Franz I. trage mit Unrecht den Namen des Restaurators der Wissenschaften und seine Zeit die der Renaissance; denn dieser Fürst habe gegen die Buchdruckerei gewüthet und diese wieder zu vernichten gesucht. Der Schluß ist aber nicht ganz richtig; auch kam jenes Patent nicht zur Ausführung; zwar wurde es in gewöhnlicher Form dem Parlament zur Einregistrirung vorgelegt, von dieser Behörde aber nicht angenommen. Der König selbst schaffte es indirekt wieder ab; denn bald darauf erließ er neue Edikte über die Buchdruckerei, die einen ganz andern Geist athmen und wohlwollenden Eifer für diese Kunst zeigen. So stellte er auch Conrad Néobar als ersten königlichen Buchdrucker für das Griechische an. Dieser Umstand hat Einige zu der Angabe verleitet, Franz I. habe die königliche Buchdruckerei gestiftet; dies geschah aber erst nach ihm. Unter Karl IX. wurde der Reformationsstreit immer lebhafter, man kämpfte vorzüglich in Druckschriften, und dies veranlaßte wieder sehr strenge Verordnungen, unter andern wieder die Androhung des Hängens und Strangulirens (sur peine d'estre pendus et etranglez), sofern ein Buchdrucker eine Schrift ohne Erlaubniß drucken würde. Von dieser Zeit an sank die Pariser Buchdruckerei, und hat sich hinsichtlich ihrer Gediegenheit und Wissenschaftlichkeit nie wieder zu der Höhe der Etienne's erhoben, welche bekanntlich die deutschen Fuggers sehr begünstigten, weßhalb Heinrich II. sich einen Buchdrucker Ulrich Fuggers nannte. Indessen gab es doch zu Zeiten noch tüchtige Männer, unter denen in den lezten dreißig Jahren Didot und Renouard mit ihren herrlichen und kostbaren Drucken oben anstehen.

Die ungeheure, maßlose Entwickelung der Industrie in den lezten Jahren hat auch die Pariser Buchdruckerei in den allgemeinen Strudel mit fortgerissen. Dadurch hat sie eine bedauernswürdige, den Wissenschaften und ihrem eigenen Interesse sehr nachtheilige Richtung bekommen, woran sie in diesem Augenblick krank darniederliegt. Der Buchhandel selbst ist Spekulanten in die Hände gefallen, und dadurch ist die Buchdruckerei in denselben Weg gedrängt worden. Schnell arbeiten ist viel nöthiger geworden, als gut arbeiten. Dabei mußte die Pünktlichkeit, Genauigkeit und Correctheit ganz untergehen. Die Concurrenzwuth hat die literarischen Erscheinungen zu ganz gewöhnlichen Handelsunternehmungen herabgedrückt. Daher läßt man auch den Schriftstellern nicht mehr Zeit, ihre Werke auszuarbeiten und zu feilen: sie werden ihnen noch ganz warm und stückweise unter der Hand weggerissen, um sie schnell zum Buchdrucker zu tragen, der natürlich erschrickt vor diesen Papierfetzen mit oft ganz unleserlichen Schriftzügen, unzusammenhängenden Phrasen, unvollendeten Perioden, welche ignorante Spekulation mit Gold aufwiegt, weil sie dabei auf den Namen des Verfassers und auf den käuflichen Charlatanismus der Journale rechnet, die allein genügen, dem Buch reißenden Abgang zu verschaffen, wenn auch sein eigentlicher Werth sehr untergeordnet ist. Die armen Drucker verlieren aber mit solchen Manuscripten Mühe und Zeit, denn sie können aus nichts unmöglich etwas machen, und wenn die Probebogen zurückkommen, so erfordern sie eine neue Arbeit. Die Correctoren arbeiten gewöhnlich so für die Autoren; aber auch ihnen läßt der Buchhändler nicht Zeit zu Sorge, Aufmerksamkeit und Fleiß. Ungeduldig ruft er ihnen zu: „Macht fort, macht fort! Was thun einige Fehler mehr oder weniger zur Sache? Sie nehmen dem Buch seinen Absatz nicht.“

(Die Fortsetzung folgt.)

An Gustav Schwab.

Ein Hirte willst du weiden die Gemeine,
Sie führen auf die würzigsüßen Matten,
Sie tränken an dem Quelle himmlischreine,
Sie schirmen in der Lebensbäume Schatten?

Wohl gönn' ich dir des stillen Dorfes Frieden,
Und bin in deinem Glücke selbst beglücket,
Doch sey dein Lied nicht von der Welt geschieden,
Nicht von den Freunden, die es stets entzücket.

Nicht stumm verbleiben darf ein wackrer Hirte!
Im Abendlicht, wenn sich die Wolken säumen,
Ruf' die Schalmei helltönend das Verirrte,
Damit sich's sammle zu der Hürde Räumen.

Dann lauschen deinem Liede wir von Ferne
Und denken noch der alten schönen Zeiten,
Und sehn dich in dem Silberglanz der Sterne
Mit deiner Heerde selig heimwärts schreiten.

August Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Das Freiwilligenfest. Eine entführte Tänzerin.

Der Monat Februar war ereignißreich. Das Fest der Freiwilligen wurde gefeiert und eine Tänzerin entführt. Ueber Beides wird viel gesprochen, mehr, als seit lange über einen Gegenstand in Berlin gesprochen ward. Aber es sind tägliche Gegenstände, wie Cöln und Hannover, und man spricht nur mit der Maßgabe und Zurückhaltung, welche Zeit und Gegenstände in ihrer Wechselwirkung bedingen. Fragt man nach dem Warum? nämlich warum das Fest gefeiert und die Tänzerin entführt wurde, so fehlt es freilich nicht an Antworten; aber sie lauten so verschiedenartig, als die Auslegung diplomatischer Noten. Klarer scheint die erste Sache, wenn man erfährt, daß am 3ten Februar fünfundzwanzig Jahre seit dem Aufruf des Königs an sein Volk verflossen sind. Das Volk stand auf, der Sturm brach los, und es geschah, was man wollte. Wer erinnert sich nicht gerne daran, der mit aufgebrochen ist! Aber es gab eine Zeit und gibt noch Menschen, die nicht gerne daran erinnert werden. Die Erinnerung an einen Sturm hat manches Bedenkliche, weil, wer nicht auf festen Beinen steht, dabei umfallen kann. Deßhalb haben sich Gelehrte und Nichtgelehrte um Erklärung des Wortes Sturm seit Jahren bemüht. Ein Professor juris hatte bewiesen, es sey darunter nichts Anderes zu verstehen, als das Herbeieilen getreuer Bürger mit Wassereimern, wenn die Polizei die Feuersignale gibt. Diese Erklärung hatte aber Andern gar nicht gefallen, welche im Sturm ein numen divinum erblicken, und in jener Erklärung eine Profanation des Geistes, der jenen heiligen Sturm anblies. Damit diese philologische Streitigkeit die andere Gelehrsamkeit nicht störe, suchte man das Factum selbst in den Hintergrund zu rücken; und es ist gewiß seitdem so Vieles geschehen, daß man das damals geschehene vergessen konnte. Inzwischen blieb der Aufruf: „An mein Volk.“ eingegraben in die ehernen Tafeln der Geschichte, und fest im Gedächtniß der vielen Tausende, die ihm mit Gut und Blut folgten, und alljährig ward bei ihnen die Erinnerung daran voller und lauter. Umstände verändern die Sachen; jener Professor ist längst todt, Andere sind ihm in's Grab gefolgt, und andere Streitfragen sind aufgetaucht: die philologische, ob der Sturm eine Begeisterung war, oder ein obligater Pflichteifer, ist unschädlich in den Hintergrund getreten. So lange eine Erinnerung mit Essen und Trinken abgethan wird, ist sie überall unschädlich. Was nun ein Jeder bei dieser fünfundzwanzigjährigen Gedächtnißfeier des königlichen Aufrufs an sein Volk gedacht, und warum er sich so gefreut, bleibt einem Jeden sich selbst zu erklären überlassen. So viel aber ist gewiß, daß dieses Fest nie schöner und würdiger begangen worden ist, nie allgemeinern Anklang gefunden hat, als diesmal. Die Daten lasen Sie in den Zeitungen. Professor Klenze's Rede ist in den öffentlichen Blättern, Friedrich Förster's besonders gedruckt. Ein Gedicht des ehemaligen Kriegsministers von Boyen an die Freiwilligen eines Mannes, der geistesstark, kräftig und freisinnig in jener großen Zeit mitwirkte und seine Stellung späterhin seiner Ueberzeugung opferte, ist ein schöner Beweis, wie geistesfrisch noch jetzt bedeutende Männer jener Epoche in die Gegenwart hinein leben. So groß war der Andrang zum Feste, daß die Hallen des großen Jagorschen Lokals nicht ein Viertel der Angemeldeten faßten. Noch an drei andern Orten fanden abgezweigte Versammlungen statt. Sie begrüßten sich gegenseitig während des Tages durch Ordonnanzen und Patrouillen. In allen preußischen Provinzen, fast ohne Verabredung, ist dasselbe Fest gefeiert worden, und Abgesandte eilten von dort hier ein. Es läßt sich erwarten, daß in den folgenden Jahren die Feier eine noch größere Verbreitung und eine Bedeutung erhalten wird, die nicht gemacht, die aus dem Volksgefühl hervorgegangen ist. Gewiß ist es eine Demonstration; aber Diplomatie und Politik haben nichts damit zu thun. Vielleicht, wenn man ehemals mißtrauisch, sieht man jetzt beistimmend zu. Man sieht ein, daß man Kräfte haben muß, wenn man Kräften begegnen will. — Aber unklar ist man noch darüber, weshalb die schöne, junge Tänzerin entführt werden mußte. Man zerbricht sich die Köpfe und findet keinen Grund. Auf eine Heirath war es nicht abgesehen; strenge Eltern, harte Vormünder waren nicht da, keine hohen Mauern, keine verschlossenen Thüren, kein widerstrebender Wille. Die Tänzerin war freundlich und gefällig, der junge Baron hübsch und reich — und dennoch hat er sie entführt. Sie ließ sich entführen, und nachdem sie acht Tage fort waren, sind sie wiedergekehrt, und das einzige Resultat ist, freilich ein sehr betrübendes, daß die junge Tänzerin nun nicht mehr auf dem Hoftheater tanzen wird. Darüber fließt manche Thräne im Stillen. Es heißt, es habe nur eine Wette gegolten. Weil Entführungen ganz aus der Mode sind, habe man probiren wollen, sie wieder in die Mode zu bringen. Wenn es auch erlaubt ist, über ein Freiwilligenfest seine Gedanken auszusprechen, über eine entführte Tänzerin ist das noch nicht der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 3. April 1838.

Wem muß nicht zu Herzen ſteigen
Dieſer Wangen Milch und Blut,
Dieſes Reden, dieſes Schweigen,
Dieſe Jugend, dieſer Muth?

Martin Opitz.

Die ſchöne Haslerin.

Hohe, ſchlanke Alpendirne,
Klare, ruhige Geſtalt,
Mit der königlichen Stirne,
O wie thuſt du mir Gewalt!

Vor dem Haus auf niederm Banke
Saßeſt du, ich grüßte fein,
Und du nikteſt hold zum Danke,
Ja, da mußt' ich wohl hinein.

Kühle Blicke, wenig Worte,
Keinem minder, Keinem mehr,
Und ſie trägt von Ort zu Orte
Krüg' und Gläſer hin und her.

Ei, wie weiß ſie fein zu zwingen
All die wilden Burſche hier!
Wie ſie in die Stube dringen,
Sehn ſie nur verduzt nach ihr,

Bitten, abgezognen Hutes,
Nur halblaut um einen Schluck,
Sitzen ganz verſtörten Muthes —
Ja, ſie iſt auch gar zu ſchmuck!

Habt ihr je auf eurem Wandern
Solche Kellnerin geſchaut?
Einer ſchleicht ſich um den Andern
Werbend zu der ſtolzen Braut.

Doch ſie hält ſie fern, die Diebe,
Lehrt ſie hübſch beſcheiden ſeyn,
Seyen ſie berauſcht von Liebe,
Reben- oder Gerſtenwein.

Schwatzen ſie die alten, ſchaalen
Schmeichelei'n ihr in's Geſicht —
Mögt ihr trinken, mögt ihr zahlen,
All das Andre ſchiert ſie nicht.

Doch wie endlich die verhaßte
Compagnie geräumt das Land,
Ließ dem wohlgezognen Gaſte
Sie zum Spielen Band und Hand.

Bis zum Abend ſaß ich, ſchaute
In das offne Angeſicht,
Und von Haus und Hof vertraute
Sie mir gründlichen Bericht.

Wie ſie umſah — kein beſezter
Tiſch war ringsum mehr zu ſehn. —
„Kind, ich bin der Gäſte Lezter —
Muß ich, wie die Andern, gehn?“

Und ſie ſtand, die ſchlanke Dirne,
Roſengleich in ſich gebückt:
Auf die königliche Stirne
Hab' ich einen Kuß gedrückt.

L. Seeger.

Buchdruckerkunſt und Schriftſtellerei in Frankreich.

(Fortſezung.)

Welcher Abſtand zwiſchen dem jezigen elenden Zuſtand der franzöſiſchen Buchdruckerei und dem der Etienne und Plantin, welche die ausgezeichnetſten Gelehrten der damaligen Zeit zu Correktoren hatten! Sie legten auf die Correktur der bei ihnen erſcheinenden Werke den größten Werth. So brauchte le Jay zu der Herausgabe der zehn Bände ſeiner Polyglottenbibel ſiebzehn Jahre. Sie wurde von 1628 bis 1645 bei Anton Vitré gedruckt, und Philipp von Aquino erhielt bloß für die Correktur des alten Teſtaments im Hebräiſchen und Chaldäiſchen viertauſend Livres, was heutzutage nahe an zehntauſend Franken wäre. Jezt ſind die Verleger gar ſelten, denen ernſtlich an der Correktur ihrer Werke gelegen iſt, und Erſcheinungen wie obige gehören in's Traumreich, ja die mehrſten Buchhändler zählen ſie zu den Vorurtheilen und Perrücken der Vorzeit. Aber auch die Schriftſteller ſind nicht wie ehemals. Ihre Manuſcripte ſind affektirt undeutlich und nachläſſig geſchrieben, wodurch ſie dem Seßer unendliche Mühe machen. Einige Autoren haben gar die Gewohnheit, ihre Bücher auf den Probebogen auszuarbeiten, die ſie in einzelnen Blättern aus der Druckerei kommen laſſen. Kennten dieſe Herren das typographiſche Verfahren, oder wären ſie nicht zu ſtolz, um darauf Rückſicht zu nehmen, ſo würden ſie vielleicht dem armen Arbeiter ſeine Mühe und Zeit ſparen.

Crapelet gibt in ſeinem Buch noch einige typographiſche Anekdoten, die Mittheilung verdienen. — De Flavigny, Profeſſor der hebräiſchen Sprache am Collège de France, wurde der Gottloſigkeit angeklagt, injuriirt und ſchlechter Sitten verdächtig gemacht wegen eines komiſchen Fehlers, der durch Auslaſſung eines einzigen Buchſtabens entſtanden war, was häufig beim Seßen vorkommt. Flavigny hatte in ſeinen kritiſchen Bemerkungen gegen die Polyglottenbibel le Jay's zwei Verſe aus dem Matthäus angeführt: Quid vides festucam in oculo fratris tui, et trabem in oculo tuo non vides? — Ejice primum trabem de oculo tuo, et tunc videris ejicere festucam de oculo fratris tui. Nun war der erſte Buchſtabe des Worts oculo im erſten Vers, der im Probebogen richtig geſtanden, beim Druck weggefallen, ſo daß nur culo ſtehen blieb. Durch eine andere Ungeſchicklichkeit beim Druck war im zweiten Vers das Wort oculo in o culo getrennt worden. In damaliger Zeit genügte dies, um dem Verfaſſer die ſchrecklichſten Abſichten unterzuſchieben, und dies geſchah auch vom Maroniten Abraham Echellenſis, ſeinem Gegner. — Stephan Dolet, Buchdrucker in Lyon, wurde als Gottesleugner, als Athée relaps verdammt, gehängt und verbrannt, weil er nach der Stelle Platons: Après la mort tu ne seras plus rien die Worte du tout hinzugefügt hatte.

In der geiſtreichen Encyclopédie des gens du monde ſteht ein verſtändiges und wahres Wort über eine Modekrankheit unſerer Zeit, über die literariſche Camaraderie. „Das franzöſiſche Apothekerſprichwort von der Senne und der Rhabarber gilt jezt nicht allein in den Apotheken, ſondern in faſt allen Ständen und Verhältniſſen, beſonders aber und auf unglaubliche Weiſe in der Literatur, und ſie wird ärger, je näher man unſern Tagen kommt. Wer hätte nicht von den ehemaligen ſogenannten literariſchen Verſammlungen im Hotel Rambouillet gehört, die ſich berüchtigt gemacht haben durch die Einſeitigkeit, den Dünkel und die Pedanterie ihrer Mitglieder, durch ihr Abſprechen und Ausſchließen, ihre Verdammungen, ihre eigene Sprache, eine Art Rothwelſch, beſonders aber durch die unbegreifliche Uebertreibung in den den Angehörigen an den Kopf geworfenen Lobeserhebungen. Dieſe Plejade von damaligen Schöngeiſtern hatte ſich ſelbſt zum oberſten Gerichtshof erhoben, und verlangte ganz ernſtlich, die Zeitgenoſſen ſollen ihre Meinungen und Urtheile in Sachen des guten Geſchmacks als unwiderruflich annehmen und nachſagen; ſie nannten ſich ſelbſt Geſtirne am literariſchen Horizont. Die meiſten ſind an dieſem Horizont geblieben und nicht weiter gekommen. Heutzutage hat die literariſche Camaraderie eine ungeheure Ausdehnung und Vervollkommnung erhalten. Glücklicherweiſe dauern dergleichen Verbindungen nicht lange; ſie ſind ſehr vorübergehend, denn die literariſchen Beſtrebungen und Intereſſen gerathen bald in widerſtrebende Richtungen. Aus dieſen Paraden von honigſüßen und rührenden Freundſchaften rivaliſirender Mächte entſpringt gewöhnlich eine heftige Reaktion in ganz entgegengeſetztem Sinn, mit obligater Erniedrigung und Herabſetzung. Die Leute werden es endlich auch wohl müde, ſich immer gegenſeitig zu loben und zu preiſen, die Schauſpieler dieſer Comödie können ſich nicht mehr ohne Lachen anſehen,

und ſobald ſie erreicht haben, was ſie durch ihre Brüderſchaft erreichen wollten, ſo entſchädigen ſie ſich für den läſtigen Zwang ihrer Rolle durch öffentlichen bittern Tadel, beißenden Schimpf und rückhaltloſe Ausbrüche alter Antipathie. Dem cameradſchaftlichen Lobe folgt entſchiedene Feindſchaft und bitterer Haß, gerade wie in Molière's Scene zwiſchen Vadius und Triſſotin."

(Der Beſchluß folgt.)

Simeon.

(Fortſetzung.)

Was den wehmüthigen Eindruck der Landſchaft betrifft, ſo ward er hervorgerufen durch das ſtille Leben und ſpurloſe Dahingehen dieſer Menſchen. In mitten dieſer weiten Fläche befand ſich ein halbes Hundert Familien, deren Namen man höchſtens eine oder zwei Stunden im Umkreiſe nannte, die weiter hinaus von keinem lebenden Weſen in der Welt je gehört wurden. Der Amtmann, der mit Eintreibung der Steuern zu thun hatte, der Prediger, der ihre Namen in's Kirchenbuch eintrug, der Todtengräber, der für ſie ruhige Stätten bereitete, waren die einzigen, die ſich fortwährend und immer wiederkehrend um das Geſchick dieſer Handvoll Menſchen in der einſamſten Gegend der Mark bekümmerten. Es gingen ganze Geſchlechter vorüber, ohne daß ſie ein anderes Daſeyn als das der Pflanzen ihrer Gemüſegärten in Anſpruch nahmen. Wahrlich, es wird ſchwer ſeyn, in unſerm ſo bewegten Europa ein ſo vollkommen ruhiges Plätzchen zu finden. Wenn hier ein Kind zur Taufe getragen wurde, ſo wußte man, im Fall es am Leben blieb, ſchon im Voraus ſeine Schickſale und ſeinen Lebenslauf; denn es war unerhört, daß Jemand vom Dorfe auswanderte und die Fremde der Heimath vorzog; faſt eben ſo unerhört war es, wenn er die Gefährtin ſeiner farbloſen und einſamen Tage von wo anders als aus dem Orte ſelbſt oder etwa aus dem nächſtgelegenen holte. Zu dem allen gehörte eine unglaubliche Dreiſtigkeit oder ein unverbeſſerlicher Lebenswandel. Es war in den abendlichen Verſammlungen dieſer Leute noch kein Wort gefallen von den großen Umwälzungen und den neuen Ideen, von denen man ſich mit ſo viel Leidenſchaftlichkeit ein paar Tagereiſen weiter unterhielt; hier zeigte ſich noch keine Spur von dem unruhigen und gewinnſuchtigen Eifer der modernen Induſtrie, und keine Maſchine lärmte mit ihrer impertinenten Geſchwätzigkeit, indem ſie dabei ihren heißen Athem in die Lüfte trieb. Wie geſagt, es gab nichts Ruhigeres als das Leben eines Dorfbewohners in dieſem Theil der Mark, und das Dorf mit ſeinen Häuſern und Straßen war nur ein wenig lauter als der Kirchhof mit ſeinen Steinen und ſeinen Kreuzen.

Dieſe Betrachtungen wurden in mir rege, als ich den Zug der Kirchgänger ſich langſam an mir vorüberbewegen ſah, die Männer in ihren groben, aber reinlichen Tuchröcken, die Weiber in ihren geſtickten Mieder, in ihren geblümten Schürzen von Kattun und ihren gefalteten Röcken von Serge. Mein Freund ſtieß mich an und machte mich aufmerkſam auf einen Mann, der erſt ganz zuletzt im Zuge daherging, und in dem ich an ſeiner Tracht den Prediger erkannte. „Sollteſt du wohl glauben," ſagte mein Gefährte, „daß jener da einer unſerer ausgezeichneten Geiſtlichen iſt, daß ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Frömmigkeit ſchon in Berlin ſprechen gemacht, und daß es ihm nach dieſem wohl anſtände, einen andern Platz in Anſpruch zu nehmen, als die Kanzel der kleinen Kirche hier in der Haide? Aber er will dieſes Dorf nicht verlaſſen; es gehört zu den Seltſamkeiten dieſes Mannes, daß er in die Einſamkeit dieſer Gegenden verliebt iſt und ſie für keinen Preis verlaſſen will. Wenn dir daran liegt, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſo beſuchen wir ihn in ſeinem Hauſe, das außerhalb des Dorfes in ziemlicher Entfernung liegt; ich bin ſicher, daß wir von ihm freundlich aufgenommen werden."

Während dieſer Worte ging die Perſon, auf die ſie ſich bezogen, in geringer Entfernung an uns vorüber. Ich ſah einen hagern, lang gewachſenen, jungen Mann mit geſenktem Haupte, wie in tiefem Sinnen verloren, einherwandeln. Sein Gang hatte etwas Unſicheres, Schwebendes; er ſchien nur leicht die Herbſtblätter zu berühren, die den Boden bedeckten. So viel ich von ſeinem Geſichte ſehen konnte, das fortwährend niedergebeugt blieb, trug es etwas ſtarke, aber edle Züge; eine ſchreckliche Bläſſe überzog es. Unter der dieſen Gegenden eigenthümlichen Kopfbedeckung des Geiſtlichen ſtrebte nur weniges blondes Haar hervor, das kunſtlos an die Wange ſich anſchloß und im Nacken in leichten Locken über den ſchwarzen Kragen fiel. Seine ſchmalen, unbekleideten Hände trugen, zuſammengefaltet, ein kleines Buch mit Goldſchnitt, das wahrſcheinlich die Rede enthielt, die er eben vorgetragen.

Mich ergriff die lebhafteſte Theilnahme, als ich dieſen Mann daherkommen ſah, wie ein treuer, unbeſtechlicher und ſtets wachſamer Hirte ſeiner kleinen Heerde folgend. Der Abendhimmel ſchwamm in einem blühenden rothen Schimmer, und die Geſtalt des Predigers, indem er, ſeitwärts ablenkend, die kleine Höhe erſtieg, die ſich zu ſeiner Wohnung erſtreckte, zeichnete ſich ſcharf auf dem Goldgrund ab und konnte an jene frommen Bilder erinnern, wo das begeiſterte Gemüth der Künſtler ihre heiligen Geſtalten nicht würdiger zu verherrlichen wußte, als indem ſie dieſelben mitten in eine Atmoſphäre von

Gold sezten, um durch diesen mystischen Hintergrund sie desto sicherer von der gewöhnlich uns umgebenden niedern Natur zu scheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Winters Lust und Noth. Vorlesungen. Das graue Kloster.

Der Schnee schmilzt endlich. Wie viel Kubikfuß davon täglich auf Wagen und Schlitten zum Thore hinausgeschafft worden, hat noch kein müßiger Kopf ausgerechnet. Dagegen hat man ihn benuzt, so lange es möglich war. Im Palais-garten des Prinzen Albrecht erregte Monatelang eine Schneerutschbahn das Interesse des Publikums, welches Zutritt erlangte; ferner Nachtfahrten bei Fackellicht, bunten Lampen und abgefeuerten Böllern, ebenso eine große Schlittenfahrt der Studenten durch alle Hauptstraßen der Stadt, welche durch muntere Verkleidungen und barocke Laune so gefiel, daß sie wiederholt werden mußte. Erfinden läßt sich freilich nach einem römischen Carneval wenig; aber kutschirende Damen, zarte Reiterinnen und Bullenbeißer in Battist und Seide mit übergehaltenen Sonnenschirmen sind für unser Publikum etwas Neues; eine Carnevalsschlittenfahrt, von Studenten unternommen, ist es gleichfalls. Irrungen eigener Art verdarben Einigen das Vergnügen, diese Schlittenfahrt als Zuschauer mit anzusehen; denn aus ängstlicher Sorgfalt, daß gerade diese keine Lust daran finden könnten, war den Studenten eine bestimmte Richtung vorgeschrieben, und sie durften nicht an den Häusern vorbeifahren, wo man sie gerne gesehen hätte. Nachher wollte Niemand die Schuld dieser Anweisung auf sich nehmen. Dafür ward in aller Eile jene zweite Fahrt arrangirt; aber der tückische Zufall wollte, daß ihnen angedeutet wurde, gerade so zu fahren, wie das erste Mal, und der inhibirende Befehl noch nicht offiziell zurückgenommen war. Abermals bog der Zug da um, wo man ihn erwartete, und die Unschuldigen verfielen nun gar in den Verdacht, daß sie absichtlich sich den Augen derer entzogen, welche die harmlose Lust von Herzen begünstigten. Die Schlittenfahrt hat auch eine lustige Parodie erlebt. Die kleinen Barfüßer der Straße veranstalteten nun ihrerseits auch eine Schlittenfahrt, wo die Menschen Thiere spielten. Je sechs bis acht Knaben zogen einen kleinen Handschlitten, auf dem andere in allerlei Costümen aus der Weihnachtsrumpelkammer saßen. Die Peitschen der unberittenen Vorreiter knallten lustig durch die Straßen, und die wohlfeile Lust der Kinder schien die Großen noch mehr zu interessiren, wie die kostbare der wirklichen Schlittenfahrer. Auch ist die Literatur bei diesem Schneefasching nicht leer ausgegangen. Ein Typograph hat eine versifizirte Beschreibung der ersten Hofschlittenfahrt selbst gedichtet, geschrieben, gesezt, gedruckt und verkauft, und wiewohl er nur zwei Silbergroschen für das Exemplar nahm, soll doch in Berlin keine literarische Spekulation so gut rentirt haben.

Für die Armen geschah, wie sich erwarten ließ, in diesem harten Winter viel. Der junge Virtuos Eckart, der Pflegesohn Fr. Försters, gab ein sehr besuchtes Concert. Von Seiten des Hofes ward ein anderes durch Dilettanten veranstaltet, das eine außerordentliche Einnahme abwarf. Der Genuß entsprach ihr; aber die Dirigenten sollen versichert haben, daß die Mühe eines Theaterdirektors, die Ansprüche seiner Künstler zu befriedigen und in Harmonie zu bringen, ein Kinderspiel gegen die Schwierigkeiten sey, welche bei diesen Dilettanten, die großentheils den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehören, zu beseitigen waren. Miß Clara Novello sang in beiden Concerten, und nahm das Glück allgemeiner Anerkennung mit sich.

Der berühmte Chemiker Mitscherlich liest vor einem ausgewählten Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen ein Privatcollegium über Chemie. Der Zudrang zur Vorlesung über eine Wissenschaft, welche bis jezt noch nicht zur allgemeinen Bildung nöthig schien, ist sehr groß. Die kostbaren und interessanten Experimente thun, unbeschadet der unbestrittenen Verdienste Mitscherlichs, so wie die Eleganz der Versammlung, das ihre dazu. Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände, wie die des berühmten Faraday in London, sind bei uns sonst noch nicht an der Tagesordnung. Mitscherlichs dankbare Zuhörer lassen ihm eine goldene Medaille prägen. — Der grausame Witz des Zufalls, welcher die Pallast-, Börsen-, Theater- und Klosterbrände in Europa's Hauptstädten verhängte, schien durch unsern Stadtwitz provocirt zu werden. Man erwartete den Brand einer Kaserne. Wir können zufrieden seyn, daß das Schicksal sich spotten ließ; aber der nicht befriedigte Witz will doch von einem zweitägigen Glimmen in den russischen Röhren des Kriegsministeriums wissen.

Berlins ältestes Bau- und Kunstwerk, die „graue Klosterkirche," merkwürdig durch die Eigenthümlichkeiten in der Ausführung des gothischen Styls und durch manche alte Erinnerungen, die an ihr noch haften, drohte mit Einsturz. Der Wille ist da, sie, und zwar in ihrem alten Charakter, zu erhalten, der Kirche aber fehlen die Mittel. Eine große Hauscollecte ist deßhalb gestattet und verordnet, und man bemüht sich in den öffentlichen Blättern, den Sinn des Publikums durch Erinnerung an historische Begebenheiten für dies alte Denkmal zu interessiren, in so fern sie sich daran knüpfen. Zum Beispiel hat der Forscher nach märkischen Alterthümern, Direktor Klöden, eben das Bildniß eines Grafen Hans von Hohenlohe, mit der Jahrszahl 1512, darin entdeckt, und nachgewiesen, daß es nach aller Wahrscheinlichkeit das Bild des ersten Heerführers der Hohenzollern in der Mark gewesen, zum Gedächtniß seines patriotischen Todes daselbst aufgehängt. Johann von Hohenlohe (Hans von Holloch genannt) befehligte die Truppen des Burggrafen von Nürnberg gegen den verbündeten märkischen Adel, an dessen Spize die Quitzows standen. Am Cremmer Damme nach einem heißen Gefecht von ihnen geworfen, kam er auf dem Rückzuge um. Die Worte: Gnade ihm Gott, die auf einen plözlichen Todesfall deuten, und daß sie in südhochdeutscher Mundart um das Bild stehen, erheben in Verbindung mit der Jahrszahl die Vermuthung zur Gewißheit. Welch gleichgültige Epochen gegen vaterländische Alterthümer mußten aber vorhergehen, um solche Erinnerung so vergessen zu machen, daß sie erst jezt durch die Conjecturen eines Antiquars an's Licht gezogen wird! Das kleine Berlin, getrennt von Cöln, kaum größer als ein unbedeutender Marktflecken, erbaute damals die schöne Kirche; heute werden die Kräfte des ganzen, großen Berlin aufgeboten, um einige Reparaturen möglich zu machen. In unsern westlichen Provinzen verkommen die herrlichsten Dome der Vorzeit, weil beim besten Willen, beim regsten Sinn für die historische Architektur unserer Vorväter, die Mittel fehlen, sie in Stand zu setzen. Die Reparatur des Magdeburger Doms, die fortlaufende des Cölner Doms sind der symbolische Ausdruck unsers Wollens und Vermögens. Was ist demnach in Jahrhunderten für die Prachtbauten, die wir heute aufführen, zu erwarten!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 4. April 1838.

There, where a few torn shrubs the place disclose,
The village preacher's modest mansion rose.
Remote from towns he ran his godly race,
Nor e'er had chang'd, nor wish'd to change his place.
Goldsmith.

Simeon.

(Fortſetzung.)

Wir verließen unſern Platz, um Herrn Simeon unſern Beſuch abzuſtatten. Unſer Fußpfad führte mit einem Umwege am Gottesacker vorüber und lenkte in eine Niederung, die urſprünglich das Bett eines Sees mochte ausgemacht haben, jezt aber, verſumpft und von einem Wald hoher Binſen und Schilfgewächſe umſchloſſen, nur noch einen kleinen Waſſerſpiegel darbot, der jährlich mehr zu verſchwinden drohte. Ein Nebel verhüllte die Umgebungen dieſes traurigen kleinen Sees vor unſern Blicken und ließ uns nicht bemerken, daß auf der entgegengeſezten Seite, wo ſich der Boden wieder hob, inmitten einer kleinen, ſorgſam gepflegten Anpflanzung das Ziel unſerer Wanderſchaft, die Pfarrwohnung, ſich befand. Wir betraten die Schwelle des Hauſes, als ſchon die Dämmerung eingebrochen war. In dem Stübchen war es faſt völlig Nacht, und auf die Gegenwart des Hausherrn ließ uns nur eine leiſe Stimme ſchließen, die uns aus einem Winkel des Gemaches zurief und uns willkommen hieß. Der Pfarrer hatte meinen Freund erkannt und war auf ſeinen Beſuch ſchon vorbereitet. Eine Magd trug eine Lampe herein und ſezte ſie, mit ihrem grünen Schirme bedeckt, auf einen kleinen Tiſch vor einem paar Stühlen.

Ich betrachtete den Raum, in dem wir uns befanden. Er war einfach und dürftig; die ſchmuckloſen weißen Wände hatten etwas Starres, die Thüren und die Fenſterbekleidungen von gebräuntem Holze gaben einen traurigen Eindruck, der durch die weißen reinen Vorhänge nicht aufgehoben werden konnte. Auf dem Schreibtiſch von Nußbaumholz, mit einem kleinen grünen, an der Sonne verſchoſſenen Teppich bedeckt, lagen Bücher und Hefte in großer Ordnung; überhaupt herrſchte überall muſterhafte Reinlichkeit, die dieſes Gemach vortheilhaft von der Stube eines gewöhnlichen deutſchen Gelehrten unterſchied. Man ſah auf dem Boden keine Papierſchnizel, keine Federſpuhlen und keinen „gelehrten Staub.“ Aber man ſah auch keinen Schmuck, keine nur irgend in die Augen fallende Verzierung; das einzige, worauf das Auge, wenn es ſich mude an dieſen weißen Wänden, an dieſem weißgeſcheuerten Fußboden und an der Simplicität dieſer Stühle und Tiſche geſehen hatte, mit einigem Troſte verweilte, war eine Staude blühenden Heliotrops, die am Fenſter ſtand und ihre kleinen violetweißen Blüthenbüſchel dem Lichte zukehrte, indem ſie zugleich die Stube mit einem angenehmen Duft von Mandeln und Veilchen erfüllte.

Ich hatte vollkommen Zeit, dieſe Beobachtungen anzuſtellen; während deſſen unterhielt ſich mein Freund mit dem Pfarrer über ſehr geringfügige Gegenſtände. Es

kam durchaus nichts in der Unterredung vor, was einen Beweis für die gerühmten ausgezeichneten Gaben und Fähigkeiten unseres Wirthes hätte liefern können. Im Gegentheil glaubte ich in dem blassen Gesichte des Pfarrers etwas Zusammenstimmendes mit den weißen Wänden seiner Wohnung zu finden; beide zeigten dieselbe starre, unbewegliche Fläche, beide, gleich schmucklos, brachten die Phantasie zur Verzweiflung, die sich vergeblich anstrengte, irgend einen Anhaltpunkt für ihre Deutungen zu entdecken. Mit einem entsetzlich nichtssagenden Ton der Stimme kam die neue Liturgie und der Streit der Halle'schen Gelehrten zur Sprache, und alle Neuigkeiten, die mein Freund mit einer gewissen prunkenden Hast aus der Residenz mittheilte, weckten auf den blassen schmalen Lippen des Predigers aus der Mark nur ein kümmerliches Lächeln.

Wir nahmen Abschied, nachdem wir eine kurze halbe Stunde in der Dämmerung dieses kleinen Gemaches zugebracht hatten. Von der Sorgsamkeit der alten Magd erhielten wir eine Laterne, die verhinderte, daß wir nicht in den Sumpf fielen. Der Himmel hatte sich unterdessen bewölkt, ein ziemlich rauher Nachtwind zog, über die Fläche der Haide herkommend, an uns vorüber, indem er ein unendlich melancholisches Gesäusel in dem Schilfe des Sees verursachte. Ich war froh, wie wir unsere Stube im Gasthof zum „rothen Engel" betraten, und am Morgen brachte uns der Postwagen wieder zurück in die Residenz.

Voll von diesen Bildern idyllischer Zurückgezogenheit, mir vergegenwärtigend das Antlitz und die Gestalt dieses sanften, stillen Mannes, dessen fast kindlicher Ausdruck das Gepräge einer ruhigen, beschränkten Seele trug, hätte ich es für eine lächerliche Ungereimtheit gehalten, wenn man mir versichert, daß ich drei Monate später von demselben friedfertigen Manne wie von einem Ungeheuer würde sprechen hören, über das man uneins ist, ob es einen Platz auf dem Schaffot oder in einem Irrenhause verdiene, und dessen Namen man in Gesellschaft von nervenschwachen Damen nicht aussprechen dürfe, ohne zugleich ein niederschlagendes Pulver bei der Hand zu haben. — Ach! auch in die einsame Oede der Mark dringt der verhaßte Streit unserer Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Buchdruckerkunst und Schriftstellerei in Frankreich.

(Beschluß.)

Die Camaraderie tritt am unverschämtesten in den Journalen auf. Das Journal des Débats steht darin oben an, aber auch die andern Zeitschriften in fliegenden Blättern und Heften thun ihr Möglichstes. So hieß es neulich in der Revue du Nord: „Lamartine hat zuerst eine Poesie entdeckt, die selbst von den Alten nicht geahnt worden ist. — Alfred de Vigny bemächtigte sich der Form des schottischen Romanschreibers und arbeitete darin ein Werk, zu dessen Vollendung sein Vorbild nie gelangt ist. Einige Jahre darauf bewirkte George Sand eine neue Revolution, denn Indiana, Valentine und Lelia sind so erhabene Schöpfungen, daß ihre Fehler wie ihre Vollkommenheiten lange ein Gegenstand des Streits unter den Literatoren bleiben werden." — Was sagt man dazu? Lamartine entdeckt eine Poesie, die selbst die Alten nicht ahnten und von der das Mittelalter und die Neueren in Italien, Spanien, England und Deutschland keinen Begriff hatten; Alfred de Vigny steht über Walter Scott, und G. Sand gestaltet die französische Literatur um! Dies heißt dem goldenen Kalb der Mode mit der ganzen Unverschämtheit der Camaraderie opfern.

Ein gutes Buch schreiben, ist schon schwer, damit ist aber lange noch nicht Alles gethan; denn der Autor will es nicht in seinem Pult behalten, sondern durch den Druck herausgeben; dazu braucht er einen Verleger, der es übernehmen mag. Wir leben aber nicht mehr in der goldenen Zeit, wo reiche und unterrichtete Buchhändler jungen Autoren zu Hülfe kamen, sie bei ihrem Auftreten mit Rath und That unterstützten, wenn sie den Keim des Talents in der ersten Arbeit erkannten. Zwar leben auch jetzt in Paris noch reiche Verleger, sie haben aber größtentheils mehr Geld als Kenntnisse. So verstehen sie es besser, Thaler zu zählen, als Bücher zu beurtheilen. Die Literatur ist für sie ein Handel, bei dem sie auf den ausgearteten Geschmack des Publikums spekuliren. Kommt ein Autor mit einem Manuscript zu einem Verleger, so gibt sich dieser in der Regel gar nicht die Mühe, es zu lesen oder von einem unparteiischen Sachverständigen lesen zu lassen, sondern fragt gleich: „Haben Sie einen bekannten literarischen Namen? Können Sie hinsichtlich des Erfolgs Ihres Buchs auf einige Journalisten rechnen?" Ist nun der Autor so beschränkt, wiederholt um Lesung und Prüfung seines Manuscripts zu bitten, dessen Werth oder Unwerth allein über das Schicksal des Buchs entscheiden solle, so antwortet ihm der Buchhändler: „Bei uns hat nur das Geld guten Klang und guten Schein. Ich habe Geld, viel Geld, darum ehrt mich auch Jedermann. Die Leute sprechen mit gezogenem Hut und in ehrfurchtsvollem Ton zu mir; man macht mir den Hof, denn ich habe immer offene Gesellschaft, Kutsche und Pferde, Lakaien u. s. w. Welch Talent, meinen Sie, hat mir zu diesem Glück verholfen? Das Talent, Geld zu gewinnen, als Kaufmann auf den Einfluß literarischer Namen und ihrer Modegeltung beim leichtgläubigen

Publikum zu ſpekuliren. So gebe ich Bücher heraus, ohne mich darum zu bekümmern, ob ſie gut, mittelmäßig oder ſchlecht ſind. Alles kommt darauf an, daß ſie ſchnell abgeſezt werden. Weiter geh' ich nicht, darin beſteht all' mein Wiſſen. Ich ein Buch beurtheilen? unmöglich! ich habe ja nichts gelernt. Geiſt und Kenntniſſe verdienen Lob, allerdings, aber ich beklage die Schriftſteller, die ſich in den Kopf ſezen, das Talent habe Anſprüche auf Glück. Ihr Schriftſteller ſagt, der Ruhm könne allein euer Leben verſchönern; nun gut! ich will euch dazu behülflich ſeyn, aber glaubt ja nicht, mir ſey das Geheimniß eurer Reputationen unbekannt. Was thut ihr denn, um in der literariſchen Welt vorwärts zu kommen? Zuerſt und vor Allem ſeht ihr euch nach einem tüchtigen Verleger um, dann regt ihr eure ergebenen Freunde auf, daß ſie in ihren Journalen einen lobenden und preiſenden Artikel über euer Buch einrücken, ja, da die Freunde manchmal faul ſind, ſo macht ihr ſelbſt dieſe Artikel; dergleichen Dinge ſehen wir alle Tage bei uns. Auf dieſe Art lernt Frankreich ſeine neuen großen Männer kennen, und ihr Ruhm wächst zur Unſterblichkeit. Machen Sie es nur wie die Andern; ſchonen Sie für's Erſte Ihr Geld nicht, bezahlen Sie hübſch Journale, Programme, Affichen, die große, für die Reichen beſtimmte Annonce, ferner Diners, Geſchenke in Silber, an feinen Weinen u. ſ. w. Dafür werden Ihre Schriften gleich göttlich werden, Ihr Name wird aus der Dunkelheit zum Licht emporſteigen und bald unter den berühmteſten Frankreichs glänzen."

Und dies iſt durchaus wahr; dieſer dummſtolze Pariſer Buchhändler ſpricht reine Wahrheit. In der Tagesliteratur ſind die Leute ſo ſchamlos geworden, daß ſie Ruf und Ruhm kaufen und verkaufen wie eine Waare. Das Publikum weiß dies und iſt doch gutmüthig genug, ſich täglich auf dieſe Art an der Naſe herumführen zu laſſen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es hier mit der Kanzelberedſamkeit. Madrolle hat dies neulich in ſeiner lettre à tous les membres du Clergé, à tous les fidèles et aux auditeurs de Notre-Dame in origineller, körniger Sprache mit viel Wahrheit dargethan. Zuerſt ſpricht er von den berühmten geiſtlichen Conferenzen des Abbé Lacordaire, zu denen alle Faſhionables und Modeleute einige Wochen lang in Menge herbeiſtrömten, wie zu den erſten Vorſtellungen einer neuen Oper oder zur ehemaligen Einſchmiedung der Chaine der Galeerenzüchtlinge, oder zu Lacenaires und Fieſchi's Hinrichtung. Der Verfaſſer zeigt die Nothwendigkeit, den Eifer der katholiſchen Geiſtlichen aufzuregen, auf daß ſie in ihren Predigten und Reden zu der alten, edlen Einfalt zurückkehren, die jezt eine verklingende Tradition iſt. Sehr richtig iſt ſein gegen Lacordaire und einige andere Abbés gerichteter Vorwurf, ſie locken die Jugend nur nach Notre-Dame, um in den Conferenzen ihrem Geſchmack zu ſchmeicheln, ihre Lieblingsideen zu hätſcheln und ihrer Eigenliebe wohl und ſüße zu thun; denn alle ihre Reden hatten einen Firniß von Charlatanismus, der mit wahrer Frömmigkeit, mit echtem Gottesſinn unverträglich iſt. Was würden Maſſillon, Boſſuet und Bourdaloue zu den Bruchſtücken ſagen, die Madrolle aus jenen ſchillernden und ſchmeichelnden Conferenzen anführt! Gewiß leben gar manche Pfarrer, deren Name außer ihrer Gemeinde Niemand kennt, die aber doch viel beſſer begreifen, was die Kanzelberedſamkeit ſeyn ſoll und welch großen Einfluß ſie übt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Schillers Denkmal.

Wir haben jezt die beſtimmte Hoffnung, die Statue Schillers im Frühjahr 1839 aufſtellen zu ſehen. Das Werk wird des großen Künſtlers, der es ſchuf, wie des großen Dichters, den es verherrlicht, würdig ſeyn, Deutſchland wird eine Schuld bezahlt haben und zugleich einen Lieblingswunſch auf's Befriedigendſte erfüllt ſehen. — Die natürliche Klatſchſucht hat die kleinlichen Städte- und Gaugrenzen überflogen; durch das Inſtitut der Cenſur eher gefördert als beſchränkt, umwebt ſie, namentlich in den ſogenannten belletriſtiſchen Blättern, alle Provinzen Deutſchlands. Die Zeitungsklatſcherei bringt alle Deutſchen einander näher, freilich auf eine politiſch ungefährliche Weiſe, indem ſie alle vor einander lächerlich oder gar verächtlich macht, es den Tugenden meiſtens überlaſſend, ſich durch ſich ſelbſt Geltung zu verſchaffen. Unter dieſen Umſtänden konnte auch der Verein, der von hieſiger Stadt aus Deutſchland zu Beiträgen für Schillers Denkmal aufgefordert hat, dem Spott und der Verkleinerung nicht entgehen. Im Folgenden wird eine kurze und wahre Darſtellung des Stands der Sache gegeben.

Der Verein iſt ſo zuſammengeſezt, daß kein Vernünftiger, auch außer dem Kreiſe, dem die Männer zunächſt bekannt ſind, an niedrige Privatabſichten bei Anwendung der vertrauten Gelder glaubt. Auch iſt dies, meines Wiſſens, dem Verein noch nie zum Vorwurf gemacht worden; es wäre aber beim ſchnöden Leichtſinn deutſcher Feuilletoniſten dennoch möglich. Es handelt ſich nur davon, wie der Verein hinſichtlich der zweckmäßigen ökonomiſchen Verwendung der Gelder, der äſthetiſchen Ausführung des Monuments und der würdigen Aufſtellung deſſelben vor der öffentlichen Meinung beſteht. Hierin hat nun die Gunſt der Umſtände die Verantwortlichkeit des Vereins ausnehmend verringert und die Sache höchſt einfach gemacht. Der größte Bildhauer dieſer Zeit hat Schillers Statue geſchaffen und zugleich drei Basreliefs zur Ausſchmückung des Fußgeſtells entworfen; er hat es in edlem Ehrgeiz verſchmäht, ſich dafür belohnen zu laſſen, und dadurch allein die Ausführung des Denkmals möglich gemacht. Statue und Basreliefs ſind in Rom auf Koſten des Vereins modellirt worden, und ein glücklicher Zufall wollte, daß die Modelle mit bayeriſchen Kunſtſchäzen ſicher nach München übergeführt werden konnten, wo ſie auch vollkommen erhalten angekommen ſind. Der Director der Münchener Erzgießerei,

Stiglmaier, hat es übernommen, Statue und Basreliefs in Bronze zu gießen; auch dieser anerkannte Künstler wünscht, daß sich sein Name ehrenvoll an das Denkmal knüpfe, und er nimmt in dem mit dem Verein abgeschlossenen Contract nur seine unmittelbaren Auslagen in Anspruch. Die Basreliefs sind bereits vollendet; an der Gussform der Statue wird längst und mit größter Sorgfalt gearbeitet, sie wird im Laufe dieses Sommers gegossen, und Alles berechtigt zu der Erwartung, daß das Bild in großer Vollkommenheit aus der Form hervorgehen und nur geringe Nacharbeit erfordern werde. Das Fußgestell wird nach Thorwaldsens eigener Zeichnung von unserm ersten Architekten, Professor von Thouret, ausgeführt. Man sieht somit, das Denkmal an sich, abgesehen von der Umgebung, wird ganz Thorwaldsens Werk seyn; sein Genius wird alle Verantwortung vor der ästhetischen Mit- und Nachwelt zu tragen haben, und der am Kleinsten mäkelnden Kritik können nur der Ciseleur und die Steinmetzen des Vereins unterliegen.

Die acht Zoll hohen Stufen des Monuments werden aus rothem Schwarzwaldsandstein, das sechzehn Fuß hohe Piedestal wird aus Granitquadern aufgeführt. Die Akkorde über Beifuhr und Bearbeitung der Steine sind billigst abgeschlossen; der Steinschnitt wird während der Aufmaurung des Fundaments in vollen Gang kommen; der Platz, der das Monument aufnehmen wird, ist vermessen, die Grabarbeiten werden unverzüglich beginnen und das Fußgestell mit Eintritt des Winters dieses Jahrs bereit seyn, die Statue aufzunehmen. Das lezte Geschäft des Vereins, bevor er sich nach Enthüllung der Statue auflöst, wird darin bestehen, daß er dem Publikum in einer umständlichen Uebersicht der Kosten und der eingegangenen Summen eine sehr klare und einfache Rechnung vorlegt, und er hofft bestimmt, dieselbe von der öffentlichen Stimme gutgeheißen zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Beschluß.)

Meddhammer. Die Verirrungen.

Ein namhafter Schriftsteller ist plötzlich hier gestorben, ein wahrer Proteus in seiner Erscheinung und seiner Lebensgeschichte. Das Collegium der Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster zeigt mit Bedauern das Hinscheiden des Professors von Meddhammer an. Er war statutenmäßiger Lehrer der italienischen Sprache an der Streitschen Stiftung, welche mit diesem Gymnasium verbunden ist. Auch als Privatlehrer war der liebenswürdige Mann in Berlin wohl bekannt. Dem Theaterpublikum stirbt aber damit der Bühnendichter Albini, dessen Stücke auf allen deutschen Theatern Eingang fanden, und deren einige ihren leichten Werth haben. Diese Doppelgängerschaft hat Meddhammer nie geleugnet; aber von seinen andern Namen hat er im Leben einige nicht ganz anerkannt, z. B. den Namen Alexander, unter welchem italienische Skizzen erschienen sind. In einem Korrespondenten für einige Blätter, der sich Theodor von Neuhof unterzeichnete, will man Alexander und Albini wieder erkennen. Vor langen Jahren trat auf mehreren deutschen Bühnen ein junger Schauspieler Flet auf, verschwand aber nach verunglückten Versuchen. Auch diesen verschollenen Flet will man mit dem verstorbenen Herrn von Meddhammer identificiren. Mehrere Bücher, besonders Ungarn, wie es ist, von August Ellrich, haben Aufsehen und Glück gemacht. Man ist der Meinung, daß August Ellrich zugleich mit Herrn von Meddhammer gestorben sey. Ein bewegtes Leben leuchtete aus Allem, was er sprach, that und schrieb, auch ein Talent, welches bedeutender gewirkt hätte, wenn seine Bildung durch andere Schulen als die des Lebens gegangen wäre, und die Gunst der Umstände ihm Ruhe und Sorgenfreiheit gestattet hätte. So viel uns bekannt, aus einer niederländischen Familie, trat er früh in österreichische Militärdienste, und lernte in seinen verschiedenen Standquartieren in Oberitalien und Ungarn das dortige Volksleben gründlich kennen; eben so die Schweiz und Frankreich, wohin er als Kriegsgefangener in den Revolutionskriegen gerieth. Er sprach gerne davon, und seine zerstreuten Aufsätze geben darüber interessante Skizzen. Wie er nachher Schauspieler, Lehrer, Schriftsteller und Bühnendichter geworden, darüber schwieg er gegen seine Freunde. Seine Memoiren, hätte er Alles darin sagen können und wollen, was ihm im Leben begegnet, wären ein Werk von großem Interesse geworden.

Zum Schluß nenne ich Ihnen ein neues Schauspiel, das unser Eduard Devrient über die Bretter gehen ließ, im Vergleich zu den bisherigen, sein bestes Stück, und zu den gewöhnlichen, ein recht gutes. Es heißt „die Verirrungen;“ und erschrecken Sie so wenig vor dem Beisatz: „bürgerliches Drama,“ als vor den bürgerlichen Titeln der Personen auf dem Zettel. In diesen bürgerlichen Ueberröcken und Fracks steckt Poesie, und zwar eine, die ihr Licht an keinem geringeren Feuer, als dem Ludwig Tiecks angezündet hat. Und Tieck gilt doch gerade nicht für einen Vertheidiger der bürgerlich hausbackenen Misère in der Dichtkunst. Im Uebrigen bin ich der Meinung, und glaube, daß ich sie auch schon in diesen Blättern niedergelegt, wie es an der Zeit sey, den Iffland omissis omittendis wieder in Ehren zu bringen. Nicht seine Bürgerlichkeit, sondern sein langweiliger Jammer, und die philisterhafte Erbärmlichkeit der Zeit selbst, aus der er porträtirt, sind das Gegengift der Poesie; es ist der kleine Maßstab, den er den Verhältnissen anlegt. Die Aufgabe des echten Dichters ist es, in den kleinen Verhältnissen ihre psychische Größe hervorzuheben, wie Shakespeare in die albernsten, dürftigsten Novellen, in die schalsten Mährchen seinen Geist goß, und sie schwollen an zu den Riesenwerken, die für alle Zeit gelten werden. Und da sollte in unserer Bürgerlichkeit kein Feld für den echten Dichter seyn! — Von dem dramatisch theatralischen Stoffe des Stückes, der Besserung und Erziehung eines eigenwilligen, verzogenen Kindes, einer jungen Dame, die von Frauenemancipation träumt, und immer das will, was man von ihr nicht will, schweige ich. Tiecks Novelle: Eigensinn und Laune, ist hierin vortrefflich zum Drama umgearbeitet. Das Stück hat aber noch eine andere Hauptseite: die leere Sucht in unserer Büreaukratie nach äußern Auszeichnungen. Die Art, wie der Verfasser einen beschränkten, subalternen Charakter schildert, dessen ganzes Trachten nach einem Orden geht, und wie er den Menschen selbst untergehen läßt, nicht aber seine Sucht, ist Poesie. Er ist abgesezt, verarmt, unglücklich, aus den glänzenden Cirkeln verstoßen, verlassen von seinen Freunden; aber mehr als alles das trifft es ihn, als er bei der nächsten Ordensvertheilung übergangen wird. Seine gebeugte Seele zuckt noch einmal auf, als er das Bändchen am Knopfe eines Bekannten sieht, wo er es noch nicht gesehen; und als man ihn mit seinem Bewußtseyn tröstet, welches er freilich nicht hat, ruft er: „Kann man das Bewußtseyn im Knopfloch tragen?“ Das Stück ist kein durchaus poetisches, auch kein vollkommenes Kunstwerk; aber es ist Poesie darin und eine Annäherung zu diesem leztern sichtbar.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 5. April 1838.

„Du haſt nicht recht!“ Das mag wohl ſeyn;
Doch das zu ſagen iſt klein:
Habe mehr recht als ich! das wird was ſeyn.

Goethe.

Die ſchottiſchen Schmiedeehen.

Ein Nachtrag zu „Gretna-Green“ in Nr. 90—94. April 1837.

Die Leſer werden ſich wohl noch des Aufſatzes über Gretna-Green erinnern. Er hat mir, ich weiß nicht ob nach der Originalmittheilung im Morgenblatte, oder nach der Entlehnung in der Preußiſchen Staatszeitung, vor längerer Zeit einen Brief aus Berlin zugeführt, der die Veranlaſſung gegenwärtigen Nachtrags iſt. Meinen Korreſpondenten hatte, wie er ſagt, die Behauptung überraſcht, „daß kein Geſetz die Gretna-Green'ſche Traumethode verpöne, daß das Zeugniß des Gretna-Green-ſchen Copulirers als Beleg vollzogener Heirath von den engliſchen Gerichten für entſcheidend erachtet werde, und daß daher diejenigen irren, die in jener Traumethode eine ungeſetzliche, der Wirkungen geſetzlichen Ehebundes in Bezug auf Vermögensverhältniſſe und Legitimität der Kinder entbehrende Ceremonie erblicken.“

„Obgleich weit entfernt, zu glauben,“ ſchreibt der Briefſteller, „daß es Ihre Abſicht war, durch jene Behauptung Ihre Leſer anzuführen, war doch dieſelbe Allem, was ich in dieſer Beziehung geleſen und gehört, ſo entgegen, daß ich nicht umhin konnte, mich darüber gegen einen mir befreundeten Engländer zu äußern. Dieſer antwortete: wenn Sie nicht Ihre Landsleute haben anführen wollen, ſo müſſen Sie ſich in England haben anführen laſſen; zwar gebe es kein ausdrückliches Geſetz, welches die Gretna-Green'ſche Trauung verpöne, ſie werde aber auch von keinem für gültig erklärt; kein engliſcher Gerichtshof habe je auf einen Gretna-Green'ſchen Trauſchein die geringſte Rückſicht genommen, keiner dürfe und werde, ſo lange das jetzige Recht beſtehe, darauf Rückſicht nehmen, und ſo treffe in England die aus einem Gretna-Green'ſchen Ehebündniß hervorgehenden Kinder jeder Nachtheil illegitimer Geburt. — Wäre mein Gewährsmann,“ heißt es in dem Briefe weiter, „ein reiſender Engländer des gewöhnlichen Schlags, ſo würde ich ſeiner, Ihnen widerſprechenden Behauptung wenig Gewicht beilegen. Aber er iſt ein Geiſtlicher, hat in Oxford ſtudirt, beſitzt eine Pfründe, die ihm jährlich baare ſechshundert Pfund Sterling einträgt, und muß folglich mit Allem, das Gretna-Green'ſche Ungebührniß betreffenden von Amtswegen bekannt ſeyn.“

Muß? warum denn? Hätte mein Korreſpondent ſollte ſtatt muß geſchrieben, ſo wäre dies nicht bloß folgerichtiger, ſondern auch wahrer geweſen. Daraus, daß ein junger, zum geiſtlichen Stande, oder — wie es in England heißt — für die Kirche beſtimmter Mann „Studirens halber“ Oxford oder Cambridge bezogen und dann durch den Einfluß ſeiner Familie eine Pfründe erlangt hat, deren Einkünfte und Rechte ihm, deren Sorgen

und Verbindlichkeiten einem Andern gehören, daraus sollte zwar folgen, folgt jedoch keineswegs, daß er an theologischem und sonstigem Wissen einem reisenden Engländer des gewöhnlichen Schlags überlegen ist. So bekannt dies ist, so begreift man doch, daß, wenn in Berlin solch ein studirter Engländer hinsichtlich eines, sein Fach angehenden Gegenstandes einem in London sich vielleicht nur seit Kurzem aufhaltenden Deutschen widerspricht, die Vermuthung besſern Wissens für Erstern streitet. Auf meine Antwort, daß ich bedaure, der Autorität des Orfordianers nicht weichen zu können, erwiderte mir der Berliner, er habe inzwischen auch deutsche Männer, „deren Namen guten Klang haben," der Ansicht des Orfordianers beistimmen hören, und ich sey es deßhalb einigermaßen mir selbst schuldig, die Richtigkeit meiner früheren Behauptung zu beweiſen. Diese Verpflichtung würde mir klarer seyn, wenn einer jener Männer mit gutklingenden Namen meine gedruckte Aeußerung im Druck widerlegt hätte. Wie wir jezt einander gegenüber stehen, will ich mich auf Erzählung eines wenige Wochen alten Rechtsfalles beschränken, dessen Ausgang hinlänglich zeigen dürfte, daß mindestens über den wichtigsten Theil des fraglichen Punktes, ich meine über die Wirkungen, welche eine Gretna-Green'sche Trauung auf Vermögensverhältnisse und Legitimität der Kinder hat, nicht bloß zwischen dem Orfordianer und mir, sondern auch zwischen ihm und einer Jury Englands eine ſtarke Meinungsverschiedenheit obwaltet.

Der genannte Rechtsfall kam bei den diesjährigen, in Durham gehaltenen Frühlingsaſſiſen des nördlichen Gerichtsbezirks vor und am dritten März zur Verhandlung. Die Klage war eine sogenannte action of ejectment, ein Gesuch um gerichtlichen Befehl, daß der im Besitze eines Grundstücks sich befindende Verklagte solches dem Kläger auszuliefern habe. Der Gegenstand der Klage waren einige werthvolle, in der Grafschaft Durham gelegene Ländereien, und die streitenden Parteien zwei Brüder, von denen der jüngere sich im Besitze befand und der ältere das Eigenthumsrecht ansprach. Die Veranlassung des Rechtshandels ist folgende.

Ein Mann, Namens Coulson, seines Handwerks ein Fleischhauer, besaß im Dorfe Kenton, unweit Newcastle, eine Gastwirthschaft. Er war Vater zweier Töchter, deren älteste Barbara hieß. Bei Gelegenheit eines der Quartale — im Englischen pay-tables — welche die benachbarten Kohlenwerke in seinem Hause zu halten pflegten und welche den Hauptvortheil seiner Wirthschaft ausmachten, wurde Miß Coulson — ich nenne sie nicht Barbara, weil in allen Classen des aristokratischen Englands nur die älteste Tochter ein Recht auf den unmittelbaren Namen ihres Vaters hat, während die jüngeren Schwestern sich bei ihren Taufnamen nennen müssen — mit dem damals 26 Jahre alten, bei einem Kohlenwerke seit Kurzem als Kohlenbeschauer angestellten Mann, Namens Caston, bekannt. Dies war im Sommer 1802. Im Spätherbste war aus der Bekanntschaft Liebe geworden; Caston hatte Miß Coulson sein Herz angeboten und Miß Coulson ihm dafür das ihrige gegeben. Nun warb der junge Mann in bester Form um ihre Hand, popped the question, wie der Lieblingsausdruck der englischen Mädchen lautet. Miß Coulson sagte sofort Ja, aber Papa Coulson sagte schlechterdings Nein. In seinen Augen war der Dienst eines Kohlenbeschauers nicht bloß ein ungewisses, sondern auch ein mageres Brod, und er wünschte lieber seine Erstgeborene an einen reichen Handelsmann zu verheirathen, der deßhalb bei ihm eben so günstiges als bei Miß Coulson unfreundliches Gehör gefunden hatte. Der junge Caston ließ sich nicht abschrecken; er wiederholte seine Bewerbung, aber ohne Erfolg: der Fleischhauer blieb unerbittlich, und den Liebenden daher nur die Wahl zwischen Entsagen, Warten oder heimlicher Verbindung. In sonderbarem Widerspruche mit der reinen Sitte und der weltberühmten Züchtigkeit der englischen Mädchen, ist in Fällen der Art ihre Wahl meist schnell entschieden. Sie meinen, weil es der höchste Stolz ihrer Väter sey, sich freigeborene Engländer zu nennen, gebühre es auch ihnen, ihre freie Geburt durch freies Handeln zu bewähren und bei Heirathsangelegenheiten ihr Ja über das elterliche Nein zu stellen. Daher sind Entführungen nirgends so an der Tagsordnung wie in England, und das Wort Elopement hat für Mädchenohren hier zu Lande, statt anstößig zu lauten, nur zu oft einen unwiderstehlich süßen Zauberklang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Simeon.

(Fortsetzung.)

II.

Ein dichtes Schneegestöber fiel und verdunkelte noch den ohnedies kurzen Wintertag, gegen dessen Ende ein Reisender in dem Dorfe abstieg und sich sofort auf den Weg zur Pfarrwohnung machte. Er trat dort ein, als eben Simeons Vorzimmer mit einer Menge Leute angefüllt war, die theils Hülfe suchten, theils für schon genossene danken wollten. Der Fremde machte sich ziemlich ungestüm durch diesen Haufen Platz, um auf den Pfarrer zuzueilen, den er mit einem lebhaften Ausdruck von Freude in die Arme schloß. Simeon war eben beschäftigt gewesen, den Inhalt einer Flasche mit heilendem Tranke in das Gefäß zu gießen, das eine alte Frau in zerlumpten Kleidern ihm mit zitternden Händen darreichte; er

behielt das Glas in der einen Hand und ſchlang den andern Arm um den Hals des Ankömmlings, indem er mit ruhiger Stimme rief: „Sey willkommen, mein Reinhard! du haſt ſchlechtes Wetter gehabt, mein armer Freund. Willſt du in die Stube treten? ich komme dir nach, wenn ich meine Pflicht werde erfüllt haben.“

Mit dieſen Worten wandte er ſich von dem ſtarken, breitſchultrigen und lebhaft geſund ausſehenden Manne weg und nahm wiederum den Gegenſtand ſeiner Unterredung mit den Nothleidenden auf. Jener blieb und richtete ſeine Blicke bald auf den jungen Pfarrer, der ihn ſeiner Meinung nach zu kalt empfangen hatte, bald auf die dürftigen und armſeligen Geſtalten, die ihm einen kleinen Schauder einflößten und die er als leidige Störungen verwünſchte. Dabei bewunderte er die Geduld ſeines Freundes, der lange, verworrene Schilderungen krankhafter Zuſtände anhörte, der ekelhafte Verletzungen mit Theilnahme betrachtete, der ſich die Hände wund küſſen ließ von Leuten, denen er vielleicht ein paar Thaler, die ſie zu zahlen hatten, erlaſſen, oder deren Kind er ohne Geſchenke und Gebühren aus der Taufe gehoben. Mehr Intereſſe konnten ein paar junge Weiber einflößen, die, wie es ſchien, ihre Männer nicht bekommen hätten, wenn nicht der ehrwürdige Herr Pfarrer ihnen Vorſchüſſe zum Beginn ihrer kleinen Wirthſchaft gemacht hätte. Endlich bewegte ſich der kleine Hauſe weg, nachdem er noch einen Schwall von Dankſagungen und Segenswünſchen zum Abſchied laut werden laſſen.

Simeon warf ſich ziemlich erſchöpft auf einen Stuhl und drückte ſeinem vor ihn hintretenden Freunde nochmals die Hand. „Du wirſt ja wie ein kleiner Gott verehrt und geliebt,“ ſagte dieſer mit gutmüthigem Scherze. — „Es iſt nur ein Tag in der Woche,“ erwiderte Simeon, „wo ich ſie Alle um mich her zu verſammeln pflege. Vom frühen Morgen hat es bis jezt gedauert; ich bin etwas ermüdet. Man ſollte nicht glauben, daß jede Woche eine ſo reichliche Saat von Elend aufſprießen läßt.“ — „Ich will dir nur gleich geſtehen,“ hob Reinhard an, „daß ich ebenfalls mit jenen Leuten in Reih und Glied mich ſtellen muß. Ich komme, deine Kaſſe in Anſpruch zu nehmen und für den Umtrieb deiner Gelder, die hier kläglich müſſig liegen, zu ſorgen.“ — Simeon lächelte. „Ich war der Meinung,“ entgegnete er nach einer Pauſe, „du ſeyſt erſchienen, um mich wieder zu ſehen. Es ſind faſt vier Monate, daß wir getrennt waren.“ — „Ganz recht; aber, lieber Freund, in dieſem Wetter reist man nicht, um freundſchaftliche Beſuche zu machen. Ich habe zu meiner Einrichtung ein kleines Kapital nöthig; der Profeſſor koſtet mich mehr, als ich Anfangs glauben konnte.“

Der Pfarrer erhob ſich mit einer leichten Anwandlung von Freude. Sein blaſſes Geſicht überzog eine kaum merkbare Röthe. Er ſah in die dunkeln Augen des breiten, lachenden und lebhaft gefärbten Geſichts ſeines Freundes. „Du biſt alſo Profeſſor?“ ſagte er. — „In aller Form und Würde,“ entgegnete jener. „Und was noch mehr iſt, ich habe meine kleine Wittwe geheirathet, meine angebetete Mariane.“ — Simeon ſchloß ihn in ſeine Arme. „O mein Reinhard,“ rief er, „möchteſt du jezt Liebe in dein Haus, Liebe in dein Herz bekommen!“ — Der Profeſſor hielt die lange, ſchmale Hand Simeons in der ſeinigen, indem er gerührt ſagte: „Du Herz voll Liebe, gib mir von der deinigen! Ich verſtehe nur auf die alltägliche rohe und geſchwätzige Weiſe zu lieben, wie die Welt liebt; dein Herz aber iſt ein klug, verſchloſſen und heimlich Ding.“ — „Sage, daß es voll Thorheit iſt, voll Eitelkeit, Reinhard, daß es ewig gierig iſt und doch keine Speiſe annimmt.“ — „Nein, das ſage ich nicht,“ rief der Profeſſor ernſt; „aber ich werfe dir vor, Simeon, daß du anders biſt, wie die übrige Welt. Erinnere dich, daß ich dir ſchon als Schulknabe dieſen Vorwurf machte. Doch das bei Seite; wie ſteht es denn mit der Gewährung meiner Bitte? kannſt du mir einen ziemlich bedeutenden Vorſchuß leiſten?“ — „Nenne mir die Summe ſpäter,“ entgegnete der Pfarrer, „und ich denke, ſie wird ſich finden laſſen; jezt laß uns an einander froh werden. Du biſt doch mein Gaſt beim Abendbrod?“ — „Gewiß,“ erwiderte der Profeſſor. — „Aber daß du mir nur nicht den Großſtädter, den Reſidenzler ſpielſt!“ rief Simeon. „Du weißt, es iſt Sitte bei uns Landpfarrern, oder wenn es auch bei den übrigen nicht iſt, ſo iſt's bei mir, daß das Geſinde mit an unſerm Tiſch ſpeiſt. Ich habe dieſes Recht noch erweitert, und regelmäßig erhalte ich Gäſte aus dem Dorf. Heute wirſt du einen alten Bauern hier finden, der nahe an die hundert Jahre alt iſt und viele Schickſale und Fügungen erlebt hat. Gott hat ſeine weißen Haare vor Schande bewahrt.“ — „Das will wenig ſagen,“ rief der Profeſſor, der unwillig wurde, indem er an eine läſtige und wenig appetitliche Tiſchnachbarſchaft dachte. „Wie kann man hier in euerm einfachen Lande Böſes thun und nun gar mit Schande ſich beladen? Das iſt rein unmöglich.“ — „Ich meine die Schande,“ ſagte der Geiſtliche, „die in der Unliebe beſteht. Das iſt die häßlichſte, ſchwärzeſte Schande eines Menſchen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Talleyrand.

Etwas höchſt Ueberraſchendes war das plötzliche Auftreten Talleyrands als Redner in der Académie des sciences

morales et politiques. Mehrere Tageblätter, beſonders legitimiſtiſche, hatten in der lezten Zeit ſo oft und ſo umſtändlich von ſeiner zunehmenden Schwäche, ſeinem Kranſeyn, ja ſogar von Schlagflüſſen geſprochen, daß man glauben mußte, ſie ſeyen gut unterrichtet, zumal das hohe Alter Talleyrands alles dieſes wahrſcheinlich machte. Und nun kündigt plözlich Talleyrand der Akademie an, er wolle in der nächſten Sizung eine Lobrede auf ſeinen verſtorbenen Kollegen, Grafen Reinhard, halten! Es läßt ſich denken, daß es voll in der Akademie wurde. Ich glaube, ſo lange dieſe beſteht, iſt Talleyrand nie in derſelben erſchienen; jezt wollte er aber nicht allein erſcheinen, ſondern auch eine Rede halten, was er ſeit Jahren ſelbſt in der Pairskammer nicht mehr thut. Es iſt ein wahres Unglück, für einen großen Schlaukopf zu gelten; denn dann ſchiebt man allen Handlungen des Mannes einen verborgenen Grund unter. So ging es auch hier. Weßhalb, fragte man, will der 81jährige Diplomat einem andern Diplomaten eine Lobrede halten, da er ſo manche andere Diplomaten hat hinſterben laſſen, ohne ein Wörtchen ihrethalben zu verlieren? Die Leute grübelten hin und her, und man kann denken, daß die kleinen Tageblätter ihren Spaß damit trieben. Das Einzige, was man nach langem Hin- und Herſinnen auffinden konnte, war, es müſſe den alten Miniſter verdroſſen haben, täglich in den Zeitungen zu leſen, daß ſeine Geiſtes-, wie ſeine Körperkräfte dahin ſchwinden und vom alten Talleyrand nur noch ein Schatten übrig ſey; er habe zeigen wollen, daß er nicht allein noch lebe, ſondern auch noch fähig ſey, zu denken und zu ſchreiben. Dieſer Beweis iſt denn auch inſofern geliefert worden, als man geſehen hat, daß Talleyrand zwar körperlich ſehr geſchwächt — man mußte ihn die Treppe zum akademiſchen Saal hinauftragen — aber geiſtig noch ganz geſund iſt; denn obſchon man ſeine Lobrede auf Reinhard eben kein Meiſterſtück von Beredſamkeit nennen möchte, ſo herrſcht doch ein ſo feiner Ton, eine ſolche Urbanität darin, daß man Talleyrands bewundernswürdige Geiſtesfähigkeiten auch hier keineswegs verkennen kann. Seine natürliche, allbekannte Schlauheit hat ſich bei dieſer Gelegenheit nicht verleugnet: er hat geſchickt die Gelegenheit ergriffen, der oft verſchrieenen Diplomatie das Wort zu reden und ſie gleichſam zu rehabilitiren, indem er behauptete, es komme in dieſer Kunſt keineswegs auf Feinheit und Liſt, ſondern auf Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit an, und die Kunſt ſey gar ſo arg nicht, als man ſie zu ſchildern pflege. Die Zuhörer in der Akademie haben ſich bei dieſer Stelle ganz ruhig verhalten; aber als die Rede in den Zeitungen erſchien, lächelten die Leſer und ſchüttelten ungläubig den Kopf, vermuthlich weil ſie manche Memoiren geleſen hatten, in welchen die geheimen Triebfedern der öffentlichen Begebenheiten und die Schritte der Staatsmänner aufgedeckt werden. Seitdem die Preſſe frei iſt, wird die Diplomatie außerordentlich durchſichtig, und es iſt nicht wohl möglich, ſie noch für das auszugeben, wofür man ſie ſonſt ausgegeben hat. Ich für meinen Theil war ſehr geneigt, dem alten Diplomaten auf's Wort zu glauben, wofern er es ſelbſt glaubt; aber leider hatte ich ganz kürzlich E. Sue's Histoire de la marine française geleſen, wo man durch die mitgetheilten geheimen Depeſchen gewaltig enttäuſcht wird.

(Die Fortſeyung folgt.)

Stuttgart, April.

(Fortſeyung.)

Schillers Denkmal.

Mehr als die bisher beſprochenen Verhältniſſe macht den Stuttgartern und den hier anſäßigen fremden Geiſtern, welche mit Zeitſchriften korreſpondiren, der Platz zu ſchaffen, auf welchem das Monument errichtet werden wird. Der Vorſchlag, daſſelbe außerhalb der Stadt in einem Garten, etwa im königlichen Schloßgarten aufzuſtellen, war ſchon durch die Vernunft beſeitigt, überdem aber noch durch Thorwaldſens ausdrückliche Erklärung, daß er ſein Werk nur auf einem ſtädtiſchen Platze aufgeſtellt ſehen wolle. Stuttgart hat ſich ſeit dem Jahr 1806 um mehr als ein Drittheil vergrößert. Als das Herzogthum oder Kurfürſtenthum Würtemberg auf dem Schlachtfeld von Auſterlitz zum Königreich geſchlagen worden war, handelte es ſich darum, die Hauptſtadt den Verhältniſſen des neuen Landes anzupaſſen; man ging aber dabei mit ziemlicher Uebereilung zu Werke; der Drang, das augenblickliche Bedürfniß zu befriedigen, verlängerte überall nur die alten Straßen, und man vergaß darüber die Winke zu beachten, welche hie und da das Terrain ſelbſt zu gefälligerer Gruppirung der neuen Bauten gab. So kam es, daß in den neuen Stadtanlagen nirgends ein Platz erwuchs, auf dem man ſich Schillers Standbild auch nur einen Augenblick denken möchte. Allerdings gibt es in der ältern Stadt einen Fleck, der ſich auf den erſten Blick für das Monument vorzüglich eignete, weßhalb auch die öffentliche Meinung denſelben ſogleich dafür in Beſchlag nahm. Er iſt von einem Flügel des Reſidenzſchloſſes, vom alten Schloß, vom Waiſenhaus und andern öffentlichen Gebäuden umgeben. An ſich wohl für den Zweck viel zu groß, hat er in der Mitte ein von Kaſtanien im Viereck eingeſchloſſenes Raſenſtück, wo die Statue zunächſt von einer grünen Wand und weiterhin von Gebäuden umgeben geweſen wäre. Gerade dieſe Miſchung von Vegetation und Architektur ſchmeichelte der gemeinen Vorſtellung; den Vortheilen ſtanden aber weſentliche Nachtheile gegenüber. Indeſſen war alle Diskuſſion über den Gegenſtand darum überflüſſig, weil der Platz ganz in den Stadtverſchönerungsplan fällt, und ſo über kurz oder lang die Verhältniſſe verlieren muß, welche ihn allein empfahlen. Unter dieſen Umſtänden mußte die Wahl des Vereins auf den ſogenannten alten Schloßplatz fallen. Und der Verein kann ſich hierüber nur freuen, ganz abgeſehen davon, daß er dadurch einer Verantwortlichkeit enthoben wird. Denn geſezt auch, es böten ſich mehrere Plätze zur Auswahl an: der eine ernſt, von grauen Bauwerken vergangener Jahrhunderte umſchloſſen, ein anderer lachend im koketten Schmuck modernſter Architektur; der eine klöſterlich ſtill, das Gemüth der Durchwandelnden zur Sammlung ſtimmend, der andere erfüllt von den Wogen des Werktaglebens, noch ein dritter etwa durch Bedeutſamkeit der umgebenden Gebäude empfohlen: ſchwerlich fände ſich einer, der im weſentlichſten Punkte, im angemeſſenen Größenverhältniß zum Monument, ſo günſtig geſtaltet wäre, als derjenige, der weniger gewählt, als geboten iſt. Von älteren Gebäuden verſchiedenartigen Styls ernſt und würdig begrenzt, und in der Belebtheit von den Extremen der Verödung und des Marktgewühls gleich weit entfernt, läßt der Platz nur inſofern etwas zu wünſchen übrig, als weder der Grundriß deſſelben, noch die Façade des Hauptgebäudes ganz ſymmetriſch ſind, ſo daß es ſeine Schwierigkeiten hat, den richtigen Punkt für die Statue zu finden. An Uebelſtänden der Art wird es aber nirgends fehlen, wenn man nicht anders einen architektoniſchen Rahmen für ein Monument eigens erſt anlegen kann; ja in dieſem Falle würde der Vortheil durch die ungemeſſenen Forderungen der competenten und der unberufenen Kritik ſehr verringert, während ſich das künſtleriſche, wie das naive Auge mit den von der Vergangenheit verſchuldeten Unregelmäßigkeiten leicht ausſöhnt.

(Die Fortſeyung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 6. April 1838.

Poenituit multos vanae sterilisque cathedrae.
Juvenal.

Simeon.

(Fortſetzung.)

Reinhard antwortete nicht; er ſtand am Fenſter und ſah dem Spiel der Flocken zu, wie ſie aus der Nacht gleich kleinen weißen Schmetterlingen an das Fenſter herangeflogen kamen. Die Uhr im Dorfe ſchlug ſieben. Unterdeſſen trug die Magd das Geräthe zuſammen, rückte einen Tiſch von der Wand und ſtellte vier Stühle umher. Der faſt hundertjährige Alte war ſchon eingetreten und hatte ſeinen Platz in einem Lehnſeſſel am Ofen eingenommen. Jezt erſchien ein junges Mädchen, das ſich ſittſam verneigte, auf Simeon zuging, ihm die Hand küßte und dann erſt ein kleines Tüchelchen vom Kopfe nahm, das ganz mit Schnee bedeckt war. Man ging zu Tiſch und der Profeſſor wandte einige Liſt an, um ſeinen Platz neben der Kleinen zu erhalten, die ihn mit ihren dunkeln, großen Augen ein paar Mal fragend von der Seite anſah. Simeon hielt ein Gebet, das ſeine drei Gäſte nachſprachen, jeder in einer ſehr verſchiedenen Stimmung. Als der Pfarrer bemerkte, daß die alte Magd in einiger Entfernung ſtehen blieb, rief er: „Was iſt denn das, Catharine? warum hat Sie ſich keinen Stuhl an den Tiſch geſezt?“ Die Alte brach in jenes bäuriſche Gelächter aus, das zugleich Verlegenheit und Freude ausdrücken ſoll. „Ich wußte nicht,“ rief ſie, indem ſie mit einem Theil ihrer Schürze das Geſicht halb bedeckte, „ob der fremde Herr Miniſter es auch leiden würden.“ — „Gott im Himmel!“ ſchrie der Profeſſor, „die macht mich zum Miniſter! So weit ſind wir noch nicht.“ Catharine war etwas beleidigt von der Weiſe, wie der Fremde ihren ſchmeichelnden Scherz aufnahm, denn ſie hatte im Nebenzimmer gelauſcht und wußte recht gut, daß der Gaſt nur Profeſſor und nichts mehr geworden. Sie folgte dem Gebot ihres Herrn und ſezte ſich zwiſchen dem alten Andreas und der Jungfer Liſette. Gar zu gerne hätte der Profeſſor gewußt, welche Bewandtniß es eigentlich mit dieſer leztern habe; allein die ſtille und ſanfte Weiſe ſeines Freundes übte eine ſolche Gewalt über ihn aus, daß er nicht zu fragen wagte. Er wollte lieber einen Zeitpunkt abwarten, wo dieſer ihm vielleicht freiwillige Aufſchlüſſe über dieſes Mitglied ſeiner Hausgenoſſenſchaft geben würde. Mittlerweile richtete Simeon einige Fragen an ſeinen Freund, welche ſich auf deſſen neuerlangte Würde bezogen.

„Wenn du wüßteſt, guter Freund,“ begann Reinhard jezt mit leichtem Scherz, indem er ſich dabei in ſeinem Stuhle zurücklehnte, „wie leicht mir dieſe ganze Procedur geworden, du würdeſt mit mir über die Erbärmlichkeiten der Welt lachen, ſo wie über unſere philoſophiſchen Träume

von wahrem Werthe und unparteiiſcher Beurtheilung deſſelben. Du weißt, ich bin weder zum Philoſophen noch zum Theologen beſtimmt; ich hatte die Rechte gelernt und war ſchon im Advokatenſattel ſitzrecht, als jene Periode eintrat, wo man Philoſophie und Frömmigkeit ſuchte und theuer bezahlte. Mein Oheim glaubte in mir einen feurigen Kopf zu ſehen, einen tollen Wagehals, der beſtimmt war, in der Welt ſein Glück zu machen. Er nahm mich ohne viel Umſtände von meinen Akten weg und ſtellte mich als kleinen Trommelſchläger und Lärmmacher bei den regulären Truppen ſeines theologiſchen Blattes an, das er damals herausgab. Du erinnerſt dich doch wohl des Spektakels, den wir anrichteten. Ich führte mein kleines Heer redlich in's Feuer und trommelte ſo herzhaft, daß mein Oheim mich entzückt in ſeine Arme ſchloß und mich einen Grundpfeiler ſeines Gebäudes nannte. Mir war es gleich: ich blieb Advokat auch in der neuen Laufbahn; Zänkereien waren meine Schwachheit. So erzankte ich mir denn einen Ruf in unſerer Provinzialſtadt. Ich hörte von meiner Orthodoxie, von meiner reinen Lehre ſprechen, und wußte wirklich nicht, welche Miene ich zu ſo gutgemeinten Lobſprüchen machen ſollte; aber ich begriff ſehr wohl, daß ich nicht widerſprechen durfte, und daß ich jezt auf dem Wege war, wie man in der Welt ſagt, eine Carriere zu machen."

Der Profeſſor hatte dieſe Worte etwas lauter ausgeſprochen und ſah ſich nun am Tiſche um, welche Wirkung ſie auf ſeine Zuhörer hervorgebracht, allein ihm mißfielen die trockenen und ernſten Mienen höchlich. Er wurde auf einmal inne, daß man ihn gar nicht verſtand und daß er völlig vergeblich jene Saite des Scherzes und der glänzenden Geläufigkeit im Geſpräch anſchlug. Es kam ihm lächerlich vor, dieſe Talente, auf die er ſich etwas zu gut that, vor einem Pedanten, einem blödſinnigen Alten und ein paar Mägden leuchten zu laſſen. Mit einer Miene, der man den Verdruß anſehen konnte, brach er daher ſchnell ab und ſezte nur noch hinzu: „Allein wozu das Alles? Du willſt eigentlich nur wiſſen, wie ich Profeſſor wurde. Da mußt du nicht glauben, daß ich mich bloß auf das Glück verlaſſen habe, nein, ich habe auch gearbeitet, ich habe ein Werk über den Glauben geſchrieben, an das ich manche koſtbare Stunde Schlafs gewandt. Aber was iſt dir, Simeon? Du biſt ſo trocken, ſo ſtill, ſo mißſtimmig. Klingen dir meine Geſpräche vielleicht zu weltlich?"

Dieſe lezte Frage that Herr Reinhard mit einer ironiſchen Mundfalte. Simeon antwortete ihm nicht, ſondern reichte nur die Hand herüber und drückte die ſeinige. „Ich habe dir Vorwürfe zu machen," fing der Profeſſor wieder an. „Es fällt mir ein, da ich eben ſelbſt von meinen Werken ſpreche. Du ſchreibſt gar nicht mehr, Guter? Was bedeutet das? Schon ſeit Monaten biſt du mir die Recenſionen ſchuldig geblieben, welche du in Gemeinſchaft mit mir in die Kirchenzeitung zu liefern dich verbunden haſt. An Zeit kann es dir hier in deinem Eldorado doch unmöglich fehlen." — „Nein," entgegnete Simeon, „und wenn ich wüßte, daß ich der guten Sache dienen könnte, würde ich viel ſchreiben." — „Welche Frage!" rief der Profeſſor. „Du mit deinen Kenntniſſen, in deiner ruhigen Muße, die nichts ſtört! Wie viel könnteſt du nützen!" — „Meinſt du durch Schreiben? Ich glaube es nicht. Durch ein Zeitungsblatt iſt uns nicht geholfen; es wird nur zu viel geſchrieben. Wenn Gott unſer Elend anſehen wollte, ſo ſchenkte er uns den Glauben, dann hätten wir des Segens genug." — „Das verſtehe ich nicht," ſagte der Profeſſor und ſchaukelte ſich auf ſeinem Stuhle. — „Und es iſt doch ſo einfach," entgegnete Simeon. — „Meinſt du etwa, daß es unſerer Zeit an Glauben fehlt?" — „Das meine ich," ſagte Simeon.

(Die Fortſezung folgt.)

Die ſchottiſchen Schmiedchen.

(Fortſezung.)

Es kommt nichts darauf an, wie Miß Coulſon in dieſer Beziehung dachte. Sie handelte wie ſo viele ihrer Schweſtern, willigte in den Vorſchlag des Geliebten, ſich jenſeits der engliſchen Grenze in Gretna-Green auf gut Schottiſch trauen zu laſſen, und ſchlüpfte zu dem Ende am Morgen des erſten Dienstags nach dem Weihnachtsfeſte 1802 aus dem väterlichen Hauſe. Ihre Schweſter, die jezt todt iſt, begleitete ſie ungefähr zwei engliſche Meilen weit, bis ſie in der Ferne den luſtigen Lothario mit einem Wagen die Geliebte erwarten ſahen, worauf die jüngere Schweſter nach Hauſe zurück, die ältere dem Geliebten entgegen ging. Nicht lange war Miß Coulſon im Wagen, als ſie anfing, das Gefährliche des Schrittes zu fühlen, und darauf beſtand, den Wagen zu verlaſſen und zu Fuß nach Barresford zu gehen, einem etwa drei Meilen ſeitwärts gelegenen Orte, wo ihr eine Verwandte lebte, deren Begleitung ſie ſich für die Fahrt erbitten wollte. Sie fand aber weder die Verwandte noch ſonſt Jemand zu Hauſe, und da es nun, nach weiblicher Logik, nicht mehr ihre, ſondern lediglich Schuld der Abweſenheit ihrer Freundin war, daß ſie allein mit dem Geliebten die Fahrt fortſetzen mußte, ſo fügte ſie ſich in das Unvermeidliche, und das Paar kam, nachdem ſie die ganze Nacht hindurch gefahren, früh am folgenden Morgen in Carliſle an. Hier frühſtückten ſie, nahmen Poſtpferde und eilten durch Longtown nach dem vielerſehnten, vielberüchtigten Gretna-Green.

Da Easton wußte, daß die Tarordnung der Gretna-Green'schen Trauherrn sich nach der äußern Erscheinung der Brautpaare richte, bat er die Geliebte, zu Fuß einzusprechen. Dies geschah; der Mann, an den sie gewiesen worden, war von mittlerer Statur und wohlbeleibt, hatte schwarzes, buschiges Haar, saß gemächlich im Lehnstuhle und war, obgleich die um das rechte Bein gewickelten Betten ein Gebrechen andeuteten, sehr guten Humors. Ohne sich zu erheben, fragte er die Eingetretenen in Gegenwart zweier herbeigerufenen Zeugen, ob sie bereits Mann und Frau seyen oder es erst werden wollten, und nachdem Beide das Leztere versichert, steckte er der Braut den Trauring an den Finger, legte ihre Hände in einander, erklärte damit den Trauakt für vollendet und ersuchte sie, sich in das Register einzuschreiben. Als sie dies gethan, bat Easton um einen Trauschein. Der Mann antwortete, das koste eine halbe Guinee. Easton erbot sich zur Bezahlung und erhielt das Certifikat, worauf der Mann bemerkte, wenn jener das Certifikat nicht sogleich brauche, hätte er sich für das Geld einen bessern Spaß machen können; „denn hätten Sie es eines Tags bedurft," sezte er hinzu, „so wäre es immer noch Zeit genug gewesen; mein Register ist so gut, wie das beste in einem englischen Pfarrhause, nur hätte der Schein später dreimal mehr gekostet." Die Getrauten kehrten nach Carlisle zurück, verweilten daselbst einen Tag, traten sodann den Heimweg an und trafen wohlbehalten in Kenton ein. Da die Schwester der jungen Frau die Abwesenheit derselben gegen ihren Vater damit entschuldigt hatte, daß sie ihm gesagt, Schwester Barbara sey nach Newcastle zu einer Freundin gegangen, welche sie bisweilen auf eine Woche und länger zu besuchen pflegte, so stand weder ihrer Rückkehr in das väterliche Haus etwas entgegen, noch hatte der Vater von dem Geschehenen die leiseste Ahnung. Etwas jedoch mußte von der Gretna-Green'schen Partie verlautet haben, denn einige Arbeiter in der Grube, bei welcher Easton angestellt war, plagten ihn zwei oder drei Tage später um Geld, seine „und gewisser Leute" Gesundheit zu trinken. Er gab es ihnen zwar, ließ sich jedoch auf weiteres Gespräch nicht ein.

In Coulsons Hause blieb die jüngere Tochter mehrere Monate lang die Einzige, die um die Verheirathung der Schwester wußte; aber im Sommer 1803 wurde sie krank und vom Arzte zum Luftwechsel nach dem nahen Orte Tynemouth geschickt, wohin die nunmehrige Mistreß Easton sie zu ihrer Pflege begleitete. Als Mistreß Easton eines Tages zum Behuf einiger Verrichtungen im väterlichen Hause auf dem Wege nach Kenton war, begegnete sie nahe bei Newcastle ihrem Vater, der sie nach der ersten Begrüßung scharf fragte, ob es wahr sey, was er gehört, daß sie sich mit Easton in Gretna-Green habe trauen lassen. Ueberrascht und den Zorn des Vaters fürchtend, leugnete Mistreß Easton. Allein wahrscheinlich die Lüge in ihrem Auge lesend, fuhr der Vater sie hart an, gab ihr eine derbe Ohrfeige, und als sie ihm nun die Wahrheit gestand, stieß er sie mit den Worten: „nur Vagabunden gehen dorthin," von sich und rieth ihr mit aufgehobener Fleischerpeitsche, nie wieder den Fuß über seine Schwelle zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Schillers Denkmal.

Würtemberg ist sehr arm an öffentlichen Denkmälern. Was hier zu Lande von Statuen unter freiem Himmel steht, das sind gutgemeinte Sandsteinbilder auf Brunnen und Brücken: ein paar deutsche Kaiser und Regenten der verschiedenen Gebietstheile, Wappenthiere, Heilige, und etwa Vater Neptun mit seinem Gesindel: lauter Krönungen nüzlicher Bauwerke, kaum um ihrer selbst willen da, und nur dann beachtet, wenn sie sich mit der Kunst- oder Naturumgebung zufällig malerisch gruppiren. So ist es, mit Ausnahme der großen Städte, fast überall in der Welt, und man hat daher im Volk keinen Begriff davon, daß auch das kolossalste Standbild, um seine volle Wirkung zu thun, eines abgrenzenden, proportionirten Rahmens bedarf. Auch bei uns gibt es Leute, welche meinen, ein Monument müsse desto großartiger erscheinen, ein je größeres Areal es beherrsche, oder in je weiterer Perspektive es sichtbar werde; sie können nicht begreifen, warum Schiller, dessen Ruhm die Erde füllt, nicht auch im Bilde im Stand seyn sollte, etwa den weiten Paradeplatz vor dem Residenzschloß mit seiner Größe zu füllen. Ganz folgerecht können diese nicht begreifen, wie man einen solchen Genius in ein Häuserviereck von 55,000 Quadratschuh einsperren möge, und nur die unmittelbare Anschauung wird sie belehren und bekehren. Der Platz wäre groß genug, um hoch zu Roß das Bild eines der Herzoge, unter denen die umgebenden Gebäude errichtet worden, vortheilhaft zu tragen und zu heben: des weisen Eberhards mit dem Bart, oder des edeln Christophs mit der Rolle der Landesverfassung statt Feldherrnstabs, oder des hitzigen Friederichs mit seinem Idol, dem Hosenbandorden, am Knie. Er wird, nach dem Urtheil der Meisten, welche Standbilder gut und schlecht aufgestellt gesehen haben, auch Thorwaldsens Werk vortheilhaft einrahmen, und er ist mit seiner ganzen Umgebung recht eigentlich charakteristisch für das herzogliche und protestantische Stuttgart, in welchem Schiller erzogen wurde.

Die Statue wird einem wohlerhaltenen, im Jahr 1604 im florentinischen Styl erbauten Pallast den Rücken kehren. Links vom Bilde liegt, mit jenem Pallast beinahe unter einem rechten Winkel verbunden, ein massives, kastellartiges Kanzleigebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, das übrigens nicht mehr zu diesem Zwecke dient, und dem eine die Unregelmäßigkeiten der Architektur ausgleichende Restauration bevorsteht. Rechts stößt an den Platz die Stiftskirche (erbaut von

1519 — 1531) mit der Chorseite. Gegenüber, jenseits der vorüberziehenden Straße, breitet sich eine Seite des alten Schlosses aus, eines mächtigen, von starken Thürmen flankirten Baus des sechzehnten Jahrhunderts. — Wenn kein unvorhergesehener Zufall störend eintritt, so wird, wie schon gesagt, die Statue im Frühling des kommenden Jahrs auf das Fußgestell gehoben, und die Enthüllung etwa am Todestage Schillers vorgenommen werden können.

Ich schreibe hier nicht im Auftrag des Vereins, der wohl seiner Zeit dem Publikum umständlicheren Bericht abstatten wird; ich bin aber gut genug unterrichtet, um versichern zu können, daß das Obige eine getreue Darstellung vom Stand einer Angelegenheit ist, auf welche ganz Deutschland mit Theilnahme blickt. Was ich über den folgenden Punkt zu sagen habe, ist ganz meine Privatansicht.

Der Verein hatte einem hiesigen Graveur die Erlaubniß ertheilt, zum Behuf eines Steinschnitts ein kleines Modell der Statue Schillers in Stiglmaiers Atelier fertigen zu lassen; es war dabei zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß das Modell allein zum beabsichtigten Zweck benützt werden dürfe. Ein hiesiger, sich damals in München aufhaltender Maler übernahm nun, in Auftrag des Steinschneiders, gegen Bezahlung die Anfertigung des Modells; er wußte jene Bedingung, benützte aber nichtsdestoweniger die Gelegenheit, um neben dem kleinern Modell für den Graveur eine Zeichnung und darnach ein größeres Modell der Statue für sich selbst zu verfertigen, wovon er nun Abgüsse feil bietet. Man mag von geistigem Eigenthum im Allgemeinen Begriffe haben welche man will, man mag in's Besondere zugeben oder leugnen, daß die vom Verein im Namen Deutschlands bei Thorwaldsen bestellte Statue, so lang sie nicht aufgestellt ist, ein deponirtes Gut sey, über welches nur der Künstler oder in dessen Mandat der Verein zu verfügen habe: jedenfalls war jene Handlung nach Künstlerbrauch nicht recht und eine unentschuldbare Indiscretion. Der ärgerliche Streit, der über diesen Handel in den hiesigen Blättern geführt wurde, gehört nicht hieher. Es war vom Künstler höchst empfindlich aufgenommen worden, daß man das Publikum gebeten hatte, seine Statuette nicht für ein treues Abbild des Thorwaldsenschen Werks zu nehmen, und doch war sie nach seiner eigenen Versicherung zum Theil nach der Erinnerung, aus dem Kopf entworfen, was, wenn es je die Schuld des Plagiats minderte, doch gewiß jeden Zweifel an der Richtigkeit der Copie rechtfertigte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Talleyrand. E. de Girardin.

In Sue's Histoire de la marine française erfährt man z. B., daß, während Ludwig XIV. sich anstellte, als ob er mit Holland gegen England Krieg führte und durch öffentliche Verträge den Holländern seine Hülfe zur See versprach, im Geheimen seine Flotte verhinderte, zu der holländischen zu stoßen; wie er hernach, als Buckingham nach Frankreich kam, um einen Vertrag zwischen England und Frankreich zu schließen, schon im Geheimen mit dem stets geldbedürftigen Karl II. einen Privatvertrag geschlossen und ihm zwei Millionen Franken jährlich versprochen hatte; wie ferner, nachdem der sogenannte große König sich anheischig gemacht hatte, mit England gegen Holland Krieg zu führen, er wiederum heimlichen Befehl gab, seine Flotte zu schonen; wie die Venetianer, als Pabst und König von Frankreich ihnen Hülfe nach Candia schickten, schon im Geheimen eine Kapitulation mit den Türken geschlossen hatten, obschon sie sich öffentlich anstellten, als wollten sie bis auf's Aeußerste aushalten u. s. w. Kurz, der geheimen, den öffentlichen völlig widersprechenden Depeschen und anderer Aktenstücke gibt es eine Menge aus jener Zeit. Zur Ehre der Menschheit möchte man gerne zugeben, daß seitdem mehr Aufrichtigkeit in die diplomatischen Verhandlungen gekommen ist. Aber leider liegen auch aus späterer Zeit so manche Beweise von Trug und List vor, daß man es den Parisern nicht verdenken kann, wie sie auf ihre gewöhnliche malizidse Weise über des alten Diplomaten Behauptung gelächelt haben. In dergleichen Dingen sind die Pariser sehr schwer zu überreden. Einige Tageblätter haben es beim Lächeln nicht bewenden lassen, noch ihren Unglauben für sich behalten, sondern sind dem Redner stark zu Leibe gegangen und haben sein ganzes öffentliches Leben ihm vorgehalten, wie er die verschiedenen Regierungen, die in Frankreich auf einander gefolgt sind, eine nach der andern verlassen und sogar verrathen, dabei stets sein Schäfchen auf's Trockene gebracht habe u. s. w. Auf solche harte Beschuldigungen pflegt Talleyrand nie zu antworten; er hätte auch außerordentlich viel zu thun, wenn er alle ihm gemachten Vorwürfe beantworten wollte. Wahrscheinlich wird die summarische Antwort dereinst in seinen Memoiren folgen; denn daß er Memoiren geschrieben, ist so ziemlich gewiß, so wie auch, daß er entschlossen ist, sie nicht bei seinen Lebzeiten erscheinen zu lassen. Ob diese Memoiren aber viel enthüllen, oder nur eine neue Mystifikation des Publikums seyn werden, darüber weiß man nichts. In dem Strome der Tagsbegebenheiten wurde indessen Talleyrands Rede bald wieder vergessen. Auch Emile de Girardin, der bekannte Unternehmer so mancher halb literarischen, halb kaufmännischen Spekulationen, zog nur einige Tage lang die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich durch die gegen ihn öffentlich geführten Beschuldigungen wegen Betrügerei und durch die hiedurch veranlaßten Debatten in der Deputirtenkammer und in den Tageblättern. Dieser Mann, von dem ich schon mehrmals Anlaß gehabt habe zu sprechen, ist gewiß kein gewöhnlicher Kopf; wer so wie er Journale und Zeitschriften im Großen stiften und verbreiten, eine ungeheure Buchhändlerunternehmung, wie das Panthéon littéraire ist, in Gang bringen, dabei eine landwirthschaftliche Musterschule unterhalten und noch außerdem manche andern Unternehmungen in's Werk setzen kann, muß sicher mehr als gemeine Talente haben. Aber das Schlimme ist, daß der Mann seinen Unternehmungen durch die Mittel schadet, welche er anwendet, um ihnen einen guten Erfolg zu sichern, und durch allzu viel Geräusch seinen eigenen Kredit zerstört, obschon er in seinen Reden und in seinen Journalen sich ein höchst philanthropisches und uneigennütziges Ansehen gibt. Mehrere seiner Unternehmungen sind gescheitert, z. B. seine Versicherungsanstalt gegen Krankheit, oder eigentlich gegen Ausgaben bei Krankheiten, wodurch nämlich jeder Abonnent auf Kosten der Anstalt im Krankheitsfalle verpflegt werden sollte. Nicht bessern Erfolg hat sein landwirthschaftliches Institut zu Coëtbo gehabt, das wahrscheinlich aus Mangel an spezieller Einsicht und Erfahrung im ökonomischen Fache schlecht verwaltet worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. April 1838.

Such a mad marriage never was before.
Shakespeare.

Die ſchottiſchen Schmiedeehen.

(Beſchluß.)

Ungefähr zwei Monate nach dieſer unzarten Behandlung wurde Miſtreß Caſton im Hauſe einer Freundin, zu welcher ſie ihre Zuflucht genommen, von einem Knaben entbunden, den beide Eltern bald darauf einer, in der Nähe von Newcaſtle wohnenden Frau, Namens Hutchinſon, in Koſt und Pflege gaben. Caſton wohnte damals bei ſeinem Vater in Newcaſtle; ſeine Gattin miethete ſich in dem benachbarten Dorfe Witham ein, und Beide trafen ſich gewöhnlich Sonntags bei der Amme ihres Kindes. Das Kind war acht Wochen alt, als ſein Großvater, der alte Caſton, es vom Biſchof Wearmouth taufen ließ, und die betreffende Einzeichnung im Taufregiſter lautet: „Thomas, älteſter Sohn von Thomas Caſton, und Barbara Caſton, geborenen Coulſon.“ Frau Caſton wurde öfters von ihrer Mutter und Schweſter, nie von ihrem Vater beſucht; ſie wurde eben ſo häufig Miſtreß Caſton als Miß Coulſon genannt, und nicht immer mit dem Trauringe an der Hand geſehen. Im Spätherbſte 1801 fühlte ſie ſich zum zweiten Male Mutter, und in Folge eines von der jüngern Schweſter wiederholt geäußerten Zweifels an der Gültigkeit der Gretna-Greenſchen Trauung und lediglich auf deren Bitten ließen die Ehegatten ſich nun nach den Gebräuchen der engliſchen Kirche trauen. Caſton hatte zu dieſem Behufe Diſpenſation vom Aufgebote erhalten, d. h. ein pergamentenes Document, zu deſſen Erlangung nichts weiter erforderlich iſt, als daß der Bräutigam vor dem Biſchofe mittelſt Eides und durch Namensunterſchrift verſichert, daß er und ſeine Braut mündig und ledigen Standes, weder durch Blutsverwandtſchaft im Sinne der engliſchen Kirche, noch ſonſt an Schließung des ehelichen Bundes verhindert ſeyen, und daß die Braut während der lezten vierzehn Tage im angegebenen Kirchſpiele gewohnt habe. Dieſe Angabe genügt; kein Taufzeugniß braucht beigebracht, kein Bericht erſtattet zu werden, und fünfzehn Minuten nach dem Anbringen iſt die Urkunde zur Aushändigung bereit, verſteht ſich, gegen Entrichtung der Gebühren, die jedoch im Vergleich mit dem Feſtlande außerordentlich billig ſind. Iſt die beeidigte Angabe unwahr und entſteht daraus eine Unterſuchung, ſo trifft den Meineidigen die Strafe des Geſetzes. Ich erwähne dieſes, den Weg zum Altare öffnenden, ſehr bequemen Verfahrens nicht, weil die Sache zu vorliegendem Rechtsfalle gehört, und auch nicht, weil ich das Verfahren in jeder Hinſicht für lobenswerth halte, ſondern weil es nebenbei erklärt, warum in England das Verbrechen der Bigamie von gewiſſenloſen Menſchen ſo leicht begangen werden kann und zum Erſtaunen des Auslandes ſo häufig begangen wird. Bei

gegenwärtigem Rechtshandel kam Eastons Dispensation deßhalb zur Sprache, weil derselbe in seinem Ansuchen (affidavit) sich einen Junggesellen (a bachelor) und seine Frau eine Jungfer (a spinster) genannt hatte.

Diese zweite Trauung versöhnte Coulson mit seiner Tochter. Sie zog wieder zu ihm und wurde vier Monate später Mutter eines zweiten Knaben, von welchem es im Taufregister heißt: „Johann, erster Sohn von Thomas Easton und Barbara, dessen Ehefrau.“ Die Nächstgeborenen waren Mädchen; aber im Jahr 1810 wurde Mistreß Easton von einem dritten Knaben entbunden, welcher in der Taufe den Namen Wilhelm erhielt und in das Taufregister eingetragen ist als „zweiter Sohn von Thomas Easton und Barbara, dessen Ehefrau.“ Bis zur Geburt dieses Knaben war Thomas, der Aelteste, auf dem Moor bei Frau Hutchinson geblieben. Jezt nahmen ihn seine Eltern, die seit der zweiten Trauung in einem eigenen Hause wohnten, zu sich und schickten ihn erst nebst Johann in die Schule und später allein auf die Universität Durham. Thomas studirte die Rechte und ist gegenwärtig Advokat in Durham. Seine zwei Brüder sind Kohlenbeschauer.

Vor ungefähr Jahresfrist starb Easton, der Vater, ohne Testament. Früher war Vater Coulson gestorben und hatte sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen seinem zweitgebornen Enkel Johann vermacht. Nun ist es bekannt, daß, während ein englischer Vater über seinen Nachlaß in Bezug auf seine Kinder — seiner Wittwe muß ein Antheil werden — unbeschränktes Verfügungsrecht besizt, im Fall seines Ablebens ohne lezte Willensverordnung seine gesammte Habe dem ältesten Sohne gehört. Demnach fiel, nach Abzug des der überlebenden Wittwe Zustehenden, Eastons Nachlaß, dessen bedeutendsten Werth einige in der Grafschaft Durham gelegene Ländereien ausmachten, dem ältesten Sohne zu. Aber Johann, der Zweitgeborene, nahm sie in Besiz, nicht, weil er leugnete, daß Thomas älter sey als er, sondern weil er behauptete, daß derselbe von unehelicher Geburt und deßhalb von der Erbschaft ausgeschlossen sey. Dies veranlaßte Thomas zu Anstellung obengedachter action of ejectment, nicht weil er bestritt, was nach englischem Rechte unbestreitbar ist, daß außereheliche Geburt von der Erbschaft ausschließe (Legitimation durch spätere Verehlichung der Eltern ist dem englischen Rechte unbekannt), sondern weil, seiner Ueberzeugung nach, er aus rechtmäßiger Ehe stamme. Die Entscheidung der Frage also, ob Thomas oder Johann gesezlicher Erbe, und hiemit der Ausgang des Rechtshandels beruhte auf Feststellung der Vorfrage, ob Thomas von ehelicher oder unehelicher Geburt, und hier kam es natürlich zuvörderst darauf an, das zu entscheiden, worüber der Orfordianer und ich entgegengesezter Meinung sind: ob eine Gretna-Green'sche Trauung eine ungesezliche, der Wirkungen gesezlichen Ehebundes in Bezug auf Vermögensverhältnisse und Legitimität der Kinder entbehrende Ceremonie sey oder nicht. Legten die Geschworenen der in Gretna-Green vollzogenen Trauung des Easton'schen Ehepaares auch für England gültige Kraft bei, so war Thomas in gesezlicher Ehe geboren und seines Vaters gesezlicher Erbe, folglich Johann zu Herausgabe der Erbschaft verbunden. Erklärten dagegen die Geschworenen den in Gretna-Green geschlossenen Bund in England ungültig, so war Thomas in ungesezlicher Ehe geboren und mit seiner Klage ab und zur Ruhe zu verweisen. Dies war denn auch der Gesichtspunkt, welchen die beiderseitigen Sachwalter — Männer von gediegenem Wissen und kräftiger Beredtsamkeit — am Tage der gerichtlichen Verhandlung unverwandt im Auge behielten. Ich habe alle, durch Zeugen und Dokumente festgestellten Hauptumstände so ausführlich mit etheilt, daß ich die Reden der Sachwalter übergehen kann. Da es Zweck des Klägers war, die Thatsache der Gretna-Green'schen Trauung und die Zeit, wann sie Statt gefunden, über jeden Zweifel zu erheben, so bemühte sich dagegen der Verklagte, beides ungewiß zu machen. Die Aussagen der verwittweten Easton dienten beiden Parteien. Auf ihre Erzählung in Betreff der Reise und der Trauung fußte der Kläger. Die Glaubwürdigkeit der Erzählung verdächtigte der Verklagte. Das Trauzeugniß wurde vorgelegt und der Sohn des inzwischen verstorbenen Ausstellers erklärte es für die Handschrift seines Vaters, und die Beschreibung, welche die Wittwe von dessen Persönlichkeit gegeben, für vollkommen treu. Wider dieses Beweismittel bot der Verklagte vergebens seine Kräfte auf, und während diejenigen Zeugen, die von der Gretna-Green'schen Trauung gehört zu haben versicherten, unter ihnen einige der erwähnten Kohlenarbeiter, die von Easton Geld erhalten, um seine „und gewisser Leute“ Gesundheit zu trinken, immer nur vom Hörensagen reden konnten, blieb der Trauschein allein unerschütterter Beweis.

Es war eilf Uhr Nachts, als der vorsitzende Richter den summarischen Inhalt des Für und Wider vorgetragen hatte, und es war drei Uhr Morgens, als die abgetretene Jury mit einem für den Kläger gefundenen Verdict, mit der Entscheidung zurückkehrte, daß Thomas Easton, der erstgeborene Sohn von Thomas Easton und Barbara, dessen Ehefrau, aus gesezlicher Ehe und folglich allein gesezlicher Erbe seines Vaters sey. Was nun auch der Orfordianer und die deutschen Männer in Berlin, „deren Namen einen guten Klang hat,“ wider die Richtigkeit dieses Verdicts einwenden mögen, jedenfalls bezeugt dasselbe, daß ich durch meine frühere Behauptung der vor einem englischen Gerichtshofe bestehenden Gesezlichkeit einer Gretna-Greenschen Trauung die deutschen Leser nicht angeführt habe.

Simeon.

(Fortsetzung.)

Eine Pause trat ein, dann sezte Simeon hinzu: „Ich fühle kein Bedürfniß, mich in die streitenden Stimmen zu mischen. Ich habe, was mir noth thut. Denen, die da irren und im Zwiespalt wohnen, wünsche ich herzlich den Frieden; aber was ich ihnen sagen könnte, ist so wenig und nimmt sich so schlecht in einer gelehrten Zeitung aus; es sind nur die paar Worte: „glaubet und liebet.“ Damit füllst du keine Spalte deiner Zeitschrift.“ — „Wie schroff, wie sonderbar!“ rief der Professor. „Auf diese Weise wäre ja jeder Streit nutzlos.“ — „Wehe denen, die vom Streite leben!“ sagte Simeon, „er wächst ihnen in's Herz hinein, und sie werden ihn nimmer wieder los.“

Reinhard fand für gut, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und er forderte daher den alten Andreas auf, so widerlich ihm dieser auch war, etwas aus seinem Leben zu erzählen. Der Greis erzählte mit Mühe und herzlich schlecht, alle Augenblicke entging ihm der Faden der Geschichte, er besann sich vergeblich auf Orte und Namen, und machte den Professor ungeduldig, der Anfangs mit Aufmerksamkeit zugehört hatte. Vergeblich versuchte er den Alten auf bestimmte Facta zu bringen, indem er ihm die Namen von Königen, berühmten Feldherrn und den Schlachten der damaligen Zeit nannte; jener schien wie im Traume an den großen Katastrophen vorbeigegangen zu seyn und beschränkte sich auf geringfügige Vorfälle, die er verworren erzählte, und die der Professor läppisch fand.

„Alte Schnecke!“ rief Simeon dazwischen, „du kommst mir selbst heute etwas verworren vor. Du bist mir doch nicht krank, mein gutes Jahrhundert?“ Der Alte schüttelte den Kopf. „Warum nennst du ihn Schnecke?“ fragte der Professor mit einem leisen Lächeln. — „Er hat so feine Fühlhörner,“ entgegnete Simeon, „wenn es darauf ankommt, die Nähe der rauhen Wand des Unglücks zu spüren. Niemand findet so leicht und sicher, wie er, kranke Herzen. Ich habe ihn, wie er noch rüstiger war, dazu gebraucht, um mir aufzuspüren, wo es irgend verborgene Thränen gab, und er hat viele gefunden in Augen, die mir und tausend Andern wie die lachende Freude selbst erschienen. Und so ist er auch durchs Leben gegangen, äußerlich in seinem groben Kittel ein Soldat, ein Bauer, ein Knecht, innerlich wie eine Nonne empfindsam und feinfühlend. Er schlug sich in mehr als in einer Schlacht tapfer herum, athmete im Pulverdampf und trotzte den Kugeln, zugleich aber blieb sein Ohr so scharf, um auch den leisesten Hauch einer beklemmten Seele zu haschen. Nie sah ich noch bei einem Manne dieses rege Seelenleben, das ich eine immerwährende Jugend des Herzens nennen möchte. Ich bin überzeugt, wo er durchs Leben gegangen, da ist eine helle Spur nachgeblieben, wie die Sage erzählt von den Engeln, die in der Nacht durchs Kornfeld gehen, um es besonders segensreich zu machen.“

„Bei alle dem,“ sagte der Professor, „weiß er doch nichts. Es ist Schade um die Masse von Erfahrungen, welche hier ungenüzt verloren gehen. Unser Leben ist zu complizirt, uns wird ein solches Alter nicht geschenkt; aber wie würden wir es zu benützen verstehen! Welche Memoiren würde die Welt erhalten, wie viel Licht könnte auf die dunkeln Partien unserer Zeitgeschichte fallen! In der That, ich kann mich ärgern, wenn ich sehe, daß da ein ganzes Jahrhundert sizt, ein kostbarer Schrein voll Abenteuerlichkeiten, seltsamen Geschichten und unerhörten Ereignissen, und vergebens versuche ich das Schloß zu öffnen: es ist kein Schlüssel da. Ich muß es leiden, daß ein ganzes Stück Weltgeschichte mir gleichsam vor den Mund geschoben wird, ohne daß es mir erlaubt ist einzubeißen.“

Mit diesem Scherze, den er selbst als besonders wohlgelungen belächelte, erhob sich der Professor und kündigte seinem Freunde an, daß er jezt in seinen Gasthof zurückgehen wolle, und daß er morgen vor seiner Abreise ihn zu sehen hoffe. Der Pfarrer versprach dieses und ließ sich die Summe nennen, die sein Freund nöthig hatte. Als man nach Catharinen suchte, damit sie mit der Hauslaterne dem Fremden leuchte, fand man die Alte schon im tiefen Schlafe. Das junge Mädchen, das an seinem Platz am Ofen wach geblieben war und den Gesprächen der beiden Männer zugehört hatte, stand jezt auf, indem sie sich erbot, Catharinens Geschäft zu versehen. Dem Professor war dies ganz lieb; er wartete, bis die Laterne angezündet war, dann folgte er seiner jungen Führerin über den beschneiten Hofplatz und durch die Pforte der Pfarrwohnung. Im Felde gab er vor, den rechten Weg nicht zu wissen, um seine Begleiterin zu bewegen, auch an der einsamen Stelle des Sumpfes mit ihm zu gehen. Hier, als er sich mit ihr allein sah, umfing er sie herzhaft und drückte einige Küsse auf ihre Wangen. Lisette war auf's Heftigste erschrocken, aber sie schrie nicht und gab kein Zeichen des Widerstands. Als er hiedurch kecker wurde, rief Lisette: „mein Gott!“ und versuchte einen schwachen, scheuen Widerstand. Auf ihren Nacken warf der fallende Schnee seine Flocken, das einsame Licht in der weiten Finsterniß drohte zu erlöschen, indem es mit seinem rothen Schein die Gruppe beleuchtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Beſchluß.)

Schillers Denkmal.

Steht einmal die Statue auf öffentlichem Platze, hat die allgemeine Stimme darüber entſchieden, welche Wirkung ſie in den ihr vom Meiſter gegebenen Proportionen hervorbringt, dann mag Kunſt, Künſtelei und Handwerk ſich ihrer bemächtigen und ſie nach Gefallen populariſiren. Die Induſtrie mag ſie in Thon, Gips, Erz oder Eiſen zu Ofenaufſätzen, Etagerenplunder und Briefbeſchwerern verarbeiten, auf Ofenſchirmen, Theebrettern, Deſſerttellern, Doſen und Pfeifenköpfen abconterfeien: das ſchöne Werk wird von Proſpektenzeichnern und Savoyarden ſo wenig, als die große Natur vom ſtümpernden Landſchafter, oder das Antlitz eines lebenden hochſtehenden Mannes von einem wohlmeinenden ſpekulativen Sudler, verleumdet werden können.. Es ſteht da als eine ewige Proteſtation gegen alle ſeine Nachbilder, groß und klein; und iſt einmal der Effekt eines Kunſtwerks weltkundig, ſo weiß ja auch Jeder, ſelbſt wenn er es nie anders als in Copie zu Geſicht bekommt, davon und dazu zu thun und in der Phantaſie das Ding ungefähr in den richtigen Geſichtspunkt zu rücken, oder iſt das Conterfei gar zu elend, ſo denkt er wenigſtens nicht daran, die Wirkung darnach zu bemeſſen. Nicht ganz ſo iſt es, wenn man plaſtiſche, ernſtlich gemeinte Nachbildungen eines Monuments verbreitet, das die Probe des öffentlichen Platzes erſt noch zu beſtehen, den Calcul des Meiſters, der ihm namentlich dieſe und keine andere Höhe gab, noch zu rechtfertigen hat. In dieſem Fall wird leicht das Urtheil über den zu erwartenden Effekt irre geführt, und ſelbſt durch ein tadelloſes Abbild kann bei den Vorlauten ein geringſchätziges Vorurtheil erzeugt werden. — Es gibt heutzutage überall eine Menſchenclaſſe, welche die geiſtige Erbſchaft der Petitmaitres des vorigen Jahrhunderts angetreten hat. Sie ſehen in ſich die reifſten Söhne des Jahrhunderts, die privilegirten Träger des Zeitgeſchmacks, die beſtellten Kaſtigatoren der Gegenwart und die Herolde einer klügern Zukunft. Begeiſterung, in welcher Richtung ſie ſich in der Geſellſchaft äußere, iſt ihnen ein Spott und eine Thorheit, und dies drückt ihnen den echten Stempel des Philiſterthums auf. Ideen ſind ihnen ſo unbequem, als nur immer Reformen dem Spießbürger, den ſie doch als ihren Antipoden begreifen, und ſie glauben des Läſtigen durch Negation los zu werden, indem ſie alle auftauchenden Beſtrebungen für Religion, Sittlichkeit, Kunſt auf das Niveau allgemeiner Gemeinheit herabziehen. Dieſe Leute ahnen ſchlau in jedem Schritt, den eine Behörde oder ein Verein zu einem im Voraus verurtheilten Ziele thut, den Keim zu einem Schwabenſtreich, und die Ausſicht, ein Unternehmen, das der Stadt oder dem Vaterlande zur Ehre gereichen könnte, verfehlt oder verkümmert zu ſehen, wird mit Jubel begrüßt. Dieſer moderne Sykophantismus iſt auf kein Alter, keinen Stand und kein Gewerbe beſchränkt; um jedoch die Gattung in ihrer Vollkommenheit zu repräſentiren, muß man noch ziemlich jung ſeyn, nicht viel von der Welt geſehen haben und ſich von ernſter Beſchäftigung mit den höhern Intereſſen der Menſchheit möglichſt fern halten. — Unſer Landsmann, der jetzt ſchon eine verkleinerte Copie der Statue Schillers zu Markt gebracht hat, kann, wenn bei ihm die natürliche Künſtlereitelkeit von echtem Kunſtgefühl beſchränkt wird, unmöglich leugnen, daß ſeine Arbeit Mängel hat, und nach der angegebenen Entſtehungsweiſe haben muß, daß ſie vom Werke Thorwaldſens weder einen ganz richtigen, noch ganz vollkommenen Begriff geben kann. Unter dieſen Umſtänden kann es kaum fehlen, daß die Statuette, ſo weit ſie dringt, in allen Lagern jener ungläubigen Unglaublichen mit Befriedigung betrachtet wird: wußte man ja zum Voraus, daß der Berg mit großem Geräuſch eine Maus gebären, und man Gottlob! auch diesmal nicht nöthig haben würde, etwas anzuerkennen. So wenig nun am Ende hieran liegt, ſo geſtehe ich doch, daß ein ſolcher Jubel für mich immer ein lebhafter Schmerz iſt, und ein ähnliches Gefühl beſtimmte wohl auch den Verein, wenn er zu der Sache nicht ſtill ſchwieg, obgleich das Werk, deſſen baldiger Vollendung er entgegenſieht, dadurch nicht mehr gefährdet werden konnte. Ich bin überzeugt, daß jener Künſtler, wenn er ein wahrer Künſtler iſt, im Herzen wenigſtens ſeinen Schritt bereut.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Der Phyſiotype.

Eine dritte mißlungene Unternehmung E. de Girardin's war die ſogenannte phyſiotypiſche. Bekanntlich wurde vor einigen Jahren ein ſonderbares Mittel erfunden, um Geſichter abzuformen, nämlich mittelſt eines Werkzeugs, in welchem hunderte, ja tauſende von Nadeln vereint waren, und zwar ſo, daß die ſtumpfen Enden eine Ebene bildeten, welche, auf einen erhabenen Gegenſtand gedrückt, den Eindruck behielt und als Form zum Abguß dienen konnte. Dies Verfahren war jedoch unvollkommen; denn erſtlich konnten die Augen nicht mit abgedrückt werden, und zweitens konnte man nur das Profil oder eine Hälfte des Geſichts auf einmal abdrücken und mußte hernach die beiden Hälften vereinigen. E. de Girardin ſchien es aber ſogleich, als ob man aus dieſem Verfahren guten Vortheil ziehen könnte. Er ſtiftete alſo eine Geſellſchaft, welche ſich damit abgeben wollte, die Geſichter aller merkwürdigen jetzt lebenden Perſonen abzubilden, um eine Galerie derſelben aufzuſtellen. Es wurde auf die Eitelkeit der Leute ſpekulirt, die nicht ermangeln würden, nicht allein ihr Geſicht dem Phyſiotype preiszugeben, ſondern auch Abdrücke für ſich zu beſtellen. Man ſchrieb alſo im Namen der Geſellſchaft an berühmte und nicht berühmte Leute, indem man ihnen meldete, die Geſellſchaft habe beſchloſſen, das Bildniß des Herrn N. in der Galerie berühmter Männer aufzuſtellen, und liefere ihm außerdem einen Abdruck, bloß gegen Wiedererſtattung der von der Geſellſchaft gemachten Auslage. Beiläufig erfuhr man, daß dies die Kleinigkeit von dreißig und etlichen Franken betrug. Einige Leute ließen ſich dadurch locken und gaben ihr Geld her; andere waren klüger und verzichteten auf die Ehre, in der Galerie berühmter Männer eine Stelle einzunehmen. Die kleinen Tageblätter ſpotteten über die Gefahr, welcher jetzt der Verfaſſer der geringſten Broſchüre ausgeſetzt ſey, wenn er durch die Viviennesſtraße ſchlendere, indem man ihn ſehr leicht als einen berühmten Mann erkennen, in den Laden der Geſellſchaft nolens volens hineinziehen und ihm das Phyſiotype auf's Geſicht drücken könne, ohne daß man ihm Zeit laſſe zu beweiſen, daß er gar nicht zur Zahl der berühmten Männer gehöre und ſein Angeſicht des Phyſiotypes nicht würdig ſey. Das Unternehmen gerieth in's Stocken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 9. April 1838.

Was ich geliebt, geſucht im Leben,
Es iſt verloren, oder todt.

Nicol. Lenau.

Mein Allerſeelentag.

Wanderlieder.

1. Morgenruf.

„Wach auf, wach auf! längſt hat der Hahn gekräht,
Das Frühroth ſchon durch deine Fenſter ſpäht,
Es zittert ſchon das Blatt im Morgenhauche,
Schon wacht's in Lüften, wacht im Baum, im Strauche,
Und an dem großen Aetherring der Erde
Spielt längſt des Diamanten Wunderſtrahl,
Und brennt auf Bächleins flücht'gem Silberherde
In reinem Feuer wie ein Opfermahl."

„Schon glänzt die Perle auf des Halmes Spitze,
Der Käfer zirpt aus dunkler Bodenritze;
Wach' auf! das Frühconzert hat längſt begonnen,
Es wirbelt rings in tauſend Jubelwonnen;
Die Blümchen, längſt erwacht, ſtehn aufrecht, lauſchen,
Die blauen Berge horchen ſtill empor,
Wie wogend dieſe Wundertöne rauſchen —
Ein wechſelnder, ein tauſendſtimm'ger Chor."

2. Trüber Morgen.

Es war ein Traum! — Mir ſchien es, als ich ſchlief,
Als ob ein Freund, ein Frühverblichner, rief,
Zu wandeln, in des Morgens frühen Stunden,
Mit ihm, der mir im Leben treu verbunden,
Und nun in kalter Erde ruhet tief.

Doch als ich trat hinaus
Aus dumpfem Haus,
Da hatte der Morgen
Die Stirne voll Sorgen,
Und wolkenverborgen,
Tönt' keiner Lerche Frühgeſang.
Schwül waren die Lüfte,
Durchdringend die Düfte,
Und Berge und Klüfte
Verhüllt, den weiten Weg entlang.

Ringsum ein trüber Nebelwall —
Verhängt des Himmels Glutkryſtall —
Und auf der Au
Lag ſchwer der Thau
Wie hingeweinte Zähren:
Ein Bild, ſchattirt nur Grau in Grau,
Als könnt' es nie ein Strahl verklären.

Ich ging und wandte mein Geſicht
Von dieſem Bilde ohne Licht;
Ach, tief in meiner tiefſten Seele
Lag ja ein gleiches, trübes Bild!
Da trat, daß Harmonie nicht fehle,
Mir eine Thrän' in's Auge mild;
Sie floß — galt's ja dem erſten Sarkophage,
War's ja an meinem Allerſeelentage.

3. Begegnung.

„Wohin, wohin ſo trüben Blickes
Mit Reiſehut und Wanderſtab?
Denkſt wieder du verlornen Glückes
Und wanderſt dumpf bergauf, bergab?“

„Nur munter! weg die alten Grillen,
Die ewig dir den Kopf verdrehn!
Wer wird denn ſtets durch trübe Brillen
Die klare Welt, das Leben ſehn?“

„So weile doch, was eilſt du wieder?
Sieh hier mein ſchönes Inſtrument!
Ich ſing' dir hübſche Wanderlieder,
Daß neu dein Lebensmuth entbrennt.“

4. Nur nicht Muſik.

Nur nicht Muſik, nur heute nicht!
Nur heute keine Saite rühre!
Denn jede Fiber, die ich ſpüre,
Leis bebend ſpricht:
Nur heute keine Saite rühre!

Heut ſeufzet jeder Nerv in mir;
Heut kann Muſik den Schmerz nicht ſöhnen,
Denn Innen klingt's in Wehmuthstönen
Und kündet dir:
Heut ſeufzet jeder Nerv in mir.

Heut könnt' ich weinen wie ein Kind;
Wie auch mein Mund den Schmerz verhehle,
Es zittert bang mir durch die Seele,
Seufzt leiſ' und lind:
Heut könnt' ich weinen wie ein Kind.

Drum nicht Muſik, nur heute nicht!
Nur heute keine Saite rühre!
Ach, jede Fiber, die ich ſpüre,
Dir flehend ſpricht:
Nur heute nicht,
Nur heute keine Saite rühre!

(Die Fortſetzung folgt.)

Simeon.

(Fortſetzung.)

„Stelle dich nicht ſo, Kleine!“ rief Reinhard mit lauter Heiterkeit. — „Ich muß heim!“ ſtammelte Liſette und ſchuttelte ſich wie im Fieberfroſt. — „Wie deine Wangen gluhen! — wie ſchön du biſt! Hat dir das noch Niemand geſagt, Kind?“ — „Noch Niemand.“ — „Wer es glaubt!“ rief Reinhard lachend. „Aber es iſt verdammt kalt hier. Ich mag nicht den Don Juan bei funfzehn Grad Kälte ſpielen. Komm weiter, Liſchen, Babettchen oder wie du heißt. Nun, was blickſt du ſo nach oben?“ — „Ich ſuche einen Stern, ich finde keinen.“ — „Ich auch nicht, aber was ſollen uns die Sterne?“ — „Sie bedeuten Gottes Gegenwart,“ ſagte Liſette. „Wenn Sie die Sterne uber mir erblickt hätten, würden Sie mich nicht ſo behandelt haben.“ Sie nahm ihre Laterne und entfloh ſo eilig, daß ihr das Halstuch entflog und auf dem Schnee zurückblieb. Der Profeſſor hob es auf, indem er vor ſich hin murmelte: „Eine überſpannte Närrin! Der ſcheinheilige Simeon hat ihr den Kopf verrückt!“

Am andern Morgen ſchon ziemlich früh, als der Profeſſor noch im Bette lag, erſchien Simeon mit der verlangten Summe. Durch dieſe Bereitwilligkeit ward Reinhard gerührt. Er ſchloß ſeinen Freund auf das Zärtlichſte in die Arme und fuhlte in dieſem Augenblick die allergrößte Achtung vor ihm. „Du böſer Mann!“ ſagte er in einem Tone freundſchaftlichen Scherzes, „warum haſt du dich ſelbſt mit den ſchweren Rollen geſchleppt? es hätte ſich geziemt, daß ich ſie geſtern in meinen Taſchen hergetragen.“ — „Ich hatte das Geld nicht bei mir,“ entgegnete der Pfarrer. „Ein Bauer hier im Dorfe iſt der Hüter meines kleinen Schatzes; bei ihm liegen meine Kapitalien.“ — „Wie unvorſichtig!“ rief Reinhard. „Wie kannſt du einem ſimpeln Bauern ſo großes Vertrauen ſchenken? Wenn er nun in der Nacht mit deinem Gelde aufpackt und davongeht?“

Simeon lächelte. „Du haſt ein Buch über den Glauben geſchrieben und glaubſt doch ſo wenig, mein Reinhard? Auch kann ich jezt doppelt ſicher ſeyn, denn ich habe nichts mehr. In deine Hände lege ich meinen ganzen Reichthum.“ Der Profeſſor trat einige Schritte zurück, indem er ausrief: „So nehme ich es nicht! Der Himmel bewahre mich, daß ich dich berauben ſollte!“ — „Ich habe nichts nöthig,“ entgegnete Simeon, „und brauche ich etwas, ſo biſt du ja da und leicht zu erreichen.“ — „Nun ja doch,“ ſagte der Profeſſor, zufrieden, einen Vorwand gefunden zu haben, die Ablehnung des Darlehens, um die es ihm gar nicht Ernſt geweſen, zurückzunehmen; „ich danke dir, ſonderbarer Menſch.“ Er packte mit dieſen Worten die Rollen in den Koffer.

Die sehr ehrbare Wirthin zum „rothen Engel“ trat hier in's Zimmer, um die gewöhnlichen Abschiedscomplimente an der Stelle ihres abwesenden Eheherrn zu machen. Sie grüßte den Herrn Pfarrer mit einem tiefen Knix, und indem sie ein geistreiches Gespräch über Pelzschuhe, wärmende Socken und wollene Leibbinden anknüpfte, ließ sie dabei ihre Augen im Zimmer herumspazieren, um noch einmal die Effekten des Abreisenden zu mustern. Sie traf dabei auf das Halstuch Lisettens, welches auf dem Sopha lag und das sie sogleich erkannte. Sie watschelte damit in's Nebenzimmer, wo der Professor mit Einpacken beschäftigt war, und es ihm überreichend, sagte sie mit einem besonders schlauen Lächeln: „Hier ist noch ein Andenken, lieber Herr, das Sie mit nach Berlin nehmen müssen.“ — „Da haben Sie recht,“ rief Reinhard, der das Tuch aus ihren Händen nahm; „nur still! daß der Herr Pastor nichts merkt! Grüßen Sie Mamsell Lisettchen, wenn Sie sie wiedersehen.“ Die Wirthin schüttelte ihr dickes Haupt. „Also hat sie Ihnen gutwillig das Tuch gegeben?“ fragte sie nach einer Pause leise. „Freilich!“ entgegnete der Professor; „aber es bleibt unter uns.“ — „Ich verstehe,“ rief Frau Mattissen und strich über die fettgetränkten Blumen ihrer Schürze; „die kleine Kröte wird hier wie eine Heilige im Dorf verehrt, aber man erlebt alle Tage was Neues.“

Der Professor trat jezt mit heiterer Miene vor seinen Freund. Er hatte den Zweck seiner Reise erreicht, und dies versezte ihn in gute Laune. Indem er Simeon in seine Arme schloß, wünschte er dem blassen jungen Mann alles nur ersinnliche Gute. Damit schritt er zur Thür hinaus, aber schon auf der Schwelle stehend, kehrte er nochmals um, holte mit einiger Schwierigkeit ein Buch aus der Tasche und sagte dabei: „Fast hätte ich's vergessen. Da ist ein Werk, das jezt gewaltiges Aufsehen macht. Die Frommen glauben allen Ernstes, daß der Teufel es geschrieben. Nimm es, lies es, und wenn du Lust hast, widerlege es.“ — Simeon nahm das Buch und steckte es ruhig in die Tasche; während dessen stieg sein Freund in den wohlverschlossenen Reisewagen und fuhr ab, angestaunt von einer gaffenden Menge, die sich einander zuflüsterte: der Herr wohne in dem unermeßlich großen und herrlichen Berlin.

Herr Reinhard war nicht wenig froh, als ihn jezt die raschen Postpferde aus den einsamen melancholischen Flächen der Mark hinwegführten. Mit jeder Meile, die er zurücklegte, fühlte er seine Brust freier athmen. Er bedauerte seinen Freund von Herzen, der, wie er fühlte, längst aufgehört hatte, sein Freund zu seyn. Dieses Band war einst auf der Schulbank geschlossen und auf der Universität enger geschürzt worden, aber das Leben hatte es zerrissen. Die Illusionen der Jugend, in dem Herzen des Einen dieser beiden Genossen noch lebendig, waren in dem des Andern schon längst zu bedeutungslosen Spielereien des Gefühls herabgesunken.

(Die Fortsezung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die umfangreichen Collectaneen des schon vor zwanzig Jahren verstorbenen würtembergischen Bibliothekars J. W. Petersen liegen vor uns: eine große Masse von Notizen zur Staatengeschichte, Culturgeschichte, Literärgeschichte, Sprachliches, Anekdotisches aller Art. Dieser ausgezeichnete Kopf sammelte sein Lebenlang an Stoff zu sehr verschiedenartigen Werken; aber gerade diese Vielseitigkeit und der rastlose Eifer in Herbeischaffung immer neuen Materials raubte ihm die Muße zur eigentlichen Ausarbeitung. Wir können aus dieser Sammlung Manches zum Nutzen und Vergnügen der Leser ausziehen, und werden es hie und da unter obigem Titel thun.

* * *

Schnelligkeit und Langsamkeit in Geistesarbeiten.

Was hiebei ursprüngliche Anlage, was Uebung thut, ist ein sehr interessanter, aber schwer aufzuklärender Punkt, schon darum, weil auch das zweite Moment auf's Vielfältigste vom ersten bedingt seyn kann.

Quintus Cicero schreibt an seinen Bruder Marcus Tullius (Cic. ad Quint. frat. II. 6.): er habe in nicht mehr als sechzehn Tagen vier Trauerspiele gefertigt. Wie mögen aber auch diese Quintinischen Flugstücke gewesen seyn? — Seine glückliche Spottschrift: Lob der Narrheit, soll Erasmus in Einer Woche bei seinem Freund Thomas Morus in London geschrieben haben. — Jöcher behauptet, Caspar Barth, † 1658, habe in Zeit von drei Tagen Homers Iliade in mehr als zweitausend gute (?) lateinische Verse übersezt. — Leibnitz, der doch mit Leichtigkeit schwere mathematische Aufgaben löste, arbeitete schriftliche Aufsätze nicht ohne Mühe und Anstrengung aus. Unter seinen Papieren findet man oft vier bis fünf Entwürfe von ebenderselben Schrift. Sogar wenn er ziemlich unbedeutende Briefe schrieb, warf er oft vorher fünf und mehrere Brouillons hin, und manche seiner Manuscripte sind durch das viele Durchstreichen, Auskratzen und Verbessern fast unleserlich. — Seine Rêveries, ein bekanntes Werk über die Kriegskunst, soll Moritz Graf von Sachsen, † 1750, in dreizehn Nächten zu Papier gebracht haben. — Samuel Johnson schrieb die Lebensgeschichte Richard Savages, die doch 180 gedruckte Oktavseiten umfaßt und eine vorzügliche Arbeit ist, in sechs-und-dreißig Stunden nieder.

— Zu seinem Trauerspiel Zaire brauchte Voltaire nicht mehr als zwei-und-zwanzig Tage, und zu den Loix de Minos gar nicht einmal acht, wenn man anders seinen eigenen Worten trauen darf. — Der Panegirico a Trajano, 111 gedruckte Seiten stark, ward vom Grafen Alfieri den 15ten März 1781 im Unmuth angefangen und am 17ten vollendet. — Bahrdt schrieb um 1786 in einem Winter 160 gedruckte Bogen, meistens groß Oktav. — Karl Fox konnte Stundenlang im Parlament mit hinreißender Beredsamkeit aus dem Stegreif sprechen; aber welch ein anderer Mann war er, sobald er die Feder in die Hand nahm! Auch ein kleiner Aufsatz kostete ihn mehrere Tage. — Goethe schrieb die Leiden des jungen Werthers in vier Wochen, aber freilich „nach langen und vielen Vorbereitungen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

E. de Girardin. Dumas. Duval.

Ein noch bedeutenderes Unternehmen ist das Girardinsche Panthéon littéraire, eine Sammlung, in welcher nicht allein die besten neuern Schriften der französischen Literatur, sondern auch die des Mittelalters, prosaische sowohl als dichterische, aufgenommen werden sollen. Anfangs war das Unternehmen auf hundert Bände beschränkt, wobei die Sammlung schon tausend Franken kostete; jetzt ist von mehr als zweihundert Bänden die Rede, und man sieht nicht ab, ob nicht noch abermals hundert weitere Bände sich dem Pantheon anschließen werden. Das Unternehmen sieht jedoch riesenhafter aus, als es wirklich ist. Von manchen in die Sammlung mit einbegriffenen Werken werden nämlich keine besondern Auflagen veranstaltet, sondern die Unternehmer verständigen sich mit Verlegern von Werken desselben Formats, wie die Bände des Pantheons, und kaufen ihnen eine Anzahl von Exemplaren ab, welche sie dann dem Pantheon einverleiben, als ob sie für dasselbe besonders abgedruckt und neu aufgelegt wären. Diese Sammlung ist insofern verdienstlich, als die Bände sehr ökonomisch gedruckt werden und dadurch manche selten gewordene Werke, besonders aus dem Mittelalter, wieder in Umlauf kommen. Dieses Pantheon hat aber zu einer harten Beschuldigung Anlaß gegeben. Unter Guizots Ministerium hatte E. de Girardin von diesem Minister die Zusage erhalten, er wolle auf hundert Exemplare subscribiren, welche unter die öffentlichen Bibliotheken des Reichs vertheilt werden sollten. Die Opposition behauptete, diese Subscriptionen, deren Betrag ein sehr bedeutendes Kapital ausmacht, dienten dazu, um die Unterstützung des Girardinschen Tageblattes la Presse zu erkaufen. E. de Girardin hat darauf in der Deputirtenkammer die Versicherung gegeben, er wolle auf die Subscriptionen Verzicht leisten; man hat es ihm aber nicht ganz geglaubt. Ferner hat derselbe Mann mit einer andern Unternehmung zu thun, nämlich mit einem Pfennigmagazin, Namens Musée des Familles, das auch guten Fortgang gehabt hat, da einige der berühmtesten Pariser Schriftsteller Beiträge dazu geliefert haben; es scheint aber weit mehr zu kosten, als einzutragen, und wegen dieser Unternehmung, für welche, wie für die andern, Aktien verkauft worden sind, wurde er neulich so hart angegriffen und der Betrügerei beschuldigt, weßhalb er denn seine Deputirtenstelle niedergelegt hat, um sich einer neuen Wahl zu unterwerfen. Thäte ein anderer Deputirte dasselbe, so würde man es vielleicht für sehr edelmüthig halten. Der Mann hat sich durch sein Journal la Presse außerdem viele Feinde zugezogen. Die kleinern Blätter schonen ihn auch gar nicht, und fallen oft unbarmherzig über ihn her. Niemand kann vergessen, daß er den beliebten Carrel, Redakteur des National, im Zweikampfe umgebracht hat. In seinem Journal la Presse tritt als Theaterkritiker auch ein Mann auf, der gegen die öffentliche Meinung anzukämpfen hat, Alex. Dumas, der Verfasser Angelo's, Heinrichs III., und besonders Caligula's, des so lange besprochenen, mit so vielen Kosten vorbereiteten, von des Verfassers Freunden im Voraus bis in den Himmel erhobenen Trauerspiels. Das Pariser Publikum geräth leider nicht mehr in Entzücken über ein neues Theaterstück; des Guten und des Schlechten wird ihm zu viel geboten, und es hat außerdem zu viele Zerstreuungen, als daß es wie sonst die Aufführung eines neuen Trauerspiels als eine außerordentliche Tagesbegebenheit betrachten sollte. So ist denn auch der so lange versprochene Caligula, von welchem der Verfasser wahrscheinlich Wunder erwartet hatte, ziemlich gleichgültig aufgenommen worden; das Publikum hat ihn gesehen, aber nicht sehr gelobt, und ist keineswegs entzückt worden; der Theaterdirektor Bedel hat daher für gut befunden, die Darstellungen allmählich aufzugeben. Hierüber ist Alex. Dumas böse geworden und hat in der Presse heftige Briefe wider den Direktor geschrieben. Diesem fehlt es nicht an Freunden, welche in andern Tagesblättern geantwortet haben, es sey schon hart genug für den Direktor, 50,000 Fr. auf ein Stück verwendet zu haben, welches dennoch keinen Beifall finde, und das man daher je eher je lieber bei Seite legen müsse. Jener Direktor ist überhaupt ein sehr geplagter Mann, wiewohl ihm seine Stellung auch ein großes Ansehen gibt. Bekanntlich hat ihn V. Hugo gerichtlich gezwungen, seine Stücke aufzuführen, und dies geschieht seitdem auch; es ist Bedel sogar in einigen Tageblättern nachgerühmt worden, er sey so großmüthig gewesen, die erzwungenen Darstellungen der V. Hugo'schen Stücke mit vieler Pracht auszustatten. Sind nun aber die Dichter der neuern Schule, wie Dumas und Hugo, unzufrieden mit ihm und ziehen ihn, wenn sie können, vor das Handelsgericht, so erscheinen die sogenannten classischen Theaterdichter keineswegs zufriedener. So hat kürzlich Alex. Duval, der alte Verfasser so vieler auch in Deutschland bekannten Lustspiele, ein Sendschreiben an den Minister des Innern gerichtet, worin er den jetzigen Zustand der Pariser Dramatik darstellt und Abstellung der Mißbräuche verlangt. A. Duval ist ganz mißmuthig, beklagt sich bitter über das Einreißen eines verderbten Geschmacks in der Dramatik, über die greuelvollen Stücke, welche das Théâtre français aufführe, und über den gänzlichen Verfall der Kunst. Wollte man diesem Dichter Glauben beimessen, so wäre dieselbe ganz verloren; so arg ist es nun glücklicherweise nicht. Wohl hat er Recht, wenn er behauptet, das Théâtre français müsse nur als gut anerkannte Stücke aufführen und hinsichtlich des Theaterprunks mit der Oper gar nicht wetteifern wollen. Ein solcher Prunk diene nur dazu, die Aufmerksamkeit des Publikums zu zerstreuen und von dem Inhalte und ästhetischen Werthe des Stückes abzuwenden. Auf der Bühne des Théâtre français müssen die Trauer- und Lustspiele rein durch sich selbst sich geltend machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 10. April 1838.

Mich dünkt, man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur Einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor.

Goethe in Clavigo.

Simeon.

(Fortſetzung.)

Reinhard dachte zu vernünftig, um ein guter Freund ſeyn zu wollen, zudem der Freund eines Mannes, den er fur einen aberwitzigen, überſpannten Thoren hielt. Dieſe lezte Zuſammenkunft hatte ihn völlig von dem bedauerlichen Zuſtand des Gehirns und Herzens des guten Simeons überzeugt. Wie konnte auch ein Mann, der etwas gelernt hatte, der Anſprüche auf Ehre und Ruf machen konnte, in einem verſteckten Winkel der Mark ausharren? Wie traurig mußte es am Ende mit einem Menſchen von Bildung beſtellt ſeyn, wenn er es aushielt, fünf Jahre in einer kleinen Stube zu leben, vor ſich die Ausſicht auf einen Sumpf, und hinter ſich den Gottesacker, täglich in der Geſellſchaft dummer, ekelhafter Bauern, und bei Tiſch amuſirt durch das Lallen eines alten Blödſinnigen und die Späße einer widerlichen Küchenmagd, die ihn dazu beherrſchte. Kein Ehrgeiz, kein Streben, kein Vorwärtsrücken, keine Aufregung — abſcheuliches Leben!

Indem der Profeſſor, behaglich in die Ecke ſeines Wagens gedrückt, noch einmal ſich das Bild von Einſamkeit und Dürftigkeit, das er eben verlaſſen, vor die Seele rief, trat unter den Schatten deſſelben die friſche, jugendliche Geſtalt Liſettens hervor, und der Profeſſor lächelte. Er war, obgleich Profeſſor der Philoſophie, doch ein arger Schalk. Seine Grundſätze waren die leichtfertigſten, und das Gute dabei war, daß er nicht den Heuchler ſpielte. Sein Syſtem von Religion war ſehr einfach. Er glaubte, daß ein Mann, der gut ißt und trinkt und gut verdaut, und dabei einen geſunden Schlaf habe, eben nicht viel nach Gott zu fragen pflege, daß die Religion eine Art von Hypochondrie ſey, die ſich erſt mit dem Alter oder bei ſonſtiger Krankheit des Körpers einzuſtellen pflege, und ſeine ganze Duldung beſtand darin, daß er ſo behaftete Perſonen mit Schonung behandelte, wie er jeden andern Kranken würde behandelt haben. Dies war es, was er Glauben nannte; die äußern Gebräuche jedes Kultus waren ihm achtungswerth, weil ſie eine von den vielen Formen bildeten, in denen ſich das Weſen der Geſellſchaft manifeſtirte und die man nie antaſten dürfe, wenn nicht das Ganze über den Haufen fallen ſoll. Profeſſor Reinhard beging dabei nie die unverzeihliche Albernheit, ſich ſelbſt nur auf einen Augenblick aus dem Auge zu laſſen. Er gewann immer: mochten ſeine Nebenmenſchen nun Kranke, Blödſinnige oder ſchlaue Böſewichter ſeyn, ihm mußten ſie immer dienen. Sein heller Kopf leiſtete ihm da vortreffliche Dienſte und ſein Calcul täuſchte ihn ſelten. Nur ſeine Offenheit und ſein Mangel an Ehrlichkeit ſpielten ihm manches Mal einen

häßlichen Streich. Er ſah alsdann ein, daß ein vollendeter Heuchler weit über ihm ſtand, und daß er noch weit größere Erfolge ſich aneignen könnte, wenn er ſchlau ſeine „innere Geſundheit“ verſteckte und ſich den dürftigen Mantel der Schwäche umlegte, der ſo viel Mitgefühl erregt und unter dem man ſo Manches verſtecken kann. Allein, wie geſagt, dazu war der Profeſſor zu offen; er fühlte, daß er hierin ſeiner Natur nichts aufbürden könne, und das hätte ihm zum Lobe gereichen können, wenn er ſelbſt nicht leider in dieſer Eigenheit eine große Schwäche und ein unleidliches Hinderniß, weiter zu kommen, geſehen hätte.

Weit entfernt alſo, die Stille, die ſelbſtgewählte Zurückgezogenheit, die patriarchaliſche Einfachheit und die Fülle von Liebe in dem Zuſammenleben ſeines Freundes mit der ihm anvertrauten Gemeine anzuerkennen, ſah er in dem allem nur einen beſchränkten Zuſtand voll Heuchelei und Schwäche. Simeon erſchien ihm jezt als ein vollendeter Schwärmer, da er ihn früher nur für einen ſchwachen Kopf gehalten hatte. Die niedliche Liſette brachte ihn aber noch auf den Gedanken, ſeinem Freunde auch die Sünde der Heuchelei aufzubürden; denn nach ſeinen eigenen frivolen Anſichten konnte er nicht anders, als ſich Simeon in einem Verhältniß mit Liſetten denken, und er freute ſich, daß es ihm gelungen war, ihm den Poſſen zu ſpielen; ſo nannte er die Scene am See und den ſpätern Scherz mit der Wirthin.

Der treffliche Profeſſor verließ jezt in ſeinen Gedanken die trübſelige Umgebung der Pfarre und beſchäftigte ſich einzig mit den Reizen der kleinen Liſette. Er ſpielte noch einmal in ſeinen Träumereien die ganze Scene durch, und da er Kenner von Gemälden war und ſelbſt ſogar malte, ſchuf er ein artiges Bildchen voll Effekte, die das weite Schneefeld, das Licht der Laterne und die dunkle Winternacht herum darreichten. Er fand, daß dies keine üble Idee für einen Lichtſchirm abgeben könne, und entſchloß ſich, einen ſolchen zu verfertigen und ſeiner Frau zum Geſchenke anzubieten. Von dieſem boshaften und zugleich galanten Vorſatz ſprangen ſeine Gedanken auf die Vorleſungen über, die er zu halten habe, und dieſer Gegenſtand verſezte ihn bald in einen geſunden Schlaf, der bis an die Thore von Berlin anhielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mein Allerſeelentag.

(Fortſetzung.)

5. Verlorenes.

Haſt du noch nie verloren
Ein theures Erdengut,
Das dir ſchien auserkoren,
Als wär's, mit dir geboren,
Nur Blut von deinem Blut?

Als Jahre dann vergangen,
Vergeſſen der Verluſt,
Kam da nicht Glutverlangen
Vergang'nem nachzuhangen
Aus deiner tiefſten Bruſt?

So wend' ich heut die Schritte
Den alten Gräbern zu;
Dort, in der Todten Mitte,
Will ich mit leiſer Bitte
Erfleh'n mir Seelenruh.

Drum laß allein mich gehen,
Allein mit meinem Schmerz;
Du kannſt ihn nicht verſtehen,
Wenn nicht in gleichen Wehen
Geblutet einſt dein Herz.

6. Mittagsſonne.

Es glüht
Und ſprüht
Und brennt auf meine Stirn;
Mein Blut
Iſt Glut,
Und zehrt und ſengt mein Hirn.

Die Luft iſt todt,
Und auf des Teiches ſchilfumrahmten Spiegel
Drückt, weiß und roth,
Der Mittagſtrahl ſein blankes Feuerſiegel,
Das auf des Himmels zitternd Waſſerbild
Unheimlich blizt, als Wappenſchild.

Das grüne Laub
Erdrückt der Staub,
Das Roſenblatt
Hängt lebensmatt!
Ach, nirgends Kühle,
Und überall Schwule!

Wenn nur ein Lüftchen wachte
Sachte! —
Wie im Fiebertraum
Athem' ich kaum,
Verſchmachte.

Wenn doch einmal
Ein Strahl
Erleuchtete des Herzens Nächte!
Wenn er nur Muth
Und Glut

Und Leben und Erquickung brächte!
Aber er glüht
Und sprüht
Und brennt auf heißer Stirn
Das Hirn! —

Ach, nirgends Kühle
Und überall Schwüle!
Das Herz umnachtet,
Der Leib verschmachtet,
Es glüht,
Es sprüht.
Wenn nur ein Lüftchen wachte
Sachte! —

7. Im Walde.

Hier lieg' ich in des Waldes Dunkel,
Und ruhe aus vom heißen Gang;
Hier dringt kein Strahl vom Tagskarfunkel,
Hier klagt der Kuckuck, einsam, bang.

Die leise Sprache nur der Bäume
Umlispelt süß mein horchend Ohr,
Und zaubert mir, wie Kindesträume,
Geliebte Bilder leis' hervor.

Und wie Musik mit Götterlauten
Auch sprachlos eine Sprache spricht,
So macht der Wald mich zum Vertrauten —
Und Prosa wird mir zum Gedicht.

Accorde wehn im Blätterrauschen:
Mir spricht sie, diese Waldmusik,
Die Fibern all den Tönen lauschen —
Und eingelullt ist mein Geschick.

8. Die Gräber.

Wehn hier nicht die alten Lüfte?
Stehn die alten Berg' nicht hier?
Hier sind meines Glückes Grüfte,
Drauf die Berg' als Grabeszier.

Rings ertönts von sel'gen Zeiten,
Ruft Vergangnes mir zurück,
Leis' wie Aeolsharfensaiten
Nennt's mir ein erstorbnes Glück.

Thränen trüb den Blick umdüstern;
Aus den Gräbern ohne Zahl
Hör' ich tausend Stimmen flüstern:
Glücklich warst du hier einmal.

Schatten abgeschiedner Stunden,
Wie ihr leise euch bewegt,
Werden wieder alte Wunden,
Alte Leiden aufgeregt.

Eingesargt seh' ich die Jahre:
Hier stehn Träume, Täuschung, Tand;
Hier steht noch die lezte Bahre
Mit dem lezten Lebensbrand.

Weilet, Jahre, längst verglommen,
Wenn auch euer Leben floh;
Auch als Mumien seyd willkommen,
Eure Nähe macht mich froh.

Nochmals leb' ich jüngre Jahre,
Nochmals blutet mir das Herz —
Doch ich lächle an der Bahre
Und ich spiele mit dem Schmerz.

Theile seyd ihr meines Lebens,
Ein geliebtes Schmerzenskind,
Blumen meines heißen Strebens,
Die noch schön im Tode sind.

Darum weilt, geliebte Schatten,
Wenn mit Leiden auch gepaart;
Euer Seyn wird nie ermatten —
Ihr lebt ewig, denn ihr ward.

(Der Beschluß folgt.)

Kurzer Nachtrag zu Nr. 308 — 312 von 1837: Ueber die Träume.

Daß erwähnter Aufsatz hie und da Anstoß finden werde, sah ich um so mehr voraus, als ich einen solchen gefliſſentlich geben wollte. Deßhalb war ich über die Bemerkung eines Kritikers, daß er Manchem zu prosaisch dünken werde, nichts weniger als betroffen. Aber sehr erfreut wurde ich, als ich in Chamisso's Reise um die Welt Nachstehendes las, was so ganz mit dem in Nr. 309 Vorgebrachten übereinstimmt. Wäre ich durch und durch ein Stockprosaiker, was in einigen Sphären des Glaubens und Ahnens fast besser seyn mag, als ein Enthusiast, so wird man wenigstens dem Weltumsegler das poetische Vermögen, die Erregbarkeit der Phantasie, die höchste Tiefe des Gemüthes nicht absprechen; und daß er nun in drei Jahren eines Seelebens, wo die Zukunft mit unzähligen kritischen Augenblicken heranrückte, wo diese Tausend und Eine Nacht mit eben so viel wunderbaren Divinationen hätte erfüllt seyn können, keine phantastischern Traumbilder in sich gebar, das muß uns doch stutzig machen. Wir wollen jedoch einem Jeden seine Freude lassen. Wem nun einmal der Verstand nicht verständig, wem die klaren Blicke der Vernunft, die leisen Winke des Gewissens nicht belehrend genug sind, der mag auch seine Träume abhören und deuten. Wir

wollen unſern Dichter hören. „Bei der Schiffsordnung, zu welcher noch hinzukam, daß das Licht Abends um zehn Uhr ausgelöſcht wurde, und bei der einförmig ruhigen, aller anſtrengenden Bewegung entbehrenden Lebensart konnte unſer Einer nicht alle Stunden, worin er ſtill zu liegen verdammt war, mit feſtem, bewußtloſen Schlafe ausfüllen, und eine Art Halbſchlaf nahm einen großen Theil des Lebens mit Träumen ein, von denen ich euch unterhalten will. Ich träumte nie von der Gegenwart, nie von der Reiſe, nie von der Welt, der ich jezt angehörte; die Wiege des Schiffes wiegte mich wieder zum Kinde; die Jahre wurden zurückgeſchraubt, ich war wieder im Vaterhauſe und meine Todten und verſchollene Geſtalten umringten mich, ſich in alltäglicher Gewöhnlichkeit bewegend, als ſey ich nie über die Jahre hinausgewachſen, als habe der Tod ſie nicht gemäht. — Ich träumte von dem Regimente, bei welchem ich geſtanden, von dem Kamaſchendienſte; der Wirbel ſchlug, ich kam herbeigelaufen, und zwiſchen mich und meine Compagnie ſtellte ſich mein alter Obriſt und ſchrie: „Aber Herr Lieutenant, in's drei Teufels Namen!“ O dieſer Obriſt! Er hat mich, ein ſchreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Welttheile, wenn ich meine Compagnie nicht finden konnte, wenn ich ohne Degen auf die Parade kam, wenn — was weiß ich, unabläſſig verfolgt, und immer der fürchterliche Ruf: Aber Herr Lieutenant! aber Herr Lieutenant! Dieſer mein Obriſt war im Grunde genommen ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann; nur glaubte er, als ein echter Zögling der ablaufenden Zeit, daß Grobſeyn nothwendig zur Sache gehöre. Nachdem ich von der Reiſe zurückgekehrt, wollte ich den Mann wiederſehen, der ſo lange die Ruhe meiner Nächte geſtört. Ich ſuchte ihn auf; ich fand einen achtzigjährigen, ſtockblinden Mann, faſt rieſigen Wuchſes, viel größer als das Bild, das ich von ihm hatte, der in dem Hauſe eines ehemaligen Unteroffiziers ſeiner Compagnie ein Stübchen unten auf dem Hofe bewohnte und von einigen kleinen Gnadengehalten lebte, da er im unglücklichen Kriege, mehr aus Beſchränktheit, als aus Schuld, allen Anſpruch auf Penſion verwirkt hatte ꝛc.“

F. L. Bührlen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beſchluß.)

Duval. Scribe's Guido und Ginevra.

Es iſt gewiß, daß die Dumasſchen und Hugo'ſchen Stücke mit großem Gepränge ausgeſtattet ſind und der Theaterdirektion ſehr viel koſten; aber die Mittel, welche der Verfaſſer des Sendſchreibens vorſchlägt, um dem Uebel abzuhelfen und den Geſchmack des Publikums zu läutern, möchten wohl nicht am ſicherſten zum Ziele führen. Duval räth nämlich, die Schauſpielergeſellſchaft des Théâtre français aufzulöſen, eine neue zu errichten und es ihr zur Pflicht zu machen, alle in's Repertoire dieſes Theaters aufgenommenen, als gut anerkannten Stücke nacheinander aufzuführen, neue Stücke nur nach reiflicher Prüfung anzunehmen, die Dichter gehörig zu belohnen und ihnen und ihren Familien ein hinlängliches Einkommen zu ſichern, zweihundert Billets an die ausgezeichnetſten Jünglinge in den öffentlichen Unterrichtsanſtalten, ſo wie an Schriftſteller u. ſ. w. zu vertheilen, das Théâtre français auf Staatskoſten zu unterhalten u. ſ. f. Es geht Duval wie ſo manchen andern Künſtlern. Sie haben zu ihrer Zeit geglänzt, und ſind nun ganz entmuthigt darüber, daß das Publikum ſich andern Dichtern und Künſtlern zuwendet, die durch den Reiz der Neuheit ſich einen großen Anhang verſchaffen. Duval war auch ein Neuerer in ſeinen frühern Jahren; auch er hat das Publikum von ältern Stücken abwendig gemacht, und jezt verfährt man mit ihm ſo, wie er mit ſeinen Vorgängern verfahren iſt. Dies iſt der Weltlauf, und alle Theaterreglements vermögen nichts dagegen. Es iſt auch kein Uebel, daß man den Zuſchauern manche greuliche Stücke vorgeführt hat; denn zulezt, wenn die Neugierde befriedigt und der Reiz der Neuheit verſchwunden iſt, kehren ſie gern wieder zu den einfachern, ſchönen Stücken der ältern Bühne zurück, und darum finden ſeit einiger Zeit Corneille's, Racine's und Molière's Stücke ſo vielen Beifall, wenn ſie gut aufgeführt werden. Dies hindert jedoch nicht, daß das Publikum, welches ein höchſt veränderliches, ja ſogar eigenſinniges Weſen iſt, nicht auch zur Abwechslung gern etwas Neues ſieht, ſollte es auch ein etwas grauſenhaftes Anſehen haben, wofern das Stück nur mit Talent geſchrieben und die Handlung anziehend iſt. Was hilft es, den Miniſter dagegen anzurufen? Das Publikum iſt nun einmal ſo und wird wahrſcheinlich ſtets ſo bleiben. Glücklich der Dichter, welcher wie Scribe es verſteht, daſſelbe nach ſeinem Geſchmack zu bedienen. So eben hat er wieder einen Triumph gefeiert durch die Oper Guido und Ginevra, Muſik von Halevy. Vom Erfinden handelt es ſich bei ihm nicht. Findet er in einer Zeitſchrift oder ſonſt irgendwo eine Novelle, eine Anekdote, oder erſcheint ein neuer Roman oder Memoiren, die eine intereſſante Handlung erzählen, ſo ſieht er ſogleich den Stoff zu einer Oper, einer Operette oder einem Vaudeville darin, und nicht lange, ſo iſt ein dramatiſches Stück daraus geworden. So ging es auch diesmal. Ein Mitarbeiter des Journal des Débats, Namens de l'Eclaſe, der auch kein Erfinder iſt, hat aus Boccacio den Stoff einer Novelle gezogen und dieſe in eine Pariſer Zeitſchrift einrücken laſſen. Aus dieſer hat nun wieder Scribe eine Oper gemacht, wobei er jedoch auf die Pracht der Oper Rückſicht zu nehmen hatte, damit Tänze, Chöre und dergleichen hineinkämen. Das Stück verſezt Einen nach Florenz zur Peſtzeit, und die Peſt ſpielt eine große Rolle dabei: ſie befreit die Handlung von einem Schein, weßhalb kleine Tageblätter vorgeſchlagen haben, das Stück „die verleumdete, aber gerechtfertigte und triumphirende Peſt“ zu nennen. Man behauptet, Roſſini habe ſich geweigert, die Muſik zu dieſer Oper zu ſezen, worauf ſie Halevy, dem Componiſten der „Jüdin,“ übertragen worden. Die Oper iſt zu neu und zu groß, als daß man ſogleich den muſikaliſchen Werth derſelben ſchätzen könnte. Man findet jedoch allgemein, daß fünf Aufzüge zu viel ſind, daß das Stück durch das Zuſammenziehen in drei Aufzüge gewinnen würde. Fünfaktige Opern haben heutzutage Mühe, ſich auf der Bühne zu halten.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 11. April 1838.

Siehſt du zum Geſtad' die hellen
Sänften Fluthen ſterbend ſchwellen!
Und der flücht'ge Zephyr dort,
Kräuſelnd milden Hauchs die Wellen
Streift er über ihnen fort.

Lamartine.

Aus einer Reiſe in Schweden im Jahr 1826.

Die Univerſität Lund und ein Beſuch bei dem Biſchof Tegner.

Ich gelangte ohne alle Abenteuer nach Lund, der Univerſitätsſtadt für das ſudliche Schweden, wie Upſala es fur das nördliche iſt. Hier befand ich mich in der Mitte der Freunde Tegners; denn vor Kurzem erſt hat dieſer vorzügliche Dichter, deſſen Frithioſſage uns ſo ſehr gefiel, Lund verlaſſen, wo er Profeſſor der griechiſchen Literatur war, und iſt Biſchof von Wexiö geworden, wo ich ihn wohl ſehen werde; denn es verlohnt ſich wohl, ſeinetwegen eine Tagereiſe Umweg zu machen, wenn man mit ſo guten Empfehlungen zu ihm kommt, als mir durch die Güte der hieſigen Freunde geworden ſind. Denn ich bin auch hier über die Maßen freundlich aufgenommen worden, und habe mir dieſes eigenthümliche Univerſitätsleben ganz in der Nähe betrachten können, habe mich auch über die Reformen unterrichtet, die man mit dem ſchwediſchen Unterrichtsweſen überhaupt im Sinne hat, da ich mit einem der einſichtsvollſten Männer, der zu dem Comité berufen iſt, welches zu dieſem Zwecke in Stockholm zuſammentreten ſoll, dieſen Gegenſtand ruhig beſprechen konnte. Das Wetter begünſtigte mich fortwährend, und ſo konnte ich Lage und Umgebung Lunds auf mehreren Spazier gängen im günſtigſten Lichte betrachten. Ihre Univerſitätsgebäude ſind ſehr ſchön und bilden ein zweckmäßiges Ganze. Voran das Bibliothekgebäude, hinter dieſem der botaniſche Garten und am Ende des Gartens das Hoſpital; links Naturalienkabinet und Conſiſtorium, d. h. nach unſerer Art zu reden, Verſammlungszimmer des Senats. Von dem biſchöflichen Garten aus, in dem ich mit A. ſpazierte, ſah ich den Sund. Er ſah in der milden Abendbeleuchtung, es war ſpäter Abend, lieblich und einladend zu uns herüber, und es war mir ein eigenes Gefühl, nun in der Wirklichkeit vor mir zu ſehen, was mir in Geſellſchaft des großen und des kleinen Belt in den geographiſchen Stunden der frühen Kinderzeit ſo oft um die Ohren geklungen war. Da zog ſich nun die blaue Fläche, die den altbekannten heimlichen Namen trug, in der Abendſonne ſchimmernd, nach Malmö hinauf, die ſchönen ſchonenſchen Höfe daran, und in der Ferne die Thürme von Copenhagen. Im Danhofe, einem ſchönen, geräumigen Platze, Lundagard genannt, ſah ich exercirende Studirende. Sie waren eben zu ihrem jährlichen Exercitium zuſammen, was mehr Luſt als Arbeit iſt. Auch einem ſchwediſchen Gottesdienſt habe ich hier zuerſt beigewohnt und die Liturgie ſchön und eindrucksvoll gefunden. Ich konnte der Predigt, die ein junger Mann mit vieler Lebhaftigkeit vortrug, ziemlich folgen; und es

war mir, wie jedem Fremden, auffallend, daß nach der Predigt eine Menge Ankündigungen von der Kanzel verlesen wurden; lauter Anzeigen von der Art, wie sie bei uns in den Wochenblättern stehen. Dieses Vorlesen dauerte eine gute Viertelstunde mindestens. Die Bauern in ihrer Tracht sahen recht tüchtig und ehrbar aus; der Mittelstand macht die Mode mit und kleidet sich nach deutscher Weise. Da sie nicht die besten Schneider haben, so steht ihnen das nicht gut, und den Frauen, die keine besseren zu haben scheinen, will die französische Tracht auch nicht recht passen. Die große Kirche war übrigens fast gefüllt, und auch das erinnerte an eine frühere Zeit in Deutschland. Die Kirche selbst hat wenig Ausgezeichnetes; ihre Geschichte ist interessant, und die Sage über ihre Stiftung hat Tegner, wie mir seine Freunde sagen, zu einem epischen Gedichte benuzt.

Mit einer Herzlichkeit ohne Gleichen bin ich hier allenthalben empfangen worden, und wenn A. durch die Empfehlungen, die ich an ihn hatte, sich zur Gefälligkeit und gastlichem Zuvorkommen verpflichtet glauben konnte, so ging er doch weit über alle Verpflichtungen dieser Art in Freundlichkeit und offener, herzlicher Zutraulichkeit hinaus, und ich werde nie den fröhlichen Mittag vergessen, den ich in seinem Hause mit mehreren jungern Lehrern der Universität zubrachte. Diese jungen Leute, H., der Astronom, und R., der Theologe, besonders, haben wie Brüder an mir gethan, und ich habe in den Unterhaltungen mit ihnen gefunden, wie ernst und tüchtig sie es mit Studium und Wissenschaft meinen, und mit welchem heitern Anstand sie sich dabei im Leben zu benehmen verstehen. Die Genannten sprachen vollkommen gut deutsch und übten mich im Schwedischsprechen; ich muß aber doch berichten, daß ich darin schon bei meiner Ankunft in Lund so weit vorgeschritten war, daß mir die Ehre widerfuhr, von der Wirthin, die mich empfing, für einen Norweger gehalten zu werden.

Ich verli ß Lund mit Dankbarkeit und wie man von guten Freunden scheidet, und schlug den Weg nach Blekingen ein. Bis Lund und eine Strecke darüber hinaus fährt man im schonenschen Flachlande, dann beginnt das Wald- und Bergland; man gelangt in schwedische Landschaft, nachdem man die pommersche verlassen hat. Da ist nun Ueberfluß an Granitfels und Wald, dem hin und wieder die Menschen einige Stellen zu Feldern und Häusern abgewonnen haben. Man reist wie durch einen ungeheuern Park auf der schönsten Straße. Herrliche Eichen- und Buchenwälder fast ohne Unterbrechung. Blüthenbäume sind selten; aber es kommt mir wohl eben der Seltenheit wegen vor, als ob sie viel reicher blühten, als anderswo. Auch sind es meist Aepfelbäume, was man sieht. An allen irgend stattlichen Häusern sah ich blauen Flieder gepflanzt, der wirklich prächtig blühte. Die Häuser sind klein, meist roth angestrichen, mit Strohdächern. Sie sind auf die langen Winter eingerichtet, und kamen mir mit ihren wenigen kleinen Fenstern durchaus wie wohlverwahrte Cajüten vor. Sie sind dicht mit Brettern verschlagen, die Thüren klein, die Fenster wie Guckerchens, aber hell, und innen ist's reinlich und behaglich. Sie müssen gar viel darinnen seyn an ihren hohen, glänzenden Thonöfen. Von Zeit zu Zeit kommt man an Strecken vorbei, wo ein Stück Wald niedergebrannt ist. In die Asche säen sie Getreide; sie heißen das svedjeland, Schwendeland, und es gibt einen Begriff von der Art der Cultur.

(Der Beschluß folgt.)

Simeon.

(Fortsetzung.)

III.

Es war wiederum der Tag in der Woche, den der Pfarrer zur Vertheilung seiner geistigen und körperlichen Spenden bestimmt hatte. Das kleine Zimmer war heute gedrängter voll als sonst; denn einige scharfe Wintertage hatten die Bedürfnisse der Gemeine gemehrt und hie und da Krankheitsfälle verursacht, die jedoch bei dieser kräftigen, in fast ursprünglicher Einfachheit lebenden Menschenrace nicht gar bedeutend waren. Viele waren nur gekommen, um das Auge ihres Herrn zu sehen, dieses milde, freundliche blaue Auge, dessen Blick Friede in jedes Herz goß; andere trieb das Bedürfniß, auch außer der Kirche Gottes Worte zu vernehmen; aber in dem ungemessenen Drange zu plaudern, ertappten sie sich bald darauf, statt von dem Gotteswort, von der Einsetzung eines Ofens, von der Ausbesserung einer Scheune, von einem neuen Mittel gegen das Ungeziefer gesprochen zu haben. Doch diese naive Gottesverehrung gefiel dem Pfarrer; er suchte durch Lehre wie durch Beispiel diesen glücklichen Leuten die Begriffe von körperlichem und geistigem Wohlseyn recht nahe zu rücken und eines von dem andern abhängig zu machen. Indem er den kalten Gedanken einer selbstischen und gewinnsüchtigen Industrie von ihnen fern hielt, gab er ihnen in der Sorge für die einfachen, natürlichen Bedürfnisse das Mittel an die Hand, ihre Wohnungen so behaglich und sicher einzurichten, daß es dem Körper wohlthat, ohne ihn zu verweichlichen. Diesen Segen einer behaglichen Existenz zeigte er seinen Pfleglingen eben so als einen gottgefälligen Zustand, wie es der innere Frieden der Seele ist. Diese Grundsätze setzten den Frommen in immerwährende gesunde Thätigkeit, indem

ſie ihn von einem leeren, beſchaulichen Leben bewahrten und den Leichtfertigen zwangen ſie, eine gewiſſe Ordnung und Regelmäßigkeit um ſich her zu dulden, die ſpät oder früh auch auf ſeinen Geiſt ihren Einfluß übte und ſeinen Ideen und Vorſtellungen eine wohlthätige Richtung gab. Gewiß war es, daß der Pfarrer durch dieſen Weg, den er eingeſchlagen, die Tugend angenehm und das Angenehme tugendhaft zu machen, während der fünf Jahre, daß er ſeiner Gemeine vorſtand, eine Menge glücklicher Familien geſchaffen hatte, und das Dorf ihm wenigſtens zehn neue Häuſer dankte, die auf dem Platze verfallener Hütten entſtanden waren und welche in ihrem Innern jene einfache, aber gediegene Ausſtattung zeigen, die dem Bewohner jener nordiſchen Gegenden unumgänglich nöthig iſt, um ſein Daſeyn zu einem behäglichen, frohen zu ſchaffen.

Die ſchwache Geſundheit Simeons litt an den Tagen wie der eben angezeigte nicht wenig; allein er verbarg ſeine Hinfälligkeit vor den Augen derer, die auf ſeine Stärke bauten. Heute wurde es ihm kaum möglich, ſich aufrecht zu erhalten, und dennoch blieb ihm, nachdem die Männer und Weiber ſein Vorzimmer verlaſſen hatten, noch ein ſehr wichtiges und ſchmerzliches Geſchäft übrig. Er trat in die Wohnſtube, wo Liſette am Fenſter mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt ſaß. Sie wollte aufſtehen, allein er hielt ſie zurück, ſezte ſich neben ſie und hieß Catharinen die Stube verlaſſen. Das junge Mädchen ward abwechſelnd roth und bleich, als Simeon ihre Hand faßte und ſie mit einem durchdringenden, aber freundlichen Blick betrachtete. Er nannte ſie nicht Liſette, ſondern Liſa, und das pflegte er immer zu thun, wenn er mit ihr von Gott ſprach oder ſonſt von hochwichtigen Dingen.

„Erräthſt du nicht, Liſa, was ich dir zu ſagen habe?“ hob er an. „Kannſt du dir nicht vorſtellen, daß außer jenen Leuten, die eben mein Zimmer verlaſſen haben, noch Jemand anders da war, der auch etwas zu bitten hatte?“ Liſette verbarg ihr Geſicht. Es ließen ſich draußen vor dem Fenſter Schritte hören. „Vernimmt dein Ohr den Tritt auf dem kniſternden Schnee, Liſa?“ fragte der Pfarrer ſeine junge Pflegbefohlene. „Wer mag es ſeyn?“ Liſa brach in Thränen aus. Sie erfaßte faſt krampfhaft die Hand ihres Wohlthäters und bedeckte ſie mit Kuſſen. Simeon ſah ſie mit einem wehmuthigen Blicke an. „So willſt du mich alſo verlaſſen, mein Mädchen?“ rief er nach einer Pauſe, und ſeine weiße ſchmale Hand glitt über ihre glattgekämmten und geſcheitelten Haare. „So ſey es! Ich habe nichts gegen dieſe Liebe und Heirath.“ — „Nein! nein!“ rief Liſa mit Heftigkeit. „Gib es nicht zu, mein Vater. Ich kann Friedrich nicht heirathen, ich werde ihn nie heirathen!“ — „Und weßhalb nicht?“ fragte Simeon verwundert.

Sie ſchickte ſich unter langem Zögern an, zu antworten, als die Thür ſich langſam öffnete und der hereintrat, über deſſen Schickſal eben entſchieden werden ſollte. Es war einer jener langen, blonden, hochaufgeſchoſſenen Burſchen, die ihr Phlegma, ihr gelbes Haar, ihre waſſerblauen Augen und ihre ermüdende Schwerfälligkeit in Erwiderung der Fragen dem Reiſenden, der die Grenzen der Mark betritt, zur Schau zu legen pflegen. Mitunter ſieht man auch dieſe Geſtalten am Wege ſtehen und, nach Weiſe der ſächſiſchen Schäfer, unendlich lange graue Strümpfe ſtricken, während ein ſchläfriger Hund zu ihren Füßen liegt, und die berühmte Race der pommerſchen Schafe, dieſes Entzücken eines induſtriöſen Landwirths, an dem kurzen, fetten Graſe eines kleinen Wieſenplatzes zehren. Friedrich gehörte nicht zu dieſer trübſeligen Traveſtie der arkadiſchen Schäfer, die unſere Voreltern auf ihre Blumenvaſen malen und auf ihre Teppiche ſticken ließen. Friedrich hatte mit ſeinen ſchäferlichen Nachbarn nur die geſunde Farbe, die kräftigen Waden und die blauen Strümpfe gemein; die andern Theile ſeines Anzugs waren mit dörflicher Pracht ausgeſtattet, ja man konnte ſie ſogar ſtädtiſch nennen. Als der Sohn eines reichen Müllers nahm er ſich's heraus, eine rothe Weſte zu tragen, die, wenn man ihn von Weitem über die Schneefläche kommen ſah, von bewundernswürdigem Effekt war. Sie war es auch geweſen, die Liſetten ſein Anrucken bemerkbar machte durch einen leuchtenden rothen Punkt, der aus der Ferne zwiſchen den bereiften Schilfbuſcheln des Sees bald auftauchte und bald wieder verſchwand. Dieſer rothe Punkt hatte ihr ſchon das heftigſte Herzklopfen verurſacht, lange bevor der Pfarrer den Gegenſtand ſeiner „ernſtlichen Unterredung“ berührt. Jezt ſtand dieſes ſegenbringende Meteor in ſeiner ganzen Größe nur wenige Schritte von ihr an der Thüre, ſie fühlte ſeine Nähe, ſie merkte, ohne es zu ſehen, daß er ſeinen Hut unaufhaltſam wie eine Scheibe durch die Finger laufen ließ, und ſie theilte ſeine Verlegenheit und ſeine entſetzliche Angſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mein Allerſeelentag.

(Beſchluß.)

9. An den Leſer.

Leſer, der du meinem Schritte
Folgteſt bis zur Gräber Mitte,
Zürn' mir nicht ob ſolch' Empfinden
In ſo thätig-kräft'ger Zeit,
Wo das Weiche muß verſchwinden
Und das Tücht'ge nur gedeiht.

Wie mich auch der Schmerz zerwühle,
Glaub' drum nicht, daß ich's nicht fühle,
Daß ein hehrer Schmerz vorhanden;
Nicht wie Eine Seel' ihn trägt,
Nein, wie er der Menschheit Banden,
Wie der Welt er Fesseln legt.

Ja, die trüben Erdenerze
Lösen glühend sich im Schmerze,
Der in meiner Seele ringet;
Und wenn dann das eigne Leid
Scharf mir durch den Busen dringet,
Ist ein Dolch mit Doppelschneid.

Unberufen ist die Stimme,
Die nicht darf mit Löwengrimme,
Daß das Weltall sie vernehme,
Schreien aus der Menschheit Schmerz;
Dazu braucht es andrer Wehme —
Und hier sprach nur still ein Herz.

Günzburg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

Verschönerung der Stadt.

Mögen unsere gespensterseherden Politiker immer von den zerstörenden Prinzipien der Zeit sprechen; anderer Meinung bin ich, der unsere Zeit die bauende nennt. Für meine Ansicht sprechen die Tausende von Beispielen in allen Ländern Europa's, wo Ruhe und Friede herrscht: überall wird gebaut, und Mancher, der eine oder die andere Stadt seit einem Jahrzehent nicht gesehen, erstaunt über die Veränderungen, die allenthalben durch Neubauten hervorgerufen worden. Dieses Erstaunen dürfte aber nicht leicht anderswo mehr erregt und gerechtfertigt werden, als bei uns, wegen der vielfachen Verschönerungen sowohl in der Umgebung, als im Innern unserer Stadt, welche in dem Zeitraum weniger Jahre durch die Energie unsers hochgeehrten Landeschefs, unterstützt von dem Gemeinsinn unserer Mitbürger, statt gefunden haben. Nach den vielen öffentlichen Bauten, welche seit wenigen Jahren sich erhoben haben, wie z. B. das imposante Roßthor, die Bastei, der Volksgarten, die Brustastraße, steht uns ein doppelter Zuwachs bevor, wodurch unserer Stadt eine bedeutende doppelte Zierde erwachsen wird; es ist nämlich erstens diesen Winter die allerhöchste Bewilligung erfolgt zur Abreißung unsers alten, so baufälligen und für die Gerichtslokalitäten schon lange nicht mehr ausreichenden Rathhauses, an dessen Stelle — jedoch mit Beibehaltung des großen Thurms — ein dem schönen Platze, der Würde der Stadt und den Geschäftsbedürfnissen entsprechendes neues Commungebäude alsbald begonnen und aufgeführt werden wird, und zwar im reinsten gothischen Geschmacke. Von der Großartigkeit des Baus kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß für die Kostenüberschläge vor der Hand schon der Betrag von 400,000 fl. C. M. bewilligt wurde. Einen zweiten, nicht minder großartigen, aber noch mehr imponirenden Schmuck erhält unsere Stadt durch den nunmehr ebenfalls definitiv beschlossenen Bau einer Kettenbrücke, welche, neben unserer alten, seit Jahrhunderten berühmten, steinernen Brücke, die Neustadt mit der Kleinseite verbinden und den zahlreichen, bisher so beschränkten Verkehr eben so sehr erleichtern wird, wie sie, was das Malerische betrifft, einzig in ihrer Art zu werden verspricht durch ihren, in Gestalt einer römischen Triumphpforte im edelsten Styl projektirten Mittelpfeiler auf der herrlichen Schützeninsel. — Der wohlthätige Einfluß, den ein veredelter Geschmack in öffentlichen Bauwerken auf die Privatbauten übt, fängt an sich auch bei uns zu bewähren. Als Beleg hiefür will ich nur die im vorigen Jahr vollendete, herrliche Umgestaltung unserer Färberinsel anführen. Der Besitzer derselben, Rawolov, wurde dabei von dem ausgezeichneten Talente des k. k. Baudirektionsarchitekten Kulhanek, unterstützt, der die gesammten Plane entwarf und den umfangreichen und vielverzweigten Bau leitete. Die Insel bildet jetzt mit ihren Baumanlagen und Rasenplätzen, mit dem herrlichen Hauptgebäude mit seinen Sälen und Zimmern, und den Nebengebäuden mit den mannichfaltigen Badeeinrichtungen einen Vergnügungsort, der in Paris und London einen ehrenvollen Platz behaupten würde, und zu der Hoffnung berechtigt, daß dadurch mit der Zeit so manche bedauerliche Lücke in unserm öffentlichen geselligen Leben ausgefüllt werden könnte. Am bedeutungsvollsten für unsere innere Stadtverschönerung möchte ich aber die Ausstattung nennen, welche unser wackerer Mitbürger, der Juwelier Richter, seinem auf einem der gangbarsten Stadtplätze, am kleinen Ringe, befindlichen Hause gab. Das Comfortable der innern Einrichtung dürfte auch dem bequemsten englischen Aristokraten genügen, und wird bei uns gewiß eben so sehr verdiente Nachahmung finden, wie dieses bereits mit der geschmackvollen äußern Gestaltung des Erdgeschosses der Fall ist, dessen Gewölbe in ihrer zweckmäßigen Einfachheit den erfreulichsten, angenehmsten Gegensatz zu den verrosteten, schwerfälligen Eisenthüren bilden, welche früher dieses großartige Haus nicht minder, als den sehr belebten Platz verunstalteten. Betrachtet man jetzt die Gewölbereihe dieses Hauses, wo die eben so kostbare, als von gereiftem Künstlertalente ihres Besitzers zeugende Waarenauslage Richters mit den artistischen Gegenständen der Haase'schen Buchhandlung und den glänzenden Modeartikeln einiger andern Handlungen aus den geschmackvollen Glasbehältern herausstrahlen, und den Vorübergehenden jenes angenehme Gefühl gewähren, das immer den Anblick eines in sich vollendeten Gegenstandes begleitet; erwägt man, daß bereits mehrere Hausbesitzer diesem Impulse gefolgt sind, und von der Zweckmäßigkeit der Einrichtung durch ein so glänzendes Beispiel belehrt, noch mehrere folgen werden; beachtet man endlich die große Zierde, welche dergleichen Waarengewölbe der Stadt verleihen, die Bequemlichkeit, welche sie gegen die bisher leider nur noch sehr verbreiteten, in die Straßen hinausragenden Auslagskasten gewähren, und wie wohlthätig sie überhaupt auf den Baugeschmack wirken, so muß man gestehen, daß sich der Besitzer jenes Hauses durch diese von ihm zuerst eingeführte Ausstattung ein anerkennungswerthes Verdienst um unsere Stadt und ihre Bewohner erworben hat. Eine nicht minder — wenn auch in anderer Hinsicht — interessante Bauverschönerung bildet die nunmehr vollendete großartige k. k. privilegirte Kattunfabrik von L. Jerusalem; ihre innere Einrichtung mit den neuesten Apparaten und vielfachen Maschinerien erregt die Bewunderung der Techniker; aber eben so befriedigend ist der äußere Anblick, und es ist hier der Beweis geliefert, wie auch bei solchen Gebäuden ein geschmackvoller Styl mit den Anforderungen innerer Zweckmäßigkeit sich vereinigen lasse.

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 12. April 1838.

Ein ſchön Begegnen zwei erwählter Herzen!
Der Himmel regne Huld auf das herab,
Was zwiſchen ihnen aufkeimt!

Shakespeare.

Simeon.

(Fortſetzung.)

Simeon, der Beide eine Zeitlang betrachtete, machte der langen Pauſe ein Ende, indem er den jungen Freiwerber um ſein Begehren fragte; aber das war gerade die Weiſe, um Friedrich auf ewig ſtumm zu machen, oder wenigſtens nicht die rechte Antwort aus ihm herauszubringen. Nach wiederholter Frage des Pfarrers erwiderte er: „er ſey gekommen, um nach dem Text der nächſten Predigt zu fragen.“ — „Friedrich,“ rief Simeon, indem er den Finger drohend erhob; „deßhalb kamſt du nicht!“ — „So kam ich,“ antwortete der junge Müller und eine dunkle Glut färbte ſeine Stirn, „um Sie, Herr Pfarrer um ein Heilmittel für unſere dicke Braune zu fragen; die arme Kuh hat's auf dem linken Auge, und wir fürchten, daß ſie blind wird, beiſpielsweiſe.“ — „Friedrich,“ ſagte Simeon mit noch erhobenerer Stimme, „auch der dicken Braunen wegen biſt du nicht hergekommen.“ — „Ganz recht,“ ſtotterte der Arme, und der Schweiß brach aus ſeinen Poren. „Ich wollte ſagen, daß des Vaters Huſten — beiſpielsweiſe.“

Der gute Junge hatte ſich das Wort „beiſpielsweiſe“ angewöhnt, und es lief ihm immer am häufigſten über die Lippen, wenn er in ſo arger Verlegenheit ſteckte wie die jetzige. Er hatte nicht geglaubt, daß Liſette zugegen ſeyn werde, wenn er ſeine Worte anbrachte, und nun ſaß ſie da, und ihre Wangen wurden bald bleich und bald roth und ihr Buſentuch hob ſich. Das waren alles Dinge, die gleich beim Beginn die ganze Rhetorik des guten Friedrich über den Haufen warfen. Er ſann eben mit verzweifelter Miene nach, welches Glied von ſeinen Angehörigen er noch krank werden laſſen könne, als Simeon aufſtand, ihn an der Hand faßte, dieſe heftig ſchüttelte und dann ſagte: „Friedrich, du kommſt, um dieſe da zu heirathen!“ — „Ach ja — beiſpielsweiſe!“ rief der junge Sohn der Mark, froh, daß das Geheimniß heraus war und daß nicht er, ſondern der Pfarrer das Wort ausgeſprochen. Beide blickten jetzt auf Liſetten, die ihre Augen verhüllt hatte. Simeon ſchob einen Stuhl dem Bräutigam hin, nahm mit Sanftmuth ihm den Hut und ihr das Tuch aus der Hand und ſagte dann: „Ich wußte ſchon lange, daß ihr euch gut ſeyd, meine Kinder, zugleich kenne ich euch Beide und weiß, daß ihr mit einander glücklich ſeyn werdet, alſo iſt eurem Einverſtändniß nichts im Wege.“

Liſette ſaß ſtumm da, ihr Auge war geſenkt und die langen ſchwarzen Wimper beſchatteten ein paar bleiche Wangen. Sie trug jetzt eine rührende Schönheit im Geſichte, wie ſich überhaupt ihr Aeußeres von dem der

übrigen Frauen dieſes Dorfes unterſchied. Wie in ihrer feinen, zierlichen Geſtalt, ſo lag auch in den Formen ihres Antlitzes unendlich mehr Zartheit und Adel, als man in dieſer Gegend einheimiſch findet. Liſette war von Simeons Mutter als Pflegekind aufgenommen, man wußte nichts Genaueres über ihre Verhältniſſe, nur von dem frühen Tode ihrer Eltern hatte man Kenntniß. Simeon übernahm die Erziehung der kleinen Waiſe als eine heilige Pflicht, die ſeine ſterbende Mutter ihm auferlegt hatte. Sein immer gleiches, ſanftes Betragen, die rührende und innige Liebe, mit der er alles umfing, was ſeinem Herzen nahe ſtand, hatte ihm in Liſetten eine treue Seele erworben, die ihn mit der vereinten Liebe einer Tochter und einer Schweſter umfing. Nichts glich der ſchwärmeriſchen Glut dieſes zarten Weſens, der Kraft ihrer Liebe und dem an Fanatismus grenzenden Schwung ihrer religiöſen Gefühle. Eben um dieſe in wohlthätigen Schranken zurückzuhalten, war Simeon bemüht geweſen, ſeine Schülerin frühe mit dem wirklichen Leben vertraut zu machen. Er war noch weiter gegangen und hatte dieſe Liebe zu einem einfachen, aber reinen und kräftigen Jünglinge begünſtigt, und hoffte nun von dieſem Bunde die erſprießlichſten Folgen. Die Zurückhaltung, die Liſette jezt im entſcheidenden Momente zeigte, befremdete ihn nicht. Bekannt mit dem ſtillen, verſchämten Gange einer Liebesintrigue dieſer Art und mit den Sitten in ſeinem Dorfe, ſah er in dem Betragen Beider die nothwendige erſte Beſtürzung bei der Entdeckung des Zuſtands ihrer Herzen. Die glücklichen Kinder der Natur leiden in ſolchen Augenblicken eine ſcharfe Pein. Sie beſitzen weder die Verſtellungsgabe noch die Leichtigkeit, mit der ein verlobtes Paar in der großen Welt über ſolche Momente hinwegſchlüpft. Die Liebe, ſo lang ſie in ihrem Herzen als ein köſtliches Gut verſchloſſen lag, hat ſie unendlich ſelig gemacht; aber ſo wie ſie nun offenbar geworden, ſtürzt ſie ſie in ein Meer von Verwirrung und Pein. Friedrich war ſchon auf dem beſten Weg geweſen, Muth zu faſſen, als er Liſettens völlige Muthloſigkeit bemerkte, und mit Schreck erſtarb das Wort auf ſeiner Zunge, und der Arm ſank, der ſich ſchon gehoben hatte, um ſich durch einen kecken Griff der Hand des jungen Mädchens zu bemächtigen. In der That lag in dieſer Muthloſigkeit Liſettens etwas Auffallendes, das dem Pfarrer nicht entgangen wäre, wenn er dieſes Merkmal nicht etwas zu voreilig auf die Verwirrung einer Braut geſchoben hätte. Ein Zufall kam dieſen ſcheuen Liebenden zu Hülfe. Liſettens farbiges Garnknäulchen fiel zu Boden und rollte Friedrich vor die Füße, dieſer bückte ſich danach und traf mit Liſetten Wange an Wange zuſammen in dem Moment, als auch ſie ſich zu Boden neigte. Der warme Hauch, die ſchnelle, aber heftig anregende Berührung, mit einem Wort, das Blut trug in dem jungen Burſchen den Sieg über jede andere Rückſicht davon. Er umſchloß Liſetten und drückte ſie heftig an ſich, indem er ſie zugleich mit einer Fluth von Thränen überſchüttete. Sie ſank an ſeinen Hals; Simeon entfernte ſich leiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus einer Reiſe in Schweden im Jahr 1826.

(Beſchluß.)

Ich kam Morgens in Weriö an, und nachdem ich im Gäſtgifvaregard abgeſtiegen war und ein kleines, ſchmales Zimmer zu ebener Erde angewieſen erhalten hatte, ſchickte ich ſogleich meine Empfehlungsbriefe mit einem Begleitungsbillet in die biſchöfliche Wohnung. Der Diener kam nach einer Weile zurück und brachte mir ein ſchwediſches Billet von Tegner, folgenden wörtlichen Inhalts. „Es wird mir Vergnügen gewähren, Ew. ꝛc. Bekanntſchaft dieſen Nachmittag auf meinem Landhauſe Tuſvan zu machen, welches nur eine Viertelmeile von Weriö entfernt iſt. Ich wohne da und bin eben im Begriff dahin zurückzufahren. Ich bin verhindert, mich länger in der Stadt aufzuhalten, ſonſt würde ich Ew. ꝛc. ſogleich beſucht haben. Ich bitte, mich zu entſchuldigen. Gehorſamſt Tegner.“ Ich beſtellte ſogleich Pferde, um zur beſtimmten Zeit der freundlichen Einladung folgen zu können, und nachdem ich ein einfaches Mittageſſen ganz in ſchwediſcher Weiſe eingenommen hatte, kleidete ich mich an und fuhr einen hübſchen Weg etwa dreiviertel Stunden nach dem bezeichneten Landhauſe. Ich ſtieg vor einem weiten Garten ab, der wohlangelegte Baumpartien, Raſenplätze, Waſſer hatte, und ging durch einen Baumgang über einen freien Platz nach dem Hauſe zu, das in der Mitte des Gartens ſtand. Ein Bedienter empfing mich, und da ich ihm geſagt hatte, wer ich ſey und auf welche Veranlaſſung ich käme, führte er mich mit großer Freundlichkeit und Treuherzigkeit in Blick und Ton einige Stufen hinauf in einen Vorplatz, öffnete in dieſem links eine Thüre und ließ mich eintreten. Da ſtand Tegner, ein großer, ſtattlicher Mann, mit etwas weniges gebückter, doch höchſt edler und freier Haltung, und hieß mich willkommen. Ich ſey ihm von Lund und Stralſund aus auf's Beſte empfohlen. Nun muß ich zuvor ſagen, daß ich doch mit einiger Befangenheit dieſen Beſuch gemacht hatte. Denn ich hatte in Schweden von mehreren Seiten gehört, daß Tegner etwas gegen die Deutſchen habe, daß er glaube, daß ſie ihrer Gelehrſamkeit und ihrer Verdienſte um die Literatur ſich etwas zu ſtark bewußt wären, und daß er

einen Deutſchen das wohl könne fühlen oder wenigſtens merken laſſen. Auch war die erſte Frage, die er an mich that, nicht von der Art, mich aus der Befangenheit zu ziehen. Er fragte mich in verſtändlichem, doch etwas gebrochenem Deutſch, ob ich ſchwediſch ſpräche. Ich ſagte ihm, daß ich in Deutſchland bereits ſchwediſch gelernt und Gelegenheit gehabt hätte, es auch zu ſprechen, und daß ich mich während meines bisherigen Aufenthalts in Schweden auf alle Weiſe in Uebung geſezt hätte. Verſichern könne ich, daß ich beſonders wiſſenſchaftlichen Geſprächen vollſtändig zu folgen im Stande ſey, und ich hätte die Probe in Lund gemacht, wo ich lange Geſpräche mit ſeinem Freunde A. ſo geführt hätte, daß A. ſchwediſch und ich deutſch ſprach. Das gefiel ihm und er ſagte, wir wollten es eben ſo machen. Er führte mich nach einigen Geſprächen über meine bisherige Reiſe und über die Bekanntſchaften, die ich in Schweden ſchon gemacht hatte, wobei er ſich beſonders über die jungen Yſtaderinnen beluſtigte, die mir vor Lachen keinen Beſcheid geben konnten, in das Familienzimmer, wo ich ſeine freundliche Hausfrau und ſeine Nichte traf. Hier wurden allgemeine Geſpräche fortgeſezt. Tegner führte mich aber bald in ein Zimmer neben dem Familienzimmer (dieſes leztere iſt ganz der drawing-room der Engländer); wir ſezten uns dort neben einander auf's Kanapee, er ließ Madera kommen (es ſey ganz echter, bemerkte er, und ein Geſchenk ſeiner Freundin, der geiſtreichen Gräfin Schwerin); ich mußte trinken, und es begann nun das eigentliche Geſpräch. Ich nahm auch hier wahr, was ich bei allen bedeutenden Menſchen, denen ich auf meinen Wegen begegnet bin, ohne Ausnahme wahrgenommen habe, daß man mit ihnen, ſobald nur einiges Zutrauen ſich einfindet, ſogleich auf bedeutende Geſpräche, ich meine auf Unterhaltungen über bedeutende Gegenſtände kommt, über die jeder Denkende klar zu werden bemüht iſt, auf die man immer und immer wieder zurückkommt. Es gehört dazu die Frage, auf welchem Punkte der Bildung die Nationen jezt ſtehen. Wir ſprachen von den großen literariſchen Erſcheinungen in Deutſchland, und ich erwähnte des Aufſchwungs, den unſere Literatur ſeit dem Befreiungskriege genommen habe. Er bemerkte, daß er mehr erwartet hätte, daß jene Blüthen der Begeiſterung mehr Früchte hätten tragen ſollen. Wir ſprachen auch über den Vorwurf, den die Schweden gerne den Deutſchen machen, daß ſie eine ſchwerfällige Gelehrſamkeit überſchäzten, und ging gerne darauf ein, als ich bemerkte, daß die deutſchen Verhältniſſe, die Menge der Einwohner, die große Anzahl von Bildungsanſtalten und Bildungsmitteln ein anderes Reſultat geben müßten, als die einfacheren Verhältniſſe in Schweden. Indem wir ſo ſprachen und er mir immer freundlicher zuredete, das Trinken nicht zu vergeſſen, ſtand er von Zeit zu Zeit auf, und als ob ein Gedanke ihn beſonders ergriffen hätte, ging er mit ſtarken Schritten durch die beiden Zimmer, die Augen ſchimmerten und er warf den Kopf mit einer edeln Bewegung, wie unwillkührlich im Sinnen, zuweilen zurück und blickte nach Oben. In dieſer Stellung habe ich ihn Goethen ähnlich gefunden. Wir ſprachen über ſchwediſche Literatur, und er äußerte ſich auf's Vortheilhafteſte über Geijer und ſprach mit Anerkennung von Atterboms Leiſtungen. Hier war kein Parteimann, wie man ſich wohl nach den Aeußerungen der Anhänger der beiden Parteien in Schweden hätte denken können; man hörte nur einen Mann ſprechen, dem das Nationale, das Schwediſche am Herzen lag, und der das Talent in ſich fühlte, ihm Ehre zu machen. Ich gewann ihn lieber und lieber; die Zutraulichkeit des Geſprächs wuchs fortwährend; er ſprach von den Planen, die er für ſein Bisthum habe, was er für die Schulen und für die Bildung der Geiſtlichen zu thun beabſichtige, und er behandelte dieſe Gegenſtände mit einer noch herzlicheren Wärme als die Fragen über Literatur und Politik. Wir traten wieder in's Familienzimmer heraus; die Jungfrauen mußten uns Atterbomſche Lieder nach Cruſell'ſchen Melodien ſingen; die zarteſte Rückſicht, die man für einen Freund Atterboms haben konnte. Ich mußte zum Abendeſſen bleiben, und nach langen, heitern Geſprächen traten wir gegen eilf Uhr zuſammen in die ſchwediſche Nacht, das heißt in die lichte, ätheriſche Dämmerung hinaus, welche in dieſer Jahreszeit in Schweden die Nacht vertritt. Während mein Cabriolet vorfuhr und wir auf den Stufen vor dem Hauſe ſtanden, ſchlug er die Augen mit einem innigen Gefühle nach dem ſchönen, lichten Abendhimmel auf, der ſich in dem Teiche des Gartens ſpiegelte, und alle Bäume und Geſträuche waren von dieſem zauberiſchen Dämmerlichte durchlichtet; dann wandte er ſich zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte mit ſeiner männlichen Stimme in dem klingenden Schwediſch: „Nun ſagen Sie Ihren Freunden in Deutſchland, daß wir auch eine Natur in Schweden haben.“ Und dann umarmte er mich herzlich und wir ſchieden, als ob wir Brüder wären, und wie ich durch die ſchöne Nacht in dem leichten Wagen hinflog, fühlte ich mich von einer tiefen Rührung ergriffen, darüber, daß ich Zeichen der Liebe von einem jener hochgeſtellten Menſchen erhalten hatte, die die Lichtpunkte in der geiſtigen Geſchichte der Völker bezeichnen. Ich glaube nie deutlicher erkannt und gefühlt zu haben, welche überwältigende Kraft in der Vereinigung von Geiſt und Gemüth in einem vaterländiſchen Manne liege.

Dr. Engelhardt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Handel. Bildung der Kaufleute. Einfuhr. Verfolgung des Sklavenhandels. Polizei.

Es dürfte für manche Leser des Morgenblatts nicht ohne Interesse seyn, auch einmal einige Notizen über den großartigen Handel unserer Weltstadt zu lesen, zumal da man wohl schwerlich im übrigen Deutschland einen Begriff davon hat, welche ungeheure Geschäfte hier in einem einzigen Jahre gemacht werden, und welche Massen von Waaren hier zusammenströmen. Hamburg ist gleichsam das Herz des deutschen Handels, und die sich in demselben aufhäufenden Waarenmassen werden durch tausend und tausend Adern und Aederchen in den übrigen Theil des Vaterlandes nicht allein, sondern des ganzen großen Erdkörpers weiter getrieben; denn was an Ort und Stelle verbraucht wird, ist höchst unbedeutend gegen die enorme Einfuhr. Voran schicke ich die Bemerkung, daß die große vorjährige Geld- und Handelscrisis in Nordamerika, die bei ihrem ersten Auftreten durch fast ganz Europa einen panischen Schrecken verbreitete, auf unsere Stadt, trotz deren genauer und vielseitiger Verbindung mit Nordamerika, namentlich mit dem am meisten betheiligten Newyork, nur einen sehr geringen und schnell wieder vorübergehenden Einfluß ausübte. Zu Anfang glaubte man zwar einige hiesige sehr bedeutende Häuser so nahe bei jener großen Crisis betheiligt, daß man für sie fürchtete; allein bald bewies sich diese Befürchtung als völlig unbegründet, und das frühere Zutrauen stellte sich schnell wieder her. Daß aber diese großen transatlantischen Stockungen keinen bedeutenden Einfluß auf die hiesige Börse hatten und in Folge derselben nicht ein einziger bedeutender Banterott sich ergab, darf wohl als ein schlagender Beweis für die Behauptung gelten, daß der hiesige Credit sehr fest begründet sey und der Handel mit großer Umsicht und Vorsicht bei uns geführt werde. Es darf als ausgemacht angenommen werden, daß Zustände, wie die im vorigen Jahr durch die amerikanische Handelscrisis herbeigeführten, in früherer Zeit sehr verderblich geworden seyn und ein neues 1799 gebracht haben würden; denn an das vorerwähnte Jahr denkt Alles noch mit Schrecken. Allein der jetzige Kaufmann, welcher hinter den Anforderungen der Zeit auf keine Weise zurückgeblieben ist, hat in seinen wirklich großartigen und ausgebreiteten Kenntnissen eine Menge von Hülfsmitteln, die dem von ehemals fehlten. Es gehören jezt nicht nur eine Masse von Kenntnissen und Umsicht, sondern auch eine große Klugheit dazu, in dem Kaufmannsstande sein Glück zu machen, und so wird die dafür bestimmte Jugend auf's Sorgfältigste unterrichtet. Früher war das Emporkommen meist ein Spiel des blinden Zufalls, und durch eine geglückte Spekulation schoß oft ein Millionär gleich einem Pilze über Nacht auf. Es gab solcher früher, die nicht nur aller Kenntnisse entbehrten, sondern die wahrhaft borniert waren, und ich habe Briefe von schnell überaus reich gewordenen Männern gesehen, in denen nicht einmal ein Sinn enthalten war, ja, die durch Styl und Rechtschreibung jezt einen Knaben von acht Jahren zum Lachen bringen würden. So schildern die Novellisten, die sich in der Regel wenig um die Wahrheit bekümmern, gern noch jezt unsere Kaufleute; allein das von ihnen entworfene Bild ist dem Original so unähnlich, als nur irgend möglich. Der jetzige Kaufmann muß, außer seiner Muttersprache, noch drei bis vier fremde verstehen, ja sogar in ihnen korrespondiren können; er ist ein fertiger Rechner, ein tüchtiger Geograph; er hat Geschichte studirt und ist selbst in den Naturwissenschaften nicht unbewandert; überdies sucht er sich durch Reisen auszubilden oder sich doch in andern Ländern und Städten, ja selbst in fremden Welttheilen einige Jahre aufzuhalten. Er sucht, nachdem er seine Lehrjahre hier überstanden hat, einen Platz in London, Bordeaux, Cadix ꝛc. zu erlangen und kehrt als gebildeter, kenntnißreicher Mann in seine Vaterstadt zurück. Ein solcher Kaufmann hat, bei ihn bedrohenden Unfällen, weit größere Ressourcen in sich, als der frühere ungebildete, der, ohne die Hülfsmittel, welche allein die Intelligenz gewährt, zu Grunde gehen mußte, sobald das Glück ihm den Rücken wandte, oder Crisen eintraten, wie 1799 und 1857. Nach dieser allgemeinen Bemerkung gehe ich zu einigen besondern über, und werde einige Worte über den Import der wichtigsten Handelsartikel im verflossenen Jahr, das mit 1856 ungefähr auf gleicher Stufe stand, sagen. Der Bestand an Kaffee war zu Ende des Jahrs 1856 15 Millionen Pfund, dazu wurden 1857 eingeführt an Fässern 5989, und an Säcken 367,491; man darf also wohl 90 Millionen Pfunde annehmen. An Zucker waren 1856 noch ungefähr 23 Millionen Pfunde vorhanden, wozu 87 Millionen Pfunde 1857 eingeführt wurden, trotz dem, daß unsere Zuckerfabriken durch den Zollverband fast sämmtlich ruinirt sind. An Baumwolle lagerten Ende 1856 noch 6460 Ballen — der Ballen enthält zwischen 220—250 Pf. — die Einfuhr war 1857 wieder 51,665 Ballen und Packen. An Reis wurden allein aus Carolina 9200 Tonnen eingeführt, und aus andern Gegenden gewiß eine gleiche Quantität. Als etwas Auffallendes muß noch angeführt werden, daß die Kaufleute seit einigen Jahren einen Minderverbrauch fast aller Gewürze, mit Ausnahme des Pfeffers, wahrnehmen. Sollte diese Erscheinung vielleicht mit der Homöopathie in Verbindung zu bringen seyn? Bekanntlich verbieten die ihr anhängenden Aerzte den Gebrauch der Gewürze sehr streng.

Als unserm kleinen Staate Ehre bringend muß erwähnt werden, daß er dem zwischen Frankreich und England geschlossenen Traktate, wegen Abschaffung und wirksamer Unterdrückung des Sklavenhandels, beigetreten ist. Ferner, daß man Allen, die seit fünfzehn Jahren hier gelebt haben, das Heimathsrecht verliehen hat; dieses dehnt sich selbst auf die dienende Classe aus. Angesessene, welche zu arm sind, hiesige Bürger zu werden, was, namentlich für Ausländer, jezt mit sehr bedeutenden Kosten verbunden ist, können Schutzverwandte des Staats werden, wofür sie jährlich eine Abgabe von 1 Rthlr. 5 Gr. zu entrichten haben. Dagegen verfährt man mit löblicher Strenge gegen solche, welche sich über zwei Tage hier aufhalten, ohne sich bei der Polizei zu melden und eine Aufenthaltskarte zu nehmen, und selbst diejenigen, welche solche Vagabunden beherbergt haben, werden zur Strafe gezogen. Die strenge Handhabung dieser Verordnung ist um so mehr zu wünschen, da hier früher eine große Menge von Gesindel zusammenströmte. Hinsichtlich des Polizeiwesens sind überhaupt in den lezten Jahren, besonders seit der überaus thätige und geistreiche Senator Hudtwalker an der Spitze desselben steht, bedeutende Fortschritte gemacht worden, und wir haben nicht mehr Ursache, über diesen Zweig der Verwaltung Klage zu führen. Selten bleiben die Thäter großer oder kleiner Vergehungen jezt unentdeckt, und manche Fälle beweisen, daß man selbst keine Kosten scheut, um Verbrecher zur wohlverdienten Strafe zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 13. April 1838.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wieder zu ſehen; aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben; je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie.

Goethe.

Fécamp.

Oktober 1837.

Vor zehn Jahren hätte ich viele ſehr ſchlagende Gründe gehabt, die Reiſe längs der Küſte der obern Normandie zu Fuß zu unternehmen. Das wäre damals wohlfeiler, angenehmer und an Ergebniſſen reicher geweſen. Gegenwärtig habe ich deren eine Menge, die Poſtwagen vorzuziehen. Die liebe Bequemlichkeit ſteht überall im Hintergrunde derſelben und ſie trägt den Sieg davon. Hinter St. Valérie en Caux iſt ein hoher Berg, der bereits in dem Städtchen anfängt und uns Zeit ließ, daſſelbe zu Fuß zu durchziehen. Ich konnte mich denn in die Zeit hineindenken, wo hier Wilhelm der Eroberer ſein Heer zur Landung in England einſchiffte. Aber die wenigen Fiſcherbarken, die leeren Straßen, das ſtille Städtchen erlaubten kaum der Phantaſie, ſich in dieſen Gedanken zu vertiefen, und auf dem Berge angekommen, verſcheuchte die Stimme des Conducteurs, die uns zum Einſteigen mahnte, den Reſt. Man darf die Nachtwandler nicht beim Namen nennen, wenn man ſie nicht aus ihren Träumen wecken will.

Ich hatte, in Fécamp angekommen, noch einen halben Tag vor mir, den ich dazu benuzte, meine Empfehlungsbriefe abzugeben und mir die Stadt anzuſehen.

Einer dieſer Briefe war an Herrn F., einen geiſtreichen Archäologen, gerichtet. Mehrere Abhandlungen dieſes Schriftſtellers ſind ſo voll tiefer Gelehrſamkeit, daß ich mich darauf gefaßt machte, eben einen Gelehrten, oder beſſer das, was wir Deutſche uns unter einem Gelehrten denken, zu finden. Aber nicht eine Spur von Bibliothekenſtaub. Die deutſchen Gelehrten ſind meiſt wahre zweibeinige Folianten in Schweinsleder gebunden, die franzöſiſchen dazegen elegante Octavausgaben mit feinem Titelkupfer und Vignetten. Der Franzoſe vergißt nie unter den Büchern die Welt, und der Deutſche ſieht die Welt ungefähr wie ein Buch an. — Velinpapier und Löſchpapier, das iſt der Unterſchied. Doch möchte ich nicht leugnen, daß auf dem Löſchpapier oft beſſere Sachen gedruckt ſind, als mitunter, ja ſelbſt in der Regel, auf dem feinen franzöſiſchen Papier. Herr F. gehörte zu den Ausnahmen, und ich lernte in ihm einen eben ſo tiefſinnigen Gelehrten, als geiſtreichen Weltmann kennen.

Meine getäuſchte Erwartung aber ſpielte mir einen böſen Streich. So ſind wir Deutſche. Unſere Phantaſie läuft uns immer voraus, wir hinken hinten nach, und finden wir dann nicht Alles ſo, wie es uns unſer Vorläufer geſchildert hat, ſo ſezt uns dies oft genug in Verlegenheit. Ich hatte aber noch einen ganz andern Verlegenheitsgrund, der mich total aus dem Steigbügel hob. Wenn mir alle Antiquitäten der Welt auf der

Hausflur begegnet wären, so würde ich mich getroſten Muthes durchgeſchlagen haben. Anſtatt der Antiquitäten aber ſah ich hier ein Ergebniß unſerer Zeit, oder noch zehn Jahre jünger als meine Zeit, welches mit wunderbar geheimnißvollen Augen aus dem ſchönſten, edelſten Frauengeſichte hervorſah, ſo daß mir das Reſtchen Muth entfiel und ich kaum noch recht wußte, warum ich hieher gekommen war. Der Maler dieſes Bildes iſt der größte Meiſter, der ſich je mit der Kunſt abgegeben hat.

Und da ſollte ich von gelehrten Sachen ſprechen. Es überlief mich von Zeit zu Zeit kalt, und ich war ganz verwundert, daß trotz meiner Verblüfftheit Herr F. mir verſprach, mich am andern Tage in die Abtei und wo es ſonſt etwas Sehenswerthes in Fécamp gebe, zu begleiten. Er hat ſicher ſeine Bemerkung über die Unbehelfenheit der deutſchen Gelehrten (ich war ihm, der Himmel verzeihe es dem Briefausſteller, als ein ſolcher angekündigt) gemacht. Erſt als ich wieder in der friſchen Luft war, konnte ich frei aufathmen und dann — mich über mich ſelbſt, ſo viel mir es eben beliebte, luſtig machen und mich ſelbſt auslachen. Mitunter aber kam mir das Lachen dann wieder wie eine Art Blasphemie vor.

Ich benuzte den Reſt des Tages dazu, mir die Stadt und den Hafen anzuſehen. Fécamp iſt gleichſam nur eine einzige, eine halbe Stunde lange Straße von etwa 1500 Häuſern mit 9—10,000 Einwohnern. Die meiſten Häuſer ſind neu gebaut und geben ſo der Stadt, die ſchon unter der erſten Race der Frankenkönige bedeutend geweſen ſeyn ſoll, ein neueres Anſehen. Der Hafen iſt groß genug, um wenigſtens zehnmal ſo viel Schiffe, als ich in demſelben ſah, zu faſſen, was denn ſchließen läßt, daß der Handel der Stadt früher bedeutender war als heute.

Der Name Fécamp wird verſchieden hergeleitet, und zwar entweder von Fici-campus oder Fisci-campus. Fisci-campus, weil die Römer hier die Steuern der Umgegend eingezogen. Woher die Ableitung Fici-campus, werde ich ſpäter Gelegenheit haben, zu ſagen. Das Land ringsum hieß zur Zeit der Eroberung der Römer Caleti, das die Alterthumsforſcher von dem germaniſchen Wort Kalt herleiten, obgleich es nicht recht klar iſt, warum die von Norden her eingewanderten germaniſchen Belgier, denen es wohl dieſe Bezeichnung zu verdanken haben würde, das Land kalt genug gefunden, um es ſo zu nennen. Die Winde, die hier herrſchen, die Meerluft ꝛc. machen immer noch aus demſelben kein Land, ſo kalt wie das Vaterland, das die Belgier verlaſſen hatten.

Die Merkwürdigkeiten der Stadt beſchränken ſich auf die Abtei, die Ruinen eines alten Schloſſes und den Hafen. Herr F. holte mich Tags nach meiner Ankunft ab, um mit ihm die Abtei zu beſuchen. Ich war in der beſten Stimmung, mich belehren zu laſſen. Als wir aber in der Kirche eintraten, fanden wir dort die Tochter Herrn F's mit ihrer Freundin, dieſelbe, die mir geſtern allen antiquariſchen Geſchmack verdorben hatte. Sie wollte, da ſie die Abtei nicht geſehen hatte, von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und ich weiß nicht, ob ihr dies bei den gelehrten Bemerkungen unſers Führers gelungen. Ich für meinen Theil aber kam ſo ſchlimm weg, daß ich andern Tags von Neuem in die Kirche gehen mußte, weil ich nicht recht wußte, ob das Bild einer Madonna, das mir ſtets vor Augen ſchwebte, wirklich in der Kirche war oder nicht. Ich ſuchte es vergebens an dieſem Tage, und konnte dann mit mehr Ruhe, ſo gut es gehen wollte, mir die Merkwürdigkeiten der Kirche anſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Simeon.

(Fortſetzung.)

In ſeinem einſamen Studirzimmer befiel Simeon eine grenzenloſe Wehmuth. Er ſah ein, daß er ſich jezt von Liſetten werden trennen müſſen, und ihr Werth und ſeine Liebe traten beide in ihrer ganzen Stärke vor ſeine Seele. Sein Leben drohte jezt mit einer entſetzlichen Einſamkeit. Gleichwohl ſtrafte er ſich heftig über dieſe Gedanken. An das Fenſter tretend, ſchloß er ſeine Hände zum Gebet, indem er dabei den Vers von Novalis herſagte:

Wenn ich dich nur habe,
Wenn du mein nur biſt,
Wenn mein Herze bis zum Grabe
Deine Liebe nicht vergißt —

„Was bedarf ich denn noch mehr? Iſt's nicht ein Frevel, am Borne des Reichthums ſelbſt ruhend, noch nach Schätzen zu verlangen?“

Eine hohe Röthe übergoß ſein Antlitz. Es kam ihm vor, als könne er den Blick der Liebe und des Schmerzens, den ſein ſterbender Erlöſer auf ihn richtete, nicht ertragen. „Du haſt mich,“ rief eine innere Stimme, „und du wünſcheſt noch mehr? Was ſind die Bande irdiſcher Zärtlichkeit, die du jezt zu löſen gedenkſt, gegen den tiefen, unergründlichen Liebesfrieden, den ich dir geſchenkt? Habe ich dich an einem Tage, in einer Stunde deines Lebens verlaſſen? War ich nicht bei dir, und ſahſt du nicht mein Auge durch die Stille deiner ſchlafloſen Nächte glänzen? Wenn alle um dich ſchlummerten, wenn ſie ſelbſt, die du liebſt, nicht an deinem Lager wachte, weſſen Seele fühlteſt du da gegenwärtig um deine Stätte ſchweben, welch ein Hauch der Liebe wehte fühlbar an deine Wange, und weſſen Erbarmen ſank in dein müdes Herz?“ — „Das deine!“ rief

Simeon mit überſtrömenden Thränen, indem er, von trunkenen Gefühlen überwältigt, ſich an's Fenſter lehnte. „Du, du warſt es, mein Gott, mein Erlöſer! — O vergib, meine Seele läßt nie von dir, aber mein irdiſch Herz klagt um dieſes Mädchens Liebe!“

Er verließ ſein Zimmer, um noch vor dem völligen Einbrechen der Dunkelheit einen kleinen Gang zu machen. Der einſame Weg, den er gewöhnlich um dieſe Zeit einſchlug, führte am Gottesacker vorbei auf die kleine Anhöhe vor der Kirche, von wo aus er öfters den Untergang der winterlichen Sonne betrachtet hatte. Auch jezt ſtand er da, aber der Anblick, der ihm hier wurde, war kein erfreulicher. Es war ein Anblick voll der niederſchlagendſten Schwermuth, den glanzloſen, röthlichen Ball des Tagesgeſtirns hinter der endloſen Fläche eines öden Schneefeldes verſchwinden zu ſehen. Grau der Himmel und weiß die Erde. Das Gefühl von Einſamkeit und Leere, welches der Pfarrer eben ſo ſiegreich bekämpft hatte, drohte hier ſeinen Buſen auf's Neue anzufallen; er wandte ſich daher, und indem er an der Kirchenmauer dahinging, wählte er, um in ſeine Wohnung zu gelangen, einen nähern Fußpfad, der am See hinlenkte.

In der Mitte dieſes Wegs ſtieß ſein Fuß an einen vorragenden Stein. Es war dies ein Grabmonument, das halb im Sumpfe verſunken lag. Vor Zeiten hatte ſich der Gottesacker bis hier herab erſtreckt, und der Grabſtein bezeichnete die Stätte eines Todten, denn man an's äußerſte Ende, jenſeits der Mauer, die das geheiligte Gebiet einſchloß, begraben hatte, ein Zeichen des Fluchs und der Verachtung, den ſeine Zeitgenoſſen über ihn ausgeſprochen. Simeon kannte die Geſchichte dieſes Todten, er vermied ſorgfältig, an dieſer Stelle vorbeizukommen, weil er, dieſes grelle, entſetzliche Zeichen der Verfolgungsſucht der Menſchen zu erblicken, eine ängſtliche Scheu trug. Heute hatte der Schnee ihm ſeinen Feind verſteckt und er ward ihn erſt gewahr, als er mit der Spitze des Fußes an den Stein ſtieß und dadurch einen Theil der Schneehülle herabwarf. Er erſchrak heftig; in dieſer Umgebung, bei dem trüben Dämmerlicht und dem melancholiſchen Geflüſter des Windes bekam das Denkmal „des Verworfenen“ eine fürchterliche Sprache und Geſtalt. Der weiche Boden in dieſer Gegend hatte alle andern aus jener Zeit ſtammenden Steine verſchlungen, nur dieſes fand in der Erde keinen Platz; es ſchien gleich dem, der unter ihm lag, bis an's Ende der Tage warnend emporſtarren zu wollen, um die Grauſamkeit und die Unvernunft der Menſchen anzuklagen. Das Andenken des todten Mannes und der Grabſtein am See ſchienen beide gleich unverwüſtlich. Und wer war dieſer Mann geweſen? Simeon hatte ſeine Geſchichte in einem alten Kirchenbuche ausführlich aufgezeichnet gefunden, ſo viel man nämlich von ihm hatte erfahren können. Er war in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hier im Dorfe eingewandert und von den Mönchen einer nahe liegenden Abtei gaſtfreundlich aufgenommen worden. Es fand ſich, daß er ein ſtiller, frommer Mann war; er erwarb ſich die Liebe der Kloſterbrüder und des Dorfes. Aus ſeinem frühern Leben wußte man, daß er frühe Kriegsdienſte genommen und rühmlichſt ſeine Pflicht gethan, weßhalb er auch einen kleinen Gnadengehalt genoß, der ihm von einem deutſchen Fürſten bezahlt wurde. Dieſer Mann ſtarb nun plötzlich, und zwar durch Selbſtmord. Der Eindruck, den ſeine That auf die Mitlebenden gemacht, ſcheint fürchterlich geweſen zu ſeyn, vielleicht war auch dies blutige Ereigniß mit beſondern grauſenerregenden Nebenumſtänden verknüpft, noch wahrſcheinlicher trat der Haß und die Verfolgungswuth dazu; denn es verlautete, daß der Fremdling die neue Lehre des apoſtaten Mönchs zu Wittenberg heimlich angenommen, ſonſt wäre der abenteuerliche Schrecken bei dieſem Ereigniß nicht in dem Grade thätig geweſen, daß noch bis auf die ſpäte Nachwelt die Erinnerung wach geblieben und der Aberglauben aufgerufen wurde, den Stein am See mit ſeinen Geſpenſtern zu umgeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, März.

Die Malibran. Opern. Muſik.

Wenn man auf der Bühne, wie in allen andern Kunſtwerkſtätten des heutigen Spaniens nur untergeordneten oder mittelmäßigen Talenten und Kräften begegnet, ſo hat dies Land doch einem großen Genius, und gerade in einer hier am meiſten verwahrloſten Kunſt, der Muſik, das Daſeyn gegeben. Die gefeierte Malibran, welche das für eine Sängerin ſeltene Loos hatte, auf dem Gipfel ihres Ruhms ihren Verehrern und der Welt entriſſen zu werden, war eine feurige Andaluſierin, im ſchönen Sevilla geboren, wo ihr Vater, ausgezeichnet durch einen vorzüglichen Tenor, einſt Bänkelſänger, bald in der italieniſchen Oper eine Hauptfigur machte. Doch ſie war hier wie ein Lichtphänomen am Himmel, keine Spur zeugt von ihrem Daſeyn. — Spanien hat keine Nationaloper; die Oper iſt hier ein ausländiſches Gewächs, wenig verſtanden und gepflegt. Die größern Hauptſtädte haben italieniſche Opern und es wird darin nur italieniſch geſungen, meiſt von italieniſchen Künſtlern. Selbſt die Chöre halten viele Italiener, doch meiſt wohl Spanier. Barcellona ſtreitet mit Liſſabon und Madrid um den Ruhm, die beſte italieniſche Truppe auf der Halbinſel, und nach London und Paris überhaupt zu beſitzen. Roſſini und Bellini ſind hier die beiden beliebteſten Meiſter. Geſtern Abend hörte ich das gerühmte Meiſterwerk Roſſini's, das zum Beneſiz der hieſigen Primadonna, eines dicken, unförmlichen Frauenzimmers, gegeben wurde, und wobei alle Kräfte der Oper aufgeboten waren. Das Haus war überfüllt und das Publikum mit ſtürmiſchem Beifall bereit. Die Sänger und Sängerinnen gaben ſich große Mühe, beſonders in Produzirung einer ſtarken, kräftigen Stimme und unaufhörlicher Triller. Die als Mann gekleidete, noch jugendliche

Sängerin entwickelte in der That eine Männlichkeit und Kraft, welche mich in Erstaunen sezte. Ihre Stimme, besonders in den mittlern Tönen, war voll, aus der ganzen Brust, und füllte das Haus. Solche kräftige weibliche Organe fehlen uns, unsere Sänger sind dagegen stärker. Mich dünkt, jenes Mädchen kann nicht lange solche gewaltige Anstrengungen machen und muß bald ihre Stimme ausgesungen haben. Wie der Südländer rascher lebt, singt er auch rascher; der Triumph des Augenblicks läßt eine verständige Schonung und selbst höhere Ausbildung verschmähen. Das hiesige Publikum lohnt jeden geschickten Triller mit rauschendem Beifall, und wenn es oftmals seine Leidenschaft und südliche Unruhe dämpft bis zum Ende einer Bravourarie, macht es sich dann um so ungestümer Luft und donnert eine Viertelstunde lang seine Bravos, und dies nicht etwa, weil jene Künsteleien es wirklich ergözten, sondern weil es la costumbre hat, solche Triller und gewisse kräftige Töne für das Meisterhafteste zu nehmen. Unbegrenzt ist dabei die Eitelkeit der singenden Künstler, welche sich bei jedem Bravo tief verneigen. Von der Ouvertüre, von etwaigen Symphonien hört man nichts, weil das Publikum dann schwazt; man horcht aufmerksam nur der Beweglichkeit der trillernden Kehlen. Den größten Lärm macht die vornehme Welt in den Logen; die baza gente ist meist ruhig und horchend, und wiederholt oft vergeblich, den erzürnten Blick nach den Logen gewendet, das Ruhe gebietende pst! pst! Die vornehmen Damen erscheinen immer in voller Toilette; sie kokettiren wie auf den Straßen und überall; der Fächer bewegt sich unaufhörlich in ihrer Hand, und das Knacken bei ihrem Auf- und Zuschlagen muß man überhören lernen. Bei manchen Passagen nicken die Herrn und Damen in den Logen mit den Köpfen wie zum Takte, um ihren Kunstgeschmack recht auffallend an den Tag zu legen; aber beim Beifalljauchzen des Volkes fallen sie gewöhnlich in ein starkes Gähnen, um damit anzudeuten, daß sie, die Kunstverständigen, nicht Alles billigen. In Ermangelung einer höhern nationalen Musik ist die italienische für die Spanier wie geschaffen für ihre leicht flammende und leicht verlöschende Leidenschaft, oberflächlich, zierlich, beweglich, oft lärmend und brausend, wie sie selbst. Sie hat nichts tief Aufregendes und Versöhnendes, nichts zum Himmel Erhebendes. Unsere deutsche Musik, unsere Symphonien, die meisten unserer Opern würden vorerst hier gar nicht begriffen werden. In Deutschland allein habe ich Musik gehört, in Spanien allein tanzen gesehen. Der Italiener singt und trillert, der Franzose bellamirt. Wenn man will, haben die Franzosen einen Nationalgesang in den Vaudevilles; doch diese Couplets, wovon ihr Mund überfließt, sind nur eine andere Art von Deklamation, bei aller Abwechselung in der Melodie doch immer dieselbe Flachheit, Musiklosigkeit, Einförmigkeit; selbst die Eleganz darin tödtet die etwaige Musik. England, sollte man denken, habe viele musikalische Elemente; man erwartet es schon von seiner germanischen Grundlage; auch klingen uns die Ohren oft von den lustigen Liedern des alten Englands, von den schottischen Nationalgesängen; allein das ewige Geräusch der Werkstätten, das Getnarre der Maschinen, das Gesumse der Spinnkasernen absorbirt den Ton, und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen mit Dampf benimmt ihnen gar den Athem zur deutlichen Sprache. Deutschland ist das Land der Musik.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Brandstiftung. Ein Raubmord.

Vor Kurzem wurden 1000 Rthlr. als Belohnung für denjenigen ausgesezt, dem es gelingen würde, den oder die Anstifter einer wahrscheinlich verübten Brandstiftung auszukundschaften. Es entstand nämlich am 9ten Februar Nachts 2½ Uhr in einigen mit den kostbarsten Waaren belegten Speichern eine Feuersbrunst, die schnell um sich griff und eine Masse von Kolonialprodukten verzehrte; der dadurch verursachte Schaden wird sehr hoch angeschlagen. Nun fand man aber, als man zur Rettung der brennenden Gebäude herbeieilte, in einer Thüre ein Loch eingesägt; auch will man auf dem Eise des nahegelegenen Fleeths einen Sack mit Kaffee gefunden haben. Aus diesen Umständen glaubt man schließen zu dürfen, daß die Speicher erst von Dieben — vielleicht von solchen, die sehr gut mit der Lokalität bekannt waren — beraubt und dann, um dies zu verbergen, angezündet wurden. — Ein anderes Verbrechen, das sich am Abend des 8ten Februars in dem eine Stunde von Hamburg gelegenen Eppendorf zutrug, erregte großes Entsezen und die gerechteste Theilnahme. Als Thäter desselben hat man einen gewissen Berkmann im Verdacht, der 1823 in hiesige Militärdienste trat, aber wegen üblen Verhaltens bald wieder daraus entfernt wurde. Seitdem soll er sich in der Welt umhergetrieben und in Greifswalde eine entehrende Strafe erstanden haben. Von dort vor einigen Wochen zurückgekehrt, besuchte er am 7ten Februar seinen Schwager, einen Schornsteinfegermeister in Eppendorf, der ihn nicht nur gastfrei bei sich aufnahm, sondern ihm am Morgen des 8ten auch noch etwas Geld gab, um das er ihn gebeten hatte. Am Nachmittage mußten Mann und Frau ausgehen, sorgten aber vorher dafür, daß ihr Gast wohlbewirthet werde, wenn er aus der Stadt vor ihrer Rückkehr zurückkommen sollte. Dies trugen sie einem Burschen von etwa dreizehn Jahren auf, der allein im Hause zurückblieb. Als die Eheleute Abends 10½ Uhr wieder nach ihrer Wohnung zurückkehrten, fanden sie zwar die Hausthüre, wie es bei ihnen Gebrauch war, von innen übergekettet, allein die Hinterthüre weit offenstehend; aus dieser drang ihnen auch ein eigenthümlicher, brenzlicher Geruch entgegen, der auf Feuer schließen ließ. Sie drangen jezt in das Haus und gewahrten in der Wohnstube den armen Burschen, der in knieender Stellung auf einem Haufen brennender Späne und alter Kleidungsstücke saß. Er war erschlagen und keine Spur von Leben mehr in ihm. Der Mörder hatte also gleichfalls, um seine That zu verdecken, das Haus anzünden wollen, und die Leiche so gelegt, daß sie zu allererst von den Flammen verzehrt werden müßte; wirklich war die Leiche, wie die Untersuchung ergab, auch sehr verbrannt; doch hatte die Flamme nicht gehörige Nahrung gefunden und es wurde ihr durch die Erfahrenheit und den Eifer des Hausherrn schnell Einhalt gethan. Bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß das Haus ausgeplündert und den Eheleuten ihr Geld, so wie was sonst noch Werth hatte, geraubt worden war. Am folgenden Morgen stellte sich der Schwager wieder ein, wurde aber, da zunächst der Verdacht auf ihn fiel, von der eben anwesenden Polizei sogleich festgenommen. Man fand ziemlich viel Geld und auch einige fremde Münzsorten bei ihm, die der Beraubte als ihm mit entwendet zu Protokoll gegeben hatte; auch stellte sich durch genauere Untersuchung heraus, daß er, der vorher gar nichts gehabt, als was die Milde seines Schwagers ihm hatte zufließen lassen, einige Ankäufe gemacht und die Nacht in einem verrufenen Lokale zugebracht habe. Befragt, wie er zu all diesem Gelde und namentlich zu den fremden Münzen gekommen, antwortete er, daß er Alles erbettelt habe, und blieb beim Leugnen. Er soll indeß im Gefängnisse sehr niedergeschlagen und besonders äußerst schreckhaft seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 14. April 1838.

Er lebt und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn Alles uns verläßt,
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungsfeſt.

Novalis.

Jo Triumphe!

Ein Oſtergruß.

„Er iſt nicht hier, er iſt auferſtanden,
wie er geſagt hat.“
Evang. Matth. 28, 6.

Aus des Grabes Finſterniſſen
Bricht, wie Sonn' aus Wolkenriſſen,
Heil'ger Zukunft Morgenroth,
In des Morgenrothes Werde
Schmilzt das lezte Grau der Erde
Vor des Lichtes Machtgebot!
Was wird dann der Blick erſchauen,
Welche Formen, welche Auen,
Wenn die Nebelbinde ſinkt
Und das Dort als Hier uns winkt! —

Vieles haben wir gerungen,
Vieles haben wir geahnt,
Siegeslied iſt uns erklungen,
Wo noch laut der Kampf gemahnt;
Welch Triumphlied wird erklingen,
Welche Chöre werden ſingen,
Wenn erliegt der Würger Tod
In des Lebens Morgenroth.

Haltet aus, ihr Kampfgenoſſen,
Trotz Harpunen, trotz Geſchoſſen,
Haltet treu und muthig aus!
Wandeln wird die grimme Veſte
Sich beim Weltverſöhnungsfeſte
In ein liebend Vaterhaus;
Wen zu ſtarken Lebensgluthen
Kampfeswunden neu ermuthen,
Dem berührt ſich fern und nah
Kaukaſus und Golgatha.

In unlösbarem Durchdringen
Ewig eingeborner Kraft
Wird ſich einſt das All umſchlingen,
Frei geworden jeder Haft;
Wahn wird Wahrheit, Haß wird Liebe,
Denn feindſel'ger Kräfte Spur
Sind vom großen Lebenstriebe
Ja verirrte Zweige nur.

Freudig denn, ihr Kriegerſchaaren!
Alle, welche vor uns waren,
Alle, welche nach uns ſind,
Alle, die mit uns gelitten,
Alle, die mit uns geſtritten,
Die derſelbe Born durchrinnt,

Werden in dem großen Bunde
Finden ſich zu jener Stunde,
Die Prometheus leuchten ſah
Durch ſein Felſengolgatha.

Brüder, trotz des Kampfs Beſchwerde
Laſſet freudig uns geſtehn:
Herrlich iſt doch unſre Erde,
Ja, durch Kampf nur iſt ſie ſchön!
Was wir hoffen, was wir ahnen,
Was wir glauben, was wir ſchaun —
Alles führt zu Siegesbahnen
Kraftdurchdrungenes Vertraun.

Heinrich Stieglitz.

Fécamp.

(Fortſetzung.)

Die Abtei iſt die Tochter mehrerer Jahrhunderte, die alle in dem Style der einzelnen Theile vertreten ſind. Das Ganze macht keinen beruhigenden Eindruck, denn die Kirche iſt für ihre Höhe unverhältnißmäßig ſtrumpfartig lang. Sonſt war in der Mitte des Schiffes ein Durchſchlag, der dem Auge einen Ruhepunkt und der Kirche Gleichgewicht gab. Man hat denſelben niederreißen zu müſſen geglaubt, damit man den Prieſter von einem Ende der Kirche zum andern ſehen könne. Ein anderes, ſich in ganz Frankreich wiederholendes Kunſtſtückchen der Architektur, das das Alte neu machen ſoll, beſteht darin, die Kirchen zu weißen. — Auch der Abtei von Fécamp hat man dieſe Ehre angethan, und ſie ſieht etwa ſo aus, wie eine alte Jungfrau, der man das Kleid anlegt, in dem ſie zur erſten Communion ging, und dieſe Wuth, die alten Monumente der Baukunſt und der Bildhauerkunſt zu weißen und anzuſtreichen, den alten Mütterchen Schönheitspflaſterchen und Schminke aufzulegen, iſt hier in Fécamp zu einem wahren Vandalismus an einer Grablegung Marias geworden. Rechts in der Abtei iſt eine Kapelle, in der eine Gruppe aus Stein gehauen, die nicht ohne Kunſtwerth iſt. Während der Revolution hatte dieſelbe viel zu leiden, und mehrere der Steinbilder wurden geköpft. Um die Spuren dieſer Verſtümmelung zu verwiſchen, hat man ſie verpinſelt. Man hat auf die ſteinernen Rümpfe gipſerne Köpfe geſetzt und den Anſtreicher zu Hülfe gerufen, der ſie dann alle roth, gelb und braun bemalt hat, daß ſie gar wunderlich ausſehen. Was aber dabei wirklich luſtig iſt, iſt der Umſtand, daß man, in Ermanglung anderer Köpfe, auf den Rumpf des heiligen Petrus einen Cato, auf den des heiligen Markus einen Voltaire, auf den heiligen Jakob einen Cicerokopf u. ſ. w. geſetzt hat, ſo daß es ausſieht, als ob dieſe Heiden und Ketzer ſich hier verſammelt hätten, um, wie St. Thomas, ſich durch den Augenſchein von den Myſterien der chriſtlichen Kirche zu überzeugen. Sie ſehen ſämmtlich verwundert genug aus, und es iſt die Frage, ob ſich das Mirakel, welches vor ihnen vorgeht, oder das, welches die Köpfe der Heiligen abgeſchlagen und ihnen die ihrigen aufgeſetzt, die Urſache ihres Erſtaunens iſt. Die merkwürdigſte Merkwürdigkeit der Kirche iſt aber das précieux sang. Vor der Kirche iſt eine Boutike, in der man ein Büchlein über das koſtbare Blut und eine Menge Roſenkränze, Medaillen ꝛc., die mit dem Blute angeſtrichen ſind, verkauft. Aus jenen will ich die Geſchichte des koſtbaren Blutes überſetzen. Die Ueberſchrift heißt: Histoire du précieux sang de Notre-Seigneur Jesus Christ, qui repose en l'Abbaye de la Très-Sainte Trinité de Fécamp. Dann beginnt die Geſchichte.

„Joſeph von Arimathia und Nicodemus, geheime Jünger unſeres göttlichen Erlöſers Jeſu Chriſti, den die Juden ungerechter Weiſe kreuzigten, gingen zu Pilatus und forderten von ihm den Leib unſeres göttlichen Erlöſers, um ihn in's Grab zu legen. Sie erhielten ihn. Nicodemus war, nach dem Evangelium des heiligen Johannes, in der Nacht, wo Chriſtus noch am Kreuze hing, zu ihm gegangen und nahm mit einem Meſſer das koſtbare Blut, das geronnen die Wunden der Hände und Füße unſeres göttlichen Erlöſers umgab, ab, that daſſelbe in einen Handſchuh und bewahrte es in Ehrfurcht ſein ganzes Leben lang und huldigte ihm in Andacht. Aber als er ſah, daß er bald ſterben werde, offenbarte er, da er keine Kinder hatte, ſein Geheimniß ſeinem Neffen Iſac, gab ihm den Handſchuh mit dem koſtbaren Schatze, der darin war und ſagte ihm: Hier! das Blut des wahren Propheten Jeſus, den unſere Aelteſte ungerechter Weiſe kreuzigen ließen. Bewahre es mit Ehrfurcht und laſſe ihm die Ehre und die Anbetung, die ihm gebührt, zukommen, dann wirſt du nie an irgend etwas Mangel haben. Iſac erhielt alſo den koſtbaren Schatz aus den Händen ſeines Oheims und legte ihn in eine feſte Lade. Er unterließ nicht, ihm ſeine Ehrfurcht alle Tage zu bezeugen, und er wurde mächtig und reich. Seine Frau fragte ihn, woher in ſo kurzer Zeit all dieſer Reichthum gekommen? — Er antwortete ihr, daß dies ein Geſchenk Gottes ſey, worauf dieſe böſe Frau in Zorn gerieth. Aber eines Tags, als ſie ihren Mann vor der feſten Lade auf den Knieen liegen fand, ging ſie augenblicklich zu den Juden und ſagte ihnen, daß ſie ihren Mann bei der Anbetung eines Götzen überraſcht habe. Da Iſac in Folge dieſer Angabe viele Quälerei zu erdulden hatte, entſchloß er ſich, die Stadt Jeruſalem, wo er nicht in

Sicherheit war, zu verlaſſen und zog an das Ufer des Meeres in die Stadt Sidon. Da er dann einige Jahre nachher ein Geſicht hatte, daß Titus und Veſpaſian, römiſche Kaiſer, mit mehreren Legionen kommen würden, Jeruſalem zu zerſtören, ſo machte er einen Kaſten von Blei, in den er das koſtbare Blut unſeres Erlöſers Jeſu Chriſti hineinlegte, worauf er ein Loch in einen Feigenbaum, der in ſeinem Garten war, machte, und in daſſelbe ſeinen unvergleichlichen Schatz verbarg. Dann hatte er ein zweites Geſicht, das ihm verkündigte, daß die Römer Alles mit Feuer und Schwert zerſtören würden, worauf er ſich entſchloß, den Feigenbaum abzuhauen und den Stumpf in's Meer zu werfen. Nicht ohne Schmerz führte er dieſen Entſchluß aus, aber bei einer dritten Erſcheinung hörte er eine Stimme, die ihm ſagte: Sey ohne Furcht, das koſtbare Blut, welches du in's Meer geworfen haſt, wird in einer Provinz von Frankreich landen und dort von den wahren Chriſten angebetet werden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Simeon.

(Fortſetzung.)

Simeon blieb, wie von unſichtbaren Händen gehalten, vor dem Steine ſtehen. All der Schmerz, die ganze Bitterkeit der öftern Betrachtungen, die er über dieſes Ereigniß angeſtellt, drängten ſich jezt mit einem Sturm in ſeine Seele, über deſſen Heftigkeit er ſelbſt erſtaunte. Es ſchien, daß dieſer Tag, der trübſte und längſte des Winters, beſtimmt war, der traurigſte ſeines Lebens zu ſeyn. Jedes etwas heitere Bild, jede Erinnerung, von der er ſich Troſt verſprach, wurden in dem Moment, wo ſein Herz ſich an ſie kettete, zu ſcharfen Dolchſpitzen, die ſich ihm unter Todesſchmerzen einbohrten. Unwillkührlich ſah er ſich nach einem Weſen um, das mit ihm dieſe Einſamkeit der Gegend theilte, er fand keines; er ſah ſich allein am Grabe des Verworfenen, und er konnte nicht von dieſer Stelle fort. Sich enger in ſeinen Mantel hüllend, ſtand er da und richtete ſtarre Blicke auf das Fragment des Steins vor ihm. Schneidend zuckte der Gedanke durch ſeine Seele, wie ſtrenge die Menſchen den richten, der anders denkt als ſie, wie unerbittlich ſie ihn verfolgen und wie kaltblütig ſie ihn als Opfer ſchlachten. Er zitterte.

Ermüdet und durchſchauert langte Simeon in ſeinem Studirzimmer an. Hier lagen auf dem Tiſch in gewöhnlicher Ordnung die Papiere und Bücher, es ruhte noch ein Heft auf dem kleinen Pult, an dem er heute Morgen geſchrieben; aber er wußte in dieſem Augenblicke nicht, was in jenen Büchern enthalten war, was auf jenem halb beſchriebenen Bogen ſtand; ſein Kopf trug ſich mit Eindrücken und Bildern, die wie Fremdlinge zum erſten Male dieſe Räume betraten. Die kleine Lampe mit dem grünen Schirm brannte düſter, die Decke und die in Schatten gehüllte Hälfte des Zimmers drückte auf den untern hellen Raum wie eine dunkle Wolke, wie eine beengende Atmoſphäre. Es gibt Stunden in unſerm Leben, wo das Nachdenken wie eine That in unſere Seele einſchneidet, wo wir durch Träume morden und durch Vorſtellungen vergiften. Das ſind die Stunden, wo wir unſere Seele gleichſam vornehmen, ſie um und um betrachten und ſie dann grauſam läſtern, wo wir weder ihre Schönheit, noch ihre Kraft zulänglich finden; Stunden, in denen wir an dem bloßgelegten Nerv taſten, und ein Ergötzen fühlen, uns immer entſetzlichere Schmerzen zu erregen. In ſolchen Stunden altern wir; ſie ſind Jahre, und werden uns auch dafür angerechnet durch Furchen auf der Stirne und Schatten um die Schläfe. Nach einigen Pauſen tiefer Stille fuhr Simeon entſezt in die Höhe; er erſchrak, wie ſchnell und wild ſeine Gedanken gegangen waren und wie alle ſeine Vorſtellungen vermeſſen mit dem Tode geſpielt hatten. Er ſtand auf und machte einige Schritte durch's Zimmer. Mit gewaltſamer Anſtrengung faßte er ſich und blickte nach einem Gegenſtand herum, der ihn dieſer gefährlichen, an ſeinem Leben nagenden Stunde entreißen könne. Sein Blick traf auf einen kleinen Wandſchrank; er trat heran und nahm ein Heft heraus, das das Tagebuch ſeines Großvaters enthielt. Mit dieſen Blättern ſezte er ſich an den Tiſch, um ſie zu durchleſen.

Der Schöpfer dieſer Bekenntniſſe war ein Mann von Bedeutung und ſogar einiger Berühmtheit geweſen. Als ein ausgezeichneter Theologe ſeiner Zeit ſtand er in Dienſten des Herzogs von Zweibrücken, Kurfürſten von der Pfalz, als deſſen Hofprediger er geſtorben. Von ſeinem Ruhm war Einiges auf den Sohn übergegangen; allein Simeons Vater hatte es bald vorgezogen, eine weltliche Laufbahn ſich zu eröffnen, und erſt der Enkel war wieder in die Fußſtapfen des Alten getreten. Als Simeon im Stande eines hoffnungsvollen Candidaten ſeine erſte Predigt gehalten, hatte ihm ſein Vater mit dieſen Bekenntniſſen ein Geſchenk gemacht, und der junge Pfarrer hatte ſeitdem, von Pietät durchdrungen, oft in den vergelbten Blättern geleſen. Auffallend war ihm ſtets der bewegte Ton erſchienen, in dem ſie geſchrieben waren, und der unruhige Drang, der in den Jugendzuſtänden herrſchte. Simeon fand in ſich und in ſeiner Zeit nichts dem Aehnliches. Dieſe Bemerkung hatte ihn ſchon oft nachdenklich gemacht: entweder war ſein Charakter völlig verſchieden von dem feurigen und kräftigen Weſen jenes Mannes, oder die Zeit war eine ganz andere geworden. Der Großvater hatte zur Periode des

heftigen Streits der Spenerianer gegen die Wolfianer gelebt; er war ein Anhänger Speners gewesen und persönlich befreundet mit den Theologen Lange, Buddäus und Pfaff, lauter Namen, die die Geschichte jener Tage mit Achtung nennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Collecten. Wohlthätigkeitssinn. Ole Bull.

Eine andere Begebenheit machte in den höhern Cirkeln viel Aufsehen und bildete zum Theil das Stadtgespräch. Es verschwand nämlich plötzlich ein gewisser B., Angestellter bei einem der hiesigen auswärtigen Postämter; zu gleicher Zeit empfing aber einer unserer reichsten Kaufleute einen Brief von ihm, worin er anzeigte, daß, wenn dieser Brief in den Händen des Adressaten seyn würde, er nicht mehr unter den Lebenden sey. Er habe die ihm anvertraute Casse angegriffen und wolle seine Entehrung nicht überleben. Sobald das Eis aufthaue, werde man seine Leiche im Wasser finden. Die gemachte Cassenbefraudation soll an 16000 Rthlr. betragen, und ist um so schändlicher, da der wahrscheinlich Entwichene — man glaubt allgemein nicht an seinen Tod — in den genügendsten und ehrenvollsten Verhältnissen hier hätte leben können, wenn er sich nicht der unsinnigsten Verschwendung hingegeben hätte. Das noch junge und hübsche Ehepaar wollte es den Reichsten gleichthun, und sah die ganze reiche Welt bei sich, nahm an allen Festen derselben Theil, als wenn es über gleiche Mittel zu gebieten gehabt hätte. Dieser Umstand machte denn auch, daß einige der ersten Damen der Stadt sofort für die quasi Wittwe bei unsern Matadoren eine Collecte eröffneten, deren Resultate so glänzend gewesen seyn sollen, daß diese auch in Zukunft eben so gemächlich als früher wird leben können; ob allein, ob in einer neuen Welt mit dem Gatten, steht dahin. Keineswegs ist es aber zu billigen, daß man auf solche Weise das Laster unterstützt und sogar ermuntert, besonders in einer Zeit, wo so viele wahre und unverdiente Noth zum Himmel schreit. Großer Gott, während eine arme Mutter zwischen ihren Kindern und mit diesen auf der Streu erfroren ist, während noch andere Unglückliche ein gleiches Schlafe gehabt haben, sammelt man so viele Tausende, um einer Frau ein ferneres üppiges Leben zu sichern, die sich im Verein mit einem leichtsinnigen Gatten durch Uebermuth in verdientes Elend stürzte.

Diese Sammlungsgeschichte bringt mich auf eine andere, deren ich mit Freude gedenke. Wie fast aller Orten im Vaterlande, hat auch hier die edle Hingebung der Göttinger Professoren die verdiente Bewunderung erregt und ihnen alle Herzen gewonnen. Viele Tage lang bildete diese Angelegenheit den Gegenstand höchst belebter Gespräche und das Lob der herrlichen Männer war auf allen Lippen; die Liebe und Verehrung, die man ihnen weihte, blieb aber nicht bloß bei Worten stehen, sondern wurde zur That, und Alles drängte sich dazu, an derselben Theil zu nehmen. Bei solchen Veranlassungen zeigt sich der Charakter des Hamburgers im schönsten Lichte, ja wahrhaft verehrungswürdig, und wenn er gibt, so ist immer ein schönes Gemüth dabei im Spiele. Ich glaube, daß es nirgends so viele herzliche Menschen gibt, als hier; der Hamburger ist nie glücklicher, als wenn er geben kann, und er thut es mit einer Art, als müßte es nur eben so seyn.

Um von so vielen ernsten Dingen auf die erheiternde Kunst überzugehen, führe ich an, daß der geniale Ole Bull, der Sänger auf der Geige, durch sein unübertreffliches Spiel auch hier den größten Enthusiasmus erregt hat. Im Schauspielhause, wo er sich einige Abende hören ließ, war selbst die Galerie, oder wie man diese an andern Orten nennt, das Paradies, mit gebildeten Leuten besetzt, weil keine andern Plätze mehr zu bekommen waren. Es regnete — hier ein seltener Fall — Blumen, Kränze und Gedichte auf den Künstler hinab, dessen Persönlichkeit zugleich die Theilnahme in Anspruch nahm. Doch fehlte auch bei dieser Gelegenheit der Rose der Dorn nicht. Es erschien nämlich, als Ole Bull seine Vorträge im Stadttheater beendigt hatte, von den Vorstehern des hiesigen Blindeninstituts eine Anzeige, worin gesagt wurde, daß der große Künstler versprochen habe, zum Besten der Anstalt ein Concert geben zu wollen. Dieser Concertanzeige war indeß eine andere angehängt, die von der größten Rücksichtslosigkeit und gänzlichem Mangel an Takt zeugte. Am Abend des Concerts, hieß es in dieser Anzeige, werde man an der Casse sowohl das höchst getroffene Bildniß, als zugleich auch die Lebensbeschreibung des Concertgebers zum Vortheil der Blinden verkaufen! Daß dieser Zusatz ohne Ole Bulls Einwilligung und Wissen gemacht worden war, wird man mir gewiß auf's Wort glauben, zumal wenn man etwas von den frühern Lebensverhältnissen des jungen Mannes kennt, der, wenn auch nicht der kleinste Flecken auf seinen Charakter und seine Gesinnungen gebracht werden kann, doch schon in früher Jugend seltsame und traurige Schicksale erlebt hat, an die er sich gewiß ungern wieder erinnern läßt. Und diese Schicksale sollten an eben dem Abend, wo er sich öffentlich vor das Publikum hinstellen wollte, am Eingange des Concertsaals für einige Groschen verkauft, gleichsam im Angesichte seiner von der neugierigen Menge gelesen werden!

(Der Beschluß folgt.)

Homonyme.

Reich an Zucker, Tod im Schlunde,
Ist's mit Pulver oft im Bunde;
Außen glatt und innen hohl,
Du errathst alsbald es wohl.

Wenn jetzt gleich ein Rohr es wäre,
Wär' es gar zu leicht, auf Ehre.
Doch kein Wasser fließt im Lauf
Durch, an Sümpfen sprießt's nicht auf.

Wasser höchstens hat's im Hirne
Oder auf der glatten Stirne;
Der Civilisation
Sumpf gebar den feinen Sohn.

Auch ein Rohr zu seyn er pfleget,
Das der Frauen Wind beweget,
Das sich bis zur Erde bückt,
Daß der Wind es ja nicht knickt.

Nur die Kunst hat seinen Zucker
Angethan dem armen Schlucker;
Er ist süß nur, wenn lebendig,
Doch nur leblos feu'rbeständig.

Leblos darf er in den Armen
Eines Räubers oft erwarmen;
Lebend, lebend ist er aber
In der Weiber Dienst ein Traber.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. April 1838.

Nach dem Gallischen Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieser Noth die verschuldete Strafe erkennen und den Vorschmack der Hölle kosten, der die Lust der Sünde verbittert. Endlich muß man eine sehr merkliche Versicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgang sich oft verliert und mit Ernst wieder gesucht werden muß. Das Alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu.

Goethe.
Bekenntnisse einer schönen Seele.

Simeon.

(Fortsetzung.)

Wo es sich um rein positive Gegenstände des Wissens handelte, waren die Stellen des Tagebuchs klar, ernst und trocken; wo jedoch das Gefühl sprach und eine gewaltige Kraft der Seele angewandt wurde, um eine finstere Skeptik in die Flucht zu schlagen, da enthielten die vermorschten Blätter dieser unbekannten Schrift wahre Dithyramben der Begeisterung, glühende Hymnen, wie sie nicht schöner in den Werken der glänzendsten Apologeten des Glaubens gefunden werden mögen. Simeon wollte verzweifeln, wenn er an solche Stellen kam; er wagte es nicht, den frommen Schatten seines Ahnherrn einer Heuchelei, eines gesuchten Prunkes der Empfindungen anzuklagen, und doch konnte er zu gleicher Zeit nicht annehmen, daß seine Gottliebe, sein Eifer so weit hinter denen jenes Mannes zurückzubleiben bestimmt waren. Besonders konnte er den Sinn derjenigen Stellen nicht recht fassen, wo von der Nothwendigkeit eines ununterbrochenen Kampfes geredet, wo über die immer neu andringenden Zweifel geklagt wird. Seine Ueberzeugung war gleich vom Anfang an fest, seine Liebe sicher und ruhig, seine Hoffnung stets gleich lebendig gewesen. Es kam ihm vor, als habe sein Herz nie schwach gelallt, nie unsicher gestammelt, sondern gleich die feste, heiße, glühende Sprache der Liebe geredet. Heute zum ersten Mal vernahm er andere Laute, heute wurden ihm zum ersten Mal Stellen wie die folgende im Tagebuch deutlich: „Gott, mein Gott, warum fliehest du vor mir? Ich habe dich gesucht, ich bin dir nachgeeilt mit keuchendem Athem und klopfender Brust, aber umsonst! in immer weitere Fernen verschwandest du; ich blieb allein. Wie arglistig versteckst du dich hinter Systeme, mein Gott, und wohnst in verwickelten Streitfragen; aber mein Fuß wird sich überall hin Bahn brechen und mein Auge dich überall suchen; endlich, endlich — werde ich dich finden. Grausamer Gott, du hast Lust an Blut und Thränen — hier hast du die meinen! in gräßlichen einsamen Nächten dir geweint, nimm sie. Nimm auch das Blut meiner Jugend! meine Wangen sind bleich und ich trage die Farbe des Todes an meiner Stirne, weil ich um dich gekämpft — endlich aber werde ich dich besitzen, und du wirst mir neue Jugend, neues Leben, ewigen Frieden geben.“ — „Umsonst, umsonst sind alle Kämpfe! Kommt nicht der Glaube als ein freies Geschenk aus deiner Hand? Wenn das ist, so will ich ruhiger werden und auf die Erscheinung deines Engels warten.“ — „Du gibst uns den Glauben und du nimmst ihn uns wieder. In unsern größten Zweifeln können wir uns nie ganz von dir

verirren. Ging nicht Paulus in einem heftig erſchütternden Augenblick vom Unglauben zum Glauben über? Wie, wenn du ebenſo uns plötzlich den Glauben wieder nähmſt? — Wenn ich achtzig Jahr eines langen Lebens genoſſen hätte, im Bewußtſeyn, Chriſtum in meinem Herzen zu haben, und in der lezten Minute des achtzigſten Jahrs würde ich inne, daß ich ihn nie gehabt? O was ſind die Stachel des Todes gegen dieſe Qual? Kann ein Menſchenleben je ſo jammervoll ſeyn? Gibt es Schmerzen wie dieſe?“

Simeon ſchlug die Blätter zuſammen. Er fühlte, daß er nicht mehr im Stande war, weiter zu leſen. Seine Seele litt zu heftig; vor ſeinem Innern verwirrten ſich Bilder und Geſtalten. Er vernahm nur den lezten gräßlichen Zweifel, und er rief: „Nein, nein, ſo furchterlich ſtraft der Barmherzige nicht.“ Er preßte ſeine Hände vor's Antlitz und blieb bewegungslos in ſeinem Stuhl liegen. Die Dorfuhr tönte ihre langſamen Schläge durch die Nacht. Es war ſtille umher. Simeon ſtand auf, legte das Heft wieder in den Schrank und ſtellte ſich an ſein Pult, um jene Arbeit des Morgens zu vollenden; allein er vermochte es nicht. Ungeduldig warf er die Bogen bei Seite und griff nach einem Buche. Der Zufall ließ ihn jenes nehmen, das er vom Profeſſor erhalten und das er bis jezt noch nicht angeſehen hatte. Es war ihm willkommen; er wünſchte etwas zu haben, was die Thätigkeit ſeines Geiſtes nach außen lenkte, und er öffnete haſtig den Deckel des Buchs. Es war ein neueres theologiſches Werk, das ſich einen bedeutenden Ruf erworben.

IV.

Es näherte ſich die Weihnachtszeit, eine fröhliche, geputzte Zeit, eine Zeit voll Hoffnungen und bunter Träume. „Das Chriſtkind kommt.“ Das war der freudige Ruf, den man ſchon hie und da vernahm in den Kinderſtuben und in den Hütten der Armen.

Einige Wochen vor dem Feſte langte unvermuthet an einem ſpäten Abend, von ſeinen Gütern kommend, der Generalſuperintendent an. Ein ſchadhaftes Rad und ein kleiner Anfall von Kolik nöthigten ihn, die Gaſtfreundſchaft des Wirths zum „rothen Engel“ in Anſpruch zu nehmen. Das Dorf war in nicht geringer Verlegenheit, wie es dieſen geiſtlichen Oberhirten, den es zum erſten Mal ſah, gebührend empfangen ſollte. Seit dem Einbruch der Franzoſen war ein Ereigniß von ſolcher Wichtigkeit noch nicht da geweſen. Der Küſter, der zugleich Schulmeiſter, der Barbier, der zugleich Arzt, und der Amtmann, der zugleich Chef der Polizei und Viehhändler war, verfügten ſich in den „Gaſthof,“ welchen Titel die elende Kneipe von dem Augenblicke annahm, wo ſeine Eminenz den Fuß über die Schwelle ſezte. Aber von dieſen dreien Ehrenmännern wurde nur der Amtmann vorgelaſſen und dieſer auch nur in ſeiner Eigenſchaft als Viehhändler, denn da der Superintendent die Landwirthſchaft mit großem Eifer trieb und eben darauf ſann, wichtige Verbeſſerungen in dem Viehſtande einzuführen, ſo lag ihm daran, mit einem Manne zu ſprechen, dem er Kenntniſſe in dieſem Fache zutrauen konnte. — Es gehörte zu den Obliegenheiten ſeines Hirtenamtes, daß er wenigſtens einmal im Jahre eine Inſpectionsreiſe unternahm, um den Stand der ſeiner Oberaufſicht anvertrauten Kirchen des Sprengels zu prüfen; allein ſein vorgerücktes Alter und ſeine ungewöhnliche Corpulenz galten als Entſchuldigungsgründe, daß dieſe Reiſen theils unterblieben, theils von Untergebenen ausgeführt wurden. In dieſes Dorf war er nie gekommen, weil er feſt überzeugt war, daß es außerhalb alles theologiſchen Schickſals läge und daß ſein Erſcheinen unter den ruhigen und legitimen Menſchen nur eine unnüze Aufregung hervorbringen müſſe, die eher ſchädlich als wohlthätig wirken könnte. Er hatte ſich dieſen Ort als einen traurigen, düſtern, armſeligen Flecken gedacht, und war nun überraſcht, ganz artige Häuſer zu finden und Leute, mit denen ſich ſprechen ließ; doch hütete er ſich wohl, ſeine Ueberraſchung merken zu laſſen, er hatte die Ueberzeugung, daß man nie entſchieden loben noch auch entſchieden tadeln müſſe, und er that daher, als hätte er alles ſo erwartet wie er es fand. Unter der Hand ließ er jedoch durch ſeinen Begleiter nachforſchen, und erfuhr nun Simeons Namen und die wohlthätigen Veränderungen, die der junge Pfarrer bewirkt, ſo wie auch, welche Liebe und Anhänglichkeit man ihm zollte. Seine Eminenz wurde nun neugierig, dieſen Mann zu ſehen, und ſchickte in das Pfarrhaus, um ſich zu der morgenden Predigt als Gaſt anzukündigen.

(Die Fortſezung folgt.)

Fécamp.

(Fortſezung.)

„Iſac, getröſtet und voller Freude, erzählte ſeiner Frau, ſeinen Freunden und ſeinen Nachbarn ſein Geſicht, und machte die Erzählung dieſer ganzen Geſchichte. Das Gerücht von dem, was wir hier mitgetheilt haben, verbreitete ſich in dem ganzen Gebiete von Jeruſalem, und zwar ſo weit, daß wir oft die Erzählung in unſerem Lande gehört haben, und die Juden ſelbſt, wegen der Autorität Iſaes und Nicodemus, zeichneten ſie, dß ſie das Andenken eines ſo außerordentlichen Gerüchtes aufbewahren wollten, mit hebräiſchen Buchſtaben in ihren Annalen auf.“

„In Wahrheit, der Baumſtamm wurde in das Thal von Fécamps hineingetrieben und verſezt, wo ihn die Kinder eines Mannes, Namens Boys fanden, und einen Zweig, der an dem Feigenſtamme aufgeſchoſſen war, abſchnitten und ihren Eltern zutrugen. Da dieſe nie ſolches Holz geſehen hatten, frugen ſie, wo ſie dieſen Zweig gefunden. Sie antworteten, daß ſie denſelben in dem an Kräutern reichſten Thale gefunden und daß noch ähnliche vorhanden ſeyen. Andern Tages ging der Vater mit ſeinen Kindern, die beiden andern Zweige zu holen, die er in ſeinen Garten pflanzte, wo dann große Mirakel geſchahen. Boys verſuchte mehrere Male, auch den Stamm wegzunehmen, aber vergebens. Als dieſer Mann geſtorben war, blieb ſeine Frau, mit Namen Marie, Wittwe mit ihren beiden Kindern.

„Zur Chriſtfeſtzeit kam ein Pilger und bat, ihn zu beherbergen. Maria gewährte dies, indem ſie ſagte, daß ſie arm ſey und daß er bei ihr nicht am Beſten ſeyn werde. An demſelben Abend wiederholte Maria mit Schmerzen: „O mein Gemahl! wenn du noch lebteſt, würde ein Scheit zum Feuer gelegt werden!“ Ihre betrübten Kinder ſagten ihrer Mutter: „Wir haben ja einen Gehulfen; wir verſuchen Morgen nochmals, den Feigenbaumſtamm, der im Thale liegt, zu holen.“ — „O meine Kinder!“ antwortete ſie, „ihr wißt, daß euer Vater mit all ſeiner Kunſt nie damit hat fertig werden können.“ — Der Pilger, nachdem er ſich hatte unterrichten laſſen, ſagte: „Wir gehen Morgen mit einem Karren hin, und wir bringen ihn her, wenn Gott es erlaubt.“ Andern Tags nahmen ſie einen Karren und luden den Stamm hinauf ohne alle Mühe; aber nachdem ſie einige Schritte gemacht haben, wie groß war da ihre Ueberraſchung, zu ſehen, daß die Karre an der Stelle zerbrach, wo die Abtei von Fécamp gebaut iſt. Der Pilger raffte einen Haufen Steine zuſammen und ſagte: „Dieſer Stamm enthält das koſtbare Blut unſers göttlichen Erlöſers Jeſus Chriſtus. Hier ſoll das Monument gebaut werden, das demſelben in alle Ewigkeit geweiht ſeyn ſoll. Glücklich dieſe Provinz, denn ſie enthält den Preis der Wiedergeburt der Welt!“ Nachdem er dieſe Worte geſagt, verſchwand er.“

„Als der Herzog Anſeguiſe und viele Seigneurs auf der Jagd in dieſem Thale waren, und er befahl, die Hunde loszulaſſen, ſahen ſie einen Hirſch von erſtaunlicher Größe vor ſich. Nachdem ſie denſelben lange Zeit verfolgt hatten, blieb dieſer an dem Orte, wo der Stamm war, ſtehen, und nachdem er das Haupt gegen jene geneigt hatte, die ihn verfolgten, blieben dieſe bewegungslos und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. Der Hirſch ging in einem großen Kreiſe um den Ort, wo er ſtehen geblieben war, und verſchwand. Nachdem Anſeguiſe Gott mit Inbrunſt gebeten hatte, erhielten Alle den Gebrauch ihrer Glieder wieder. Anſeguiſe, der genau die Spuren des Hirſches bemerkt hatte, ließ hier eine Kapelle bauen und nahm ſich vor, hier eine Kirche zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit zu errichten; da ihm aber der Tod zuvorkam, konnte er ſein Gelübde nicht ausführen.“

„St. Unaninque, Gouverneur der Gegend unter Lothaire oder Clotaire, wollte das Gelübde ſeines Vorgängers erfüllen, und ließ die Fundamente einer Kirche zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit legen und errichtete daſelbſt eine Abtei. Er ließ von Bordeaux das heilige Mädchen St. Childemarche kommen, um die erſte Aebtiſſin zu ſeyn.“

„Da die Heiden dieſe Gegend verwüſtet und die Abtei zerſtört hatten, ſo ſchnitten ſich die Nonnen, um zu verhindern, daß die Barbaren ihrer Jungfräulichkeit keinen Zwang anthäten, die Naſen und Lippen ab, um ſo eher Schrecken, als Luſt einzuflößen.“

„Nachdem der erſte Herzog der Normandie, mit Namen Roul, geſtorben war, hatte er den Herzog Wilhelm, genannt Long-Epée, zum Nachfolger. Dieſer Herzog ließ die Abtei wieder aufbauen. Mehrere Biſchöfe, in ihrer Qualität als Eccleſiaſtiker oder Laien, waren zur Einweihung eingeladen und dabei gegenwärtig. Da kam ein unbekannter Mann von majeſtätiſchem Anſehen. Er trat in die Kirche ein, nahm das koſtbare Blut, das im Schutte geblieben war und trug es auf den Hochaltar, in Gegenwart der ganzen Verſammlung, indem er ſagte: „Hier der Preis der Wiedergeburt der Welt, der von Jeruſalem kommt; diejenigen, die etwas tragen, was mit dem koſtbaren Blute angeſtrichen iſt, werden vor allem Unglück geſchüzt ſeyn.“ Dann verſchwand der Unbekannte und ließ ſeinen Fuß in einem Steine abgedrückt, den man noch in der Taufkapelle ſieht.“

„Seit der Zeit hat das koſtbare Blut nicht aufgehört, der höchſten Verehrung von Seiten der Gläubigen zu genießen. Die alten Traditionen belehren uns, wie viele Wunder hier geſchehen ſind.“

„Eine große Zahl von Pilgern kommt jährlich hieher, beſonders die Bewohner von Yvetot, die dieſe Pilgerfahrt ſeit vielen Jahren nicht unterbrochen haben, die ihren Anfang nahm bei einer anſteckenden Krankheit, von der jene Stadt heimgeſucht war, und die ſeit der Pilgerfahrt nie wieder erſchienen iſt.“

„Die Prozeſſion des koſtbaren Blutes findet alle Jahre den Freitag vor der Charwoche im Innern der Abtei zu Fécamp ſtatt. Sie findet auch am Montag der heiligen Dreieinigkeit, dem Tag, wo die Bewohner von Yvetot und der ganzen Umgegend kommen, um demſelben zu huldigen, ſtatt. Auszug eines Manuſcriptes, geſchrieben im Jahr 1527. Rouen. Lib. de Fleury etc.“

Nach dieſer Geſchichte des heiligen Blutes brauche ich nur noch wenig über die Merkwürdigkeiten der Kirche

zu ſagen. Der Stein, in dem ſich der Fuß des unbekannten Engels abgedrückt hat, iſt noch immer zu ſehen. Wirklich kommen noch heute eine Menge von Pilgern an den bezeichneten Tagen, und wie geſagt, die Mehrzahl der Bewohner von Yvetot und der Umgegend hieher. Auch geſchehen noch immer Wunder, wenigſtens werden noch immer ganz neuerlich ſtattgefundene erzählt. Ueberhaupt würde der, der behaupten wollte, daß die Zeit der Wunder vorbei iſt, hier in Fécamp ſich eines Beſſern überzeugen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Beſchluß.)

Ole Bull. Brede's Hypotheſe über die Erde. Cenſur. Buchhandel.

In demſelben Blatte erſchien am folgenden Tage eine Anzeige von Ole Bull, worin er erklärte, daß das angekündigte Concert nicht ſtattfinden werde, und daß, wenn er gleich ſehr geneigt ſey, ſeine Kunſt zum Beſten Hülfloſer geltend zu machen, er ſich doch nie vorſchreiben laſſen werde, für welches Wohlthätigkeitsinſtitut dies geſchehen ſolle. Die Sache ſtellte ſich noch ſchlimmer für Ole Bull, als er gleich darauf abreiste. Bald mochte der Künſtler fühlen, daß er eine Uebereilung begangen; denn kaum in Kiel angelangt, wo er mit dem wohlverdienten Beifall ein Concert gab, erſchien eine zweite Anzeige von ihm, worin er ſagte, daß er an dem und dem Tage in Hamburg eintreffen und ein Concert zum Beſten der hieſigen Wohlthätigkeitsanſtalten geben würde. Dies geſchah, und Alles war wieder mit dem eben ſo genialen, als liebenswürdigen Manne ausgeſöhnt.

Als eine höchſt intereſſante Broſchüre bezeichne ich das Werk eines Herrn Julius Brede, der bereits früher unter dem pſeudonymen Namen de Fibre mit ſehr geiſtreichen Aufſätzen und artigen, zum Theil launigen Gedichten in den hieſigen Zeitſchriften aufgetreten iſt. Das angezogene Werk heißt: „Die Erde. Eine Hypotheſe,“ und iſt unlängſt erſchienen. Herr Brede nimmt an, daß die Erde eine mit Waſſer angefüllte Hohlkugel ſey, auf der ſich das feſte Land nur als Niederſchlag geſetzt und nach und nach gebildet habe. Es werden in dieſem Werke nicht nur große Kenntniſſe und eine ſeltene Beleſenheit vom Verfaſſer an den Tag gelegt, ſondern auch ein außerordentlicher Scharfſinn, und das Ganze lieſt ſich angenehm. Herr B. weiß ſeine Hypotheſe durch ſo viele ſchlagende Beweisgründe zu unterſtützen, daß man wirklich begierig auf eine Widerlegung derſelben ſeyn muß. — Eine andere, gleichfalls höchſt intereſſante und geiſtreiche Broſchüre ſind die „Kunſtreiſen durch Hamburg,“ die in drei Heften oder Stationen — wir hoffen auf mehrere — erſchienen ſind. Der Verfaſſer derſelben hat ſich nicht genannt, iſt aber vom hieſigen Publikum leicht errathen worden. Dieſe treffliche, mit dem höchſten Ernſte und der größten Sachkenntniß geſchriebene Broſchüre ſcheint bei unſerer Baudeputation, gegen die ſie gerichtet iſt, viele Bedenklichkeiten erregt zu haben, indem nicht nur der Druck des erſten Heftes, wie am Schluſſe deſſelben zu leſen iſt, ſechs Wochen lang aufgehalten wurde, was doch wohl nur von der hieſigen Cenſur ausgehen konnte, ſondern das zweite ſogar in Altona gedruckt werden mußte. Allein auch dieſes Aſyl ſcheint man dem ehrenwerthen Verfaſſer zu verſchließen verſtanden zu haben, indem das dritte Heft — habent sua fata libelli — bei Georg Wigand in Leipzig erſcheinen mußte. „Alle Wahrheiten ſind nicht von Marmor,“ ſagte die geiſtreiche Königin Chriſtine von Schweden bei einer Gelegenheit, d. h. ſie ſind nicht alle angenehm; allein Schriften wie dieſe, die in keinem Worte die Wahrheit, den Ernſt und den Anſtand verletzen, zu verfolgen, verräth wenig Klugheit und noch weniger Humanität. Uebrigens ſind ſolche gegen wirklich gute, gediegene und würdige Schriften genommene Maßregeln, bei den Verhältniſſen unſers Vaterlandes, völlig unnütz, wie ſich bei dieſer Gelegenheit zeigte, ja ſie ſind ſogar denen, die ſich davon betroffen fühlen, verderblich, indem eben verfolgte Schriften einen erhöhten Reiz für das Publikum haben. Am einem Druckorte aber kann es ihnen, wenn ſie der Art ſind, wie die angezogene, nicht fehlen. Welche Sachen dürfen nicht gedruckt werden, welchen giftigen Angriffen ſchamloſer Pamphletiſten und Zeitſchriftsſchreiber ſind nicht Privatperſonen ausgeſetzt, und kein Cenſor nimmt ſich der Verfolgten an. Freilich ſtehen ſo Angegriffenen die gerichtlichen Wege offen; allein wie ſchwer iſt es oft, vor Gericht Recht zu erhalten gegen ſolche ſchamloſe Angreifer, und um noch wie viel ſchwerer, eine ſolche Satisfaction zu ſuchen, und hat man ſie endlich auf Koſten ſeines Geldbeutels erhalten, wie ungenügend iſt ſie, die verletzte Ehre wieder herzuſtellen! Alles dieſes aber duldet unſere Cenſur, und erwacht nur aus ihrem lethargiſchen Schlummer, ſobald es gilt, Bevorrechtete zu beſchützen, ſelbſt wenn der ihnen gewährte Schutz ein ungerechter iſt. Ueber alle ſtädtiſchen Verhältniſſe, ſobald ſich die Beſprechung innerhalb der Grenzen der Wahrheit und des Anſtandes hielte, ſollte ohne alle Hinderniſſe von Seiten der Cenſur geſchrieben werden dürfen; allein dies darf bei uns, trotz unſerer gerühmten Freiheit, nicht geſchehen, und es gibt außerdem noch ein Heer völlig Unantaſtbarer unter uns; ja, es werden ſogar harmloſe Scherze geſtrichen, ſobald ein Reicher oder Angeſehener ſich nur entfernt unangenehm dadurch berührt finden dürfte, während man die Nichtbevorrechteten ſich blutig raufen und mit zerſchlagenen Köpfen nach Hauſe gehen läßt.

Die hieſigen Buchhändler beſchränken ſich, mit Ausnahme des Herrn Julius Campe, der fortwährend viele gute Sachen verlegt, faſt ausſchließlich mit dem Sortimentshandel, der hier ſehr einträglich iſt. Lokalſchriften, ſofern die Cenſur ſolche aufkommen läßt, finden leicht einen Verleger, da alles auf Hamburg Bezügliche hier mit großem Eifer geleſen und gekauft wird.

Die Buchdruckereien, wovon einige im höchſten Grade ausgezeichnete Sachen liefern, vermehren ſich mit jedem Jahr, ſo daß man kaum begreift, wie ſie neben einander beſtehen können, zumal da die hier verlegten wenigen Werke meiſt in Leipzig, der wohlfeilern Druck- und Papierpreiſe wegen, gedruckt werden. Manche Preſſe wird indeß durch die Kaufleute beſchäftigt; auch ſtreben die meiſten Buchdrucker darnach, irgend eine Zeitſchrift, ſey es eine fremde oder eigene, in Druck zu bekommen.

* * *

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. April 1838.

Nützt's nichts, schadet's auch nichts, und muß den Gläubigen helfen.

Goethe.

Fécamp.

(Fortsetzung.)

Wo ich die Histoire du précieux sang kaufte, bot man mir zugleich ein anderes Büchlein an, worin wenigstens ein halbhundert wunderbare Herstellungen und Bekehrungen, die eine Medaille der unbefleckten Jungfrau in den letzten sechs Jahren bewirkt hat, dargestellt und beschrieben sind. Das Büchlein kostet nur sechs, die Medaille gar nur zwei Sous. Es ist 1837, Achtzehnhundert-sieben-und-dreißig gedruckt. Wie viel das Büchlein seinem Verfasser und die Münze ihrem Erfinder eintragen, weiß ich nicht; dagegen ist das kostbare Blut für Fécamp unschätzbar; denn die Bewohner, Wirthe und Kaufleute und die Kirche gewinnen dadurch Jahr aus, Jahr ein nicht weniger als einige hunderttausend Franken.

Eines fiel mir auf. Das Büchlein über das kostbare Blut spricht nicht von einer Quelle, die von dem précieux sang ihren Namen, ihre Berühmtheit und ihre Heilkraft hat oder haben soll. Jeder Pilger kauft wenigstens eine Flasche Wasser, die dann die Apothekerflaschen überflüssig macht. Ich erkundigte mich nach der Quelle, und erfuhr, daß sie jezt einem Privatmanne gehöre, der sie vermiethet habe, und daß sie noch immer mehrere tausend Franken jährlich, die Flasche zu zwei Sous, einbringe. Der Umstand, daß sie einem Privatmann gehört, ist wohl die Ursache, daß sie der Priester, der jene Historie geschrieben hat, nicht berührt; vielleicht aber hat dies auch einen andern Grund. In heißen Tagen oder sonst oft ist die Quelle nichts weniger als ergiebig. Der Besitzer aber ist ein Homöopath und behauptet, daß ein Tropfen des heilsamen Wassers in einer Tonne Flußwasser nur um so wirksamer sey, und ermangelt daher nie, wenn die Nachfrage groß und der Wasservorrath klein, ein paar Tonnen Flußwasser zuzugießen. Der Priester, der das Büchlein schrieb aber, mag zur alten Schule der Allopathen, der Puritaner, gehören, die es für eine Sünde halten, wenn die Wirthe in christlicher Demuth den Wein taufen, und vielleicht deßwegen sprach er nicht von der Quelle, und wer kann ihm Unrecht geben? Es ist ein Jammer mit den Homöopathen, die im Voraus alle Wirthe freisprechen.

Der Name Fécamp, von Fici-campus herstammend, soll dann dem Feigenbaum seinen Ursprung verdanken. Es ist auffallend, daß man an mehreren Orten in der Normandie, so bei Tancaroille, Namensbezeichnungen findet, die darauf hindeuten, daß hier einst Feigenbäume vorhanden waren. Sollten die allmächtigen Römer vielleicht ar die Natgur der Normandie so weit besiegt haben,

daß ſie, die jezt nur Aepfel zeugt, vor Zeiten auch Feigen hervorgebracht hat?

Nur in Bezug auf dieſe Herſtammung hat die Abtei von Fécamp eine geſchichtliche Bedeutung. Sonſt lebten die Mönche hier ziemlich ruhig und ihre Geſchichte hat beinahe etwas Idyllenartiges. Man weiß nur wenig von ihren Aebten zu erzählen, und das iſt ein gutes Zeichen. Einer von ihnen gehörte mit zu den Richtern, die die Jungfrau von Orleans zum Tode verurtheilten. Caſimir, König von Polen, ruhte hier von ſeinen Königsfreuden und Leiden aus. Ein Anderer, Avchard I., wurde einſtimmig erwählt, und die Mönche ſchrieben in ihre Chronik ein, daß ihn der heilige Geiſt bezeichnet; und ich glaube es gerne, denn die Chronik weiß nach der Wahl nichts weiter von ihm zu erzählen, als daß er die Weinportion jedes Mönchs um ein Drittheil vermehrte. Er war ein frommer Mann. Der Abt Wilhelm II. (geſtorben 1107) führte ein Almoſen von einem halben Pfund Brod für jeden, der ſich an der Pforte der Abtei zur Abholung deſſelben melde, ein. Dieſes Almoſen erhielt ſich bis zur Auflöſung der Abtei, und belief ſich damals auf 1200 Pfund Brod täglich, was jährlich eine Ausgabe von 10,000 Livres war. Sie hatten gut geben, die Einnahme des Kloſters betrug jährlich mehrere hunderttauſend Franken. Sie gaben den halben oder Drittheil Zehnten von dem, was ſie durch Zehnten erhielten.

Es beſtanden faſt in jedem Flecken der Normandie ſolche Klöſter, und alle waren ungefähr eben ſo mildthätig. Wie in Spanien, wurde durch ſie das Volk zu Bettlern, und dann waren ſie milde und gaben ihm einen Bettelpfennig. Das iſt das Geheimniß. Ich wollte, ſie hätten, wie oft ruſſiſche Große, den Hungernden die Knute geboten. Jedenfalls wäre, wenn das geſchehen, nicht noch heute die ganze obere Normandie von Bettelcolonien, die wohl noch aus jener Zeit herſtammen, beläſtigt. Jahrhunderte gehören ſtets dazu, um die lezte Wurzel, die lezten Folgen des Unſinns auszurotten.

Herr F., der mich in die Kirche begleitet hatte, führte mich aus derſelben in den Garten eines Privatmanns, in welchem hinter dem Stadthauſe die Ruinen eines alten Schloſſes liegen. Herr F. erzählte mir viel von demſelben und von den Herzogen der Normandie, die hier gewohnt haben ſollen. Im Allgemeinen bin ich kein Freund von Ruinen, wenn ſie nicht als Gegenſatz einer ſchönen Gegend einen neuen Reiz geben, oder ſonſt eine lebendige geſchichtliche Bedeutung haben, d. h. irgend eine ewige Lehre der Geſchichte beſtätigen. Daß hier ein Herzog Ypſilon geboren, gewohnt oder geſtorben, iſt zwar ſehr intereſſant, intereſſirt mich aber ſo wenig, als ob des Herzogs lezten Knechtes Frau hier in's Kindbett gekommen wäre. Aber wenn auch in dem Schloſſe, deſſen Ruinen vor uns lagen, ich weiß nicht was Alles ſich zugetragen hätte, ſo würde mir davon heute nicht eine Solde im Gedächtniß geblieben ſeyn, denn ich hatte mich auf dem Wege hin und her, wo uns die beiden Damen verließen, verloren, und mußte ſpäter wieder zurück, um mich ſelbſt aufzuſuchen. Es dauerte ein paar Tage, ehe ich ganz ſicher war, daß ich mich wieder gefunden hatte.

Ich glaube, ein Spaziergang nach der Jetée hat am meiſten dazu beigetragen, das wallende Blut zu beſänftigen. Das Meer ging hoch. Es ſtürmte gegen die Jetée und die Felſen der Falaiſe an, und im Sturme findet oft das ſturmbewegte Herz Ruhe. Mir wurde wohl, als ich dem Kampfe der großen Natur zuſah und mich im Geiſte in die tobenden Wellen ſtürzen und mit ihnen ringen konnte.

Rechts an der Jetée, kaum zehn Schritte von derſelben, badete das Meer den Fuß der ſteilaufſteigenden Falaiſe, und mannhohe Felsblöcke, die hier über und neben einander lagen, bekundeten die Gewalt der Wogen, die ſie abgeriſſen hat. Dieſe Felſen ſahen einſt eine Heldenthat, die in ihrer unglaublichen Keckheit kaum ihres Gleichen in der Geſchichte hat.

Die Bewohner von Fécamp waren der Ligue beigetreten, ſie bauten auf der Spitze der Falaiſe ein feſtes Schloß, in welches ſich der Commandant von Rouen, Herr de Villars, mit ſeinen Soldaten zurückzog. — Boisroſé, ein Anhänger der königlichen Partei, beſchloß, ſich der Feſtung zu bemeiſtern. Von allen Seiten aber war dieſelbe ſo bewacht, daß an eine Ueberraſchung kaum zu denken war, wenn dieſelbe nicht von der Seite des Meeres her kam, wo ein mehrere hundert Fuß betragender, ſteiler Abhang, der zur Zeit der Fluth nicht einmal erlaubte, ſich ſeinem Fuße zu nähern, kaum an deren Möglichkeit denken ließ.

(Der Beſchluß folgt.)

Simeon.

(Fortſetzung.)

Nie hätte ein ſolcher Beſuch ungelegener kommen können. Das ganze Dorf war in Beſturzung und Angſt. Man wußte, in welchem unerklärlichen Zuſtand Simeon ſich befand, und zweifelte, daß er werde im Stande ſeyn, vor einem ſo einflußreichen kritiſchen Richter mit gutem Erfolg zu erſcheinen. Schon vierzehn Tage hatte die Gemeinde ihren Pfarrer nicht geſehen; er lag krank, im heftigen Fieber, wie es hieß, und Niemand kam in ſein Zimmer, außer der alte Andreas und Liſa. Seit ein

paar Tagen war er nun wohl außerhalb des Bettes, allein die, die ihn gesehen, hatten ihn kaum wieder erkannt. Er war scheu und flüchtig an ihnen vorbeigegangen, und sein Wesen hatte diesen friedlichen, einfachen Leuten Grausen eingeflößt. Man erzählte sich in der Schenke sonderbare Dinge. Der Flurschütz hatte den Herrn Pastor in der Nacht beim Mondschein über das Feld eilen sehen, ähnlich einem Gespenste, und von dem Küster hatte er die Aufschließung der Kirche zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde verlangt. Schon seit drei Wochen waren die kleinen Versammlungen eingestellt worden, und die Dürftigen und Trostsuchenden beklagten sich laut, daß sie in ihrem Elend verlassen seyen. Ueberall herrschte Bestürzung und Sorge über die Krankheit des Pfarrers, der einen so sonderbaren Charakter anzunehmen drohte. Der Gottesdienst war theilweise vom Küster und von einem Candidaten, der aus einem entfernten Städtchen herbeigekommen, versehen worden. Nun sollte Simeon wieder predigen, und das ganze Dorf konnte die Stunde nicht erwarten, wo es in den bekannten Räumen der Kirche seinen wieder hergestellten Pfarrer begrußen und die prächtige Erscheinung eines Generalsuperintendenten bewundern sollte.

Simeon hatte die Aufforderung des Obergeistlichen mit jener starren Gleichgültigkeit vernommen, die seit wenigen Tagen, nachdem der Sturm der Krankheit sich gelegt, alle seine Worte und Handlungen bezeichnete. Er schickte sich an, wie gewöhnlich, seiner Pflicht nachzukommen, indem er die nöthigen Bücher zusammentrug, die Abschrift eines Vortrags, den er schon vor seiner Krankheit ausgearbeitet, durchsah und memorirte. Lisa, die ihn nie verließ, die an seinem Krankenbette gewacht hatte, betrachtete mit gespannter, kummervoller Aufmerksamkeit diese scheinbar besonnene und geregelte Thätigkeit. Ihr entging nicht der Blick Simeons, der wenn er auf einzelne Momente die Starrheit durchbrach, ein wildes Feuer verrieth, das an die fürchterlichen Ausbrüche der Krankheit erinnerte, die das arme Mädchen am Lager ihres Bruders und Freundes mit Entsetzen erfüllt hatten.

Auf ihre Arme gestützt, verließ der Pfarrer seine Wohnung, um bei dem heftigen Schall der Glocken, die der Küster aus pflichtschuldigem Eifer fur den Herrn Superintendenten mit doppelter Schwungkraft spielen ließ, in die Kirche einzuziehen. Jeder dieser scharfen Klänge, die sich in den hellen Winterhimmel verbreiteten, schnitt in Simeons Innerstes und machte seine Nerven erbeben. Er schauderte, indem er die Stimme der Orgel vernahm, und seine Gefährtin mußte inne halten, als sie mit ihm zur kleinen Treppe gelangte, die zur Sakristei fuhrte. Erschöpft und innerlich zerrüttet, bedurfte er einige Minuten Ruhe. Lisa war unfähig, ein Wort des Trostes oder der Ermunterung vorzubringen; alles was sie thun konnte, war, die Hand ihres armen Freundes an ihrem Herzen zu erwärmen und ihre Thränen, abgewendet von ihm, in den Schnee rinnen zu lassen. Als sie die Thur öffnete, flüsterte sie ihm zu: „Fasse dich, mein Bruder! Dort sind Leute, die auf dich blicken.“

Wirklich war ein ungewöhnliches Gedränge in dem angefullten Hause. Als Simeon die Kanzel betrat, sah er in einer offenen Loge des Chors den Oberhirten sitzen, mit einer ruhigen, salbungsvollen Miene den kreischenden Gesang der Gemeine und die stöhnenden Seufzer der Orgel anhörend. Der Anblick des fremden Gesichts gab dem Pfarrer seine Geistesfassung wieder; aber im Verlauf der Rede, die er jezt begann, schwand sie von Neuem. Seine Begriffe verwirrten sich; er dachte daran, daß er tönende Worte ohne Sinn spräche, und sein Vortrag gerieth in ein bedenkliches Stammeln. Innerlich empört über die schändliche Rolle der Heuchelei, die man ihn zu spielen zwang, brachte die Schwäche und Zerstreuung seines Geistes ihn dahin, unwillkührlich in ihm aufsteigende Gedanken in den Text der Rede zu mischen, und dieses seltsame Flickwerk von herkömmlichen Floskeln und tollen Sprüngen des Geistes in einem halb wahnsinnigen Tone vorzutragen. Nie ist wohl eine andächtige Gemeine auf eine so seltsame Weise von der Kanzel herab über ihre Pflichten unterhalten worden; allein, Dank sey es dem einfachen, gläubigen Sinn dieser Zuhörerschaft, sie war so gewohnt, auf das Wort ihres Seelsorgers zu schwören, daß sie voll Glauben zuhörte, o'gleich sie nichts verstand. Simeon hätte an diesem Tage eine noch viel seltsamere Predigt halten können, ohne nur den mindesten Anstoß zu erregen; denn die Aufmerksamkeit wandte sich, nachdem sie mit Theilnahme sein blasses Gesicht und seine gesunkene Gestalt betrachtet hatte, von ihm ab, um jede Miene, jede Bewegung des Superintendenten in seiner Loge zu beobachten.

Diesem entging freilich die sinnlose Rede nicht, aber er besaß zu viel gute Lebensart, als daß er sich das Mindeste hätte merken lassen. Sein Begleiter hinter seinem Rucken schlug die Hände zusammen, und traute seinen Ohren nicht, als er mitten im gestammelten, elenden Vortrag Gottlosigkeiten, Zweifel und Angriffe zu hören glaubte. Er konnte sich in Folge der immer erneuten Anstöße nicht enthalten, seinem Nachbar zuzuflustern: „Eminenz, wache ich oder träume ich? Was redet der Mann da?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die neue egyptische Galerie im brittischen Museum.

Es gehört — in London ganz entschieden, auch in Paris, wie ich gelesen habe, und deßhalb vermuthlich ebenso in andern europäischen Hauptstädten, Constantinopel vielleicht ausgenommen — zum Modegeschmacke der Zeit, sich bald scheinbar, bald aufrichtig, mehr als je für egyptische Antiquitäten zu interessiren. Und wollte ein freundliches Geschick, daß der Modegeschmack nie auf minder unschuldige, minder interessante, minder lehrreiche Dinge verfiele! Wenn nicht jeder Modegeschmack wie ein Pilz über Nacht hervorwüchse, so dürfte man das Entstehen des obengenannten von der Zeit speziellerer Theilnahme an den, Erstaunen erregenden Denkmälern von Luxor und Karnac datiren. Zuerst, und das ist länger her, wurden sie als Wunderwerke der Baukunst angestaunt. Nachdem man sich an ihrem Aeußern satt gesehen, untersuchte man ihr Inneres und entdeckte historische Berichte von Eroberern, deren Siege, Thaten und Reiche in Jahrhunderte fielen, wo über Europa noch dicke Finsterniß lag. Die Sculpturen in den Grabmälern und Tempeln stellten Heerzüge und Schlachten dar; Triumphgepränge bezeichneten die Nationen, welche jene vergessenen Eroberer unterjocht, und lange Reihen Tribut-Zahlender gaben gültiges Zeugniß von den vielen und mannichfachen Völkerschaften, welche dem Scepter der Pharaonen gehorcht. Alles dies war recht hübsch und amüsant, doch nicht zum Modegeschmacke geeignet, für ihn zu hoch, zu allgemein, zu ernsthaft. Aber die Forschungen der Gelehrten blieben hiebei nicht stehen. Nach und nach entrollten und entschleierten sie das öffentliche, wie das häusliche Leben eines Volkes, das vor dreitausend Jahren das erste war in Ausbildung und Förderung von Allem, wodurch das Daseyn des Menschen Werth und Bedeutung erhält. Die täglichen Beschäftigungen der alten Egyptier, ihre Gewerbe, ihre Lebensweise, ihre Vergnügungen, wurden klar gemacht, nicht etwa aus einzelnen Winken eines Reisenden oder aus zufälligen Bemerkungen eines Geschichtschreibers — nein, aus eigenen Gemälden der alten Egyptier wurden sie veranschaulicht, und zwar aus Gemälden, deren Umrisse nicht bloß, deren Farben sogar der verheerenden Kraft von dreißig Jahrhunderten siegreich widerstanden haben. Da fühlte sich nun männiglich heimisch und zum Mitsprechen befähigt. Wer die Bibel gelesen hatte, gedachte mancher dort erzählten Begebenheit, die ihm als Commentar der egyptischen Bildnisse diente, bis ein Anderer ihn freundschaftlich belehrte, daß das Verhältniß umgekehrt sey, die Bibel durch die egyptischen Bilder, nicht diese durch jene erklärt würden. Wer die Griechen haßte, weil das Griechische ihm auf der Schule mancherlei Herzeleid gemacht, den entzückte es, zu finden, daß Niebuhr und Consorten mit ihrer Behauptung von der eingebornen Civilisation der Griechen völlig auf falscher Spur gewesen; denn jetzt liegt es ja unbestreitbar vor, daß der ehrliche Herodot weder gefaselt, noch gefabelt, sondern mit gutem Rechte die Gesittung Griechenlands egyptischen Pflanzern beigemessen hat. Und wer minder bibelfest und sich weniger um die Griechen kümmerte, der hatte doch vielleicht Sprenkel gestellt, einen Windhund abgerichtet, der Lust des Angelns gepflegt, einer Weinlese beigewohnt oder seinen Kindern eine hölzerne Puppe mit beweglichen Gliedern von der Art gekauft, die in England für eine holländische Erfindung gilt — und all dem begegnete er in den neu entdeckten egyptischen Antiquitäten. Es konnte nicht fehlen, der Geschmack an ihnen mußte Mode werden. Jene und hundert andere Spezialien machten sie dazu. Unter so bewandten Umständen begriff die Direktion des hiesigen brittischen Museums, daß sie beim eleganten Publikum allen Credit verlieren und noch heftiger, als es ohnedies geschieht, der Schläfrigkeit, der Pflichtverletzung und dergleichen beschuldigt werden würde, ließe sie nicht den Ankauf egyptischer Curiositäten und deren Ausstellung sich angelegen seyn, und demgemäß erhandelte sie aus mehreren Privatsammlungen die erlesensten Stücke, richtete ihnen ein besonderes Zimmer ein und befriedigt seit Kurzem durch das Oeffnen desselben wochentäglich die Neugier von Tausenden. Aber einer kleinen Bosheit sieht es täuschend ähnlich, daß der im Museum für Rechnung der Direktion verkaufte und namentlich an die Besucher der neuen egyptischen Galerie reißend abgehende Catalog die frisch erworbenen Schätze auf das Flüchtigste abfertigt. „Kiste O. O. eine Mumie.“ — „Kiste 2. eine Mumie.“ — „Kiste V. V. eine Mumie.“ So lautet die Summe der gebotenen Auskunft. Alle übrige Erkenntniß bleibt in Jedermanns Belieben gestellt. Gleichwohl sind mehrere dieser unbestimmt rubricirten Sächelchen theils so selten, theils so einzig, daß sie wohl einige erklärende Worte und dadurch auch dem Auslande bekannt zu werden verdienen.

Unter den menschlichen Mumien zeichnen fünf sich ganz besonders aus. Die erste ist die eines Kindes, allem Anschein nach aus der Zeit der Ptolemäer. An dem Kasten, in welchem sie liegt, befinden sich Heberringe, und auf der groben, um den Leichnam gewickelten Leinwand ist ein Kind in Lebensgröße gemalt, eine Blume in der Hand, und das Gesicht griechisch-egyptischen Schnittes. Da die Mumie über zweitausend Jahre alt seyn muß, so besitzt das brittische Museum in jenem Leinwandgemälde nunmehr das älteste dieser Art. — Die zweite bemerkenswerthe Mumie ist die eines Mädchens von Rang, das bei seinem Tode kaum sechzehn Frühlinge gezählt haben mag. Wie bei den meisten weiblichen Mumien liegen auch hier die Hände über den Leib gekreuzt. An den Fingern der linken Hand stecken neun Ringe, darunter vier von Carneol. Die Finger der rechten Hand haben bloß drei Ringe. Ueber der Brust zeigten sich beim Oeffnen des Kastens deutlich erkennbare Kränze von Sonnenblumen, womit bekanntlich nur Unvermählte geschmückt wurden; aber wie die Luft sie berührte, fielen sie in Staub. Auf der Mitte des Leibes liegt, was heutzutage ein Medaillon heißen würde, eine Platte von Silber und eine andere von Gold. Die äußere Seite der silbernen Platte trägt einen Schakal auf einem Fußgestelle, die der goldenen Platte eine steinerne, zwei und einen halben Zoll große Schlange. Zwei Reihen Hieroglyphen umgeben sie. Auf der innern Seite der silbernen Platte kniet ein Priester mit emporgehobenen Händen; auf der der goldenen Platte ruht, in Tuch gewickelt, eine Haarlocke und ein kleines silbernes Idol. Das Gesicht der Todten, wie die Maske es darstellt, zeugt von Schönheit und hat jenen Ausdruck der Ruhe, der viele lebensgroße egyptische Bildsäulen charakterisirt. Es leidet wenig Zweifel, daß beim Entkleiden dieser Mumie unmittelbar am Körper alle Ringe und Zierrathen gefunden werden würden, mit denen das blühende Mädchen sich geschmückt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. April 1838.

Ich will meinem geschwornen Bruder, dem Volke, schmeicheln, um eine bessere Meinung von ihm zu ernten; es ist ja eine Eigenschaft, die sie hoch anrechnen. Ich will die Bezauberungskünste irgend eines Volksfreundes nachäffen und den Verlangenden höchst freigebig mittheilen.

Shakespeare.
Coriolanus.

Simeon.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie nicht," erwiderte der Superintendent, „daß er krank ist?" In der That sank Simeon in Ohnmacht, ehe er die Kanzel verlassen konnte. Er erholte sich zwar wieder, als die kalte Luft draußen an seine Schläfe wehte, allein nichts vermochte ihn, zurück in die Kirche zu kehren und den Obergeistlichen, wie es seine Pflicht war, in seine Wohnung zu geleiten. Der ehrwürdige Herr ging daher allein, wie er gekommen war, durch eine Gasse von Zuschauern, die sich herandrängten, um ihn zu begrüßen. Nie sah man ein freundlicheres Antlitz und ein leutseligeres Betragen. Alle fünf Schritte blieb er stehen und that Fragen und ließ sich erzählen, er schien so vertraut mit den Bedürfnissen der Bauern, und so bekannt mit ihren Geschäften, daß die gutmüthigen Leute nicht aufhören konnten, sich zu verwundern. An der Thür des Gasthofes angelangt, wurde er eines Juden ansichtig, der mit seinem kleinen Vorrath als Hausirer herumzog; er ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und unterhielt sich lange mit ihm, trotz dess n, daß ihm sichtlich das Stehen sauer wurde. Als er auf dem Zimmer angelangt war, sagte er zu seinem Gefährten: „Nehmen Sie sich aus meinem hiesigen Auftreten ein Beispiel, wie man die Leute heutzutage gewinnt. Sie werden mich mit den verschiedensten Volksclassen, mit den Anhängern der unter sich verfeindeten Religionsparteien auf gleiche Weise verkehren sehen. Nur so können wir, wie die Sachen jezt stehen, unser Ansehen und unsere Herrschaft behaupten, indem wir alle Stimmen zu unsern Gunsten ertönen machen. Einseitigkeit und Intoleranz sind gegen den Geist der Zeit."

Die Ausübung dieser Grundsätze hatte den ehrwürdigen Herrn über die Maßen erschöpft, und er bedurfte eines guten Frühstücks, um von den Strapazen auszuruhen, denen er sich unterzogen hatte, um sich auch in diesem vergessenen Winkel der Welt beliebt zu machen. Die ganze Kochkunst der Frau Mattissin vermochte kaum, ihm das Gedränge und den Dampf in der Kirche, die vielen beschwerlichen Fragen, das lange Stehen und tausend andere Unbequemlichkeiten vergessen zu machen, die zu dem kostbaren Apparat der Popularität gehörten. Jezt saß er bei einem guten Glase Wein und hatte schon Befehl gegeben, daß man die Pferde anspannen sollte, als sich Lisa melden ließ und um eine Privataudienz bat. Der Begleiter machte eine sonderbare Miene, als er das junge, schöne Mädchen eintreten sah, allein der geistliche Herr selbst, der nichts so sehr scheute, als im Lichte der Frivolität zu erscheinen, gebot ihm, sich zu entfernen, und

erwiderte Lisas Handkuß mit sanften, väterlichen Worten. Das arme Mädchen versuchte vergeblich, gegen ihre Befangenheit zu kämpfen; sie war gekommen, um von Simeons Zustand mit dem würdigen Herrn zu sprechen, und jezt fand sie weder die passenden Worte noch die Weise, wie sie das Vorgefallene hatte erklären wollen. In Wahrheit dachte der Superintendent gar nicht mehr daran; er hielt Simeon für krank, und somit war die Sache abgethan; es kam ihm durchaus nicht gelegen, daß der Kranke ihn jezt zu sich bitten ließ. Er fürchtete Eröffnungen und Mittheilungen, wie er sie schon so oft aus dem Munde von Thoren und krankhaften Schwärmern gehört hatte; dennoch, wenn er seiner Weise treu bleiben wollte, mußte er sich schon zu dem sauren Weg in die Pfarrwohnung entschließen. Er nahm seinen Pelzrock über, ergriff sein derbes Bambusrohr und watschelte den Fußpfad am See hin, wo Lisa leicht wie eine Silphe ihm voranflog. Ein schwerer Tritt und ein keuchender Husten verkundeten dem auf dem Lager liegenden Simeon die Ankunft des Oberhirten. Er richtete sich mühsam auf, überwand die Schmerzen eines heftigen Kopfwehs und richtete sich so gut es gehen wollte zu einer umständlichen Beichte ein.

Als Niemand außer den Beiden im Zimmer war, begann der Superintendent: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Lieber, was haben Sie mir mitzutheilen? Ich bitte Sie, sich kurz zu fassen, denn meine Pferde stehen schon angespannt.“ Dieser Eingang warf Simeons Muth nieder. Er stüzte sein brennend heißes Haupt in die Hand und eine lange Pause verging, ehe er sich wieder sammeln konnte; dann ergriff er die Hand des Geistlichen, und sie zu sich ziehend, rief er: „Ihr Ruf steht fest, hochwürdiger Herr. Die Gläubigen sehen Sie als ihre Stüze an, die Menge verehrt Sie, ihre Collegen lieben Sie. Mit Zuversicht mögen Sie sagen, daß Sie Ihr Ziel erreicht haben.“ — „Ich habe wenigstens darnach gestrebt, es zu erreichen,“ erwiderte der Geistliche mit einer Mischung von Ungeduld und Selbstzufriedenheit. „Sie haben es erreicht, und hat der Staat es nicht anerkannt durch dieses Zeichen?“ sagte Simeon, indem er leicht das Kreuz des Superintendenten berührte, das an seinem Jabot herabhing. „In der That,“ rief dieser mit einiger Verlegenheit, „aber wozu das Alles?“ — „Sie haben Recht,“ entgegnete der Kranke. „Wir wollen unsere beiderseitige Stellung im Staate vergessen. Wie elend sind die Bande, die die Gesellschaft knüpft, gegen die, mit welchen Gott unmittelbar unsere Herzen bindet. Sprechen wir Mensch zum Menschen! Der junge, irrende, Hülfe suchende Mann spricht zu dem festen, starken, erfahrenen Greise. Sehen Sie, das ist unser Verhältniß. Oder wollen Sie noch zur Bekräftigung dieses Zeichen?“ Er bewegte bei diesen Worten die Hand auf eine Weise, die der Geistliche sogleich verstand. „Ach, gehören Sie auch zu der Verbrüderung? Ich muß gestehen, halb und halb habe ich mich schon von ihr losgemacht.“ — „Sie müssen jezt meine Beichte hören und mir die Wahrheit sagen,“ rief Simeon mit fester Stimme. „Aber, mein Lieber,“ entgegnete Jener, „diese Verbindlichkeit würde ich ja auch gehabt haben ohne Ihr Zeichen. Sind wir nicht Brüder vor Gott, sind wir nicht Christen?“ Simeons Gesicht überzog eine Leichenfarbe. „Ich darf mich nicht mehr so nennen,“ sagte er dumpf. Der Geistliche sah ihn auf einen Augenblick scharf an, dann sezte er sich wieder bequem in seinen Lehnstuhl zurück, und indem er sich daran zu erinnern schien, daß er einen Kranken vor sich habe, ergab er sich darein, mit möglichst guter Art den Seelsorger zu machen. „Sie haben meine Predigt mit angehört,“ rief Simeon; „wie kam Sie Ihnen vor?“ Der Superintendent gerieth bei dieser Frage in einige Verlegenheit; er glaubte sich befugt, mit einer frommen Lüge hier aus der Schlinge zu schlupfen. „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, mein Bruder,“ sagte er, „mein Gehör ist seit langer Zeit nicht mehr das beste, auch der Platz, den man mir gegeben, war nicht gut gewählt, somit habe ich nur wenig von Ihrem Vortrage verstanden.“ — „So muß ich es Ihnen offen bekennen, mein Vater, daß ich in einem entsezenvollen Zustand mich befinde. Ich fühle mich nicht mehr würdig, jene Kanzel zu besteigen, auf der Sie mich heute zum lezten Mal erblickt haben.“ — „Wie? ich verstehe Sie nicht. Sind Sie nicht ordinirter Prediger dieses Orts? Ist bei Ihrer Einführung etwa ein Fehler vorgefallen?“ — „O ein sehr großer Fehler,“ entgegnete Simeon. „So?“ rief der würdige Herr, der jezt aufmerksamer wurde, da es sich um eine Nachlässigkeit der Behörde zu handeln schien. „Das muß ich der Provinzialsynode zu wissen thun.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Fécamp.

(Beschluß.)

Boisrosé erstieg von dieser Seite aus die Befestigung. Zwei ihm ergebene Soldaten mußten sich in die Schaar Villars anwerben lassen. Dann fuhr Boisrosé in einer dunkeln, stürmischen Nacht mit fünfzig Mann in zwei Barken an die Stelle unter der Falaise. Hier angekommen, ließen die beiden ihm ergebenen Soldaten auf ein gegebenes Zeichen ein Seil von oben herab, an welche Boisrosé unten ein Cabeltau, mit Knoten versehen, anband, das dann die beiden Soldaten hinaufzogen und an die Brustwehr befestigten. Zwei Sergeanten kletterten zuerst, dann die übrigen Soldaten und zulezt

Boisrosé an demſelben hinauf, nachdem er vorher die beiden Kähne vom Ufer abgeſtoßen und jeden Rückzug unmöglich gemacht hatte. So kam dieſer wunderbare Zug, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, bis in das dritte Drittheil des Felſens. Da ſtockte auf einmal der ganze Zug, und von Mund zu Mund bis zu Boisrosé ging die Nachricht, daß der erſte Sergeant die Beſinnung und den Muth verloren habe. An einen Rückzug war nicht mehr zu denken. Boisrosé kletterte von Schulter zu Schulter über ſeine Gefährten bis zum erſten hinauf und, dieſem das Schwert auf die Bruſt ſetzend, zwang er denſelben, vorwärts zu klettern. So kam die kleine Schaar endlich oben an. Die Wachen wurden niedergemacht und der Reſt der Beſazung gefangen genommen.

Wer ſich hier in Fécamp jenen ſteilen Felſen anſieht, müßte keine Nerven haben, wenn er ohne Schaudern dieſe That ſich nur denken könnte, und ich würde ſie, troz meiner Achtung für alles Volksthümliche, in die Claſſe der Mährchen geſezt haben, wenn ſie nur im Munde des Volks und nicht auch in gleichzeitigen geſchichtlichen Documenten aufbewahrt wäre. So aber kann man nur in Staunen ſich vor dem Geiſte, dem Muthe und vor allem der Willenskraft der Menſchen beugen, die auch das Unmögliche möglich machen.

Die Abende, während ich in Fécamp war, brachte ich meiſt in einer Art Caſino zu. Am erſten Abende war mir ganz heimlich da zu Muthe. Es that mir wohl, wie ſich all die Leute ſo recht inniglich bei einer Partie Whiſt oder Domino, bei der entſcheidenden Criſis einer allgemeinen Boulepartie zu freuen ſchienen; ſo recht ein Herz und eine Seele waren.

Ich mußte an das liebe Deutſchland und ſeine Caſinos denken. Die kleinſtädtiſche Gemüthlichkeit war mir ſeit vielen Jahren nicht wieder ſo im Hausrocke und in Pantoffeln begegnet, wie hier.

Am zweiten Tage war ich etwas gleichgültiger, am dritten aber langweilte ich mich beinahe arg, und am vierten hatte ich ein ſolches geheimes Grauen vor dieſem gräßlichen Einerlei, daß ich, troz meines Verſprechens, den Fuß nicht über die Schwelle bringen konnte. Drei Abende hintereinander dieſelben Leute, dieſelben Geſichter, dieſelben Späße, denſelben Ernſt; hier die vier Alten beim Whiſt, dort der dicke reiche Bäcker und der magere Herr Doktor beim Domino, an demſelben Tiſche, wie geſtern und vorgeſtern, die beiden ernſten, ſtummen Piketſpieler, dieſelben Witze bei der Boulepartie, der lederfarbene Rock des Perrückenmachers vor Allem, das halte der Teufel ein Woche — o! ein Lebenlang, ein Lebenlang, alle Jahre, dreihundert-fünf-und-ſechzig Tage, aus.

Am dritten Abend war mir eine Ballotage zu Hülfe gekommen. Das war ein Ereigniß, ein Staatsgeſchäft: des Candidaten Name wurde ausgerufen und ſeine Einführer genannt; dann wurde gefragt, wer etwas gegen ihn habe? keine Stimme erhob ſich; nur ſezten alle Anweſenden ein ſehr ernſtes, wichtiges Geſicht auf, was mir erſt eine gute Vorbedeutung ſchien. Ich hatte mich geirrt: er fiel mit Glanz durch. Ein Bekannter löſte mir das Räthſel und ſagte mir, daß der Vorgeſchlagene nicht zu der Geſellſchaft paſſe, die aus den ehrbarſten Familienvätern des Mittelſtandes beſtehe, wogegen jener eigentlich zum gemeinen Volke gehöre. Ich vernahm dann noch, daß es außer dem Mittelſtande und dem gemeinen Volke auch eine Ariſtokratie in Fécamp gäbe, die ſich eben ſo ferne von dem ehrbaren Mittelſtande halte, als dieſer vom Volke. Iſt das nicht luſtig? O! wie mir mein liebes Vaterland lebendig vor die Seele trat!

Alſo hierhin, in dieſen Schlupfwinkel haſt du dich vor den Pflaſterſteinen verkrochen, du ſtolzer Bettler, der du dich einſt in der Hauptſtadt Frankreichs ſpreizteſt und dich dort Kaſtengeiſt nannteſt! Nur Geduld, auch dort wird man dich ſchon auffinden, und dann kannſt du von Glück ſagen, ſo nahe an der Manche zu ſeyn, daß dich bei jeder Fluth ein Fiſcherboot nach England bringen kann.

Die großen Städte: Ueberſättigung, die kleinen: Mangel an Eßluſt, die großen: Kampf und Leben ohne Ruhe, die kleinen: Ruhe ohne Kampf und Leben! O! lieber den lezten Blutstropfen im Kampfe drangeben, als ihn ohne Kampf in den Adern verhärten zu laſſen!

Aber ſo iſt der Menſch. In Paris ſehnte ich mich oft nach dieſer Ruhe, und hier ſah ich ihr in's Auge und ſie war des Geiſtes Tod.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beſchluß.)

Merkwürdige Mumien eines Königs und Prieſters. Modelle von Kriegsſchiffen und von egyptiſchen Häuſern.

Die dritte hier zu erwähnende Mumie war einſt der ſterbliche Theil eines Königs. Sie ſtand in den Grädern der Könige von Theben, in doppeltem Kaſten. Die leinene Umhüllung des Körpers iſt mit einem dicken, blaßblau getünchten Firniſſe überzogen, die darauf befindlichen Hieroglyphen ſind erhaben in Gold gearbeitet und alle übrigen Theile mit Figuren und Schnörkeleien bedeckt. Eine Eigenthümlichkeit, von welcher kein zweites Beiſpiel bekannt, beſteht darin, daß das Innere des innern Kaſtens mit Hieroglyphen und Sinnbildern verziert iſt, ganz dieſelben, wie die in den genannten Grabmälern. Der äußere Kaſten mißt acht Fuß in der Länge und hat auswendig heilige Zeichen auf ſchwarzem Grunde. — Die vierte der fünf Mumien war im Leben ein Prieſter und verdankt, daß ich ſie erwähne, dem ſonderbaren Umſtande, daß ſie in einem Sarge liegt, in welchem, der Aufſchrift zufolge, vorher ein Pharao geruht hat. Am Fuße des Sarges nämlich ſteht geſchrieben, was auf deutſch heißen mag: „Oſiris, König Eneloph, verſtorben; dieſe Bilder, o Abkömmling von Iſis, König, weihen wir dir ſammt Speiſe, einem

Sarge und Vasen voll wohlduftender Salbe, o Abkömmling von Isis Nephthys.“ Und zu den Häupten des Sarges lautet die Inschrift: „Die Bilder Isis und Nephthys; sie kommen zu beten für den Herrscher, König Eneloph, den Verstorbenen.“ Frage: was soll der Priester in dem Sarge des Königs und was ist aus dem guten Eneloph geworden? Man könnte erwiedern, der Priester sey in den königlichen Sarg gekommen, weil es der Sitte der alten Egyptier nicht entgegen gewesen sey, die Inhaber dieser kostbaren Behältnisse, sobald Zeit oder Revolutionen das Gedächtniß ihrer Thaten verlöscht, herauszunehmen und ihr Eigenthum Andern zum Mißbrauche anzuweisen. Man könnte auch antworten, derartigen Uebersiedelungen lägen ökonomische Rücksichten zum Grunde; aber einer meiner hiesigen gelehrten Freunde verwirft beide Erklärungen. Er behauptet, der Priester sey in den Sarg und König Eneloph herausgekommen, damit die Nachwelt wegen des prächtigen Aeußern des Sarges fortwährend einen König darin habe vermuthen und so dem Priester die Ehrerbietung bezeigen sollen, zu welcher weder sein Stand, noch sein Verdienst ihn berechtigt. Wäre das, so hätte mein Freund den Priester entlarvt: ein Zeichen, daß wahrhaftig nichts so klar gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. — Die fünfte Mumie, eine männliche, gilt für einen ausgezeichneten Fund und für eine Rarität ohne Gleichen. Statt der Hieroglyphen, die gänzlich fehlen, ist die Umhüllung mit erhaben in Gold gearbeiteten Federn überschneit. Die Arme liegen über die Brust gekreuzt. Noch ist nicht ermittelt, wer der Federheld gewesen. Seine Länge beträgt fünf Fuß sieben Zoll, und bloß das scheint gewiß, daß er kein geborener Egyptier. Die Federn nehmen sich recht curios aus, sind herrlich gearbeitet und haben die Vergoldung treu bewahrt.

Nicht weniger interessant als die Mumien sind zwei Modelle von Flußschiffen und eines von einem egyptischen Hause, alle drei aus einem Grabmale der Necropolis. Die Boote gleichen vollkommen den gemalten Abbildungen an den Wänden in den Gräbern zu Theben und ähneln, wenigstens an Gestalt, den heutigen, unter dem Namen Caiquen bekannten Nilschiffen. Da die alten Egyptier einen Abscheu vor der See hatten, nicht, weil das Wasser keine Balken hat, sondern weil sie die See für das Herrschergebiet Typhons, des bösen Geistes und Osiris Feindes, hielten, und außerdem glaubten, daß Typhon einst Egypten erobert und es behauptet habe, bis Osiris es ihm abgerungen, so erklärt sich, warum in ihren Gräbern unter den daselbst niedergelegten Modellen aller Art nie zur Schifffahrt gehörige entdeckt worden sind. Davon machen denn auch die zwei in Frage stehenden keine Ausnahme. Sie wurden, wie gesagt, in einem Grabmale zu Necropolis gefunden, wo Fremde, weil diese nie den Aufenthaltsort egyptischer Leichen theilen durften, ihre eigenen, abgesonderten Gräber hatten. Selten, wie deßhalb jene Modelle überhaupt sind, gehören die bemerkten zu den vollständigsten und am besten erhaltenen. In der Mitte liegt ein Leichnam auf der Bahre unter einem Tragbimmel. Zu seinen Häupten und Füßen stehen Frauen mit ausgestreckten Armen und ihm zur Seite ein Priester, kenntlich durch den kahlen Scheitel, die Arme emporgehoben und in den Händen eine Papyrusrolle. Am Steuer steht der Steuermann, die Ruder haltend, die auf zwei, vom Haupte des Sperbers überragten Stützen ruhen. Am andern Ende des Bootes befindet sich eine Tafel, auf ihr zwei Flaschen, unter ihr eine Rindskeule, Beides Weihopfer für die unterirdischen Götter Amenti. Der Rumpf ist grün angestrichen und am Vordertheile das Auge des Osiris, des schützenden Gottes, eingeschnitzt. Beide Modelle sind sich gleich und jedes ist zwei Fuß fünf Zoll lang. Die Merkwürdigkeit des Hausmodells erklärt sich nicht allein aus Denens Ausrufe: „Tempel, Tempel, und nichts als Tempel!“ sondern auch aus dem seltsamen Umstande, daß es, anstatt in einem egyptischen Grabmale, in dem eines Fremden sich vorgefunden hat. Egypten seufzt beinahe unter den Ueberresten verfallener Tempel. Lägen aber in der Nähe derselben nicht Haufen töpferner Scherben, und ließe sich nicht annehmen, daß die Wände der Häuser aus Töpferwaare bestanden haben, so müßte die Vermuthung Platz greifen, daß die Erbauer der Tempel unter Gottes großem Zeltdache gewohnt. Da beweist nun jenes Modell, daß dem nicht so sey, obschon auch nicht zu leugnen, daß ein nach ihm ausgeführtes Gebäude keineswegs ein Prachtstück gewesen seyn kann, und daß es demzufolge scheint, als hätten die alten Egyptier in ihren Wohnungen einen Gegensatz zu der Größe und Herrlichkeit ihrer Tempel liefern wollen. Das Modell ist ein, zwei Fuß in der Länge und achtzehn Zoll in der Breite messendes Oblong, mit einer äußern Mauer umgeben, die nahezu fünf Zoll hoch ist. Nahe bei dem einen Seitenwinkel befindet sich ein, vier Zoll hoher und zwei Zoll breiter Thorweg, der durch zwei Querbalken befestigt ist und mittelst eines von innen vorzuschiebenden hölzernen Querriegels auf allenthalben bekannte Manier verschlossen wird. Die Angeln sind in den Thorweg geschnitten, und um sie in die Haspen zu hängen, muß er aufgehoben werden. Dies ist der Eingang zum Hofraum, dessen ganze eine Seite das Haus einnimmt. Eine von außen angebrachte Treppe oder Leiter führt zu den innern Räumen, die insofern aus zwei Stockwerken bestehen, als eine Art zweites Stockwerk in ungefähr ein Viertel des Daches eingebaut ist. Beide haben keine Vorderwand, sind ganz offen (eine hübsche Einrichtung!) und das gesammte Dach ist flach. Hier im zweiten Stockwerk, gegen die Sonne geschirmt, sitzt der Hausherr, wie es scheint, Flachs sortirend. Unten im Hofe kauert eine weibliche Figur, etwa die Hausfrau? mit Korn oder dergleichen beschäftigt. An der Seite des Hauses zeigen sich drei Einbaue. Die Thüren stehen offen, die Riegel hängen herab, vermuthlich sind es die Kornkammern. Mit Ausnahme der Abkantungen derselben und des Thorwegs, die roth gefärbt sind, ist das ganze übrige Modell weiß angestrichen. Noch heutigen Tages sind die Wohnungen der Egyptier nicht viel anders.

Da die Besucher des brittischen Museums zum großen, oft zum größten Theil dem schönen Geschlechte angehören, so ist natürlich auch hierauf schuldig-galante Rücksicht genommen, und manches Auge leuchtet von verzeihlich-weiblichem Verlangen nach fremdem Eigenthum beim Erblicken der verschiedenen, hier so müßig liegenden Halsbänder. Der Einen gefällt das Halsband von mannichfach geformten goldenen Perlen, mit Carneolen und Lapis Lazuli untermischt. Eine Andere ziert die Amethystenschnur vor und eine Dritte kann sich nicht satt sehen an der wunderschönen Arbeit eines Halsbandes von goldenem Muschelgelde. Und der herrliche Spiegel von goldglänzendem Metall, wie schön der sich als Toilettenspiegel ausnehmen müßte, mit dem Kopfe der Isis zu beiden Seiten! Die Damen gehen weiter und finden Körbe von Palmenblättern und Kästchen aus Holz und Elfenbein. Sie mögen merkwürdig seyn, aber hübsch sind sie nicht. Dagegen die zwei gebratenen Enten, die in einem für ihr Alter ganz passablen Zustande in einem Grabmale zu Theben gefunden worden sind, angerichtet auf einer Schüssel von Papyrus und Zuckerrohr — wer, Weib oder Mann, kann Geschmack haben und sie nicht bewundern? W. E.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 19. April 1838.

So heult es verworren und ächzet und girrt,
Und brauſet und ſauſet und krächzet und klirrt:
Und der tolle Schwarm den Spielmann umſchweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift.

Heine.

Dread Nought. *

Durch der Themſe flaggenden Maſtenwald
Sieh' das Fahrzeug drüben, morſch und alt!
Seine Planken duften wie Sargesharz;
Der Wimpel, den es führt, iſt ſchwarz.

Im Gefecht einſt ſchaut' es anders drein!
Manche See beglomm ſein Luntenſchein!
'S iſt ein Linienſchiff, das Schlachten ſchlug,
Vier und achtzig Kanonen und Nelſon trug.

Und nun? — Keine Raa, kein Segel mehr!
Die Campagne ſtumm, der Maſtkorb leer!
Invaliden ſchleichen, Seufzer wehn,
Wo die Trommel ging zu Schußgedröhn!

Denn der Entrer ward ein Krankenſchiff!
Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff,
So vom Schiff, das trug den Admiral,
Ward die Kriegsfregatte zum Spital!

Ward der Flotte ſchwimmend Lazareth!
Im Kanonenraume Bett an Bett,
An der Decke ſchwebender Ampeln Schein,
Auf den Pfühlen bleiche Kriegerreihn!

Eine düſtre Schaar! — Sie athmen ſchwer,
Von der Heimath fiebern ſie, vom Meer! —
Mit des Fiebertraumes phantaſt'ſchem Flug
In die Fremde ſchweift ihr farb'ger Zug! —

Kecke Söhne jeder Zone ſind's,
Von der Newa Borden und des Sinds,
Von den Höhn, wo Maul und Lama geht,
Hat der Wind zuſammen ſie geweht!

Ihre Stirnen glühn! — Die See! — Die Welt! —
Obeliskentrümmer, Blockhaus, Zelt! —
Karavanenhufſchlag, Wellenſchlag! —
Wo ihr nimmer fahrt, ich folg' euch nach!

Nach der Reihe denn! — Auf prallt der Mohr!
Die ſehnigen Arme reckt er empor,
Sein lezter Fiebergrimm erwacht:
„In den Sattel! Fort, zur Löwenjagd!“

Der Finne ſtarrt in der Ampeln Glut:
„Aus den Wolken trieft es herab wie Blut!
In der Mitternachtſonne Scharlachſtrahl
Seine Tannen ſonnt das Torneothal!“

* Namen eines Schiffes.

Hart dran, auf weißem Leinwandpfühl,
Ein gebräuntes, keckes Südprofil,
Das Auge Glut, die Lippe Brand —
Ein Spanier iſt's vom Douroſtrand.

Mit dem rollenden Auge, das bald nun bricht,
Wild lechzt er an ſein Traumgeſicht: —
In des ſpaniſchen Himmels prächtig Blau
Mit der Thurmfauſt greift des Alhambra Bau!

Der Springbrunn plätſchert, die Roſe glüht,
Caſtagnettenſchlag und Mädchenlied,
Schwarze Locken blitzen im Sonnenſchein,
Der Fandango zittert ihm durch's Gebein! —

Und nun Geſang! — Ein Sohn der Krimm, —
Er ſagt zu ſeinem Pferde: Schwimm! —
Er peitſcht es durch die ſchwule Triſt,
Die der Pilger auf dem Kameel durchſchifft.

Er ſpornt und peitſcht es durch den Don;
In der Steppe rauſcht ein Röhrenbronn.
Wo die Ruſſin füllt den irdnen Krug,
Anhält er ſeines Thieres Flug.

Nach Odeſſa's Wimpeln muß er fort; —
Einen Kuß, ein Lied, ein Abſchiedswort!
An der Hurde Thor, am Schwemmeteich,
Eine Weiſe ſingt er, wild und weich.

'S iſt ein doniſch Lied, ein Lied aus Moll,
Der Klage voll und der Sehnſucht voll.
Es durchbohrt die Bruſt wie Schwertesſtich;
Der Sterbende ſingt es ſchauerlich.

Es bebt und zittert durch's Gemach;
Den Chineſen drüben zittert es wach.
Er öffnet des Auges engen Spalt:
„Wie dumpf der Porzellanthurm ſchallt!“ —

Der Hindu fährt empor und lauſcht:
„Wie die Gangeswelle murmelnd rauſcht!
Wie ſo ſtolz ihr Haupt die Palme wiegt,
Wie das Kleid der Bajadere fliegt!“

Der Braſilianer hebt die Hand:
„Die Wellen ſchlagen hart an's Land!
Mit ziſchender Zunge leckt die See
Die Quadern von Janeiro's Quai!“

Bajadere, Steppe, Wogenſchaum,
Ueber jedem Pfuhl ein andrer Traum!
Aus der lodernden Köpfe jedem quillt
Und tritt in die Nacht ein anders Bild!

O ihr Flammen all' aus Nord und Süd,
Die durch zwanzig Schädel wild ihr ſprüht,
Laßt euch bannen! Funkelnd ſteht geſchaart,
Ein Orbis pictus ſeltner Art.

An die Küſten ſchlage, Fluthgeſprizt,
Durch die Tannen funkle, Schneefeldblitz,
Ueber'n Ganges weh', Banianenlaub,
In den Niger wirf dich, Wüſtenſtaub!

In die Pulverkammer, fremd Geſchlecht,
Mit den heißen Stirnen in's Gefecht!
In Altenglands Nebel ſchleudre glüh
Die Granate Fieberphantaſie!

Mit der berſtenden Kugel prächt'gem Brand
Keck erobre dir dein Heimathland!
Die Fregatte ſey von ihr durchziſcht,
Bis — auf Sterbebetten ſie erliſcht!

Bis ſie flackernd ſpringt! — Schon iſt's geſchehn,
Sie verglüht mit Zucken und Geſtöhn.
Die Gefallnen ruhn im Todtenhemd,
Ihre Fäuſte ſtarr und zugeklemmt!

Ihre ſiedenden Schläfe kalt wie Eis!
Ihre Schädel ausgelodert! — Sey's! —
Daß den Mund ein Lächeln euch umſpielt,
Verkündet, daß ihr als Sieger fielt!

Daß die Küſte wieder ihr errangt,
Wo ihr ſcheidend in den Nachen ſprangt;
Daß den Anker träumend ihr geſenkt,
Wo zum Abſchied ihr den Hut geſchwenkt!

Den Matroſenhut, den Schifferhut. —
Die Fregatte ſchwankt, aufbraust die Fluth;
Vor den Särgen ſalutirt die Wacht,
Das Boot ſtößt ab, die Salve kracht.

In der Themſe ſchwellenden Raſenbord
Ihre Kinder betten Süd und Nord!
O ihr Maienglocken, ſpendet Duft: —
Eine friſche Nationengruft!

Ha, beträte jetzo jeder Stamm,
Der ſie zeugte, dieſen Uferſchlamm,
Und erhübe die Todtenklage bang:
Welch ein Ort wohl hörte gleichen Sang?

Ein entſetzlich Lied! — Die Guraeln ſchwellt's!
Nadoweſſiſch und malaviſch gellt's!
Einen Weltſchrei, der die Bruſt zerreißt,
Hör' ich's zittern durch die Nacht im Geiſt!

Hört ihr's auch, ihr Träumer tief im Moor? —
Keine Antwort! — Flüsternd klagt das Rohr!
Fern herüber Londons Brausen schallt,
Ueber'n Strom der schwarze Wimpel wallt!

Simeon.

(Fortsetzung.)

Ein bitteres Lächeln schwebte auf den Lippen des jungen Pfarrers. „Wenn nur irgend eine Synode auf der Welt den Fehler wieder gut machen könnte!“ sagte er leise. „So sprechen Sie doch — um was handelt es sich denn? Mein Gott, wir sitzen schon eine Viertelstunde beisammen, und ich weiß noch immer nicht, was Sie eigentlich wollen.“ — „Haben Sie Geduld mit mir, mein Freund und Vater.“ Simeon entwarf hier eine kurze Schilderung seines frühern Lebens, es war sehr einfach gewesen. Es war die Geschichte eines sanften, gläubigen Herzens. Er beschrieb sein Wirken, seitdem er im Besitz des öffentlichen Lehramts war, es war tadellos. Bis hieher verstand ihn sein Zuhörer ganz wohl, allein er schüttelte das Haupt, als jezt Simeon hinzusezte: „Und verdiene ich nun nach dem allen die entsezliche Züchtigung, unter der ich jezt blute? O mein Vater, seyn Sie mein Retter, mein Helfer! Ich vertraue auf Ihren Glauben, ein Wort von Ihnen, aus Ihrem innersten Bewußtseyn herausgesprochen, wird Friede in meine Brust senden. Hören Sie mich: Ich kann meiner Ueberzeugung nach nicht länger der Gemeine als Seelsorger vorstehen. Wie soll ich die Stüze Anderer seyn, ich, der ich selbst ohne Stüze bin? Sie kennen das Leben eines Gelehrten, mein väterlicher Freund; es ist arm an äußerlichen Vorfällen, allein reich an innern Erfahrungen. Man führt den sich bildenden Jüngling durch eine Reihe gelehrter Autoritäten, die Jahrhunderte aufgestellt haben, und von denen jede einzelne Stimme einen unerschöpflichen Reichthum des Wissens und der Erfahrung predigt. Diese glänzend aufgestellte Macht blendet den unerfahrenen Blick; leicht verliert über so viel Luxus des Wissens der Jüngling den einfachen Schaz des Glaubens. Will er selbstständig und fromm bleiben, so muß er sein Ohr nothwendig verstopfen vor jenen prahlenden Systemen, die oft eben so viele Sirenenstimmen an den Klippen des Lebens sind. Wozu sie ihm aufdringen? Ach, ich wünschte ich hätte nie von ihnen gehört. Aber hat man einmal gekostet von der goldenen Eitelkeit des Wissens, so muß man bei einer Frucht nicht stehen bleiben, man muß nach allen und nach den verschiedenartigsten trachten. So sehen Sie da jenes Buch, mein Bruder. Es ist vielleicht mit redlicher Meinung geschrieben und bei der Lampe freimüthiger philosophischer Forschung; aber ich und dieses Buch hätten nie zusammentreffen sollen. Schon sind es fünf Jahre, daß ich im vollkommenen Frieden hier lebe, daß ich mich nicht um die Kämpfe der Wissenschaft bekümmere und meinen Geist fern halte von den gefährlichen Spaltungen der Zeit. Ich hatte jene kostbare und ermüdende Reise vergessen, die man auch mich durch die Reihen der Kirchenväter, Mystiker und Philosophen hatte machen lassen; in der Stille meiner Abgeschiedenheit hatte ich auf schlichte Weise meine Pflichten und meinen Gott mit einander in Einklang zu bringen gewußt. Ich las keine Bücher, aber ich betete und liebte meine Brüder; ich arbeitete keine Systeme aus, aber ich hatte Nächte mit dem ruhigen Schlaf eines Kindes, und Morgen voller Erhebung. Ich hörte nicht streiten über den Glauben, aber ich glaubte, und untersuchte nicht mein Wissen, denn ich wußte daß es gering war. So lebte ich fort und fort und gänzlich ohne Schalkheit und Unruhe. Da warf der Sturm der Tage eine wilde Woge an meinen Strand, und als sie wieder zurückwich, blieb jenes Buch zurück. Ich habe es gelesen und mein Leben hat seinen Inhalt eingebüßt. Aus einem Freien bin ich zu einem Sklaven geworden, aus einem Paulus zurück zu einem Saul umgewandelt. Sechs schreckliche Nächte, das Gegentheil von jenen herrlichen Tagen, in denen die Welt geschaffen wurde, haben die Welt in mir und außer mir zerstört. Ein feiner giftiger Duft geistreicher Forschung hat sich bis in die kleinsten Fältchen und Fugen meiner Seelenblume eingedrängt, und ich sehe die Blätter zusammenfallen und erblassen. Was ist's, woran ich geglaubt habe? ein Spiel der Phantasie. Wofür bin ich mit Thränen und Schmerz erkauft worden? für eine hübsche Sammlung frommer Legenden. Ach! mein Vater, ich bin müde bis zum Tode. Aber auch der Tod? er ist eine kalte Nacht ohne Sterne. Wenn ich heute sterbe, so hat Niemand sich um mich zu bekümmern; ich gehe aus meines Vaters Hause wie der verlorene Sohn.“

Der Obergeistliche hatte diese lange Rede mit der größten Ruhe und sogar mit Aufmerksamkeit angehört, obgleich er wenig oder nichts von ihrem Inhalte begriff. Zustände dieser Art waren ihm während seiner langen Wirkungszeit noch nicht vorgekommen. Er befand sich daher in nicht geringer Verlegenheit, als es jezt an ihm war, zu antworten. Zum Glück fiel ihm ein, nach dem Buche zu langen, das die blassen Hände Simeons in einer Anwandlung von Krampf auf den Boden geworfen hatten. Er bückte sich, nahm es auf, öffnete bedächtig den Einband von rothem Maroquin, und als er den Titel gelesen, verbreitete sich ein wohlgefälliges, halb spöttisches, halb mitleidiges Lächeln über die weiten Flächen seines salbungsvollen Antlizes. „Mein lieber

Pfarrer," hob er an, „es ist auch der Mühe werth, um eine Kleinigkeit, wie diese Charteke hier, einen solchen Lärm zu machen und Ihre Lungen und meine Ohren zu ermüden. Ich kann mir nicht denken, mein lieber College, daß Sie so kindlichen Geistes sind, um vor Angriffen so leichtfertiger Art zu zittern. Sind Sie nicht ordinirter Pfarrer am Ort? haben Sie nicht Ihre Examina bestanden? halten Sie nicht alle Sonntage Predigt? Nun, so wissen Sie ja, was Sie denken und glauben sollen; lassen Sie den Verfasser dieses Buches reden, was er will, Ihnen darf das kein Haar am Haupte krümmen. Guten Morgen, mein Lieber! In Ihrer Stube ist es etwas warm. Sie haben Anlage zur Hypochondrie; machen Sie sich mehr Bewegung, fahren Sie hie und da einmal in die Stadt und sehen Sie Leute. Ihre Pfarre liegt an einem gar zu einsamen Orte; eine solche Abgeschiedenheit taugt selten für einen spekulativen Kopf, wie Sie mir einer zu seyn scheinen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Mi-carême. Neuerung der Waschkönigin. Oeffentliche Bälle. Opern. Scribe und Halevy. Verfall des Gymnase dramatique.

Vergebens hat der Erzbischof ein erbauliches Mandement erlassen, um die Pariser zum Beten und Fasten zu ermahnen; sie belustigen sich noch immer, als ob der Fasching nicht zu Ende wäre; am Tage der Mitfasten, hier mi carême genannt, war es, als ob der Fasching mit allen seinen Masteraden, Bällen und andern Belustigungen erst anfange, und man sich noch gar nicht recht divertirt habe, so eifrig war man auf die Bälle hinein. Freilich thut man wohl daran, die lange Friedenszeit, in welcher der Gewerbsfleiß so große Unternehmungen ausführt und so außerordentlichen Wohlstand verbreitet, zu genießen. Es können einmal wieder Kriegszeiten kommen, welche diesen Wohlstand vernichten und den Parisern die angeborene Fröhlichkeit wieder stören; denn daß die Welt einmal so vernünftig werde, um beständig in Frieden zu leben, läßt sich nicht erwarten, trotz aller Bestrebungen der englischen Peace-societies. Also ungeachtet der Fasten und des Fastenmandements haben die Pariser, oder wenigstens der lebenslustige Theil der Pariser fortgefahren zu tanzen. Der Aufzug der Wäscherinnen am Tage der Mitfasten hatte diesmal jedoch wenig zu bedeuten. Nach einem alten Gebrauche, von welchem ich bereits in den Berichten voriger Jahre Meldung gethan, ernennen die Wäscherinnen, welche auf der Seine in langen Waschbooten das Jahr hindurch ihr Handwerk treiben, eine Königin, welche am Tage der Mitfasten ihre königliche Würde mit einem großen Gelage bezahlen muß. Seit undenklicher Zeit her hat sich stets die Königin dieser Bedingung unterworfen; aber die diesjährige Königin, welche, wie es scheint, eine bessere Hausmutter, als Prinzessin ist, wollte wohl Königin seyn, nicht aber auf ihre Kosten ihre zeitweiligen Unterthanen bewirthen und ergötzen. Solch ein Entschluß war eine große Kühnheit in der Wäscherzunft; es entstand zwar keine Empörung, aber ein großer Unwille unter den plätschernden Frauen auf der Seine; denn welche von ihnen hatte jemals solch eine verwegene Königin gesehen? Aus Rache, hieß es, wolle man eine Strohkönigin machen und sie auf einem Wäscherboote aufknüpfen. Ich weiß nicht, ob diese Verschwörung ausgebrochen ist. Das allgemeine Fest unterblieb, und es hatten bloß Belustigungen en detail unter den Wäscherinnen der einzelnen Boote und ihren Männern, Geliebten oder sonstigen Freunden und Bekannten statt. Gesetzt nun, die künftigen Königinnen ahmen die diesjährige nach, so entsteht dadurch eine Umwälzung in den Sitten und Gebräuchen der Pariser Wäscherinnen, und die Aera der Sparsamkeit beginnt mit dem Jahr 1858; aber wahrscheinlich werden die Wäscherinnen eine Magna charta aufsetzen und nur diejenige als Königin anerkennen, welche bei ihrem Regierungsantritte ein populäres Fest verspricht. — Unter den öffentlichen Bällen haben auch dieses Jahr die Opernbälle, wie zuvor, den Vorrang gehabt, obschon die Theaterdirektion nichts Besonderes unternommen hatte, um das Publikum herbeizuziehen. Die Oper hat nun einmal die Gunst des Publikums, und ihre theatralischen Vorstellungen, so wie ihre Bälle werden jetzt stark besucht. Was erstere betrifft, so ruht die Direktion freilich niemals auf ihren Lorbeeren aus, sondern hat immer Neues zur Hand, wenn das Aeltere etwas zu oft wiederholt worden ist. So gibt sie seit vierzehn Tagen die neue Oper Guido und Ginevra, wie ich bereits erwähnt habe; dieses Stück ist seitdem in der öffentlichen Gunst immer gestiegen. Auch hier ist, wie bei den vorigen großen Opern, für eine prachtvolle scenische Anordnung und für Ergötzung des Gesichts sowohl, als des Gehörs und des Geistes gesorgt worden. Einige Tageblätter behandeln, wie zuvor, den Verfasser des Textes, Scribe, mit Geringschätzung; wo ist aber der Dichter, dessen Opern und Operetten so allgemein gefallen, als die Scribe'schen, und dessen Texte von den Tonsetzern so bestimmt allen andern vorgezogen werden, als die seinigen? Auch sollte man dem Verfasser eines Operntextes allen Zwang, dem er sich unterwerfen muß, zu gut schreiben. Die Eintheilung und Ausdehnung der Aufzüge, die Wahl des Stoffes, das Ballet, die Dekorationen — dies und noch viel mehr muß er berücksichtigen, und kann dabei nicht nach Willkühr verfahren. Seinerseits muß der Tonsetzer die ihm zu Gebote stehenden Sänger berücksichtigen. Dies hat Halevy auch gethan; die Hauptrolle ist für Dupré, den ersten Opernsänger, eigens gesetzt, und daher glänzt sein Talent hier auch ganz vorzüglich. Die Operettenbühne braucht noch kein neues Stück; denn Scribe's und Aubers Domino noir ist noch immer in Gunst und wird wöchentlich mehrmals gegeben. Jedoch wird auch der Tadel laut, und manche Zuschauer meinen, daß, wenn die Damoreau-Cinti, für welche die Musik eigentlich gesetzt zu seyn scheint, nicht die Hauptrolle so vortrefflich sänge, das Stück bei Weitem nicht den Beifall haben würde, dessen es sich jetzt erfreut. Das ist aber das Besondere bei den meisten Scribe'schen Stücken, daß man ihnen und dem Dichter viel Uebles nachsagt, und daß sie dennoch stets ein zahlreiches Publikum haben. Das Gymnase dramatique, für welches Theater Scribe vormals so viele Vaudevilles geschrieben hat, scheint jetzt ganz von ihm verlassen zu seyn, wie er denn überhaupt, seitdem er Akademiker ist, nur noch wenig sich mit Vaudevilledichten abgibt. Jenes Gymnase dramatique ist daher auch im Verfall, da keiner der andern Vaudevilledichter vermögend ist, ihm seinen vorigen Glanz wiederzugeben, und dies beweist schon, wie weit sie hinter Scribe zurückstehen, oder wenigstens, wie viel besser dieser die Kunst versteht, dem Geschmacke seines Publikums Genüge zu leisten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 20. April 1838.

Ferream, quamvis in magna morum mollitie, diceres aetatem rediisse, nisi divisum cum ferro regnum teneret vapor, instigator properorum terra marique commerciorum.

Godofr. Hermann.

Entdeckungsreiſe der Abeille auf der obern Rhone.

Von einem Mitreiſenden.

Die Beſchiffung der obern Rhone von Lyon nach Seyſſel und von Colonge bis in den Genferſee iſt nicht nur für die anliegenden Länder, ſondern für ganz Süd- und Mitteleuropa von großem Intereſſe. Ehe an deren Ausführung, die jezt ziemlich nahe iſt, gegangen werden konnte, mußte überhaupt erſt die Frage entſchieden werden: iſt die reißende, in ihrem Bett und an den Ufern von Felſen zerriſſene Rhone überhaupt auf- und abwärts mit Dampfſchiffen zu befahren? Um darüber in's Reine zu kommen, machte Perret von Lyon mit dem Dampfſchiff Abeille von vier-und-zwanzig Pferdekraft eine Entdeckungs- und Probefahrt, die nicht nur hinſichtlich der Schifffahrt das günſtigſte Reſultat gewährte, ſondern auch für die Mitfahrenden gar anziehend war, weil ſie durch ein unbekanntes und doch mannichfach anmuthiges und intereſſantes Land ging.

Bis dahin hatten die Ufer der Saone den Ruf beſonderer Schönheit, und ihnen wurde nur das impoſante Rheinthal und die lachenden Ufer der Loire verglichen. An die Rhone dachte Niemand, und für die Anwohner ſchien ſie mit ihren ſaphirblauen Wellen von den Alpen herunter und aus dem Genferſee erpreß nur nach Lyon zu kommen, um da deſſen Waaren aufzuladen und nach dem Mittelmeer zu führen. Kein Menſch dachte daran, daß der ungekannte und unbeſuchte Theil dieſes Fluſſes, wenn nicht anmuthiger, doch viel mannichfaltiger, kühner und grandioſer als die Saone und in einem uns ganz fremden Charakter gehalten ſey.

Der gewöhnlichen Meinung nach beginnt die Rhone erſt bei Lyon, denn weiter hinauf gilt ſie nur für einen wilden, rauhen, uncivilisirten, unfranzöſiſchen Fluß, mit dem und auf dem ſich nicht verkehren läßt, und den man gehen laſſen muß. Andere betrachteten ſie bisher wie eine myſteriöſe, ſchreckliche, durch ihre Abgründe, Felſenwände und Höhlen unzugängliche Macht, der man ſich ungeſtraft nicht einmal nähern, am wenigſten darauf ſchiffen dürfe. Und doch brachte die Rhone ſeit undenklichen Zeiten die mächtigen, feſten Grund- und Quaderſteine, mit denen die Römer in Lugdunum und der Umgegend ihre großen Gebäude und herrlichen Aquädukten, womit das Mittelalter ſeine Cathedralen und Kirchen, und die ſpätere Zeit ihre Paläſte, Brücken, Kays u. ſ. w. bauten, und die bis auf den heutigen Tag uns zu Pfeilern und Säulen dienen. Daran dachten die handeltreibenden, fabrizirenden, ſpekulirenden, mit ihrer Zeit geizenden, um die Natur aber wenig bekümmerten

Lyoner nicht, zumal der Zugang zu jenen merkwürdigen Steinbrüchen, zu jener wilden Naturschönheit ihrer Bequemlichkeit so fern lag als eine Insel der Südsee, oder ein Vulkan in Island; denn es war nicht leicht dahin zu kommen, und noch schwerer, einen günstigen Standpunkt für die Ansicht der grandiosen und wilden Stellen zu gewinnen. Nur kräftige Kahnführer und Flößer kämpften mit dem Fluß und den Schwierigkeiten und Launen seines Laufs, wobei sie unausgesezt an ihr peinliches Geschäft denken mußten; aber auch ohne dies würden sie wohl schwerlich für die rauhen, großartigen Schönheiten der Rhoneufer Sinn gehabt haben, an die sie gewöhnt waren und an denen sie täglich vorüber kamen. Sie gleichsam für die gebildete Welt und durch die Dampfschifffahrt zugänglich gemacht zu haben, wäre allein schon ein Verdienst um Lyon. Da fließt nicht, wie bei der Saone, ein träges Wasser, dessen Bewegung kaum zu erkennen ist, zwischen geraden, einförmigen Ufern, es ist aber auch kein wilder, reißender Strom, der nur Schrecken und Zerstörung bringt. Bald durchläuft er große Sandebenen, die er selbst gebildet, mit unzähligen Armen, und zwischen ihnen grüne Inseln mit Birken, Pappeln und Weiden; bald zieht er, eng zusammengedrängt, tief und majestätisch zwischen hohen Felsenufern. Manchmal eilt er brausend und schäumend über abschüssige Stellen, gleich darauf ist's, als wolle er ausruhen, denn er fließt so langsam und träge wie die Saone an manchen Stellen. Manchmal ist er so breit, daß er sein ganzes Thal ausfüllt, dann drängt er sich wieder wie ein kleiner Bach zwischen Felsenbänke zusammen.

Die Ansicht des Rhonelandes von Lyon nach Seyssel wechselt alle Augenblicke. Nirgends gleicht es den anmuthigen, idyllischen, ich möchte sagen koketten Saoneufern, auf denen volkreiche, lebhafte Städte und eine Menge schöner Dörfer liegen und der Ansicht viel freundliches Leben geben. Im Rhoneland ist fast alles wild, wunderlich, man könnte sagen uranfänglich. Erst kommen einige wenige armselige Dörfer, dann folgen alte, zerstörte Schlösser, die wie kecke Vorposten auf hervorspringenden Felsenriffen stehen, auch abschüssige steile Berge, fast ohne Spur von Vegetation, einer über dem andern, an deren Fuß die Rhone strömt, endlich seitwärts der liebliche Bourgessee, in den ein Kanal führt, der von Feen gegraben zu seyn scheint.

Am 17ten Oktober vorigen Jahrs schifften wir uns mit Perret auf der netten Abeille ein, die mit ihrer geringen Kraft zwar gut für die ruhige Saone ist, aber gegen die heftig strömende und reißende Rhone völlig untauglich schien. Von der Vorstadt Bresse aus fuhren wir um halb sieben Morgens die uns unbekannte obere Rhone hinauf und ließen bald die Kays von Lyon und das die Stadt jezt beherrschende Fort Montessuy hinter uns. Miribel gegenüber läuft der Strom durch eine langweilige Ebene und richtet bei seinem Austreten viele Zerstörungen an, besonders durch den Kies, den er auf die Felder schwemmt und sie für den Ackerbau unbrauchbar macht, so lange hier nicht einige Wasserbauten geführt werden.

Im Anfang hat das Land durchaus nichts Anziehendes: rechts eine weite Ebene mit einigen italienischen Pappeln und darüber herragend die bei uns Balmes Viennoises geheißenen Berge, weil in ihnen viele Höhlen sind. Weiter hin Jonage mit seinem neuen Schloß, bei dem die unmalerischen Ruinen des alten liegen. Links zeigt sich eine Kette ansehnlicher, aber unfruchtbarer und düsterer Hügel, denen die vielen freundlichen Landhäuser fehlen, die andere Umgebungen Lyons so anmuthig, heiter und lachend machen. An diesen Höhen läuft, wie ein langes, weißes Band, die Straße nach Genf hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Simeon.

(Beschluß.)

Simeon hörte diese Worte nur wie im Traume. Die Anstrengung, die es ihn gekostet, seinen Seelenzustand zu enthüllen, hatte seine Kräfte erschöpft, er war nur im Stande, aus der freundlichen Miene, mit der sich der Superintendent entfernte, einen allgemeinen tröstlichen Inhalt seiner Schlußbetrachtungen zu folgern. Der ehrwürdige Herr war seinerseits froh, mit so guter Art seiner Haft zu entschlüpfen; er empfahl im Vorzimmer den beiden Frauen eine aufmerksame Pflege des Kranken und verließ dann das Haus mit einem kurzen Gruße. — Das ganze Dorf begleitete wie im Triumphe den ehrwürdigen Mann bis zu seinem Reisewagen, und am Schlage desselben empfahl sich der Amtmann mit einem respektvollen Bückling der fernern Gewogenheit seines hohen Gönners.

So hatte die Welt ihren zweiten Apostel in die stille Abgeschiedenheit des kleinen Dorfes in der Mark gesendet. Welches waren nun die Früchte dieser Missionen?

V.

Es ist unter diesen einfachen Leuten Sitte, sich um die Zeit des Christfestes einander kleine Geschenke zu machen; das ist auch in der großen Welt Sitte, aber die Gaben und der Sinn, mit denen sie hier gegeben werden, sind verschieden von den prahlenden Geschenken, die

die Eitelkeit, der Eigennutz, die niedrige Schmeichelei, und sehr selten nur die Liebe, anderswo austheilen. Aus diesen kleinen Opfern, die die Sparsamkeit gesammelt und die aufopferndste Zärtlichkeit darbringt, ist das ganze Leben und die volle Seele des Gebenden herauszulesen; meistentheils sind es werthvolle Dinge, die einem gefühlten und oft geäußerten Bedürfnisse abhelfen; sind es aber heitere und selbst neckende Kleinigkeiten, so liegt in ihnen auch eine lobende oder tadelnde Bedeutsamkeit für den Empfänger oder den Gebenden. Der einfache, natürliche Sinn macht alles, was ihm unter die Hand kommt, zu Dollmetschern seiner Gesinnung; nichts ist frivol und nur zum Schein da. Ein Spinnrocken einem jungen Weibe geschenkt, bedeutet, daß der Fleiß des Hauses Stütze seyn müsse, ein Grabscheit oder ein neuer Pflug sagt dem Manne dasselbe. Ein Hut, mit Bändern geschmückt und einem Büschel reifer Aehren, kündet dem Jünglinge, daß um die Zeit der Ernte er das noch spröde Mädchen werde sein nennen dürfen; aber auf demselben Hute ein Zweig von der Fichte beraubt ihn aller Hoffnung, indem er ihm zugleich den Vorwurf macht, in seinen Bewerbungen lässig gewesen zu seyn und sich gleichsam wie die dunkle Fichte immer ohne heitere und lockende Blüthen gezeigt zu haben.

Auch der Auserwählte Lisa's schickte sich an, seinem Mädchen ein Geschenk zu machen. Der Hausirer, der an jenem Morgen die huldvolle Aufmerksamkeit des sehr ehrwürdigen Superintendenten auf sich gezogen, war von diesem Augenblicke an eine wichtige Person im Dorfe. Sein kleiner Vorrath an Schnittware, an Ringen und farbigen Tüchern war bald ausgekauft, denn Jedermann wollte sich nähere Auskunft über jenes merkwürdige kurze Zusammentreffen mit dem Oberhirten verschaffen, und bei dieser Gelegenheit war es schicklich, eine oder die andere Kleinigkeit aus dem Korbe des Israeliten zu lösen. Friedrich war nicht der lezte. Er näherte sich eben, wie der vom Schick'al begünstigte Krämer den Rest einer Art Umschlagtücher hervorholte, die höher im Preise waren als die schon verkauften, aber auch dafür ein glänzenderes Muster und ein vollkommeneres Gewebe zeigten. Der Sohn des reichen Müllers konnte einen solchen, schwer auf den Beutel fallenden Luxusartikel schon erhandeln; der Jude lächelte ihn an, als er ihn kommen sah, und breitete zugleich seine Waare wohlgefällig aus.

Schon hielt Friedrich das geforderte Geld bereit, als die Wirthin zum rothen Engel ihn mit einer geheimnißvollen Miene bei Seite winkte. Der junge, arglose Bursche hatte keine Geheimnisse mit der Frau Mattissen, und besonders war ihm die Art, wie er jezt von ihr, im Angesicht der andern Bursche des Dorfes, bei Seite geführt wurde, so widerwärtig, daß er nur mit Unwillen folgte und die dicke Frau mit der barschen Frage anfuhr, was sie von ihm wolle. Frau Mattissen war aber nicht so leicht abzuschrecken; sie hatte sich vorgesezt, dem jungen Manne die Augen zu öffnen über sein künftiges Geschick, und sie verfuhr hiebei auf eine ziemlich schonungslose Weise, indem sie ihm in kurzen Worten den Vorfall mit dem Halstuche erzählte. Sie brachte zugleich mit einer grausamen Umständlichkeit alle kleinen Beweise für die Strafbarkeit Lisa's und die wenig ehrenvollen Absichten des Professors bei, so daß Friedrich, der in seinen Urtheilen oft nicht die gesundesten Anlagen zeigte, bestürzt und in Wuth gebracht, nicht wußte, was er erwidern sollte. Der Blick der Gefährten, die dieses Zwiegespräch aus der Ferne beobachteten, trug noch mehr dazu bei, ihn aus seiner Fassung zu bringen. „Frau Gevatterin," stammelte er endlich, „Gott behüte Eure Zunge, daß sie nicht ungebührliche Verleumdung rede; ist's aber die Wahrheit, nun, so will ich gerade dem schlauen Mädchen ein Tuch schenken und ihr dabei sagen, daß es die Stelle des verlorenen ersetzen, und daß sie es tragen möge zum Angedenken des gelehrten Herrn, der ihr das erste geraubt. Meint Ihr nicht, daß ich auf diese Weise klug genug aus dem Handel käme?" — Die Wirthin nickte ihm freundlich zu und nannte ihn einen gescheiten Jungen, der seine Angelegenheiten zu führen wisse. Der Verlauf dieses traurigen Handels war, daß Lisa ein Halstuch erhielt, aber daß Friedrich, von seinen Freunden noch mehr angefeuert, sich auf immer von ihr lossagte.

Lisa's Thränen flossen jezt um ihr eigenes Schicksal und um das ihres väterlichen Freundes. Simeon umschloß sie mit der vollen Zärtlichkeit seines auf den Tod verwundeten Herzens. „Es ist gut," sagte er; „der Himmel führt uns seine Wege. Mir haben die Menschen meinen Gott, dir deinen Geliebten geraubt; komm, laß uns auswandern, ob wir im Getriebe der Welt wiederfinden, was uns geraubt worden. Komm, Lisa, mein armes Mädchen, wir wollen als Pilgrime des Schmerzens die Welt durchziehen. Sie müssen uns unser Gut wiedergeben; wir wollen es von ihnen fordern."

Es ist hier nicht der Ort, die weitern Schicksale Simeons und Lisa's zu verfolgen; es sey nur gesagt, daß ein düsteres Schicksal ihnen versagte, was sie suchten. Das Ende Simeons war ein schreckliches. Man fand ihn an den Thoren einer großen Hauptstadt eines Morgens todt; es blieb ungewiß, ob er sich selbst das Leben genommen, oder ob mitleidige Hände ihn dieser Bürde entlastet; von Lisa erfuhr man nichts mehr. Das Gerücht erzählte viele grausame und unerhörte Thaten, die der fromme Pfarrer aus der Mark soll begangen haben, ehe ihn die Verzweiflung und das Elend dahinrafften; sein Andenken sey dennoch jedem Unglücklichen heilig. —

Das iſt die Geſchichte des ſtillen Dorfs in der Mark und ſeines noch ſtillern Bewohners.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Paganini. Concerte.

Die Concerte des neuangelegten koſtſpieligen Caſinos haben keinen Succeß gehabt, und bekanntlich haben die Unternehmer den berühmten Paganini gerichtlich belangt, weil er nicht geſpielt hat, da er doch, wie ſie behaupten, ſich anheiſchig gemacht hatte, von Zeit zu Zeit ſein muſikaliſches Genie in jenem nach ihm benannten Caſino an den Tag zu legen. Gleich Anfangs, als das Caſino angelegt wurde, erſtaunte man, daß ein Virtuos, wie Paganini, mit Spekulanten habe in Verbindung treten können, die aus der Kunſt nur ein Mittel machten, ihr Caſino zu heben; er, der gefeierte, überall bewunderte Paganini, der ſeit ſeiner Rückkehr nach Paris nicht einmal eigene Concerte veranſtalten wollte, hatte ſeinen Namen zu einer Anſtalt hergegeben, wo die Muſik als bloße Zugabe und als Zerſtreuung behandelt werden ſollte. Was hatte den großen Virtuoſen zu einer ſolchen Herablaſſung vermocht? und wie hatte er, den man einzig der Kunſt ergeben glaubte, ſich in eine derartige Verbindung einlaſſen können? Hierüber hat man das Publikum bisher im Dunkeln gelaſſen, und der Vorfall hat etwas Heimliches, wie der ganze Lebenslauf Paganini's. Wahrſcheinlich wird ſich die Sache aufklären, wenn Paganini vor Gericht erſcheinen wird. Zwar hat er ſich zur Zahlung einer bedeutenden Entſchädigung an Geld vom Gericht verurtheilen laſſen und der erſten Vorladung keine Folge geleiſtet; dies geſchieht aber häufig, um die Sache vor ein höheres Gericht zu ziehen, oder um Zeit zu gewinnen, während man an das höhere Gericht appellirt. Aber warum hat ſich der ſonderbare Virtuoſe in ein ſolches Unternehmen eingelaſſen? Was ging ihn ein Pariſer Caſino an, das ſo eben zu einer Geldbuße verurtheilt worden iſt, weil es einen Polizeibeamten durch ein Geſchenk von zwanzig Aktien hat beſtechen wollen, und warum verſprach er, dort den Abonnenten das Gehör zu kitzeln, da er es verſchmäht, vor dem hieſigen großen Publikum aufzutreten? So fragt man; es iſt aber Keiner da, welcher hierüber Aufklärung geben kann oder will.* In Ermangelung der Paganiniſchen Concerte ſind eine Menge anderer gegeben worden, zum Theil von deutſchen Virtuoſen. Ich habe bereits in einem frühern Schreiben einer Soirée musicale des Fräulein von Dietz Erwähnung gethan; dieſelbe Künſtlerin gab ſpäter ein öffentliches Concert, worin ſie ein Hummelſches Concerto für das Clavier vortrefflich ſpielte; ein Beethovenſches Septuor machte den Anfang dieſes Concerts. Beethoven kommt immer mehr und mehr in Gunſt. Hätte der geniale Mann doch ſo lange gelebt, daß er Zeuge ſeines eigenen Ruhms geworden wäre. Seine letzten Tage müßten dann viel ſanfter geweſen ſeyn. Das hieſige Muſikconſervatorium beginnt faſt jedes ſeiner Sonntagsconcerte mit einer Beethovenſchen Symphonie, und dieſe Symphonie pflegt ſtets von den Journaliſten als die vorzüglichſte Leiſtung des Conſervatoriums in ihren Feuilletons behandelt zu werden. Die Valentino'ſche Muſikanſtalt, welche, wie ich früher erwähnt, jetzt ſich nicht mehr auf Tanzmuſik beſchränkt, hat ſich ebenfalls ernſtlich auf die Ausführung der Beethovenſchen Symphonien gelegt, und gibt dieſelben ziemlich befriedigend. Sogar der berüchtigte Muſard, ein Vorgänger und Nebenbuhler Valentino's, den man ſcherzend den Napoleon der Tanzquadrillen nennt, hat ſich die Sucht des Publikums nach den Beethovenſchen Meiſterwerken zu Nutze gemacht, und wagt ſich ebenfalls mitten zwiſchen ſeinen Tanzquadrillen an Beethoven, freilich nicht mit dem beſten Erfolge. — Ein deutſcher Clavierſpieler, Roſenhain, welcher nur ſeine eigenen Compoſitionen zu ſpielen ſcheint, gab ein ſehr glänzendes Concert, worin er viermal ſich hören ließ, und zwar zuerſt in einer Symphonie mit Begleitung von Violine und Violoncell, dann in einem Concerto, zum dritten Male in ſogenannten Studien für das Clavier, und zuletzt als muſikaliſcher Improviſator, da er eine Phantaſie über zwei Themas aus Mozarts Don Juan, welche ihm aufgegeben wurden, aus dem Stegreife ſpielte, und zwar, ohne ſich einen Augenblick zu bedenken. Hatte er ſich zuvor über dieſe Themas nicht geübt, ſo muß man über ſeine große Improviſationsgabe erſtaunen. Roſenhain ſcheint ſich viel auf's Componiren zu legen, und auch Luſt zu haben, für hieſige Theater Opern zu ſetzen. Dazu wird es nöthig ſeyn, daß er ſich zuvor mit dem muſikaliſchen Geſchmack des hieſigen Publikums ganz vertraut macht. Nicht allen deutſchen Tonkünſtlern glückt es, hier zu gefallen. Eine Oper oder Operette kann tief gedacht und ſehr gelehrt geſetzt ſeyn, und doch das hieſige Publikum wenig anſprechen. Dieſe Bemerkung machte man eben heute noch in einem Tageblatte bei Gelegenheit der erſten Aufführung einer Operette in einem Aufzuge von Laborne, unter dem Titel: „Welcher?“ An dieſes kleine Stück hat der Tonſetzer mehr Kunſt gewendet, als nöthig war, und es dagegen an dem Graziöſen und Gefälligen fehlen laſſen, welches die Franzoſen von einer Operette erwarten, die ſie ſonſt Comédie à ariettes, ein Luſtſpiel mit kleinen Liedern, nannten. Laborne iſt mit Pauken und Trompeten herangekommen und hat das Ding recht feierlich gemacht; die Kritiker vermiſſen aber das Anmuthige, welches durch keine große Trommel und durch keine Trombonen und Trompeten erſetzt werden kann. In Roſenhains Concert hörte ich von Huner ein Meyerbeerſches Singſtück, den ſterbenden Dichter, ſingen, eine vortreffliche Compoſition, oder vielmehr eine muſikaliſche Scene. Huner ſang in dieſem Concerte Deutſches, Franzöſiſches und Italieniſches. Ernſt ſpielte Variationen auf der Violine. Dieſer Virtuoſe hat den Geſchmack der Pariſer recht gefaßt und erntet daher außerordentlichen Beifall. — Wenige Tage nach dem Roſenhainſchen Concert gab Thalberg das ſeinige. Der Ruf dieſes Clavierſpielers iſt bereits ſo groß, daß er kühn die Preiſe der erſten Plätze zu 20 Fr. und die der andern zu 12 Fr. anſetzen und doch auf zahlreichen Zuſpruch rechnen konnte. Hätte er ein zweites Concert geben wollen, ſo würde es in demſelben nicht minder voll geworden ſeyn; er reiſte aber gleich wieder ab. Thalberg ſcheint das Wandern zu lieben und ſich gerne in verſchiedenen Ländern nach einander hören zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

* So eben hat Paganini ein Schreiben in die Zeitungen einrücken laſſen, worin er verſichert, daß ſeine einzige Theilnahme an dem Caſinounternehmen in dem Ankauf von ſechzig Aktien beſtehe, die er durch die ungeſchickte Leitung der Unternehmer rein verloren, und daß er ſich nie anheiſchig gemacht habe, das Orcheſter zu leiten oder zu beſtimmten Zeiten zu ſpielen. Aber nun fragt man wieder, wie Paganini dazu gekommen iſt, einer Caſinoanſtalt ein Opfer von 60,000 Franken zu bringen?

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 21. April 1838.

— Pia Baucis anus, parilique aetate Philemon.
Sunt annis juncti juvenilibus. —
Tota domus duo sunt, idem parentque jubentque.

Ovid.

Das alte Paar.

Eine kurze Liebesgeſchichte.

Wie viele Namen glücklich und unglücklich Liebender haben uns die Dichter überliefert! Wir kennen die bedrohte Liebe von Pyramus und Thisbe, die an einem Irrthum ſtarben, von Hero und Leander, die ein blödſinniger Zufall zu Grunde richtete; die verbotene Liebe, dieſe ſüße Verzweiflung der Leidenſchaft, von Romeo und Julia; die mehr als verbotene, die unmögliche Liebe von Abälard und Heloiſe, die erſt jenſeits des Grabes auf eine neue und nach göttlichen Rechten erlaubte Verbindung hoffen durften. Wir kennen auch die glückliche Liebe, welche mit trotzigem Anſpruch raſch ihre Früchte pflückt und den Becher austrinkt, der doch „mehr Aloe als Honig enthält,“ wie ein dreifach gekrönter Dichter, dem es noch über ſeinen päbſtlichen Stolz ging, ſich Aeneas Sylvius poëta unterzeichnen zu dürfen, in ſeiner, den ſchönſten Erfindungen alter und neuer Dichtkunſt ebenbürtigen Novelle von Euryalus und Lucrezia ſagt; und wenn man alle die Schätze, welche Poeſie und Liebe geſchaffen haben, in ein koſtbares Gefäß ſammeln wollte, ſo könnte man kein edleres Siegel darauf drücken, als die rhythmiſche Apoſtrophe deſſelben Dichters:

Qui nunquam sensit amoris ignem,
Aut lapis est aut bestia:
Isse namque vel per Deorum medullas
Non latet igneam favillam.

Zu deutſch:

Wer nie gefühlt der Liebe Feuer,
Der iſt ein Thier, ein Stein!
Verräth die Sage doch, der Flammenfunke ſey
Selbſt durch der Götter Mark gedrungen.

Nie darf der Dichter einen größern Erfolg hoffen, als wenn er eines ſolchen leidenſchaftlichen Stoffs ſich kühn bemeiſtert und, ſelbſt von Leidenſchaft bewegt, ihn mit dem Feuer einer mächtigen, hinreißenden Sprache durchſtrömt.

Und doch! vielleicht iſt dieſer Triumph leichter zu erwerben als der prunkloſe, für die Meiſten unſichtbare Sieg über einen unbedeutenden, leidenſchaftloſen Stoff, als die Kunſt, dem Unbedeutenden Bedeutung zu geben, im Kleinen groß zu ſeyn und die flache Gewöhnlichkeit des Tageslebens mit ſanfter Wärme zu beſeelen.

Philemon und Baucis! was ließe ſich da weiter ſagen? Ein ſchläfriges Stillleben, mit anderthalb Worten ausgeſprochen, ſollte es der Poeſie nicht ganz und gar unzugänglich ſcheinen? Und doch hat ſie einem ihrer Söhne das Auge berührt, daß er in ihnen mehr ſah, als einen alten Mann und ein altes Weib. Aber er muß eine

Welt im Buſen getragen haben, er war vielleicht menſchlich größer als alle die ſtürmiſchen Dichter, die in ihren Werken ſo groß ſind, er, der es gewagt hat, in dieſe kahle, ungeſchmückte Hütte die Götter einzuführen. Es liegt ein tiefer Sinn, dem man wohl nachdenken darf, in jener Anſchauung der Alten, die ſie den begeiſternden Muſentrunk als klares Quellwaſſer ſehen ließ. Das „heilig nüchterne Waſſer“ iſt ein Gedanke, den einer unſerer geliebteſten und beklagteſten Dichter noch in die Finſterniß ſeines getrübten Geiſtes mit hinübergenommen hat.

Wenn man in unſerer Hauptſtraße an einem ſonnigen Nachmittage auf und ab wandelt, ſo begegnet man einem Paare, welches, immer in der Mitte der Straße, langſam und vergnüglich ſeinen Weg geht. Sie blicken einander oft freundlich an, reden aber wenig mit einander; doch wenn es geſchieht, ſo thun ſie es mit einem gewiſſen Nachdruck, mit einem angelegentlichen Tone, und hören dann ſehr aufmerkſam einander zu. Ihre Geſpräche haben aber nicht die großen Fragen der Literatur und des Lebens zum Gegenſtande, denn ſelten verirrt ſich ein Buch in ihr Haus, ſondern es ſind Kleinigkeiten, unbedeutende Bemerkungen, welche bloß dadurch, daß ſich eine Seelenſtimmung des Einen darin abſpiegelt, für das Andere einen Werth erhalten. Sie ſind Beide in den Fünfzigen und haben einander vor drei Jahren geheirathet. Philemon — mag denn der Name für die Gattung bleiben! — kam während ſeiner beſcheidenen, und unter großen Entbehrungen zugebrachten Jugend in das Grenzſtädtchen, wo er ſeine Baucis kennen lernte. Beide waren weder ſchön noch irgend anziehend zu nennen, dennoch fanden ſie ſich von ſelbſt zuſammen, und blieben, während ſo viele, von der Natur reichlich ausgeſtattete Paare um ſie her leidenſchaftlich wechſelten, einander dreißig Jahre lang in ruhiger Treue ergeben. Sein Beruf trennte ihn von der Heimath ſeiner Braut und trieb ihn unter beſchwerlichen Arbeiten durch das halbe Land; Beide kränkelten und kamen mehrmals an den Rand des Grabes. Ich glaube, ſie haben ſich in dieſer langen Zeit nicht dreißig Briefe geſchrieben. Endlich, nach ſo vieljähriger Geduld, verſchafften ihm ſeine demüthigen Anſprüche einen kleinen Poſten, der ihm einen eigenen Herd zu errichten und die erprobte Prieſterin in ihr Heiligthum einzuführen erlaubte. Es war das einzige Mal in ſeinem Leben, daß er eine ungeduldige Eile bewies: aber hatte er denn nicht ein Recht, zu befürchten, daß das Schickſal, das ſich dreißig Jahre lang ungütig bewieſen, noch im Hafen ſeinen leichtbeladenen Kahn umſtürzen könnte?

Jede Bewegung in ihrem Zuſammenleben zeigt, wie wohl es ihnen bei einander iſt, jenes unausſprechliche leiſe Gefühl, das die Jugend nur etwa nach einer anſtrengenden Bergwanderung, todtmüde zum erſehnten Lager gelangend, empfinden kann. Vielleicht waren die Krankheiten, welche dem Menſchen ſeine trotzige, unſtete Kraft benehmen, nothwendig, um zwei Gemüther zu einer ſolchen Friedſeligkeit zu ſtimmen; aber ihr würdet Jedem, den ihr gerne glücklich ſähet, ſolche Dämpfungen wünſchen, wenn ihr dieſe friedliche Hütte beſuchtet, wenn euch die heitere Reinlichkeit in die Augen glänzte, die blanke Ordnung, die Pünktlichkeit, womit Baucis ihrem von der ſauren Arbeit heimkommenden Gatten die Suppe auf die Minute rüſtet, die Sorgfalt, womit ſie einander in kranken Tagen abwechſelnd pflegen, das Behagen, wenn ſie in ihren altererbten Lehnſtühlen einander gegenüber ſitzen, und wenn ſie ſo gelinde mit einander ſpazieren gehen. Dieſer Anblick macht nicht den Eindruck eines Frühlingstages, der uns mit friſchen Blüthen überſchüttet, nein, es iſt uns zu Muthe wie in einem wohlerwärmten Zimmer, an deſſen Fenſter die winterlichen Flocken ſchlagen. Leidenſchaft war nie in dieſem Verhältniß, Leidenſchaft iſt nur mit Jugend, Kraft und Schönheit gepaart; aber es iſt auch nicht die ſtumpfe Macht der Gewohnheit, auf welche ſich der Friede gemeiner Seelen gründet: ſie haben weder die Kultur, die ihnen die Cirkel der Vornehmen eröffnen, noch jene Bildung, die ſie zum Umgang mit hochgeſtellten Geiſtern fähig machen könnte, und doch ſind ſie keine gemeinen Seelen. Iſt es Liebe? oder findet ihr bei einem alten, fünfzigjährigen Paare dieſen Namen lächerlich? genug, es iſt ein Ton in ihnen von jener unausſprechlichen Harmonie, welche wir nur aus glücklichen Träumen kennen, ein Hauch von jener ſeltenen Seelenwärme — es läßt ſich nicht nennen, nicht näher beſchreiben — und damit iſt meine Geſchichte zu Ende.

Ich gebe ſie als einfachen Stoff hinaus für den, der das Schwere ſucht und dem nüchternen Quellwaſſer ſeinen Geſchmack abzugewinnen verſteht. Wer hat den Muth, die Götter in dieſe Hütte einzuführen?

Entdeckungsreiſe der Abeille auf der obern Rhone.

(Fortſetzung.)

Unſere Dampfſchifffahrt, die erſte, welche hier geſehen worden, verfehlte nicht, in den Ufergegenden Aufſehen zu machen; die Leute liefen zahlreich herbei und ſtellten ſich in dichten, oft recht maleriſchen Gruppen auf die Höhen und Felſen am Ufer. Ihre luſtigen, der Abeille zugerufenen Hurrahs erwiderten wir dankend im Vorüberſchiffen. Aehnliches frohes Getreibe an beiden Geſtaden verließ uns nun nicht mehr bis nach Seyſſel, jene Stellen

ausgenommen, wo die Menſchen wegen der Felſennatur nicht herankommen konnten. Ein richtiger Inſtinkt ſagte den Leuten, wie bedeutend und vortheilhaft für ſie die Dampfſchifffahrt auf der Rhone werden könne. Dieſe heitere, vielgeſtaltige Theilnahme an unſerm Unternehmen gab unſerer Fahrt einen beſondern Reiz. Kaum zeigte ſich zwiſchen den Weiden und Pappeln am Ufer unſer weißes Kamin mit ſeinem ſchwarzen Rauchfederbuſch, den der Wind über die Felder hin zerzauſte, ſo kamen die Leute in Menge herbei, in Savoyen oft ſogar der Ortspfarrer mit ſeinen Pfarrkindern, beſonders wenn wir an's Land ſtiegen oder wieder zu Schiff gingen. Dieſe Begleitung und frohe Theilnahme war uns nicht nur ſehr erfreuend, ſondern bildete auch eine Menge hübſcher Bilder in Nähe und Ferne, unterbrechend die ſonſtige Monotonie des Fluſſes und ſeiner Ufer.

Jenſeits der Einmündung des Ain, wo ſich die Rhone von Oſten nach Norden wendet, bekommt das Land ein mehr alpenartiges und grandioſeres Anſehen, die Hügel werden zu Bergen und die Vorwälle der ſavoyiſchen Alpen zeigen ſich ſchon in der Ferne. Vom Ain an bis Lyon zeigt der Fluß einen ganz eigenen Charakter, durchaus verſchieden von dem jenſeits des Ain; unruhig hin und her getrieben und launenhaft, hat er dort einen ganz unſteten Gang, biegt bald rechts, bald links aus, reißt von einem Ufer ab, was er am andern Ende wieder anſezt. Gewiß kommt dies von dem Ain, der ſich auf einmal mit ſeiner bedeutenden Waſſermaſſe, ſeinen großen Steinen und Felſenbrocken hineinergießt und das Naturel der Rhone ganz verändert, wie ein böſer Geiſt, der einen Menſchen zu einer andern, zu einer leidenſchaftlichen Lebensart fortreißt. Jenſeits der Ainmündung bis Sault iſt die Rhone regelmäßiger und fließt ganz geſezt und ordentlich, ohne Zorn und Laune, wie ohne Hinderniß in ihrem geregelten Bett, das einem breiten Kanal gleicht, zwiſchen hohen Ufern mitten in einem reichen, fruchtbaren und lachenden Land, wo Weinreben ſich an Ulmen und Pappeln hinaufranken und fette Wieſen und Ackerfelder beſchatten. Dieſe in Italien und in einigen Gegenden des mittäglichen Frankreichs und des Dauphiné's übliche Art, den Wein zu ziehen, gibt der Landſchaft einen gar ſchönen und eleganten Anblick.

Nun kommt man Savoyen und ſeinen Alpen immer näher und iſt bald an ihrem Fuß. Der Anblick des Landes gegen Lagnieu hin erinnert an den obern Theil des Genferſees, da wo bei Villeneuve die hohen Berge näher zuſammentreten und das enge Thal bilden, aus dem die Rhone aus Wallis kommt und in den See fließt. Rechts liegen die impoſanten Ruinen des zerſtörten Kloſters Salettes am Fluß hingebreitet und nicht weit davon der Eingang zu der berühmten Höhle, die, wie alle Höhlen dieſer Gegend Savoyens und der romaniſchen Schweiz, den generiſchen Namen Balme führt. Ihr Eingang iſt mächtig geſprengt am Fuß ſteiler Felſen. Eine kleine Viertelſtunde weiter fuhren wir unter der Hängebrücke von Lagnieu weg, die bald nicht mehr die einzige von Genf bis Lyon ſeyn wird.

Von hier an nahmen wir Abſchied von der ſchönen, offenen und lachenden Landſchaft, um in's Land der ſogenannten belles horreurs zu treten. Die Alpen werden nun grandios, wild und mächtig in ihren Formen und Abſprüngen, manchmal rauh und furchtbar untereinander geworfen, zerbrochene und zerbröckelnde Felſen wechſelnd mit friſchem Grün, über dem wieder Felſenzähne und kecke, nadelartige Spitzen herausſtehen, wie die Zacken einer mächtigen Erdkrone. Hie und da ſtehen an den ſteilen Bergwänden Trümmer alter Schlöſſer und verfallener Wachthürme, mit Grün umflochten, und aus deren Mauern mächtige Bäume hervorragen. Manchmal ziehen ſich auch an ſolchen Höhen Dörfer mit ihren Kirchen hin. Gar keck ſtehen da ſich gegenüber die zwei Schlöſſer von St. Sorlin, die mit ihren Sagen lange eine bedeutende Rolle im Lande ſpielten. Dieſe Sagen aber wurden in neuerer Zeit für ariſtokratiſch und, gering geſprochen, für lächerlich erklärt; man ſchämte ſich, ſie nachzuerzählen, ja nur daran zu erinnern, und ſo gingen ſie ein, wie ſo manches Alte und echt Volksthümliche in Frankreich, das der Aufklärerei hat weichen müſſen. Die Ruinen des Schloſſes Vertrieux liegen auf einem ganz freiſtehenden Felſen, der ſich, ſonderbar genug, mitten in einer Ebene erhebt und wie ein großes Todtenmonument ausſieht. Die Natur iſt liebevoller gegen dieſe Trümmer, als die Menſchen, denn ſie umſchlingt ſie rings mit mannichfachem Grün. Unfern von dem alten iſt das neue Schloß Vertrieux gebaut, das gar lang und weiß ausſieht, einer Kattunfabrik ähnlicher, als einem Schloß.

Mitten durch dieſe Felſen und ihre Trümmer gelangten wir nach Sault, einem bis jezt ganz unbedeutenden Dorfe, das ſeinen Namen von der Flußſchnelle hat, oder vom ſogenannten Sprung, einige hundert Schritt weiter hinauf. Es war Abend geworden; wir ſtiegen alſo aus und ſchliefen ſchlecht genug in Sault. Am folgenden Tag, den 22ſten Oktober, ſollten wir den Sprung hinaufſchiffen, was viel gefährlicher klingt, als es wirklich iſt; wir wenigſtens kamen mit unſerer Abeille ohne viele Schwierigkeit hinüber. Der Sault iſt eine ſich auf dem Grund des Flußbettes von einem Ufer zum andern hinziehende, ſchiefe Felſenbank, an der ſich das Waſſer aufſtaut und dann raſch, wirbelnd und ſchäumend auf der Weſtſeite hinunterſchießt. Bei niederm Waſſerſtand läuft man Gefahr, beim Hinunterfahren mit dem Fahrzeug aufzuſtoßen. Aber dies hat wenig zu ſagen, denn das herabſchießende Waſſer hat die Felsbank ſo glatt geſchliffen, daß auch ein wirklich aufſtoßendes Fahrzeug

doch keinen Schaden nimmt, sondern wie ein Schlitten auf dem glatten Felsen fortrutscht. Die dem Strom entgegengehende Abeille hatte nun vollends gar nichts zu fürchten. Später aber wird man diese Stelle durch Sprengung oder Bearbeitung der Felsenbank ganz regelmäßig machen, wie so manches andere an dem bisher ganz freien, unabhängigen, launigen Strom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Stuttgart**, April.

Theater. Die Söhne des Dogen.

Herr Hofschauspieler **Moritz** hatte sich das Stück eines unbekannten Verfassers: „Die Söhne des Dogen," zu seinem Benefiz gewählt. Der lokale Hintergrund — Venedig — der historische — Dandolo, der greise Doge, der, schon halb blind, mit seinem kriegslustigen Sohne Cäsar Constantinopel hatte erobern helfen — sie kamen der Dichtung sehr zu statten; doch durfte man in dieser Richtung keine kritischen Forderungen machen, denn das dramatische Ereigniß selbst scheint ganz Fiction zu seyn. Das Drama ist keineswegs heroisch, sondern ein Intriguenstück, mehr Genregemälde, als geschichtliches Charakterbild, und ließ auf einen unserer jüngern Dichter rathen, der den Geist des dreizehnten Jahrhunderts mit Gesinnungen moderner Zeit zersetzte. — Die Handlung ist lebendig, abwechselnd, spannend, aber durch lange Ergießungen zu sehr auseinander gezogen. Unsere gebildete Sprache führte dem Verfasser eine erwünschte Fülle von Gedanken und Bildern zu, daher es nicht an durchblickenden Reminiscenzen fehlt. Bei solchem Fluß, ja Ueberfluß der rhythmischen Rhetorik hätte wohl Manches besser motivirt werden können, wenn nicht etwa durch die für die Theaterökonomie nöthige Abkürzung hier einige Fugen entstanden sind. So steht gerade das theatralisch Pikante meist nicht rein-menschlich, sondern eher verletzend da; z. B. der Todschlag des Knaben, dessen Nachklang oder besser Nicht-Nachklang in ihm selbst und den Seinigen. Der Vater erfährt die That nicht einmal. Da der Kleine schon fechten kann, warum erscheint die That nicht als Folge eines Kinderduells? Das Wegsenden der Unmündigen zum Vater ist auch gegen die Natur. Saß etwa der Verfasser incognito im Parterre, so mußte ihm auffallen, wie Manches in der Darstellung sich so ganz anders gestaltete, als er von seiner Dichtung erwarten mochte. Gedanken, Sentiments, Ergüsse, auf die er sich vielleicht viel zu gut that, schossen im Flusse der Deklamation fast ungehört vorüber; dagegen konnte er sich schwerlich die ergreifenden Scenen, die sich die Künstler mit Vorliebe als dankbare Momente anzeigneten, so ungemein wirksam denken, als sie hier gegeben wurden. Vermöchte ich ein Drama zu schreiben, ich würde mir diese Erfahrung sehr zum Augenmerk dienen lassen. Leidenschaftliche Ergießungen, Extreme der menschlichen Aufregung, die uns zu lange, zu angreifend fassen wollen, wirken nicht mehr spezifisch, sondern nur als eine Art pathetischer Musik im Ganzen, die uns am Ende übersättigt. Das Stück wird sich ohne Zweifel halten, wenn der Autor es über sich gewinnt, dasselbe um ein Viertheil abdunsten zu lassen. Dandolo — Herr Maurer — war eine großartige Gestalt und schuf ergreifende Scenen. Herr Moritz und Wallbach, die Söhne und feindlichen Brüder, standen ihm künstlerisch würdig zur Seite; sie lebten in ihren Charakteren und bewährten auf's Neue ihre mimischen Talente, ihre ausdauernde, belebende Kraft. Herr Moritz, ein Liebling des Publikums, das sein noch immer jugendliches Feuer, sein Künstlerstudium zu schätzen weiß, hieß mit Recht der schöne Cäsar. Er verlieh seiner Rolle ansprechende Naturwahrheit. — Herr Gnauth gab den Sekretär Giuseppe, einen durchgeteufelten Intriganten, der das Böse so recht aus Lust am Bösen thut, eine Figur, die, im Leben unmöglich, kaum auf der Bühne erträglich ist, in seinen verschiedenen Phasen mit gewohntem Talent und kluger Berechnung. Unwahrscheinlich ist sein gottloses Spiel mit den vier Hauptpersonen, ein massives Gewebe von Teufeleien, handgreiflich und doch mitunter eine etwas unklar motivirte Verwickelung. — Frln. Stubenrauch leistete als Cäsars heimliche Gattin Anna das Höchste von psychischer und körperlicher Anstrengung mit hoher Virtuosität. Wir mußten bei ihrer Darstellung der ganzen Stufenleiter der Gefühle von anmuthigster Liebe bis zu Verzweiflung und Wahnsinn die nachhaltige, klare Bestimmtheit ihres Organs bewundern. (Der Dichter versteht sich auf Theatereffekte und griff in alle Saiten der Affekte.) Die Kinder waren allerliebst. Eine Kinderfreundin äußerte gegen mich: sie halten das Drama zusammen! — Auch die übrigen Mitspieler: Jakob, Esau und Frau — Herr List, Gerstel und Mad. Schmidt — wirkten eingreifend mit. Einige komische Partien unterbrachen wohlthuend den fast zu folternden Jammer. Die Volksscenen gehörten wesentlich zum Organismus des Stücks und erschienen, von einigen zu starken Trivialitäten abgesehen, wohlberechnet. — Man muß dem Verfasser ohne Weiteres dramatisches Talent zugestehen: er ist im Besitze guter poetischer Mittel, er weiß die Aufmerksamkeit rege zu erhalten, die Erwartung zu spannen, wirksame Momente zu schaffen. Wir möchten ihm aber rathen, mehr noch, als die Bühnenwelt und ihre Literatur, die wirkliche Welt zu studiren, wenn sich das Leben überhaupt studiren ließe. Er kann Gediegenes schaffen, wenn er seine Kraft noch mehr zusammenhält. Die Auflösung des Knotens war nicht so ganz befriedigend, mehr Rede als That, mehr Erzählung als Ereigniß. Man sah einer energischern Entwickelung entgegen. — Die ganze Ausstattung des Stücks war geschmackvoll und glänzend, und Herr Moritz verdient Dank, daß er sich dieser Erstlingsprobe eines werdenden Dramatikers mit so entschiedener Wärme angenommen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 90.
Der Stutzer.

Charade.

1. 2.
Wir sind des Malers Studium,
Fein aufgetragen oft sein Ruhm.

3.
Ich bin des Trinkers Studium,
Und oft geleert sein großer Ruhm.

1. 2. 3.
Ich fördre des Doktors Studium,
Doch mir gereicht es nicht zum Ruhm,
Obgleich aus eines Doktors Hand
Ich selbst den Teufel überwand;
Mir ist sogar noch kaum gelungen,
Daß je ein Dichter mich besungen;
Und wie viel Dichter und Doktoren
Ach! wären ohne mich verloren!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 23. April 1838.

— Da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn!

Goethe.

Wie Deutſchen in Liſſabon.

In der Regel nehmen die Deutſchen im Auslande gern und bald die herrſchenden Sitten und Gewohnheiten an; nicht wie verpflanzte Blumen erſcheinen ſie im nächſten Frühjahre wieder in den alten Farben, ſondern ſie haben dann bereits den Deutſchen gegen den Fremden vertauſcht. Die Deutſchen in Lisboa machen jedoch eine Ausnahme von dieſer Regel, und dies hat wohl darin ſeinen Grund, daß der Abſtand, die Kluft zwiſchen ihnen und den Portugieſen himmelweit iſt. Mit Ausnahme der Türken, der Lappen und Samojeden möchte es in Europa kein Volk geben, in das der Deutſche ſich mühſamer zurecht findet, als in das portugieſiſche. Der ſittliche Menſch in ihm trifft faſt keinen Annäherungs-, keinen Berührungspunkt, aber dem Thiere im Menſchen fehlt er leider nirgends. Der portugieſiſche Menſchenſchlag iſt der bräunlichſte auf der pyrenäiſchen Halbinſel und in Europa; ſchon das Geſicht verräth die ſtärkſte Vermiſchung mit Mauren und beſonders mit mauriſchen Juden; die Sitten ſind ſehr ſchmutzig. Der Deutſche wird hier zu ſehr an ſeine edlere Natur erinnert, als daß ihn der Portugieſe nicht anwidern ſollte. In Lisboa und Oporto fühlt ſich der Franzoſe noch am erſten zu Hauſe; der Engländer, der ſich in dieſen Städten, wie natürlich auch in Gibraltar, Malaga, Cadiz, am zahlreichſten von allen Fremden einfindet, bewahrt überall ſeine heimiſche Sitte, ſich von den Eingebornen abſchließend. Der Holländer ſpricht hier gewöhnlich deutſch und hält und lebt mit dem Deutſchen; die Stammesverwandtſchaft macht ſich immer in der Fremde geltend und führt zu einander. Deutſche Familien, meiſt Schweizer und böhmiſche Glashändler, leben hier wenige; die meiſten ſind unverheirathete junge Kaufleute aus Hamburg, einige Aerzte, Naturforſcher, Lehrer, Militärs.

Am Caes da Sobré, dem Platze, wo Morgens um eilf Uhr die Liſſaboner Kaufleute ſich verſammeln und Abends in der Regel mit ihren Familien luſtwandeln, hat ein Hannoveraner eine Gaſtwirthſchaft und einen Mittagstiſch nach deutſchem Zuſchnitt, jedoch unter Bedienung von Galegos eingerichtet. Er ſervirte hier in einer Handlung, erkrankte und heirathete aus Dankbarkeit eine Portugieſin, die ſeiner mit Aufopferung gepflegt hatte. Aus den Fenſtern ſeines Hauſes genießt man eine herrliche Ausſicht über den belebten Hafen, den meerbreiten Tajo, nach dem jenſeitigen Ufer; auf der gegenüberliegenden Höhe prangt Almada, darunter iſt das vielbeſuchte Cacilhar gelegen, zwiſchen köſtlichen Weinbergen; fünf Leguas weiter leuchtet von der Sierra de Arabida das lichte, befeſtigte Palmella. In dieſem freundlichen Gaſthauſe verſammeln ſich die Deutſchen gewöhnlich um drei Uhr Nachmittags zum gemeinſchaftlichen Mittageſſen.

Da man in Portugal weniger arbeitet als anderswo, ſo ſind der Nachmittag und Abend dem Spazierengehen und dem Vergnügen gewidmet. Dann bewegen ſich die hohen, kräftigen Geſtalten mit den blutvollen Geſichtern, den blauen Augen und hellen Haaren durch die Straßen, wie Fremdlinge höherer Abkunft und doch wie geborene Herrn des Bodens, und manches portugieſiſche, flammende Weiberauge ſchielt verlangend nach ihnen. Lachend und ſpottend über die kleinen, dürren Eingeborenen mit ihren kalzinirten Geſichtern erreichen ſie das Thor. Nun wiegt man ſich auf den Wellen des Tajo oder man erklettert die Höhen, bewundert den Reichthum, die Fülle, die Pracht der Natur, wird ſentimental, declamirt, ſingt deutſche Lieder und gedenkt der theuren, unvergeßlichen Heimath — Alles zum großen Erſtaunen der gleichgültigern oder ernſtern Portugieſen. Noch mehr wundern ſich dieſe über die Art deutſchen Studententons, der hier unter den nordiſchen Söhnen herrſcht, über ihr Trinken und „Kneipen," ihr Lärmen und Poltern.

Abends geht es in den „Bierſtall," wo engliſches Porter, das anſtändigſte Getränk hier, die Deutſchen oft im Uebermaße begeiſtigt. Doch ſizt man hier nicht behaglich in einem abgeſchloſſenen Stubchen wie im Vaterlande; man ſizt zu ebener Erde auf hölzernen Stühlen ohne Lehne, bei offenen Hausthüren, durch welche jeder Vorübergehende von der Straße dem Treiben zuſehen kann. Oftmals ſichelt dann der barſche Nordländer im Uebermuthe ſo lange über das verdorbene Geſchlecht, bis die gereizten Portugieſen zum Meſſer und zum Dolche greifen. Dabei fallen wohl ſchwere Verwundungen vor, aber ein Deutſcher fürchtet nicht fünf Portugieſen. Mitunter durchzieht das deutſche Corps Nachts zum Schluſſe noch jubelnd die Stadt, und bei dem Rufe: „Isais!" * und dem Lärmen auf den Straßen kreuzigen ſich die Portugieſinnen in ihren Kammern und ſagen: „da tobt die wilde, rothe deutſche Rotte!"

Während meiner Anweſenheit in Lisboa wohnte ich zufällig einem wahrhaft ſüdlich-luxuriöſen Feſte bei, das einem nach Deutſchland zurückkehrenden Landsmanne zu Ehren veranſtaltet war. Die feurigen portugieſiſchen Weine brauchten nicht erſt zu wirken, um die Geſellſchaft zum Anſtimmen der alten Lieder vom heiligen Vaterlande anzuregen. Alle begeiſterte der Gedanke, daß ſo viele Deutſche — wir waren an dreißig Perſonen — ſich auf der Weſtkante Europas, ſo fern von der Heimath, im Angeſichte des ſtürmiſchen atlantiſchen Meers traulich zuſammengefunden hatten. Plötzlich rief Einer: „Wir müſſen ein deutſches Schauſpiel aufführen!" und einſtimmig wurde nach den Räubern von Schiller verlangt, dieſe in mehreren Exemplaren herbeigeholt, die Rollen vertheilt, und nun begann ein wildes Durcheinander. Bald hatte ſich Jeder ſo in ſeine Rolle hineingefunden, daß er der Worte Schillers nicht mehr bedurfte und der eigenen Eingebung folgte. — Der am andern Tage abſegelnde Landsmann ſah aber die Heimath nicht wieder: er kam mit dem Schiffe und aller Mannſchaft in den Fluthen des Meeres um.

Das iſt das Leben der Deutſchen in Liſſabon, bedingt und hervorgerufen durch den Gegenſatz der beiden Völker. Spiegelt ſich darin auch noch im Allgemeinen die deutſche Kraft und Weiſe ab, ſo werden doch die meiſten dort lebenden Deutſchen am Ende entſittlicht, ſie verlieren ſich allmählig in ein materielles Seyn und gehen unter — der Fluch der Ueberſiedelung in die Fremde!

* Dies iſt ſonderbarerweiſe das allgemeinſte Feldgeſchrei der Deutſchen in Liſſabon geworden.

Entdeckungsreiſe der Abeille auf der obern Rhone.

(Fortſetzung.)

Jenſeits des Sault ſtehen rechts und links die Arbeitshütten der Steinhauer, denn von hier empfängt Lyon und das mittägliche Frankreich die herrlichen, marmorartigen Kalkſteine von allen Größen, die zu Säulen, Treppen, Pfeilern und Fußbänken gebraucht werden. In den Steinbrüchen ſtreichen ſie in horizontalen Bänken von verſchiedener Länge und Dicke. Es wäre leicht, ſie in ungeheuren Dimenſionen zu brechen, wenn ſie fortgebracht werden könnten. Gewöhnlich ſind ſie jedoch nur anderthalb oder zwei Fuß dick. Den gleichen trefflichen Bauſtein enthalten alle Berge, die hier das Rhonethal bilden; es ſind unerſchöpfliche Steinbrüche mit horizontalen oder etwas geneigten Steinlagen. Auch unmittelbar am Ufer könnten dergleichen Steinbrüche an vielen Stellen angelegt werden.

Jenſeits des Saults fanden wir das Rhonethal weiter, denn bis nach Sevſſel iſt es eine halbe oder dreiviertel Lieue breit. Das Strombett ſelbſt aber geht unter- und oberhalb Sevſſel durch enge, von Felſen gebildete Schluchten. Die erſte, faſt beunruhigende Durchfahrt dieſer Art fanden wir bei den Felſen von St. Albin, oberhalb Briord. Hier wird der Strom bis auf ſechzig Fuß Breite eingezwängt. Man ſollte nun glauben, er werde ſich ſchäumend, reißend und ungeſtüm durch dieſe Enge drängen. Dies iſt aber nicht der Fall, im Gegentheil, er iſt an dieſer Stelle ruhig und eben wie ein Spiegel, und es ließe ſich von ihm ſagen, was Julius Cäſar über die Saone äußert: kaum läßt ſich mit

bloßem Auge erkennen, ob sie wirklich fortfließt. Bei der Rhone kommt dies hier von ihrer großen Tiefe. Diese düstere Schlucht zwischen hohen, gerade aufsteigenden, sich manchmal über den Fluß neigenden, rauhen, ganz kahlen Felsen ohne eine Spur von Grün, an denen hier und da ein ganz schmaler, gefährlicher Ziegenpfad hinläuft, hat etwas Ergreifendes und Beengendes, und man ist froh, wenn sie zu Ende geht.

Gleich darauf wird die Landschaft wie durch einen Zauber wieder offen und lachend. Rechts erhebt sich in reizender Lage das Schloß Quinsonnas, die Rhone und ihr Stromthal beherrschend. Es ist als wollte sich der Fluß, ehe er sich dem Zwang unterwirft, noch recht auslassen; in der sandigen Ebene, wo er nun fließt, macht er eine Menge kapriziöser Krümmungen und Windungen, denen wir mit unserer Abeille nur ungern entgegen gingen. Unsere üble Laune über diesen unnützen Aufenthalt, der aber in der Folge durch Correction des Flußbettes abgestellt werden dürfte, vertrieben wir uns etwas durch Betrachtung der großen und imposanten Ruinen des Schlosses Groslée, die wohl einen eigenen Besuch verdienen. Bei Groslée oder St. Genir setzt die Rhone ihren bisherigen Lauf nach Südosten nicht weiter fort, sondern wendet sich auf einmal nordöstlich, eine Richtung, die sie bis zum Genfersee behält. Bei St. Genir strömt auch auf ihrem rechten Ufer der Guiers ein und macht die Grenze zwischen Frankreich und Savoyen oder den sardinischen Staaten. Von nun an war uns letzteres immer rechts, ersteres links, denn die Rhone bildet zwischen beiden Ländern die Grenze bis zum Kanton Genf. Auf jener Grenzstelle hat die sardinische Regierung zur Verhütung der Contrebande aus Frankreich nach Savoyen eine starke Douanenlinie von Kähnen aufgestellt, die mit Kanonen geringen Calibers besetzt sind. Diese furchtbaren Anstalten bestehen aber erst seit einem Jahr, denn vorher waren bloß Kähne mit bewaffneten Douaniers da. Diese wurden aber einmal in der Nacht von Uebermacht angegriffen und zurückgeworfen, während ein ganzes Convoi von Kähnen mit Schmuggelwaaren vorbei ging und weiter unten landete, indeß die Douaniers von den Schmugglern zurückgehalten und am Verfolgen der andern gehindert wurden, die schnell in's Land drangen und ihre Waaren bei den Hehlern unterbrachten. Zwischen beiden Theilen kam es zu heftigem Kampfe, bei dem die Schmuggler in dichten Reihen auf die Douaniers zu schießen begannen. Einer erschoß seinen Bruder, der unter diesen diente.

Die ganze Gegend von hier bis Bellegarde hinauf ist überhaupt beständig das Kriegstheater für Schmuggler und Douaniers, wobei erstere in der Regel durch Tollkühnheit, unglaubliche Verwegenheit und List gewinnen. Besonders sind in dieser Beziehung die Einwohner des französischen Districts Bugey berüchtigt; aber nicht bloß die kräftigen Männer, sondern auch die Frauen, Mädchen und etwas erwachsenen Knaben. Neben dem Baskenland in den Pyrenäen ist das Bugey wohl die vorzüglichste hohe Schule der Schmuggler. Von den vielen unbegreiflich kecken Unternehmungen dieser Leute will ich nur Eine anführen, die häufig hier praktizirt wird, und wozu sich die Oertlichkeit vorzüglich eignet. Die Rhone, dieser gemeinschaftliche Grenzfluß, strömt, wie wir oben sahen, häufig in einem engen Bette, auf dessen beiden Seiten sich hohe, ganz gerade und unzugängliche Felswände erheben; an's Ankommen mit Kähnen und an's Landen ist also nicht zu denken. Was thun nun die Schmuggler? Auf der einen Seite schlägt Einer Feuer, und gleich darauf geschieht ein Gleiches auf dem andern Ufer. Dies ist Frage und Antwort: ich bin da, bist du bereit? — Ja. — Nun wird von französischer Seite ein Stein und an diesem ein dünner Strick hinüber nach Savoyen geworfen. Daran knüpft man ein starkes Seil und zuckt, wenn es geschehen ist. Dieses Seil wird nun hinüber gezogen und straff so fest gemacht, wie drüben. Dies wiederholt man mit einem zweiten, schwächern Strick, der einige Fuß höher zu liegen kommt. Ein abermaliges Feuerschlagen sagt, daß nun die Operation beginnen kann. Und wie geschieht sie? Ein Schmuggler geht in der dunkeln Nacht mit schwerem Waarenpack auf dem Kopf oder auf den Schultern über das Seil; dabei hat er nur einen zweideutigen Halt am obern Strick; denn thut der tollkühne Seiltänzer einen Fehltritt oder verliert er das Gleichgewicht, so drückt ihn die Last doch hinunter und er findet in der tiefen Rhone seinen Tod. Dem Ersten folgen Mehrere, wie gesagt, selbst Frauen und starke Knaben. Diese Operation wurde manchmal ganz in der Nähe von Douanenposten vorgenommen; die Douaniers wußten es, kannten auch die Bedeutung des Feuerschlagens; konnten aber die Expedition auf der unzugänglichen Stelle nicht hindern; beim Landungspunkt in Savoyen hätten sie aber immer eine Ueberzahl bewaffneter Schmuggler gefunden, und was vermögen zehn selbst brave und schußfertige Douaniers gegen dreißig und mehr starke, kühne, im Stechen und Schießen trefflich geübte, zu Allem entschlossene Schmuggler? So ging es lange; endlich aber wurden die Douaniers klüger. Wenn sie jezt in der Nacht das Feuerschlagen sehen, besteigen sie ganz leise ihre Kähne, rudern vorsichtig in die Gegend, wo der Uebergang angedeutet ist, halten da, an den Felsen gestemmt an, und werfen, gleich nachdem das zweite Feuerschlagen erfolgt ist, einige Leuchtkugeln und die Andern sind schußfertig. Wehe dann dem Schmuggler, den sie auf dem Seil sehen! denn in demselben Augenblicke stürzt er, von Schroten in die Beine getroffen, in die Rhone, wo

ihn die Douaniers freilich retten, wenn dies möglich iſt, es iſt aber in der Regel nicht möglich. Vor einigen Monaten gelang dies aber doch mit einem ſehr hübſchen Mädchen, die einen kleinen Pack Lyoner Seidenzeug trug und bei den Ihrigen berühmt war wegen ihrer Kühnheit und Seiltänzerei. Es verſteht ſich, daß die Bugeyer zu Haus dieſe Gymnaſtik mit großem Eifer üben. Sie haben ſogar Preiſe ausgeſezt für die Geſchickteſten, damit die edle Kunſt nicht untergehe, ſondern immer mehr blühe. — Vergeben Sie die lange Abſchweifung.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Concerte. Die Kunſtausſtellung.

Die Virtuoſität auf dem Clavier wird immer ſchwerer. Paris beſizt nun drei oder vier Clavierſpieler von der erſten Stärke; vielleicht könnte man ſie auf Herz, Chopin und Kalkbrenner reduziren; aber auf die zweite Stufe kann man ein Dutzend anderer Clavierſpieler ſezen, und dieſe würden anderswo noch als Sterne erſter Größe glänzen können, ſo ausgezeichnet iſt ihr Spiel. Und nach dieſen folgen noch zwanzig Andere, die ſämmtlich Jahre lang ſtudirt und ſich gequält und es auch zu einer ziemlich großen Fertigkeit gebracht haben; ihr Talent wird aber durch das der Vorgenannten verdunkelt. Wer im Ausland es nicht bis zur größten Virtuoſität gebracht hat, der ſpare ſich die Koſten einer Kunſtreiſe nach Paris, wofern er ſie nicht zu ſeiner eigenen Bildung unternimmt. Mit Hülfe von Bekanntſchaften und prunkenden Ankündigungen in den Zeitungen kann es ihm glücken, ein oder mehrere hundert Zuhörer in einem Concertſaale zu vereinigen; aber weiter wird er es ſchwerlich bringen, und am Ende wird ihn die Reiſe mehr koſten, als eintragen. Was beſonders den Künſtlern ſchadet, welche hier Concerte geben wollen, ſind die vielen Winkelconcerte, die wenig oder gar kein Eintrittsgeld koſten, und mit welchen ſich ein großer Theil des Publikums begnügt. Ich ſpreche hier nicht von den Privatconcerten, welche in großen Häuſern gegeben werden, zu denen man immer eine zahlreiche und glänzende Geſellſchaft einladet, und wo man oft vortreffliche Muſikſtücke von den größten Virtuoſen aufführen hört, ſondern von den vielen Vereinen, welche ihre Matinées oder Soirées musicales haben, und zu denen außer den Mitgliedern oder Abonnenten noch eine Menge Zuhörer zugelaſſen werden. Wer viele Bekannte in Paris hat, kann ſich im Winter faſt täglich das Vergnügen verſchaffen, einem ſolchen Concerte beizuwohnen. Einige derſelben haben mitten am Tage, die meiſten aber Abends ſtatt, und werden oft zur Abwechſelung durch Vorleſungen, oder durch Vorträge von proſaiſchen Stücken oder Dichtungen unterbrochen. Am Donnerstag gibt der ſogenannte Cercle auf dem Boulevard, ein Caſino für reiche Beamte und Gutsbeſizer, ein ſolches Quodlibet. Am Freitag, zuweilen auch noch am Sonntag oder Donnerstag, iſt Concert am Prytanée, und nach dem Beiſpiel dieſer Anſtalt hat das Athénée royal dieſen Winter ebenfalls ſeinen muſikaliſchen Abend. Sogar eine Unterrichtsanſtalt für die Jugend, Athénée des Familles genannt, hat ein monatliches Concert. Dieſe Anſtalt war mir unbekannt geblieben, und ich habe ſie erſt bei Gelegenheit ihres lezten Concerts, das gar nicht übel war, kennen lernen. Es werden hier Vorträge, wiſſenſchaftliche und ſchöngeiſtige, zum Unterricht und zur Bildung von Jünglingen und Mädchen gehalten, auf welche Vorträge man monatlich oder vierteljährig pränumerirt. Mainzer, der bei mehreren Pariſer Anſtalten thätig iſt, gibt hier Unterricht auf dem Clavier und im Geſang. Im Lectionskatalog ſtehen Lehrer für's Spaniſche, Deutſche, Italieniſche und Engliſche verzeichnet. Ein Herr Chapus hält einen engliſchen Curſus für Engländerinnen über die franzöſiſche Literatur. Sogar Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie wird hier der Jugend beigebracht. In Allem habe ich ungefähr zwanzig Lehrer und Lehrerinnen gezählt; es iſt alſo eine Univerſität in nuce. Auch eine Jugendzeitung, Gazette des enfans, iſt mit der Anſtalt verbunden, und die Pränumeranten der Zeitung haben freien Zutritt zu den monatlichen Concerten. So wendet man allerlei Mittel an, um dem Publikum zu gefallen, und dieſes von allen Seiten angelockte Publikum iſt nicht leicht zu gewinnen, eben weil ihm ſo Viele gefallen wollen und ihm ſo Manches zu ſeiner Unterhaltung und Zerſtreuung geboten wird; mancher Künſtler, Schriftſteller oder Unternehmer kann ausrufen, wie jener König des Alterthums: „O Athenienſer, wie ſchwer hält es, euern Beifall zu gewinnen!“ — Auf nächſtes Jahr wird für dieſe Neu-Athenienſer eine große Ausſtellung der Produkte des Gewerbfleißes von der Regierung vorbereitet; gegenwärtig haben ſie wieder die Ausſtellung der Kunſtgegenſtände im Louvre, wie immer einige tauſend Stücke. Bald werden die Pariſer der Gemälde doch etwas ſatt werden; denn ſeit einem Jahr ſind beinahe zehntauſend Stücke vor ihren Augen vorübergegangen; zuerſt die große Ausſtellung zu Verſailles, in welcher man Tage lang zubringen mußte, um nichts zu übergehen, dann die Eröffnung des ſpaniſchen Gemäldemuſeums und der andern Säle im Louvre, und nun die Ausſtellung der Werke jezt lebender und arbeitender Maler, Zeichner und Bildhauer. Es ſcheint auch wirklich, daß das Publikum des Bilderanſchauens müde wird; wenigſtens iſt es diesmal in der Ausſtellung gar nicht ſo voll, wie früher. Allerdings fehlt es auch an Werken der Künſtler, welche den meiſten Ruf haben. Sogar von dem flinken Horace Vernet, der im Stande iſt, drei oder vier große Wandgemälde zu gleicher Zeit zu malen, iſt diesmal nichts da; aber gewiß wird er dafür die nächſte Ausſtellung entſchädigen; denn es iſt bekannt, daß er nach der Einnahme von Conſtantine in Afrika geweſen iſt, um die Stadt und ihre Feſtungswerke zu ſeinem Schlachtgemälde zu zeichnen. Nach dem Beiſpiel des Schwiegervaters hat auch der Eidam Laroche nichts ausgeſtellt, und A. Scheffer auch nichts, eben ſo wenig andere berühmte Maler. Dagegen tritt Lacroix mit ſeiner Medea, Ziegler mit ſeinem Daniel in der Löwengrube, Henri Scheffer mit ſeiner Hugenottenpredigt, Riesner mit ſeiner Venus auf, vieler Andern nicht zu erwähnen, welche eine Stelle in einem beſondern Aufſatze über den Salon verdienten. Auffallend ſind die vielen deutſchen Namen in dem Katalog der Künſtler, und einige derſelben zeichnen ſich auf's Rühmlichſte aus. Leider wird die Kunſt nur in Hauptſtädten großer Länder gehörig gewürdigt und belohnt; es iſt alſo nicht zu verwundern, daß ſo Manche aus Deutſchland hieher kommen und hier ihren Ruf zu gründen ſuchen, worauf es ihnen denn auch in ihrem Vaterlande leichter wird, Beſchäftigung zu finden, wenn ſie wirklich ausgezeichnetes Talent beſizen, wofern ſie es nicht vorziehen, hier ihre Kunſt auszuüben.

(Die Fortſeyung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 24. April 1838.

— O, mischief, thou art swift,
To enter in the thoughts of desperate men!
Shakespeare.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

III.

Der Falſchmünzer.

Wer aus Metall und Marmor Götterbilder formt, oder ſonſt Gottes Ebenbild aus ſolchem Stoff nachahmt, wer Helden, Künſtler und Weiſe in Standbildern verewigt, ſie ſammt ihren Thaten in erhabener oder vertiefter Arbeit darſtellt, oder auf Denkmünzen das Tagebuch ſeiner Zeit prägt, der iſt ein Künſtler und erwirbt Ehre und Reichthümer, wenn das Glück ihm wohl will; und wohnt ihm nicht der echte Genius inne, ſo mag ſeine geſchickte Hand dennoch ihn ernähren; denn wie die Kunſt des Malers von Raphaels Logen ſich bis zu der Arabeske erſtreckt, deren Ranken um die Decke des niedern Zimmers laufen, ſo ſchmückt die des Bildners die Tragbalken des bürgerlichen Daches, die Hohlkehlen eines beſcheidenen Saales, und zweigt ſich aus bis zu dem luſtigen Zelt des umherziehenden Wappenſtechers, bei dem auf dem Jahrmarkt der junge Rekrut, das ſchüchterne Dienſtmädchen vom Lande, die kecke Zofe und der in glänzender Livree einherſtolzirende Reitknecht um ein Petſchaft von Meſſing feilſchen. — So aber das Glück dem vom Genius begeiſterten Bildhauer oder der geſchickten Hand des untergeordneten Künſtlers jene runden, in erhabener Arbeit ausgeprägten Bildnereien verſagt, denen des Königs Wappen und Antlitz als Beglaubigung inneren Gehaltes dient, wehe ihnen dann, wenn ſie ſich etwa beikommen laſſen, ſelbſt zu ſchaffen, was für beſſere Kunſtwerke ſie nicht einzutauſchen vermögen; denn dem Falſchmünzer droht das Geſetz mit Brandmal und Galeere, und wären ſeine Stempel zehnmal ſchöner geſchnitten, als die der Krone.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen ſtellte ein Mann an, der allen Grund hatte, ſich ihnen hinzugeben; denn vor ihm auf dem Tiſch ſtand eine Säule von glänzenden Thalern mit dem Lilienſchild, deren heller Schimmer mit den düſtern Umgebungen der ärmlichen Wohnung übel ſtimmte, während ihr bleierner Klang bewies, daß ſie nicht geeignet ſeyen, der Noth des Bewohners auf rechtmäßige Weiſe abzuhelfen. — Das Zimmer beſtand aus einer Art feuchten Kellerlochs, verſteckt im Hintergrund eines düſtern Hofes, deſſen längliches Viereck auf zwei Seiten unendlich hohe Feuerwände einſchloſſen, von jenen thurmartigen, der Stadt Paris eigenthümlichen Schornſteinen überragt; von vorne her blickten beſtaubte Fenſter der Küchen, Stiegen und Rumpelkammern aller ſechs Stockwerke verdrießlich in den engen Raum, der dennoch

nicht ſo öd und traurig anzuſehen war, als die Wohnung, die von ihm ihr ſpärliches Licht erwartete. Wie aber die nakten Mauern, von deren verwitterndem, modrigem Geſtein längſt ſchon Mörtel und Kalk abgefallen waren, der öde Kamin, in welchem kümmerlich ein paar Steinkohlen glimmten, die armſeligen Geräthe, der Tiſch und Stuhl von rohem Tannenholz, und das Lager von Stroh mit einer groben Wolldecke die bitterſte Noth darthaten, ſo bezeugten andere Gegenſtände, daß dennoch ein Strahl himmliſchen Lichtes auch in dieſen abſcheulichen Aufenthalt den Weg zu finden gewußt. In allen Winkeln ſtanden und lagen, gefertigt von kunſtreicher Hand, allerlei Modelle aus Thon, ſo lange ihre Formen behauptend, als die Feuchtigkeit des Orts ſie erhielt, denn der Künſtler beſaß nicht einmal die Mittel, ſie aus feſterem Stoff zu bilden; dazwiſchen fanden ſich verſchiedene Schnitzwerke aus Holz, beſtaubt und ſchmutzig, aber, wie die Thongebilde, mit dem unverkennbaren Ausdruck eines reichbegabten Geiſtes ausgeſtattet; auf einem Holzblock ſtand, als das Prachtſtück und die Zierde der elenden Höhle, eine weibliche Büſte von Gyps, deren Geſtell in griechiſchen Buchſtaben den nichts weniger als helleniſchen Namen Flora zeigte; die Wände trugen allerlei wunderliche Umriſſe, von einer ſichern Hand mit der Kohle nur ſo hingeworfen; auf dem Tiſch lagen zwiſchen meiſterhaften Zeichnungen auf ſchmutzigem Papier verſchiedene Stempel und Formen, und neben den verführeriſchen falſchen Münzen eine große gegoſſene Medaille und einige dürftige, dem Anſchein nach höchſt ungenügende Werkzeuge, wie nur die erfinderiſche Noth ſie zu ſchaffen und anzuwenden weiß.

Der Künſtler wog die ſchlechten Thaler in der Hand und ſagte: „Heute noch nicht, aber beim hohen Himmel, morgen, ſo der heutige Tag nicht Hülfe ſchafft! Glänzen ſie minder, ſind ihre Bilder und Schilder weniger ſchön als die des Königs? Es iſt nur eine Einbildung, die Geltung dem Metall allein zu gewähren, die doch eigentlich der Kunſt gebührt und nicht dem ſchnöden Stoff. Sollten zehn ſolcher feinausgearbeiteten Stücke nicht ganz gut eine Mark rohen Silbers werth ſeyn? Morgen alſo, oder ich will nicht Pantrous heißen . . .“

Das Selbſtgeſpräch unterbrach ein Klopfen an der Thür. „Wer iſt da?“ brummte der Mann verdrießlich, während er ſeine Fünffrankenſtücke haſtig unter das hohle Geſtell der Gypsbüſte ſchob; „biſt du es, Edgar?“ — „Ich bin es, lieber Vater. Laß mich hinein, mich friert.“ Pantrous öffnete und herein trat ein zehnjähriger Knabe, das jugendliche Ebenbild des Vaters: unter den ſchwarzen Ringellocken wölbte ſich über dichten Brauen die hohe weiße Stirn, aus tiefen Höhlen blizten die dunkeln Augen mit ſchier unheimlichem Glanze, die eingeſunkenen Wangen trugen die bleiche Farbe des Elends, und in den Mundwinkeln zuckte krampfhaft ein gewaltiger Schmerz, den auf des Vaters Lippen der dichte Bart verſchleierte. „Du wirſt dich hier nicht ſonderlich erwärmen,“ ſagte Pantrous; „dieſe Kohlen ſind gerade gut genug, die grimmige Kälte fühlbarer zu machen. Wickle dich in die Bettdecke.“ — „Bin ich doch wenigſtens bei dir,“ verſezte das Kind, ſich anſchmiegend, „und da kommt mir alles Ungemach viel erträglicher vor. Schon ſeit vier Wochen ſchickſt du mich ſtets fort und duldeſt mich den ganzen Tag nicht in deiner Nähe.“ — „Von morgen an ſoll das anders werden, Edgar. Du ſollſt anfangen, etwas zu lernen, um dein Brod einſt zu verdienen.“ — „Ach ja, Brod!“ ſeufzte der Kleine, „haſt du nicht ein Stückchen, lieber Vater?“ Der ſchüttelte traurig das Haupt, und Edgar fuhr mit kindiſcher Geſchwätzigkeit fort: „Ich glaube, es iſt der Hunger, der mir diesmal den Froſt ſo ganz unerträglich macht. Die gute Dame von drüben hat heute ganz vergeſſen, mir etwas zu reichen, und ſich auch nicht ſehen laſſen, damit ich ſie daran erinnere.“ — „Du ſollſt nicht betteln!“ fuhr der Vater auf und ſah verzweiflungsvoll nach Floras Bild; da war es ihm, als ob die ſtarren Gypsaugen ſich belebten und ihre Sterne ihm, ſanft und ſtreng zugleich, zuwinkten, und mit erneuter Zärtlichkeit ſtreichelte er des erſchrockenen Kindes Wange und ſagte: „Doch magſt du immerhin nehmen, was eine milde Hand dir reicht.“ — „Ich bettle niemals, Vater. Zwar gewinnen dadurch meine Geſpielen immer kleine Sous, um ſich irgend eine Leckerei anzuſchaffen.“ — — „Wer ſind deine Geſpielen?“ — „Der krumme Chriſtoph, des Eckenſtehers Bube, der rothhaarige Alphons, deſſen Vater dem König dient.“ — „Als was?“ — „Ich habe den Titel vergeſſen. Doch halt — ich glaube als Sklav.“ — „Auf der Galeere?“ — „Richtig. Und dann...“ „Schweig, ich weiß genug.“ Mit dieſen Worten begann Pantrous ſeinen armſeligen Anzug ſo gut zu ordnen, als dies irgend nur angehen wollte, und ſagte für ſich: „Mein Knabe ſoll und darf nicht in ſolcher Genoſſenſchaft verwildern. Meine unglückſelige Beſchäftigung in den lezten Wochen zwang mich, ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen; das war die erſte böſe Frucht der Sünde, und ſoll die lezte ſeyn. Von Edgar ſoll es nicht einſtens heißen, ſein Vater ſchleppe die Kette.“

(Der Beſchluß folgt.)

Entdeckungsreiſe der Abeille auf der obern Rhone.

(Fortſezung.)

Hinter St. Albin kommt eine andere Stromſchlucht, die aber weniger wild und grauſend iſt. Bald darauf

erweitert ſich das Rhonebett wieder und darüber tritt das Fort Pierre-Châtel heraus, das an einem hohen Berge, auf einem ſteilen Felſen von funfhundert Fuß Höhe, ganz freiſtehend liegt. Von dem Berg trennt es eine künſtliche tiefe Schlucht. Die Gebäude liegen wie Schwalbenneſter daran, ein Anblick, der an manche kleine Städte und Dörfer in Italien erinnert. Eine Stunde hinter Pierre-Châtel liegt Belley, die kleine Hauptſtadt des Bugey, auf der ſavoyiſchen Seite das Dorf Yenne, wohin arge Schmuggelei getrieben wird. Die Rhone nimmt hier einen ganz ſonderbaren Gang; erſt ſcheint ſie ſich von Pierre-Châtel entfernen und in's flache Land gehen zu wollen, da findet ſie aber auf einmal an einer quer übergehenden Felſenbank ein Hinderniß und muß daher auf einen Ausweg denken; dieſen findet ſie auch auf einem Umweg, indem ſie ſich abwendend durch ein enges Felſenthor zwängt und es immer weiter ſägt.

Da wir hier übernachten wollten, ſo wurde mit der Abeille am Fuß des Felſens angelegt, auf dem das Fort ſteht. Dies war kein kleines Ereigniß in dieſer wilden, einſamen Gegend; viele von der Garniſon mochten auch noch kein Dampfſchiff geſehen haben, daher ſtanden ſie ſtaunend und exklamirend auf der Mauer und allen zugänglichen Vorſprungen des Felſens. In dieſer Einöde iſt außer dem Fort keine Spur von menſchlichen Wohnungen zu ſehen, was aber bald anders werden dürfte, wenn die Hängebrücke über die Rhone fertig iſt, an der gerade gearbeitet wurde, denn ſie wird ein erwünſchter Verbindungspunkt zwiſchen dem franzöſiſchen und ſavoyiſchen Ufer ſeyn; auch wird die Dampfſchifffahrt auf dem bisher ganz einſamen Strom bald Leben und Thätigkeit in dieſer Gegend verbreiten. Lägen jetzt nicht einige Wohnungen und ſelbſt einige hübſche Häuſer auf der ſavoyiſchen Seite, ſo wäre der Anblick dieſer Wildniß noch trauriger. Traurig aber iſt immer für Franzoſen die von St. Genix, der ſavoyiſchen Grenze, bis Collonge, der ſavoyiſch-genferiſchen, ſich immer wiederholende Bemerkung, daß dieſe beiden Nachbarländer viel beſſer angebaut, bevölkerter, wohlhabender, geſitteter und glücklicher ſcheinen, als das überall öde, arme, gar nicht oder nur ſchlecht angebaute franzöſiſche Uferland, wiewohl ſeine natürliche Beſchaffenheit ganz dieſelbe iſt. Oft iſt dieſer Contraſt ſo auffallend und wiederholt ſich auch in der Körperbildung der Menſchen, ihren Manieren und in ihrer Kleidung, daß man glauben ſollte, das ſchmale Strombett ſey mehrere geographiſche Grade breit und trenne zwei nach Naturel und Stamm durchaus verſchiedene Völker. Eine von den verderblichen Folgen der Centraliſation in Frankreich! — An Uebernachten in einem Hauſe war hier für uns nicht zu denken. Einige entſchloſſen ſich, nach einem ziemlich entlegenen Dorfe zu wandern, wo es ihnen bei Armuth, Schmutz, Ungeziefer und zudringlicher Neugierde kläglich gegangen iſt; wir Andern ſahen dies voraus, blieben alſo, der kühlen Nacht ungeachtet, auf dem Dampfſchiff.

Den folgenden Morgen ſchifften wir uns bei guter Zeit wieder ein, und konnten nun erſt recht die wilde Schönheit der Felſen und Schluchten bei Pierre-Châtel betrachten. Gewiß iſt leztere eine der vorzüglichſten belles horreurs, die man nur ſehen kann, und in Frankreich wohl ohne Gleichen. Auf jeder Seite erheben ſich fünf- bis ſechshundert Fuß hohe, gerade abgeſchnittene oder überhängende Felswände, die dem Strom kaum Platz genug laſſen, um ſich mühſam durchzuwinden. An den Felſen ſind Spuren des ehemaligen viel höhern Laufs des Fluſſes. Auf der franzöſiſchen Seite iſt gar keine Spur von Menſchenhand, die Savoyer hingegen haben in ihre Felſen einen Weg gehauen, der ihnen ſehr zu ſtatten kommt. Ueberall zeigen ſich an dieſen mächtigen Wänden Oeffnungen von Höhlen, die bisher kein menſchlicher Fuß betreten hat, und zu denen man auch nicht anders gelangen könnte, als wenn man ſich von oben an einen Strick gebunden herabließe. Wie viel Merkwürdiges, vielleicht ganz Neues und Ungeahntes mögen dieſe Höhlen in einer Felſennatur enthalten, die ſo wunderbare Erſcheinungen zeigt, wie weiter hinauf das Verlieren der Rhone und die Ebbe und Fluth der Walſerine. Nur hie und da an ſeltenen Stellen ſind einige dieſer am tiefſten liegenden Höhlen kühnen Kletterern zugänglich, und dieſen Umſtand hat man benuzt, um in einer eine kleine Kapelle in den Felſen zu hauen, in einer andern ein kleines Schloß mit Thürmen, was von unten gar ſonderbar und maleriſch ausſieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, April.

Eine Somnambüle. Cölair als Wallenſtein.

Ich hatte diesmal Hoffnung, Ihnen einen recht intereſſanten Artikel ſchicken zu können, indem in unſerer Mitte plötzlich eine Somnambüle erſchien; leider aber löste ſich die Sache in einen ganz gemeinen Betrug auf. In einem hieſigen Gaſthof traf in Geſellſchaft mehrerer Männer, von denen der Eine ſich ihren Verlobten nannte, eine noch junge Dame ein. Sie war angeblich nur auf der Durchreiſe begriffen, wußte jedoch gleich zu Anfang allerlei Theilnahme erregende Gerüchte, daß ſie nämlich eine Somnambüle ſey, daß ſie von ihrer Krankheit niemals hergeſtellt werden könne, daß ihr Verlobter mit ihr in geiſtigem Rapport ſtehe, daß ſie in ſehr drückenden äußern Verhältniſſen lebe u. dgl. m., im Publikum zu verbreiten. Sobald ſie auf ſolche Weiſe die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, erkrankte der Verlobte; die arme Somnambüle fühlte, wie ſie ſagte, eine Zeit lang alle Schmerzen mit, die er erdulden mußte, und

erkrankte dann selbst. Sie sollte nun in das allgemeine Krankenhaus gebracht werden; als man ihr aber eröffnete, daß ihr Verlobter zurückbleiben müsse, wurde sie von den furchtbarsten Brustkrämpfen befallen. Bei einem dieser Anfälle warfen sich ihre drei männlichen Begleiter auf ihren Körper, um ihn nur im Bett zurückzuhalten; dies gelang ihnen jedoch nicht, sie ward, des Gegendrucks der drei Männer ungeachtet, zum Entsetzen der Umstehenden, von dem Krampf beinahe vier Schuh hoch über das Bett emporgeworfen, und sank dann röchelnd und athemlos, ja fast leblos wieder auf ihr Lager zurück. Darauf ward sie mit ihrem „Geistesverwandten“ zugleich in's Krankenhaus abgeführt und der Behandlung und genauen Beobachtung der angesehensten Aerzte übergeben, und hier ergab sich schon in wenigen Tagen, daß, woran bis dahin wohl so wenig Arzt, als Nichtarzt gedacht haben mochten, Alles nichtswürdige Verstellung gewesen sey. Die Dame suchte, als sie sich entlarvt sah, durch's Fenster aus dem Krankenhause zu entkommen, was ihr mißlang; die Subscription auf das von einem ihrer Gesellschafter, dem „Literaten M. Wolfert,“ angekündigte und mit Ungeduld erwartete Werkchen: „Die Somnambüle oder die Verwandschaft der Seelen,“ wurde eingestellt, und wir erfuhren, daß wir einer verschmitzten Schauspielerin, die vermuthlich von den Brettern herunter nicht so viel Illusion verbreiten kann, wie sie diesmal im wirklichen Leben zu verbreiten wußte, unser Mitleid geschenkt haben. Dies ist in aller Kürze das Factum, das ich Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, weil es bedeutendes Aufsehen erregt hat und Gegenstand öffentlicher Besprechung geworden ist.

Unser Theater wurde mit der Vorstellung des Otto von Wittelsbach, worin ein Herr Schenk als Otto auftrat, bis Ostern geschlossen. Es brachte uns in der lezten Zeit ungewöhnliche Genüsse. Eßlair, im Begriff, eine Kunstreise anzutreten, trat viermal hinter einander auf: im Wallenstein, im deutschen Hausvater, in den Jägern und im Nathan. Seine großen Leistungen sind längst allgemein anerkannt; es kann eigentlich nur davon die Rede seyn, ob und inwiefern er noch immer der Alte ist; und was dies betrifft, so lag es wohl Jedem nah, Wallensteins Worte: „Ich fühle mich denselben, der ich war,“ auf den greisen Künstler, der sie aussprach, zu beziehen. Die physische Kraft dieses Mannes ist in der That fast so selten, wie sein Talent, und erregt Erstaunen, wie lezteres Bewunderung. Ich habe ihn nur im Wallenstein und im Nathan sehen können. Vorzüglich im Wallenstein schien er mir die schwere Aufgabe, die der Dichter dem Mimen gestellt hat, auf's Glücklichste zu lösen. Der Dichter macht hier die größten Anforderungen; der Charakter scheint so unbestimmt gezeichnet, daß den Schauspieler nur zu leicht der Glaube beschleichen mag, er habe freie Hand zu einer eigenthümlichen Schöpfung; wird aber eine der feinen Linien, die ihn umschreiben, überschritten, so entsteht ein gehalts und haltungsloses Nebelbild. Schwierig ist es überhaupt schon, einen Helden, der nichts thut, sondern im schroffsten Gegensatz alles Handelns immerwährend über das, was er thun könnte oder möchte, raisonnirt, als Individualität herauszustellen, die scharf umrissen und in sich bedingt dasteht, die nicht in die gemeine Unbestimmtheit der rein vom Zufall abhängigen großen Massen zerschmilzt. Noch schwieriger ist es, der Individualität Wallensteins, der das einzige Mal, wo er activ verfährt, fast wie eine Schachfigur gezogen wird, die tragische Würde zu erhalten; wie manchen „Friedländer“ haben wir uns gefallen lassen müssen, an dem sich das Schicksal, als es seine Windbüchse gegen ihn abschoß, im eigentlichsten Verstande blamirte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Daß die Künstler manche Bestellungen bekommen, sieht man aus den vielen Kirchen- und Schlachtgemälden, die gewiß nicht aus eigener Wahl entworfen, sondern entweder bestellt worden, oder in der Hoffnung eines baldigen Absatzes verfertigt worden sind. Leider sehen manche dieser Gemälde auch aus wie bestellte Waare. In den ersten Jahren nach der Julirevolution war die Geistlichkeit wie von Schrecken gelähmt, und kümmerte sich wenig um die Verschönerung der Kirchen. Auch die Regierung, im Gegensatze der vorhergehenden, gab die Staatsgelder nicht für Kirchengemälde her. Nach und nach ist ein anderer Geist herrschend geworden. Der religiöse Sinn eines beträchtlichen Theils von Frankreich konnte sich frei äußern, und die legitimistische Partei rechnet die Andacht beinahe mit zu ihrer Politik, und thut daher sehr andächtig, weßhalb die Prediger jezt mehr Zulauf haben als zuvor, und die geistlichen Gemälde ziemlich gut abgesezt werden. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß es nicht auch Künstler gebe, welche aus reiner religiöser Eingebung biblische und andere geistliche Gegenstände darstellen; aber auffallend groß ist diesmal die Zahl der geistlichen Gemälde. Mit den Schlachtengemälden verhält es sich anders: man ist nicht kriegerischer gesinnt, als zuvor, aber die Civilliste (der constitutionelle Name für das Wort König und königliche Zahlkammer) will die historische Gemäldesammlung zu Versailles vervollständigen, wiewohl Manche sie schon für allzu vollständig halten, und läßt deßhalb immer noch fortmalen. Dieser Entschluß mag für die Künstler sehr aufmunternd seyn; man zweifelt aber daran, ob die Kunst dabei gewinne. So viel ist gewiß, daß manche Schlachtgemälde zu Versailles sich nicht sehr über das Mittelmäßige erheben. Besser wäre es, nur die Hauptschlachten trefflich darstellen zu lassen, als von allen Schlachten eine Darstellung, gleichviel welche, haben zu wollen. Man bemerkt diesmal jedoch, daß die Versailler Galerie schon einigen Einfluß auf die Künstler ausgeübt hat. Früher bestanden ihre Schlachten in einigen Kavalleristen und Infanteristen, todten oder lebenden, einigen Kästwagen, ganzen oder zerbrochenen, einer Kanone und viel Dampf in der Ferne. Seitdem man aber die Schlachten Vandermeulens zu Versailles studirt hat, stellt man das ganze Schlachtfeld dar und läßt die Truppen beiderseits schaarenweise aufmarschiren. Dadurch bekommt der Zuschauer eine Uebersicht über das Ganze. Die Gegend muß getreu dargestellt werden, und der Künstler kann sich nicht mehr mit der Schilderung einer Scene begnügen, die sich so ziemlich auf alle Schlachten übertragen ließe. Der Porträts ist wieder eine furchtbare Menge auf der Ausstellung; glücklicherweise ist man so klug und reiht sie oben aneinander, so daß man sie gar nicht anzusehen braucht. Wenn die Maler glauben, daß sie etwas bei dieser Heerschau gewinnen, so irren sie sich; denn das Publikum geht vorüber, ohne sich durch die vielen mehr oder minder häßlichen Gesichter aufhalten zu lassen, und als Aushängeschilder verfehlen diese Porträts ihren Zweck. Nur einige ausgezeichnete Porträts, wo die Personen, besonders schön geschmückte Damen, in Lebensgröße dargestellt sind, hängen mit andern großen Gemälden in der Reihe, vor welcher das Publikum zu verweilen pflegt. Der sogenannten Genregemälde gibt es ebenfalls eine große Menge, und unter diesen mehrere schöne Stücke, wie denn diese Gattung leichter zu behandeln ist, als die große sogenannte historische Malerei.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. April 1838.

Quaque per adversas navis cita ducitur undas,
Obvia turba ruit. —

Ovid.

Entdeckungsreise der Abeille auf der obern Rhone.

(Fortsetzung.)

Hinter der Schlucht von Pierre-Châtel fuhren wir längs des berühmten Berges le Chat, der das Rhonebett von dem Bourgetsee trennt, und auf dem die Straße nach Chamberi hingeht. Zwei Stunden über dem savoyischen Dorfe Yenne zeigt sich auf dieser Seite in einem anmuthigen Grund ein Schloß des Grafen Boigne. Als dieser merkwürdige Mann vor mehreren Jahren in Chamberi starb, hat das Morgenblatt in seiner savoyischen Korrespondenz einen Abriß seines interessanten Lebens gegeben. Er ging als Knabe arm aus dieser Stadt, gelangte endlich nach Indien, ward dort, wie jetzt der französische General Allard, der Vertraute, Kriegsminister und Obergeneral eines bedeutenden Fürsten, erwarb sich in dreißig Jahren ein ungeheures Vermögen — man spricht von vierzig Millionen Franken — kehrte endlich in seine Heimath zurück und verwendete da einen guten Theil seines Reichthums zur Gründung und Ausstattung herrlicher Anstalten für Erziehung und Wohlthätigkeit, Religion und Nationalruhm. Zur Erkenntlichkeit erhob ihn der König von Sardinien in den Grafenstand. Er hat viele Schlösser in Savoyen gebaut und ist der Wohlthäter der umliegenden Gegend geworden; so auch hier. Das Schloß ist übrigens nicht schön, sondern nur sehr groß und geräumig. Jetzt bewohnt es einer seiner Söhne. — Am Fuß des Chatberges liegt das wohlhabende Dorf la Chana, deßgleichen auf der französischen Seite nicht gefunden wird. Gleich dabei geht der Kanal in die Rhone, der dem Bourgetsee zum Emissarius dient und den wir auf unserm Rückweg von Seyssel befuhren.

Welche wunderliche Verschiedenheit zwischen dem bisher von hohen Felsenwänden verengten Strombett und dem von la Chana bis Seyssel! Denn alle furchtbare und mächtige Felsennatur hört nun auf einmal auf und der Fluß geht in breiten, flachen, langweiligen Windungen durch eine sandige Ebene, die von den Bewohnern Mal-Ourdie genannt wird. Da gilt es, vorsichtig zuzufahren, damit man nicht aufstößt und sich im Sande festfährt. Ueber dieser Ebene liegt der Berg Colombier, berühmt wegen seiner herrlichen Aussicht auf Lyon, das französische Flachland und die immer höher werdenden Alpen Savoyens: im Hintergrund der Montblanc mit seiner Familie im Faucigny, vor ihnen aber zwischen grünen Bergen die Seen von Bourget und Annecy mit ihren Städten, Abteien, Klöstern und Dörfern. Von der Ebene aus ist aber der Berg traurig, düster und

einförmig anzusehen, zumal für uns, die eine Windung des Flusses nach der andern hinauffahren mußten und darüber gar übler Laune waren. Nach und nach wird hinter der Sandebene das Thal etwas regelmäßiger und die beiden Bergketten rechts und links laufen in paralleler Richtung. Unten an ihren Abhängen sind sie, besonders in Savoyen, angebaut mit Weingärten und Wiesen, die bis zur Rhone fortlaufen und durch Wasserbauten gegen Schädigung des Flusses gesichert sind. Die Dörfer werden, selbst in Frankreich, häufiger, und zwischendurch stehen schöne Schlösser an dem Bergabhange. Hier sahen wir auch viel mehr Landleute herbeikommen und uns, freundlich grüßend, willkommen heißen.

Etwas weiter hinauf strömt von der Savoyer Seite die klare blaue Fiere in die Rhone, die schon lange das schöne Saphirblau verloren hat, welches sie bei Genf auszeichnet. Das kommt von den schlechten Einflüssen rechts und links. Die Fiere ist auch kein eigentlicher Fluß, sondern der Emissarius des Annecysees, der nur fünf Stunden weit durch schöne Gründe ruhig herbeikommt. Seyssel, das Ziel unserer Dampfschiffung nach Nordosten, lag bald vor uns in einer Art Trichter, den die wieder näher zusammenlaufenden Berge bilden. Es ist ein großer Flecken, oder wie es dort die Leute lieber hören, eine kleine Stadt, die von der Rhone in zwei fast gleiche Theile geschieden wird, deren einer französisch, der andere savoyisch ist. Diese zwei Hälften standen ehemals durch eine schlechte hölzerne Brücke in Verbindung, die aber vor einigen Jahren der wild angeschwollene Fluß, nach andern die Feindseligkeit der Einwohner bis auf einige Spuren weggerissen hat. Jezt besteht zwischen den beiden Stadthälften fast keine Verbindung. Jede hat auch ihre eigene Municipalität, Douane, Regierung, Kirche, Schule und Glockenthurm, so daß sie sich im Grunde leicht entbehren können, zumal beide um sich ein Land haben, das ihnen sehr guten Wein und andere Bedürfnisse in Menge gibt. Nur hinsichtlich des Getreidebaus ist das savoyische Seyssel dem französischen voran. Lezteres besizt dagegen seit kurzer Zeit Asphaltgruben, die reiche Ausbeute und Gewinn geben, da dieses Material in richtiger Mischung bekanntlich Granit, Marmor und andere solide Steinarten an Härte, vielleicht auch an Dauer ersetzen kann. Beide Seyssel zusammen, ihre Lage mitten in dem Rhonethal, wo von zwei Seiten die Berge bis zum Ufer vortreten, haben etwas sehr Malerisches und Anmuthiges.

Das Herannahen der Abeille war hier lange vor ihrer, durch die vielen Krümmungen des Stroms verspäteten Ankunft bekannt und hatte die ganze Bevölkerung, Alt und Jung, auf die Beine gebracht. Als man uns von Weitem kommen sah, liefen die Leute schon zusammen, füllten die Fenster, Thüren und Dächer, Knaben kletterten auf die Schornsteine und Bäume, Frauen und Mädchen hatten ihre Sonntagskleider an, die Gesichter waren aber alle festlich und froh. Am Ufer selbst stand alles gedrängt voll. Jede Stadt wollte unsere Ankunft auf ihre eigenthümliche Weise und nach ihrem Nationalcharakter feiern. Das französische Seyssel knallte mit Böllern und Flinten, das savoyische läutete seine Glocken. Am Landungsplatz konnte kein Apfel zur Erde kommen, und wiederholte Vivatrufe begrüßten Herrn Perret, den Columbus, der auf diese Weise zuerst hierher kam und gleichsam das Land für seine Landsleute entdeckte. Jedem schwebte die Gewißheit vor, daß Seyssel daraus großen Vortheil ziehen werde. Dies allein hatte wohl die savoyischen Stadtbehörden bewegen können, herüber zu kommen, um Perret gemeinschaftlich mit den französischen zu empfangen und zu becomplimentiren. Demnach läßt sich voraussehen, daß die zwischen beiden Stadttheilen bisher herrschende Spannung nun aufhören und die Brücke wieder hergestellt werden dürfte. Dann werden auch, was lange nicht geschah, die jungen Leute beider Ufer wieder zu einander kommen und sich unter einander verheirathen, wie ehemals. So wird auch in dieser Beziehung Perrets Unternehmen eine erfreuliche, in der kleinen Landes- und Sittengeschichte Seyssels Epoche machende Unternehmung seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Falschmünzer.

(Beschluß.)

Mit männlichem Entschluß wandte sich Pantrous nochmals von der Versuchung, die ihn zu der Höhlung der Büste ziehen wollte, und damit ihn des hungernden Kindes Mitleid flehende Miene nicht auf's Neue wankend mache, nahm er in Antlitz und Ton den Ausdruck der strengsten Härte an und rief, indem er die gegossene Medaille sammt der Form zu sich steckte, dem Knaben zu: „Bleibe daheim, Edgar, bis ich wiederkomme, rühre dich nicht vom Platze, und laß mir Alles, was umher steht und liegt, unangetastet. Heute haben wir Fasttag, vielleicht morgen auch noch, übermorgen soll es gewiß an einem Abendessen nicht fehlen, du unnützer Fresser. Schnüre dir den Bauch zusammen und hüte dich vor allem Betteln, das sage ich dir. Hast du mich verstanden?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ohne nur umzuschauen, eilte er von dannen.

Des Vaters ungewohnte Härte, der lieblose Abschied verwundeten tief des Kindes Seele und erregten zugleich

in dem jungen Gemüth Erbitterung und Trotz. „Heute den ganzen Tag, und morgen auch noch, und übermorgen bis zum Abend? Das iſt eine lange Zeit!“ rief der arme Edgar; „unterdeſſen lege ich mich hin und ſterbe.“ Dieſem traurigen Gedanken nachhängend, brütete er lange vor ſich hin, mit ſtumpfen Blicken die wohlbekannten Umgebungen betrachtend, bis endlich das ermattete Auge auf dem Bilde Floras haftete und die Gedanken einen neuen Schwung nahmen. „O du liebe Mutter,“ ſagte er, die Hände faltend, „warum haſt du uns verlaſſen? Als du noch bei uns weilteſt, da fror mich niemals, denn du erwärmteſt mich in deinen Armen, an deinem Herzen; ich durfte nie einen ganzen Tag lang hungern, denn du hatteſt immer eine kleine Kruſte für mich übrig, und ich hatte nie nöthig, meine Geſellſchaft an den Straßenecken zu ſuchen; denn ſtets durfte ich bei dir bleiben und dich überallhin begleiten. Willſt du denn nie wiederkehren? Haſt du gar nichts mehr für deinen kleinen, armen Edgar?“ — Der Knabe riß plötzlich die halbgeſchloſſenen Augen weit auf und wiſchte mit dem Aermel den Thränenſchleier weg, da ihm war, als glänze ein ſchmaler Silberſtreif unter der Büſte hervor; neugierig trat er näher, zupfte an dem blinkenden Gegenſtand, zog ein Geldſtück hervor und rief voll Erſtaunen: „Ein Stück von hundert Sous! Böſer, böſer Vater, ſo reich biſt du und läſſeſt mich vor Hunger umkommen?“ Er hob den Gypskopf ein wenig von der Seite in die Höhe, und da er nun den Schatz darunter gewahrte, die Maſſe von Thalern, wie er ſie nie beiſammen geſehen, fuhr er mit ſteigender Erbitterung fort: „Das hätte mir die Mutter nicht gethan! Aber der Vater will mich verhungern laſſen, um mich los zu werden. Hat er mich doch einen unnützen Freſſer geſcholten! Es iſt wahrlich nur Nothwehr, wenn ich ihm eines der Stücke nehme; auch wird er es nicht merken, da er ihrer ſo viele beſizt.“ — Der Knabe ſtuzte, denn ſein Gewiſſen ſprach anders als ſeine Begierde; er dachte nach und ſagte nach langem Beſinnen: „Es wäre dennoch ein Diebſtahl, und wenn der Vater auch nichts merkte. — Vielleicht auch weiß er nichts von dem Schatz, den die gute Mutter für uns hier einlegte, und es wird am beſten ſeyn, ich warte, bis er heimkehrt.“ So blieb er denn ſtehen, die lüſterne Hand bald ausſtreckend, bald zurückziehend, der erſten ſchweren Verſuchung des Daſeyns im Kampf zwiſchen Hunger und Gewiſſen preisgegeben.

Unterdeſſen verfolgte Pantrous ſeinen Weg auf dem Pflaſter von Paris, und wo er die Thüren nicht verſchloſſen fand, waren es doch die Herzen, und ſelten war ein Mund mitleidig genug, ihm nur Worte des Troſtes oder leere Verſprechungen weit hinausgeſchobener Ausſichten zu gewähren, bis der Abend heranrückte und ſeine müden Füße ihm faſt gänzlich den Dienſt verſagten; da brach endlich unter der Laſt des eigenen Elends und unter dem Gedanken an das theure Kind vollends der gebeugte Künſtlerſtolz; mit dem Muthe der Entſagung wandte er ſich an die niedern bürgerlichen Gewerbe, um die Stelle eines Arbeiters zu erhalten, und pries ſich glücklich, als es ihm hier beſſer glückte. Mit dem zehnten Glockenſchlag betrat er ſeine Wohnung, in der Taſche einen kleinen Vorſchuß und einige Lebensmittel, im Herzen neue Zuverſicht.

Die Höhle war dunkel, und des Heimkehrenden Ruf nach Edgar blieb unbeantwortet; doch war die Thüre nicht geſchloſſen. „Der Kleine wird nicht weit ſeyn,“ ſagte Pantrous, indem er die Lampe anzündete und Kohlen im Kamin aufhäufte; „wahrſcheinlich hat er ſich im Dunkeln gefürchtet und iſt zu den Nachbarsleuten gegangen. Das iſt mir lieb, ſo kann ich ungeſtört die Zeugen meiner verbrecheriſchen Gedanken vernichten.“ Mit dieſen Worten füllte er die falſchen Geldſtücke in einen kleinen Schmelztiegel, den er unter den Tiſch ſtellte, und ging, um im fünften Stockwerk des Vorderhauſes bei einem Bekannten ſich einen Blaſebalg zu leihen.

Der arme Pantrous! er war zu ſpät gekommen; denn als er die Treppe wieder herabſtieg, nahmen ihn im Flur zwei Diener der vollziehenden Gewalt in Empfang, ſeine Wohnung war von finſterblickenden Leuten beſezt, und der Commiſſär nahm zu Protokoll, was er fand und ſah. — Der unſelige Edgar war nach langem Kampf endlich der Verſuchung erlegen; zwei Stunden vor des Vaters Heimkehr hatte das Kind die unheilvolle Münze zu dem nächſten Bäcker getragen und ſie, voll Begierde und Unbefangenheit zugleich, ſo haſtig auf den Zahltiſch geworfen, daß der bleierne Klang im Augenblick das gefährliche Geheimniß verrieth. — Edgars Vater dient jezt auch dem König.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beſchluß.)

Die Kunſtausſtellung.

Noch zahlreicher ſind die Landſchaften. Auch hier bewährt ſich manches beachtenswerthe Talent. Man ſieht, daß franzöſiſche Künſtler alle Theile Europa's durchwandern, um maleriſche Landſchaften aufzuſuchen. Blumenmalerei wird hauptſächlich von den Damen getrieben, und die meiſten ſind Schülerinnen des berühmten Redouté. Im Allgemeinen urtheilt man von der diesjährigen Ausſtellung, daß, wenn auch keine genialen Stücke vorhanden ſind, doch ſehr löbliche Leiſtungen beweiſen, daß die ſogenannte franzöſiſche Schule nicht untergeht, und daß mehrere junge Künſtler zu großen Erwartungen berechtigen. Wie gewöhnlich, beläuft ſich diesmal die Zahl der Künſtler, welche Bilder zur Ausſtellung geliefert

haben, auf mehrere hundert. Rechnet man nun auch hundert Leute ab, welche die Kunst aus bloßer Liebhaberei und zum Vergnügen treiben, so bleiben doch noch einige hundert wirkliche Künstler oder von der Kunst sich ernährende Menschen übrig. Sie finden Beschäftigung bei der Regierung, bei den reichen Privatleuten, bei den Departements- und Munizipalbehörden, und endlich bei den Kunsthändlern. Aber wie Mancher, dem es nicht vergönnt ist, sich durch die Fama bekannt zu machen, und welcher die kleinen Mittel verschmäht, wodurch man sich hervordrängt und bekannt macht, mag verkümmern und den Tag verwünschen, da er zum ersten Mal den Pinsel ergriff! Wie mancher Sigalon mag sich unter ihnen finden! und wenn es ihnen auch gelingt, sich einen Ruf und eine ehrenvolle Stellung zu verschaffen, was kann sie, besonders wenn sie allzu reizbaren und empfindlichen Temperaments sind, wie der Baron Gros, vor der Verzweiflung bewahren, welche sich des Gemüthes jenes großen Künstlers bemächtigt hatte, als er nach so vielen Meisterwerken sich von der Kritik noch so hart behandelt sah, als ob er ein Anfänger in der Kunst wäre! Sie hat etwas sehr Reizendes, diese Kunst, eben so wie die dramatische Laufbahn. Es liegt etwas Entzückendes in dem Gedanken, so schnell durch schöne Produkte einen großen Ruf zu erlangen, von allen seinen Landsleuten bewundert zu werden, in allen Zeitungen sein Lob zu vernehmen, von allen Ständen als ein ausgezeichneter Mann empfangen und behandelt zu werden; aber wie bittere Früchte folgen oft auf diese schönen Frühlingsblumen! Die Laune des Publikums ist wetterwendisch; was es heute entzückt, wird ihm morgen gleichgültig; Schüler erheben sich über den Meister; die Kritik ist zuweilen unverständig und ungerecht, und nach einer langen, mühsamen Laufbahn bemerkt der Künstler oder Dichter, daß es mit seinem Ruhme gar nicht so sicher steht, als er in früherer Zeit geglaubt hatte. Eine neue, aber keineswegs der Kunst zuträgliche Ressource für manche Künstler sind die vielen kleinen Kunstprodukte, welche jezt vom Gewerbsfleiß in Umlauf gesezt werden. Bilderchen und Statuetten sind bei allen Kunsthändlern zu haben, und beschäftigen wohl eine Menge Hände, die keine größere Arbeit zu fördern haben. Die Kunst steigt einige Stufen herab, und dem Spekulationsgeiste ist es gelungen, um einen sehr billigen Preis auch die Wohnungen der wenig Begüterten mit Kunstgegenständen zu versehen. Wie schmerzlich aber muß es für den mit großen Gedanken sich herumtreibenden Künstler seyn, Bilderchen und Statuetten für Bilderkrämer verfertigen zu müssen! Dg.

München, April.

(Beschluß.)

Eßlair. Das Schauspielhaus. Die Zeitschrift von Phillips und Görres. Pinakothek.

Diese Schwierigkeiten wird der Künstler nur beseitigen, wenn er es anschaulich macht, daß die dunkeln Vorsätze und halben Entschlüsse Wallensteins aus seinem Fatalismus und aus dem sonderbaren Zusammentreffen der Umstände hervorgehen, sein Schwanken und Zaudern dagegen aus seiner reinen Menschlichkeit, und die nächste Ursache seines Untergangs, sein Verhältniß zu Octavio, aus beiden zugleich. Dadurch wird seine Unentschlossenheit geadelt, seine Zweifel werden in höherem Sinn zu Thaten, die Liebe zwischen Max und Thekla hört auf, bloße Episode zu seyn und erhält Bedeutung für die Grundidee der Tragödie, und das Ganze geht als ein erschütternder Commentar des geheimnißvollen Worts: „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!“ an der Seele vorüber. Aus diesem Gesichtspunkt hat Eßlair den Wallenstein aufgefaßt. — Nathan der Weise erhält sich schon ein halbes Jahrhundert auf dem Repertoire; ich kann mich aber dessen ungeachtet nicht überzeugen, daß er ein Theaterstück ist. Es ist durchaus nur der nackte Verstand, der kühl durch den Nathan hindurchgeht; Alles wird aufgehellt, erklärt, und am Ende wird uns bei diesem Licht doch nichts deutlich, als daß es — nicht ausreicht; keine Spur jener Alles umfassenden, höchsten Vernunft, die das echte Kunstwerk so wunderbar ausfüllt, und die, obgleich in ihren Fügungen hier nicht weniger unbegreiflich, wie im Weltall, den Menschen schon dadurch, daß er ihr Daseyn und Wirken ahnt, im Innersten beschwichtigt. Daß übrigens diese großartige Gedankenschlacht einen unverlierbaren, eigenthümlichen Werth hat, der von dem poetischen nicht abhängt, versteht sich von selbst. Ich kann mich daher auch nicht freuen, wenn ein bedeutender Künstler den Nathan zu einer seiner Lieblingsrollen macht, obwohl ich die Kunst, die er aufbietet, um da, wo das Vortreffliche außerhalb des Kreises liegt, das Mögliche zu erreichen, zu schätzen weiß. Eßlair, als Nathan, wird in meiner Erinnerung gewiß lange als ein maximum fortleben; er ließ sich keinen Moment, der wirklich Darstellung zuläßt, entgehen. — Ich komme von der Bühne auf das Schauspielhaus, welches jezt, was sein Aeußeres betrifft, eine Aenderung erleidet. Es werden nämlich an den Wänden desselben enkaustische Malereien angebracht. Ob diese dem Hause, das in einfachedlem Styl erbaut ist, neben den reinen Säulen des marmornen Portals zur Zierde gereichen werden, dürfte fraglich seyn; doch wird es von nun an wohl mit dem neuen Postgebäude, das mit ähnlichen Malereien geschmückt ist, mehr harmoniren wie bisher, und so dürfte der Max-Josephs-Platz durch die Aenderung auf jeden Fall gewinnen. Das untere Frontispice wird eine bisher noch fehlende Uhr mit einem zur Nachtzeit zu beleuchtenden Zifferblatt erhalten. — Die Herrn Dr. Phillips, Professor der Rechte an der hiesigen Universität, und Dr. G. Görres geben eine neue historisch-politische Zeitschrift heraus, die, wie es in der Ankündigung heißt, die Ueberzeugungen des katholischen Deutschlands im Gebiet der Geschichte und des Rechts vertreten, und als ein geistiger Mittelpunkt alle Gleichgesinnten zur Vertheidigung der kirchlichen und politischen Ordnung vereinigen soll. Die Ankündigung wirft zugleich einige wunderliche Seitenblicke auf den Gebrauch und die Macht der periodischen Presse, die über die Tendenz des Blatts Manches errathen lassen, die ich jedoch nicht interpretiren will. Auf jeden Fall wird diese Erscheinung auch dem Protestanten nicht unwillkommen seyn; die neuesten Ereignisse haben uns den fatischen Beweis geliefert, daß der heilige Stuhl seine verjährte Protestation von 1648 endlich verfolgen zu können und zu müssen glaubt, und es ist auf beiden Seiten ein Gewinn, wenn jede Partei sich gründlich und unverholen ausspricht. Daß sich unter den Mitarbeitern der Verfasser des Athanasius befindet, bedarf nicht der Bemerkung. — Ueber die in der Pinakothek befindlichen Gemälde ist jezt der von den Kunstfreunden so sehnlich erwartete Katalog erschienen, welcher es demjenigen, der in der Kunstgeschichte keine bis in's Einzelne gehenden Kenntnisse besizt, möglich macht, diese reiche Galerie mit größerm Nutzen, wie bisher der Fall war, zu besuchen. Es wird Ihnen vielleicht nicht unlieb seyn, wenn ich einen kurzen Durchflug durch die Pinakothek zum Gegenstand meines nächsten Berichtes mache.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. April 1838.

O Liebe, die du mein Geschlecht erhebst,
Laß dieses Wiedersehn beschleunigt werden!

Goethe.
Nach Voltaire.

Der Realist.

Eine dänische Erzählung, mitgetheilt von L. Kruse.

Der „Jäger nach dem Reellen“ ist ein Werk des beliebtesten, jetzt lebenden Erzählers der Dänen. Er besticht seine Landsleute vorzüglich durch die Wahrheit seiner Lokalfarben, durch die Sicherheit, womit er dänische Natur und dänische Charaktere zeichnet. Und dies gibt ihm auch in unsern deutschen Augen besondern Werth, indem uns in seinen Schilderungen eines stammverwandten Volks, neben dem Gemeinsamen, manches Abweichende anziehend entgegentritt. Da die Erzählung zudem die Geistesbewegungen der neuesten Zeit mit Glück und Lebendigkeit behandelt, so nehmen wir keinen Anstand, sie mitzutheilen, obgleich sie die Grenzen, welche wir Erzählungen anzuweisen gewohnt sind, etwas übersteigt. Wir lassen sie, um jeden Uebelstand in dieser Hinsicht zu beseitigen, in einige natürliche Abschnitte zerfallen. Am wenigsten dürfte uns der Dank der Leserinnen entgehen, welchen einige, nach unserm Urtheil, sehr gut gezeichnete, liebenswürdige weibliche Charaktere begegnen werden.

A. d. Red.

* * *

Zwei Tage vor dem schönen Pfingstfeste war im Hause des Dorfpfarrers Walberg ein froher Tag: er, seine Frau und ihre Pflegetochter Hannah erwarteten, die beiden Ersten einen Sohn, und Letztere einen Bräutigam in der Person Conrad Walbergs, der nach fünfjähriger Reise im Ausland in das Vaterland zurückkehrte. Glücklich, wer sich mit ungetrübter Freude den Vorstellungen hingeben kann, die eine solche Stunde erregt; der nie gefühlt hat, wie selten das, von dem wir uns trennen, ganz so wiedergefunden wird, wie wir es vorher besaßen; daß der in unserm Kreis leergewordene Platz von dem, der ihn verließ, schwerlich wieder ganz ausgefüllt wird, und daß nur wenige Gefühle so erprobtes Gold sind, daß weder der Strom der Zeit, noch das Feuer entfernter Zonen ihnen einen Theil ihres Gehaltes benehmen können. Glücklich, wer nie die tiefe Bedeutung des anscheinend leichtsinnigen Sprichworts: „Die Abwesenden haben Unrecht,“ erfahren hat.

In Erwartung der erfreulichen Zurückkunft des vielgeliebten Conrads war in der alten, einfachen Pfarrwohnung alles nach Kräften erneuert und aufgeputzt. Manchen frühen Morgen, manche späte Abendstunde hatte Hannah sich eifrig und frohen Muthes mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, womit sie das Giebelzimmer, welches der abwesende Freund seit den Knabenjahren bewohnt hatte, verschönern wollte. Jetzt war alles fertig, und mit

glühenden Wangen, mit freudestrahlenden Augen betrachtete das anmuthige Mädchen ihr Werk. Die früher geweißten Wände waren mit hellgrünen Papiertapeten bezogen, statt der alten Bettstelle stand jezt ein hübscher, gleich den Stühlen mit geschmackvoll gesticktem Zeuge überzogener, zum Schlafen eingerichteter Divan da; auf dem Tische und vor dem Divan lagen angemessene Teppiche ausgebreitet, alles von Hannchen gearbeitet. Den schönen großen Kupferstich an der Wand, die grüne Gardine vor dem Bücherschranke, die Fenstervorhänge, alles hatte Hannah angeschafft. Mit einem kleinen Seufzer warf sie den Blick auf den unscheinbaren Spiegel an der Fensterwand, den alten Bücherschrank und den alten Lehnstuhl, welche beide unter ihrer neuen Hülle sich bescheiden verbergen zu wollen schienen; denn weiter hatte Hannah mit allem Fleiß und aller Anstrengung nicht reichen können. Sie öffnete das Fenster, damit die frische Luft und der Blumenduft aus dem Garten hereindringen könne, sie nahm die Blumengläser hervor und ordnete sie so, wie sie sie den nächsten Morgen mit Blumen füllen wollte.

„Morgen um diese Zeit!“ sagte sie zu sich selbst. „So sehe ich denn das liebe Antlitz wieder, das ich Tag und Nacht in Gedanken wie im Traume erblickt! Wie klopft mir das Herz! Wird auch sein Aussehen und sein Wesen unverändert seyn? Fünf Jahre sind eine lange Zeit! Ich bin gewiß selbst anders geworden.“ Sie trat vor den Spiegel und betrachtete schweigend ihre liebenswürdige Gestalt. „Ich bin gewachsen, bin etwas größer geworden. Ob Conrad das auch gerne mag? Er nannte mich immer seine kleine Hannah. Aber das wird er ja schon wissen, ehe er mich wieder sieht, daß ich größer geworden bin. War ich ja noch nicht fünfzehn Jahr alt, als wir verlobt wurden. — Mußte ich es doch oft genug hören, daß ich nur ein Kind sey; das sagte ja eben sein Oheim, als er im ersten Zorne seine Einwilligung nicht geben wollte. Was willst du mit dem Kinde? sagte er, mit dem armen Kinde, fügte der hartherzige Mann hinzu. Wie danke ich es dir, mein Conrad! Du bliebst treu und männlich, und er gab nach.“

Während dieses Selbstgesprächs hatte sie vor dem Spiegel ihre reichen Haarflechten geordnet. „Mein Haar ist auch dunkler geworden,“ fuhr sie fort; „als Conrad fortzog, war es gelb und glänzte wie Gold. Nun ist es — freilich die eigentliche Farbe weiß ich nicht zu nennen, ganz gelb ist es nicht, auch nicht ganz braun, allein es glänzt noch recht hübsch und,“ fügte sie verschämt, aber doch froh und lächelnd hinzu, „ich selbst mag wohl auch etwas hübscher geworden seyn; das wird mein Conrad auch finden, und „mein gutes Hannchen,“ wird er sagen, „wie groß und schön bist du geworden! allein du bist doch dieselbe und ich bin auch noch derselbe.“ Gott, ich bin gar zu glücklich! wie kann ich das Glück ertragen?“

In diesem Augenblick wurde sie durch das Geräusch eines in den Hof hineinrollenden Wagens unterbrochen. Ihr Herz fing heftig zu klopfen an. „Sollte Conrad schon da seyn?“ Sie flog die Treppe hinab und gewahrte — nicht Conrad, sondern den vorerwähnten Oheim, den Bruder des Pfarrers, Besitzer einer großen Fabrik, die ungefähr eine Meile von der Pfarre des Bruders sich erhob. Der kleine rüstige Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, mit einem jovialen, von Gesundheit und Zufriedenheit strahlenden Gesichte, stieg unter dem Beistand des Pfarrers und dessen Frau mit einiger Schwierigkeit aus seinem zierlichen Offenbacher, und wurde von Beiden mit einer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die beinahe wie Ehrfurcht aussah, in das Haus geführt.

„Nun, lieben Freunde!“ sagte er im Hereintreten, „ich bin hier, mich selbst und noch einen andern willkommenen Gast auf morgen anzumelden. Er hat mir aus Hamburg geschrieben, morgen ist unser Junge bei uns. Ihr nehmt es doch nicht übel, daß ich unser Junge sage? er ist sieben-und-zwanzig Jahre alt, aber an Verstand über die hundert; auch ist er ja nicht mein Junge.“ — „Doch, doch! er ist auch dein Sohn!“ riefen beide Eltern, ihn unterbrechend, und der Pfarrer, die Hand des Fabrikherrn drückend, sagte gerührt: „Lieber Bruder, wir können dir ja wegen dessen, was du für unsern Sohn gethan, nicht genug danken. Du bist ihm ein wahrer Vater gewesen, und nur Gott weiß, was ohne deine Güte aus ihm geworden wäre. Ein armer Theolog hat nur magere Aussichten. Meine Umstände waren sehr beschränkt, und es begann mir schwer zu fallen, zwei Söhne auf der Universität zu halten.“ — „Da sagte ich,“ unterbrach ihn aufgeräumt der Fabrikherr, „laßt mir den Burschen, meinen Pathen, der nach mir genannt ist und mir nachschlägt. Es ist Leben und Kraft in ihm; er soll nicht dasitzen und über dem gelehrten theologischen Kram dumm und krumm werden. Er soll der Mathematik, den lebendigen Sprachen, den Naturwissenschaften obliegen; das ist das Reelle. Er soll in Gottes freie Natur, in die weite Welt hinaus, und durch Erfahrung bereichert, mit Ehre wieder heimkehren, damit er, während ich noch am Leben bin, ein tüchtiger Fabrikherr werde, und wenn ich dahingehe, meine ganze Habe erbe. Und ist nun mein Wunsch erreicht? habe ich etwas an ihm gespart? ist er nicht immer fleißig und brav gewesen? Und kehrt er nicht jezt mit Ehre heim, der liebe Junge, mit großer Ehre sogar? Ihr wißt, er hat eine Abhandlung über die Industrie verschiedener Länder geschrieben, wegen der die tüchtigsten Männer in Paris und London ihn gelobt haben, und er in gelehrte Vereine Deutschlands wie Frankreichs aufgenommen worden ist. Allein das ist nicht Alles; hört nur das Schreiben, das ich gestern erhalten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Entdeckungsreise der Abeille auf der obern Rhone.

(Fortsetzung.)

Bis jezt endet alle Rhoneschifffahrt in Seyssel, denn eine halbe Stunde weiter hinauf beginnt die lange, unzugängliche und furchtbare Schlucht, in welcher der arme Fluß bis über Bellegarde hinaus Entsetzliches auszustehen hat. Wer hätte nicht einmal von der sogenannten Perte du Rhone und ihren Wundern gehört? Da hat sie sich nicht nur durch eine starke und feste Felslage durchzwängen müssen, denn ihre Ufer und ihr Bett bestehen aus Felsen, sondern sie ist auch auf eine Stelle gekommen, wo sie gezwungen war, in eine unterirdische Schlucht zu fahren, aus der sie erst nach geraumer Zeit sprudelnd wieder herauskommt. Der Fluß verliert sich immer großentheils, das Phänomen zeigt sich aber am besten, wenn im Januar und Februar vor dem Schmelzen des Bergschnees der Fluß nur wenig Wasser hat; dann verliert er sich ganz in der unterirdischen Schlucht und oberhalb bleibt kein Tropfen. Ist aber das Wasser größer, so kann nicht alles hinein und fließt über, wo sich dann über der Schlucht noch ein zweiter breiter Fluß bildet, der aber auch über soliden Felsen geht. Die Wassergewalt hat jedoch seit Jahrtausenden eine Menge Gänge, Kanäle, große und kleine, oft ganz regelmäßig runde Oeffnungen wie Kessel hineingetrieben, über die man hinwegschreitet, wenn in diesem Oberbett kein Wasser ist. Schon dies Bett ist gar wunderlich anzusehen; wer nun vollends das untere, die Schlucht betrachten könnte! „Da unten aber ist's fürchterlich ꝛc.;“ in dem kurzen, unterirdischen Raum müssen sonderbare Dinge mit dem Wasser vorgehen, denn nichts von dem, was man vor dem Verschwinden hineingeworfen hat, z. B. Sägespähne, kommt unten wieder heraus, nicht einmal Oel. Wie geht dieser schnelle Reinigungsproceß vor sich? Wenn das Wasser Zeit hätte, so möchte man glauben, es sikere durch seinen Sand. Da wo das Wasser hinunterschießt, traten die Felsen beider Ufer sonst viel näher zusammen, man hat sie aber vor einigen Jahren mit dem obern Theil des Schlundes gesprengt, um hier bei hohem Wasser die Holzflößung möglich zu machen, woran früher gar nicht zu denken war, die aber jezt bei hohem Wasser stark getrieben wird, wiewohl dies eine gefährliche Arbeit ist. Die Stücke Holz führt der Flößer von oben bis gegen den Eingang der Schlucht, hier läßt er sie los und frei ihres Wegs ziehen, der freilich nicht sehr frei ist. Im Anfang gehen sie langsam und ordentlich, dann schneller und immer schneller, endlich mit Wuth. So stürzen sie sich in das enge, von Felsen eingefaßte Bett, schlagen gegen seine Wände, thürmen sich über einander, machen gewaltige Sätze, verschwinden, kommen wieder hervor, fahren wüthend gegen einander in allen Richtungen. Manchmal treibt sie der Strom mit solcher Macht gegen die Felsen, daß sie wie dünne Rohrstöckchen zerbrechen. So ist's, wenn es gut geht; oft aber kommt ein dickes und langes Stück gesaust, fährt in eine der Vertiefungen des Felsenbetts, sezt sich da fest und hindert nun die andern Stücke, die ineinander fahren, am Weiterkommen; der Fluß schwillt an und dieser Damm muß schnell durchbrochen werden, wenn keine Ueberschwemmung entstehen soll. Was thun nun die Flößer, die ihrem Holz auf dem rauhen Pfade der Uferfelsen durch die Enge gefolgt sind? Schnell legen sie oben einen Balken über das schmale Bett, so daß seine Enden auf beiden Ufern liegen, daran binden sie ein Seil und an dieses Seil einen Mann, der schnell von der Höhe auf den Holzdamm herabgelassen wird. Er hat eine Säge und eine Art. Rasch erkennt er das Stück Holz, welches die andern aufhält, sägt es durch, stößt die andern mit der Art an und läßt sich schnell wieder hinaufziehen; denn in einem Augenblick löst sich die Stemmung krachend auf und geht auseinander, um vielleicht einige Schritte weiter unten von Neuem einen solchen Damm zu bilden. Ist der Mann nicht schnell, kräftig und gewandt, so hilft ihn sein Seil nichts; denn ohne daß man es oben zu hindern vermag, geräth er mit einem Fuß zwischen die Holzstücke und wird von ihnen zerquetscht, ehe er um Hülfe rufen kann. Indessen erinnert man sich eines solchen Unglücks nicht in der Gegend. — Lange nicht alles hier geflößte Holz gelangt zu seiner Bestimmung; ein Theil zerbricht, wird zerstört, fährt in Schluchten u. s. w. So nimmt der Fluß bedeutende Commission von der ihm anvertrauten Ladung. Was aber glücklich durchkommt, genügt bei den hohen Holzpreisen in Lyon, um die Unternehmer reichlich zu entschädigen.

(Der Beschluß folgt.)

Der erste Kuss.

Daß ich ein einziges Mal
Sie wagt' zu küssen,
Hab' ich mit tausendfacher Qual
Abbüßen müssen.
Seitdem durchglühet fürchterlich
Ein ew'ger Durst nach Küssen mich.

Bühren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Ueberschwemmungen. Eisenbahnen. Was wird künftiges Jahr Mode seyn? Staatszeitung.

Deichdurchbrüche, Ueberschwemmungen, Noth- und Hülfsgeschrei von allen Seiten; Elbe und Oder und Warthe in Aufstand. Aufforderungen, Ermahnungen von Obrigkeitswegen, freiwilliges Entgegenkommen von Privaten, und für große Opfergaben, schon gespendete und noch erwartete, nur die trostlose Versicherung, es sey nur ein Tropfen in's Meer. Und der relative Trost, daß es bei uns doch nicht so arg ist, als in Ungarn, ist kein erquickender. Die Spree, der friedlichste aller Flüsse, hat auch ihre Wiesen überschwemmt, und der Wirth in Treptow ladet die Berliner in seine Besitzung, um einen Begriff von der See zu bekommen. Die Furcht vor Ueberschwemmung unserer Keller scheint wenigstens beseitigt; aber obrigkeitliche Bekanntmachungen zeigten lange täglich den Aengstlichen den Stand des Wassers an. Hätten die Fluthen wenigstens das Gute, anderes Unerfreuliches fortzuschwemmen; aber der umdüsterte politische Horizont wird durch die Wasserströme so wenig aufgeräumt, als der physische, an dem immer neue Wolkenmassen Schnee und Hagel gegen die aufkeimenden Frühlingsknospen treiben. — Cöln und Gnesen sind das Tagesgespräch; und wer leugnet darin einen Fortschritt, daß die Größe der materiellen Bedrängnisse zurücktritt gegen die Kämpfe von Ideen, von denen Viele doch noch gar nicht begreifen, daß sie uns berühren. Unter diesen Contensionen scheint eine, die Materie zunächst ergreifende Idee wenigstens für den Augenblick einen Impuls erhalten zu haben. Die Eisenbahnfrage schreitet vorwärts, freilich nicht so, wie man es wünscht, mit zähem Widerstande, mit einer Opposition, welche selbst das Maß, das einem Advocatus diaboli vorgeschrieben scheint, überschreitet; aber sie schreitet doch vor. Die Verhandlungen im Staatsrathe, welchem die Sache jezt unmittelbar übergeben ist, sind noch nicht offiziell bekannt; doch weiß man, daß außer der Potsdamer wenigstens eine zur Elbe führende Bahn jezt sanctionirt ist. Leider scheint es, daß die nächste, natürlichste, vortheilhafteste, die, welche eine königliche Billigung für sich hatte, aufgegeben ist. Die entferntere Seitenbahn über Köthen und Dessau nach Halle ist erwählt. Wenn jemals das Wort patriotisch eine falsche Auslegung erlitt, ist es hier der Fall. Um den Handel einige Meilen länger auf preußischem Grund und Boden zu erhalten, scheuen wir nicht ungeheure Mehrkosten, welche, wenn sie sich auch wieder einbrächten, doch nichts bedeuten gegen den aufgeopferten Vortheil einer nächsten directen Verbindung über Leipzig mit Süddeutschland durch die Bahn über Riesa nach dem Erzgebirge. Das Wort patriotisch hat einen schönen Klang; man kann in diesen Angelegenheiten aber nicht vorsichtig genug in der Prüfung der Motive seyn; und wenn irgendwo Privatrücksichten mitgesprochen haben und mitsprechen, ist es hier der Fall; würde die Sache öffentlich verhandelt, wäre der Erfolg wahrscheinlich ein anderer; die sogenannten patriotischen Gründe würden in ihrer Nichtigkeit beleuchtet werden. Für das Dessauische ist die neu approbirte Bahn von unberechenbarem Vortheil, den man dem freundlichen Ländchen gewiß gönnte, wenn dadurch die Interessen der preußischen Hauptstadt nicht zu bitter verletzt würden. Von der Bahn nach Stettin ist Alles still, von der nach Frankfurt und Breslau spricht man wie von einer Chimäre. Ist die Zeit entfernt, wo man den Widerstand gegen die Eisenbahnen selbst dafür halten wird? — Dennoch nestelt sich die Spekulation schon an das Wenige, was wir von einer Eisenbahn sehen. Um die Potsdamer Bahn drängen sich die neuen Etablissements, die mit ihr erstehen sollen. Die Direktion selbst hat eine kleine Spekulation unternommen; sie läßt für Entreegeld die aus England angekommenen Locomotiven, und was sonst schon sichtbar ist, sehen. Noch aber werden ganze Strecken mitangekauften Grund und Bodens brach liegen gelassen, um sie zu besserer Zeit loszuschlagen. Ein Theil des Bahnfeldes liegt in diesem Augenblick noch unter Wasser; die Wasserlinie dürfte aber den Wegebaumeistern ein guter Wegweiser werden. — An großen Bauprojekten fehlt es nicht; man sieht die Plane zu neuen Straßendurchbrüchen und Straßenanlagen, die sich immer mehr zum Potsdamer Thor hinaus nach dem Thiergarten drängen. Doch möchte der geringste Theil von dem Projektirten in diesem Jahr noch zur Ausführung kommen. Für das Bedürfniß ist im Augenblick vollauf gesorgt, und die große Anzahl neuer Häuser wird zur Hälfte in diesem Jahr noch auf Bewohner warten müssen.

Was wird künftiges Jahr Mode seyn? Eine frivole Frage nach so ernsten Gegenständen, nach denen es schwer hält, von unbedeutenden Stadtereignissen zu sprechen. Aber gerade bei den ernsten Ereignissen stieß mir im Ernst jene Frage auf. Ich hörte sie neulich aus dem Munde einer Dame. Sie bemühte sich, zu berühmten Vorlesungen, von denen ein lezter Bericht Ihnen erzählte, noch einen Platz zu erhalten. Vergebens stellte man ihr vor, es sey bei dem beschränkten Raume unmöglich; sie ließ sich nicht abweisen. Um sie zu beruhigen, versicherte die Gattin des Professors die Unermüdliche, ihr Mann beabsichtige, im nächsten Jahr den Cursus zu wiederholen, und ihr solle für diesen Fall der erste Platz reservirt werden. „Aber wird die Sache künftiges Jahr noch Mode sind?“ erwiderte die Wißbegierige. Ueber wie viel ernsteren Geschichten könnte die Frage als Motto stehen! — Es wird hier geflissentlich das Gerücht verbreitet, die Censur solle nach milderen Grundsätzen gehandhabt werden; auch soll die Staatszeitung ein raisonnirendes Blatt werden, nach Grundsätzen, welche der Stufe der Intelligenz und Bildung unsers Staates entsprächen. Gewiß herrscht in unserer Nation noch viel guter Glaube, die Schule der lezten Jahre war indessen zu belehrend, um uns Illusionen hinzugeben. Wenn auch die Verhältnisse in diesem Augenblicke in gewissen Beziehungen wünschen ließen, daß ein gerades Wort gesprochen würde, so sind die Grenzen dafür doch wieder so eng vorgeschrieben, daß wer es ehrlich mit sich selbst meint, dieser Freiheit sich gerne begibt. Duelle sind untersagt; wenn mir aber ausnahmsweise erlaubt wird, auf den, der mich beleidigt hat, loszustechen, ihm indeß die Hände gebunden bleiben, wie wollte ich es verantworten, wenn ich meine Waffe gebrauchte? In dem großen Meinungskampfe, welcher die Luft trübt, treten von hier aus eigentlich gar keine Kämpfer auf, d. h. unabhängige. Ja im Gegentheil finden sich unter denen, die an der Spitze der Intelligenz stehen, jezt Vertheidiger für eine Ansicht, welche nach gewöhnlichen Begriffen der protestantischen Intelligenz todtfeindlich gegenüber steht. Wer die Umstände erwägt, und was die Schwungkraft der publicistischen Federn so lähmte, daß sie Muth und Kraft verloren haben, wird dies nicht wunderbar finden. — Einen neuen Redakteur erhält die Staatszeitung. Nachdem der Historiker, Professor Ranke, es abgelehnt, wird der Theologe Reinwald aus Bonn die Redaktion führen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. April 1838.

Inde retro redeunt, idemque retexitur ordo.

Ovid.

Entdeckungsreise der Abeille auf der obern Rhone.

(Beschluß.)

Bei Bellegarde, nahe bei der Perte du Rhone, aber oberhalb, nimmt dieser Fluß einen aus dem Jura kommenden Bergstrom auf, der eine noch sonderbarere Erscheinung ist: ich meine die Valserine. Auch sein ziemlich breites Bett besteht auf allen Seiten aus hohen Felsen, durch die er sich ein Lager gesägt hat. Sein Wasser hat da eben so sonderbare Formen, Wirbel und Trichter in den Felsengrund minirt, wie die Rhone. Die intermittirende Natur dieses Bergstroms ist aber das Merkwürdigste. Man kommt um Mittag bei ihm an und findet einen Fluß, der für einen Bergstrom ein ziemlich breites, von steilen, hohen Felsenwänden eingefaßtes Bett hat; hierauf geht man in den nahen Gasthof und frühstückt, kommt dann durch den Garten des Hauses wieder zur Valserine, sucht sie aber vergebens, und sieht nur in dem wasserleeren, wunderlich ausgewaschenen und gehöhlten Bette, in der Mitte einen, wie mit Messern in den Felsen geschnittenen Kanal von drei Fuß Breite, über den man bequem hinüber und herüber schreitet, und in dem der zusammengezwängte Fluß tief, heftig und unwillig der unten gehenden Rhone zuströmt. Nach zwei Stunden tritt er wieder aus seinem Kanal und nimmt das ganze Bett ein. Die Oertlichkeit der Valserine ist auch den Schmugglern günstig, und sie praktiziren hier, ganz nahe bei der französischen Douane, dasselbe Kunststück wie weiter unten an der Rhone.

Von Bellegarde bis Collonge, der französischen Grenze gegen Genf, etwa eine Lieue weit, bleibt die Rhone in engem Felsenbett, in das mächtige Blöcke gerollt sind, und ist dadurch für die Schifffahrt untauglich. Erst hinter Collonge tritt sie wieder in ein weites Thal, bildet da Windungen und Inseln, und könnte bis Genf beschifft werden.

Dies Alles zusammengenommen, erklärt den Plan der neuen Verbindung zwischen Lyon und Genf: von Lyon bis Seyssel Dampfboote, von Seyssel bis Collonge Eisenbahn, von Collonge bis in den Genfersee wieder Dampfboote.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung über Seyssel hinaus wieder zurück nach diesem sonderbaren Doppelort, wo wir die Nacht zubrachten und am folgenden Morgen bei guter Zeit wieder zurückfuhren. Jetzt ging es anders mit unserer Fahrt auf der Rhone. Herwärts hatten wir drei volle Tage gebraucht; nun aber war's, als ob wir flögen. In einem Augenblick hatten wir Seyssel aus den Augen verloren, Berge, Weingärten, Weiler und Schlösser eilten mit unglaublicher, fast erschreckender Schnelligkeit an uns vorüber; wir schossen

durch Schluchten, wo wir im Nu zerſchmettert worden wären, wenn unſer Steuermann nicht geſchickt die nahen Felswände vermieden hätte. So kamen wir in einer Stunde bei dem ſavoyiſchen Dorfe Chana an, das, wie oben geſagt, an der Mündung des Kanals aus dem Bourgetſee liegt. Perret war es wegen ſeiner projektirten Dampfbootfahrten nach Aix ſehr wichtig, dieſe Communikation genau zu kennen. Das Seewaſſer fließt durch dieſen ungefähr eine Lieue langen Kanal öſtlich um den Chatberg herum. Das ganze Land zwiſchen der Rhone und dem Bourgetſee iſt eine niedrige, ganz flache Ebene, die dieſer Fluß bei ſeinem Austreten unter Waſſer ſezt und die ſich wahrſcheinlich nach und nach durch deſſen Anſpühlungen gebildet hat. An dieſem Kanal ſtehen nur wenige ländliche Häuſer. Als die gutmüthigen und freundlichen Savoyer ſahen, daß unſere Abeille nur mühſam und langſam in dem verſandeten und ſchlammigen Kanal vorrückte, kamen ſie in Menge herbei und erboten ſich, ſie unentgeldlich in den See zu ziehen. Dies wäre uns von den Franzoſen auf der andern Seite nicht geſchehen; denn da wird das Schiffziehen für etwas Sklaviſches, eines Franzoſen Unwürdiges gehalten. Uns war dieſe Hülfe ſehr willkommen, und die gefälligen Leute zogen unſer Boot wie im Triumph fort mitten durch das fruchtbare, links und rechts trefflich angebaute Land, deſſen fette Wieſen ſich bis zum Fuß der Berge ausdehnen. Den hier weidenden ſchönen Heerden waren wir eine ganz ſonderbare, neue und unerhörte Erſcheinung; erſt kamen ſie heran, ſahen uns groß an, dann aber liefen ſie ängſtlich brüllend davon: gewiß ein richtiges Vorgefühl, daß die Befahrung dieſes Kanals mit Dampfſchiffen und der vermehrte Beſuch und Verkehr im Lande gar manchem hier friedlich weidenden Thier das Leben koſten werde.

Iſt dieſer Kanal von der Natur gebildet, oder haben ihn Menſchenhände angelegt? Dies weiß Niemand mit Gewißheit zu ſagen. Seine gleichförmige Breite ſpricht für Lezteres, und die Landesſage faßt die Sache auch ſo auf. Ihr nach ſoll ihn eine Prinzeſſin von Lavour (Bugey) haben anlegen oder doch erweitern laſſen, um zu Waſſer mit ihrem Geliebten in Chamberi communiziren zu können, wodurch ſie beide in verſchloſſener Barke den Blicken der Neugierigen und beſonders den ſchlechten, überſchwemmten und bodenloſen Landwegen entgehen konnten. Faſt ſollte man ſchwören, der Kanal ſey in poetiſchem Sinne angelegt, denn er geht in Windungen hin und her. Für Landbau, Gewerbfleiß oder Handel wäre er gewiß in gerader Richtung angelegt worden, was kein Umſtand hinderte.

Von dem lieblichen Bourgetſee, von Aix und der berühmten Abtei Hautecombe an ſeinen Ufern (Morgenblatt 1827) ſprechen wir hier nicht, ſondern berichten hier nur ſchließlich, daß wir den folgenden Tag auf demſelben Weg in die Rhone zurück nach Lyon ſchifften und ſo unſere Entdeckungsreiſe glücklich beſchloſſen. Dr. M.

Der Realiſt.

(Fortſezung.)

Der Fabrikherr zog einen Brief von einem engliſchen Collegen hervor, der aus Conrads Briefen der Familie wohl bekannt war. Er war engliſch geſchrieben, und erſt nach vielem Stammeln und Stocken gelang es dem Oheim, die mit der engliſchen Sprache unbekannten Zuhörer mit dem Weſentlichſten des Inhalts bekannt zu machen. Der Brief war voll Lobes über Conrad, der ſich geraume Zeit bei dieſem Fabrikherrn aufgehalten und während einer langwierigen Krankheit deſſelben ſeiner Fabrik vorgeſtanden hatte. Er wünſchte dem Freunde Glück zu dem trefflichen jungen Mann, der der Troſt ſeines Alters ſeyn werde, und fügte hinzu, wie er durch die Verbindung ſeiner liebenswürdigen, reichen Nichte mit ſeinem jungen Freunde daſſelbe Heil für ſich ſelbſt zu erreichen gehofft habe. Da aber Conrad durch frühere Verhältniſſe ſich gebunden halte, ſo ehre er die Rechtlichkeit, welche er auch hiedurch an den Tag gelegt.

Beim lezteren Theil des vorgeleſenen Briefs erröthete das arme Hannchen und wandte ſich ab, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Ja, ja! mein gutes Kind,“ ſagte der Fabrikherr, während er das Blatt ſorgfältig zuſammenlegte und ihr dann die Wange ſtreichelte, „du haſt von Glück zu ſagen. Du haſt wohl manchmal gedacht, der Fabrikherr ſey ein böſer Mann; aber gütiger Gott! Conrad iſt ja ſo gut wie mein eigener Sohn; und bei meiner Weltkenntniß mußte ich ja wiſſen, daß es ihm an einer reichen Partie nicht fehlen konnte; und nun zeigt ſich's ja, welch glänzende er hätte machen können, wäre er frei und frank geweſen. Allein du biſt ein gutes Mädchen und wirſt mir in meinem Hauſe als Tochter herzlich willkommen ſeyn. Aber wie geſagt, Hannchen, du haſt von Glück zu ſagen.“

Hannah neigte ſich ſchweigend und küßte die Hand des Oheims mit einem Ausdruck, der keineswegs ſagte: „ich bin glücklich.“ Der Oheim fuhr nun, an die Eltern ſich wendend, fort: „Conrad hat mir ſchon lange von Erweiterungen und Verbeſſerungen der Fabrik geſchrieben; allein ich habe darüber noch keinen Entſchluß gefaßt. Ich muß ihn erſt ſprechen; ſeine Meinung iſt mir nicht ganz klar. Nicht als ob ich nicht der Mann wäre, der mit der Zeit fortgeſchritten iſt, und nicht gern Verbeſſerungen

machte, nur ſcheinen mir die unſers Conrads gar zu koſtſpielig.“

Mit dieſen Worten beurlaubte ſich der Fabrikherr, und kaum war ſein Wagen fortgerollt, als die Pfarrerin Hannah in die Arme ſchloß und rief: „Ja, meine Hannah, du biſt glücklich! Welches Mädchen hat einen ſolchen Bräutigam! Mein Conrad iſt ſchön, geehrt, trefflich, wie keiner in der Welt. Gewiß wird auch etwas Großes aus ihm werden, denn die erſte Nacht nach ſeiner Geburt ſah ich ihn in ſeiner Wiege mit einem Lichtſchimmer wie einem Heiligenſchein um den Kopf da liegen. Ja, der Vater, ich, ſein Bruder und du, wir dürfen alle ſtolz auf ihn ſeyn!“ — „Nein, Mutter,“ ſagte der alte Pfarrer kopfſchüttelnd, „Gott für ihn danken wollen wir, aber ſtolz — das iſt ein garſtiges Wort.“ — Ludwig, der älteſte Sohn und Candidat der Theologie, der ſich als Hauslehrer auf einem nahen Gute aufhielt, trat in dieſem Augenblicke aus dem Garten, wo er auf der Schwelle Zeuge eines großen Theils des vorhergehenden Auftritts geweſen war, herein, und nachdem er die Eltern begrüßt hatte, wiederholte er das lezte Wort des Vaters: „Stolz iſt ein garſtiges Wort! Ja wohl, lieber Vater!“ Die Mutter, ohne Hannahs Hand fahren zu laſſen, verſezte kurz: „Die Rede war von deinem Bruder, auf den wir, wie ich meine, ſtolz ſeyn dürfen.“ — „Schätzeſt du auch recht,“ fuhr ſie zu dem Mädchen fort, „die Treue deines Conrads, der deinetwegen auf eine ſchöne, liebenswürdige, reiche Braut verzichtet hat?“ Hannah, ihre Hand küſſend, erwiderte: „Liebe Mutter, ich habe keine Worte, dir zu danken, wie ich es möchte und ſollte. Sey aber überzeugt, daß ich tief empfinde, was du für mich arme Waiſe, die hülfloſe Tochter deiner Jugendfreundin, gethan.“ Sie küßte noch einmal die Hand der Pfarrerin und eilte ſchnell aus dem Zimmer, ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Der Pfarrer ging in ſein Studirzimmer, und als Ludwig mit der Mutter allein war, ſagte er nach einem kleinen Schweigen von beiden Seiten: „Die arme Hannah ging traurig fort.“ — „Arm!“ wiederholte die Mutter. „Ja freilich, weil ſie traurig wird, wo ſie vor Freude hoch aufſpringen ſollte.“ — „Nein, liebe Mutter,“ entgegnete Ludwig; „ich finde im Gegentheil, daß dies Alles das gute Mädchen verletzen muß. Ich habe Alles gehört; iſt es nicht, als wollte man ihr zu verſtehen geben, daß das Glück, Conrads Frau zu werden, gar zu groß für ſie ſey? Warum wieder von dieſer Engländerin ſprechen? Vor einem Jahr, als Conrad in einem Brief erwähnte, wie er die Gunſt dieſer Dame gewonnen, ging es Hannah ſehr nahe, das weiß ich, denn ich war es, dem es endlich gelang, ſie zu beruhigen; nachher wurde die Sache vergeſſen. Nun aber kommt der eitle Oheim und macht ein Aufheben von der Sache und gibt ihr eine Wichtigkeit, die ſie früher nicht gehabt. Wie leicht kann dem Mädchen der Gedanke kommen, ſie ſtehe dem Glück ihres Bräutigams im Wege?“ — „Nun, das thut ſie ja auch einigermaßen,“ erwiderte die Mutter. „Conrads Treue darf doch nicht ungeſchäzt bleiben?“ — „Höre, Mutter!“ lachte Ludwig. „Einer meiner Copenhagener Freunde beſuchte mich vor einigen Tagen auf dem Gute. Er kommt gerade aus England, iſt in Maſter Lightnings Haus aus- und eingegangen und hat dort Conrad getroffen. Er ſagt, die erwähnte Nichte dort im Hauſe ſey mehr häßlich als hübſch, überaus ſteif und kalt, und Conrad möge ſie gar nicht. Du ſiehſt alſo, die Verſuchung war nicht groß, und die Tugend ſeiner Treue nicht der Rede werth.“ — „Und das ſagſt du mir Alles recht ſpitz!“ — „Nun, ich geſtehe, es iſt mir zuwider, daß Conrad in ſeinen Briefen dieſe Sache berührt hat. Es kommt mir ſowohl hinſichtlich Hannahs, als Miß Lightnings unzart vor. Hat er ſeiner Braut kein Opfer gebracht, ſo war ja gar nichts zu erzählen, und wäre es ein Opfer geweſen, ſo durfte er deſſen noch weniger erwähnen.“ — „Es iſt nicht hübſch von dir,“ entgegnete die Mutter verdrießlich, „auf das Benehmen deines Bruders einen Schatten werfen zu wollen. Man könnte meinen, du ſeyſt auf ſeinen Ruhm und ſeine Verdienſte neidiſch.“ — „Nein, Mutter, das meinſt du nicht. Ihn beneiden! wie könnte das mir einfallen? Doch genug; ich habe Hannchen etwas zu ſagen.“

Mutter und Sohn trennten ſich. Lezterer ſuchte die ſchweſterliche Freundin auf und fand ſie im abgelegenſten Gang des Gartens. Er faßte ihre Hand, legte ſie in ſeinen Arm, ſah ihr liebevoll in's Auge, und während er ſie in der dunkeln Allee, durch deren Bäume die ſinkende Sonne ihre rothen Strahlen warf, auf und nieder führte, ſagte er, ihrer verweinten Augen ſanft erwähnend, geradezu, daß der Grund ihrer Stimmung ihm wohl bekannt ſey. Er ſprach ihr Troſt ein. „Es iſt ja ganz natürlich,“ ſezte er hinzu, „und verzeihlich, daß die Mutter, mit ihrer lebhaften Natur an eine einſame Lebensweiſe gebunden und mit der Welt unbekannt, viel Weſens aus ganz einfachen Dingen macht. Es iſt ja nichts natürlicher, als die Weigerung Conrads, ein Mädchen zu heirathen, da er ſchon die Liebe eines andern Mädchens in der Heimath beſizt, das er von Jugend auf geliebt hat.“ — „Lieber Ludwig,“ erwiderte Hannah, „deine Worte thun mir ſo wohl. Es iſt auch fern von mir, an Conrads Treue zu zweifeln; allein manchmal, wenn ich von ihm reden höre, fühle ich mich ſo gering neben ihm, und meine dann, ich ſey ſeiner unwürdig, er verdiene ein Mädchen, das durch Schönheit, Talente und Reichthum glänzt, und ich bin in Einfalt und Stille emporgewachſen, unbedeutend und arm.“ — „Sprich nicht ſo! Welcher Mann

möchte sich eine bessere Braut wünschen, als unsere gute, hübsche, liebenswürdige Hannah?“ — „Ach, Ludwig, das weißt du besser, du, der du mir immer ein treuer Freund, ein Bruder und Lehrer gewesen bist. Du weißt selbst, daß deine andere Schülerin, Franziska, obgleich ein Jahr jünger als ich, immer in einer Stunde mit ihrer Aufgabe fertig war und Besseres lieferte als ich, die den ganzen Tag daran gearbeitet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Wahnsinnige Schriftsteller. Die akademische Jugend. Witz. Theater.

Ein namhafter Schriftsteller, welcher in vielen Fächern sich versucht hat und von unbestreitbarem Talent ist, wenn es gleich nur ein sehr leichtfertiges Talent war, ward als geistesverwirrt vor Kurzem in die hiesige Charité gebracht. Was den Verstand des Unglücklichen verwirrt hat, ist unbekannt. Politische Verfolgungen und Trübsale, welche er erduldete, mögen ebensoviel Schuld daran tragen, als sein eigener Leichtsinn. Von den mehreren Namen, welche er als Schriftsteller führte, nenne ich keinen, in der Hoffnung, daß sein Zustand nur ein vorübergehender sey, und diese Blätter ihn nicht später an etwas erinnern, was er dann gern für immer begraben seyn ließe. Aber der Beispiele geistesirrer Schriftsteller werden leider immer mehr. Auch das ist nichts Wunderbares. In einer Provinzialstadt verfiel kürzlich ein junger Mann von Namen, der sich durch poetische Uebersetzungen aus dem Polnischen bekannt gemacht hat, ebenfalls in offenbaren Wahnsinn. — Von einem Vivat, welches die Studenten dem Professor Gans zu seinem Geburtstag gebracht, wurde viel gesprochen. Um Störungen zu vermeiden, welche bei einem öffentlichen Aufzuge, und namentlich mit Fackeln, aller Behutsamkeit ungeachtet, doch vorzufallen pflegen, ward dieses Vivat ohne Erleuchtung in der Stille des Hofes gebracht. Ein guter Takt ließ die jungen Leute unziemliche Ausrufungen, welche der harmlosen Sache einen ganz andern Charakter gegeben hätten, auf der Stelle unterdrücken. So viel Nachtheiliges die mancherlei Hemmungen auch für den Charakter und die Moralität unserer Jugend bereiten, was in der Folge erst wird empfunden werden, wenn der Staat Männer bedarf, die durch sittliche Kraft und Selbstständigkeit Achtung einflößen sollen, läßt sich doch nicht leugnen, daß diese selben Hemmungen auf die formelle Ausbildung unserer Jugend günstig wirken. Unüberdachte Aeußerungen des Muthwillens, wie man sie ehedem frischen Jünglingen gern nachsah, fallen selten mehr vor, und die vorsichtige Klugheit, sonst erst das Resultat der Lebensschule, wird schon Mitgift, die man zur Universität mitbringt. — Den aufmerksamen Beobachter könnte es dagegen befremden, daß der leichte Witz, der sonst in Berlin so schnell zündete und die Conversation beherrschte, jezt ohne besondere Wirkung aufblizt. Was konnte ein glückliches Impromptu aus der Chronique scandaleuse, aus der Theaterwelt sonst vergessen machen! Die Ausfälle gegen Spontini vermochten die Aufmerksamkeit von wichtigen Dingen abzulenken. Man hat jezt eine launige Erfindung. Blüchers Bronzestatue, die neben dem Opernhause steht, hält eines Morgens einen Brief in der Hand. Die Stellung des alten Kriegers, eigentlich eine trotzige Angriffsstellung, läßt sich jedoch auch als die eines Bittenden ansehen. Eine hohe Person bemerkt die Bittschrift in seiner Hand und läßt sie sich holen. Der Held, der so vieles Schlachtengeräusch gehört, erklärt darin, er bitte, ihm, wenn die Proben der Spontinischen Opern in der bisherigen Art fortdauern sollten, einen andern Platz anzuweisen, da es ihm unmöglich sey, den Lärmen noch länger anzuhören. Die Polemik gegen Spontini ist so ausgebeutet, daß man einen Mann, der Werke geschaffen hat, und dessen verderblicher Einfluß längst vorüber ist, wohl endlich in Ruhe lassen könnte.

Seydelmanns Ankunft wird gemeldet. Er hat lange auf sich warten lassen. Eine der besten Gaben, die er mitbringt, ist Goethe's Faust, ein Stück, welches, wenn es auch früher hier bekannt, es unserm Theater oder seinen Verhältnissen doch nicht war. Mit großen Erwartungen sieht man der Aufführung und seinem Mephistopheles entgegen. Debutiren wird er als Cromwell in den Royalisten. — Das Hoftheater hat im vorigen Monate mit zwei beachtungswerthen Stücken debutirt. Raupach lieferte ein Sittengemälde aus der altpreußischen Zeit: „Vor hundert Jahren.“ Schwänke des alten Dessauers. Dieser Kernheld ist wohl eine Gestalt, deren die Poesie sich mit Glück bemächtigen könnte; schade nur, daß die Hauptzüge seines Charakters von so besonders barocker Natur sind, daß unser Theater sie so wenig verträgt, als die des echten Till Eulenspiegel. Raupach hat davon zusammengefügt, was unser Publikum allenfalls aushält, und Manches kam doch schon zu hart heraus. Mehrere glückliche Einfälle des Dichters beleben die Handlung, die eigentlich keine ist; mehr kecker Humor würde manches Bittere und Herbe, das in den Zeitverhältnissen liegt, uns leichter verschlucken lassen. Die Parade mit dem altpreußischen Exercitium ist eine Zugabe, die für Viele zur Hauptsache wird; auch hat man das Stück mit der Sorgfalt zugerichtet, mit der etwa zu Friedrich Wilhelms I. Zeiten ein großer Soldat einexercirt wurde. Von dem geheimnißvollen Leutner ist ein zweites Stück: „Die Geheimnisse,“ über die Bretter gegangen. Der seltsame Inhalt dieses Drama's, mit ernsten Tendenzen, welche unserer Bühne ganz fremd sind, und auch in unserer dramatischen Literatur wenig Wiederklang finden, macht Raupachs Autorschaft wieder zweifelhaft. Den Vermuthungen ist ein weiter Spielraum geöffnet, und die Neugier, die nach Wunderbarem lechzt, möchte, sehr ohne Grund, bis zu den Stufen des Throns nach dem Autor oder der Autorin suchen. Wenn ein nächstes Stück des Unbekannten erscheint, wird es Zeit seyn, über seinen Charakter sich auszusprechen, insofern nicht bis dahin schon seine Person bekannt wurde. Raupach, der die Autortheilnahme ableugnet, aber die direkte Vermittelung übernommen hat, versichert, der Unbekannte werde, so lange er lebe, nicht bekannt werden. Ob es sich lohnt, mit Spannung so lange zu warten, werden die nächsten Versuche entscheiden. Ein mysteriöser Schleier von Pseudonymität gibt allerdings jeder literarischen Waare einigen Reiz, doch nur auf eine gewisse Zeit. Ueber die Theaterstücke von J. E. Mand zerbrach man sich, ihrer Zeit, den Kopf, und die präsumirten Verfasser erhöhten nicht wenig das Interesse dafür. Heute, nachdem sie von den Brettern verschwunden, fragt man nicht mehr darnach. Das Talent des verschollenen Pseudonymus konnte es mit dem mancher gefeierten Namen aufnehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 28. April 1838.

Sind Berge, Wellen, iſt des Himmels Licht
Kein Theil von mir, wie ich's von ihnen bin?

Byron.
Childe Harold.

Lauterbrunner Thal.

Von L. Seeger.

Vom ſeebeſpülten Lande,
Vom wallenden Saatengrün,
Ich komme vom ſonnigen Strande,
Wo die ſchwellenden Früchte glühn.

Noch einen Blick zurücke
Auf Land und See zumal!
Im Sprung dann über die Brücke
In's rauſchende Alpenthal!

Wie die Wellen ſich tummeln und jagen
Vorüber an Fels und Baum,
Zerſchellen und überſchlagen
Und ſpritzen den thauigen Schaum;

Dahin an der felſigen, ſteilen,
Vorſpringenden Hunnenfluh:
Kaum wirft der Bach im Eilen
Den rauhen Gruß ihr zu.

Den Weidenbaum am Wege
Erhaſcht er am grünen Haar,
Er leckt hinauf zum Stege,
Und ängſtet die Blumenſchaar.

Er bäumt ſich, zu zerrütten
Das Mühlwerk, das ihn engt: —
Dort hinten was kommt zu den Hütten
So hoch dahergeſprengt?

Mit ſtäubenden Flügelſohlen
Vom ſchwindelnden Felſendach,
Den Bruder einzuholen,
Stürzt ſich der verwegene Bach.

Ha, wo zu ſolchen Sprüngen
Erwächst der kühne Muth,
Dort oben muß ſich verjüngen
Auch mir das zähe Blut.

Mein Antlitz will ich kühlen,
Vom Mittagbrande heiß,
Mir Stirn und Wange beſpülen
Mit flüſſigem Alpeneis.

Mit ausgeklärten Sinnen
Nach ſolchem lautern Bad,
Raſch eil' ich nun von hinnen,
Empor den jähen Pfad.

Von deiner Silberkrone
Seh' ich den Schleier wehn,
Jungfrau, vor deinem Throne
Werd' ich noch heute ſtehn!

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

„Freilich, Hannah,“ erwiderte Ludwig, „legteſt du kein großes Sprachtalent an den Tag, allein du erſezteſt dieſen Mangel durch klare Auffaſſung, durch tiefes Gefühl für alles Schöne und Poetiſche. Verderben wir uns nicht durch unzeitige Beſorgniſſe die große Freude über Conrads Heimkehr. Ich möchte auch gern bei dieſer Veranlaſſung das Meinige beitragen. Ich habe ein Dutzend Flaſchen trefflichen Weins mitgebracht, welche mir der Gutsherr in dieſem Frühjahr, als ich das Fieber hatte, auf mein Zimmer geſchickt. Der Korb ſteht noch im Wagen; denn eben deßhalb bin ich die kurze Strecke hergefahren. Ein Kleid für die Mutter liegt im Wagenkaſten. Franciska, die, wie du weißt, geſtern Abend nach Hauſe gekommen, hat es von Copenhagen mitgebracht. Die Mutter hat ſich ein ſolches lange gewünſcht. Willſt du mitkommen und Beides bis morgen aufheben?“ — „Wie gern, lieber Ludwig! Das Kleid hebe ich, ohne ein Wort zu ſagen, im Schrank der Mutter auf. Am Sonntag ſind wir ja Alle auf das Gut zu deinem Staatsrathe eingeladen; wenn dann Mutter ſich zur Kirche anziehen und mit einem Seufzer, der Mittagstafel gedenkend, ihr altes Merinokleid hervorziehen will, ſo findet ſie den ſchönen ſeidenen Anzug und zeigt ſich darin ihrem Conrad. Es freut ſie gewiß!“

Heimlich brachten ſie nun beides in ein Bodenzimmer. Indem ſie an Conrads Thüre vorübergingen, öffnete Hannchen dieſe mit den Worten: „Du mußt doch hinein ſehen. — O wie ſchön!“ fuhr ſie lebhaft fort; „noch ſcheint die Sonne und färbt Alles mit ihrem Purpurglanz.“ Ludwig ſtellte ſich mitten in's Zimmer und ſah mit herzlichem Wohlgefallen alles an. Endlich ſagte er: „Welch wunderbarer Zauber iſt doch über dieſem einfachen Zimmer verbreitet! Wahrlich, du haſt es verſtanden, deinem Freunde eine wahre Heimath, eine Freiſtätte gegen böſe Launen, gegen Mißmuth und Störungen zu bereiten; es iſt ganz, was ein trauliches Zimmer ſeyn ſoll, anmuthig dem Auge, und mehr als dem Auge; denn dies Alles haſt du ihm mit der Hand der Liebe bereitet und mit Freude und Zärtlichkeit daran gearbeitet. Dieſe zahlloſen Blumen, die du mit ſo vielem Geſchmack genäht und in ſo zierliche Gruppen und Kränze gebildet haſt, deren Gleichen die Wirklichkeit kaum aufzuweiſen vermag, ſind eben ſo viele kleine Liebesbriefe voller Sehnſucht und Hoffnung. Dieſe hellgrünen Wände, dieſe Vorhänge, die einer roſigen Wolke gleichen, verſetzen die Seele in eine ruhige, behagliche Stimmung und wirken troſtreich, wie alle ſchöne Kunſt.“ — „Kunſt!“ wiederholte Hannah. „Warum nicht gar! Die Kunſt hat hier nichts gethan.“ — „Darin irrſt du, liebe Freundin. Ein Schönheitsſinn, eine Anmuth, wie ſie ſich hier offenbaren, gehören allerdings den ſchönen Künſten an. Wie verwandelt ſteht dieſes geringe Zimmer da, wie herrlich in ſeiner anmuthigen Einfachheit und Beſchränkung! Wie wird Conrad ſich darüber wundern und freuen!“

Hannahs Augen glühten vor Freude. „Wie gut verſtehſt du, ein armes Mädchen in ihren eigenen Augen zu erheben! Ach, es that mir Noth um Worte wie die deinigen!“ Ludwig trat zum vorerwähnten Kupferſtich. „Abälard und Heloiſe!“ rief er. „Warum haſt du eben dieſen Kupferſtich gewählt?“ — „Ich habe ihn nicht gewählt,“ gab ſie zur Antwort. „Als ich im Winter bei deiner Tante in Copenhagen war, erhielt ſie ihn zum Geſchenk. Sie mochte das Ding nicht leiden, und da ich es ſchön fand, gab ſie es mir. Magſt du es nicht? ich habe es gern. Sieh nur, welcher Ausdruck in den Geſichtern! Sieh den knieenden Abälard, und Heloiſe, wie ſie ſich zu ihm hinabbeugt, und dann die ganze Umgebung: der Tiſch mit den Büchern und der Weltkugel, der dunkle Hintergrund, das gothiſche Zimmer mit hohem, gewölbtem Fenſter; das Ganze ſcheint mir ſo traulich. Du gibſt ja keine Antwort?“ Ludwig fuhr mit der Hand über das Geſicht. „Ich gedachte,“ ſagte er, „des armen Abälards. Es iſt wahrhaftig ſchwer, der Lehrer eines ſolchen Mädchens zu ſeyn; es iſt vermeſſen, unerlaubt, ſich ſelbſt in ſolche Verſuchung zu bringen.“ — Hannah ſah ihn ernſt an; Ludwig lächelte, und dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fragte er: „kennſt du Abälards und Heloiſens Geſchichte?“ — „Ich weiß nur,“ gab ſie zur Antwort, „daß ſie Liebende waren, die getrennt wurden und ſie von ihren Anverwandten in ein Kloſter geſperrt, wo ſie unter dem Schleier fortfuhr, ihren vormaligen Lehrer zu lieben und zu beweinen.“

Ludwig blieb vor dem Bilde in tiefen Gedanken ſtehen. Hannah faßte ſeine Hand. „Ludwig,“ ſagte ſie, „ich kenne ein Mädchen, von der ich beſtimmt weiß, daß ſie nicht aufgehört hat, ihren vormaligen Lehrer zu lieben.“ Ludwig ſchrak zuſammen, während Hannah fortfuhr: „Feierſt du nicht mit mir morgen ein doppeltes Feſt? Franciska iſt geſtern Abend zurückgekehrt und Conrad kommt morgen. — Ja,“ fuhr ſie fort, als Ludwig mit einem unbeſchreiblichen Blick ſie anſah; „ich weiß es gewiß, Franciska liebt dich. Den Abend vor ihrer Abreiſe war ſie hier. Wir gingen neben einander im Garten: ſie weinte, ich war auch betrübt, dennoch wollte ich ſie tröſten und erwähnte all der Freuden, die im Hauſe der reichen Verwandten in Copenhagen ihrer harrten. Aber noch betrübter ſagte ſie: „wären auch alle Herrlichkeiten der Welt dort, ich gäbe ſie gern für eine der Stunden, die wir miteinander bei Ludwigs Unterricht im Geſpräch mit ihm zugebracht haben.“ Erzähl-

mir von Franciska, Ludwig! Iſt ſie noch eben ſo ſchön, ſo heiter, ſo gut?“ — „Eben ſo ſchön? O gewiß, noch ſchöner, überaus ſchön! aber eben ſo heiter? nein, das glaube ich nicht! Eben ſo gut? o ja, aber doch nicht dieſelbe. In achtzehn Monaten, in einem vornehmen und reichen Haus der Hauptſtadt verlebt, hat ſie wohl gelernt, daß die Herrlichkeiten der Welt mehr werth ſind als unſere ſtillen Lehrſtunden.“ — „Nein, du thuſt ihr Unrecht.“ — „Ich weiß wahrlich nicht,“ unterbrach ſie Ludwig, „was mich zurückhalten ſollte, meine ganze Seele in dein treues, ſchweſterliches Herz zu ergießen. Du kannſt wohl denken, gutes Hannchen, daß ich nicht ſo lange ungeſtraft neben Franciska gelebt, ungeſtraft die ganze Fülle körperlicher und geiſtiger Schönheit ſich entfalten geſehen habe. — Ja, es wird, ſo lange ich lebe, meinen Muth aufrecht halten, das Bewußtſeyn, daß ich die erſte warme Liebe ihres jungen Herzens beſeſſen; allein dieſe Wonne muß mir fortan auch genug ſeyn. Ich will nicht heucheln, es ſchmerzt mich, daß ihre Neigung zu mir in einer größern Umgebung verdunſtet iſt. — So ſchwach bin ich, daß ich Momente hatte, in denen ich verzweifeln wollte, allein ich hoffe, auch dies ſoll vorübergehen.“ — „Aber warum denn?“ wandte Hannah ein; „du irrſt dich, Franciska liebt dich gewiß noch und ihr Vater ſieht dich wie einen Sohn an.“ — „O ja, ſo lange ich keinen Schritt thue, um es wirklich zu werden. Höre, und was ich ſage, iſt kein Geheimniß. Seine Vermögensumſtände haben ſich in den lezten Jahren ſehr verſchlimmert. Er ſucht Geld auf ſein Gut aufzunehmen, und das gewünſchte Kapital iſt ihm von einem reichen Mann verſprochen, deſſen Sohn um Franciska's Hand wirbt, der ihr mütterliches Erbe nicht anſpricht, ſondern die zehntauſend Thaler — denn größer iſt ihr Vermögen eigentlich nicht — auf dem Gute ſtehen laſſen will. — Sieh, der Kammerjunker von Malten iſt ein artiger junger Mann; ich habe ihn in Copenhagen geſehen im Hauſe der Couſine, bei welcher Franciska war.“ — „Das verſtehe ich alles nicht,“ erwiderte Hannah kopfſchüttelnd; „der Gutsherr braucht Franciska nicht aufzuopfern, um ſich Geld zu verſchaffen. Sie liebt nur dich, davon bin ich überzeugt. Man kennt deine Fähigkeiten, und du kannſt bald auf ein Predigtamt rechnen.“ — „Würde es aber, wie Franciska gewöhnt iſt, ausreichen? Die Stelle meines Vaters iſt keine von den ſchlechteſten, und doch haben die Eltern mit Nahrungsſorgen gekämpft. Nein, ich habe immer den Mann verachtet, der ſelbſtſüchtig genug iſt, einem unſchuldigen Mädchen ein Unglück aufzubürden, das ſie nicht kennt, das ſie meiden würde, wenn ſie es kennte. Wie kann man wähnen, daß die eigene theure Perſon ein Schatz ſey, der jeden andern Mangel erſezt? Wie kann man das Herz haben, ein junges, lebensfrohes Gemüth allen gemeinen Sorgen des Lebens preiszugeben und ſo zu Boden zu drücken, um das eigene ſelbſtſüchtige Herz zu befriedigen? Das iſt nicht Liebe, wenigſtens die nicht, die ich fühle. Und ich, der andere lehren ſoll, mit der Verſuchung zu kämpfen, muß ich nicht mein eigenes Leben rein bewahren?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Carneval. Kindercarrouſſel. Elyſium.

Auf den Höhen des Kahlenbergs ſchmilzt der Schnee und gibt das Zeichen, daß der Winter zu Ende iſt. Es war auch die höchſte Zeit; denn einen ſo ſtrengen Winter haben die Wiener ſeit vielen Jahren nicht gehabt. Aus den Gebirgen haben die Wölfe bis hieher ſich verlaufen und im Prater die Hirſche zerriſſen. Ein Wolf, der in der Vorſtadt Lerchenfeld erſchoſſen wurde, war der Held des Tagsgeſprächs und der Mittelpunkt aller Bonmots. Nach der Jagd zeigte es ſich aber, daß jener Wolf nichts als ein großer Meggerhund war, den ein ungeſchickter Thierarzt für einen Wolf erklärt hatte; natürlich, daß die Zahl der Bonmots jezt vollends in's Unendliche wuchs. Der Faſching hat jedoch die Aufmerkſamkeit bald auf wichtigere Gegenſtände geleitet. Wer voriges Jahr noch den Wienern geſagt hätte, daß ein Faſching auch ohne Strauß fröhlich gefeiert werden könnte! und dennoch iſt es ſo. Strauß bewegte an der Seine die Füße zum Tanze, und an den Ufern der Donau tanzte man rüſtig und feurig auch ohne ihn. Die Freuden des Carnevals wurden von allen Kreiſen der Geſellſchaft in ihrer Art genoſſen. Im höchſten Glanze ſtrahlten die Prachtſäle der kaiſerlichen Hofburg bei zwei großen Hofbällen und vier Kammerbällen, welche Alles vereinten, was dem Hofſtaat, dem diplomatiſchen Corps und dem höhern Adel angehört. Die Soirées dansantes bei der Prinzeſſin von Waſa, beim Fürſten Metternich, den Fürſten Lichtenſtein und Schwarzenberg, die Bälle bei den Grafen Beroldingen, Eſterhazy und St. Geneis, bei dem engliſchen und ruſſiſchen Botſchafter u. ſ. w. zeichneten ſich durch Pracht, Eleganz und den heiterſten Geiſt aus. Zu den reizendſten dieſer Feſte gehörte das Kindercarrouſſel, welches von den adeligen Knaben und Mädchen in der Hofburg ausgeführt wurde. Die ſogenannte zweite Antecammera (wo die Kammerbälle gegeben werden) war zu dieſem Zwecke eigens eingerichtet worden. Im Viereck waren Schranken mit den öſterreichiſchen Farben gezogen; in Zwiſchenräumen erhoben ſich Trophäen, Fahnen, Waffen, Adler u. ſ. w., die kriegeriſche Bedeutung des Spiels anzeigend. Rings umher lief eine Erhöhung mit Armſeſſeln und Stühlen für den Hof und die Zuſchauer, welche aus dem kaiſerlichen Hofſtaate und den Eltern der ſich producirenten Kinder beſtanden. In einem Seitenſaale erſchollen die Klänge des Alfredmarſches. Hinter den Herolden traten die kleinen Ritter der drei Quadrillen mit ihren Damen ein: zuerſt die Quadrille d'or: die Ritter trugen ſchwarze Sammtcoſtüms, goldene Harniſche und Helme mit weißen Federn; die Damen weiße Schleppkleider und ſchwarze Sammthütchen mit Federn; dann die Quadrille noire, endlich die Quadrille d'argent. Sie zogen an den allerhöchſten Herrſchaften vorüber, drauf ließen ſich die Ritter vor den Damen auf die Knie nieder, empfingen aus ihren Händen die Schärpen, welche ſie umſingen, erhoben ſich wieder und führten die

Damen auf die Estrade. Die Ritter entfernten sich sodann, um sich zu Pferde zu setzen. Auf ein Trompetensignal erschienen sie sofort auf cachirten Pferden, mit Schild und Lanze. Auf den Schilden erblickte man die Familienwappen der Ritter. Die Pferde waren sehr gut gemacht, reich im Turnierschmuck, mit Federbüschen auf Haupt und Rücken. Zuerst wurde nun die sogenannte Folla (eine Art Contredanse) zu Pferde ausgeführt, und dann begann das Carroussel quadrillenweise, mit Lanze, Wurfspieß und Schwert. Als das Carroussel beendet war, verließen die Ritter den Saal und saßen ab, um ihre Damen abzuholen. Die Herrschaften erhoben sich sodann und hielten Cercle. Die kleinen Ritter hatten indessen ihre Rüstungen abgelegt und erschienen nun im Barett und mit ihren Schärpen geziert. Nach kurzer Frist ward dann in den Nebensälen das ritterliche Bankett servirt. An der Rittertafel saß jeder Miniaturritter neben seiner Miniaturdame. Jedes der Kinder empfing als Souvenir ein elegantes Körbchen mit Bonbons. — Aber auch die übrige Bevölkerung unserer fröhlichen Stadt versteht zu leben, und so waren außer dem zahllosen Heere der Hausbälle auch die öffentlichen Säle reichlich besucht. Beim Sperl, bei der goldenen Birn, im Apollosaal und in den kaiserlichen Redoutensälen — überall drängte sich die lebenslustige Menge, um den Freudenbecher zu leeren, den die heitere Zeit ihnen vollgegossen. Eine in Wien ganz eigenthümliche Art von Balllokalitäten sind das Elysium und der Tunnel. Um in die Freuden des Elysiums einzugehen, muß man fünfzig Stufen unter die Erde steigen: Elysium ist in einem Keller. Man glaubt ein zweites Herculanum zu erblicken, wenn man plötzlich unter der Erde auf eine Reihe hellbeleuchteter Gemächer stößt. Es ist wie in einem Mährchen: die sonderbarsten Gestalten sieht man durcheinander drängen. Harlekin und Pierrot schlüpfen durch das Gewühl, Tyroler Mädchen und steyrische Aelpler lassen ihre Gesänge erschallen, närrische Improvisatoren im Costüm Ludwigs XIV. verfolgen Jedermann mit lustigen Reimen. Hier in diesen Sälen werden die verschiedenen Nationaltänze der Böhmen, Ungarn, Oesterreicher, Polen, und wie die in dem großen Ringe des Kaiserstaates vereinigten Lande alle heißen, ausgeführt. Dort in jenen Gemächern stehen Rutschbahn, Schießstätte und ähnliche Vergnügungen zu Gebote. Das Eigenthümlichste aber ist die sogenannte „Damenspende.“ In einem Gemache sind vier Nischen, mit Gaze bedeckt. In jeder dieser Nischen sitzt ein wunderschönes Mädchen; sie stellen, wie ein diensthuender Mohr erklärt, Europa, Afrika, Asien und Amerika vor. Jedes dieser Mädchen ist in der Tracht des von ihr repräsentirten Welttheils gekleidet und von den Attributen desselben umgeben. Jeder Eintretende erhält von jedem Welttheile ein Souvenir; und daß in dem lebenslustigen Wien die Eintretenden nicht sparsam sind, wenn es gilt, vier schöne Mädchen zu begucken, läßt sich voraussetzen. In der That ist bei der jedesmaligen Eröffnung des Elysiums ein solches Gedränge, daß es in der Hölle kaum heißer seyn kann. Die Titel, unter welchen diese Feste angekündigt werden, sind nicht minder barock und charakteristisch, als die Feste selbst. So liest man z. B. an allen Straßenecken mit fingerlangen Buchstaben: Heute ist im Elysium: Bacchus, als Gastgeber der Unterwelt — Morgen wird beim Sperl „der Himmel voll Geigen“ gefeiert werden ꝛc. Ueberhaupt kommt in Wien Alles auf einen Titel an, und so wie hier jeder Hausmeister Herr von genannt wird, so muß auch jedes Fest, jeder Walzer durch irgend einen Titel geadelt werden und Bedeutung erhalten. Man lese nur die sonderbaren Titel der Walzer, welche in den Catalogen der Musikalienhändler von Strauß, Lanner und andern Dreivierteltakthelden angekündigt werden. Im diesjährigen Carneval sind folgende Walzer an's Tageslicht getreten: Prometheusfunken, Humororgane, die Unterirdischen, Wiener Frohsinnsaktien, die Aelpler, die Patrioten, die Scherzenden, Arm in Arm mit dir. ꝛc. — Wir sehen, es geht in der Musik eben so, wie in der Literatur: wenn das Buch oder das Stück nur einen Titel hat, der den Käufer lockt, der Inhalt darf aus aller Herren Ländern zusammengestohlen seyn, und wirklich sind die meisten Walzer dieser Art nur Nachahmung oder gar Umstaltung der Tanzrhythmen von Strauß und Lanner. Doch der Carneval mit seinen Festen ist bereits dahin, und de mortuis nil nisi bene. Aber damit den Wienern der Gesprächsstoff nicht ausgehe, kam gleich nach dem Schluß des Faschings Grillparzers neues Lustspiel zur Aufführung. Von Grillparzer ein Lustspiel! schon dieses allein setzte das Publikum in Bewegung. Und nun noch der fremdartige Titel: „Weh' dem, der lügt!“ Nie war man vielleicht auf die Darstellung eines Stückes hier so gespannt. Es wurde zum Benefiz der Regisseurs gegeben, und Wochen lang vorher war jedes Fleckchen im Theater bestellt. Der Erfolg war aber leider nicht so glücklich, als man hoffte; das Stück machte durchaus kein Glück. Das Publikum war auf ein Lustspiel gefaßt und fand ein ernstes Drama, in welchem, mit Ausnahme einiger komischen Situationen im zweiten Akte, durchaus nichts ist, auf was der gewöhnliche Begriff des Lustspiels paßte. Der Dichter konnte dieser an Schönheiten, wie an Mißgriffen reichen Dichtung keinen größern Schaden zufügen, als daß er sie Lustspiel genannt hat. Das Stück spielt im achten Jahrhundert, und die Fabel ist in der Kürze folgende. Der hochbejahrte Domvogt von Chalons, Gregor, wird von dem Volke ob seines heiligen Wandels allgemein verehrt. Nur Leon, der Küchenjunge in seinem Hause, ist mit ihm nicht zufrieden: diesen schmerzt es tief, daß sein Gebieter bei all den erhabenen Eigenschaften, die er besitzt, so karg und knauserig lebt, daß er sich den Bissen vom Munde abdarbt. Er sagt dieses seinem Brodherrn freimüthig in's Gesicht, verstummt aber, als der edle Gregor ihm die Ursache seines Kargens eröffnet. Sein Neffe Atalus ist von den Heiden als Geißel zum Unterpfande des Friedens fortgeführt und jezt, wo der Krieg auf's Neue ausgebrochen, zum Sklaven gemacht worden. Um das Lösegeld zusammenzusparen, kasteit der edle Greis seinen Körper. Voll Eifer bietet sich nun Leon an, in das Land der Heiden sich zu begeben und Atalus zur Flucht behülflich zu seyn. Gregor willigt erst ein, nachdem Leon ihm die Versicherung gegeben, daß er, selbst gegen den Feind, ohne Trug und Lüge sein Vorhaben in's Werk setzen wolle. „Weh' dem, der lügt!“ dies sind die lezten Worte, die der würdige Gregor ihm beim Abschiede sagt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 96.

Stuzer.

Dreifaches Räthsel,

mit je sieben Auflösungen.

Sage, Maid, was ohne Feuer brennet,
Ohne Feuer brennt, fliegt ohne Schwingen,
Ohne Schwingen fliegt, läuft ohne Füße? *

A. d. Russischen.

* Die Aufgabe ist, auf jede der obigen drei Fragen sieben verschiedene Antworten zu finden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 30. April 1838.

O ruin'd piece of nature! –
O matter and impertinency mix'd!
Reason in madness!

Shakespeare.

Gedichte von Hölderlin.

Es iſt bekannt, daß Unwiſſenheit und Gewinnſucht dem unglücklichen Dichter in der erſten Zeit ſeines Zerfalls noch Lieder abforderten, welche bis 1805 in verſchiedenen Almanachen erſchienen, und deren grauenhafte Unverſtändlichkeit für Tiefſinn gelten mußte. Wir haben vor längerer Zeit einige derſelben geleſen und theilen hier, ſo weit es möglich iſt, etwas daraus mit, auch auf die Gefahr hin, daß einer oder der andere Leſer die Quelle, woraus wir ſchöpfen, ſelbſt ſchon aufgefunden haben könnte. Möge das Morgenblatt als Archiv dieſem Beitrag zur Literatur und zur Biographie des Dichters eine Stelle gönnen und ihn ſo für einen ſpätern Sammler aufbewahren.

Die Gedichte, die wir ſolcherweiſe in Almanachen laſen, erinnern großentheils an die Traumgaben, welche einem poetiſch angeregten Menſchen oft von neckiſchen Geiſtern beſcheert werden; er glaubt einen großartigen Gedanken oder jenes längſt geſuchte Wort, in welchem alle Schönheit und Tiefe des Lebens verſchloſſen iſt, erfaßt zu haben; er erwacht mit der ängſtlichen Bemühung, ſeinen Fund feſtzuhalten, aber die Traumbeleuchtung, in der ſich der Talisman ſo wunderbar und zauberhaft ausnahm, iſt verſchwunden und er hat eine bloße Phraſe im Munde, welche beim Tageslicht ſinnlos oder lächerlich trivial erſcheint. Es iſt ganz derſelbe Fall, mit welchem die Elfenmährchen ſo gerne ſpielen: das Elfengold, welches ein armer Verirrter bei nächtlicher Weile in Berggründen oder zerfallenen Schlöſſern von dem muthwilligen kleinen Völkchen erhielt und ſich alle Herrlichkeit der Welt daraus zu erbauen gedachte, iſt Morgens in eine Handvoll Kieſel oder ähnliche unnütze Stücke verwandelt. Sind ja doch der Traum und das Mährchen die nächſten Wege, welche für uns Tagesmenſchen einen Verkehr mit dem nächtlichen Lande des Wahnſinns vermitteln können.

Von denjenigen Gedichten Hölderlins, welche wir mit dieſer Vergleichung bezeichnet haben, läßt ſich ſchlechterdings nichts mittheilen: es ſind wunderliche, zwecklos zuſammengewürfelte Worte, mit Reminiscenzen aus den Schöpfungen ſeiner vermögenden Jugend durchwoben. Einige ſind darunter, wo ſich der Sinn zu einem entfernten Anklang auf eine rührende Weiſe durchgerungen hat; man könnte davon ſagen, man höre läuten, ohne zu wiſſen wo.

Neben dieſen aber ſind wir auf einige Klänge geſtoßen, welche er gerade zur Zeit jener tiefen Verfinſterung gegriffen zu haben ſcheint. Wir geben das geſundeſte dieſer Lieder zum Schluß und beginnen mit ein paar Strophen, in welchen er das allmählige Schwinden des Lichts, das Umhertappen im Dunkeln ſelbſt gefühlt und auf eine herzzerreißende Art ausgeſprochen hat. Es ſind

die Anfangsſtrophen eines längern Gedichtes, „Chiron“ betitelt, welches nur zu ſchnell in das Gemurmel der Verrücktheit überſpringt. Sie ſind zugleich Reminiscenz oder, wenn man will, Parodie eines Gedichts, „der blinde Sänger,“ welches in der von Uhland und Schwab beſorgten Sammlung * (S. 26) enthalten iſt, und von dem wir, der ſehr merkwürdigen Vergleichung wegen, die drei erſten Strophen voranſchicken.

Wo biſt du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonſt lauſcht' ich um die Dämmerung gern, ſonſt harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umſonſt!
Nie täuſchten mich, du Holdes! deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamſt du,

Kamſt allbeſeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne: wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Hier hat er aus der Seele eines Blinden den Mangel des körperlichen Sinn's beklagt, aber ganz in ſeiner prägnanten Weiſe, welche mit jedem Worte ſchon auf etwas Anderes, Verwandtes hinweiſt, bei jedem Ton den ganzen Accord leiſe mitklingen läßt. Auf dieſes Andere kommt er nun im Anfang des Chiron deutlicher zurück, und Niemand wird ſich bei Leſung dieſer dunkeln und doch ſo verſtändlichen Zeilen eines Schauers erwehren können:

Wo biſt du, Nachdenkliches! das immer muß
Zur Seite gehn, zu Zeiten, wo biſt du, Licht?
Wohl iſt das Herz wach, doch mir zürnt, mich
Hemmt die erſtaunende Nacht nun immer!

Sonſt nämlich folgt' ich Kräutern des Walds und lauſcht',
Ein weiches Wild, am Hügel, und nie umſonſt.
Nie täuſchten, auch nicht einmal, deine
Vögel, denn allzubereit faſt kamſt du —

— — Wo biſt du, Licht? ruft er endlich verzweifelnd:

Das Herz iſt wieder wach, doch herzlos
Zieht die gewaltige Nacht mich immer!

Ein echter Dichter, wenn er ausgeſungen hat, oder wenn ſein Talent einem ungeheuren Naturgeſetze verfallen iſt, wird ſelbſt zu einer poetiſchen Geſtalt, und iſt es nicht, als ſähen wir über dieſen die Muſe in liebevoller Trauer hingelehnt? Er aber ſizt, wie er uns in einem andern dieſer Lieder ſagt, unter ruhigen Wolken und ſtattlichen Eichen auf der Haide des Rehs, wo über ihm

die immerfrohen
Blumen, die blühenden Sterne glänzen,

und fern vor ſeinem Geiſte geht die zertrümmerte Vorwelt vorüber: er ſieht die Städte des Euphrats, die Gaſſen von Palmyra, die Säulenwälder in der Ebene der Wüſte, denen, weil ſie „über die Grenze der Othmenden gegangen,“ die Schranken der Menſchheit trotzig überſchritten haben, „von Himmliſchen der Rauchdampf und das Feuer ihre Kronen hinweggenommen;“ dabei denkt er kopfſchüttelnd ſeines eigenen Schickſals:

Und fremd
Erſcheinen und geſtorben mir
Der Seligen Geiſter!

Das Gedicht, das wir zulezt zu geben verſprochen, muß älter ſeyn; wahrſcheinlich verdankt es einem der lezten lichten Augenblicke ſein Entſtehen. Er hat es ſeltſamer Weiſe „Hälfte des Lebens“ überſchrieben und, wenn wir ihn recht verſtanden, durch dieſe Worte die Mitte ſeiner Lebensjahre und das herannahende Alter bezeichnen wollen. Man wird dieſe zwei reinen und rührenden Strophen, welche das Gefühl allmähliger Verödung ausdrücken, einſt, wenn eine neue Ausgabe ſeiner Werke nöthig geworden iſt, nicht übergehen:

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Roſen
Das Land in den See:
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küſſen,
Tunkt ihr das Haupt
In's heilignüchterne Waſſer.

Weh mir! wo nehm' ich, wenn
Es Winter iſt, die Blumen, und wo
Den Sonnenſchein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern ſtehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

* Gedichte von Fr. Hölderlin. 8. Preis fl. 1. 48 kr. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Der Realiſt.

(Fortſezung.)

Ihre Unterredung wurde durch den Ruf der Mutter unterbrochen, die Hannahs Beihülfe in der Haushaltung um ſo mehr bedurfte, als ſie ſelbſt von dem Pfarrer abgerufen worden war, um etwas von ſeiner Predigt auf den nächſten Sonntag zu hören. „Ihr könnt Euch keinen Begriff davon machen, wie ſchön ſie iſt,“ ſezte ſie hinzu. „Er ſpricht darin von Conrads Zurückkunft; das hat er recht künſtlich in die Predigt hineingebracht.“

Schon früh am nächſten Morgen war Alles in der Pfarrwohnung in Bewegung. Alle Zimmer glänzten von Sauberkeit und in ſchneeweißen Vorhängen, überall prangten friſche Blumen, der Mittagstiſch ſtand ſchon gedeckt da, und obgleich man den lieben Gaſt erſt zu ſpäter Mittagsſtunde erwarten konnte, wurde doch ein zierlicher Frühſtückstiſch in dem Gartenſaal für den Fall zubereitet, daß er früher eintreffen möchte. Der Prediger

hatte einen neuen Ueberrock angethan, die Frau eine neue zierliche Haube mit hübſchen Bändern. Hannah war in ihrem einfachen ſchneeweißen Kleide mit den glänzend hellbraunen glatten Haaren, wobei zwei kleine Locken ſich hervorſtahlen, um die jungfräulichen Wangen zu küſſen, unbeſchreiblich anmuthig. Die guten Pflegeeltern betrachteten ſie mit Wohlgefallen, zogen ſie zwiſchen ſich und küßten ſie. In demſelben Augenblick umſchwebte ein leichter Genius wie ein bunter Schmetterling die traute Gruppe, einen friſchen Blumenſtrauß über ſie hinhaltend. „Franciska!“ riefen Alle und haſchten die Flüchtige, die ſich in Hannahs Arme warf und mit den großen dunkeln Augen ihr in's Geſicht ſah, während der Mund in holdem Lächeln die reizendſten Grübchen und die Perlenreihen der Zähne zeigte. Hannah weinte vor Freude, die ſo lange vermißte Freundin zu ſehen. Sowohl ſie als die Eltern waren überraſcht, wie ſchön Franciska geworden, wie leicht ihre Haltung. Der Gaſt mußte an dem für Conrad gedeckten Frühſtücktiſch Platz nehmen; ſie mußte viel von ihrem Aufenthalt in Copenhagen erzählen, fügte aber, ſo oft eine der erlebten Herrlichkeiten beſprochen war, hinzu, daß ſie gern all das verlaſſen habe, um in die liebe Heimath zurückzukehren.

„Kennſt du meinen Conrad nicht?“ fragte Hannah, als ſie die heimkehrende Franciska eine Strecke Weges begleitete. „Wie ſollte ich?“ erwiderte Franciska, „wir zogen ja erſt um die Zeit, wo er abreiſte, und nachher, in dieſe Gegend.“ — „Er iſt hübſch,“ verſetzte Hannah. „Er ſieht Ludwig ähnlich. Iſt das nicht ſchön?“ — „Ja wohl,“ erwiderte Franciska kurz; gleich darauf, Hannahs Arm im ihrigen drückend, fügte ſie hinzu: „Möge er zu deinem Glücke ſeinem Bruder in Allem gleichen, nur nicht im Stolze.“ — „Wie ſo? Iſt denn Ludwig ſtolz? wer kann ſanfter, hingebender im Umgang ſeyn?“ — „Sanft, edel, klug, ſo viel vom Guten und Herrlichen als du willſt, aber ſtolz, ſtolz auf ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt und Andere.“ — „O, Franciska! er liebt dich, ich weiß es!“ — „Das weiß ich beſſer, das iſt nicht Liebe. — Warum ſollte ich mich vor dir verſtellen, Hannah? ſind wir ja doch wie Schweſtern! ich habe keine andere gehabt und verlange auch keine. Ich ſchäme mich nicht, es zu bekennen, ich habe Ludwig geliebt, aber ich muß auch ſagen, ich liebe ihn nicht mehr. Siehſt du, als wir zum lezten Male neben einander hergingen, war ich ein Kind; mein Herz war beim Gedanken, entfernt von ihm zu leben, dem Brechen nahe. Wohl zog das Neue und Angenehme in der Hauptſtadt mich an und tröſtete mich, aber doch kehrte meine ganze Seele immer hieher zurück, und alles, was ich dort Schönes und Liebes ſah, verſchmolz ſtets mit ſeinem Bilde. Als ich im vorigen Winter erfuhr, er werde nach Copenhagen kommen, wurde mir zu Muthe, ungefähr wie dir heute. Den Abend, da ich ſeiner wartete, puzte ich mich recht. Alles im Hauſe, in der Straße, ja die ganze Stadt ſchien mir feierlicher; mein Herz klopfte um die Wette mit der Unruhe in der Wanduhr. Endlich erſchien er — höflich, freundlich, verbindlich, wenn du willſt, aber ruhig, zurückhaltend, herablaſſend gegen das junge Mädchen, das ihn kaum anzuſehen wagte, damit ſie nicht verriethe, wie tief dieſer fremde, vornehme Ton ſie verlezte. Ein Licht ging in meiner Seele auf: ich fühlte die bodenloſe Kluft, die unſere Gefühle trennte. Auch ich habe meinen Stolz; er erwachte und half mir meine kindiſche Leidenſchaft beſiegen.“

Ohne was der brüderliche Freund ihr anvertraut hatte, zu verrathen, äußerte Hannah zu ſeiner Vertheidigung alle die Bedenklichkeiten, wie er ſie ihr vor Kurzem ſelbſt vorgetragen. Franciska unterbrach ſie. „Was Verhältniſſe! beſchränkte Umſtände! Leere Worte! arme Schafe im Löwenfelle! alte Lieder, Kinder in den Schlaf zu ſingen! Iſt denn wahre Liebe ſo wenig werth, daß ſie jeder alltäglichen Rückſicht untergeordnet werden ſoll?“ — „Zählſt du darunter auch die Wünſche deines Vaters?“ — „Nicht ganz; allein, offen geſagt, bis auf einen gewiſſen Punkt. Frage dein eigenes Herz, das heute ſo voll Freude iſt: würdeſt du mit einer Liebe, geringer als deine eigene, zufrieden ſeyn? Gewiß nicht. Nichts iſt abſcheulicher, als dieſe laue Zuneigung, der man den Namen Liebe gibt, und womit man vorlieb nimmt und verſpricht, das ganze Leben lang vorlieb zu nehmen. Das mag ich nicht; ich will mich nicht in ſchlechtem Wein berauſchen. Der Mann, an den ich mein Herz verſchenken und den ich ſo zum Herrn meines Geſchicks machen ſoll, der muß in meinen Augen alle Andern übertreffen, und mit ſeiner ganzen Seele ſoll er mich lieben, oder — ich heirathe nie. Nur zu dem höchſten Preis will ich meine Freiheit verkaufen. Ich will der Liebe entbehren; hat doch das Leben ſonſt noch ſo viele Schätze: Natur, Kunſt, Freundſchaft, tauſend unſchuldige Freuden, tauſend tiefe, köſtliche Empfindungen; ſollten ſie nicht einer Seele genügen, die ſie zu genießen verſteht?“ — „Liebe Franciska, du biſt ſo jung, ſo ſchön, ſo liebenswürdig, und der Trieb zu gefallen kann dir nicht fremd ſeyn.“ — „Doch, inſofern du unter gefallen verſtehſt, die Herzen der Leute in Bewegung zu bringen. Wie wenig das bedeutet, habe ich ſchon gelernt. Ich haße dieſen Schatten von Liebe eben ſo ſehr wie das Karrikaturbild einer lieben Perſon. Dir, meinen nächſten Lieben will ich gefallen, aber keinem Fremden. Doch ſieh da, Hannchen, ein Wagen dort auf der Landſtraße. Iſt es nicht der, den du erwarteſt?“

Hannah ſah ſchnell hin. „Nein,“ ſagte ſie, „das iſt nicht des Oheims Wagen; das iſt eine Poſtchaiſe, und es ſizt nur Einer darin. Aber in der That, es ſcheint

mir — O mein Gott! ich glaube, es iſt Conrad!“ — Schnell trennten ſich die jungen Mädchen; Franciska ſchwang ſich über den Steg in den Wald hinein, während Hannah, ſo ſchnell ſie nur konnte, zurück durch den Garten lief.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Wien, April.

(Beſchluß.)

Grillparzers Luſtſpiel.

Ein Pilgersmann hat Leon bis zu der Burg des heidniſchen Gaugrafen Kattwald, wo Atalus als Sklave lebt, gebracht, und ihn, auf Leons eigenes Drängen, dem Gaugrafen als Koch verkauft. Leon nimmt Kattwald gegenüber einen kecken, ſtolzen Ton an. Er geſteht ihm geradezu, daß er, ſobald es ihm nicht gefällt, entfliehen werde; aber eben dieſes kecke Weſen gefällt dem Gaugrafen. Seine Tochter Edrita, die ſchon am folgenden Tage das Weib eines Anverwandten, des blödſinnigen, kaum mit Menſchenverſtand begabten Gallomir, werden ſoll, findet Wohlgefallen an dem muthigen, friſchen Leon; und als ſie mit ihm, Kräuter zu ſammeln, auf's Feld geht, zeigt ſie ihm den andern Frankenſklaven Atalus, der als Hüter bei den Pferden ſitzt. Leon ſucht Gelegenheit, dieſen unbemerkt zu ſprechen, und theilt ihm den Zweck ſeines Hierſeyns mit. Atalus aber, ein verzogener Burſche, lehnt ſich gegen Leons Rath auf, und dieſer muß ihn zwingen, indem er ihn von dem Gaugrafen als Gehülfen in der Küche fordert. Wirklich gelingt es dem entſchloſſenen Leon, noch an demſelben Abend aus der Burg zu entkommen und Atalus mitzunehmen; doch geſchieht dies vorzüglich durch die Hülfe Edrita's, welche darauf beſteht, ſie auf ihrer Flucht zu begleiten. Leon will dieſes nicht zugeben; ſeinem Herrn den Neffen zu befreien, war ſeine Pflicht, aber eine Tochter ihrem Vater zu entführen, hält er für einen ſchlechten Streich. Doch Atalus beſteht darauf, daß ſie mitgenommen werden müſſe, und Edrita erklärt, daß ſie nicht Leon, ſondern Atalus folge. Die drei Flüchtlinge haben indeß den Wald erreicht; aber die Verfolger ſind auf ihrer Ferſe. Man hört ein Horn; die Flüchtlinge verbergen ſich. Gallomir iſt's, der den Vorſprung vor den Uebrigen hat. Edrita tritt aus dem Gebüſch und weiß ihrem Bräutigam die Waffen abzuſchmeicheln. Die beiden Verborgenen bemächtigen ſich nun Gallomirs Waffen, binden ihn an einen Baum und ſetzen ihre Flucht fort. Sie kommen endlich an den Strom. Der Fährmann iſt ein Vaſall des Gaugrafen; Edrita ſagt ihm das Loſungswort und erklärt ihm, ihre beiden Freunde ſeyen Diener ihres Vaters und haben in ſeinem Auftrage jenſeits des Rheins zu reiſen. Aber der Fährmann, der heimlich dem Kattwald Rache geſchworen hat, weil dieſer ihm ſeine Heerde fortgetrieben, geht damit um, zur Vergeltung ſeine Diener zu ermorden. Mit heimlicher Schadenfreude fragt er nun Leon, ob es wahr ſey, daß er im Auftrage des Gaugrafen reiſe. Leon fallen die Worte ein: „Weh' dem, der lügt!“ und erklärt nun frei und offen, dem ſey nicht ſo, vielmehr wollen ſie der Gewalt ihres Herrn entfliehen. Dieſe Wahrheitsliebe rettet die Flüchtlinge aus der Gefahr. Der Fährmann ſetzt ſie jetzt über den Strom, und als die Verfolger nachkommen, ſind jene ſchon dem andern Ufer nahe. Aber auch jenſeits iſt noch Feindes Land. Atalus und Edrita haben in einer Scheune vor Metz Ruhe geſucht; Leon hält Wache bei den Schlafenden, aber hier erfaſſen ihn ſeine Verfolger. Sie fragen ihn, wo ſeine Gefährten ſeyen, und Leon, die Wahrheit bekennend, zeigt ihnen die Schlafenden. Doch er ſchwört, daß der Erſte, der ſich ihnen nahe, von ſeinem Meſſer fallen würde. Die Verfolger klopfen an das Thor von Metz, um ſich Verſtärkung zu holen. Leon ſieht ſich rettungslos verloren; er fällt auf die Knie und fleht den Himmel um ein Wunder an; und das Wunder geſchieht. Die Thore von Metz öffnen ſich und heraus dringen — Chriſten. Metz iſt von ihnen in der Nacht überfallen und erobert worden. Der ehrwürdige Gregor iſt unter ihnen und empfängt nun den Atalus aus Leons Hand. Edrita wird Chriſtin, und als Atalus um ihre Hand wirbt, bittet Leon plötzlich um ſeinen Abſchied. Gregor dringt in ihn, die Urſache anzugeben, und Leon, unfähig zu lügen, geſteht, daß er Edrita liebe. Dieſe, als ſie dieſes Geſtändniß hört, erklärt nun, daß ſie nur, von Leons Kälte zurückgeſchreckt, ſich an Atalus angeſchloſſen habe; Atalus tritt zurück und Edrita wird Leons Weib. — Man kann aus dieſer Inhaltsanzeige hinlänglich erſehen, wie wenig die Bezeichnung Luſtſpiel paßt. Grillparzer hat eine Legende aus dem Leben des heiligen Gregors zur Grundlage ſeines Dramas genommen; aber ſonderbar genug ſteht die Lehre, die aus dem Stück hervorgeht, im Widerſpruche mit dem Titel deſſelben. Statt das Thema: „Weh' dem, der lügt!“ durchzuführen, hat ſich der ſpröde Stoff unter der Hand des Dichters zuletzt ſo gewendet, daß die Lehre hervorgeht: „der Menſch könne ohne Lüge nicht beſtehen, und man müſſe ſich begnügen, wenn nur der Waizen unter dem Unkraut aufſchieße;“ dieſe Worte ſpricht Gregor am Schluſſe als die moraliſche Blüthe des Ganzen aus. Wie ſteht aber dieſe Moral mit dem Titel im Einklang? Doch der Titel iſt es nicht, der über den Werth eines Stücks entſcheidet; ſehen wir von der unpaſſenden Bezeichnung Luſtſpiel und dem noch unpaſſendern Motto ab, und halten uns bloß an die Dichtung ſelbſt, ſo müſſen wir geſtehen, daß ein reicher Quell von Poeſie darin ſprudelt, wenn ſie auch auf der Bühne die Probe nicht beſteht.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 102.

1) Ruſſiſch.

„Ohne Feuer brennt die ſchöne Sonne,
Ohne Schwingen fliegen ſchwarze Wolken,
Ohne Füße laufen ſchnelle Flüſſe.“

2) Deutſch.

Ohne Feuer brennet ſiedend Waſſer,
Ohne Feuer brennt die ſcharfe Neſſel,
Ohne Feuer brennt der Stein der Hölle,
Ohne Feuer brennt die Lieb' im Herzen,
Ohne Feuer brennt das Leid im Herzen,
Ohne Feuer brennt der Zorn im Herzen.

Ohne Schwingen fliegt der Pfeil vom Bogen,
Ohne Schwingen fliegt der Ball, die Kugel,
Ohne Schwingen fliegt die Brandrakete,
Ohne Schwingen fliegt arabiſch Vollblut,
Ohne Schwingen fliegt auf Eiſenbahnen,
Fliegt auf Meeren hin Dampfſchiff und Wagen.

Ohne Füße läuft Bergſchlittenläufer,
Ohne Füße läuft die Kegelkugel,
Ohne Füße läuft das Uhr- und Mühlrad,
Ohne Füße läuft des Waldbrands Feuer,
Ohne Füße läuft die Brut der Schlangen,
Ohne Füße läuft der Menſch, der kriechet.

J. G. M.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 44 u. Monatsregiſter April.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 1. Mai 1838.

Usque adeo mutata feror, nullique videnda,
Voce tamen noscar. —

Ovid.

Der elektriſche Telegraph.

Zu den großartigſten Gedanken, an deren Ausbildung der rege Zeitgeiſt ernſtlich arbeitet, gehört der elektriſche Telegraph. Abgeſehen von den augenfälligen Vortheilen, welche die Erfindung, im Großen ausgeführt, für Verkehr und Handel haben muß, iſt ihr Einfluß auf die Wiſſenſchaft, beſonders auf die Phyſik im weiteſten Sinn, ganz unberechenbar. Es iſt in dieſen Blättern ſchon mehrfach beſprochen worden, auf welchen Eigenſchaften der Elektricität die Idee beruht und welche Vorrichtungen zur Verwirklichung derſelben hie und da erſonnen worden ſind. Heute werfen wir einen Blick auf die Geſchichte der Erfindung und bezeichnen den neueſten Standpunkt der Verſuche.

Die ausnehmende Geſchwindigkeit des elektriſchen Funkens, welche durch nichts, ſogar, wie es ſcheint, durch das Licht nicht übertroffen wird, war ſchon frühe bemerkt worden und hatte ſchon vor langen Jahren auf die Idee geführt, denſelben zur Telegraphie anzuwenden. Wir finden ſchon in Voigts phyſikaliſchem Magazin (erſtes Stück, neunter Band) vom Jahr 1794 dergleichen Vorſchläge eines deutſchen Phyſikers, Reißer. Im Jahr 1798 conſtruirte Dr. Salva in Madrid, mit Beiſtand des Infanten Don Antonio, einen ſolchen elektriſchen Telegraphen, wobei die durch Reibung erregte Elektricität vermittelſt mehrfacher Metalldrähte fortgepflanzt und zu Zeichen benutzt wurde. Die Wirkſamkeit dieſer Conſtruktion wird ſehr gelobt; doch ſcheint es nicht, als ob der elektriſche Telegraph in dieſer Geſtalt Nachahmung gefunden hätte. Zehn Jahre ſpäter wandte Sömmering die unterdeß von Galvani und Volta entdeckte Berührungselektricität zu dem nämlichen Zweck an; wir gehen aber auf eine Beſchreibung ſeines Verfahrens nicht ein, da es ziemlich complicirt und durch die verbeſſerten neuen Einrichtungen überdies antiquirt iſt.

Erſt Oerſteds große Entdeckung der zwiſchen der Elektricität und dem Magnetismus beſtehenden Wechſelwirkung eröffnete einen ſicherern Weg zur Verfolgung dieſer fruchtbaren Idee, und Gauß (in Verbindung mit Weber) zu Göttingen war der Erſte, welcher galvaniſche, durch ſehr große Entfernungen fortgepflanzte Kräfte auf eine Magnetnadel wirken ließ, deren dadurch hervorgebrachte Ablenkungen als Zeichen dienten; ſein Verfahren, deſſen hier ſchon mehrfach erwähnt wurde, verdient auch noch aus dem Geſichtspunkte großer Einfachheit Anerkennung, indem er ſich eines einzigen Leitungsdrahts bedient und die durch denſelben hervorgebrachten Rückungen der Nadel doch zu einer hinreichenden Anzahl von Zeichen zu combiniren weiß, wogegen die Engländer mindeſtens vier ſolcher, neben einander herlaufenden

Metalldrähte bedürfen. Bei einer Erfindung aber, welche für das praktiſche Leben entſcheidend zu werden verſpricht, und die alſo eine ſehr vielfache Anwendung erfahren wird, iſt die Einfachheit der Conſtruktion unſtreitig ein Haupterforderniß. Gauß hat daher dieſen Punkt vorzüglich im Auge behalten, und auch den Profeſſor Steinheil zu München, der ſich mit denſelben Verſuchen beſchäftigt, veranlaßt, dabei ſtehen zu bleiben. Die von dieſem Leztern getroffene Einrichtung wollen wir den Leſern wenigſtens im Allgemeinen deutlich zu machen ſuchen. Im Obſervationsſaale des phyſikaliſchen Kabinets der königlichen Akademie zu München ſteht ein Tiſch in pyramidaler Form, welcher gleichſam den Centralpunkt der Steinheil'ſchen magneto-galvaniſchen Telegraphen abgibt. Von dieſem Tiſche aus laufen drei Leitungsdrähte, der eine nach Steinheils Wohnung in der Lerchenſtraße, 6000 Pariſer Fuß lang, der zweite nach der mechaniſchen Werkſtätte der Akademie, in einer Länge von 1000 Fuß, und der dritte endlich, 30,000 Fuß lang, nach der königlichen Sternwarte zu Bogenhauſen. Mit jedem der korreſpondirenden Punkte findet ſich alſo, was die Hauptſache iſt, die Verbindung durch einen einzigen Leitungsdraht bewerkſtelligt. Die Erregung des elektriſchen Stroms, der dieſe Leitungsdrähte durcheilen ſoll, wird vermittelſt bloßer Bewegung eines auf demſelben Tiſche angebrachten Balanciers bewirkt; dieſe Bewegung macht aber auch eine Glocke ertönen, was als Zeichen gilt, daß die Mittheilung beginnt. Im unmittelbarſten Moment darauf kündigt derſelbe Ton, durch eine entſprechende Operation, z. B. zu Bogenhauſen veranlaßt, an, daß man dort die Weiſung empfangen habe und zu antworten bereit ſey; dieſer Glockenton wird durch die galvano-magnetiſche Thätigkeit ſelbſt hervorgerufen und erfolgt alſo ganz mit der unendlichen, wenn wir ſo ſagen dürfen, des Raumes ſpottenden Schnelligkeit derſelben. Von der Art der Bewegung des Balanciers iſt aber der tiefere, höhere, noch tiefere, noch höhere u. ſ. w. Ton der Glocke abhängig, dergeſtalt, daß dieſer Telegraph die übereingekommenen Signale zunächſt vorklingelt, wobei jeder beſtimmte, vom Ohre leicht zu unterſcheidende Ton als einen beſtimmten Buchſtaben bezeichnend gedacht werden kann. Zugleich iſt aber eine, ebenfalls durch den galvaniſchen Strom in Thätigkeit kommende Vorrichtung angebracht, wodurch gleichzeitig auf einem Papierſtreifen den niederen, hohen u. ſ. w. Glockentönen entſprechende tiefer oder höher ſtehende Punkte ausgedrückt werden, ſo daß alſo der Steinheil'ſche Telegraph die Zeichen nicht nur ſpricht, ſondern, zur Controle, auch gleichzeitig ſchreibt. Von der Schnelligkeit und Sicherheit dieſes doppelten Erfolgs kann als Beiſpiel angeführt werden, daß zur Ueberpflanzung einer Depeſche von 92 Worten, ohne Abkürzung, gleichzeitig und gleich genau in der Glocken- und Punktſprache 13½ Minuten gebraucht wurden, welche ganze Zeit nur auf das Signalgeben ſelbſt gerechnet werden muß, da die Entfernung nicht in Betracht kommt, indem dieſelbe, wie groß ſie ſey, vom elektriſchen Strome bekanntlich in unmeßbar kurzer Zeit durchlaufen wird.

Steinheils Telegraph hat alſo, wir wiederholen es, vor der engliſchen Einrichtung den unſchätzbaren Vorzug voraus, nur Eines Leitungsdrahtes nach einer jeden Station zu bedürfen, ein Umſtand, von deſſen Wichtigkeit man ſich einen recht deutlichen Begriff machen wird, wenn man bedenkt, daß dieſe Telegraphie einſt auf die weiteſten Entfernungen, z. B. zwiſchen Liſſabon und Petersburg, ausgedehnt werden kann; auf ſolche Entfernungen kommt aber ein Leitungsdraht mehr oder weniger gar ſehr in Betracht.

Sonſt aber, und abgeſehen von dieſem Hauptpunkte, ſcheint die engliſche Einrichtung allerdings Aehnlichkeit mit der oben beſchriebenen Steinheil'ſchen zu haben. Nach einem Schreiben des Profeſſors Buckland über den elektro-magnetiſchen Telegraphen, welchen jezt Wheatſtone zwiſchen London und Liverpool angelegt hat, laufen die mehrfachen leitenden Drähte unter der, die beiden Städte verbindenden Eiſenbahn dahin. Der Erfolg ſelbſt ſcheint, nach den bereits im Großen angeſtellten Verſuchen, verbürgt. Was die übrige Conſtruktion betrifft, ſo ſind an beiden Enden der Drähte runde Scheiben angebracht, um welche herum die Buchſtaben oder telegraphiſchen Zeichen ſtehen, dergeſtalt, daß wenn man an dem einen Ende die Spitze der Magnetnadel auf ein Zeichen richtet, das entſprechende Zeichen am andern Ende dieſelbe Indikation gibt. Ein Theil des Apparats liefert, wie bei Steinheil, das Mittel, durch den elektriſchen Strom eine Glocke auf der Station, wohin man die Mittheilung machen will, ertönen zu machen, um die Aufmerkſamkeit zu erregen.

Bei ſo unzweifelhaften und außerordentlichen Erfolgen muß erwartet werden, daß die galvano-magnetiſche Telegraphie bald jede andere verdrängen werde; und wir erwähnen daher auch noch zweier, indeß erfundener telegraphiſcher Einrichtungen, des ſogenannten Tontelegraphen (Air-speaker) und Goeß'ſchen Telegraphen hier vorläufig nur dem Namen nach und der Vollſtändigkeit wegen, bis entſchieden ſeyn wird, ob ſie, neben der galvano-magnetiſchen Conſtruktion, in das Leben treten werden.

Dr. Nürnberger.

Der Realist.

(Fortsetzung.)

Der Wagen hielt schon vor der Hausthüre. Ein junger hübscher Mann in feinem modischen Reisekleide war mit einem Sprunge heraus und umarmte die jubelnden Eltern, die ihn Beide zugleich in ihre Arme schloßen. Hannah flog auf den Vorplatz und faßte ihn mit der einen Hand am Rockschoß, während sie mit dem andern Arm ihn zu umschlingen suchte. „Conrad!“ rief sie unter Thränen und Lachen. Er kehrte sich um, sah sie verwundert an, drückte sie an seinen Busen und umarmte die Eltern auf's Neue. Auch er hatte Thränen in den Augen, aber seine Bewegung unterdrückend, rief er lachend: „Ja, hier habt ihr mich wieder! Ich bin wieder in der alten Pfarre, die noch gerade so aussieht wie das lezte Mal, als ich die Ehre hatte, sie zu grüßen. An Vater und Mutter ist nach den fünf Jahren auch keine sonderliche Veränderung zu sehen; aber Hannchen, wie bist du groß geworden! du könntest wahrhaftig Dienst bei der Leibgarde nehmen, und mir dünkt, du hast auch ein ganz anderes Gesicht. — So habe ich mir dich nicht gedacht. Ich muß vergessen haben, wie du aussahst.“ Hannah wurde höchst verlegen; mit glühenden Wangen sagte sie: „Lieber Conrad, bin ich wirklich so unglücklich, eine andere zu seyn als deine ehemalige Hannah, so ist doch nur mein Aeußeres verändert.“ — „Mein süßes Mädchen!“ rief Conrad, ihre Stirne küssend. „Du verstehst mich unrecht, ich finde, du bist hübscher geworden, seit ich dich nicht gesehen habe.“ — Wollte Conrad seine wahre Meinung aufrichtig aussprechen, so mußte er sagen: „Ich bin erstaunt, bezaubert ob deiner Schönheit und Anmuth; so reizend war das in meinem Gedächtniß lebende Bild nicht.“ So aber fürchtete das bescheidene Mädchen noch immer, dem Geliebten weniger zu gefallen als früher und größer von Wuchs zu seyn, als sich mit Schönheit und Weiblichkeit vertrage, was übrigens keineswegs der Fall und auch nicht Conrads Meinung war.

Nach den ersten Begrüßungen fragten die Eltern nach dem Oheim. „Kommt er nicht?“ riefen sie, „warum ist er nicht bei dir?“ — „Weil er wunderlich und närrisch ist,“ gab Conrad zur Antwort. „Ich weiß nicht, kommt er oder nicht. Ich wurde seines tollen Geschwätzes müde, nahm einen Wagen und fuhr allein hieher.“

Die Eltern wurden unruhig und drangen auf eine nähere Erklärung. „Mein Gott!“ entgegnete der Sohn, „es ist nur alberne Philisterei und nicht der Rede werth. Der Oheim hat mich ja reisen lassen, damit ich Erfahrungen und Kenntnisse sammle, die seinem Fabrikwesen nüzlich seyn könnten. Gott weiß aber, daß man nicht weit zu reisen braucht, um einzusehen, was ich schon vor meiner Reise inne geworden war, daß seine Fabrik und Alles, was dazu gehört, nicht getrieben wird, sondern sich ohne Ordnung und Leben jämmerlich hinschleppt. Alter Schlendrian ist in der Person des alten Olsen der wahre Fabrikmeister; von dem Oheim selbst wollen wir gar nicht reden, denn er versteht wo möglich noch weniger davon, als der Dummkopf, der Olsen.“

Die guten Pfarrleute wurden ob dieser Rede ganz verduzt. „Wie du doch redest, mein Sohn!“ sagte der Prediger. „Der Bruder ist ja als ein tüchtiger, thätiger Mann bekannt, und hat dreißig Jahre und länger seine Fabrik so getrieben, daß er ein vermögender Mann geworden ist.“ — „Darin irrst du gewaltig, lieber Vater. Das Vermögen des Oheims ist nur ein Ueberrest des Capitals, das ihm seine verstorbene Frau zubrachte; die Fabrik erbte er von seinem Schwiegervater. Die Zeiten waren damals anders, als jezt; sie gab mehrere Jahre hindurch eine mäßige Ausbeute; wenn aber der Oheim nur ordentliche Bücher hätte, würde er sehen, daß er seit vielen Jahren von seinem ganzen Wesen viel mehr Verlust, als Vortheil gehabt; allein das weiß er selbst nicht einmal.“ — „Aber,“ fragte die Mutter, „worüber ist er denn heute verdrießlich geworden?“ — „Ueber die Schritte, die ich mit der größten Umsicht und Sachkenntniß gethan. Ich kann es euch nicht auseinandersetzen, aber große, durchgreifende Veränderungen waren durchaus nothwendig: neue Maschinen, die durch Dampfkraft getrieben werden, einige wenige Leute vom Auslande, die mit jenen umgehen können; so auch Schafe von einer bessern Race, um allmählich bessere Schafzucht zu erhalten und den Wollhandel in der Umgegend auszubreiten; Manches der Art zum Flor der Fabrik und der ganzen Gegend habe ich in England und auch in Frankreich bestellt. Dies Alles erfordert natürlich bedeutenden Aufwand, und als ich ihm nun die Berechnungen darüber vorlegte und ihm sagte, daß Alles in Kurzem an Ort und Stelle seyn werde, so wurde er ganz toll, und ich empfahl mich.“ — „Gott behüte!“ rief der erschrockene Pfarrer, „du hast all die großen Unkosten gemacht, ohne den Oheim zu fragen, ohne dich mit ihm zu besprechen, wie sie aufgebracht werden können?“ — „Nein, wir haben ja aber Briefe darüber gewechselt; die Briefe des Oheims sind freilich so verworren, daß sie verschiedentlich ausgelegt werden können. Bald lobt er meine Tüchtigkeit und gibt mir Vollmacht, bald geht es aus einem ganz andern Ton. Was das Geld betrifft, kann er die ersten Ausgaben recht gut bestreiten, und später muß er halt Gelder auf sein bedeutendes Besitzthum aufnehmen. Es kann bei den großen lokalen Vortheilen etwas Bedeutendes aus der Fabrik werden. Ich habe selbst an den Staatsrath von Hielm geschrieben, der.

große öffentliche Mittel in Händen hat, und ihm den Entwurf einer neuen Bewirthschaftung und meine Berechnungen darüber zugeschickt. Ich habe Alles gethan, denn der Oheim selbst thut nichts; er ist im Grunde weder mehr noch weniger als ein eitler Thor.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Das Erdharz. Spekulationssucht.

In Paris machen nicht allein Menschen, sondern auch leblose Dinge ihr Glück. So hat lezten Winter das Asphalt oder Erdharz eine bedeutende Rolle gespielt und ist in großes Ansehen gekommen. Schon lange war das bei Seyssel auf der Grenze der Schweiz gegrabene Erdharz bekannt, und man hatte hier auch schon einigen Gebrauch davon gemacht; aber es blieb dennoch wenig beachtet, seine Zeit war noch nicht gekommen, und wer damals auf dasselbe spekulirt hätte, würde sich vielleicht gewaltig verrechnet haben. Aber das Jahr 1837 wurde der Kulminationspunkt dieses Erdharzes; denn die Proben, welche man bereits vor einigen Jahren damit angestellt, hatten auf's Beste den Nutzen dieses Naturprodukts bewährt. Es wurden nun ungeheure Flächen auf den Boulevards und längs der Tuilerien damit bedeckt, und schon ist man auf den Gedanken gekommen, ob dieses Erdharz, welches sich so schön auf dem Boden hinbreitet und eine äußerst harte Diele abgibt, nicht statt des Eisens auf den Landstraßen angebracht werden könnte, wodurch es vollends zu einer großen Wichtigkeit erhoben und eine bedeutende Rolle in der jetzigen Industrie spielen würde. Aber auch ohne dies abzuwarten, hat der Spekulationsgeist sich alsbald des bisher so wenig geachteten Materials bemächtigt und ihm einen Werth beigelegt, den man vor zehn Jahren gar nicht ahnte. Somit stiegen denn die Aktien der ersten Unternehmung schnell und bedeutend, und obschon sich ein Nebenbuhler zeigte, welcher mittelst eines andern Materials, das, wie es scheint, aus den Gasfabriken kam, den Boden zu dielen unternahm, so blieb die erste Unternehmung Anfangs doch im ausschließlichen Besitz der allgemeinen Gunst. Indessen bekam der Nebenbuhler, Namens Dez-Maurel, auch zu thun, und ihm wurden Arbeiten auf den Boulevards und auf dem Concordeplatze übertragen. Aber wie groß war der Triumph des Seyssel'schen Harzbodens, als bei der strengen Kälte des lezten Winters die Dez-Maurel'schen Flächen barsten! Mit welcher Freude wurde dies von den Aktienträgern des erstern in den Zeitungen angekündigt! Diese Aktien stiegen in umgekehrtem Verhältniß wie der Thermometer. Je kälter, je besser bewährte sich das Seyssel'sche Erdharz; es bestand alle Proben der Kälte, des Thauwetters, des Regens, wie es bereits im vorigen Jahr die große Hitze überstanden hatte, und es wurde für unverwüstlich ausgegeben. Da nun in Paris das Unverwüstliche etwas sehr Seltenes ist, indem hier Alles schneller unterzugehen scheint, als anderswo, so war es gar nicht zu verwundern, daß man plötzlich einen so großen Respekt vor dem überall gerühmten Asphalte de Seyssel bekam, und man begriff kaum, wie man eine so köstliche Materie Jahrhunderte lang hatte unbenüzt liegen lassen können. Schlaue Köpfe ermangelten auch nicht, den neuerworbenen Ruf des Asphalts zu ihrem Vortheil auszubeuten, indem sie an der Börse die Kauflust noch mehr steigerten, und sich anstellten, als ob allgemeine Nachfrage nach den Aktien sey und man sich von denselben ein noch weit beträchtlicheres Steigen verspreche; daher schwangen sich wirklich die zu 1000 Fr. ausgegebenen Aktien bis auf das Zehnfache, und wurden sogar zu mehr als 10,000 Fr. verkauft. Wenn aber in Paris etwas ein besonderes Glück macht, so kann man versichert seyn, daß in Zeit von wenig Wochen eine Menge Nachahmer sich der Sache bemächtigen und sie ebenfalls zu ihrem Vortheil ausbeuten. Der Erdharze waren bereits zwei, das natürliche Seyssel'sche und das künstliche Dez-Maurel'sche. Bald erschienen an der Börse noch ein halbes Duzend andere Erdharze, die man hie und da wollte aufgefunden haben, oder die ein erfinderischer Kopf zubereitet hatte. Jeder dieser Asphalte hatte seine Aktien und seine Lobpreiser. Ob es mit den neuen Gruben seine Richtigkeit hatte, war nicht leicht auszumitteln; allein die Mäkler erschienen an der Börse mit Musterstücken, und dies reichte hin, die Spekulationslust anzufachen und Geschäfte in den, wenn auch noch zweifelhaften Bitumes zu machen. Nun nahmen diese Bitumes die Aufmerksamkeit aller Börsenspieler in Anspruch, es wurde ein wahres Hazardspiel damit getrieben, und dies ward so arg, daß man sich in der Deputirtenkammer darüber beklagte; allein über wie manches andere Hazardspiel ohne Karten und ohne grünen Teppich hat man sich jezt zu beklagen! Die Tageblätter spotteten über das Aufkommen des Erdharzes und die tägliche Vermehrung der Gesellschaften, die Handel damit treiben, oder vielmehr welche ihre Aktien so hoch als möglich hinauftreiben und absezen wollen. Zum großen Leidwesen dieser Handelsgesellschaften ist der erste Eifer der Kauflustigen auch bald verraucht, und die neuen Spekulanten, welche noch immer mit Mustern von neuentdeckten Erdharzen auf der Börse erscheinen, haben Mühe, ihre Aktien an den Mann zu bringen, indeß die Aktien der ältern Vereine allmählich wieder sinken. Man vermuthet mit Recht, daß einige der Spekulanten Betrüger oder Betrogene, und daß die angekündigten Lager von Erdharz gar nicht vorhanden sind, oder daß man wenigstens über ihre Beschaffenheit kaum irgend eine Auskunft geben kann. Glücklich sind diejenigen, welche den rechten Zeitpunkt geschickt benüzt und ihre Aktien theuer an den Mann gebracht haben, während Alles von Bitume- und Asphalteunternehmen sprach. Mit den Spekulationen auf Steinkohlengruben ging es ungefähr ebenso. Eisenbahnen und Dampfmaschinen können nur in Gegenden, wo Steinkohlen leicht zu haben sind, gut gedeihen; daher sucht man jezt überall nach Steinkohlenlagern, und das Publikum ist hinsichtlich solcher Funde ziemlich leichtgläubig. Dies haben einige Schlautöpfe benüzt und viel Aufhebens von einigen Spuren von Steinkohlen gemacht, die jedoch mit keinem bedeutenden Lager in Verbindung waren; dennoch hat es nicht an gutmüthigen Leuten gefehlt, welche den prunkenden Ankündigungen völligen Glauben beimaßen und Aktien kauften, in der Hoffnung, sich bald durch Steinkohlen zu bereichern und dieselben in Gold umzuwandeln. Ueberhaupt ist es eine merkwürdige Erscheinung, wie die Sucht, mit Wenigem schnell reich zu werden, jezt die Leute in die gröbsten Täuschungen stürzt und ihnen die unwahrscheinlichsten Dinge vorzaubert, bis sie durch unangenehme Erfahrung eines Bessern belehrt werden. Natürlich fehlt es nicht an Betrügern, welche die Geldgier anzufachen wissen und das so gefährliche Börsenspiel mit den Aktien in Gang bringen, es zu ihrem Vortheil benüzen und dann die Betrogenen mit ihrer bittern Erfahrung beschämt stehen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. Mai 1838.

Ein Troſt nur bleibt mir, daß ich jeder Würde
Vielleicht ein Gleichgewicht vermag zu halten
Durch meiner Seele ganze Kraft und Würde.

Platen.

Gedichte von E. Mörike.

Troſt.

Ja, mein Glück, das lang gewohnte,
Endlich hat es mich verlaſſen!
Ja, die liebſten Freunde ſeh' ich
Achſelzuckend von mir weichen,
Und die gnadenreichen Götter,
Die am beſten Hülfe wüßten,
Kehren höhniſch mir den Rücken.
— Was beginnen? Werd' ich etwa,
Meinen Lebenstag verwünſchend,
Raſch nach Gift und Meſſer greifen?
Das ſey ferne! vielmehr muß man
Stille ſich im Herzen faſſen.

Und ich ſprach zu meinem Herzen:
Laß uns feſt zuſammenhalten!
Denn wir kennen uns einander,
Wie ihr Neſt die Schwalbe kennet,
Wie die Cither kennt den Sänger,
Wie ſich Schwert und Schild erkennen,
Schild und Schwert einander lieben.
Solch ein Paar, wer mag es ſcheiden?

Als ich dieſes Wort geſprochen,
Hüpfte mir das Herz im Buſen,
Das noch erſt geweinet hatte.

Lied eines Verliebten.

In aller Früh', ach, lang vor Tag
Weckt mich mein Herz, an dich zu denken,
Da doch geſunde Jugend ſchlafen mag.

Hell iſt mein Aug' um Mitternacht,
Heller als frühe Morgenglocken:
Wann hätt'ſt du je am Tage mein gedacht?

Wär' ich ein Fiſcher, ſtünd' ich auf,
Trüge mein Netz hinab zum Fluſſe,
Trüg' herzlich froh die Fiſche zum Verkauf.

In der Mühle, bei Licht, der Müllerknecht
Tummelt ſich, alle Gänge klappern;
So rüſtig Treiben wär' mir eben recht!

Weh! aber ich, o armer Tropf!
Muß auf dem Lager mich müßig grämen,
Ein ungebärdig Mutterkind im Kopf!

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

„Ach, lieber Conrad,“ fiel Hannah mit betrübter Stimme ein, „er iſt ja doch dein Wohlthäter!“ — „Wohlthäter?“ wiederholte Conrad mit dem Ausdruck der Verwunderung. „Ja, er hat mich unterrichten und reiſen laſſen; aber das gereicht ja zu ſeinem eigenen größten Vortheil, ſofern er vernünftig iſt und ſich von meinen beſſern Einſichten leiten laſſen will. Er hat keine Kinder, Niemand, der ſich ſeiner Geſchäfte annehmen könnte, wenn er ſelbſt es nicht mehr kann. Eigentlich hat er es nie gekonnt.“ — „Allein,“ wandte Hannah ſchüchtern ein, „ſiehſt du dies Verhältniß nicht aus einem falſchen Geſichtspunkt an? Er liebt dich, hat ſich auf dich gefreut; verdient das nicht deine Liebe und Dankbarkeit?“ — „Liebe verdienen? Das läßt ſich nicht ſo machen. Liebe iſt etwas, das um Nichts erhalten werden muß, Liebe läßt ſich nicht gebieten. Dankbarkeit dagegen will ich ihm dadurch erzeigen, daß ich ihm nützlich bin und ſeinen Wohlſtand vermehre, wenn er mir anders erlaubt, es zu thun.“ — „Aber wenn er nun mit dir bricht?“ — „Dann iſt's am ſchlimmſten für ihn. Ich kann überall in der Welt mein Brod finden. — Doch ſprechen wir nicht mehr von ihm, genießen wir lieber in Ruhe und Freude unſer Mittagsmahl.“ — „Mein Conrad hat Recht,“ ſagte die Mutter. „Er hat immer Recht; Alles, was er ſagt, iſt klug und klar wie der Tag.“

Das Mittageſſen wurde indeſſen noch verſchoben, weil man noch Ludwig erwartete. Allermittelſt führten die Mutter und Hannah Conrad auf ſein Zimmer und freuten ſich Beide der Ueberraſchung, die bei deſſen Anblick ſeiner harrte; allein ſie wurden ſelbſt überraſcht, als Conrad gar nicht auf das Zimmer zu achten ſchien, ſondern, ohne ſich umzuſehen, ſein Felleiſen auf den hübſchen Tiſch und ſeinen Mantel auf den Divan warf, ohne eines der Stücke eines Blicks zu würdigen. — Es war, als würden die ſchönen Blumen unter dem Gewicht dieſer Sachen zermalmt. — Nach einer kleinen Pauſe ſagte die Mutter: „Aber ſiehſt du denn nicht, Conrad, welche Veränderung mit deinem alten Stübchen vorgegangen iſt?“ — „Ach, mein altes Bodenzimmer! Ja, das hatte ich ganz vergeſſen; nun kommt es mir vor, als erinnere ich mich wieder daran. Hier ſtand ja ein Bett, glaube ich — wo iſt es geblieben?“

Die Mutter machte ihn auf jedes Stück, auf Hannahs hübſche Arbeiten und die geſchmackvolle Einrichtung des kleinen Zimmers aufmerkſam. Conrad dankte Hannah und küßte ihre Hand. „Aber es iſt Schade,“ fügte er hinzu, „daß du ſo viel Zeit aufgewendet und deinen Augen ſo wehe gethan haſt, um meinetwegen hier aufzuputzen. Wenn man, wie ich, in der Welt herumgereiſt iſt und ſo Vieles geſehen und an ſo Viel zu denken gehabt hat, ſo ſieht man die tägliche Umgebung mit zerſtreuten Blicken an, oder man ſieht ſie eigentlich gar nicht. So hübſche Teppiche, wie dieſe, werden wir, meine ich, bald aus der Fabrik liefern können. Das Gewebte hat unzählige Vortheile vor dem Geſtickten, und im Ausland fabrizirt man jetzt die ſchönſten gewobenen Teppiche, Möbelzeuge und dergleichen. Doch dies iſt nicht geſagt, um die Arbeiten unſers guten Hannchens herabzuſetzen. Es iſt ſehr gut genäht und ſehr lobenswerth, daß ſie ſo kunſtreich und fleißig iſt.“

In dieſem Augenblick trat Ludwig ein; beide Brüder begrüßten ſich herzlich. „Nun, mein armer Ludwig!“ rief Conrad; „während ich die vornehmſten Länder Europas beſucht und ſogar nach Amerika hineingeblickt habe, haſt du hier ſtille geſeſſen, und ohne deßhalb klüger zu werden, in deinen Büchern und Bibeln geleſen.“ — „Nein,“ erwiderte Ludwig, „ſo übel iſt es mir nicht gegangen. Ich habe in dieſen fünf Jahren gelebt, allerdings ohne eben viel vom Platze zu kommen; denn einem ſo weitgereiſten Manne gegenüber will ich nicht erwähnen, daß ich im vorigen Sommer meinen Gutsherrn auf einer Reiſe durch einen Theil von Deutſchland begleitet. Ich bemerke bloß, daß der nicht ſtille ſitzt, der ſich in ſeinen eigenen Gedanken bewegt, und dieſe ſowohl durch Bücher als durch Umgang mit den Gedanken anderer Leute bereichert. Es kommt nicht bloß auf die Strecke an, die man im Raume durchläuft.“ — „Ach ja, ich kenne die philoſophiſchen Bemerkungen meines guten Ludwigs; aber bei alle dem thut es mir doch leid, daß du nicht weiter gekommen biſt, als dein Brod als Hauslehrer verdienen zu müſſen.“ — „Hm, wir dienen alle um unſer Brod, jeder auf ſeine Weiſe.“ — „Ich danke für mich! Die Freiheit iſt doch das beſte Kleinod!“ — „Das echte Kleinod, die wahre Freiheit, können wir uns immer bewahren, und das habe ich auch gethan.“

Dies eben nicht erbauliche Geſpräch wurde vom Pfarrer unterbrochen, der den Gutsherrn, welcher mit Ludwig hergekommen war, in Conrads Zimmer herauf führte. Er war ein Mann gegen die ſechzig und trug ganz das Gepräge des Zeitraums, in dem er groß geworden war. Mit der Beweglichkeit und Lebhaftigkeit in Perſon und Manieren, welche die Leute des achtzehnten Jahrhunderts oft auszeichnet, trat er zu Conrad und hieß ihn mit höchſt verbindlichen Worten willkommen, die etwas weitläuftig ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit Conrads Familie und namentlich ſeinem Bruder erwähnten. Conrad verbeugte ſich mit einem etwas ſarkaſtiſchen Lächeln, ohne Antwort zu geben. Nach einigen gleichgültigen Aeußerungen von allen Seiten fielen die Blicke des Gutsherrn auf den erwähnten Kupferſtich an der Wand.

„Ach,“ rief er, „Abälard und Heloiſe! ich kenne den Kupferſtich, er iſt trefflich. Ja, das iſt auch ein Stoff dazu, einen Künſtler zu begeiſtern! Rouſſeau hat dies gefühlt, als er ſeine nouvelle Héloise, das unerreichbare Meiſterwerk ſchrieb, das jedes Herz hinreißen muß. Ja, dieſer Kupferſtich ſchickt ſich recht in das Zimmer eines jungen Liebenden. Und in der That, meine ſchöne Mademoiſelle Hannah, ſo wie Sie ausſehen, muß Rouſſeau ſich ſeine Julie gedacht haben. Die Beſchreibung paßt gar trefflich. Was meinen Sie, Herr Walberg?“ — „Ich habe Rouſſeaus Heloiſe nie geleſen,“ erwiderte Conrad, der erſt jezt auf den Kupferſtich aufmerkſam geworden war; „und es verlangt mich auch nicht, das Buch zu leſen; allein das Stück dort kann ich, aufrichtig geſprochen, nicht leiden. Solche knieende Männer, ſo wie das ganze ſüße, ſentimentale Weſen, das Gottlob in der Welt nachgerade ausſtirbt, ſind mir verhaßt, wie die Peſt. Uebrigens war dieſer Abälard, ſo viel ich weiß, ein jämmerlicher Kerl, der ſein Unglück erbärmlich trug, und zudem iſt ſeine Geſchichte höchſt unanſtändig.“

Der Gutsherr begann nun mit großem Eifer die Vertheidigung des Kupferſtichs, des ſeligen Abälards und der ältern und neuern Heloiſe. Conrad widerſprach ihm eben ſo heftig, und zulezt entſchlüpften ihm die Worte: „Wer hat denn das abgeſchmackte Stück in meinem Zimmer aufgehängt? Er verpflichtet mich, wenn er es wieder wegnimmt.“ Niemand gab Antwort, aber Hannah war vor Beſchämung dem Weinen nahe. Als der Gutsherr wieder fort war, ſagte Ludwig zu Conrad: „Willſt du mir den ſchönen, ausgeſcholtenen Kupferſtich überlaſſen? Ich gebe dir einen andern dafür.“ — „Gern,“ erwiderte Conrad, „aber gib mir dann lieber eine Landkarte, als ein ſo unnützes Bild.“

Endlich ſaßen ſie alle um den Mittagstiſch, deſſen feierliche Anordnung eine gewiſſe Verſtimmung, die ſich aller Gemüther bemächtigt hatte, nicht zu zerſtreuen vermochte, und man war ſchon am Ende der Mahlzeit, als der wohlbekannte Offenbacher des Oheims in den Hof hineinrollte und er ſelbſt mit ganz freundlichem Geſichte und ſehr höflicher Entſchuldigung, daß er jezt erſt erſcheine, in's Zimmer trat. „Unſer lieber Sohn da,“ ſagte er, Conrad leiſe auf die Schultern klopfend, „hat mir gar viel zu thun gegeben. Wir haben ſo viel Neues vor, daß ich zu keiner Ruhe komme, und kaum war er fort, ſo kam ich auf den Einfall, ſogleich zu meinem alten Freund und Schulgenoſſen, dem Staatsrath von Hielm, zu fahren. Ich wußte, daß er ſich in dieſen Tagen auf ſeinem Gute in meiner Nachbarſchaft aufhält. Das iſt ein prächtiger Mann: er nahm mich ſogleich an; er hat mit großer Aufmerkſamkeit den Entwurf und die Berechnungen, die du, lieber Conrad, ihm geſchickt haſt, geleſen. Er iſt ſehr damit zufrieden und verſprach, zur Erfüllung unſeres Wunſches zu thun, was er nur könne, und wenn er das ſagt, ſind wir geborgen. Er ſprach auch von deinem Aufſatz über die Induſtrie und wünſcht ihn zu kennen. Ich erwiderte, es werde dir eine Ehre ſeyn, ihm denſelben vorleſen zu dürfen. Das müſſen wir nun ſogleich veranſtalten.“ — „Sogleich?“ rief Conrad. „Nein, damit hat es noch Zeit. Er iſt engliſch, deutſch und franzöſiſch geſchrieben; er muß erſt in's Däniſche überſezt werden, und damit bin ich noch nicht fertig.“ Frau Walberg brach in ein lautes Freudengeſchrei ob der gewaltigen Sprachkenntniß ihres Sohnes aus. „Ja, Mutter,“ fuhr er fort, „die ſind viel nüzlicher und wichtiger als das alte verſchimmelte Lateiniſche und Griechiſche.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Ilmenau, April.

Hydropathiſche Heilanſtalt. Beſchreibung der Gebirgsformation.

Kein Ort am Thüringer Wald iſt wohl durch die Beſchaffenheit der Gebirgsformationen und der daraus entſpringenden Waſſer zu einer hydropathiſchen Heilanſtalt geeigneter, als Ilmenau. Die zweckmäßig eingerichteten Wellenbäder und die auf dem eine Viertelſtunde entfernten großherzoglichen Eiſenhüttenwerke eingerichteten kräftigen Schlackenbäder tragen weſentlich zur Vervollkommnung der Anſtalt bei. Die anmuthige Umgegend von Ilmenau, die ſtärkende, reine Gebirgsluft wird ohnehin von vielen Reiſenden aufgeſucht. Wer könnte vergeſſen, wie oft Carl Auguſt in der Umgebung von Goethe, Herder, Schiller, Knebel u. A. in den romantiſchen, duftenden Wäldern verweilte! Wie viele Reiſende hat die köſtliche Ausſicht auf der Sturmhaide, auf dem Lindenberg, auf dem 2700 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Göckelhahn, das romantiſch liegende Waldhaus, der Gabelbach, der Rückweg über den Herrmannſtein durch das reizende Manebacher Thal, der Weg durch das romantiſche Schortenthal, ein Gang nach der tauſendjährigen Eiche erfreut und erheitert! Die gebirgigen Triften liefern einen Reichthum aromatiſcher, ſubalpiniſcher Kräuter, welche die köſtlichſte Weide gewähren, auch die geſundeſte Milch und Butter, ein ſehr weſentliches Bedürfniß bei hydropathiſchen Kuren. Es dürfte verdienſtlich ſeyn, Alle, welche eine hydropathiſche Heilanſtalt zu beſuchen genöthigt ſind, auf die Vorzüge der hieſigen Badeanſtalt aufmerkſam zu machen. Wir geben im Folgenden eine kurze Beſchreibung der Gebirgsformation und ihrer Waſſer.

Ilmenau liegt im reizenden Ilmthal, am Fuß des Thüringer Waldes, deſſen Gebirge ſich hier von 2000 bis 2700 Fuß über die Meeresfläche erheben. Das Ilmenauer Gebirge, im Umkreis einer Stunde von der Stadt, erhebt ſich ſüdlich und weſtlich, und gehört zu dem geognoſtiſchen Syſtem, welches den größten Theil von Norddeutſchland einnimmt und von Leopold von Buch das nördliche genannt wird. Der Thüringer Wald ſtreicht von Nordweſt nach Süd. Rother Feldſpathporphyr mit drei Hauptmodifikationen, namentlich Feldſtein (Hornſtein), Feldſpath und Thonſteinporphyr, und die beiden leztern als die herrſchendſten, bilden die Hauptmaſſe und den Kern des Thüringer Waldgebirges, von Amtgehren.

bis zum nordwestlichen Ende bei Eisenach. Der geognostische Bau desselben überhaupt läßt erkennen, daß dieser nordwestliche Theil zwei Emporhebungen erlitten haben mag. Die erste Erhebung scheint das Hervortreten des rothen Feldspathporphyrs veranlaßt zu haben. Granit, Sienit, Gneus, Glimmerschiefer, Diorit, Grauwacke sind die ältern Gebirgsarten, welche der rothe Feldspathporphyr in einer mächtigen Spalte durchbrochen und gehoben hat, und man könnte ihn fast als Einen mächtigen Gang längs des höchsten Kamms des Thüringer Waldes, von Eisenach bis Amtgehren, betrachten. Die ältern Gebirge liegen gleich abgerissenen Schalen an beiden Rändern der gewaltigen Spalte, an den Abhängen des Gebirgs, vermögen aber an keinem Punkte bis zum höchsten Kamm emporzusteigen. Nur die Bildung des Rothliegenden scheint gleichzeitig mit dem Hervortreten des rothen Feldspathporphyrs erfolgt zu seyn, und zwar in dem Grade, daß sehr gründliche Beobachter den Porphyr „als eine dem Sandstein untergeordnete Felsart“ betrachtet haben. Das Rothliegende ist häufig nur ein Erzeugniß der Porphyre, und nur dadurch kann seine Lagerungsweise erklärt werden, indem es bald über dem Porphyr verbreitet liegt und bald dieser seine Decke bildet; es verschwindet aber da, wo der Porphyr ganz fehlt, wie z. B. am südöstlichen Theil des Thüringer Waldes, von Amtgehren bis in's Voigtland. Die zweite Emporhebung scheint durch den Melaphyr oder schwarzen Porphyr geschehen zu seyn, indem solcher hie und da an den Rändern des Gebirgs unter den übrigen Gebirgsmassen hervortritt, wie z. B. am Höllekopf im Manebacher Thal bei Ilmenau. Der nördliche Abhang vom Ilmenauer Gebirge, nach Arnstadt zu, gehört der Formation des Zechsteins und des bunten Sandsteins an. Die Hervordrängung und Emporhebung des rothen Feldsteinporphyrs, so wie des Melaphyrs bewirkten nicht allein in den Urfelsgebilden bedeutende Risse und Spalten, sondern in dem rothen Feldsteinporphyr selbst entstanden, bei dessen Erkaltung, sehr mannichfaltige Klüfte, in welch letztern bisweilen Eisensteingänge und Braunsteingänge aufsetzen. Diesen Spalten und Klüften im Porphyr und Melaphyr, theilweise auch den Gebirgsscheiden am Urfels, verdankt die Stadt Ilmenau ihre zahlreichen, köstlichen, klaren, kalten Wasserquellen, wobei hauptsächlich noch die auf den Höhen um Ilmenau sich befindenden und den ganzen warmen Sommer hindurch eishaltenden Schachte und Klüfte zur Abkühlung der Temperatur der klaren Quellwasser viel beitragen. Vier-und-dreißig Quellen fallen in der Entfernung von etwa zwei Stunden durch Nebenthäler dem Ilmfluß zu, und die besten dienen der Stadt Ilmenau zum Trinkwasser, die übrigen tragen zur dauernden Abkühlung des ohnehin schon kalten und forellenreichen Ilmflusses so sehr bei, daß sich dieser Fluß bei Ilmenau vorzugsweise zu stärkenden Wellenbädern eignet.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Wettrennen. Bierbrauerei.

Ich sagte vorhin, die Börse sey jezt nicht der einzige Ort, an welchem ein gefährliches Hazardspiel getrieben werde. Aus den Prozessen, welche der berüchtigte Emile de Girardin neulich vor dem Polizei-, so wie vor dem Handelsgericht zu führen hatte, konnten die Pariser sehen, was es mit manchen Unternehmungen, bei denen zwanzig bis dreißig Procent Gewinn versprochen werden, ehe diese Unternehmungen noch im Gange sind, für eine Bewandtniß hat. Hier hatte die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens wieder das Gute, daß das Auge des Publikums in das Innere solcher Unternehmungen dringen und die Nichtigkeit mancher Gaukeleien überschauen konnte. Aber noch andere Spiele werden auf Kosten des Beutels gewinnsüchtiger Leute getrieben. Ich meine die vielen Wetten, welche nach englischer Art bei den Pferderennen angestellt werden. Diese scheinen nachdenkenden Leuten etwas so Verderbliches, daß sie schon die Frage aufgeworfen haben, ob es nicht rathsam wäre, die Pferderennen abzuschaffen, um ferner den großen Wetten keinen Vorschub zu leisten. Auch hört man in Gesellschaften zuweilen die Bemerkung, wie verderblich für Frankreich der häufige Verkehr mit England jezt sey, indem es sich allerlei schlimme Gewohnheiten und Gebräuche der Engländer aneigne. Freilich gehört das Wetten bei Pferderennen mit zu den Eigenthümlichkeiten der Engländer, die man ihnen hätte lassen sollen, und die sicher keine Nachahmung verdienten; allein solche Wetten, so wie die halsbrechenden, unter dem Namen Steeple-chaces bekannten Pferderennen werden meistens nur von müßigen jungen Leuten angestellt, welche mit ihrem Gelde und ihrer Zeit nicht wissen wohin, und schwerlich wird jemals die gesammte französische Nation daran Theil nehmen. Wenn dergleichen Wagehälse eine Steeple-chace unternehmen, wie dies in den lezten Wochen mehrmals der Fall gewesen ist, so läuft das Volk wohl hin, um so etwas Halsbrechendes mit anzuschauen; es bezeigt aber keine Lust, es nachzuahmen, und man sieht fast immer nur dieselben jungen Leute zu Pferde oder unter den Wettenden, und einige Engländer sind stets dabei. Allerdings könnten sie sich auf etwas Vernünftigeres legen, als auf das Springen über Hecken und Gräben; jedoch kann dies immer nur ein paar tollkühnen reichen Jünglingen anstehen. Einige junge Modeschriftsteller entwerfen in den Feuilletons der Journale ganz poetische Beschreibungen von dergleichen Pferderennen. Diese liest das Publikum mit Vergnügen, und läßt es dabei bewenden. Etwas gewinnt das Land bei diesen Wetten und bei diesen Rennen. Da ein guter Renner jezt sehr theuer bezahlt wird, so strebt man darnach, die französischen Pferderacen zu veredeln und auch in Frankreich gute Renner zu bilden, anstatt sie aus England für schweres Geld zu holen. — Etwas, das sich in Paris ebenfalls nach englischen Mustern verbessert, ist das Bier, ein Artikel, welchen die Franzosen bei ihrem Reichthum an guten Weinen lange vernachlässigt haben. Es erhält jezt, wegen des häufigen Verkehrs mit England und Flandern, und wegen der vielen Besuche von Engländern, einen besondern Aufschwung. So ist im vorigen Jahr auf Aktien eine englische Bierbrauerei entstanden, welche ihre Hauptniederlage und Fabrik in den elysäischen Feldern hat und eine Dampfmaschine dazu gebraucht. Seitdem die Spielhäuser geschlossen sind, hat der Unternehmer eines dieser Häuser im Palais-royal, nämlich das berüchtigte Nr. 113, gemiethet, um hier das Bier seiner Brauerei flaschenweise abzusetzen. Er hofft, täglich 500 Fr. baaren Gewinn zu haben. In einem Weinlande ist dies allerdings viel; wenn man jedoch bedenkt, daß der Franzose nur bei der Mittagsmahlzeit Wein trinkt, außerdem nie, so läßt sich begreifen, daß eine Stadt wie Paris Sommers eine sehr beträchtliche Masse von Bier consumiren kann. Zum Beweise dieser Behauptung führt der Prospectus der englischen Bierbrauerei folgende Thatsachen an. Es gibt in Paris zwei-und-zwanzig Bierbrauer, meistens reiche Leute; zwei derselben haben neulich mehrere Millionen hinterlassen, und ein Bankerott in der Bierbrauerei ist hier ein höchst seltener Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 3. Mai 1838.

Polonius. — Wir erſpähn den Grund von dem Effekt.
Nein, richtiger, den Grund von dem Defekt:
Denn dieſer Defective-Effekt hat Grund.

Shakespeare.

Ueber optiſche Täuſchungen.

Von J. L. Bührlen.

Erſter Artikel.

Bei dieſer nach Schule und Wiſſenſchaft riechenden Ueberſchrift werden alle hübſchen Frauenzimmer das Blatt überſchlagen, und nur ihre minder reizenden Mitſchweſtern, die durch Bildung des Geiſtes ſich an der ſtiefmütterlichen Natur rächen und daneben doch auch über dieſe erlittene Behandlung uns optiſch täuſchen wollen, werden weiterleſen. Der Verfaſſer ſezt aber einen beſondern Werth darein, neben leztern ſich auch jene zu Freundinnen zu machen; denn je weiter er in den Jahren unaufhaltſam vorrückt, deſto wohlthuender klingt ihm aus einem holden Munde die Verſicherung: „Ich habe Ihre Abhandlung über ꝛc. geleſen ꝛc.“ Die folgende ſoll ſo anziehend, ſo klar, ſo lehrreich, ſo lebendig als möglich ſeyn; ja er würde ſelbſt mit Laune und Witz auftreten, wenn es ſich nur machen ließe. Die ſchönen Kinder, minder- und volljährige, ſind alle ſowohl optiſch getäuſchte, als auch ſelbſt optiſch täuſchende, und werden alſo von meiner Abhandlung auf doppelte Weiſe berührt. An der Anwendung auf's Leben wird es nicht fehlen, denn, um nur auf Eines hinzudeuten, wenn uns z. B. der Vollmond am Horizonte viel größer erſcheint, als am hohen Himmel, ſollte dieſe Erſcheinung ſo ganz allein ſtehen? — ſollte nicht noch manches andere Sphäriſche oder Hemiſphäriſche uns bald größer, bald kleiner erſcheinen? Ich will meiner Unterſuchung aber nicht vorgreifen; ein Problem um das andere ſoll erwogen und ſo gut als möglich gelöst werden, obwohl die gänzliche Löſung nicht bei allen verſprochen werden kann.

In einem gewiſſen Sinne gibt es gar keine optiſche Täuſchung. Was das Auge ſieht, das iſt ſo, wie es geſehen wird; denn das Licht, ſein Eindruck, ſeine Strömung, Beugung, Brechung, Färbung ꝛc. ſie täuſchen nicht, ſie beſtehen nach ewigen Naturgeſetzen und haben immer recht. Ein halb in's Waſſer getauchter Stab erſcheint gebogen mit derſelben Wahrheit, mit welcher er in der Luft gerade erſcheint. Wir aber täuſchen uns, wenn wir nicht ſein Bild, ſondern ihn ſelbſt für gekrümmt halten. Das optiſche Bild iſt wahr, nur unſer Urtheil beruht auf einer Täuſchung, und eine ſolche tritt in unzählig vielen Fällen ein, wo wir das optiſche Bild nicht von dem Gegenſtande trennen oder die unter verſchiedenen Bedingungen entſtehenden Bilder deſſelben Objekts nicht nach dieſer Verſchiedenheit würdigen. — Iſt es doch mit akuſtiſchen Täuſchungen auch nicht anders. Wenn wir die Glockenklänge gegenüber von der Stadt hertönen hören, ſo hat das Echo recht, nur müſſen wir nicht die

Thürme in ſeiner Richtung ſuchen. Wenn ein Papier, z. B. ein Zeitungsblatt, hinter unſerm Ohr zerknüllt wird, ſo kann ſein Rauſchen einem entfernten Volkslärm ähnlich ſeyn. Wir ſind aber nicht befugt, dieſes Rauſchen für einen Aufſtand, für den Beginn einer Revolution zu halten. — So mit dem Taſtgefühl. Ein Kügelchen, unter den gekreuzten Fingern gewälzt, macht die Empfindung, wie wenn es deren zwei wären. Das Gefühl kann nicht lügen, nur unſer Urtheil wird durch die lange Gewohnheit irre geführt. — Ein Wahnſinniger wähnte einen Trommler im Schädel zu haben, bis man ihm dieſen ſcheinbar öffnete und den herausgetrepanirten Lärmſchläger, eine kleine Puppe, vorzeigte. Doch wir haben es mit Täuſchungen des Auges, des Blickes, des Augenmaßes zu thun.

So geſchieht es denn, daß wir uns über die Größe, die Form, die Farbe, die Nähe, die Bewegung der Gegenſtände in gar vielen Fällen täuſchen, wenn wir über das Bild der Anſchauung hinaus das Urtheil auf das ſcheinbare Objekt ſelbſt erſtrecken. — Ueber die Größe der Dinge ſind wir Erwachſene durch vieljährige Uebung des Auges und durch Erfahrung ziemlich im Klaren. Kinder halten die optiſche Verjüngung der Entfernung, wornach ein hundert Schritte entfernter Gegenſtand nur halb ſo groß erſcheint, als wenn er bloß fünfzig Schritte von uns ſteht ꝛc., für wirkliche Kleinheit, und ich mußte einſt lachen, als mein dreijähriger Knabe auf einer Reiſe, wo wir den Umrank der Straße abſchnitten, die Wagenpferde aus der Ferne zuerſt für Füllen, endlich das ganze Fuhrwerk gar nur für ein Spielzeug hielt. Die Vergrößerung des Mikroſcops könnte zu einer optiſchen Täuſchung werden, wenn Jemand die Objekte für wirklich ſo groß halten würde, als ſie erſcheinen, den Floh z. B. für ſo groß wie einen Sperling, u. dergl.

Hiebei muß ich aber eine Bemerkung beibringen, die mir nicht ohne Einfluß auf eine richtigere Naturbetrachtung zu ſeyn ſcheint. Wenn das Mikroſcop eine Milbe ſo vergrößert, daß ſie ſo groß erſcheint wie eine Maus, ſo nimmt man ihre ganze Geſtalt, Struktur, Gliederung wahr, man ſieht an dem transparenten Geſchöpf ſogar die Eingeweide und Säfte, und man erſtaunt, wie die Natur das Unendlichkleine ſo weiſe, ſo zweckmäßig organiſch gebildet, wie ſie die Gefäſſe ſo wunderbar zum Kreislauf der Säfte, zur Handbietung der Lebensfunktionen, der allgemeinen phyſiologiſchen und der artikulirten Bewegungen, der Empfindungen, der Sinnenthätigkeiten, der Willensäußerungen ꝛc. eingerichtet hat. Das unleugbar Wundervolle liegt aber nicht in der ungemeinen Kleinheit dieſer organiſchen Bildungen. Größe iſt durchaus nur relativ. Wir Menſchen meſſen ſie mit unſerm Auge, nach unſerer Größe; Mücken, Milben, Infuſionsthiere ſehen aber einander mit ihren Augen und Wahrnehmungsorganen und erſcheinen einander nicht klein. Wir müſſen uns vorhalten, daß auch im großen organiſchen Bau alle Lebensproceſſe durch das unendlich Kleine der Gefäſſe gehen, daß Ernährung, Abſcheidung, Senſation ꝛc. ſich ſo ſehr in's Unſichtbare der Kleinheit zurückziehen, wie bei den allerkleinſten Thieren und Pflanzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Auf das Treiben des Oheims verſprach Conrad jedoch, die erwähnte Ueberſetzung zu beſchleunigen; der Fabrikherr wollte dann ein feierliches Mahl in ſeinem Hauſe veranſtalten und den Staatsrath und andere Männer von Bedeutung einladen. „Ihr Alle hier,“ ſchloß er, „ſollt dabei ſeyn und Conrads Triumph genießen. Der Staatsrath fragte freundlich nach dir, Bruder Thomas, und ſprach von der Freundſchaft, die uns in den Kinderjahren verknüpft hat.“ — „Wetter!“ raunte Conrad Hannchen lächelnd in's Ohr; „wie es doch ein Staatsrath verſteht, eine böſe Laune in eine gute zu verwandeln!“

Diesmal führte die Ankunft des Fabrikherrn und ſeine günſtigen Nachrichten eine allgemeine heitere Stimmung herbei. Es war an Conrad ſichtbar, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen, und daß ein Mißverhältniß mit dem Oheim ihm nicht ſo gleichgültig war, als er es darzuſtellen verſucht hatte. Der Abend verging unter heitern Geſprächen. Conrad ſprach von ſeinen Reiſen lebhaft und intereſſant. Der ganz beſonders aufgeräumte Oheim fragte im Laufe der Unterhaltung, ob er keine kleinen Geſchenke für ſeine nächſten Lieben aus dem Auslande mitgebracht? — „Nein,“ erwiderte Conrad, „daran habe ich wirklich nicht gedacht. — Doch für Hannah habe ich ein kleines Geſchenk, ohne Werth, aber eine ſchöne Arbeit, eine Halskette und ein Kreuz, alles aus einer Art ſchwarzer Kerne, die man in Amerika hat. Ein armer Teufel, der dort krank darnieder lag und deſſen ich mich annahm, hat ſie mir aus Dankbarkeit geſchenkt. Es iſt ſeine eigene Arbeit, und er wünſchte, daß ich dieſen Schmuck dem weiblichen Weſen ſchenken möchte, das mir am theuerſten ſey.“ Mit recht liebenswürdigem Ausdruck hatte Conrad, ſich zu Hannah hinneigend, dieſe Worte geſprochen, und in demſelben weichen Ton erwiderte ſie: „Dies Geſchenk ſoll mir meine theuerſte Habe ſeyn und mir bis an mein Grab, ja in daſſelbe folgen.“ Alle Diſſonanzen, welche die Harmonie des Tags geſtört hatten, waren nun aufgelöst.

Der erſte Pfingſttag erſchien in der ganzen Pracht des Sommers. Es war, als wetteiferten tauſend Stimmen im Wald und auf der Flur, die in neuer Jugendherrlichkeit ſtrahlende Natur in einer allen Nationen verſtändlichen Sprache zu loben; die kleine Familie des Pfarrers kam mit freudigem Herzen zuſammen. Man wünſchte ſich gegenſeitig „ein frohes Feſt,“ Worte, die ſchon an ſich auf einen bevorſtehenden, mehr als alltäglichen Genuß hindeuten. Madame Walberg war, als ſie ſich ankleidete, ſehr überraſcht beim Anblick des vorerwähnten Kleides, und ſehr gerührt, als ſie erfuhr, daß dieſe Aufmerkſamkeit von dem ſo oft zurückgeſezten Sohn herrührte. Wirklich war die gute Pfarrerin, die ſonſt ſo höchſt einfach erſchien, in dieſem hübſchen ſchwarzſeidenen Anzuge ein Beweis, wie viel gute und angemeſſene Kleider wirken können. Als ſie nun in das Frühſtückzimmer, wo Alle verſammelt waren, trat, eilte ſie zu Ludwig und umarmte ihn herzlich. — Mit Vergnügen betrachtete er, ſo wie der Pfarrer, die frohe Mutter, und Beide lobten ihr gutes Ausſehen in dieſem Anzuge. „Sieh doch, Conrad,“ rief Hannah, „wie die Mutter verjüngt daſteht! das Kleid hat ſie erhalten, um damit deine Rückkehr zu feiern.“ Conrad lachte. „Das iſt originell, durch ein neues Kleid für die Mutter meine Rückkehr zu feiern!“ — „Aber,“ verſezte Hannah, „freut es dich denn nicht, daß die Mutter ſo hübſch angezogen in der Geſellſchaft erſcheint, in die wir heute geladen ſind?“ — „Nein, mir gilt's gleich, wie die Mutter angezogen iſt; es iſt natürlich nicht ihr Aeußeres, das mir ſo lieb iſt. Die Mutter iſt eine gute Frau, aber auch eine alte Frau; gewiß achtet Niemand darauf, was ſie an hat, wenn ſie nur anſtändig angezogen iſt.“ Dieſe Worte verſtimmten Madame Walberg mehr, als ſie eigentlich ſollten, und raubten ihr den beſten Theil der unſchuldigen Freude, welche ein kleiner Luxusartikel dem gewährt, der ſich einen ſolchen nur ſelten anſchaffen kann. Ein kurzes Schweigen entſtand in dem kleinen Kreiſe; dann nahm der Pfarrer ſein Altarbuch mit den Worten: „Gehen wir zur Kirche!“ Alle folgten in ernſtem Schweigen, an welchem jedoch die Andacht keinen Theil zu haben ſchien.

Außerhalb der Kirche ſtand ein ganzer Haufe Bauern, die dem nach Hauſe zurückgekehrten Sohn ihres alten Pfarrers „Gottesfriede und Willkommen“ boten. Conrad kannte die Meiſten, dankte ihnen und reichte ihnen freundlich die Hand. Sein hübſches, bewegliches Geſicht zeigte bei dieſer und ähnlichen Gelegenheiten einen Ausdruck, der ihm natürlicher ſtand, als das beinahe ganz fremde Gepräge, das ſeine Züge trugen, wenn er ſchonungslos und kalt ſeine Meinung ausſprach.

Der alte Pfarrer war ein ſehr guter, von ſeiner Gemeinde geliebter und geachteter Mann; dieſes Glück hatte er ſeinem Wohlwollen und rechtlichen Wandel, keineswegs ſeinen Verdienſten als Religionslehrer und Redner zu verdanken. Nicht innerer Beruf, nur äußere Umſtände hatten ihn auf die theologiſche Bahn geführt; der Gedanke, mit der Aufklärung der Zeit fortzuſchreiten, war ihm ein wahrer Irrwiſch geweſen, der ſeinen Pfad mehr verwirrt, als erhellt und ihn auf das rationaliſtiſche Gebiet hinübergeführt hatte, wo er ſich nun oft ſo ſehr verſtieg, daß er und die Gemeinde nicht mehr wußten, wo ſie waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, April.

Geſchloſſene Geſellſchaften. Muſikalismus.

Auch hier, wie faſt überall, haben wir im Carneval Maſkenbälle die Fülle, aber keinen Carneval. Wir zählen nicht weniger als ſechzehn geſchloſſene Geſellſchaften, von denen, beiläufig geſagt, acht ein Liebhabertheater beſitzen. Jede gab wenigſtens einen Ball in der Carnevalszeit; dazu kam noch eine Unzahl Tanzunterhaltungen an öffentlichen Orten. Die Zahl der geſchloſſenen Geſellſchaften iſt erſt in den lezten Jahren ſo hoch geſtiegen: ſie bilden eine förmliche Stufenleiter, vom Muſeum herab bis dahin, wo der Schneidergeſelle alle acht Tage in einem Kotzebue'ſchen Stücke den Beſeſſenen ſpielt, und gleichen ſich nur darin, daß die Mitglieder der lezten dieſer Vereine ſich eben ſo mit ihrer Geſellſchaft brüſten, als der junge Sohn des Kaufmanns, wenn er, an der Cravatte zupfend, ſeinem Bekannten, dem dieſes Heiligthum verſchloſſen iſt, pathetiſch zuruft: „Ich gehe in's Muſeum!“ Nur der Handelsſtand, Beamte und Offiziere haben Zutritt in daſſelbe, die „Harmonie“ duldet leztere nicht, und im „Colleg“ ſind faſt nur Kaufleute zu finden. Dieſe drei Geſellſchaften ſchließen den geſammten Handwerksſtand aus; nicht ſo die drei muſikaliſchen Vereine. Hier ſind alle Stände vereinigt, nur das Militär iſt bei zweien derſelben ausgeſchloſſen; ſelbſt mehrere geachtete Geiſtliche bewegen ſich gerne in dieſen Zirkeln. Tüchtigen Männern iſt die Leitung der Vorträge anvertraut; dieſe ſind auch von der Art, daß ſie jeder billigen Kritik genügen, und ſo iſt auch dem Mittelſtande Gelegenheit genug gegeben, ſich anſtändig und würdig zu unterhalten. Und es ſehnt ſich auch Keiner in die höhern Kreiſe, in welchen die vornehme Welt ſich bewegt, im Gegentheil ſieht man manche, vorzüglich jüngere Männer, denen der Zutritt in jene Kreiſe offen ſtände, die Geſellſchaft des Mittelſtandes ſuchen, und ein vorzüglich geordnetes Schulſyſtem hat auch dem weniger Begüterten Gelegenheit gegeben, ſich einen Grad von Bildung zu erwerben, der ihn berechtigt, ſich in dieſer Hinſicht dreiſt neben den Reichern zu ſtellen. Freilich hat auch dieſes Verhältniß ſeine Schattenſeite: der Aermere will es gar oft dem Reichern gleich thun, und läßt ſich ſo zu einem Aufwand hinreißen, der ſeine Kräfte überſteigt.

Gerechtes Aufſehen machte vor einiger Zeit der Pfarrer auf dem eine halbe Stunde von hier entfernten Dorfe St. Jobſt, Lüzelberger, der, ohne Ausſicht auf eine anderweitige Verſorgung, freiwillig ſeinem Amte entſagte, indem es ſich mit ſeinem Gewiſſen nicht vertrage, in dem Sinne zu lehren, wie bisher; ungern nur hat die Gemeinde ihren Seelſorger

verloren, der von Allen, die ihn kennen, als ein braver Mann geschildert wird. Die Art, wie dieser Vorfall im Publikum aufgenommen wurde, hat zur Genüge gezeigt, daß die im Finstern schleichende Schlange des Mysticismus nicht wagen darf, ihr Haupt zu erheben, in einer Stadt, die zuerst der Geistesfreiheit gehuldigt und dieselbe drei Jahrhunderte lang, durch manche trübe Zeiten, durch die Schrecken eines dreißigjährigen Vernichtungskriegs, aufrechtgehalten und bewahrt hat. Die Kirchen der Geistlichen, welche man als Mystiker bezeichnet, werden zwar stark besucht, doch sind die andern nicht minder voll, und es ist anzunehmen, daß die Besucher der erstern zum Theil Neugierige oder solche sind, denen es seit Jahren zur Gewohnheit geworden, eben diese Kirche zu besuchen. Eine neu entstandene Anstalt, jungen Handwerksgesellen und Lehrlingen Gelegenheit zu geben, die Abendstunden des Sonntags auf eine nützliche Art hinzubringen, zu welchem Zwecke zwei Säle der polytechnischen Schule geheizt und mit Büchern, Schreibmaterialien ꝛc. zum unentgeldlichen Gebrauche der Besuchenden versehen wurden, hätte gewiß mehr allgemeinen Anklang gefunden, wenn nicht Männer an der Spitze gestanden hätten, die, wie es in einer Anfrage in dem hier erscheinenden Friedens- und Kriegskourier hieß, einer Sekte angehören sollen, deren Grundsätze und Meinungen in Nürnberg nicht den besten Klang haben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Kaffeehäuser. Diners des nations réunies.

Auch unter den Kaffeehäusern und Estaminets, welche sich mit dem Absatze des Flaschenbiers abgeben, bereichern sich manche. So hat der Inhaber eines Kaffeehauses und eines Estaminets im Palais-royal vor einiger Zeit erstere Anstalt für 500,000 Fr. und leztere für 400,000 Fr. an einen Nachfolger abgetreten. Eine Kaffeeschenke auf den Boulevards ist für 500,000 Fr. erstanden worden. Bei all diesen Anstalten ist keineswegs von dem Hause die Rede, das nur gemiethet wird, sondern von der Anstalt selbst, wie denn überhaupt der Verkauf eines Fonds de commerce hier nichts weiter bedeutet, als daß derjenige, welcher in irgend einem Lokal gute Geschäfte gemacht hat, einem Nachfolger den Ruf abtritt, dessen die Anstalt bisher genossen hat. Natürlich schweigt der Prospectus der englischen Bierbrauerei von den vielen Kaffeehäusern, welche zu Grunde gehen und keine Käufer finden. Daran ist oft der leidige Luxus schuld. Vergoldungen, Malereien, Spiegelgläser, Marmor und Mahagoni werden bis zur Verschwendung angebracht. Dazu wird aber ein großes Capital erfordert: der Inhaber der Anstalt muß oft bedeutende Anleihen machen, und unterliegt zulezt der Last, die er sich aufgebürdet hat, um seine Nebenbuhler zu übertreffen. Mit den Restaurants verhält es sich wie mit den Kaffeehäusern; auch hier richtet der Luxus und die als nothwendige Folge daraus fließende Vertheurung der Consumtionsartikel manchen Inhaber zu Grunde. Einer der berühmtesten Restaurants hört jezt auf. Grignon ist reich geworden, und da er oder seine Frau doch nicht ganz ruhen kann oder will, so hat Leztere einen großen Laden für feine Leinwand, Spitzen und dergleichen Schmuck eröffnet, und soll für allerlei Putzsachen, welche sie zur bevorstehenden Krönung nach England liefert, weßhalb sie bereits mehrere Reisen dahin gemacht, einige hunderttausend Franken gewonnen haben. Bei Grignon pflegten die Gelage mehrerer großen Vereine und sonstige gesellschaftliche Feste gehalten zu werden, so z. B. die Julienschen Diners des nations réunies. Dieses monatliche Zusammenspeisen schreibt sich aus der Zeit her, als Jullien noch die Revue encyclopédique herausgab, und hatte den Zweck, nicht allein die vielen Mitarbeiter an dieser Zeitschrift wechselseitig mit einander bekannt zu machen und in Einklang zu bringen, sondern auch den fremden Reisenden Gelegenheit an die Hand zu geben, berühmte Männer in Paris bequem kennen zu lernen, was manchmal auch jenen ersprießlich werden kann; daher führte Jullien hier manche berühmte Reisenden ein, sogar die Osagen wurden hier zur Tafel gezogen. Jullien ist ein gefälliger Mann, welcher durch seine Revue encyclopédique mit Nord- und Südamerikanern, Engländern, Deutschen, Russen u. s. w. in Verbindung gekommen war, daher viele Besuche von Reisenden bekam und ihnen durch seine monatlichen Diners in einem Restaurant einen Dienst zu erweisen suchte. Seit dem Aufhören der Revue, welche leider noch durch keine ähnliche Zeitschrift ersezt worden ist, obschon es deren jezt eine Menge gibt, haben diese den Fremden so nützlichen Diners nicht aufgehört; auf Julliens Betreiben bestehen sie noch immer, werden aber von Einheimischen nur wenig besucht; die Fremden machen den Haupttheil der Gäste aus. Bei dem lezten waren ungefähr achtzig Personen zugegen, und zwar von fünfzehn verschiedenen Nationen. Es befanden sich darunter einige Diplomaten aus Nord- und Südamerika, einige englische Gelehrte u. s. w. Jullien, als Vorsitzer, pflegt dabei immer eine Rede zu halten, und auch andere Gäste, besonders Engländer und Amerikaner, pflegen aufzustehen und sich vernehmen zu lassen, zuweilen nicht auf die kürzeste oder geschickteste Art. So hielt bei dem vorlezten Gelage ein Amerikaner eine Rede, worin er gewaltig wider England loszog, und Jullien hatte viele Mühe, die Engländer abzuhalten, daß sie dem schroffen Republikaner nicht etwas Hartes erwiderten. Glücklicherweise stand ein Advokat auf, welcher die Sache wieder gütlich beilegte. Solch ein Diner des nations réunies ist in der That nicht leicht in Ordnung zu halten, weil alle diese Fremden ihre Nationalvorurtheile mitbringen und auch wohl bei einem Glase Wein ein wenig hitzig werden. Bei dem lezten Gelage ging es aber ganz ruhig her. Cesar Moreau, ein sonderbarer Mann, dem die von ihm gestiftete Académie d'industrie und Académie de statistique nicht recht gehorchen wollen, und der gerne öffentliche Reden hält, wiewohl das Reden ihm nicht am besten gelingt, schlug einen Toast auf's Wohl des Gewerbfleißes und Handels und auf's gute Einverständniß der Völker vor, und Jullien verlas ein Schreiben eines deutschen Gelehrten, welcher durch eben diese Diners sich Erwerbsquellen verschafft hat und deßhalb seinen Dank abstattete. Es hatte damit folgende Bewandtniß. Dieser junge Gelehrte war wie hundert andere Deutsche nach Paris gekommen, um hier sein Fortkommen zu suchen, und hatte sich an Jullien gewendet. Dieser hatte ihm gerathen, seinem Diner encyclopédique beizuwohnen, und ihn während desselben einem Schottländer und einem russischen Beamten vorgestellt. Beide hatten versprochen, sich für ihn zu verwenden. In der That verschaffte ihm der Schottländer einige Zeit nachher eine Privatlehrerstelle in seinem Vaterlande, und hier lebte der junge Deutsche einige Jahre glücklich, wünschte aber dann eine junge, gebildete Schottländerin zu heirathen, die er in dem Hause seines Zöglings hatte kennen lernen. Da jedoch der Familie seine Lage zu schwankend schien, so wollte sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. Mai 1838.

W. — Fürwahr, Ihr ſeyd zu tadelſüchtig,
Und ſeit Ihr hier ſeyd, thatet Ihr genug,
Um völlig aus der Faſſung ihn zu bringen.
P. — Gut, meiſtert mich! Gott ſegn' euch ſeine Sitten!

Shakespeare.
Heinrich IV.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

An dem Pfingſttage, von dem hier die Rede iſt, hatte der Pfarrer mit großer Anſtrengung und Mühe ſeine Predigt ausgearbeitet, und begann ſie mit ſichtbarer Selbſtzufriedenheit herzuſagen. Allein nichts in der Welt konnte weniger erbaulich ſeyn als die Weiſe, wie er die wundervolle Weihe der Apoſtel natürlich zu erklären ſuchte. Seine Erklärung war ſo bei den Haaren herbeigezogen, daß ſie noch wundervoller erſchien als das Mirakel, das er hinwegvernünfteln wollte; und da er es dabei nicht wagte, den Apoſteln göttliche Inſpiration abzuſprechen, verwickelte er ſich in die ſchlimmſten Widerſprüche, und das Ganze erhielt einen furchtbaren Anſtrich von Gallimathias. Die Gemeinde, die ſolches gewohnt war, ſaß in einer Art Betäubung da. Ludwig ſah zur Erde, ohne den Blick erheben zu können, aber Conrad, der das Lachen nicht halten konnte, hielt beſtändig ſein Taſchentuch vor das Geſicht. Gegen den Schluß der Predigt kam endlich die von Frau Walberg angekündigte ſchöne Stelle in Bezug auf Conrads Heimkehr. Der Pfarrer nahm von den fremden Völkern, deren der Text erwähnt, Veranlaſſung, Betrachtungen über die Größe der Erde anzuſtellen, und mit einer Wendung, die in ihrer Abgeſchmacktheit faſt originell heißen konnte, kam er auf die lange Reiſe und die Rückkehr des Sohnes zu ſprechen. Als er nun dieſen erſehnten Punkt endlich erreicht hatte, that er, was er ſogleich hätte thun ſollen: er überließ ſich ſeiner natürlichen Einfachheit und herzlichem Gefühle. Mit Innigkeit dankte er Gott für die Freude, die ihm vergönnt worden, nach ſo langer Trennung den geliebten Sohn wieder zu ſehen, und in dieſem Kirchſpiele, in dem er geboren und emporgewachſen, in dieſer Kirche, wo er getauft worden, ihn geſund an Leib und Seele vor Gott und ſeiner lieben Gemeinde, die er erſuchte, ihren Dank mit dem ſeinen zu vereinigen, darſtellen zu können. Die guten Bauern ſchienen gleichſam zu erwachen, und beſonders die ältern, die Conrad hatten aufwachſen ſehen und ihn liebten, folgten in ehrlichem Herzen der Aufforderung ihres alten Pfarrers. Ludwig hob den geſenkten Kopf und betrachtete liebevoll den gerührten Vater, während Conrad dagegen zur Erde ſah und auf ſeinem Sitze ſo unruhig war, daß der alte Kirchenſtuhl knarrte.

Nach dem Gottesdienſte fuhren die Pfarrleute und Hannah mit dem Fabrikherrn nach dem Gute; die beiden Brüder gingen zu Fuß. Kaum waren ſie allein, als Conrad rief: „Nun, iſt es lange her, ſeit ich nicht in der Kirche geweſen, ſo habe ich auch heute mehr als

genug bekommen. Der Vater hat immer ſchlecht von der Kanzel geſprochen, aber heute hat er ſich wahrhaftig ſelbſt übertroffen.“ — „Nun ja,“ erwiderte Ludwig, „ich bin weit entfernt, die Predigt zu loben; allein du biſt ihm doch immer Dank ſchuldig wegen der herzlichen Worte, die er in Betreff deiner ſprach. Darin war Leben und Feuer, und du hätteſt ihm doch die Freude machen ſollen, ihm dafür zu danken. Das erwartet er von dir.“ — „Ja da kann er lange warten. Soll ich ihm für die grauſame Verlegenheit danken, daß er mich vor der ganzen Gemeinde auf den Verwunderungsſtuhl geſetzt? Wozu ſeine häuslichen Ereigniſſe auf die Kanzel bringen? Das finde ich höchſt unſchicklich.“ — „Darin kann ich dir nicht unbedingt Recht geben. Der Vater lebt ſeit vielen Jahren in einem patriarchaliſchen Verhältniſſe mit ſeiner Gemeinde. Vieles, was unter andern Umſtänden unangemeſſen wäre, iſt es für ihn nicht. Danke ihm, ich bitte dich; verdirb ihm die Freude nicht, indem du ihn merken läßt, daß dich unangenehm berührt hat, was er ſo herzlich gut gemeint.“ — „Das iſt eine ſchöne Moral von euch guten Theologen! Man ſoll heucheln, ſeine wahre Geſinnung verleugnen, was man verachtet, loben, für etwas danken, das nicht dankenswerth iſt.“ — „Nein, du verſtehſt mich unrecht, du ſollſt ſeine Predigt nicht loben; aber ſeine väterliche Herzlichkeit iſt dankenswerth, und deßhalb ſollſt du ihm die Kränkung erſparen, welche dein Schweigen ihm zufügen würde. — Ich weiß überhaupt nicht, wie du biſt, Conrad,“ fügte Ludwig nach kurzer Pauſe hinzu. „Du kommſt mir wie ein ganz neuer, fremder Menſch vor.“ Conrad lachte: „Es ſind zwei Tage, daß ich wieder zu Hauſe bin, und du haſt ſchon die Erfahrung gemacht!“ — „Nicht alle Tage ſind mit demſelben Zeitmeſſer zu meſſen, nicht alle lehren gleichviel. Auf manche hat die menſchliche Hoffnung einen größeren Wechſel gezogen, und darunter gehören beſonders diejenigen, wo wir theuren, lange vermißten Freunden wieder begegnen. Du weißt nicht, wie unſere armen Eltern ſich darauf gefreut haben, dich wieder zu ſehen, weißt nicht, wie deine liebenswürdige Hannah ſich nach dir geſehnt, in dem Gedanken an dich gelebt.“ — „Und nun meinſt du, ich habe nicht Zärtlichkeit genug an den Tag gelegt? Kann ich mich denn unſers Wiederſehens nicht freuen, ohne Scenen zu machen, die ich wie die Peſt haſſe und fürchte?“ — „Eine wahre, gute Scene ohne Haſchen nach Effekt iſt ſchön im Leben wie auf der Bühne.“ — „Ach, ihr Einheimiſchen, die hinter dem Ofen geblieben, ihr legt ſo viel Gewicht auf Kleinigkeiten, die unmöglich gleichen Werth für mich haben können, der ich Anderes und Größeres zu thun habe, als mich mit Familienrückſichten zu beſchäftigen.“ — „Ich weiß gar zu gut, lieber Conrad, daß ſolche Dinge an ſich unbedeutend und ſehr oft nicht einmal ernſtlich gemeint ſind; allein die menſchliche Freude iſt ſo flüchtig, ſie entſpringt oft aus ſolchen Kleinigkeiten, daß das geringſte unſanfte Wort ſie wieder fortweht; darum ſollen wir einem frohen Geſicht, wenn es uns begegnet, mit Schonung entgegentreten, denn es liegt ſelten in unſerer Gewalt, ein trauriges aufzuheitern.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber optiſche Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Die Frage: welches denn die abſolute Größe eines Gegenſtandes ſey? hat keinen rechten Sinn. Mit unbewaffnetem Auge betrachtet, erſcheint uns eine Mücke ſo und ſo vielmal kleiner als wir ſelbſt. Sehr nahe an's Auge gehalten, wird ſie ſchon viel größer als zuvor; endlich bedeckt ihre Geſtalt den ganzen Geſichtskreis, und man kann und muß fragen, welches denn die rechte, die abſolutes Maß gebende Entfernung ſey. Deutlich wird dieſe Vergrößerung durch die mikroſcopiſche Linſe. Sie iſt ein vergrößerndes Auge, und ſo iſt der große Spiegel des Herſchel'ſchen Rieſenteleſcops ein rieſenmäßiges Auge. Wenn wir ein Roſenblättchen im Sonnenmikroſcop auf zehn Fuß Länge vergrößert ſehen und hier das Zellgewebe in ſeinem feinſten Getheil wahrnehmen, ſo iſt jeder kleinſte Raum mit organiſchem Leben erfüllt; und da nun bei der unendlichen Theilbarkeit der Stoffe nirgend eine Lücke wahrnehmbar iſt, ſo können wir behaupten, das Blättchen ſey wirklich ſo organiſirt, wie es erſcheine. Dies gilt nun auch von dem millionenmal vergrößerten thieriſchen Körper, den anſchießenden Salzen, Metallen ꝛc.

Das Menſchenauge iſt ſo conſtruirt, daß es von dem Unendlichgroßen des Weltalls, den Geſtirnen und ihren Bewegungen durch das Licht, den ſchaubaren Aether, als die allgemeine Spannkraft, das aſtriſche Band zwiſchen ihnen, wunderbare Kunde erhält, während unſerm Sinn ihr ganzes übriges Leben unvernehmbar bleibt und auf ihnen ſelbſt verhallt; daß es aber hinwiederum auch in das Unendlichkleine der Erderſcheinungen hineindringt, und wie dort durch Teleſcope, ſo hier durch Mikroſcope ſich Gegenſtände wahrnehmbar macht, die millionenmal kleiner ſind, als ein unbewaffnet noch ſchaubarer Punkt. Es ſieht im natürlichen Zuſtand die ganze Schöpfung auf die menſchlich zweckmäßigſte, kommlichſte Weiſe, im künſtlichen aber nach beiden Richtungen ſo, wie es für ſeine Forſchung, ſein philoſophiſches Bedürfniß nur immer wünſchenswerth ſeyn mag. Eine Mücke, eine Milbe ſieht aber uns mikroſcopiſch, und ihnen ſind und erſcheinen die Gegenſtände, wie ſie uns nur durch vergrößernde

Linſen ſich darſtellen. Ihr Auge hat aber eben ſo gut recht, als das unſrige, eben weil alle Größe bloß relativ iſt.

Es hat viel Streit verurſacht, ob wir die Gegenſtände verkehrt ſehen oder nicht. Das Bild hinter der Cryſtalllinſe iſt allerdings verkehrt. Man hat aber beigebracht, weil ſonach die ganze Außenwelt bis heran an das Auge ſich demſelben verkehrt darſtelle, ſo hebe ſich die ganze Umwendung wieder auf, da dem Blick jedes Correctionsmittel abgehe, da alle etwaige Stand- und Meßpunkte in die Umkehrung fallen, ſo daß, wenn wir z. B. in unſerer verkehrten Welt den wirklichen linken Arm nach links hinausſtrecken, der rechte nach rechts hinausgeſtreckt erſcheine, was alſo bloß auf eine total verkehrte Sprache hinauslaufe. Mylius, Leſſings Freund, hat dies ſehr ſcharfſinnig durchgeführt und mit Kupfern erläutert. Ich meine aber, man könne viel leichter aus dieſem Skrupel kommen. Wenn ich mit meinem rechten Auge meine rechte Naſennüſter und Naſenſpitze, und zwar aufgerichtet erblicke, ſo iſt's doch ohne Zweifel die dem rechten Auge korreſpondirende, nicht linke und nicht verkehrte Naſe. — Aber iſt denn das Bildchen auf der Netzhaut das Sehen? Es iſt nichts weiter als ein vom fremden Auge Geſehenes. Der Eindruck des Aeußern auf das Senſorium iſt immer ein gerader. Wer ſieht, wie die Seele ſieht? Wer weiß, was vorgeht, bis der Eindruck in den Fonds des innern Sinnes kommt? — Es iſt überhaupt eine wunderliche, durch die Anatomie veranlaßte Vorſtellung, wenn man annimmt, das Netzhautbildchen ſey das wahre und einzige Abbild der Schöpfung. Schon der Begriff: Abbild, iſt ein falſcher. Ein Strom des Lichts der Welt dringt auf das Auge ein, ein unendlicher Strahlenkegel, und wenn ſich dieſer auch auf der Netzhaut auf eine kleine Fläche zuſpizt, ſo dringt doch das Sehen hinwieder in unendlich weiten und langen Radien gegen die Schöpfung hinaus. Es iſt ein ewiger Weltverkehr mit dem Menſchenauge, ein ſtätiger Akt. Wir ſehen nicht das winzige Bildchen auf der Netzhaut; die Seele ſieht in ununterbrochenem Akt durch dieſes hinaus vom Aufgange bis zum Niedergange, und was in dieſem unermeßlichen Felde den Strom des Strahlenkegels unterbricht, das ſtört unſere Wahrnehmung. Wäre die gemeine Vorſtellung wahr, ſo wäre die Größe der Weltanſchauung eine ungeheure optiſche Täuſchung, was ſie durchaus nicht iſt, ſo wahr der Sehwinkel ſich wirklich hinauswärts auf Millionen Meilen erweitert. Am Ende ſtatuiren die Optiker noch, ein fremdes Auge könnte in meinem Netzhautbildchen die weite Welt ebenſo von vorne her ſehen, wie ich mit meiner Seele hinter demſelben. Hievon, ſo wie vom Hören in die Ferne und Breite könnte, wenn der Himmel Kraft verleiht und das Publikum Aufmerkſamkeit ſchenken will, in einer künftigen „Theorie des Anſchauens“ weiter die Rede ſeyn.

Im Unendlichgroßen, am geſtirnten Himmel, begegnet uns eine optiſche Täuſchung, daß wir nämlich Sternbilder, wenn ſie näher am Horizonte ſtehen, für größer halten, als wenn ſie, aufſteigend, eine größere Polhöhe gewinnen. Am deutlichſten kann man dies an dem großen Bären oder Wagen wahrnehmen, wenn er im Winter dem nördlichen Horizont nahe iſt, im Sommer aber hoch am Himmel leuchtet. Im erſtern Falle ſcheinen die ſieben Sterne merklich weiter auseinander zu ſtehen, als im leztern. Ohne Zweifel kommt dies daher, weil wir dort die Erde zum Maßſtab haben, hier aber nicht. Die horizontale Anſicht zieht aber alle Bilder mehr auseinander, als die ſenkrechte.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beſchluß.)

Die Diners encyclopédiques und die Deutſchen. Oper. Scribe.

Der junge Erzieher benuzte ſchnell die zweite Bekanntſchaft, welche er bei dem Pariſer Diner encyclopédique gemacht, und ſchrieb an den ruſſiſchen Beamten, um durch ſeine Verwendung eine Stelle an einer ruſſiſchen Unterrichtsanſtalt zu erhalten. Dieſer antwortete, es ſey eine Profeſſorſtelle an einer ſehr entfernten ruſſiſchen Univerſität offen, und da die Regierung wohl wiſſe, daß es ein Opfer ſey, ſich an der Grenze Aſiens niederzulaſſen, ſo ſichere ſie dem, welcher ſich zu einer ſolchen Aufopferung entſchließen könne, einen Gehalt von 12,000 Rubeln nebſt dem Erſaz der Reiſekoſten zu. Um ſchnell heirathen zu können, nahm der junge Deutſche die angebotene Stelle ohne Bedenken an, bekam ſeine Geliebte zur Frau, reiſte mit ihr nach Rußland, trat in den Staatsdienſt, und nun ſchrieb er als ein glücklicher Gatte und Vater an Jullien mit dankbarer Erinnerung an die Diners encyclopédiques, welche den Grund zu dieſem Glück gelegt hatten, oder doch die urſprüngliche Veranlaſſung dazu geweſen waren. Der Zufall hat hier jedoch Vieles gethan, und ich möchte keinem jungen Deutſchen rathen, in der Hoffnung eines ähnlichen Geſchicks und wegen der Diners encyclopédiques die Reiſe nach Paris anzutreten; denn die Zahl unſerer jungen Landsleute, welche in Paris ihr Glück ſuchen, wird immer größer und mithin ihre Anſtellung ſchwieriger. Manche befinden ſich in einer traurigen Lage und verzehren das Wenige, was ſie beſizen, in der Erwartung einer Stelle oder einer Beſchäftigung. — Die deutſchen Virtuoſen folgen ſchnell auf einander und bringen einander in Vergeſſenheit. Jezt tritt ein Herr Döhler als Fortepianiſt auf, und zwar zu gleicher Zeit mit Thalberg, der nicht ſo ſchnell abgereist iſt, als man in den Tagblättern gedroht hatte; denn er wird hier noch zwei Concerte geben. Die ſtille Woche war ganz mit Concerten angefüllt; dagegen hat die italieniſche Oper aufgehört zu ſpielen, und die Sänger ſind bereits großentheils nach England abgereist. Während ihrer Abweſenheit wird vermuthlich ein neuer Opernſaal an der Stelle des abgebrannten für ſie errichtet

werden, und zwar, wie man ſagt, auf Koſten eines Privatunternehmers, obſchon dieſes Theater ein königliches heißt und eine Unterſtützung von der Regierung erhält. Den Miniſtern iſt es wahrſcheinlich lieb, die geſetzgebenden Kammern nicht um einen Zuſchuß wegen Erbauung eines neuen Opernſaals anſprechen zu müſſen, da der Ausgaben und Staatslaſten ſchon ſo viele ſind, und die Deputirten ſich nicht ſehr geneigt zeigen, für die Pariſer Theater, welche den Staat ohnehin ſchon ſo viel koſten, noch mehr zu thun. — Das neue Stück an der großen Oper, Guido und Ginevra, wird noch immer mit Beifall gegeben; indeſſen ſind doch auch einige harte Kritiken in den Tageblättern erſchienen: Scribe habe ſich die Sache allzu bequem gemacht, indem er eine intereſſante Novelle aus einer der Pariſer Revuen mit wenig Geſchicklichkeit zu einem Operntexte umgeſtaltet oder gar verunſtaltet habe, und Halevy habe ſich allzu viele, aber vergebliche Mühe gegeben, um eine originelle Muſik zu dieſem Texte zu ſetzen. Es iſt in unſerer an Zerſtreuungen reichen Zeit eine ſchwierige Aufgabe, eine Oper in fünf Aufzügen in Aufnahme zu bringen. Das Publikum hält ſeine Aufmerkſamkeit und Geduld nur mit großer Mühe ſo lange beiſammen. Selbſt Roſſini, deſſen Muſik doch ſicher nicht den Fehler hat, daß ſie in's Langweilige fällt, hat eine für die hieſige Oper in fünf Aufzügen geſezte Oper auf drei reduziren müſſen, um ſie auf der Bühne zu erhalten, und nur Meyerbeer war in der lezten Zeit im Stande, zwei fünfaktige Opern durchzuſetzen. — In einem frühern Berichte äußerte ich die Vermuthung, daß Scribe jezt für's Gymnase dramatique nicht mehr arbeiten und keine Vaudevilles mehr ſchreiben werde, zumal die Zeitungen ankündigten, daß er wieder zu einer großen Oper und zu einer Operette den Text geliefert habe; allein an dieſem flinken Dichter wird man leicht irre, und ſeine Fertigkeit im Dichten überſteigt alle Vorſtellung; denn kaum waren dieſe beiden Texte als eben vollendet angekündigt, als auf der Bühne des Gymnase dramatique ein neues Vaudeville: „Clermont oder die Frau eines Künſtlers,“ von Scribe und Vanderburk erſchien, worin Bouffé, der beſte Schauſpieler jenes Theaters, die Hauptrolle hat, nämlich die eines in Schulden gerathenen und blind gewordenen Malers, deſſen Frau heimlich in der italieniſchen Oper auftritt, um ihrem Manne die zur Augenoperation nöthige Summe zu verſchaffen. Die Theaterkritiker, welche weder Scribe, noch dem Gymnase dramatique hold ſind, haben auch dieſes Vaudeville mit beißendem Witze durchgehechelt. Erſtlich beklagen ſie den armen Bouffé, daß ihm die Dichter allmählich ſeine fünf Sinne rauben, indem ſie bereits einen Stummen und einen Taubſtummen aus ihm gemacht, und nun gar einen Blinden aus ihm machen, und vielleicht auch dabei noch nicht werden ſtehen bleiben. Dann ſpotten ſie über das theure Honorar eines Augenarztes, welches Scribe zu 20,000 Fr. angeſchlagen hat. Freilich, ſagen ſie, iſt dies eine Kleinigkeit für einen Dichter, welcher ſeine dramatiſchen Perſonen ſtets mit einigen hunderttauſend Franken ausſtattet, und einmal geſagt haben ſoll: „Wer beſizt nicht 500,000 Fr?“ Leztere Aeußerung wird aber auch dem reichen Bankier Rothſchild zugeſchrieben, und vielleicht hat keiner von Beiden ſo etwas geſagt. Unterdeſſen hat das neue Vaudeville doch gefallen, nur hält man es keineswegs für eines der beſten jenes Dichters. Was kümmert ihn dies? Er hat ja Stücke genug, die gefallen, und es vergeht ſicher kein Tag im Jahr, ohne daß auf irgend einer der Pariſer Bühnen eines oder mehrere Stücke von ihm aufgeführt werden, und in ganz Frankreich werden vielleicht jeden Abend an zwanzig Orten Stücke von ihm gegeben.

Dg.

Nürnberg, April.

(Beſchluß.)

Dürers Standbild. Theater.

Auch der Volkswiz feiert nicht: Anekdoten cirkuliren im Publikum, welche die Privathandlungsweiſe der als myſtiſch Geſinnten mit ziemlich grellen Farben ſchildern, und die, ſind ſie wahr, eben nicht geeignet ſind, die Achtung vor jenen Herrn zu befeſtigen, und ſind ſie erfunden, doch anzeigen, wie das Publikum in dieſer Hinſicht denkt. — Wenden wir uns von dieſer trüben Schatten- zu einer Lichtſeite, die unſerer Stadt ſtets hell geſtrahlt, zur Kunſt. Vor Allen iſt Burgſchmiet zu erwähnen, der mit unermüdlichem Fleiß an ſeinem großartigen Werke, dem Standbilde Dürers, arbeitet. Was er bis jezt gethan, berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen, was bis jezt an der Statue vollendet iſt, zeigt, daß es dem anſpruchsloſen Manne gelingen wird, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, das ſich würdig an die der alten Meiſter anſchließt, deren unſere Stadt ſo viele beſizt; er wird triumphiren über jene, die ihm, dem Nürnberger, nicht gönnen wollten, ſeine Vaterſtadt ſelbſt zu zieren, und dieſe Arbeit ſeinen Händen zu entziehen ſuchten. Nicht im Sinne des Profeſſors Rauch, der die Statue auf einem einfachen Poſtament errichtet haben wollte, ſoll jezt Burgſchmiet nach Heideloffs Zeichnung eines ausführen, das auch außer dem Totaleindruck, den das koloſſale Ganze darbieten wird, dem nähern Beſchauer und Kenner, gleich dem Sebalduſsgrab, Gelegenheit geben ſoll, an einzelnen Schönheiten ſich zu ergözen. — Auch für Mozarts Denkmal zu wirken, blieben wir nicht zurück. Unſer braver Muſikdirektor Bach leitete die Produktionen, und das Publikum lohnte durch zahlreichen Beſuch die uneigennüzige Anſtrengung der Unternehmer. — Was das Theater betrifft, ſo würde ich deſſelben, ſeiner gegenwärtigen Unbedeutendheit wegen, gar nicht erwähnen, wenn nicht ein ganz eigener Plan der Direktion, die pecuniären Verhältniſſe zu verbeſſern, die Aufmerkſamkeit des Publikums erregt hätte. Es wurden nämlich Aktien à 10 fl. verkauft, wofür jeder Inhaber für 7 fl. Billets und für die übrigen 5 fl. ein Loos erhielt, das, bei einer Anzahl von 1000 Looſen, worunter 59 Treffer waren, ein Freibillet, gültig für ein ganzes Jahr, gewinnen konnte. Die Theilnahme war aber nicht ſo groß, als geboft wurde, denn nur 600 Aktien fanden Abnehmer; dennoch ließ die Direktion das Unternehmen in's Leben treten. — Seydelmann, der für ſechs Gaſtrollen gewonnen war, iſt nicht gekommen: er ſoll der Direktion ein ärztliches Zeugniß geſchickt haben; ſeine Kränklichkeit hat ihn jedoch nicht gehindert, ſpäter in Frankfurt zu ſpielen. Ein Künſtler wie Seydelmann ſollte ſein gegebenes Wort nicht brechen. Da man ſchon längſt auf unſerer Bühne Kunſtgenüſſe entbehren mußte, ſo freut ſich das Publikum um ſo mehr auf eine ſo außerordentliche Erſcheinung. Unſer Direktor iſt leider ein Mann, der ſeinen Poſten durchaus nicht ausfüllt; einer, der, mit den gehörigen Mitteln verſehen, Anfangs einige Opfer zu bringen im Stande wäre und dem Publikum ein Vertrauen einzuflößen vermöchte, das es ſchon längſt verloren, thäte unſerer Bühne Noth.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. Mai 1838.

Der Menſch ſieht nur die Wirkungen, die Urſachen, ſelbſt die nächſten, ſind ihm unbekannt; nur wenige Aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entſpringe.

Goethe.

Ueber optiſche Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Wir kommen auf die handgreiflichſte, jedem Kinde bekannte und doch wunderliche, nicht leicht zu erklärende Augentäuſchung. Der aufgehende Vollmond, namentlich wenn er ſich durch die duftige Atmoſphäre roth gefärbt darſtellt, dünkt uns wenigſtens noch einmal ſo groß zu ſeyn, als einige Stunden ſpäter, wenn er hochſtehend auf uns herableuchtet. Daß es bloße Täuſchung und keine wirkliche Vergrößerung ſeines Bildes durch den Dunſtkreis ſey, geht daraus hervor, daß ſein Durchmeſſer im Mikrometer des Tubus in beiden Fällen ganz derſelbe iſt. Oft und viel habe ich mich bemüht, mich durch genauen Blick und Reflexion über dieſe frappante Täuſchung hinwegzuſetzen, ſie in mir aufzuheben, aber vergebens. Nur einigermaßen wollte mir gelingen, ein Weniges davon zu thun, wenn der Mond, hoch oben ſtehend, nicht mit ganz energiſchem Lichte leuchtete, ſondern mild durch zarte Dünſte ſchien, wo ich dann ſeine Flecken ſo ungeblendet wahrnehmen konnte, als zuvor am Horizonte. Ich fragte mich dann, ob denn jezt ſeine Scheibe mir wirklich ſo viel kleiner vorkomme, als zuvor. Der Unterſchied dünkte mich nicht mehr ſo groß als ſonſt; doch war ich noch nicht ganz im Klaren.

Die Erklärer nahmen an, wir ſehen den Himmelsraum als ein flaches Gewölbe, und weil uns nun der aufgehende Vollmond entfernter ſcheine, als derſelbe, wenn er in den Meridian hinaufrückt, ſo komme er uns, da wir in der Einbildungskraft die Größe nach der Entfernung würdigen, im Aufgange größer vor als oben am Himmel. — Dies iſt aber gegen den ſinnlichen Eindruck. Die Täuſchung über die Größe des Mondes iſt viel unmittelbarer, als es die über die Form des Himmels wäre. Daß uns lezterer als ein flaches Gewölbe erſcheine, paßt kaum auf ihn beim Wolkenüberhange. Niemand wird den aufgehenden Mond entfernter zu ſchauen wähnen, als den hochſtehenden; die ganze Vorſtellung von einem Himmelsgewölbe iſt ſehr prekär.

Wenn der Vollmond am Horizont blaßroth, ſehr augenhaft und ſchaubar aufgeht, ſo erſcheint er uns, wenn noch überdies ſich Bäume mit ihren Wipfeln dunkel in ſeiner Scheibe abheben, wie ein Feuerballon, gleichſam der Erde angehörend, wie er denn von Unkundigen ſchon oft in ſolcher Geſtalt für einen Brand gehalten worden. Ein ſinnlich fühlbarer Maßſtab iſt uns gegeben; er erſcheint ſo groß, als er unter den günſtigſten optiſchen Bedingungen je erſcheinen kann. Sein rothes, mildes Licht gewährt die höchſte Schaubarkeit; wir denken uns ihn unmittelbar hinter der Höhe des Horizonts. Dies verkleinert ihn uns aber als Weltkörper, der uns in

ſolcher Nähe viele tauſendmal größer erſcheinen müßte, eine Reflexion, die ſein Eindruck ganz beſeitigt und überbietet. Steht der Mond im Meridian, ſo verliert unſer ſenkrecht hinauf gerichteter Blick allen Maßſtab; ſein energiſches Licht blendet uns, die Flecken, die uns ſeine Scheibe im Horizonte ſo erdverwandt, ſo landkartenhaft zeigte, ſtellen ſich der überreizten Pupille unbeſtimmt dar: er wird ein leuchtendes Geſtirn. Es iſt aber ein Erfahrungsſatz, daß, obwohl ein hellfarbiger Gegenſtand größer erſcheint als ein dunkler, z. B. eine Wade im weißen Strumpfe größer, als im ſchwarzen, doch ein Licht ſelbſt deſto kleiner, je kräftiger es ſcheint, und deſto größer, je mehr es durch Dunſt gemildert iſt. Durch den Tubus, ſchon durch ein geſchwärztes Glas, hebt ſich die Täuſchung auf, weil durch Iſolirung der Maßſtab an der Horizontalbreite ſich uns entzieht. — Ich komme zum Hauptmoment. Durch ein gewöhnliches italieniſches Fernrohr, das im Durchmeſſer die Objekte 6—8mal, alſo in der Fläche etwa 50mal vergrößert, erſchien mir die Mondſcheibe nicht viel größer als mit bloßem Auge. Wenn ich aber mit dem einen Auge durch das Fernrohr, mit dem freien auf den unvergrößerten Mond ſchaute, ſo nahm ich den Unterſchied wahr. Ich konnte den wirklichen Mond gerade in das „Mare criſium,“ einen Flecken am nordweſtlichen Rande, des vergrößerten Bildes führen, und er war kaum größer, als dieſer. Traf es ſich doch, daß ein Laie das Bild des Mondes, das ich ihm durch einen engliſchen achromatiſchen Tubus in einer etwa 200maligen Flächenvergrößerung zeigte, nicht eben für bedeutend größer hielt als ſeinen alltäglichen Mond. Wenn nun, wo Maßſtab und Vergleichung genommen iſt, ſolch eine enorme Täuſchung ſtattfinden kann, was wollen wir weiter Zeugniß über eine ſo kleine, wie die beſprochene mit dem Vollmond, die 25—100mal geringer iſt?

Man könnte noch einwenden, daß der hinter einem hohen Gebirge aufgehende Vollmond nicht viel größer erſcheine als derſelbe im Meridian, obgleich der Maßſtab an der Erde auch gegeben ſey. Hiegegen läßt ſich beibringen, daß der Mond in dieſem Fall nicht am breiten Horizonte, nicht milde geröthet, nicht als Feuerballon, ſondern ſchon mit energiſchem Lichte, als Geſtirn und dem Himmel angehörend erſcheine. So ſah ich ihn als Jüngling hinter dem ſchwarzen Mönch, dem Vorberge der Jungfrau im Lauterbronnerthale, dem Staubbache gerade gegenüber aufſteigen, und gedachte ſchon dazumal des hier beſprochenen Problems. Die auffallende Erſcheinung iſt ein in ihrer Art einziges Schauſtück und in ihren, der Täuſchung günſtigen Momenten gewiſſermaßen Phänomen und Geſetz zugleich, während viele andere optiſche Täuſchungen korreſpondirende Erſcheinungen zur Vergleichung haben und den ganz bekannten, einfachen Geſetzen der Strahlenbrechung, Beugung, Zurückwerfung folgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Ludwigs Vorſtellungen waren doch nicht ganz ohne Wirkung; denn als die Brüder im Herrenhauſe angelangt waren und den Prediger noch im Vorzimmer trafen, trat Conrad zu ihm und ſagte mit freilich etwas gezwungener, aber doch freundlicher Miene: „Viel Dank, Vater, wegen der Ehre, die du mir heute auf der Kanzel erzeigt haſt.“ Der arme Vater, der den Mangel an Wärme in den Worten des Sohnes einer Art Schüchternheit zuſchrieb, nahm wohlwollend vorlieb. Indeſſen ſchien es, als wolle der Geiſt der Zwietracht nichts unberührt laſſen. Der Gutsherr, der auch in der Kirche geweſen war, und ungern irgend eine Veranlaſſung verſäumte, etwas Angenehmes zu ſagen, wandte ſich während der Mahlzeit an den Pfarrer, dankte ihm für ſeine Predigt und lobte die Verſtändigkeit derſelben im Gegenſatz zu den Vorträgen eines benachbarten Pfarrers, deſſen fanatiſche, vernunftwidrige Aeußerungen allgemein Anſtoß gaben. Da der Gutsherr gegen den Schluß dieſer Anrede Conrad anſah, konnte dieſer ſeine Meinung nicht länger zurückhalten. „Ich muß den Vater auch loben,“ ſagte er, „weil er nicht zu den Wölfen im Schafspelze gehört, wie unſer Nachbar; aber ſoll ich frei bekennen, was ich für Wahrheit halte, ſo darf ich nicht leugnen, daß die naturgeſchichtlichen Kenntniſſe, die er in ſeiner Predigt an den Tag legte, dieſen Namen nicht ganz verdienen. Ich möchte dem Vater rathen, ein andermal die Mirakel auf ſich beruhen zu laſſen und ſich nicht auf das Gebiet der Naturgeſchichte hinauszuwagen, das ja heutigen Tags gar zu wohl angebaut iſt, als daß man aufgeklärten Leuten ein X für ein U machen könnte. Es gehört viel mehr dazu, im großen Buch der Natur zu leſen, als in der Bibel.“

Der Fabrikherr, der mit ſichtbarem Wohlgefallen dieſer Rede gelauſcht, nickte und ſagte: „Ja, ja, wohlgeſprochen! herrliche Worte! Das iſt ein ganzer Burſche!“ fügte er hinzu, ſich an den neben ihm ſitzenden Gutsherrn wendend, der mit einer kleinen verlegenen Verbeugung antwortete. Der alte Pfarrer wollte etwas ſagen, konnte aber nichts herausbringen, und ſchwieg mit einem bekümmerten Ausdruck. Ludwig, das Wort nehmend, fragte den Bruder: „Was verſtehſt du unter

dem großen Buch der Natur?“ — „Was ich darunter verſtehe? Ei, natürlich, Naturwiſſenſchaften treiben, die Natur verſtehen.“ — „Die Natur verſtehen! Wahrlich ein großes Wort! der, von dem man ſagen könnte, er verſtehe die Natur, würde wohl auch die Bibel verſtehen; oder meinſt du, dieſe könne Jedermann verſtehen?“ — „Nein, im Gegentheil, ich meine es kann ſie Niemand verſtehen, und ihr armen Theologen ſeyd zu beklagen, die ihr bezahlt werdet, um Andern einzugeben, was ihr ſelbſt weder begreift noch glaubt.“ — „Dieſe abgedroſchene Phraſe hört man häufig von Leuten, die nie über ein Studium nachgedacht haben, das zum Höchſten führt, was der Menſch denken, und zum Tiefſten, was der menſchliche Geiſt durchdringen kann.“ — „Und welche Leitſterne kann der Menſch in ſolchen Höhen und ſolchen Tiefen finden, wo keine Berechnung mehr Stich hält?“ — „Von ſolchen Leitſternen will ich nur Philoſophie und Poeſie nennen.“ — „Gott bewahre! dieſe Leitſterne dürften eher Irrwiſche heißen, die den Menſchen von ſeiner wahren Beſtimmung ablocken, von ſeinem eigentlichen Boden, der dieſe Erde iſt, dieſe Natur, in welche wir verſetzt ſind und die wir ſtudiren und nützen ſollen.“ — „Ja,“ rief der Fabrikherr, „die Erde, wo wir leben, unſere Natur, das iſt das Reelle!“ — „Aber,“ wandte Ludwig ein, „dieſe Erde, dieſe materielle Natur, unſern eigenen Körper mitgerechnet, verändert ſich ja alle Augenblicke; wie kann man ſie das Reelle nennen?“ — „Ja freilich,“ erwiderte Conrad, „verändert ſie ſich beſtändig, allein ſie bleibt in ihrer Beweglichkeit dieſelbe; ſie hat etwas Ruhendes, Feſtes, und dies gilt auch von unſerm Körper. Er verwandelt ſich fortwährend, bleibt aber doch derſelbe, und wie ſehr wir uns auch im Ganzen verändern, ſo ſind wir doch, jeder für ſich, immer derſelbe Menſch.“ — „Bedenke, was du ſelbſt da ſagſt: es iſt etwas Feſtes, Bleibendes im Vergänglichen, alſo eine Idee, die nicht vergänglich iſt. — Denke darüber nach!“ — „Nein, über alle dieſe Dinge, die eigentlich unſern Augen verborgen ſind und wodurch wir uns in einem bodenloſen Meer von Spekulationen verirren, darüber will ich nicht denken. Es gibt Dinge genug, von denen ich Gewißheit habe, Dinge genug, die mir gerade vor den Augen liegen, ſo daß ich meine Gedanken darauf wenden und die Früchte dieſer Bemühung ſehen kann. Gott ſey gelobt, die Menſchheit iſt aus dem Stande ihrer Unmündigkeit getreten! ſie will Gewißheit, Wirklichkeit. Induſtrie, vermehrter Wohlſtand, Freiheit ſind ihre Loſungsworte. Welche erſtaunliche Fortſchritte hat das Menſchengeſchlecht in weniger als einem Jahrhundert gemacht! welche Feſſeln hat es gebrochen! Ich will gar nicht vom Deſpotismus der Regierungen reden; allein in jeder Familie herrſchte ein Deſpotismus bei den Gebietenden und ein Mangel an Freiheit bei den Untergebenen, welcher die beſten Kräfte lähmte. Und wie geſchmacklos, wie unangenehm war dabei das häusliche Verhältniß! Jezt aber, welche Leichtigkeit im täglichen Leben! wie viele Genüſſe und Bequemlichkeiten hat man der wachſenden Induſtrie, den neuen Erfindungen zu danken! Wie verbinden dieſe die entfernteſten Länder, erleichtern den Verkehr, bringen Wohlſtand und Comfort in unſere Häuſer und Umlauf in unſere erſtarrten Gedanken! Ich rede eigentlich nicht von unſerm Vaterland, ſondern von der cultivirten Welt im Ganzen. Ueber alle Länder aber erhebe ich Amerika, dieſe neue, junge, friſche Welt. Sie ſollte als Muſter unſern Beſtrebungen vorleuchten. Induſtrie, nützliche Erfindungen, exacte Wiſſenſchaften — ſie ſind das Ziel der Zeit.“ — „Aber Gott ſey gelobt!“ verſezte Ludwig, „die Welt iſt auch in geiſtiger Beziehung fortgeſchritten. Was würde ſonſt ihr Fortſchreiten bedeuten, und wo bliebe die Freiheit, deren du ſo eben erwähnteſt? Ohne geiſtige Bildung gibt's ja keine Freiheit. Die bloß materiellen Intereſſen, inſofern es möglich iſt, ohne die höhere menſchliche Bildung, ohne Religion, Philoſophie, Poeſie und die ſchönen Künſte ſie blühend zu denken, wären ja ein todtes Daſeyn, ein Körper ohne Geiſt.“ — „Nein,“ rief Conrad, „ich behaupte im Gegentheil, daß zum Beiſpiel Poeſie und ſchöne Künſte eigentlich nur ein Luxus ſind, den man gar zu hoch anſchlägt, der die Kraft des Menſchen ſchwächt, inſofern er ſie für etwas Anderes als ein Mittel zur Erheiterung, zum unſchuldigen Vergnügen anſieht, und ſich ihnen nicht mit Behutſamkeit hingibt. — Sie ſollen da ſeyn, das verſteht ſich, aber nicht überſchäzt werden, und ihr eingebildeter Werth iſt auch ſehr ſtark in Abnahme gerathen, und ſie werden bald mit den verdorbenen Hoſen, in deren Glanze ſie gediehen, ganz verfallen.“ — „Die Kunſt kann nie vergehen, ſo lange der Menſch nicht bloß aus Körper, ſondern auch aus Seele beſteht, denn dieſe hat noch größere Bedürfniſſe als der Körper.“ — „Sage mir, wozu nützen denn eigentlich die ſogenannten ſchönen Künſte?“ — „Sage mir, wozu nüzt eigentlich das Leben?“ — „Das Leben? Das nenne ich mir eine Frage! Das Leben ſollen wir zur Thätigkeit und zum Studium des Wirklichen benutzen.“ — „Allein die Kunſt ſoll uns lehren, daß es ein Ideal gibt, das die Wirklichkeit verklärt, uns über die irdiſchen Mängel tröſtet und uns zu einem vollkommenern Daſeyn winkt; dieſes Troſtes kann das menſchliche Herz nicht entbehren.“ — „Doch, aufrichtig geſprochen, ich glaube beinahe, ich könnte es.“ — „Das glaubſt du ſchwerlich; du täuſcheſt dich ſelbſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Königin Victoria und ihre Krönung.

Selten iſt wohl eine in ganz England und beſonders in London lange und freudig gehegte Erwartung unerwarteter und unangenehmer getäuſcht worden, als die in Betreff der Krönung der Königin Victoria durch die zwei offiziellen Proklamationen vom 4ten und 10ten April. Ein, das vielköpfige Publikum berührender Beſchluß, der Allen gefiele, gehört freilich zu den Unmöglichkeiten; aber einer, der allgemeineres Mißfallen erregt hätte, konnte füglich nicht gefaßt werden, und das Unklügſte dabei war noch, daß die bittere Doſis in zwei Hälften eingegeben, und bei der zweiten Hälfte ſogar das Stückchen Zucker weggelaſſen wurde, mit welchem die erſte einigermaßen verſüßt werden war. Die Proklamation vom 4ten April beſtimmt den 26ſten Juni zum Krönungstage, und ſchon dies mußte Anſtoß geben. Seit das Haus Braunſchweig den engliſchen Thron beſitzt, hat noch keine Krönung ſo früh im Jahr, und nur eine einzige, die Georgs I., unter vollkommen rechtfertigenden Umſtänden, während der Verſammlung des Parlaments ſtattgefunden. Georg I. wurde am 20ſten Oktober, Georg II. am 11ten Oktober, Georg III. am 22ſten September, Georg IV. am 19ten Juli und der lezte König Wilhelm am 8ten September gekrönt. Selbſt daß die Krönungsfeier Georgs IV. ausnahmsweiſe vor Eintritt des Herbſtes begangen wurde, geſchah nicht ohne guten Grund. London befand ſich in einem Zuſtande lebhafter Aufregung, die Gemüther gährten; ſie zu beſänftigen war der Zweck der beſchleunigten Krönung; aber trotz dem wurde an der Regel feſtgehalten, daß die Thätigkeit des Parlaments ſtets die erſte Rückſicht ſeyn müſſe, und die Sitzungen waren geſchloſſen, als Georg IV. gekrönt wurde. Je weniger nun gegenwärtig ein politiſcher Grund vorhanden iſt, das an ſich zwar leere, aber in ſeinen Folgen für England und für London beſonders wichtige Schaugepränge der Krönung wider Herkommen und Sitte zu übereilen, deſto unverholener und lauter wurde ſogleich die Anberaumung des 26ſten Juni von Allen getadelt, die neben den öffentlichen ihre Privatintereſſen dadurch beeinträchtigt fühlen. Die Vorbereitungen auf das Feſt müſſen Störung in die Geſchäfte des Ober- und Unterhauſes bringen, und dann wird die Krönung die Sitzungen des Parlaments ſchließen, und mit Entlaſſung des Parlaments ſchließt auch die Londoner Season. Man braucht daher nur zu wiſſen, daß die Season in London — nur ſo lange ſie dauert, heißt ja London voll — die Erntezeit für Hunderttauſende iſt, um es recht begreiflich zu finden, daß dieſen die Verminderung ihres Verdienſtes höchſt unangenehm ſeyn muß. Aber noch weit bedenklicher iſt es, daß die Krönung, wie ſie anberaumt iſt, den dem Parlamente zur Verhandlung vorliegenden Geſchäften Eintrag thut. Beim ernſteſten Fleiß können kaum die dringendſten und wichtigſten Gegenſtände bis zum 26ſten Juni erledigt werden, und es ſcheint wirklich auf die Langmuth des engliſchen Volks zu viel vertraut, daß eine Ceremonie, mit der es gar keine Eile hat, die Berathung von Maßregeln hemmen ſoll, die ſeit lange verſprochen ſind und jezt von den Gefühlen des Volks, wie von den geachteſten Männern im Staate und von den Führern aller Parteien einſtimmig begehrt werden. Es ſcheint merkwürdig, daß eine Feier, bei welcher Freude und Eintracht den Reihen führen ſollten, recht muthwillig Hunderttauſenden zum Gegenſtande der Unzufriedenheit und dem Parlamente zum Zankapfel gemacht wird, gleich als ob Nation und Parlament nicht ohnedies ſchon in Faktionen geſpalten wären, von denen die eine ſich das Anſehen gibt, die gegenwärtigen Machthaber zu ſchirmen, während dieſe ſich das Anſehen geben, die Grundſätze derer zu verwerfen, auf deren Unterſtützung ihre politiſche Geltung beruht. Die wichtigen Beſtimmungen, von welchen in England, Schottland und Irland das zeitliche Wohl der Kirche abhängt, ſind noch ſo weit zurück, daß ſelbſt bei mäßiger Oppoſition es ununterbrochene Anſtrengungen fordern würde, ſie bis zum 1ſten Auguſt in beiden Häuſern zum Abſchluß zu bringen. Auch dieſe alſo müſſen vor der Krönungsfeier zurücktreten. Was jedoch bei der Wahl ihres Krönungstages der Königin zum perſönlichen Vorwurfe gemacht wird, iſt der Umſtand, daß vor acht Jahren König Georg IV., Königin Victoria's väterlicher Ohm, an demſelben 26ſten Juni aus dem Leben ging, an welchem in jezigem Jahr ſeine Nichte das heitere Feſt ihrer Krönung zu begehen gedenkt. Lord Melbourne wird getadelt, weil er den Sterbetag ſeines königlichen Herrn vergeſſen; die Königin wird erinnert, daß kein Miniſter das Recht habe, ihr den Tag der Krönung vorzuſchreiben, daß dieſe Wahl eines ihrer königlichen Vorrechte ſey, daß, wenn ſie jenes Ereigniſſes in ihrer Familie nicht gedacht, die Verbeſſerung des Gedächtnißfehlers durch Widerruf der getroffenen Wahl von ihr erwartet werde, daß die Nation in der Unterlaſſung Mangel an Schicklichkeitsgefühl oder doch eine Abweichung von dem erblicken müſſe, was bisher in England für gut und ſchicklich gegolten, und daß die Königin zwar nicht vor dem Geſetze des Landes, aber doch vor der Meinung ihrer Unterthanen verantwortlich ſey.

(Der Beſchluß folgt.)

Logogriph.

1. 3. „ *
1. c. 5. „

Ein Kind des Mars, doch auch Minervens Kind,
Barbariſch doch, wie jene ſämmtlich ſind.
Nun wirf als Zauberſtab
Ein kleines e hinein,
So wird's ein Dichter gleich,
Ein Kind der Grazien ſeyn.

Falſche Auflöſung.

Ach! bringſt du Gothen uns
Und Goethen auch ſchon wieder?
Laß doch die Todten ruhn,
Und ſing' uns neue Lieder!

Weitere Merkmale.

Ich habe ſchon gehorcht,
Ihr aber falſch gerathen:
Mein Kind des Mars gebiert
Noch täglich blut'ge Thaten;
Mein Kind der Grazien
Wird ſtets auf's Neue jung,
Und ſein lebendig Spiel
Befiehlt oft Huldigung.

J. G. M.

* „ bezeichnet eine unbeſtimmte Anzahl weiterer, beiden Wörtern gemeinſchaftlicher Endbuchſtaben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. Mai 1838.

Gutherzig armes Kind, ſo wird dir's nicht gelingen!
Sein ſtolzer Hunger wächſt, je mehr daß du ihm gibſt.

Goethe.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Die ganze Geſellſchaft horchte dieſem Geſpräch mit höchſt verſchiedenen Gefühlen. Der Fabrikherr und Madame Walberg vermochten nicht recht, dem Gedankengang der beiden Gegner zu folgen, waren aber demungeachtet von Conrads Beredſamkeit bezaubert. Der Pfarrer, der eine dunkle Vorſtellung davon hatte, daß Ludwig eine Sache verfocht, die auch die ſeinige war, freute ſich ſeiner Worte. Aber keiner der Anweſenden folgte dieſem Wortſtreit mit größerer Aufmerkſamkeit als die beiden jungen Mädchen. Hannahs ſanftes Auge füllte ſich mit Thränen, Conrads Aeußerungen ſchienen ſie tief zu ſchmerzen; Franciskas kluge Blicke verſchlangen jedes Wort der Sprechenden; dieſe Blicke feuerten Conrad immer mehr an, weil er in ihnen das Lob ſeiner dreiſten Beredſamkeit zu leſen glaubte, und der Beifall des ſchönen Mädchens erſchien ſeiner Eitelkeit als ein Preis, um den ſich zu bewerben es wohl der Mühe werth war. Den übrigen Theil des Tages ſuchte er immer ihr zu nahen, und freute ſich im Stillen des Bewußtſeyns, einen gewiſſen galanten, einſchmeichelnden Ton erworben zu haben, den er in der That beſaß, ſofern er ſich deſſen bedienen wollte, und der mit der nachläſſigen, ſchonungsloſen Weiſe, mit der er oft die ihm am nächſten Stehenden und im Herzen wirklich Theuerſten behandelte, ſonderbar contraſtirte.

Als die Geſellſchaft am Abend aufbrach, wußte Hannah es ſo einzurichten, daß ſie mit Conrad zu Fuß zurückkehrte, während die Eltern mit dem Fabrikherrn fuhren. Die Verlobten gingen Arm in Arm. Die Ruhe der hellen Sommernacht herrſchte ringsum, nur eine Nachtigal ſchlug im fernen Gehölze, das Heimchen zirpte im Graſe und die Tannen hauchten ihren Frühlingsduft in die ſtille Nacht. Alles ſchien die Wandernden zu traulichem, liebevollem Geſpräch einzuladen, und Hannah ſehnte ſich darnach. „Lieber Conrad,“ ſagte ſie, „dies iſt denn der erſte Augenblick, wo ich nach einer ſo langen Trennung allein mit dir bin. Wie oft habe ich mich darnach geſehnt, mit dir zu reden! ich habe ſo viel auf meinem Herzen.“ — „Haſt du das, mein Mädchen? Nun, ſo rede denn friſch vom Herzen weg. Ich glaube in der That, du biſt ſchüchtern; dein Arm zittert. Ich muß über dich lachen. Gibt's etwas, was du wünſcheſt und von mir erbitten möchteſt, ſo ſprich es nur aus. Ich bin eben aufgelegt, Geſuche zu bewilligen und Gnadenbezeigungen zu ertheilen. Ich habe einen ſehr vergnügten Tag gehabt. Das iſt eine treffliche Familie, die des Gutsbeſitzers; ein elegantes Haus, und das Fräulein, welch ein Mädchen! ſo wohlerzogen, ſo ſchön, eine wahre

Schönheit! Ich denke öfters hinzugehen.“ — „Ja,“ gab Hannah zur Antwort, „Franciska iſt ein treffliches Mädchen. Sie iſt nicht allein klug und ſchön, ſondern auch gut.“

Conrad fuhr fort, Franciska eine Lobrede zu halten und ihre Vorzüge hervorzuheben. Hannah hörte ihn ſchweigend an, und als endlich eine kleine Pauſe entſtand, fiel ſie ein: „Erinnerſt du dich, lieber Conrad, wie wir einmal zu derſelben Jahreszeit, wie jezt, und an einem Abend, wie dieſer, eben ſo ſchön und ſtill, denſelben Weg mit einander gingen und betrübt waren, weil der Oheim unſere Verbindung mißbilligte?“ — „Ich erinnere mich wohl, daß wir öfters dieſen Weg gegangen ſind, aber auf einen beſtimmten Abend kann ich mich nicht beſinnen.“ — „Während deiner Abweſenheit bin ich recht oft hier gegangen und habe mich nach dir geſehnt und auf die Stunde gefreut, wo ich hier wieder zum erſten Mal mit dir gehen würde.“ — „Nun, ſo freue dich, denn die erſehnte Stunde iſt da.“ — „Ich würde mich auch freuen, jeder Athemzug würde Freude und Dank zu Gott ſeyn, wenn ich nur wüßte —“ — „Nun — wüßte — was?“ — „Daß auch du dich freuſt, wieder bei mir zu ſeyn.“ — „Warum ſollte das mich nicht freuen?“ — Warum? leider laſſen ſich ja Gründe genug denken, weßhalb du mich nicht mit derſelben Liebe liebſt wie in frühern Zeiten.“ — „Ja, theuerſte Hannah, es wäre auch nicht gut, weder deinet- noch meinetwegen, wenn ich dich mit derſelben Liebe liebte, die ich fühlte, als ich nur ein Knabe, ein bartloſer Junge war. Jezt liebe ich dich mit der Liebe, die einem Mann von Ehre ziemt, und als einen ſolchen, hoffe ich, ſollſt du mich zu allen Zeiten finden.“

Hannah ſchwieg; ein tiefer Seufzer drängte ſich aus ihrem beklommenen Buſen. Nach einer Pauſe ſagte Conrad: „Nun, Hannchen? du biſt ſo ſtumm, du ſeufzſt, was fehlt dir?“ — „Lieber Conrad, ich kann keine Worte finden, meine Gedanken auszuſprechen; ſtehe mir freundlich bei. Verſuche dich an meine Stelle zu verſetzen. — Es ſind nun fünf Jahre, ſeit wir uns nicht geſehen; es iſt noch länger, ſeit wir begonnen, uns zu lieben; wir waren beide Kinder. Du reiſteſt, du hatteſt tauſend Gelegenheiten, dir Kenntniſſe, Bildung, Liebenswürdigkeit zu erwerben, du hatteſt tauſend Veranlaſſungen zur Zerſtreuung; ich dagegen blieb hier in unſerer Einſamkeit, wo der Gedanke an dich, dein liebes Bild mit mir emporwuchs und in meine Seele einwurzelte. Jezt ſehen wir uns wieder, und mit Schmerzen empfinde ich, daß unſer Verhältniß in meinem Herzen, aber nicht in dem deinigen daſſelbe geblieben iſt. Ich bin nicht ſo thöricht, mir ſelbſt zu verbergen, daß unſere Verbindung in jeder Hinſicht ungleich iſt, ſofern nicht die Liebe, die jede Ungleichheit ausgleicht, ſie zu einem Glücke für dich wie für mich macht. Ich bringe dir nichts, das der Eitelkeit ſchmeicheln kann, gar nichts, als eine Seele, die von deinem Werth durchdrungen iſt, ein Herz, das dich liebt; dies aber bringe ich dir auch ganz, und es iſt mir, als würde ich nie den Gedanken ertragen können, daß du in dieſer Beziehung mir nicht geben kannſt, was ich gebe.“ — „Aber, liebes Mädchen, dies Alles iſt ja nur eine ſentimentale, kränkliche Anſicht unſeres Verhältniſſes!“ — „Ich müßte dich nicht lieben,“ fuhr Hannah mit tiefer Bewegung fort, „wenn ich den Gedanken ertragen könnte, daß unſere Verlobung ein Stein des Anſtoßes für dein Glück wäre. — Ich weiß, daß ein ſchönes, feinerzogenes, reiches Mädchen dich geliebt hat —“ — „Ach ja, Miß Ligthning! ja, das arme Kind hat mich freilich geliebt; aber das iſt meine Schuld nicht. Ich habe ja nie um ſie geworben; ich bin ja mit dir verlobt.“ — „Aber wenn du nicht mit mir verlobt geweſen wäreſt, würdeſt du dann nicht mit Freuden ihrer Liebe entgegengekommen ſeyn?“ — „Das weiß ich nicht, war ich ja doch ſchon verlobt.“ — „Aber haſt du dieſe Verlobung nicht bereut? Gefiel ſie dir nicht? Hat ihre Liebe dich nicht gerührt?“ Conrad lachte. „Biſt du eiferſüchtig, Hannchen? Es ſcheint ſo. Nun, was ſoll ich ſagen? Bella Ligthning, das iſt ein gefährlicher Name! Ligthning bedeutet in unſerer Sprache Blitz, und der Blitz kann in den Beſten niederſchlagen. Nun, das verſteht ſich: wir weinten und ſeufzten und guckten den Mond an. Die Schwindſucht rieb uns Beide auf und brachte uns an den Rand des Grabes; da aber ermannte ich mich und ſprach: ein Wort, ein Wort, und ein Mann ein Mann; da kam ich wieder zu Kräften, nahm mir einen Platz in der ſchnellſten Diligence und kehrte allen engliſchen Romanen den Rücken.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber optiſche Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Die Sonne erſcheint uns zwar während ihres Auf- oder Untergangs auch zuweilen auffallend breit, aber ihr Licht iſt zu energiſch. Beim Aufgange des Vollmonds trifft es ſich, daß in demſelben Moment die Sonne untergeht, alſo die Dämmerung einzutreten beginnt. Dieſe iſt der Täuſchung günſtig. Den Tag vorher und nachher iſt er auch beinahe voll, aber im erſten Falle ſcheint die Sonne noch etwa eine Stunde lang, während er bleich am Himmel ſteht, im andern geht er nach Eintritt der Nacht ſchon mit kräftigem Licht auf.

Kommen wir auf die Anſchauung unſeres Erdplaneten, ſo begegnet uns ſogleich in der Atmoſphäre eine Täuſchung, daß wir die Sonnenſtrahlen, wenn ſie ſich in den Dünſten brechen und ſo zur Anſchauung

kommen (bei dem ſogenannten Waſſerziehen, einer meteorologiſchen Andeutung, daß viele Dünſte in der niedern Luft ſind), für divergent halten, gleichſam als nähmen wir hiebei das wirkliche Auseinanderlaufen der Lichtſtrahlen vom Sonnenkörper wahr. Es iſt aber hier bloß eine perſpektiviſche Divergenz wahrnehmbar, wie auch da, wo in einem duftigen Walde, in einem Garten die abendlichen Schlaglichter als auseinander laufende Strahlen wahrgenommen werden. Lichtſtrahlen in ſolcher Nähe bei einander ſind bekanntlich für parallel zu nehmen, und was wir ſehen, ſind auch gleichlaufende Lichtſtreifen, die wir perſpektiviſch auseinanderlaufend ſehen, wie eine gegen uns her liegende Allee.

Mit den Wolkenzügen und Streifen iſt es derſelbe Fall. Sie convergiren gegen die Weltgegend, wo der Wind herkommt und gegen die entgegengeſezte, wo er hinweht, nach perſpektiviſchen Geſetzen. Wenige Maler haben dies recht beobachtet. Sie ſetzen gewöhnlich die Wolken willkührlich als lockere Schwämme in ihren berlinerblauen Himmel hinein. — In Beziehung auf den Lauf der Wolken, woraus wir auf Wind und Wetter ſchließen, täuſchen wir uns auch oft, indem uns aufſteigende Dünſte als ſolche erſcheinen, die von dieſer Weltgegend her gegen uns heranziehen, während ſie ſich vielleicht eher nach der entgegengeſezten hinwenden. Man muß die verſchiedenen Arten der Dünſte kennen, um ſich hier recht zu orientiren, was gerade zur Zeit der Wolkenbildung nicht leicht iſt.

Die Wolken erſcheinen uns gewöhnlich lange nicht ſo hoch zu ſchweben, als es wirklich der Fall iſt. Woran ſollen wir ihre Höhe meſſen? Könnten wir aus ihrem Schoße auf die Erde herabſchauen, ſo würde uns alsbald ihre Höhe wahrnehmbar werden. Dies gilt für noch viele andere Gegenſtände, nach denen wir ohne einen leitenden Maßſtab hinaufblicken. Der Herabblick auf bekannte Gegenſtände, der Schwindel, der Gedanke an das Herabſchweben iſt ein Maßſtab für die Einbildungskraft. Am Erdenſchatten der Wolken merken wir auch, daß wir ihre Breite nicht genug würdigen.

Bei der feſten Oberfläche der Erde täuſcht uns zuweilen das nächtliche Bild. Nachts gibt es keine Berge, könnte man parador ausſprechen. Es iſt auffallend, wie im Dunkel alle umliegenden Höhen in ſich zuſammenſinken, ſo daß, wer ſich bei Tage in einem Bergkeſſel befindet, Nachts nur einen mäßig erhöhten Kranz von Land um ſich ſieht. Das taghelle Bewußtſeyn, die Berechnung durch Maßſtäbe richtet die Höhen auf; auch ihr Zurückweichen wird noch in Anſchlag gebracht, der Sehwinkel öffnet ſich in der Einbildungskraft. Nachts gilt bloß die ſenkrechte Erhebung einer dunkeln Wand.

Auf Flüſſen wird dieſe Täuſchung durch die landſchaftlichen Maſſen wieder anders modifizirt. Ich will der Deutlichkeit wegen lieber ſogleich ein Beiſpiel anführen. Auf einer Main- und Rheinreiſe, die wir — drei Würzburger Studenten — einſt machten, kamen wir von Werthheim aus mitten in der Nacht auf unſerm niedrigen Kahne zwiſchen den Höhen des Speſſarts hindurch gegen Aſchaffenburg hin. Nach burſchikoſer Sitte war ich leicht bekleidet; mich fror, ich konnte nicht ſchlafen; das Fahrzeug war auch nicht zur Lagerung eingerichtet. Ich ſezte mich an's Ruder und ſuchte mir warm zu machen. Die Sterne funkelten über mir, aus dem ruhigen Waſſer ſtrahlte ihr Bild wieder, die Höhen waren nächtlich in ſich zurückgeſunken, die Ufer niedrig; der Fluß glich einem runden See. So ſchwamm ich nun auf dem kleinen Fahrzeug zwiſchen zwei Sternenhimmeln hin, um die ſich ein ſchwarzer, ſchmaler Gürtel, eine dunkle Zone, das Ufer, rings herumzog. Mit dem erwachenden Tage, wo wir bei Hanau landeten, ward es ganz anders: der See ward zum Fluſſe, die Ufer rückten nahe heran, die fernen Höhen erhoben ſich wieder.

Intereſſant iſt es auch, auf Wanderungen in Gebirgen ſpät in's Nachtquartier zu kommen, und Morgens zu ganz andern Maßen und Maſſen zu erwachen, als die das Dunkel gezeigt hatte. Ueberhaupt iſt man im Hochgebirge einer faſt unabwendbaren Täuſchung über Höhe und Entfernung der Gegenſtände unterworfen. Dieſe fängt eigentlich ſchon da an, wo man ſich dem Gebirgszuge aus der Ferne nähert. Wenn das Gebirge offen iſt, wie gewöhnlich vor eintretendem Regen, wo der Föhn aus Süden weht, ſo ſcheint es uns täuſchend nahe zu ſeyn, und das Auge kann hier leicht um's Doppelte und Dreifache irren. Hiezu trägt die Großartigkeit der Maſſen, ihrer einzelnen Formen, die helle Schaubarkeit der ſenkrechten Aufrichtung und der Mangel der Maße an zwiſchenliegenden Gegenſtänden bei, da die Gebirge gewöhnlich hinter den nahen Höhen unmittelbar anfragen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beſchluß.)

Königin Victoria und ihre Krönung.

Mit der Proklamation vom 4ten April wurde zugleich die Ernennung einer Commiſſion angezeigt zum Behuf der Entſcheidung über alle, „den Dienſt oder die Aufwartung“ betreffenden Geſuche und Anſprüche; man durfte aus Beidem ſchließen, daß die Gebräuche früherer Krönungen unverändert in's Leben treten ſollten, und dies verſüßte dem handels- und gewerbtreibenden Publikum einigermaßen die bittere Pille. Was die Abkürzung der Seaſon den Betheiligten nahm, dafür erwarteten ſie Erſatz von dem größern Pompe, der die Krönung einer jungen Königin begleiten, von dem verhältnißmäßig

größern Aufwande, zu welchem der reiche Adel sich veranlaßt fühlen, und von den vollen Börsen der Unzähligen, welche die Pracht des Festes von fern und nah in London versammeln werde. Kaum aber hatte die Spekulation ihre Berechnungen angefangen, als die Proklamation vom 10ten April erschien. Sie stand, wo sie stehen mußte, in der offiziellen Zeitung, in der London Gazette; hätte eine andere Zeitung sie zuerst gegeben, Niemand würde sie für echt gehalten haben. Die Leser meinten, ihren Augen nicht trauen zu können: kein Aufzug, kein Bankett und ein möglichst abgekürzter Krönungsakt! Die Königin hatte einem Ausschusse ihres geheimen Raths den speziellen Befehl ertheilt, „to make the said arrangements as much abridged and economical as might be compatible with a strict regard to the solemnity and importance of the occasion and a due compliance with the provisions of existing statutes in that behalf,“ und nach dem Gutachten des Ausschusses that sofort die Königin zu wissen, daß der Theil der Ceremonie, welcher in der Westminsterhalle statt zu finden pflege, nämlich das Bankett, so wie der Aufzug ganz weggelassen, und der in der Westminsterabtei zu begehende Akt vielfach abgekürzt werden solle. Nach dem einhelligen Tadel, der in Wort und Schrift sich überall ausspricht, konnte eine unpopulärere Maßregel von den Ministern nicht vorgeschlagen und von der Königin nicht genehmigt werden. Die zweite Proklamation wurde außerdem als öffentliche Schmach empfunden: es schnitt tief in den englischen Nationalstolz, daß eine Feier, zu deren Verherrlichung glänzende Gesandtschaften der ersten Mächte Europa's sich rüsten, aus ökonomischen Rücksichten alles Glanzes und aller Pracht entäußert werden, daß die Nation, die sich gern die reichste nennt und sogar auf ihre Schuldenlast von achthundert Millionen Pfund Sterling stolz ist, unfähig oder abgeneigt erscheinen sollte, die Kosten einer Krönung zu bezahlen, und noch überdies Kosten, von welchen die ärmern Classen des eigenen Landes den meisten Gewinn haben würden. In keinem Theile Londons, vielleicht nirgends in England führte der gekränkte Stolz eine stärkere Sprache, als in der kaufmännischen City. Der kleinste Krämer fühlte sich entwürdigt, daß es von der Krönung seiner Königin heißen solle, die Kaye hinter dem Herde habe nichts davon erfahren, und in einer Sitzung der Aldermänner verpfändete Copeland, ein gewesener Lord Mayor, sein merkantilisches Ehrenwort, daß eine zu Bestreitung des Krönungsaufwandes veranstaltete Subscription in wenigen Tagen auf hunderttausend Pfund Sterling steigen und er selbst mit Freuden fünfhundert Pfund beisteuern würde. Da es nicht denkbar ist, daß diese große Unzufriedenheit von den Ministern nicht sollte vorausgesehen worden seyn, so muß man vernünftigerweise annehmen, daß Gründe von größerm Gewichte entschieden haben. Warum die Krönung früher als je und zu so unpassender Zeit stattfinden soll, gibt die Proklamation nicht an; ebensowenig sind im Ober- oder Unterhause die Minister darum befragt worden. Das Gerücht schreibt die Maßregel einer Gefälligkeit von Seiten der Minister gegen die Königin zu, die im Juli Schottland, im August Irland besuchen will; Andere meinen, sie wollen durch baldige Entlassung des Parlaments sich nur länger in ihren Aemtern halten. Warum die Krönung auf den Hauptakt der Kronaufsetzung in der Westminsterabtei beschränkt werden soll, und warum das Schaugepränge des Aufzugs und das stattliche Bankett gestrichen worden, dafür gibt die Proklamation Ersparniß als Grund an. Der Pomp, mit welchem Georg IV. seine Krönung begieng, veranlaßte einen Aufwand von beinahe dreimalhunderttausend Pfund Sterling. Mehr als die Hälfte dieser Summe kann bei Königin Victoria's Krönung durch Weglassen des Aufzugs und Banketts nicht erspart werden; die andere Hälfte wird von der Ceremonie in der Westminsterabtei und den außerdem unvermeidlichen Ausgaben in Anspruch genommen. Die Kosten des Aufzugs betragen keine fünftausend Pfund, die des Banketts aber allerdings mehr als das Zwanzigfache. Nun hat der Marquis von Londonderry im Oberhause einen Antrag gegen die Verstümmelung der Krönungsfeier angekündigt, indem seines Erachtens eine solche Oekonomisirung nur tadelhaft, und es überdies höchst unklug sey, gerade in den gegenwärtigen Tagen der Neuerungssucht die äußern Formen der Achtung gegen das Königthum muthwillig zu zerstören; und in derselben Sitzung erklärte der Marquis von Lansdowne, der Präsident des geheimen Raths, der Beschluß hinsichtlich des Banketts könne ferner besprochen werden, aber die Weglassung des Aufzugs sey unwiderruflich. Der Schluß, welcher sofort aus dieser Erklärung im Publikum gezogen wurde, unterstützte die bereits geglaubte Sage, daß nicht Sparlust und nicht das Gutachten der Minister, sondern der eigene Wille der Monarchin den Aufzug, und der Wunsch, diesen Willen gehörig zu motiviren, das Bankett unterdrückt habe. Und so sonderbar es klingt, daß die große weibliche Hofgala (the Queen's drawing-room), die erste, welche dieses Jahr im alten St. Jamespallaste am 5ten April stattgefunden, jenen Entschluß der Königin hervorgerufen haben soll, so ist es doch auffallend genug, daß die Proklamation vom 10ten April aufhob, was die Proklamation vom 4ten April bestimmt hatte. Was aber die Königin dazu bewogen haben soll, das ist, nach der Sage, die Schönheit, die Grazie, der hohe Wuchs und die edle Haltung derjenigen am Tage der Gala vor die Augen der Monarchin gekommenen Frauen und Mädchen, denen Geburt und Rang das Recht geben, der Königin im Krönungszuge zu folgen. Ich glaube ohne Indiskretion niederschreiben zu dürfen, wovon sich Jeder durch den Augenschein überzeugen kann: unter den vielen reichen Gaben, welche ein freundliches Geschick der Königin verliehen, ist körperliche Schönheit die mindest reiche. Ihre Gestalt erreicht kaum mittlere Größe, und sey nun ihr Fuß zu klein oder was immer Schuld daran, ihr Gang ist schwankend, ihre Haltung gezwungen aufrecht. Bei einem charakteristischen Ausdruck von Verständigkeit besitzt ihr Gesicht im Allgemeinen nur den Reiz der Jugendfrische, und es ist ihrer Umgebung nicht entgangen, daß selbst dieser Reiz seit einigen Monaten häufig erbleicht. Ihr Mund wäre sehr hübsch, wenn die Lippen die Zähne vollkommen bedeckten, und das Bemühen, solches dennoch zu bewirken, kräuselt die Lippen und verzieht die Wangen. Die Augen sind vielleicht zu klein, die Wimpern zu kurz und die Brauen etwas unregelmäßig. Wohl möglich daher, daß Königin Victoria ihr Erscheinen beim Krönungszuge, inmitten einer Blüthe von Frauen, wie kein Land schönere aufzuweisen hat, zu vermeiden wünscht, während ein Mann ohne Scheu den Schönsten seines Geschlechts vortreten würde. Das Aeußerliche der Königin ist seit ihrer Thronbesteigung durch Pinsel und Grabstichel wiederholt dargestellt worden. Sie hat zu mehreren Malen den geachtetsten Künstlern gesessen, und ein Newton, Parris, Chalons, Roß, Hayter, Willie und Andere haben sich redlich bemüht, die Gesichtszüge der jungen Monarchin treu wiederzugeben. Mehr oder weniger ist es Allen, vollständig ist es keinem gelungen, und unter den vielen Abbildungen, welche den Namen der Königin Victoria tragen, befindet sich zur Zeit nicht Eine, die der lebenden Königin sprechend ähnlich sieht. Es sind ihre Augen, es ist ihre Stirn, es ist der Schnitt und der Ausdruck ihres Gesichts, nur ihr Mund ist es nicht. An diesem ist das Bemühen der Künstler bisher gescheitert. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 8. Mai 1838.

— Oculos idem, qui decipit, incitat error.

Ovid.

Ueber optiſche Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Im Schoße der Alpen iſt's wieder die einfache Größe der Maſſen, die Klarheit und Helle der aufrecht uns gegenüberſtehenden Formen, die ganz veränderte Luftperſpektive, die nicht, wie im flächern Lande, ſchon die nächſten Horizonte, den Mittelgrund, mit blauem Dufte laſirt, was uns über die Entfernung täuſcht. Immer glauben wir mit den Verhältniſſen der Ebene hier meſſen zu dürfen. Ein Vorhügel, hinter dem der Gebirgsſtock aufragt, ſcheint uns im Sprunge erſteigbar, ſein Scheitel mit einem Steinwurf erreichbar, bis wir, den Verſuch machend, merken, daß wir uns um's Vierfache betrogen. Als wir junge Wanderer einſt in Graubündten das erſte Schneefeld oben im Gebirg erblickten, wollten einige ſogleich die Höhe erklimmen und meinten in ein paar Stunden wieder zur Stelle zu ſeyn, bis ein Landmann ſie belehrte, daß ſie gegen fünf Stunden hinauf zu ſteigen hätten.

Wenn man im Angeſicht eines Berges, wie die Jungfrau, dem Unkundigen ſagt, er ſey 50—60mal höher als ein Kirchthurm, ſo wird ihm dies unglaublich vorkommen. Er darf aber nur den Maßſtab von lezterem in Gedanken an die nächſten Vorhöhen anlegen, um ſogleich eine Ahnung von der Ueberſchwenglichkeit jenes Coloſſen zu erhalten. Von einem Kirchthurme ſteigt man in ein paar Minuten herab; mit dem Wege vom Gotthardt oder der Grimſel herab hat man aber bei zehn Stunden zu thun, was 300mal länger iſt.

Auch über die wagrechte Entfernung täuſcht man ſich in den Gebirgen. Auf der Furka ſchäzten wir die Strecke an dem Gletſcher hinweg bis zu der Maienwand auf dreiviertel Stunden und irrten um das Dreifache. — Bald nachher erſchien uns das Grimſelſpital als ein kleines Wachhäuschen, und wir fanden dann ein ſtattliches Haus zu Beherbergung vieler Reiſenden. — Man laſſe hinter dem Thale ſeiner Heimath in Gedanken Hochgebirge aufragen, und man wird begreifen, wie ſich ſeine Länge dadurch verkürzen würde.

In der unendlichen Fläche der Wüſten ſollen die ſich erhebenden Gegenſtände täuſchend hoch und nahe erſcheinen. Vielleicht rührt dies daher, weil man oft lange keinen aufgerichteten Gegenſtand wahrnimmt, weil man ganz von der unabſehbaren Horizontallinie erfüllt iſt, und nun für alles Senkrechte das geſchärfteſte Gefühl, die erregbarſte Phantaſie hat. Dieſe Täuſchung wäre mehr pſychiſch als optiſch, wie denn überhaupt der Antheil des Gemüths, die Herrſchaft der gewohnten Eindrücke und Maßſtäbe nie aus dem Auge verloren werden

darf. Ich glaube ſchon in unſern Ebenen oder auf flachen Plateaus analoge Erfahrungen gemacht zu haben. Es wäre das Umgekehrte von dem Gefühl in den Gebirgen, wo man den Eindruck des Hohen über den Höhen ſelbſt verliert und ſie der Empfindung nach kaum höher anſchlägt, als in der Wüſte eine Säule oder Pyramide.

Wir kommen zu einer der anziehendſten Täuſchungen, die Vielen im Allgemeinen bekannt, von den Wenigſten aber ihrem Weſen, ihrem maleriſchen Intereſſe nach recht gewürdigt worden iſt. Wenn wir auf der Höhe einem weiten Horizonte gegenüber unſer Haupt ſo tief neigen, daß wir wagrecht ſchauen, ſo erſcheint uns die Ferne viel wärmer, duftiger als ſonſt, die Nähe vom Mittelgrunde heran bis zum nächſten Vorgrunde taucht nun ebenfalls in den laſirenden Duft ein und nimmt an den blaulichten Tönen der Luftperſpektive Theil, die nähern Gegenſtände erſcheinen entfernter, die Lufttinten ſetzen entſchieden gefärbter, energiſcher, wärmer an einander ab; wir unterſcheiden die Schichten der wirkſamſten Töne, und das Abendroth gewinnt ſolchergeſtalt die höchſte Glut. — Wenn wir nun ſo mit aufrechter und geneigter Stellung ſchnell wechſeln, ſo wird uns der weſentliche Unterſchied erſt recht auffallend und wir finden uns zwiſchen dieſen Eindrücken in einem räthſelhaften Spiel hin und her getrieben. Wer daſſelbe ſich zum Gegenſtand einer ernſtlich tiefern Forſchung macht, der kommt bald auf einfache Geſetze, durch die ſich die Hauptmomente des Problems erklären laſſen. Es treten aber hiebei Umſtände zuſammen, die auf die Beſchaffenheit unſers gewöhnlichen Sehens ein beſonderes Licht werfen. Das Phänomen beſchäftigte mich oft und viel; ich habe es nach allen Seiten gewendet und gedreht, und glaube nun dem, was ich ſchon vor Jahren darüber im Kunſtblatt beigebracht, durch fortgeſezte Beobachtung unterſtüzt, noch Manches zuſetzen zu können. Dies ſoll jedoch nicht hier, wo nur dem allgemein Intereſſanten Raum gegönnt iſt, ſondern ſeiner Zeit in jenem Blatte geſchehen. — Doch zur Sache.

Wer auf ſich im Schauen achtet, der wird finden, daß der Blick ſich am liebſten und leichteſten in der aufrechten Linie, die den Geſichtskreis mitten durchſchneidet, oder, nach der Perſpektive zu ſprechen, in der Vertikallinie des Augpunktes auf und ab bewegt. Auf dieſe Weiſe fixirt er nahe und entfernte Gegenſtände und mißt ihre Größe, Höhe, Entfernung. Das Schweifen in die Breite fällt dem Auge ſchwerer und geſchieht mehr ruckweiſe, als ſtätig. Der Eindruck der Nähe und Ferne iſt bei Weitem mehr ein vertikaler als horizontaler. Daher wird uns der Unterſchied beider in der Luftperſpektive recht fühlbar, weil die Ferne, die wir im Erheben des Blicks von der Nähe gegen den Horizont und über ihn hinauf in der Luft wahrnehmen, bei weitem duftiger, wärmer, verſchwommener iſt, als die Nähe. Wir ſchauen ſo von der dunkeln Nähe gegen die lichtere Ferne und den hellen Himmel hinaus.

Bücken wir uns nun und ſehen mit ſtark geſenktem Haupte, ſo folgt unſer Blick der gewohnten Richtung, die aber jezt die wagrechte iſt. Das Bild wird ein ganz anderes. Die Farbentöne, die naturgemäß alle wagrecht über Erde und Himmel hinziehen, werden jezt nicht durchſchnitten, ſondern ihrer Lage nach verfolgt und in ihrer ganzen Kraft empfunden. Man erſtaunt über den Zauber der landſchaftlichen Tinten. Wenn man eine recht große, zartduftige Ferne, einen blaulichten Horizont mit ruhig wagrechter Linie beherrſcht, ſo glaubt man das Meer mit verſchmolzenen Tönen zu ſehen. Die Luft wird leuchtender, der Abendſchein ein glühender Strom von Licht. Aber die nähern Objekte, Bäume, Gebäude, Thürme, Hügel, Gefilde ꝛc. rücken nun weiter hinweg und überziehen ſich auch mit dem Laſurduft der Ferne. Auch die Nähe bis heran an unſere Füße wird warm und luftig, bis wir uns wieder aufrichten und aller Zauber in der Proſa des gewöhnlichen Sehens erliſcht. Man kann aber dieſe Poeſie und Proſa auf's Schnellſte wechſeln laſſen; die Täuſchung erfolgt ſogleich im Moment.

Bei dem gewöhnlichen Sehen meſſen wir die Entfernung und Höhe der Gegenſtände durch den geradeaus in der ſenkrechten Linie ſich bewegenden Blick und ſchätzen die Verkürzung, die horizontale und vertikale der Fläche und der Höhen mit dem Verſtande nach langer Uebung, wobei uns die Luftperſpektive zu Hülfe kommt. Bei geſenktem Haupte fällt dieſe Meſſung hinweg; die Höhen gelten nur nach dem Augwinkel; die Weinberge ſcheinen ſich in ihrer quadratiſchen Form als liegende Culturflächen nicht bergan, ſondern wagrecht gegen den Horizont hinauszuziehen. Man ſchaut in's Allgemeine der Formen und Farben hinein, ohne etwas Einzelnes zu fixiren und damit das Entferntere zu meſſen, zu ſchätzen.

Daß man ſich ſelbſt durch die Beine ſehen oder, wie Friederike Brun will, ſich gar auf den Rücken legen und ſo die Ferne betrachten ſoll, iſt für unſere Wahrnehmung gar nicht nöthig und immerhin beſchwerlich, doch erfolgt nahehin daſſelbe und nach ähnlichen Geſetzen. Daß man der Ungewohnheit wegen auch hier in's Allgemeine hinein ſchaut, daß man nichts Näheres fixiren, die Ferne nach keiner Nähe ſchätzen kann, daß die helle Zone nicht über, ſondern unter der dunkeln, der Himmel unter der Erde liegt, daß man ſtatt hinauswärts hereinwärts ſchaut, alſo von der Ferne zur Nähe, dies ſind auch hiebei die Hauptmomente der erfolgenden Täuſchung. — Auch große Landſchaftbilder kann man mit geſenktem Blick anſchauen und an ihnen ſo das Allgemeine der Compoſition, namentlich aber der Betonung beſſer empfinden und würdigen, als beim gewöhnlichen Anblick. Wie oft ſchon ſtellte ich Bilder auf eine Seite oder verkehrt, um mich ihrer in dieſer

Variation des Eindrucks zu freuen! Selbſt mit Porträts ſah ich geſchickte Bildnißmaler ſo verfahren, ehe ſie dieſelben ganz vollendeten. Ueberhaupt dürften Maler aus der Naturſchau mit geſenktem Haupte ſich Erfahrungen über die Betonung der Ferne ſammeln; denn dies iſt ihre wahre und eigenthümliche Farbenharmonie, welche von Millionen in ihrem Leben nie wahrgenommen wird, da ſie den gewohnten ſenkrechten, alle zarten Uebergänge und Stufen der Tonleiter durchſchneidenden Blick für den einzig richtigen halten. — Ich begnüge mich, Naturfreunde auf das Phänomen aufmerkſam gemacht zu haben, ohne ſie weiter durch Theoretiſches ermüden zu wollen.

Wir gedenken dieſe Betrachtungen in einem zweiten Artikel fortzuſetzen.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Hannah gab keine Antwort, aber ihre Thränen, die ſie während dieſes ganzen Geſprächs zurückgehalten hatte, ſtahlen ſich leiſe ihre Wangen hinab. Sie wagte kaum ſie abzutrocknen, um ihre Gemüthsbewegung nicht zu verrathen. Sie gingen lange ſchweigend neben einander, endlich ſagte Conrad: „Du biſt ja ganz übler Laune geworden. Gott bewahre Hannchen, wie empfindlich und ſonderbar biſt du! Warum ſollen wir denn ernſt und feierlich von einer Sache ſprechen, die ja in jedem Falle keinem von uns Beiden angenehm iſt? Willſt du aber durchaus eine ernſte Antwort, ſo will ich dich nur darauf aufmerkſam machen, daß ich den Geſetzen der Ehre zuwider gehandelt hätte, daß ich ein ſchlechter Kerl geweſen wäre, hätte ich ein Band zerreißen können, das ich ſelbſt freiwillig und öffentlich geknüpft.“ Nun konnte Hannah es nicht länger ertragen. Sie brach in lautes Weinen aus und ſagte heftig: „Ehre und wieder Ehre! Der Ehre wegen, alſo nicht aus Liebe wollteſt du mir treu bleiben?“ — „Freilich auch aus Liebe, allein iſt die Ehre nicht genug, um die Handlungen eines Mannes zu beſtimmen? braucht's eine andere moraliſche Kraft dazu? das leugne ich.“ — „Ich bin nur ein armes Mädchen,“ rief Hannah, „aber ſo viel Gefühl für Ehre, ja noch mehr, ſo viel Gewiſſen habe ich, daß ich das Opfer nicht mag, das du, wie du mir zu verſtehen gibſt, unſerm Verhältniſſe gebracht.“ Sie zog ihren Arm aus dem ſeinigen und blieb, ihr Geſicht in ihren beiden Händen verbergend, ſtillſtehen. Sie hatten die Pfarre eben erreicht. Conrad erſchrak ob ihrer Gemüthsbewegung; er ſchlang den Arm um ſie mit den Worten: „Liebe Hannah, ſey doch ruhig, du verſtehſt mich unrecht. Kannſt du denn nicht begreifen, daß es nur Ironie von mir war? Weißt du nicht, was Ironie iſt?“ — „Nein!“ — „Das iſt ſchlimm! verſtehſt du denn keinen Scherz?“ — „Nicht immer, nie, wenn ich eine ernſte Antwort wünſchte, eine Antwort, die mein wichtigſtes irdiſches Anliegen betrifft.“ — „Darin „haſt du Unrecht: das Leben hat Sorgen genug, Scherz iſt immer gut.“ — „Verzeihe dir Gott einen Scherz, der mich ſo tief betrübt! Es gibt ein altes Sprüchwort: es iſt ein Scherz für die Katze, wenn die Maus weint.“ Mit dieſen Worten riß ſich Hannchen los und eilte durch den Thorweg in den Pfarrhof. Conrad folgte ihr. Als ſie zu den Eltern in's Wohnzimmer traten, drückte Hannah den Hut ſo tief wie möglich über die Augen herab, damit man ihre verweinten Augen nicht ſehen möchte. Die Dunkelheit des Zimmers, das nur ein Licht erhellte, kam ihr zu Hülfe. Die Eltern merkten nichts, und nachdem ſie ihnen gute Nacht gewünſcht, eilte ſie in ihr Zimmer, wo ſie ſich ungeſtört den kummervollen Gefühlen, die auf ſie einſtürmten, überlaſſen konnte.

Als Conrad ſich allein in ſeinem Zimmer befand, war er weit entfernt, ruhig zu ſeyn, und hätte Hannchen in ſeiner Seele leſen können, ſo würde ſie mit unausſprechlicher Verwunderung entdeckt haben, daß alle die Aeußerungen, die ihr vorhin für Beweiſe ſeiner Gleichgültigkeit gegolten hatten, ſich nur von der eiteln Bemühung herſchrieben, recht herrlich, als ein Held, in männlicher Tugend, und als ein Muſter unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit vor ihren Augen zu erſcheinen, um dadurch ihre Liebe, auf die er nicht wenig ſtolz war, noch zu befeſtigen. Dieſer Abſicht war er ſich ſelbſt nicht bewußt, aber eine gar zu glückliche äußere Stellung, eine gar zu parteiiſche Nachſicht von Seiten ſeiner ihn liebenden Umgebung hatten ihm einen Uebermuth eingeflößt, der wie ein böſer Genius, vor dem ſein beſſeres Weſen verſtummte, ihm überall folgte. Als er nach dieſer Scene mit Hannchen ſich allein befand, erwachte jedoch ſein beſſeres Ich. Er empfand, wenn auch nicht ganz klar, jedoch mit Betrübniß das Liebloſe in ſeinem Betragen, und ängſtigte ſich beim Gedanken, ſeine geliebte Hannah betrübt und erzürnt zu haben. Lange kämpfte er mit ſich ſelbſt, ob er nicht zu ihrer Thüre ſchleichen und ſie um ein paar Worte bitten ſollte. Sie war noch auf, denn von ſeinem Fenſter konnte er das Licht in ihrem Zimmer bemerken, das ſeinen Schein auf die nächſten Gebüſche im Garten warf. Mehrmals ging er zur Thüre und wieder zurück. Die Scheu, ſich zu viel hinzugeben und die Gefühle ſeines Herzens zu zeigen, hielt ihn zurück. Endlich ſiegte die Liebe; leiſe ſchlich er die Treppe hinab zu Hannahs Thüre. Er klopfte leiſe und flüſterte ihren Namen. Hannah nahte der Thüre, ohne ſie zu öffnen, und fragte, was er wolle. Mit weicher, flehender Stimme ſagte er:

„Liebes Hannchen, öffne die Thüre nur ein klein wenig und gönne mir ein Wort.“ Hannah öffnete die Thüre ganz wenig und näherte ihr Gesicht der Spalte. Conrad fühlte sich innig bewegt, denn der schmerzliche Ausdruck im schönen Gesicht war selbst in der spärlichen Beleuchtung sichtbar. „Gutes, liebes Hannchen!“ sagte er; „ich kann unmöglich schlafen, bevor ich dich gebeten habe, mir zu verzeihen, was ich gegen meinen Willen und in unzeitigem Scherz gesagt haben mag, und das dich betrübt hat, weil du es mißverstanden hast. Zweifle nicht daran, wie sehr ich dich lieb habe, und reiche mir zur Versöhnung deine Hand.“ Hannah that es; er küßte ihre Hand mehrmals und entfernte sich. Das betrübte Mädchen fühlte sich durch die sanften Worte und die weiche Stimme des Geliebten erleichtert. Ein süßer Schlaf sank auf ihr Lager nieder, und jeder Schmerz war für den Augenblick verschwunden. Allein in einem so tiefen Gemüth wie Hannchens stirbt ein solcher Schmerz nicht; er schlummert nur und erwacht durch jede Berührung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Concerte. Schauspiele der Prinzessin v. Sachsen. Die Hugenotten.

Unsere hiesigen öffentlichen Concerte in den dazu benutzten, wohleingerichteten Sälen der Stadt pflegen nur ausgezeichnete Leistungen zu bieten. Eine bloß titulare Virtuosität wagt schon darum höchst selten, ihr kümmerliches Lämpchen hier leuchten zu lassen, weil man durch einheimische und fremde wirkliche Virtuosen an Vorzügliches gewöhnt ist und die Concerteinnahmen, selbst anerkannter musikalischer Notabilitäten, zuweilen in Folge der Uebersättigung mit dergleichen Delikatessen wenig glänzend gewesen sind. Aber eben weil die Auszeichnung in diesen Fällen nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, wird sie in der Regel minder besprochen, als sie wohl verdiente. Nur das Originelle und besonders Charakteristische des Dargebotenen kann ausnahmsweise auf eine lebendigere Theilnahme Anspruch machen. Ein Genuß dieser Art wurde den zahlreichen Freunden der Tonkunst durch den Gesang der jungen Britin Clara Novello im Saale des Hotels de Saxe zu Theil. Man hat ihren Melodien mitunter einen Mangel an Farbe, ja wohl gar an Seele vorwerfen wollen. Letzteres aber gewiß mit großem Unrecht. Vielmehr sprachen sie, gerade durch das Vorwalten einer recht tiefen, stillen, ungetrübten Seele, durch das reine Liebliche der Jugend und Weiblichkeit, am mächtigsten an. Ohne Zweifel wird der Reichthum dieser Seele, der jetzt noch wie der schöne, kühle Frühlingsmorgen unter einem durchsichtigen Silberschleier hervorblickt, sich bald in ganzer Kraft und Fülle und den buntesten Farben entwickeln. — Das lebendigste Interesse an den Schauspielen der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“ bewährt sich bei jedem neuen Werke mehr. Der ersten Aufführung des „Pflegevaters,“ eines Drama in vier Akten, folgte der Enthusiasmus des überfüllten Hauses vom Anfang bis zum Schlusse. Allerdings erinnert das Eigenthümliche dieser Stücke an die gediegensten der Iffland'schen Familienschilderungen; aber Ifflands besten Produkte, wie namentlich die „Jäger,“ sind mit veralteter Sentimentalität und einem langweiligen Jammer durchwebt, was sie in jetziger Zeit zum Theil recht unschmackhaft macht. Dazu sticht sein häufig gezierter, mit sogenannten Schlagworten überfüllter Dialog gewaltig ab gegen die einfache Schönheit in den Werken unserer Verfasserin. Besonders gehört auch eine seltene Kunst in der natürlichen Verschlingung und Lösung der Handlung zu den eigenthümlichen Vorzügen dieser Werke, welche, aus dem Beifall zu schließen, der sie auch auf den übrigen vorzüglichen Bühnen Deutschlands empfängt, als eine wahrhafte Bereicherung des deutschen Theaters immer allgemeinere Anerkennung erlangen. Auch der „Pflegevater“ zeigt den einnehmenden Charakter sämmtlicher Dramen der Dichterin, sowohl in der Eigenthümlichkeit der Composition und Entwickelung, als in dem leichten und doch sinnvollen, nichts weniger als farblosen Dialog. Das dabei thätige Schauspielerpersonal bewies seinen Dank für ein neues, dankbares Stück auf die zweckmäßigste Weise durch einen besondern Wetteifer in der Darstellung und ein schön ineinander greifendes Zusammenspiel; auch zeigte das Publikum durch das Herausrufen sämmtlicher Mitspieler, daß es solches gehörig zu würdigen wisse. — Zu den willkommenen dramatischen Neuigkeiten gehörten die dem Französischen nachgebildeten Lustspielchen: „der Mentor“ und „der junge Ehemann.“ Aber es waren zwei Tröpfchen auf einen heißen Stein; unser Verlangen ging nach Größerem, Gewaltigerem. „Die Hugenotten!“ hieß das Feldgeschrei viele Wochen früher, ehe sie uns mit schwarzen Buchstaben von den Straßenecken zuriefen: da sind wir! Man brauchte hier nicht mehr zu fragen, ist das Sujet, ist die Ausführung gut? hat der Compositeur, hat der Dichter Recht gehabt? Diese großen Fragen waren bereits von Paris, der souveränen Modestadt, der „Hauptstadt der Welt,“ mit einem „Ja“ unter Trompeten- und Paukenklang entschieden worden, und gegen die Competenz ihres Urtheils findet keine Appellation statt. Endlich ist unser Wunsch erfüllt worden, zur allgemeinen Zufriedenheit, könnte man sagen, wenn unser Schauspielhaus drei- bis viermal größer wäre. So aber mußten die wenigen Male, welche die Meyerbeersche Oper bereits gegeben worden, eine Menge Musikdurstige trockenen Mundes zurückkehren, um die künftigen Aufführungen zu erwarten. Hätte es auch widerspenstige Herzen und Sinne gegen unsere Schröder-Devrient gegeben, im vierten Akt wäre es doch sicher mit einem zwecklosen Widerstand rein aus gewesen. In seinem köstlichen Duett, wo zudem die Anmuth ihrer Gestalt, in weißen Atlas gefaßt, imponirend hervortrat, eroberte sie Alles. Das das rühmlichst bekannte Orchester in seiner Kunst, seinem Wetteifer und seiner Genauigkeit am wenigsten zurückbleiben würde, ließ sich voraussehen. Meyerbeer hatte mehreren Proben der Oper beigewohnt und war, glaubwürdigem Vernehmen nach, schon mit der ersten über alles Erwarten zufrieden gewesen. Auch das Auge, das bei den jetzigen Opern, neben dem Ohre, bekanntlich ebenfalls reichlich bedacht seyn will, hatte nur zu loben, was für dasselbe an Tänzen, Processionen, Costümen und Decorationen geschehen war. Bei dem Tanze mit Fackeln konnte man sich indessen eines kleinen Schauers nicht erwehren, vielleicht bloß, weil die häufigen Feuersbrünste, die in den vorletzten Monaten unsern ganzen Welttheil durchglühten, noch einigen Schrecken in uns zurückgelassen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. Mai 1838.

Seyd mit Geräth und Zauber fertig,
Wie jedem Spuke ſein gewärtig!" —
Geſchick und Tod ſoll er verachten,
Furchtlos und blind nach eben trachten:
Wie ihr wohl wißt, war Sicherheit
Des Menſchen Erbfeind jeder Zeit.

Shakespeare.
Macbeth.

Der Krönungsmantel.

Dem Sterbenden nach der verlorenen Schlacht
Erſchienen zwölf hurtige Weſen der Nacht
Und fuhren, wie luſtiges, kleines Gezwerg,
Auf Roſſen mitten hinein in den Berg.

Drauf hat er mit brechendem Auge geſehn
Im Berge zwölf rieſige Weiber ſtehn,
Die, während ſie knarrend ein Webſtuhl ſchied,
Dazwiſchen erhuben dies ſchaurige Lied:

„Nun raſten die Schwerter, nun ſchweiget die Schlacht,
Nun, Schweſtern! den Mantel zur Krönung gemacht:
Das Herrſchergewand, von der Hölle geſeit,
Das Bahrtuch ſterbender Heldenzeit!

Denn Spieße und Piken durchpfiffen die Luft
Und taumelten hier in die düſtere Kluft,
Und Klingen zerſprangen am raſſelnden Schild,
Den Rander als König des Sieges behielt.

Wir machen die Schlingen vom Reiterzaum,
Von flimmernden Lanzen den Weberbaum,
Vom Lockengold, das die Scheitel umſchlang,
Der ſchlüpfrigſten Fäden zäheſten Strang.

Wie ſtürzte der Graf in den Strom voll Blut!
Denn Rander, der König, trifft ſchnell und gut;
Wie liegt er und hält nun den eiſernen Schlaf,
Den Rander, der zürnende Fechter, traf!

Was nehmen wir aber als Weberſchiff?
Von Randers Schwerte den blutigen Griff.
Wie knüpft man den Zettel und welcher Art?
Wir nehmen des Grafen ſchneeweißen Bart.

Es wogten die Schaaren wie Halme im Wind,
Es herrſchte Verwirrung, des Schreckens Kind:
Doch flatternde Banner umwehten ihn hold,
Wohin er die gluhenden Augen gerollt.

Was kommt mit den ſauſenden Spulen in Kampf?
Es iſt ein verwelkender Muskelkrampf.
Was hängt am Gewicht und ſchaukelt und ſtaubt?
Es iſt eines Ritters verſchmachtendes Haupt.

Wie krächzte der Rabe, wie kreiſchte der Weih,
Und ſchoß an der glänzenden Wolke vorbei,
Wie irrten die Adler durch's ſterbende Thal
Und ſtürzten herab und verſchlangen das Mahl!

Wir weben die Länge, wir weben die Quer,
Wir zeichnen das Tausend Erschlagner umher,
Wir brämen mit Purpurstreifen den Rand,
Weil Rander im Blut bis zum Knöchel stand.

Der Graf, wo sank er im Schwertergemisch?
Ermordet liegt er im Erlengebusch.
Wo wandte sein Bruder sich hin zur Flucht?
Ein schwirrender Pfeil hat ihn aufgesucht.

Seht, Schwestern, es wächst uns das rothe Gewand
Als wie ein Lebendiges unter der Hand!
Die Rahmen gehoben, die Fäden gedrillt —
Und fertig und ganz ist das scheußliche Bild.

O König! die Schlange des Mordes hing
Sich jüngst dir in's Haar als ein Kronenring;
Nun spann dir der Tod ein Gewand und bürgt:
Im Krönungsmantel wirst du erwürgt!

Denn wir auf dem schwärzlichgespreckelten Gaul
Entwirren nun wieder den schrecklichen Knaul,
Anstarrend dein eignes Doppelgesicht
Des halben Gewissens, das träumend spricht:

„Erschlugst du den Grafen nach Henkergebrauch,
Warum dann das Knäblein des Grafen nicht auch?
Wenn Vater und Bruder — wie warst du so blind,
Du Stümper! — warum nicht das lächelnde Kind?“

Nun, Schwestern, von dannen mit Sporen der Eil!
Dem Volke wird Knechtschaft und Jammer zu Theil,
Er tränkt es mit Thränen, er nährt es mit Hohn:
Ihn aber ermordet des Grafen Sohn!“ —

So sangen die Zwölfe gespenstig dabei
Und rissen den Zaubermantel entzwei,
Und trieben die Rosse in Nacht und Graus
Zum hohlen Zaubergebirge hinaus.

Ernst Ludwig Rochholz.

Der Realist.

(Fortsetzung.)

So ging eine geraume Zeit hin, in welcher ähnliche Auftritte sich hie und da wiederholten. Sehr viel trug hiezu bei, daß Conrad oft übler Laune war. Üble Launen sind im Ganzen von der Eitelkeit unzertrennlich; allein Conrad hatte außerdem wirklich Anlaß, verdrießlich zu seyn. Er brachte die meiste Zeit in der Fabrik zu, wo die neuen Einrichtungen große Zubereitungen erforderten. Die Gebäude wurden zum Theil verändert, um die neuen Maschinen aufzunehmen, und neue aufgeführt. Der Fabrikherr hatte ein bedeutendes Kapital aufgenommen, um diese und mehrere bald bevorstehenden Ausgaben zu bestreiten. Dieser Mann, dessen Eitelkeit nicht geringer war als die seines Neffen, fühlte durch das Aufsehen, das seine Fabrik in ihrer neuen Gestalt machen mußte, sich auf der einen Seite sehr geschmeichelt, auf der andern aber schauderte er beim Gedanken an das viele Geld, welches das Alles kostete, und er verlor vollends Muth und Fassung, wenn sein vieljähriges Faktotum, sein alter Fabrikmeister Olsen, in einer Unterredung unter vier Augen ihm das Gewagte und Unzweckmäßige dieser Neuerungen vorhielt. Nach einer solchen Conferenz, oder wenn es an's Ausbezahlen ging, wurde der Fabrikherr nicht müde, Conrad mit seinen Zweifeln und grämlichen Bedenklichkeiten zu quälen, während Olsen jede Gelegenheit ergriff, seiner Thätigkeit Hindernisse in den Weg zu legen und mit verzweifelter Beharrlichkeit ihm Aeußerungen an den Kopf warf, wie z. B.: „Wäre doch unser Herrgott so gnädig gewesen, meine Augen zu schließen, bevor sie sehen mußten, wie in der alten Fabrik, der ich nun seit vierzig Jahren mit Ehren vorstehe, das Oberste zu unterst gekehrt wird, und das Vermögen, das mein guter Herr hier erworben, nun in Rauch und Dampf aufgeht,“ oder: „mir blutet das Herz wegen der Leute, die jetzt brodlos werden müssen, und gottlos scheint mir der Gedanke, daß unvernünftige Maschinen tüchtiger seyn sollen als Gottes Geschöpfe, die nach seinem Bilde erschaffen sind.“ Anfangs suchte Conrad ihn aufzuklären, es half aber nichts: wenn Olsen ihn auch anscheinend aufmerksam angehört hatte, machte er doch nur den Mund auf, um ganz dieselben Jeremiaden zu wiederholen. Dies ärgerliche Betragen brachte Conrad so sehr auf, daß er zuletzt alle Rücksichten bei Seite setzte, den alten Mann schalt und ihm geradezu gebot, zu schweigen, wenn er ein Wort darein reden wollte.

Fast täglich gab es ärgerliche Auftritte, und gewöhnlich brachte Conrad seine ganze üble Laune in das Vaterhaus mit, ohne sie jedoch eingestehen, oder Hannchens und der Mutter Fragen nach dem Grund seiner Verstimmung beantworten zu wollen. Die Verdrießlichkeiten, die ihm in seinen Geschäften begegneten, erschienen ihm demüthigend, daher konnte er es nicht über sich gewinnen, davon zu sprechen. Die Aufmerksamkeit seiner Angehörigen verdroß ihn, er gab mürrische Antworten, sie wurden verlegen und wortkarg, Hannahs ernster Ausdruck that ihm weh. Er suchte sein Unrecht wieder gut zu machen; allein nicht immer gelang es, die verschwundene Zufriedenheit wieder hervorzurufen, und so entstand

allmählig ein gewiſſer todter und langweiliger Ton in der ſtillen Heimath, und die ruhige Heiterkeit, die ungezwungene Mittheilung ſchienen verſchwinden zu wollen. Der Kreis, in welchem Conrad ſich am meiſten erholte und wo auch die verſammelte Familie ſich eigentlich am beſten befand, war das Haus des Gutsherrn; jeden Sonntag nach dem Gottesdienſte waren regelmäßig Alle auf dem Gute verſammelt und verbrachten dort den ganzen Tag.

Indeſſen war der Kreis durch eine neue Perſon, den früher von Ludwig erwähnten und als Franciskas Freier angekündigten Kammerjunker von Malten vermehrt worden. Dieſer junge Mann hatte kurz vorher ſeinen Vater verloren, von dem eigentlich der Plan einer Verbindung zwiſchen ihm und Franciska ausgegangen. Es war dies das erſte Mal, daß der alte Malten den Wünſchen ſeines Sohnes entgegen kam; dieſer hatte bis dahin in Allem dem Willen ſeines deſpotiſchen Vaters blindlings gehorchen müſſen. Der Tod des Vaters hatte nun dem jungen Manne plötzlich die Freiheit gegeben und ihn in den Beſitz eines großen Vermögens geſetzt; zwei ihm ſo ungewohnte Annehmlichkeiten, daß er ſelbſt nicht wußte, wie er ſie benützen ſollte. Hinſichtlich zweier Dinge war er ſogleich mit ſich ſelbſt einig, nämlich das Studium der Rechte, wozu ihn der Vater gezwungen hatte, aufzugeben, und zweitens, zum Gutsbeſitzer Kulmann zu reiſen und ſich Franciskas Herz zu ſichern. Daß dies leicht zu gewinnen oder vielleicht ihm ſchon gewonnen ſey, glaubte er beſtimmt, und weit entfernt, etwas anderm als ſeinen perſönlichen Verdienſten ſein Glück verdanken zu wollen, war ſein erſtes Geſchäft, die mit dem Vater eingeleitete Geldſache von ſelbſt anzuregen und zur Zufriedenheit des Gutsbeſitzers abzumachen, ohne daß dabei von ſeiner oder des Vaters Seite Franciskas Hand zur Sprache gebracht wurde. Dies Betragen gewann ihm vollkommen die Gunſt des Gutsherrn, und der alte Herr ſuchte dem neuen Gaſte ſein Haus auf jede Weiſe angenehm zu machen.

Wer je darauf geachtet hat, muß die Erfahrung gemacht haben, daß etwas Sonderbares, von dem man nicht weiß, wie man es bezeichnen ſoll, durch das Leben geht, etwas, das zu dem Spruche Anlaß gegeben, daß ein Unglück oder Glück ſelten allein kommt. Es gibt Dinge, die auf unſer geiſtiges Leben oder auf unſer Verhängniß nicht ſo einfließen, daß wir ſie der Fügung einer Vorſehung beimeſſen möchten, die aber auch nicht dem bloßen Zufall zuzuſchreiben ſcheinen, die indeſſen ganze Zeiträume in unſerm Leben verbittern oder verſüßen, und ſelten einzeln, ſondern in einer Folgereihe auftreten, als zöge das eine das andere herbei, als ſchwebten ſie in der Luft und würden uns wie Krankheit oder Geſundheit von einem guten oder böſen Wind zugeführt. Daher ſchreiben ſich die ſogenannten Unglückstage, und wenn einmal in einen häuslichen Kreis ein Fremder tritt, der auf irgend eine Weiſe auf die früher dort herrſchende Harmonie ſtörend einwirkt, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß in einem ſolchen Zeitraum mehrere Friedensſtörer erſcheinen, und ein Mißverſtändniß, ein Streit, eine Verſtimmung einander die Hand reichen, als wäre eine bisher vermauerte Thüre böſen unſichtbaren Gewalten geöffnet worden.

So etwas trat nun in den Häuſern des Pfarrers und des Gutsbeſitzers ein, welche Gewohnheit und Freundſchaft in den lezten fünf Jahren faſt in Eine Familie verſchmolzen hatten. Der zurückgekehrte, von dem abgereisten ſo verſchiedene Conrad brachte etwas Fremdes, etwas Unerwartetes und Störendes in das friedliche Daſeyn. Schon vor ſeiner Ankunft war etwas davon aus ſeinen Briefen gleichſam hervorgeſchimmert und Ludwig und Hannah merkbar geworden, wie eine Wolke am Horizont, von der man hofft, daß ſie kein Gewitter verkunde. Aber durch den Kammerjunker ſchien das Uebel bedeutend verſchlimmert. Obgleich er und Conrad das mit einander gemein hatten, daß Eitelkeit die Triebfeder zu ihrem ganzen Dichten und Trachten war, ſo übte doch dieſer Feind aller Liebenswürdigkeit ſeine Gewalt über Beide in völlig entgegengeſezter Richtung. Conrad hatte ſich ſo lange bemuht, ſeine natürlichen warmen Empfindungen zu verbergen, bis ſie wirklich in ſeinem Weſen ſo zurückgedrängt wurden, daß ſie nur ſelten ihm und Andern fuhlbar hervorbrachen. Malten dagegen hatte eine Fülle von Gefuhl und Enthuſiasmus, die ihm völlig fremd waren, ſo lange gelogen, bis er ſich wirklich eine Art Ueberſpannung und falſcher Sentimentalität angeeignet, die den an ſich nicht bedeutenden Verſtand, womit Natur und Erziehung ihn verſehen hatten, noch mehr verdunkelten; und während Conrad ſich ganz in materielle Intereſſen vertiefte, und jede Veranlaſſung ergriff, ſeine Geringſchätzung fur alles, was außerhalb der Grenzen derſelben lag, zu äußern, obgleich die ideale Welt in manchem Augenblicke gegen ſeinen Willen und oft ohne ſein Wiſſen ihn anzog, ſo ſprach dagegen Malten die größte Verachtung fur alles aus, was außerhalb der Sphäre der ſchönen Künſte lag, und von ſeinem hohen Berufe überzeugt, fuhr er wie raſender Roland mit dilettantiſcher Barbarei unter allen neun Muſen umher.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Gemeinnützige Vereine und Anſtalten.

Der Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeiſtes in Böhmen hat, um immer kräftiger in das Leben der Gewerbe einzugreifen, nicht nur ein Leſekabinet eröffnet, in welchem an gewiſſen Tagen die techniſche Bibliothek der Geſellſchaft

ſammt allen Zeitſchriften in dieſem Zweige der Literatur zur unentgeldlichen Benützung für Jedermann offen ſteht, ſondern auch eine Art Sonntagsſchule für Gewerbsleute begründet, in welcher, nebſt der Zeichnenkunſt, auch populäre Vorträge über die nöthigſten Hülfswiſſenſchaften gehalten werden, vorzüglich über Arithmetik und Geometrie (und zwar in deutſcher und böhmiſcher Sprache), dann über techniſche Chemie, endlich über Mechanik und Phyſik. In den Vorleſungen ſitzen neben Männern aus dem Gewerbsſtande auch akademiſche Jünglinge und hören mit gleicher Aufmerkſamkeit zu; denn es iſt auch für den wiſſenſchaftlich Gebildeten von großem Intereſſe, ſchwierige Begriffe in populärem Vortrage entwickeln zu hören. Schon früher hatte der Fürſt von Oettingen-Wallerſtein in dem Hauptorte ſeiner Herrſchaft Königsſaal (ein Marktflecken, eine kleine Poſt von Prag entfernt) eine Gewerbsſchule errichtet, deren Reſultate gleichfalls ſchon im erſten Jahr ſehr erfreulich waren. Die Bibliothek des Vereins beſtand bei der lezten Generalverſammlung aus 2005 Bänden, wovon 430 Geſchenke, 1575 aber aus den Mitteln der Anſtalt erkauft worden ſind. Nach den Beſchlüſſen der lezten Sitzung iſt die Generaldirektion ermächtigt, jährlich 3500 fl. zu Reiſebeiträgen für junge Techniker zu verwenden. Zu Reiſen im Inland wurden drei junge Techniker gewählt und mit allen dem Zwecke angemeſſenen Inſtruktionen, Empfehlungen und Reiſegeld verſehen; ſie vollbrachten ihre Reiſe in der lezt verfloſſenen Ferienzeit, und erſtatteten Berichte, aus welchen zu erſehen, daß ſie den Zweck ihrer Sendung, der nur auf ihre weitere Ausbildung gehen kann, ſo weit erreicht haben, als es immer zu erwarten iſt.

Auch die Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben hat einen großen Umſchwung in Böhmen genommen, und es beſtehen bereits fünfundzwanzig Fabriken, die aus den Rüben Syrup und Zucker bereiten, und drei, welche nur Rübenſyrup aus den erſtern ankaufen und zu Zucker verſieden. Die erſte dieſer Runkelzuckerfabriken Böhmens iſt die des Grafen von Czernin in Chudenitz, 1830 begründet, dieſer folgte 1831 die des Fürſten von Thurn und Taxis zu Dobrawitz, auf die Verarbeitung von 100,000 Ctrn. Rüben eingerichtet; dem Beiſpiele Beider folgte noch in demſelben Jahr der Fürſt von Oettingen-Wallerſtein auf ſeiner Herrſchaft Königsſaal (für 30,000 Ctnr.) u. ſ. f. Die größte nach der Dobrawitzer iſt die des Herrn Wagner zu Smidar (für 80,000 Ctnr.) und der Herren Oppelt und Weinrich zu Schlan (60,000 Ctnr.). Die trockenen Sommer von 1834 — 1836 haben jedoch eine ſo ſchwache Rübenernte zur Folge gehabt, daß keine der Fabriken nach der Ausdehnung arbeiten konnte, für welche ſie eingerichtet ſind, und ſtatt der 30,000 Ctnr. Rübenzucker, welche Böhmen hervorbringen könnte, die eigentliche Produktion nicht mehr als 10,000 bis 15,000 Ctnr. betrug. — Von den böhmiſchen Mineralquellen wurden im Jahr 1837, 1,010,270 Krüge verſandt, nämlich aus Franzensbad 157,247, Mariensbad 580,555, Bilin 90,700, Saidſchütz 115,580, Pillna 258,000 und Radisfurt 10,108 Krüge. — Die k. k. patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft in Böhmen gibt eine populäre Zeitſchrift unter dem Titel: „Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann und kleinen Gewerbsmann“ heraus, die großen Anklang zu finden ſcheint, wozu auch der ſehr niedrige Preis das Seinige beitragen mag. Die erſte Auflage war in wenigen Tagen vergriffen. Stehende Artikel dieſer Zeitſchrift ſind ſowohl die monatlichen Verrichtungen in der Landwirthſchaft, als die Tabellen der Getreidepreiſe und die Warnungstafel für den Bauersmann. Platt und geſchmacklos iſt aber der ſogenannte unterhaltende Theil des Blattes, die Anekdoten u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, April.

(Fortſetzung.)

Die Hugenotten. Die neue Brauerei.

Uebrigens gehört gewiß zu der innern Kraft und Fülle dieſer ſchönen Oper eine ſo vollendete Darſtellung, wie ihr hier zu Theil wird, wenn ſie die Aufmerkſamkeit fortdauernd in dem Grade, wie es der Fall war, ſpannen und rege erhalten ſoll, da ſie ſolche auf mehr als vier ganze Stunden in Anſpruch nimmt. Trotz dieſer langen Zeit erhielt ſich die Freude an dem Kunſtwerke bis zum Schluſſe, wo ſie gleichſam in eine glanzvolle Girandole von Beifall und Herausrufen aufflammte. — Noch iſt hier Raupachs Trauerſpiels: „Corona von Saluzzo,“ in Kurzem zu gedenken, welches in den lezten Tagen zum erſten Male auf der hieſigen Bühne erſchien und mit großem Beifall aufgenommen wurde. — Eine zwar dem Rang nach unſtreitig tiefer ſtehende Art von Feier, die aber doch, da ſie der Ausführung eines gemeinnützigen Unternehmens gilt, alle Achtung verdient, iſt die vor Kurzem ſtattgefundene Eröffnung der auf Aktien gegründeten Brauerei, welche im Lande ſelbſt ein Getränk erzeugen ſoll, wie ſolches ſeither aus dem Ausland bezogen wurde. Es hatte ſich vorher das Gerücht verbreitet, daß örtliche und ſonſtige Hinderniſſe die Bereitung eines, dem guten ausländiſchen ähnlichen Biers im hieſigen Lande unmöglich machen; Herr von Speck auf Lutſchena bei Leipzig hatte dies jedoch durch die That widerlegt. Das auf ſeinem Gute producirte Bier fand großen, immer zunehmenden Abſatz bis in ſehr entfernte Gegenden. Nachdem hierauf das Comité der hieſigen Aktiengeſellſchaft ebenfalls hinlängliche Anſtalt getroffen hatte, ſich mit den Erforderniſſen zur zweckmäßigen Betreibung eines ähnlichen Unternehmens bekannt zu machen und ſich dazu geeigneter Werkmeiſter zu verſichern, wurde in der Nähe Dresdens, nicht weit über das Linkiſche Bad hinaus, ein unter dem Namen des Waldſchlößchens in der lezten Zeit ſehr bekannt gewordenes Grundſtück im Walde angekauft, das ſeiner reizenden Lage wegen viel Beſuch erhielt, weil ſich dort ein Reſtaurant etablirt hatte. Auf dieſem Grundſtücke nun arbeiteten plötzlich Hunderte von Menſchen, ſo daß das Werk zuſehends vorrückte. Das wirklich Großartige ſeiner ungeheuern, tiefen Kellerwölbungen und der dazu gehörigen Gebäude gewährte im ganzen vorigen Jahr den Einwohnern aller Stände und Claſſen einen ſo gewaltigen Reiz, daß die Fahrten, Ritte und Fußpromenaden nach dem Waldſchlößchen nicht mehr aufhörten. Eine ungemeine Steigerung noch erhielt die allgemeine Wißbegier und Ungeduld, als endlich in den erſten Monaten dieſes Jahrs verlautete, daß das bereits fertig gewordene Lagerbier von ganz ausgezeichneter Beſchaffenheit ſey. Immer ungeſtümer wurde das hiebei zuſammentreffende Verlangen der Vornehmen, des Mittelſtandes und der Proletarier nach dem hochgeprieſenen neuen Gerſtenſafte. Der Ausſchuß war daher zu der Erklärung genöthigt, daß, der nöthigen Einleitungen wegen, vor dem 26ſten März keine Lieferung erfolgen könne, dann aber Jedermann befriedigt werden ſolle. Und der Dresdener Anzeiger wurde an dieſem Feſttage das Organ einer gewaltigen Menge großer und kleiner Bierbehörden, welche insgeſammt den brennendſten Durſt ausdrückten, alle hochgeehrteſten Bierdurſtigen zuerſt mit dem neuen Nektar zu erquicken.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 10. Mai 1838.

— Parting is such sweet sorrow!
Shakespeare.

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

Von Lotichios.

Weilheim am 14ten März 1838.

Um halb zwei Uhr Nachmittags fuhr ich von München mit dem Eilwagen ab. Hier haben wir zu Nacht gegeſſen und müſſen nun, ehe wir weiter können, auf den Wagen von Augsburg warten, der bald früher, bald ſpäter anzukommen pflegt. Meine Reiſegefährten ſind: ein ſchönes Fräulein aus München, eine hübſche junge Wittwe aus Nymphenburg, ein ſehr dicker deutſcher Herr, ein junger Franzos aus Avignon, und ein junger Grieche aus dem Peloponnes. Die Wittwe begibt ſich nach Murnau, um das Grab ihres Gemahls zu beſuchen, der, morgen wird's juſt ein Jahr, da geſtorben iſt; das Fräulein reist nach Griechenland zu ihrem dort als Arzt angeſtellten Bruder; der Grieche, dem ſie empfohlen iſt, kehrt, nachdem er in München und Heidelberg die Rechte ſtudirt, in ſeine Heimath zurück; der Franzoſe reist in Geſchäften und der dicke Herr auf Beſuch nach Botzen. Im Poſthofe zu München hatte ſich eine zahlreiche Verwandtſchaft und Freundſchaft, großentheils Frauenzimmer, eingefunden, um dem Fräulein, und ein ganzer Schwarm Griechen, faſt lauter Studenten, um ihrem Landsmann Lebewohl zu ſagen. Als nun der Conducteur den Wink zum Einſteigen gegeben, entſtand ein großes Gedränge um den Wagen. Da wurde die vielleicht auf immer Scheidende weinend und ſchluchzend umarmt und geküßt und wieder umarmt; und ſie war erſchüttert, ſie konnte nicht ſprechen und auch nicht weinen, kaum daß ſie athmen konnte, und ſie war blaß wie eine Leiche. Man hätte weinen mögen, und wirklich ſtanden einem auch die Thränen in den Augen; man mußte deſſenungeachtet herzlich lachen, denn gar luſtig war andererſeits der Abſchied des griechiſchen Landsmanns. Seine jungen Freunde, die ihn alle noch einmal herzen wollten, rißen ſich auf eine Weiſe um ihn, daß er froh war, als er ſich endlich im Wagen befand. Sie ſchrien nun laut durcheinander, ſie gaben ihm Grüße mit, prieſen ihn glücklich, weil er bald wieder daheim ſeyn würde, und wünſchten ihm eine glückliche Reiſe; lebe wohl! riefen ſie und lachten dabei, lebe wohl! grüße den —opulos und den —upolos, und die und die, und auch den —aki und auch den —straki! Nur einen Augenblick ließen ſie nach; es war der, wo das halbtodte Fräulein einſtieg, und wo ſie ſelbſt, wo alle Zuſchauer gerührt wurden, die Packknechte, die Conducteurs und ſogar der Polizeicommiſſär; dann aber brach das luſtige Lebewohl wieder los, und unter ſchallendem Gelächter rollte der Wagen ab.

Von München nach Starnberg iſt die Station lang, der Poſtillon langſam, die Gegend langweilig; nur die

vielen Rehe, die da in den vielen Wäldern herumlaufen, erinnern an Lebendigkeit. Um ſo lebhafter war's in unſerm Wagen. Die junge Wittwe war ſehr geſprächig, der junge Grieche ſehr guter Laune, und das Fräulein hatte ſich erholt und rauchte nun mit Behaglichkeit eine Cigarre und verſicherte uns, daß jezt viele Münchner Damen das Rauchen mit Paſſion trieben. Die fremden Herrn wunderten ſich darüber und lachten; zum verwundern war's allerdings, aber nicht zum lachen. Die Fremden lachten, Gott weiß aber, was ſie bei ſich gedacht haben und was ſie zu Hauſe darüber ſagen werden. — In Starnberg hielten wir uns eine Viertelſtunde auf. Aus dem Gaſtzimmer hat man eine ſchöne Ausſicht auf das Gebirge und den See. Dieſer war noch zugefroren und verſchneit, und das ſonſt ſo reizende Gebirge ſah blaß und froſtig aus. Ein Greis, der im Cabriolet geſeſſen und den wir jezt erſt zu ſehen bekamen, trat zu uns herein, um ſich, während ſein Burſche, der mit einem Schlitten auf ihn gewartet hatte, anſpannte, zu wärmen und, wie er ſagte, Abſchied von ſeinen Reiſegefährten zu nehmen. Er wandte ſich alsbald mit beſonderer Freundlichkeit zu der jungen, hübſchen, ſo ganz allein in die weite Ferne Reiſenden. Er war Zeuge ihres Abſchieds geweſen und glaubte ſie nun tröſten zu müſſen. „Sie verlaſſen," ſagte er, „Ihr Vaterland und Alles, was Ihnen in demſelben theuer iſt. Das ſchmerzt, ich geſtehe es, und wird Ihnen noch oft wehe thun. Allein bedenken Sie auch, was Ihnen dagegen wird, was Sie um dieſen theuren Preis erkaufen: ein Gut, um das Sie Tauſende beneiden werden. Sie machen eine köſtliche Reiſe; Sie werden Italien und Griechenland ſehen — und das Meer, das unbeſchreibliche! O, ich bin jenſeits der Alpen geweſen und habe dort geſegelt auf den immer ſchönen Meereswellen! Ich hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, ich hatte keine Geſchwiſter, Niemanden, der weinte, als ich in die Fremde ging, der geweint hätte vor Freude bei der Heimkehr, und mein Herz war ſo jung und liebevoll! Wie einſam fuhr ich auf dem Meer herum: da fand ich eine Geliebte, ein Weib, mir unvergeßlich! Wir ſtanden am Strand und ergözten uns am Anblick des Meers, des heiligen! Es war der ſchönſte Abend in meinem Leben. Es wurde dunkel und in der Nacht kam der Todesengel und führte die zurück, die mir der Himmel, ach! bloß auf ſo kurze Zeit geſandt hatte. An jenem Abende ſah ich das Meer zum lezten Mal. Sie kommen bald dahin, mein Fräulein; es wird einen tiefen Eindruck auf Sie machen. O, daß ich es noch einmal ſehen könnte! Sie ſind zu beneiden, mein Fräulein!" Und er nahm Abſchied, der ſeltſame Greis, und ſezte ſich in den Schlitten und fuhr dahin über den See.

(Die Fortſezung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſezung.)

Man ſieht hieraus leicht, wie Malten und Conrad immer mehr in feindliche Berührung mit einander gerathen mußten. Von dem erſten Sonntag an, da Beide im Herrenhauſe zuſammentrafen, konnte der eine faſt nicht ein Wort ausſprechen, ohne einem Widerſpruche von dem Andern zu begegnen, was oft ſehr bittere Bemerkungen von beiden Seiten veranlaßte, zum größten Mißfallen des Gutsherrn, der nicht bloß Malten ſchonen wollte, ſondern aus Höflichkeit jedem Streit feind war. Auch der Pfarrerfamilie bereiteten dieſe Auftritte, die beſonders die Mahlzeiten würzten, manche Verlegenheit.

Der Gutsherr hatte ſogleich nach Maltens Ankunft der Tochter die treffliche Partie und den liebenswürdigen Gatten, die ſich ihr anboten, vorgehalten. Franciska hatte ſich auf das Beſtimmteſte gegen den Wunſch des Vaters erklärt, dieſer aber hoffte Alles von der Zeit und der Behutſamkeit und Geduld, welche Malten zu ſeiner Freude an den Tag legte. Wirklich ging auch eine geraume Zeit hin, in welcher der unglückliche Bewerber, in beharrlicher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, alle ſeine Seelenkräfte aufbot, um ſich deſſelben zu verſichern. Wie ein Schatten folgte er Franciska und ſuchte in geiſtreicher Unterhaltung ihr den Reichthum ſeiner Seele an erhabenen und männlichen Gefühlen und die edle Zärtlichkeit ſeines Herzens zu entfalten. Eben ſo unermüdlich verfolgte er ſie mit einem herzbrechenden Gedicht nach dem andern; allein dies alles diente nur dazu, ihn in Franciskas Augen noch widriger zu machen. Sie verzweifelte ob ſeiner Zudringlichkeit und zeigte ihm ſo große Kälte, daß er allmählich ihre wahre Geſinnung zu ahnen begann.

Dies Alles führte nachgerade die verdrießlichſten Verwicklungen und Mißhelligkeiten herbei. Da Franciska, den Zorn ihres Vaters fürchtend, Malten nicht geradezu zurückweiſen durfte, war ihr der häufige Wortwechſel zwiſchen ihm und Conrad, der die Andern ärgerte, ein willkommener Zeitvertreib; denn Malten war immer der Geſchlagene, wenn ihm nicht Ludwig mitunter Hülfstruppen brachte. Conrad beſaß die Art Beredſamkeit, welche die Franzoſen flux de bouche nennen, angebornen Witz und Geiſtesgegenwart, damit vereinigte er ein ausgezeichnet ſchönes Organ, bewegliche, lebhafte Geſichtszüge, lauter Vorzüge, womit er oft den weniger ſcharfſinnigen Zuhörer beſtach. Malten dagegen verwickelte ſich in Widerſprüche, und es fehlte ihm zudem ganz am Vermögen, ſich auszudrücken; ſeine Geſichtsmuskeln verzogen ſich beim Sprechen ſeltſam, beſonders wenn er erzürnt wurde; und mehr aus Mangel an Herrſchaft über die Sprache, als aus Einfalt und böſem Willen wurde

er in ſeiner Verlegenheit dahin gebracht, daß er die bizarrſten und höchſt verletzende Dinge ſagte, welche Conrad mit Sarkasmen vergalt, die doppelt bitter klangen, weil ſie mit höhniſcher Kälte ausgeſprochen wurden. Bei ſolchen Veranlaſſungen war es unverkennbar, auf weſſen Seite Franciska ſich neigte, und die ſtrahlenden, ſchelmiſchen Blicke, welche Conrads Augen begegneten, flößten ihm eine eitle Freude und ein lebhaftes Verlangen ein, auch von dieſer Seite ſeine Vorzüge auf Maltens Unkoſten geltend zu machen. Dieſer warf dadurch einen wirklichen Haß auf Conrad. Aber aus dieſen Verhältniſſen entſpannen ſich noch andere Verwicklungen. Maltens Liebe zu Franciska war ſo mächtigem Widerſtand nicht gewachſen, ſie wich dem Unmuth über das ſchöne Mädchen, und er würde ſchon längſt einen Ort verlaſſen haben, wo ihm ſo viel Unangenehmes begegnete, hätten ſich nicht hin und wieder in ſolchen bittern Augenblicken zwei milde Augen auf die ſeinigen geheftet, und ein paar Worte, mit ſüßer, ſchüchterner Stimme ausgeſprochen, ſeine Hoffnungen und Wünſche zu einem andern Gegenſtand hingezogen, zu Hannah, die in ihrem frommen Gemüth nicht ſelten bei der Behandlung litt, die Malten erfahren mußte, und deßhalb aus Mitleid ihm einiges Wohlwollen zu zeigen ſuchte. Mit Begierde ergriff er den Erſatz, den ſein Geſchick, wie er meinte, ihm hier bot, und er glaubte bald, Hannah mit einer Leidenſchaft zu lieben, die Alles übertraf, was er ſelbſt und irgend ein Menſch auf dieſer Welt empfunden.

Das beſcheidene Mädchen ahnte von dieſer ihrer Eroberung ſo wenig, als Franciska daran dachte, an Conrad eine Eroberung zu machen, in welchem ſie nur Ludwigs Bruder und Hannchens Bräutigam erblickte. Letzterer Umſtand machte eben, daß ſie ganz frei und unbefangen mit ihm umging, und erſterer trug, ihr ſelbſt unbewußt, viel zum Wohlwollen bei, das ſie für ihn hegte. Sein lebhafter Umgang, ſeine Vorzüge gefielen ihr, ohne daß ſie deßhalb für ſeine Fehler blind war, die ihr oft um Hannahs willen Beſorgniß einflößten. Conrad war auch keineswegs in Franciska verliebt; allein der Gedanke, von ihr ausgezeichnet zu werden, ſchmeichelte ihm ſo ſehr, daß ſeine eigentliche Geliebte in ſeinem Herzen gleichſam in Schatten trat, und er über der glänzenderen Freundin die Verlobte vernachläſſigte, was in manchen Augenblicken das treue Mädchen tief kränkte. Ludwig ſah dem Allen mit peinlicher Unruhe zu, ungewiß, was er davon denken ſollte. Er wurde mit Schrecken inne, welche Leidenſchaft für Franciska in ſeiner Seele brannte; er wurde zurückhaltender ihr gegenüber, und ſein brüderliches Gefühl für die zurückgeſetzte Hannah zeigte ſich dagegen oft mit ſo ſichtbarer Wärme, daß bei Franciska der Argwohn entſtand, Liebe zu der Braut des Bruders ſey die Urſache der ernſten, ſchwermüthigen Stimmung, die in der lezten Zeit bei ihm vorherrſchte. Der Schmerz, der bei dieſer Vermuthung ihr Herz durchdrang, klärte ſie über ihren wahren Zuſtand auf. „Gott!“ ſagte ſie ſeufzend, „ſo liebe ich ihn doch noch!“

Eines Sonntag Morgens, als Franciska mit ihrem Bruder allein zu Hauſe war, zeigte ihr dieſer eine mit ſchwarzer Kreide gemachte Copie eines Kupferſtichs, die er ſo eben vollendet hatte. Während Franciska ſie lobend betrachtete, ſagte Eduard: „Walberg hat einen großen Kupferſtich, den ich gern copiren möchte, allein es iſt, als wäre er eiferſüchtig auf das Bild; und ich habe oft bemerkt, wie er ſelbſt in den Lehrſtunden ganz zerſtreut und nachdenklich wurde, wenn ſein Auge auf das Stück an der Wand fiel.“ Als nun Franciska ſchnell und mit glühenden Wangen äußerte, ſie möchte es gern ſehen, erwiderte Eduard lachend: „Welche Neugierde auf einmal! Wenn du mich nicht verrathen willſt, hole ich es her; ich meine zwar, die ganze Welt dürfte es ſehen, und wenn ich mich recht erinnere, hat Walberg geſagt, er habe es von Hannah.“ Bei dieſem Namen glühten Franciskas Wangen noch ſtärker, und als ſie das Bild ſah, wurde ihre Unruhe noch größer. „Abälard zu den Füßen Heloiſens, ſeiner Schülerin!“ — Ludwig war Hannahs Lehrer geweſen; die Beziehung war deutlich. „Allein,“ flüſterte ein innerer Tröſter, „er iſt ja auch mein Lehrer geweſen. Es gab eine Zeit, da es ſchien, als liebe er mich. Es gab eine Zeit — gab! das iſt ein trauriges Wort! Bin ich es, die er liebt, warum mich denn meiden? warum traurig ſeyn? Nein, er liebt die Braut ſeines Bruders; deßhalb muß er freilich betrübt ſeyn, deßhalb verbirgt er dies Bild! Das iſt nur gar zu deutlich!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortſetzung.)

Volksbücher. Böhmiſche Miſſionäre in Amerika.

Ein zweites, vielleicht noch zweckmäßigeres Volksbuch heißt: „Georg Frey,“ von Adalbert Schwippel, und liefert das Beiſpiel, wie viel Gutes ein verſtändiger Mann in einer Gemeinde ſtiften kann. Ein Einſchiebſel dieſes Buches: „das goldene ABC,“ enthält einen wahren Schatz an Religion, Moral und Kenntniß der Natur und aller dem Gewerbsmann nöthigen Gegenſtände. — Von dem böhmiſchen Almanach: „Wesna“ (Frühling), deſſen erſter Jahrgang 1837 ſehr ſchöne Erwartungen erregte, iſt 1838 der zweite erſchienen, der aber in vieler Hinſicht hinter dem erſten zurückgeblieben iſt; doch enthält er drei herrliche Sonette von Kollar und ein ausgezeichnet ſchönes Volksmährchen: „Der Schatz,“ von Jaromir Erben.

Die beiden böhmiſchen Miſſionäre P. Neumann und P. Hammer haben ſich am 17ten September 1837 wieder

umarmt und verlebten zehn Tage mit einander. Sie hielten gemeinschaftlich Gottesdienst, besuchten zusammen den Niagarafall, von dem sie nur fünf Stunden entfernt waren, und am 27sten schiffte sich P. Hammer zu Buffalo nach seinem Bestimmungsort Detroit, dem Sitz eines unlängst errichteten Bisthums, ein. Er wurde daselbst mittlerweile als Pfarrer einer deutschen Gemeinde angestellt, die noch nicht einmal eine eigene Kirche besizt, während die Franzosen und Irländer bereits die stattlichsten Gotteshäuser erbaut haben. P. Neumann bereitet sich zu einer Reise nach Ober-Canada vor, woselbst die Deutschen fast aller geistlichen Hülfe entbehren sollen. Wenn es möglich ist, will er das ganze Land durchstreifen; doch befürchtete er, daß die ohnehin fast schon undurchdringlichen Urwälder in einer spätern Jahrszeit seinem Verlangen Schranken setzen dürften, wodurch er sich genöthigt sähe, bloß die gangbaren Küstengegenden des Erie-, Huron- und des Ontariosees zu bereisen. In der weitern Einrichtung seines eigentlichen Missionsbezirks ist er wieder vorwärts gekommen. Im August besuchte ihn sein achtzigjähriger Bischof, mit dem er ein sehr wichtiges Unternehmen berieth, zu welchem er schon vor seiner Abreise aus Böhmen die Idee gefaßt hatte. Es ist nämlich im Plane, einen Priesterverein in jener Gegend zu bilden. Zu diesem Zweck ist bei dem Bau des neuen Pfarrhauses zu Northbush schon darauf angetragen, daß drei Mitbrüder hinlängliche Wohnung finden, und für den nöthigen Unterhalt ist — natürlich nach Maßgabe der bescheidenen Bedürfnisse eines Missionärs — Vorsorge getroffen. (Er erhielt eben wieder fünf Morgen Landes geschenkt.) Hier finden nun seine erwarteten Freunde Unterkunft und Gelegenheit, sich für ihren Beruf zu bilden; sie sollen sodann die eingerichteten Pfarreien übernehmen, denn er hält sich bei seiner trefflichen Körperbeschaffenheit dazu berufen, neue Gemeinden zu stiften. Mit diesem Hause könnte allmählich eine höhere Unterrichtsanstalt verbunden werden. In seinem lezten Briefe in die Heimath fordert P. Neumann drei seiner liebsten Freunde namentlich auf, ihm nach Amerika zu folgen. Als etwas sehr Erfreuliches theilt P. Neumann auch mit, daß ein hochbetagter Missionär, durch Almosen aus Belgien und den Rheinprovinzen unterstüzt, in seiner Nachbarschaft ein bedeutendes Waisenhaus errichtet, dessen Werth dadurch noch erhöht werden soll, daß es barmherzigen Schwestern übergeben wird. Mitten unter seinen Arbeiten und Sorgen findet dieser eifrige Diener des Herrn in den Wissenschaften seine Erholung. P. Neumann hat bereits 465 Gattungen seltener, meist nur in den Urwäldern einheimischer Pflanzen gesammelt und möglichst genau bestimmt. Seine fortgesezten Beobachtungen über den Zuckerbaum dürften später sehr gemeinnüzige Resultate liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, April.

(Beschluß.)

Neue Brauerei. Bendemann. Blumenausstellung.

Draußen im Braulokal wimmelte Alles von Gästen, zum Theil sehr vornehmen Standes. Die diesem Tage folgende Nacht ist in Straßen und auf Plätzen etwas unruhiger als gewöhnlich ausgefallen. Manche ohne alles Arg in ihre häuslichen Betten Vergrabene soll sogar ein unheimlicher Schauer aufgeweckt haben. Sie sollen geglaubt haben, die schon vor uralter Zeit von dem gottlosen Thomasius verscheuchten Gespenster, die sich bekanntlich neuerdings im südlichen Deutschland immer mehr wieder ansiedeln, haben von da einen kleinen Abstecher hieher gemacht. Auch draußen im Festlokal waren, wie der folgende Tag laut verkündete, von jenen Kellergeistern manche humoristische Blumen ausgestreut worden, die nicht nach Jedermanns Geschmack gewesen seyn sollen. Nach dem Urtheil der gründlichsten hiesigen, unparteiischen Biergelehrsamkeit scheint das neue Unternehmen seinen Zweck vollständig erfüllt zu haben, und daher zu denjenigen Actienentrepriſen zu gehören, die sich eines sehr erwünschten Resultats erfreuen werden. — Die nunmehr erfolgte Ankunft des mit Sehnsucht erwarteten Professors Bendemann regte in allen hiesigen aufrichtigen Freunden der bildenden Kunst freudige Gefühle auf. Ein zahlreicher Verein von Professoren und Zöglingen der Kunstakademie, nebst andern Theilnehmenden, fuhr ihm bis Moritzburg entgegen, wo der durch seinen hochgebildeten Kunstsinn bekannte Gutsbesiyer von Quandt, als Wortführer, ihn empfing. Bei dem hierauf eingenommenen Frühstück entfaltete sich der Frohsinn und die zuversichtliche Hoffnung auf einen neuen Aufschwung der Kunst in erfreulicher Weise. Am Abend in Dresden wurde diesem nun gewonnenen Meister vor seiner Wohnung von Zöglingen der Kunstakademie ein Gesang bei Fackelschein dargebracht. — Zu großer Erleichterung des allgemeinen Geschäftverkehrs gereicht die mit dem 1sten d. M. begonnene Einrichtung, nach welcher zu Ausgleichung der Werthverschiedenheit zwischen dem Conventionsgelde und dem preußischen Courant der feste Saz von acht Pfennigen vom Thaler angenommen worden, so daß durch Hinzufügung von acht Pfennigen jedem preußischen Thaler der Werth eines Thalers in Conventionsmünze zugestanden wird. Alle Landescassen (die seither jede Zahlung nur in Conventionsgeld zuließen) sind angewiesen, nunmehr auch mit preußischem Courant, unter der bemerkten Modalität, zufrieden zu seyn. Die sächsischen weißen Cassenbillets wurden schon seit einiger Zeit in diesen Cassen statt Conventionsgeldes bereitwillig angenommen, und haben sich hiedurch, nachdem sie in der verlezten Zeit im allgemeinen Verkehr eine ganz theilnahmlose Rolle gespielt, von selbst zu der Höhe des Conventionsgeldes wieder so ganz aufgeschwungen, daß sie bisweilen nur gegen Erlegung eines Aufgeldes zu erhalten sind. — Recht angemessen ist es, daß seit Kurzem die öffentlichen Pflanzenausstellungen in dem naturhistorischen Hörsale gehalten werden, gewissermaßen unter den Augen Linné's und Oken's, deren Brustbilder, in Glas und Rahmen gefaßt, über den beiden Thüren hängen. Um vor so scharfen Augen bestehen zu können, muß man sich fein zusammennehmen. Und das hatte die nun schon vor mehreren Tagen beendigte Pflanzenausstellung wirklich gethan. Es war recht erquicklich, nach der durch ihre lange Dauer fast unleidlich gewordenen weißen Starrsucht der Erde, mitten in der, wenn auch nicht schlimmern, doch noch langweiligern, grauen Regenperiode eine Oase anzutreffen, wo die verschiedenartigsten Blüthen und Blumen den Eintretenden die Worte freundlich zublickten: „Seyd uns willkommen! wir sind die Repräsentanten aller Himmelsstriche, und sollte auch der oder jener ausgeblieben seyn, so machen wir uns anheischig, ihn mit zu vertreten.“ Wirklich fühlt man sich recht wohl unter der Menge und Mannichfaltigkeit der zum Theil im üppigsten Glanze emporstrebenden Bäume und Sträucher, worunter das plumpe, felsartige Ansehen der im vorigen Jahr erst vom Vorgebirge der guten Hoffnung eingewanderten Testudinaria Elephantipes einen gar seltsamen Contrast mit ihren nur gar sparsam sie umrankenden zarten Zweiglein bildete. Im buntesten Lustre standen neben den seltenern Gewächsen allenthalben prachtvolle Hyacinthen und Tazetten, ihre Wohlgerüche aushauchend, während die Tulpen und der Crokus dem Beschauer ihr frisches, genügliches Lächeln wenigstens nicht vorenthielten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. Mai 1838.

— Replete with mocks,
Full of comparisons and wounding flouts.

Shakespeare.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Als die gewöhnliche Geſellſchaft ſich am Mittagstiſche verſammelte, war noch eine ſchwere Wolke auf Franciskas Stirne ſichtbar. Conrad, der ſie bemerkte, verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Bemühungen, die hübſche Freundin zu erheitern. Er ſaß neben ihr, und ſein Beſtreben, die Unterredung mit ihr nicht fallen zu laſſen, machte, daß der gewöhnliche Wortſtreit mit Malten diesmal nicht recht in Gang kam. Der Kammerjunker ſaß neben Hannah und bemühte ſich nach Kräften, ihr gegenüber den Liebenswürdigen zu ſpielen. Nach Tiſche machten die Jüngeren der Geſellſchaft einen Spaziergang und verfolgten einen einſamen Pfad am Ufer des Meeres. — Hannah blieb ſtehen und ſagte zu Franciska: „Erinnerſt du dich, daß wir einmal vor Jahren hier mit Ludwig ſpazierten, und daß er unſere Namenszüge, deinen, meinen und den ſeinigen hier in den Sand ſchrieb? Ich glaube nicht, daß ich irre: es war gerade an dieſer Stelle bei dem alten Weidenbaum.“ — „Allerdings,“ erwiderte Franciska lachend, „und als wir einige Schritte weiter gegangen waren, kehrteſt du um und ſchriebſt Conrads Namenszug daneben, und wir Andern traten hinter dich und lachten.“ Conrad lachte laut auf und ſagte: „Ja, das kann ich euch nicht verdenken: es war ſo rührend, daß man wohl darob lachen mußte.“ — „Nein,“ fiel Ludwig ein, „wir lachten gewiß nicht, weil wir es lächerlich fanden, ſondern eben weil es uns rührte. Man kann eben ſo gut aus Gemüthsbewegung lachen, als über das Komiſche weinen.“ — „Ich erinnere mich jenes Abends ſehr gut,“ bemerkte Franciska; „und es kommt mir in der That vor, als ſehe ich noch die Spuren jener Buchſtaben im Sande.“

Bei Conrads Aeußerung warf Hannah einen unbeſchreiblich wehmüthigen Blick auf ihn; ſie und Franciska wurden ſtumm und nachdenklich. Man kehrte um und traf im Garten in einer großen Laube Eduard, wie er die Kupfer in einem Buche betrachtete. Conrad ergriff das Buch, lobte die Kupfer und fügte hinzu: „Es iſt Schade, ſo ſchöne Kupfer in einem ſo dummen Buch!“ — „Dumm?“ rief Malten, laut lachend. „Eſops Fabeln ein dummes Buch! Ein Werk, das in der ganzen Welt berühmt iſt!“ — „Ich behaupte aber,“ gab Conrad höhniſch zur Antwort, „trotz des ſehr competenten Urtheils des Herrn Kammerjunkers, daß Fabeln im Allgemeinen, und beſonders dieſe, gar zu naive franzöſiſche Ausgabe, an der der ſelige Eſop wohl keinen großen Antheil haben mag, eine alberne Beſchäftigung für erwachſene Leute ſind und eine ſchädliche für Kinder, deren

Phantaſie dabei mit den abgeſchmackteſten Vorſtellungen erfüllt wird, als ob das Vieh, ja ſelbſt lebloſe Dinge menſchliche Vernunft und Ueberlegung beſäßen, und was der Albernheiten mehr ſind, die den Geſetzen der Natur widerſtreiten, welche das emporwachſende Geſchlecht am erſten kennen lernen ſollte. Für erwachſene Leute aber iſt dies eine ganz närriſche Art, Wahrheiten einzukleiden. Es gibt indeſſen eine Fabel von Lafontaine, die mir gar wohl gefällt: wie dem Wolf vom Hunde zugeſprochen wird, ſeiner mühſeligen Lebensart zu entſagen und in demſelben Hofe, wo er dient, Dienſte zu nehmee, wie aber der Wolf, als er ſich eben vom Wohlleben locken laſſen will, am Halſe des Hundes Spuren der Kette entdeckt und ſich bedankt. Der Gedanke, auf welchen dieſe Fabel ſich gründet, iſt ſchön, konnte er aber nicht eben ſo gut ganz einfach in den Worten ausgeſprochen werden: Armuth in Freiheit iſt einer edeln Seele theurer als Ueberfluß in Sklaverei?“ — „Aber,“ wandte Ludwig ein, „fühlſt du nicht ſelbſt, wie wenig eindringlich dieſe dürren Worte ſind, wie ſchlagend dagegen die kleine Fabel? Wie ſchnell vergißt man dieſe trockene Lebensregel, gleich tauſend andern, während man die Fabel nie vergißt und deren Wahrheit klar fühlt. Die Parabel hat von jeher Widerklang in der menſchlichen Seele gefunden, und unſer Religionsſtifter ſelbſt hat ſich derſelben bedient.“ — „Ich wüßte doch nicht,“ verſetzte Conrad mit ſarkaſtiſchem Ausdruck, „daß Fabeln in den Evangelien ſtänden, und in den Parabeln, die darin vorkommen, reden doch die Thiere nicht.“

Franciska hatte indeſſen in dem Buche geblättert; ſie lächelte und freute ſich der Bilder, die in ihrer Kindheit ſie ſo oft beluſtigt. Hannah ſah auch in das Buch. „Ach!“ rief dieſe, „da iſt die Fabel, die mir immer ſo rührend vorgekommen iſt.“ — „Was iſt dies für eine?“ fragte Malten, „ſie iſt gewiß ſchön, weil ſie eine Seele wie die Ihrige rührt.“ — „Erzähle ſie!“ rief Conrad. Hannah begann mit leiſer, zitternder Stimme: „Es war einmal ein eiſerner Gragen und ein thönerner Topf, die ſollten mit einander reiſen und über einen Fluß ſchwimmen.“ — „Kann man ſich ärgern Nonſens denken!“ unterbrach ſie Conrad, laut lachend; „ein eiſerner Gragen und ein thönerner Topf, die zuſammen reiſen! Was war es für ein Topf, Hannchen? war es ein Henkeltopf oder ein Milchtopf? Ich bitte dich um aller Grazien willen, ausdrücklich zu erklären, welchen Rang und Stand dieſer Topf in der Republik der Töpfe und Krüge bekleidet.“

Die arme Hannah fühlte ſich tief beſchämt und war nicht fähig, ihre Erzählung zu vollenden. Die Bitten und Ermunterungen der Uebrigen vermehrten nur ihre Verlegenheit. Ludwig kam ihr zu Hülfe. „Ich will die Fabel erzählen,“ ſagte er, „und Conrads Aufforderung gemäß angeben, welcher Art der erwähnte Topf war. Es war eine Vaſe, vom allerfeinſten Thon, in edler Form und mit Liebe von kunſterfahrener Hand gebildet; zierliche Blumengewinde, freundliche Genien prangten auf ihrer Oberfläche und machten ſie zum Schmuck eines jeden Hauſes, zur Freude aller Augen. Das ſtrenge Fatum warf ſie indeſſen in einen Strom neben einen eiſernen Gragen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

„Ja,“ ſagte der Grieche, als wir wieder im Wagen ſaßen, „tröſten Sie ſich, mein Fräulein, Sie kommen in das claſſiſche Griechenland; haben Sie geſehen, wie meine Freunde mich glücklich prieſen? Sie beneideten mich, und ich muß geſtehen, ich bedaure ſie, daß ſie noch da bleiben müſſen. — Da brava! aufgeräumt! Ich kenne zu Hauſe andere deutſche Frauenzimmer, denen die Trennung von ihrer Heimath vermuthlich eben ſo wehe that wie Ihnen; dieſe denken nun daran, ohne viel zu vermiſſen, ſie ſchätzen ſich vielmehr glücklich, kaum daß ſie noch ihre Mutterſprache verſtehen.“ — „Meine Mutterſprache!“ rief das Fräulein, „die werde ich nie vergeſſen, ſie werde ich immer am liebſten ſprechen.“ — „Aber mit wem, mein Fräulein,“ verſetzte der Grieche, „mit wem? Sehen Sie, mein Vater hat mich in dieſem Lande ſtudiren laſſen. Ich habe gegen ſeine Wahl nichts einzuwenden: der Ernſt der Deutſchen ſpricht mich mehr an als der Franzoſen Leichtfertigkeit, als der Italiener Träabeit, als der Engländer barocke Gemeſſenheit. Ich habe fleißig Deutſch gelernt und ſpreche es, wie Sie hören, ſo ziemlich. Meine Mühe, ich ſah es voraus, war indeß vergeblich: ich werde es bald vergeſſen haben; denn mit wem daheim deutſch ſprechen? mit der Schildwache? Spricht man bei uns eine ausländiſche Sprache, ſo iſt es die franzöſiſche. Ja, die ſpricht man gern, ſie macht das nothwendigſte Stück einer guten Erziehung aus, und mit welch unbegreiflicher Leichtigkeit erlernt man ſie! Halb lernt ſie ſich, halb läßt ſie ſich lernen. Da wo in neuerer Zeit ſich franzöſiſche Heere aufgehalten, ſprechen ſelbſt unſere Bauern franzöſiſch. Es iſt die Sprache eines Volks, das ich leichtfertig genannt habe, das aber eben, weil das Neue nur mit einer gewiſſen Leichtfertigkeit geſchaffen werden kann, an die Spitze der modernen Civiliſation zu ſtehen kam. Es iſt die Sprache des Zeitgeiſtes. Der gemeine Mann, ſobald er nur einige Worte davon zu radbrechen verſteht, bildet ſich etwas darauf ein und hält ſich für aufgeklärter.“

Seefeld am 13ten März. — Die Nacht war nicht kalt und der Tag iſt warm. Hier gehen die Dachtraufen, droben fallen die Lawinen. Geſtern ſind in einer ſolchen, nicht weit von hier, zwei Männer umgekommen. Einen davon hat man ausgegraben; nach dem andern ſuchte man bis jezt vergebens, er liegt wahrſcheinlich mitten unter dem ungeheuren Schneeballen. Es waren Schmuggler; ſie hatten ſchon glücklich mit ihrer Waare die fürchterlichen Schleichwege des Grenzgebirges zurückgelegt, als das Unglück über ſie hereinbrach. Ihre Kameraden entkamen aber glücklich. — Als ich dieſen Morgen erwachte, waren wir ſchon auf dem Hochgebirge, wo Alles noch mit Schnee bedeckt iſt, die Fichten und die ſchroffen Felswände ausgenommen. Die Wolken, die jezt wie ein falber Rauch an den Gipfeln der Berge ſchweben, bildeten finſtere, oben ſcharf begrenzte, horizontale Maſſen, aus welchen jene in allerhand Geſtalten hervorragten, während unten, aus leichtem Nebelflor, Abgründe, Fichtengruppen, Waſſerfälle und einſame Wohnungen herausſchauten. An den Stellen, wo die Gebirgszüge links und rechts auseinander gingen und Raum machten, ſo daß Hintergründe entſtanden, fand dies Wolkenſpiel ſtatt, und da war die Landſchaft, wenn ich's ſo nennen darf, wirklich ſchön: noch immer öde, aber nicht mehr ſtarr, ſo ſanft und weich zogen die ſeltſamen Linien der gewaltigen Schnee- und Felſenmaſſen da droben im blauen Aether. Wir hörten Glockengeläute wie aus weiter Ferne, und rings umher war nichts zu ſehen als hohe Alpen und darüber noch höhere, nichts zu ſehen, das an etwas Lebendes, nichts, das an ſanfte, der ſchweigenden Natur gewöhnliche Rührungen erinnerte. Ferne, fern ſchienen die Menſchen zu wohnen; wie ſonderbar klang dies unſichtbare Glockengeläute! Wir fuhren um eine Ecke herum, abwärts, in ein wildes Thal hinunter, und da ſtand in der Ferne der Kirchthurm von Mittewald und um ihn herum die Häuſer, wo die Alpenzittern gefertigt werden, auf denen die ſchmucken Alpenbuben Lieder der Liebe den ſchönen Dirndeln und Sendnerinnen ſingen.

In Mittewalden frühſtückten wir. In der Tſcharnitz auf der Mauth empfing man uns mit großer Artigkeit, und was noch viel mehr iſt, man ließ uns faſt gleich weiter ziehen. So bin ich noch immer auf öſterreichiſcher Grenze behandelt worden. Die kaiſerlichen Beamten überhaupt pflegen artig zu ſeyn; ſie vermuthen in dem gebildeten Fremden faſt immer nur Jemanden, der ihnen mindeſtens gleich iſt, während in andern Theilen Deutſchlands die Beamten gewöhnlich in der Meinung befangen ſind, ihr Stuhl ſey ein Thron, und an den Stufen deſſelben müſſe man ſtehen und mit niedergeſchlagenen Augen zu ihnen emporſchauen.

Die Häuſer in dieſen Alpen gefallen mir ungemein. Ihre Form iſt von ſeltener Schönheit. Ihr Dach iſt keine ungeſchlachte Haube, ſein Giebel ſteht im reinſten Verhältniß zum Ganzen; und dann die gemüthlichen Emporen oder Galerien, wo im Sommer die Töchter Blumen aus fernen Landen pflegen, wo Abends die Greiſe ſitzen, wenn die Sonne untergegangen, und nach den glühenden Kämmen ſchauen, hinter welchen ſie auch einſt die Heerden führten. Ein ſolches Haus ſteht da, wie im Frühling aufgewachſen, zur Zeit der lauen Süde, der Blumen und Wohlgerüche, der jugendlichen, ſchwärmeriſchen Gefühle. Ich kann es Stunden lang betrachten, und ergötze mich daran, und allerhand Hubſches, Unſchuldiges, Keuſches, Religiöſes kommt mir dabei in den Sinn. Man wäre beinahe geneigt zu denken, die hieſigen Zimmerleute hätten mehr die Antike ſtudirt und empfunden, als Manche, die draußen ſo viele ſteinerne Kartenhäuſer, ſo viel kaſernenartiges, gefühlloſes, kaltes, ſtarres und, wäre es von Fleiſch, würde man ſagen ekelhaftes Zeug gebaut; und die holten die Steine dazu in den Alpen, wo jene ſchöngebildeten Häuſer ſtehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, April.

Zunahme der Bevölkerung.

Es iſt lange her, daß ich Ihnen aus unſerm ſchönen Waadland berichtet habe. Ich glaube gar, es war zum lezten Mal bei dem großen Föderalſchießen vor zwei Jahren, wo in Luſt, Jubel und dickgeſchwollenen Phraſen ſo viel Waidliches aufging, als in Küche und Keller an Speiſe und Wein. Seitdem hat die Sonne gleich heiter und anmuthig über unſer reizendes Land, auf ſeine grünen Berge und Weinhügel und auf unſere blauen Seewellen geſchienen; viel hundertmal ſind die Dampfboote voll Reiſenden aus allen Welttheilen darauf hin und hergezogen, und die zu Schaum zerſchnittenen, aufgebäumten Wogen haben ſich hinter ihnen wieder geebnet und ſpurlos geglättet. Nicht ſo ſpurlos iſt die Zeit an uns vorübergegangen, denn ſie hat manche erfreuliche Schöpfung hinterlaſſen und dadurch von Neuem bewieſen, daß unſer Waadland, mancher Mißgriffe im Einzelnen ungeachtet, ſtark im Fortſchreiten und Entwickeln des Materiellen begriffen iſt, über dem aber auch das Intellektuelle nicht vergeſſen und überſehen wird. — Unſere Bevölkerung iſt entſchieden im Fortſchreiten. Bei der vorlezten offiziellen Zählung im Jahr 1831 ergaben ſich in Allem 177,938 Seelen, im Herbſt 1837 aber 185,582; die Population hat alſo in ſechs Jahren um 5644 zugenommen. Geht dies ſo fort und treten keine Hinderniſſe ein, ſo dürfte das Waadland in dreißig Jahren nahe an viermalhunderttauſend Einwohner haben, eine Menſchenmaſſe, wovon bei der ſchon bedeutenden Gedrängtheit unſerer Bevölkerung wenigſtens die Hälfte auswandern muß, wenn ſich der ackerbauende Charakter unſers Landes nicht verringert oder dem induſtriellen untergeordnet, wovor uns Gott in Gnaden behüten möge. Die einzelnen Theile des Cantons nehmen aber mit ihrer Bevölkerung nicht in gleichem Maße zu, ohne daß ſich die Urſache angeben ließe; ja, darin zeigt ſich ſelbſt gar Sonderbares. Yverdon und ſeine Umgegend — ſehr niedrig am Neuenburger See und nahe an Maremmen

gelegen — hat den Ruf, von allen Städten Waads die am wenigsten gesunde zu seyn; Lausanne hingegen, Rolle am Fuß der weinreichen Côte, Vevey und das überaus reizende, mittägliche Montreux, sämmtlich am Genfersee, gelten für so gesund, daß aus der Umgegend Kranke dahin geschickt werden, die da oft bloß durch die reine und milde Luft genesen. Was wäre nun natürlicher, als daß die Population Yverdons ein Abnehmen und die von Rolle, Lausanne, Vevey und Montreux bedeutendes Zunehmen zeigte? schon wegen der vielen Fremden, die in den vier lezten Orten auf kürzere oder längere Zeit wohnen, oder sich gar ankaufen, was in Yverdon gar nicht der Fall ist. Aber es ist gerade umgekehrt: in lezterer Stadt ist die Bevölkerung in sechs Jahren um 671 S. gewachsen, in Rolle ist sie um 130 gesunken, in Lausanne nur um 21 gestiegen, in Vevey um 654 und in dem sehr wohlhabenden Montreux um gar nichts, ja in diesem Lemanischen Nizza, in der mittäglichen Vegetation, die, wie die Menschen, keine rauhe Luft berührt, wo im Februar oft die Blüthen kommen und aufbrechen, in Montreux werden weniger Kinder geboren, als an irgend einem gleich bevölkerten Ort des Landes, gerade so viel als Menschen sterben, mit ganz geringen Variationen; dagegen gelangen da die Leute in glücklichem Gesundheitszustand zu bedeutendem Alter. Unstreitig ist dies die wahre Musterbevölkerung, und nicht eine Menge prekärer Geburten.

(Die Fortsezung folgt.)

Prag, April.

(Beschluß.)

Dr. Helfer. Theater.

Der junge Arzt Dr. Helfer, welcher vor einigen Jahren sein Vaterland verließ, um sich in's Morgenland zu begeben, ist von dem Obersten Chesney als Naturforscher der Euphrat-Expedition engagirt worden. Das langsame Vorrücken der Expedition und die Sicherheit, welche dieselbe seinen Ausflügen gewährte, erlaubte ihm, eine naturhistorische Sammlung aus Mesopotamien und Babylonien zusammenzustellen, wie es bisher noch keinem Forscher gegönnt war. Auf dem Punkte, wo der Euphrat und Tigris zum Schat-el-arab sich vereinen, fuhr das Dampfboot den Tigris bis Bagdad hinauf. Dr. Helfer, der jene Gegenden schon kannte, verließ hier die Expedition und ging über Basra nach Schiras. Erst nach vielfältigen, eifrigen Forschungen in diesem Distrikt schiffte er sich zu Abuschir nach Ostindien ein und lebte ein halbes Jahr zu Cossipur, in der Nähe Calcutta's, in das Studium jener wunderbaren, unerschöpflich üppigen Natur vertieft. Die Resultate dieser Studien legte er in Calcutta'schen Blättern nieder; sie betrafen vorzüglich die Anwendung der reichen Naturschäze des Landes für Künste und Gewerbe, und mußten dem praktischen Sinne der Engländer um so interessanter seyn, da sie ein neues Licht auf manche wichtige Industriezweige, zumal auf den Seidenbau warfen. Das ostindische Gouvernement wurde aufmerksam auf ihn, und da man eben beschlossen hatte, jene Provinzen, die England 1825 den Birmanen abgenommen, in naturwissenschaftlicher Hinsicht bereisen zu lassen, um die Hülfsquellen und Erzeugnisse dieses Gebiets für die englische Industrie zu erforschen, erhielt Dr. Helfer, welchen seine Vorstudien zu Calcutta vollkommen dazu eigneten, den Auftrag, jenes Land zu bereisen, und schiffte sich mit seiner liebenswürdigen und geistreichen jungen Gattin, die mit heldenmüthiger Aufopferung ihn auf seinen bisherigen Zügen begleitet hatte, nach Amherst-Town, dem provisorischen Hauptorte der neuen Provinzen, ein. Von der genannten Stadt aus ward die Expedition landeinwärts unternommen. Instrumente jeder Art waren im Ueberfluß vorhanden, und ein ganzer Zug von Eingebornen folgte als Führer, Sammler, Handlanger, Jäger ꝛc. der Expedition. Diese ging erst den großen Salweinfluß, den Grenzfluß gegen Birma, weit hinauf, wandte sich dann östlich gegen das siamesische Grenzgebirge, und drang durch Wälder und Thäler, durch unbewohnte, doch reizende Einöden, nur von wilden Elephanten und Tigern bevölkert, gegen Süden vor. Erst die Regenzeit bewog Dr. Helfer zur Rückkehr. Schon aus Calcutta hatte er zehntausend Pflanzen und eine Unzahl von Insekten (insbesondere Coleopteren), Conchylien ꝛc. abgesandt; um wie viel größer muß die Ausbeute aus jenen Ländern seyn, wo unter einem tropischen Himmel die großartigste und üppigste Natur waltet, und deren Inneres vor Dr. Helfer noch keines Europäers Fuß betrat. Noch wichtiger als die gesammelten Naturalien war für die ostindische Regierung die Entdeckung mehrerer Erzlager, insbesondere von Eisenerzen, welche der Industrie und dem Handel unermeßliche Vortheile versprechen. Dr. Helfer wurde nun auch die Ausbeute dieser unterirdischen Schäze, die Anlegung von Bergwerken, Schmelz-, Poch- und Gußwerken übertragen. In diesem Wirkungskreise waltet jezt unser junger Landsmann und findet den Lohn seines Fleißes und seiner Beharrlichkeit in einer wahrhaft glänzenden Stellung.

Unsere Bühne hat in der leztern Zeit wieder mehrere Novitäten gebracht. Die wichtigste derselben: „Die Gönnerschaften,“ Lustspiel in fünf Akten, nach der Camaraderie des Scribe, von Dr. Römer, bewies, welch tüchtiges dramatisches Leben dem Original inwohnt; denn trotz dem, daß das Herz (alle politischen Beziehungen) herausgestrichen worden, blieb es doch noch ein sehr wirksames Lustspiel. Gerle und Herrn „Naturmensch,“ den Sie längst kennen, weßhalb wir uns Details darüber ersparen können, hat bei Weitem nicht so angesprochen, als die „Vormundschaft“ von denselben Verfassern. Der Stoff des Bauernfeldschen Lustspiels: „Der Vater,“ ist ziemlich frivol, und es ist dem Verfasser ergangen, wie manchem andern Bühnendichter, der seit Jahren fleißig das Theater besucht: unwillkührlich drängen sich ihm Charakterzüge und Situationen auf, die er in beliebten Stücken mit Theilnahme und Billigung angesehen, und ohne den Dichter des Plagiats zeihen zu wollen, ist Agathe doch eine Art Mirandolina und einzelne Momente erinnern gewaltig an die beiden Klingsberge. Das Stück gefiel, obschon kaum zwei Rollen gut gespielt wurden. „Des Stranders Tochter,“ nach Sheridan Knowles von Fr. Treitschke, hat hinlänglich barbarische Situationen, um sogar für ein französisches Original gelten zu können, ein Beweis, daß England auch nicht frei von dem poetischen Terrorismus der Zeit ist. Nestroy's neueste Posse: „Das Haus der vier Temperamente,“ steht eben so tief unter ihrer Vorgängerin: „Zu ebener Erde und erster Stock,“ als dieses unter dem „Lumpacivagabundus,“ der im Gebiet der neuern Posse leider! bis jezt weder erreicht, noch überboten wurde. — Mit der Oper ist es in der neuesten Zeit sehr schlecht gegangen. Von neuern Produkten gefiel „Belisar,“ lyrische Tragödie in drei Akten von Gaetano Donizetti, so so. „Ludovic“ von Herold und Halevy mißfiel gänzlich, und ein paar ältere Opern, neu in die Scene gesezt: „Die Hochzeit des Figaro“ und „Cosi fan tutte“ von Mozart, machten zwar volle Häuser, doch bewies die Produktion abermals, daß unser Opernpersonal zu schwach ist, ein Mozart'sches Werk würdig zu geben. — Die Produktionen athletischer, gymnastischer und arabischer Uebungen der Beduinen aus dem Volksstamme der Setjas machten auf unserer Bühne wenig Glück.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. Mai 1838.

Wenn der Deutſche an Alles, was ihm begegnet, ſein Gefühl, der Franzoſe dagegen ſeinen Witz hängt, ſo ſind dies, bei aller Verſchiedenheit des Ausdrucks, verwandtere Geiſtesrichtungen, als man glaubt.

Franzöſiſcher Kritiker von Heine's Reiſebildern.

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Hier wird ſchon ſtatt Bier Wein aufgetiſcht; er iſt aber gar nicht gut. Im Nebenzimmer gehts auch zur Tafel; da beten ſie, das Geſinde und die Kinder, mit lauter Stimme vor dem bluttriefendangeſtrichenen hölzernen Kruzifixe, das in der Ecke zwiſchen den Fenſtern hängt. Welch ein Gebet! laut, brauſend, als wenn ein Unglück im Hauſe wäre.

Wir verlaſſen den Wagen, in welchem wir gekommen ſind, und werden nun, ſtatt in einem, in zweien weiter fahren. Möchte ſich auch die Schnelle des Fuhrwerks verdoppeln! Gewiß ein beſcheidener Wunſch; denn ſie könnte ſich verdreifachen, und unſer Franzoſe würde immer noch rufen: allons donc, allons donc, postillon! Und als ich ihn fragte, wie er das auf deutſch ſagen würde, falls der Schwager kein Franzöſiſch verſtände, „hé bien,“ ſagte er, ich würde ihm ſagen: gehen wir, ſetzen wir uns in Bewegung! denn es will mich zuweilen bedünken, als kämen wir gar nicht von der Stelle.

Innsbruck, am 15ten März. — Wir entſchloſſen uns, der dicke Herr, ich und ein Kaufmann aus Trient, bis nach Briren einen beſondern Wagen zu nehmen, der eben ſo ſchnell wie der Eilwagen geht, aber theurer iſt. Es thut mir nur leid um die bisherige Geſellſchaft, namentlich um den Franzoſen: es iſt ein lieber, höchſt beſcheidener Menſch; er ſpricht gut deutſch und gern, iſt in Deutſchland viel herumgekommen, raucht fleißig Tabak, tanzt gern den Walzer, lauſcht gern dem Schlage der Nachtigall, liebt das Blümlein Vergißmeinnicht, und ich hatte meine Freude an ihm, weil ihm ſolch Weſen ſo zu Herzen gegangen.

Innsbruck ſammt ſeinem goldenen Dächel will mir diesmal wenig behagen: es kommt mir kleinlich und beſchränkt vor. Als wir den Zirler Berg herunter fuhren, aus dem ermüdenden Reviere der Ferner und Spitzen und Kogel und Kämme und Jöcher und Wände, Lawinen, Gamſen, Geier und Bären heraus in das um einige tauſend Fuß tiefere Innthal, und da uns wieder Gartenland, Obſtbäume, ſanftere Waſſer, vornehme Häuſer, Schlöſſer, Promenaden, elegante Herrn, feine, ſüße Frauen erſchienen, und von Schnee gerade nur ſo viel, als zu einer Alpenlandſchaft nöthig, zu ſehen war, da war ich froh, leider nur auf einige Augenblicke. Ich bin übler Laune, ich möchte über die Alpen hinweg ſeyn. Ein Alpenthal ſcheint einem zuweilen nichts anderes, als ein Raum, der entſteht, wenn das Alpenungeheuer den Rachen aufſperrt und gähnt, und man befindet ſich da und gähnt mit, und es iſt einem, als ob der Rachen auf

einmal wieder zuſchnappen könnte. Es fällt mir der Ausruf der Furlaner ein; wenn ſie überdrüſſig ſind, ſagen ſie gähnend, und zwar auf deutſch: „Addio Welt, ich geh' in's Tyrol!“ — Doch horch! Muſik!.. Es iſt Trauermuſik und Geſang und Gebet. Ein Sarg, mit Blumenkränzen geſchmückt, wird von Jünglingen durch die winterlich-düſtern Gaſſen getragen. Knaben mit brennenden Fackeln gehen neben her und voraus ſchreitet der Prieſter mit dem Kruzifix, und es folgt des Trauergeleites langer Zug: ſchwarzgekleidete Herrn und Frauenzimmer, Mädchen und Jünglinge aus den nahen Thälern in ihrer pittoresken Tracht, Handwerker in langen Ueberröcken, aufgeputzte Weiber mit wunderlichen großen ſchwarzen Kaſtorhuten, alte häßliche Weiber in allerlei Trachten, Leute von jedem Stande, von jedem Alter, von allerhand Coſtümen, ein buntes, faſt phantaſtiſches Gemiſch von Städtiſchem und Bäuriſchem, Spießbürgerlichem und elegant Modernem, von Nationellem und Europäiſchem, von Gebirg und Ebene; ein abenteuerlicher Zug, überſchwebt von ungeheuren, wunderlichen Kruzifixen und alten, lumpigen Kirchenfahnen. Sie ſingen, beten und weinen, und darein hallen der Trauermuſik ergreifende Töne. Sie geleiten eine der ſchönſten Töchter des Landes, welche, von Jünglingen getragen, hinweg aus dem ſchönen Leben zieht.

Das Leben iſt ſchön, ſelbſt in dieſen Gebirgen! Armes Mädchen! Schmucklos ſtehen die Bäume im Thal, zerbrochen iſt des Minneſängers Leier auf Ambraz, düſter ſtehen die erzenen Männer an des Kaiſers Grab, und in der Straße zieht des ſchönen Mädchens Trauergeleite, und drüben ſchauen die himmelhohen Felſen herein, die Martinswände, an welchen finſter die Wolken gehen. Und da ſizt auf ihrem Reiſekoffer die junge Münchnerin, die ſo allein, ſo einſam nach dem fernen Griechenlande geht, ſo wehmüthig und niedergeſchlagen ſizt ſie da! Ihre heitere Reiſegeſellſchaft iſt auseinander gegangen, und neben ihr hält der noch leere, öde, kalte Reiſewagen, und dahinten im Hofe laſſen ſich noch keine Pferde und keine Poſtillone ſehen, hin und her gehen ſtumme, kalte Poſtbeamtengeſichter: wie ihr wehmüthig ſeyn mag, der Verwaiſeten! Sie dauert mich! Sie ſizt da allein unter abgepackten Reiſekoffern, Hutſchachteln, Nachtſäcken, Felleiſen, und kann den Augenblick nicht erwarten, wo alles wieder eingepackt wird und weiter geht. Ihre Situation harmonirt nicht mit ihren Wünſchen; iſt ſie erſt wieder einmal auf ihrem Wege, ſo wird es ihr auch wieder anders. Wenn ſie ſich nicht gefühlt hätte, wäre ſie ſich nicht bewußt geweſen, ſtark genug zu ſeyn, um eine ſolche Reiſe zu unternehmen, ſie würde ſich gewiß ſchwerlich dazu verſtanden haben; und in der That, ſie iſt ganz dazu geeignet. Sie beſizt nicht die Stärke der Unerſchrockenheit, oder die Kraft des vornehmen Ernſtes, aber die Macht der Gewandtheit. Sie iſt oft von einer muthwilligen, ſelbſt ausgelaſſenen Heiterkeit und Luſtigkeit, aber dabei auch von einer ſo unſäglich liebenswürdigen, man könnte ſagen rührenden Freundlichkeit, daß dieſe allein hinreichen würde, jede ſträfliche Abſicht in eine gute zu verwandeln. Wenn ſie traurig iſt, wird ſie durch der Trauer Heiligkeit beſchüzt werden, und iſt ſie munter und muthwillig, durch ihre natürliche Gewandtheit, den Scherz nie ernſt werden zu laſſen, ſondern ihn nur als ein unſchuldiges Spiel zu treiben, was den Meiſten zu ſehr gefallen wird, als daß dieſe Einem oder dem Andern erlauben werden, es zu ſtören. Und dann kann ſie auch noch ihre Cigarre rauchen; man wird es als etwas Amuſantes anſehen. Ich geſtehe, ich hatte Anfangs eine eben nicht günſtige Meinung von ihr gefaßt, inſonderheit wegen dieſer Cigarre; allein ich kam bald von dieſer Meinung zurück. Sie erwarb ſich unſer Aller Wohlwollen. Wie um ein Kind waren wir um ſie beſorgt, und wie Kinder behandelte ſie uns und amuſirte uns. Sie ſang uns Alpenlieder, Opernarien, Straußiſche Walzer; ſie erzählte uns ihre Herzensgeſchichten — alles ſo naiv, ſo unſchuldig; ſie erzählte uns die reizenden Mährchen ihrer Luſtſchlöſſer; ſie beſchrieb uns ihre Bälle, ihre Opern, ihre Fahrten auf den blauen Seen des Bayerlandes. Auf jeder Station, ſelbſt während der Nacht, gab ſie im Voraus dem Poſtillon ein Trinkgeld, damit er ihr unterwegs ein Liedchen blaſe; und wenn nun das Liedchen erſcholl, da droben in den Alpen, und weithin in denſelben wiederhallte, da war ſie zum Küſſen, ſo herrlich glänzten ihre Augen, ſo liebenswürdig ſpielte in ihren Zügen ihre Seele. Als wir die bayeriſche Grenze verließen, ſagte der Franzoſe: jezt, mein Fräulein, geht es aus Bayern hinaus! Wie der Blitz ſchlug dieſes Wort ein. Sie ſank zurück, verbarg ſich das Geſicht und weinte, ich kann nicht ſagen, wie rührend. Ein wehes Lächeln ſchwebte in den Augen und auf den Lippen der beiden Fremden. Der Grieche ſuchte ſie durch Scherze, aber doch ſo gutmüthig aufzuheitern, der Franzoſe ſprach ihr lachend Muth ein, aber ſo gerührt lachend, und ich, ich einfältiger Landsmann, ich that nichts, ich ſagte nichts, ich konnte mich nicht regen vor lauter Rührung. Doch bald war ſie wieder wie zuvor und ſie ſang wieder und war wieder muthwillig und ausgelaſſen, wie es ein hubſches Kind von ihrem Alter nur ſeyn kann. Nie wohl fuhren Reiſende traulicher und fröhlicher den Zirler Berg herunter, als wir. Der Poſtillon ſelbſt, der neben dem Wagen ging, hatte ſeine Freude daran und dachte ſich gewiß nichts Böſes dabei. Möge ſie glücklich reiſen! Man denkt an Höheres bei ſolchen Gefühlen: möge ſie der Himmel begleiten auf ihren Wegen!

(Die Fortſezung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

„Halt!“ rief Conrad, „nicht parteiiſch, wenn ich bitten darf! gib uns auch eine Beſchreibung des eiſernen Gragen.“ — „Der iſt nicht ſo leicht zu beſchreiben,“ gab Ludwig lachend zur Antwort. „Es war ein guter, nützlicher, derber Gragen, ein engliſcher Digeſter, nach der neueſten Erfindung. Nun, mit einem Worte, dieſe zwei ſo verſchiedenen, allein jedes in ſeiner Art trefflichen Gefäſſe ſollten in Gemeinſchaft über den Strom ſchwimmen, um das andere Ufer zu erreichen. Vorſichtig und ſchüchtern zog die thönerne Vaſe ſich ſeitwärts und machte dem ſtärkeren Reiſegenoſſen Platz, ſo oft dieſer ſich näherte. „Warum entfliehſt du mir?“ fragte dieſer. — „Meinſt du, ich werde dir etwas zu Leide thun?“ — „Nein,“ erwiderte die Vaſe, „du willſt es gewiß nicht; geſchähe es aber, daß wir zuſammenträfen, ſo würdeſt du vom Stoße nicht das Geringſte ſpüren, du bliebeſt derſelbe; ich dagegen, mit meinem zerbrechlichen Weſen, zerſplitterte in tauſend Scherben, ich müßte zu Grunde gehen.“ Ludwig ſchwieg, es entſtand eine kleine Pauſe. — „Iſt das Alles?“ rief endlich Conrad. — „Gott, wie ſchön!“ brach Malten aus, „wie trefflich! welche tiefe Bedeutung liegt in dieſer Fabel!“ — „Ja? welche denn?“ fragte Conrad ſchelmiſch. — „Ich meine — ich meine — es kann ja ſo vielerlei hinein gelegt werden, z. B. der proſaiſche Druck des bürgerlichen Lebens, womit es das Höhere, das Poetiſche zu zerſchmettern droht.“ — „Zerbricht denn das Höhere, wenn das Proſaiſche es berührt? Nun, wenn es ſo ſchwach iſt, mag es vergehen.“

Malten wollte darauf antworten, Ludwig aber kam ihm zuvor. „Die natürlichſte Deutung,“ ſagte er, „wäre, meiner Meinung nach, wenn man ſich unter der Vaſe ein Weſen dächte, in meiner Phantaſie am liebſten ein weibliches, das die Natur aus ihrem feinſten Thon gebildet hat, eines der menſchlichen Geſchöpfe, deren Seele die göttliche Liebe einen ſo großen Theil ihrer Selbſt eingehaucht hat, daß ſie alles Lebendige, Freunde wie Feinde, mit Wohlwollen umfaſſen; ein Weſen, das, mit allen Blumen des Lebens geſchmückt, von milden, tröſtenden Genien umſchwebt und ſelbſt ein tröſtender Engel in den Drangſalen des Lebens, ſich doch ſeiner weichen Natur bewußt iſt und vor der Härte, der Kälte ſich fürchtet, die ſeinem Weſen feindlich ſind und gegen welche es keine Waffen hat.“

Während dieſer Worte richtete Ludwig die Augen mit wehmüthigem, zärtlichem Ausdruck auf Hannah, die ihren Blick erröthend niederſchlug. Franciska aber ſeufzte bei ſich ſelbſt: „So malt nur die Liebe!“ — „Wie oft,“ fuhr Ludwig fort, „ſieht man nicht ein ſolches Weſen von der Laune des Geſchicks neben einem rohen, gefühlloſen Reiſegenoſſen in den Strom der Zeit geworfen, wo es nun in ſteter Angſt vor der Berührung des Plumpen nach jenem Ufer hinſtreben muß, wo erſt die Freiheit zu Hauſe iſt.“ — „Aber,“ wandte Conrad ein, „der derbe eiſerne Gragen kann doch für ſeine ſtarke Natur ſo wenig verantwortlich ſeyn, wie die Vaſe für die ihrige, oder, um ordentlich, ohne Bilder und Gleichniſſe zu reden, das menſchliche Weſen von ſchwacher körperlicher oder geiſtiger Conſtitution, deſſen kränkliche Empfindlichkeit nicht die leiſeſte Berührung ertragen kann, iſt gewiß auch kein angenehmer Begleiter oder Begleiterin auf der Reiſe des Lebens für denjenigen, deſſen geſunde Kraft einen Stoß aushält, ohne gleich das Gleichgewicht zu verlieren. Und iſt dieſe große Angſt vor Verletzung wohl etwas Anderes, als ein egoiſtiſcher Anſpruch auf die Aufmerkſamkeit und behutſame Achtung anderer Leute für eine Perſon, die wie ein Heiligthum angeſehen werden muß?“ — „Die Empfindlichkeit eines weichen, liebenden Gemüths iſt dies keineswegs, wohl aber jene Empfindlichkeit, welche aus einer eiteln Begierde, in den Augen der Welt zu gelten, ſtammt. Dieſe leztere Art iſt am öfteſten der Quälgeiſt des Harten und Stolzen, der ihn ſpät oder früh erfaßt. Erſtere dagegen iſt der Schmerz, der wohlthuenden Thätigkeit beraubt zu werden, für welche der mitleidige Himmel ein ſolches menſchliches Weſen in die Welt geſezt hat. Es kann nicht mehr erfreuen, nicht mehr tröſten, und dies iſt es doch, warum es am liebſten leben mag. Es iſt wie ein gefangener Vogel: ſein beſtes Vermögen, der Gebrauch der Flügel, iſt ihm geraubt; er iſt kein Vogel mehr, erbärmlich wie ein Froſch hüpft er am Boden ſeines Käfigs.“ — „Gott bewahre! Dein poetiſches Talent iſt wirklich erſtaunlich! Du könnteſt gewiß die Blattern oder eine andere häßliche Krankheit der Art poetiſch ſchildern; denn die Gemüthsbeſchaffenheit, die du ſo hoch erhebſt, iſt nichts anderes als eine Krankheit, körperlich oder geiſtig, das kommt auf eins heraus.“ — „Iſt ſie eine Krankheit, iſt es doch nur ein Heimweh nach dem Lande der Liebe, woher eine ſolche Seele gekommen iſt.“ — „O!“ rief Malten, „wie haben Herrn Walbergs Worte mich begeiſtert! Ich will verſuchen, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen, dem Gegenſtand eine poetiſche Einkleidung zu geben.“ — „Um Gotteswillen, thun Sie das nicht!“ rief Conrad; „es nimmt ſich gut genug in Proſa aus.“ — „Davon dürfen Sie nicht reden, Herr Walberg: Ihnen iſt die Poeſie ein verſchloſſenes Buch.“ — „Und Ihnen nicht?“ — „Sie iſt das Studium meines Lebens, und nebſt der Liebe mein einziges Ziel.“ — „Man ſagt,“ verſezte Conrad, „der unglückliche Spieler ſey glücklich in der Liebe; die Poeſie mag man wohl ein Spiel nennen, und ſo wünſche ich Ihnen Glück, was die Liebe betrifft.“ — Sie wollen wohl witzig und ironiſch ſeyn? Es iſt Ton und Mode der Zeit, über Alles zu

ſpotten.“ — „Die Mode iſt immer beſſer, als die ihr vorausging, nämlich die überſpannte Empfindſamkeit.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, April.

(Fortſetzung.)

Reformen. Vol à la Polonaise.

Für dies glückliche Waadtländchen hat ſeine verſtändige Regierung ſeit einigen Jahren wirklich viel gethan. Ackerbau, Weinbau und Viehzucht ſind durch Lehre, Beiſpiel und Preiſe gehoben worden. Zur Emporbringung der Pferdezucht, zur Erziehung eines kräftigen, nützlichen Geſchlechts dieſer edlen Thiere pflügen ſie in der Ebene von Payerne um die Wette, oder ziehen ſchwere Wagen in immer tiefer werdendem Sande. Erziehung und Unterricht auf dem Lande haben ſehr gewonnen durch Vermehrung der Dorfſchulen und Ausbildung ihrer Lehrer in der neuen Normalſchule zu Lauſanne, wo ſie für ihr Wiſſen und Betragen, wie für ihre Lehrart ſtrengen Prüfungen unterworfen werden. Auch in Beſetzung und Beaufſichtigung der Pfarrerſtellen herrſcht mehr Strenge. Die ganze Criminalverfaſſung iſt neuerdings verbeſſert oder vielmehr ganz umgeſtaltet worden, das Pönitenzhaus bei Lauſanne hat eine beſſere Einrichtung erhalten; deſſenungeachtet — ſollte man es glauben? — vermehren ſich große Verbrechen bei uns auf eine wahrhaft beunruhigende Weiſe, beſonders der Kindermord, wiewohl es auch an Verwandten- und andern Morden und qualifizirten Diebſtählen nicht fehlt. Dazu geben ſich ſelbſt Mädchen her, was manchmal zu ſehr ergreifenden Scenen führt, weil dabei gewöhnlich noch andere Verhältniſſe im Spiel ſind und den Händeln wahrhaft dramatiſches Intereſſe geben. Komiſch iſt eine Betrügerei, dergleichen in den franzöſiſchen Journalen vol à la Polonaise genannt wird, weil darin ein Pole ſpielt, der das Intereſſe an ſeinem Volk zu benutzen ſucht. Das Theater iſt in Orbe, einer kleinen waadtländiſchen Landſtadt, unweit der franzöſiſchen Grenze im Jura, und dadurch für Betrügereien und das leichte Entkommen ſehr geeignet. Ein ziemlich gut gekleideter Mann tritt zuverſichtlich, laut ſprechend und bisweilen heiter trällernd in eine Schenke. Er verlangt vom beſten Wein und knüpft mit dem Wirth ein Geſpräch an, wo er bald mit Geſchick auf die großen finanziellen und induſtriellen Spekulationen, auf die Eiſenbahnen und Goldminen zu ſprechen kommt, die eine Geſellſchaft von Aktionären im benachbarten franzöſiſchen Departement anlegen und ausbeuten will mit einem Geſellſchaftscapital von fünf Millionen Franken, 25 Procent Dividende und reinem Vortheil, wobei in drei Jahren ein bedeutendes Vermögen zu gewinnen ſey. Während der beredte Gaſt ſo zum Wirth und den andern Zuhörern ſpricht und ſie in freudiges Erſtaunen ſetzt, kommt ein ſonderbar gekleideter Reiſender mit fremdartigen Manieren, verlangt in gebrochener Sprache mit ausländiſchem Accent Wein, den er haſtig verſchluckt und dabei wehmüthig gen Himmel ſieht. Darauf will er bezahlen und zwar mit einem echten Dukaten. Der Wirth fragt ihn, ob er kein anderes Geld habe, er aber antwortet deutſch, das nicht verſtanden wird. Glücklicherweiſe ſpricht es der erſte Reiſende und macht zwanglos den Dolmetſcher. Ihm erklärt der Dukatenmann, dies Goldſtück ſey ſein letztes, er komme eben aus Spanien, wo er in der Fremdenlegion gedient habe, und wolle nun wieder nach Polen, in ſeine Heimath und zu ſeiner Familie. Darauf fragt ihn der Dolmetſcher theilnehmend und gerührt, wie er denn ohne Geld eine ſo weite Reiſe zu machen gedenke? Darauf zieht der Pſeudopole ein kleines, ſorgfältig verſchloſſenes Paket aus ſeiner Bruſt, öffnet es vorſichtig, und da zeigt ſich ein großes, wie von Diamanten glänzendes Ordenskreuz, das ihm ſein Oheim übergeben hat, ehe er auf dem Schlachtfelde ſtarb; es ſey über dreißigtauſend Franken werth, in ſeiner peinlichen Lage würde er es jedoch viel wohlfeiler geben, ja es gegen einige Tauſend Franken als Pfand zurücklaſſen. „Verdammt,“ ſagt nun der Dolmetſcher auf franzöſiſch und mit einem bedeutenden Augenblinzeln auf das Kreuz, „daß ich hier außer Verbindung mit meinen Korreſpondenten in Genf oder Lauſanne bin! da ließe ſich mit geringen Koſten ein gutes Geſchäft machen! In dem kleinen Orbe, wo ich Niemanden kenne, kann ich unmöglich Geld auftreiben.“ Der Wirth fängt Feuer und fragt den Sprecher, ob er glaube, daß ſich etwas gewinnen ließe, wenn man tauſend Franken auf dies Kreuz gäbe? „Das will ich glauben, wenigſtens einige hundert Louisd'or.“ Auf dieſe Verſicherung wird der Handel leicht abgeſchloſſen. Der leichtgläubige Wirth bringt nicht ohne Mühe tauſend Franken zuſammen und gibt ſie dem Pſeudopolen, welcher ihm dafür das Pſeudodiamantenkreuz einhändigt, nicht ohne Seufzer und Thränen. Die tauſend Franken thut er in einen ledernen Gürtel und ſchnallt ihn wieder um den Leib; dann wünſcht er eine Uhr zu haben, an die er gewöhnt ſey; die ſeinige habe er in der Schlacht von Navarra eingebüßt. Der Wirth hat deren zwei, eine goldene und eine ſilberne, holt ſie und der Pſeudopole wählt erſtere, will ſie aber erſt einige Stunden tragen und ſie prüfen, ehe er über den Preis mit dem Wirth übereinkommt. Nach einiger Zeit fährt ihn ein Bedürfniß hinaus, wobei er jedoch ſeine Kappe und ſein Reiſebündel mit Stock liegen läßt. Bald darauf zahlt der erſte Kumpan ſeine Zeche und geht fort. Der dumme Wirth merkt noch immer nichts, wohl aber ſein Knecht, der immer in der Stube geweſen iſt und dem ganzen Handel ſtillſchweigend zugeſehen hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 105.

Mine. Miene.

Räthſel.

Zum Theil nach Lucheſe.

Von einem Stern laßt euch belehren,
Der euch in beiden Hemiſphären,
Wenn er entfaltet ſeiner Strahlen Pracht,
Im Zenith ſichtbar wird bei Tag und Nacht.

Ihr werdet in den Himmelskarten
Auf ihn umſonſt noch lange warten,
Selbſt Johann Herſchel zählet ihn noch nicht
Im neuſten Atlas auf als Himmelslicht.

Es braucht kein Fernrohr, ihn zu ſehen,
Auch pflegt er meiſtens aufzugehen,
Wenn, wie Frau Friederike Brun gemeint,
Der Himmel über Menſchenſünden weint.

Oft läßt er ſeine Strahlen fallen,
Dann iſt er unſichtbar euch Allen;
Doch brennt die Sonne, hilft ſein Schein gewiß
Zur partiellen Sonnenfinſterniß.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. Mai 1838.

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Goethe.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Malten wandte ſich, Hülfe ſuchend, an Ludwig mit den Worten: „Was ſagen Sie dazu?“ — „Ich finde,“ erwiderte dieſer, „daß Mode in geiſtigen Sachen nie taugt, allein es iſt natürlich, daß die eine Uebertreibung die andere hervorruft.“ — „Aber die affektirte Empfindſamkeit iſt abſcheulich!“ rief Conrad. — „Iſt der überſpannte und falſche Enthuſiasmus widrig,“ erwiderte Ludwig, „ſo iſt die affektirte Gefühlloſigkeit, die unzeitige Ironie abſtoßend und verletzend. Sie ſind Geſchwiſter, beide Kinder der Eitelkeit.“

Franciska und Hannah ſchickten ſich an, in's Haus zu gehen. Conrad eilte ſchnell zu Franciska, bot ihr den Arm und ſagte: „Es iſt beinahe dunkel; geſtatten Sie mir, Sie zu begleiten. Sie, mein Fräulein, ſind keine thönerne Vaſe, ſondern ein Magnet, der das härteſte Eiſen anzieht.“ Malten ging neben Hannah. „Ach,“ ſeufzte er, „Sie gleichen ganz der ſchönen Vaſe, wie Herr Ludwig Walberg ſie beſchrieb. Ich gehe nicht zu Bette, bevor ich Sie nicht in einem Gedicht beſungen habe, das mir unfehlbar gelingen und Beifall gewinnen muß.“ Keines der jungen Mädchen erwiderte eine Sylbe auf dieſe Artigkeiten. Sie waren Beide in ſich verſchloſſen, und zum erſten Mal ſtieg eine bittere und eiferſüchtige Empfindung gegen einander in dieſen ſchweſterlichen Seelen auf.

Im Hauſe wurde die junge Geſellſchaft ungeduldig erwartet, weil die ältern Herrn nach einer Spielpartie ſich ſehnten, wobei der Kammerjunker oder Conrad den vierten Mann abgeben ſollte. Malten ſezte ſich an den Spieltiſch, Conrad neben an, um zuzuſehen. Die jungen Mädchen gingen in den Salon; es war dort völlig dunkel. Franciska ſezte ſich ſogleich an's Pianoforte, Hannah in einen fernen Winkel des Zimmers; keine von Beiden bemerkte, daß Ludwig in einer Fenſterbruſtung ſaß. Nachdem Franciska einige Accorde angeſchlagen hatte, ſang ſie folgende Strophe:

Sur le sable de ces rives
Nos chiffres par toi tracés
Par les ondes fugitives
Furent bientôt effacés.
Mais cet amoureux emblème,
Malgré sa fragilité,
Dura plus que l'amour même
Qu'il avait représenté.

Sie ſang mit halber Stimme und begleitete ſich ſo langſam, daß das Inſtrument mit ihrer weichen Stimme zu verſchmelzen ſchien. Eine unbeſchreibliche Wehmuth klang aus dieſen Tönen. Die Anweſenden fühlten ſich ſonderbar

ergriffen, die Beziehung der Worte lag gar zu nahe. Ludwig wurde von einer wonnevollen Ahnung ergriffen; er trat zu Franciska und wollte reden, allein er konnte keine Worte finden; sie schrak zusammen, als sie ihn erblickte, und sagte in einem Ton, der beinahe verdrießlich klang: „Herrgott! sind Sie hier? und zwar incognito?“ In demselben Augenblick trat Conrad lachend mit den Worten herein: „Was haben Sie da für ein weinerliches Bettlied gesungen, mein Fräulein? Es taugte nicht für Ihre blühenden Lippen.“

„Es ist,“ entgegnete Franciska, „ein altes Lied von Rousseau und, so viel ich weiß, von ihm sowohl gedichtet als in Musik gesezt.“ — „Das glaube ich,“ rief Conrad; „es ist entsezlich monoton.“ — „Ja,“ versezte sie, „allein das gefällt mir eben am Liede; es paßt so gut dazu. Es ist etwas darin, das gleichsam zeigt, daß Melodie und Begleitung mit einander geboren sind; wenn ich das Lied singe, kommt es mir vor, als ginge ich traurig das Ufer entlang und hörte die einförmigen Schläge der Wellen an die Steine.“ — „Liebe Franciska!“ rief Ludwig, „wie treffend ist, was Sie da sagen! Ja, es ist etwas Schwermüthiges in der Natur; die einförmigen Klänge, die aus ihr heraustönen, haben etwas so Wehmüthiges, so Sehnsüchtiges und doch dabei so Beruhigendes; und diese Empfindung begegnet uns wie verklärt in allen Schöpfungen der Dichtkunst und Tonkunst, die diese Erinnerungen lebendig zu machen verstehen. Dies alte Lied von Rousseau hat bei seinem altmodischen und monotonen Zuschnitt viel davon, und ich konnte es nie ohne Bewegung hören, wenn Sie es früher sangen; dies ist lange her. Es steht in der alten Romanzensammlung, die Ihrer seligen Frau Mutter gehörte. Ich halte die alten Romanzen sehr hoch, und es würde mich recht freuen, wenn Sie eine singen wollten, die beginnt: Beau Léthé! fleuve bienfaisant.“

Franciska gab kurz zur Antwort: „der Romanze erinnere ich mich nicht.“ — „Unmöglich, sie ist gar zu schön! sie hat drei Strophen, die immer mit dem Refrain schließen: „Non, non! l'oubli n'est pas fait pour moi!“ — „Ja, dann passen die Worte nicht auf mich; denn sie ist mir entfallen.“ Conrad ersuchte nun Franciska, ein neues, glänzendes italienisches Lied, das er kannte, zu singen. „Das übersteigt mein Vermögen,“ sagte sie; „ich will Ihnen indessen gern zu Gefallen seyn.“ Während sie das Lied vortrug, schlich Ludwig fort. Er suchte die fernsten Gänge des Gartens, und die augenblickliche wonnige Stimmung, die ihm Rousseaus altes Lied einflößt, wich nun den bittersten Empfindungen, Zweifeln und Selbstvorwürfen.

Conrad hatte kaum den Schluß des von ihm verlangten Liedes abgewartet und eilte zum Spieltische zurück; und nicht sobald glaubte sich Franciska allein, als sie mit leiser Stimme, wie vorhin, die von Ludwig erwähnte Romanze vom Anfang bis zu Ende sang, und zwar nicht ein, sondern mehrmal, und mit solchem Ausdruck, daß Hannah, davon hingerissen, die ganze alte Zuneigung in ihrem Herzen erwachen fühlte; sie trat leise näher, und als Franciska schwieg, sezte sie sich auf den Rand ihres Stuhls, umschlang ihren schlanken Leib und drückte mit treuer Liebe ihre warme Lippen an die brennende Wange der holden Sängerin. Franciska, von ähnlichen Gefühlen bewegt, erwiderte Hannahs Liebkosungen; jeder Schatten von Bitterkeit war aus diesen reinen Seelen verschwunden. Sie umarmten sich schweigend und unter Thränen, welche die Dunkelheit allen Augen verbarg, nur nicht den schwesterlichen Schutzengeln, die sich des Sieges des Guten auf Erden freuten.

(Die Fortsezung folgt.)

Meine siebente Fahrt über die Alpen.

(Fortsezung.)

Brixen am 16ten März. — In einem Separatwagen also und in Gesellschaft des dicken Herrn und des Trientiners sezte ich meine Reise fort. Innsbruck und Innthal kamen immer tiefer zu liegen, denn immer höher gings an dem Gebirge hinan; dieses öffnete sich, die Straße lenkte rechts ein, und verschwunden war Thal und Stadt, und „Addio Welt, ich gehe in's Tyrol!“ Wirklich auf unzählige Meilen weit schien ich mir bald von alle dem entfernt, was wir Welt zu nennen pflegen. Welche Höhen! welche Tiefen! Die Wasser da drunten sieht man nur dann, wenn sie über die Berge in den Abgründen springen, und vom Himmel droben sieht man nur ein kleines Stück. Welch eine hohe Einöde! und da hängen hin und wieder Menschenwohnungen an den Felsen, und von dunkeln Fichten umschauert, schweben Kruzifire und Liebfrauenbilder und Kapellen über den Abgründen, und an der Straße, die sich wie eine Schlange bald aufwärts, bald horizontal gekrümmt hindurchwindet, steht oft ein Kreuz mit einem abscheulich gemalten Bilde, welches besagt, daß hier oft Menschen in Saus und Braus über Hals und Kopf hinuntergefahren; dessenungeachtet schien jezt Alles so mild und weich um mich her in des lauen Abends sanfter Dämmerung. Eine Amsel sang; es war der einzige Vogel, den ich seit Starnberg auf meinem Wege gehört; die einzelnen wilden Töne, die gleich verhallten, die keine Schwingungen hatten, schienen doch mit dem lauen Hauche der Luft zu verschmelzen, und die Luft war so schmeichlerisch, so musikalisch, möchte ich

ſagen, und that ſo wohl, und meine Reiſegefährten waren eingeſchlafen und ich war ſo ganz allein in dieſer vielſeitigen Einöde, und meine Gedanken gingen ſo träumeriſch und doch ſo lebhaft. Ich fühlte ſie mehr als ich ſie dachte; hätte ich ſie plötzlich ausſprechen ſollen, ich hätte viel zu ſagen gehabt, aber mich lange darauf beſinnen müſſen. Aber die einſamen, abgelegenen Wohnungen da droben, wie geſpenſtiſch flimmern ihre Lichter! Wie doch Leute da wohnen mögen! Um ſich herum jähe Abgründe, durch welche die Pfade gehen, die zu ihnen führen; über ſich Felſen und wieder Felſen, bis in den Himmel hinein; und wenn es ſchneit, da kann es Lawinen ſchneien, und wenn es regnet, da kann es Steinblöcke regnen. Arme Leute! wie ſie doch nur da wohnen mögen! So ruft man aus, und denkt ſich dabei, wie wir draußen bequem und ſicher wohnen, und denkt ſich unſere Felder und Gärten und Wieſen, unſere Theater und Geſellſchaften, kurz, die ganze Herrlichkeit unſerer Cultur. Man braucht aber nur ein wenig nachzudenken, und man wird es natürlich finden, daß ſie da gerne wohnen mögen. Ihr Leben iſt allerdings ein beſtändiger Kampf, aber mit der Natur, und mit dieſer wird man eher und beſſer fertig als mit der Unnatur. Sie bewegen ſich auf einem beſchränkten Raume; ſie haben aber vollauf zu thun, und da werden ſie die Schranken nicht ſo leicht inne. Ihre Arbeit iſt eine Gefahr, aber auch ſüß wie eine Eroberung iſt das, was ſie erſtrebt, und ihre Muße iſt Ruhe von der Arbeit, und ihr Genuß iſt um ſo vollſtändiger, als ſie geſund und kräftig dabei ſind. Sie haben ihre Feſte, ihre Beſuche, ihre Geſchichten, ihre Mährchen, ſie beſitzen in hohem Grade die Poeſie und die Wahrheit und die Fabel des Lebens. Der Jugend Roſengarten, wie herrlich blüht und duftet er hier, wie ſchlagen darin die gellenden Nachtigallen, wie ſchmettern darin die Lieder der Alpenzitter, die Lieder der Liebe! Mit Gefahr ſeines Lebens ſucht ſeinem Mädchen der Jüngling die Blumen zum Strauße; hier iſt die Liebe beſtändig begleitet von Abenteuern, ſie hat vom Romane. Und wenn Alles drunter und drüber zu gehen ſcheint, wenn die Donner rollen und die Blitze ſtrahlen und Felſen ſtürzen und darüber ſchrecklich brauſende Waſſerfluthen, wenn die Natur in Aufruhr iſt, und noch dazu der Executant wie ein Unhold an der Thüre pocht und es ihnen ſchwarz vor den Augen wird, und ſie troſtlos umher nach Hülfe blicken, da erſcheinen jene über den Abgründen ſchwebenden Bilder, der ſanfte, leidende Heiland am Kreuze, die milde, huldvolle Mutter Gottes, und da knien ſie nieder und beten, und ſie fürchten nicht mehr, ſie hoffen, ſie glauben, und ſo nahe ſcheint denen, die wie ſie da droben wohnen, der Vater im Himmel. Arbeit, Liebe, Religion, die ſind's, die hier die Berge ebnen, und daher dieſe Kraft, dieſes reiche Gemüth, dieſer ſtolze Sinn; daher dieſer Tyroler mit den Blumen und Federn auf dem Hut, mit dem glitzernden Gürtel, auf welchem ſein ſtolzer Name prangt, und mit dem Stutzer in der Rechten! Da ſteht er, das Bild der Geſundheit, der Kraft, der Freude, da ſteht er auf der Alpe, zu ſeinen Füßen die wilden Waſſerfälle, über ſich des Himmels prächtiges Zelt, ein Herr, die Stirne voll ſchöner Gedanken, die Bruſt voll ſchöner Lieder, und zu ihm auf ſchaut ſein Mädchen, ſo vergnügt, ſtolz und reich wie eine Königin. Und wenn er nun herunter kommt zu uns in die Ebene, da haben Alle ihre Freude an ihm, die Jungen und die Alten, und ſie laſſen ſich erzählen von ihm und ſingen und ſpielen auf der Alpenzitter, und Alle befällt eine Sehnſucht, wie ein Heimweh, nach den Alpen. — „Addio, Welt, ich gehe in's Tyrol!“ wird man mir lachend zurufen. Ich muß auch lachen, weil ich gerade auch Einer von denjenigen bin, die das, was hier unter „Welt“ verſtanden wird, dem Tyrol vorzuziehen Urſache haben. Aber wie Wenige gibt es, denen es vergönnt iſt, die Vortheile dieſer „Welt“ zu genießen! Müſſen ſich nicht die Meiſten in derſelben faſt beſtändig im beſchränkten Kreiſe ihres Handwerks oder ihres Brodſtudiums herumdrehen und herumquälen? Sie zehren ſechs Tage miſerabel aus der Fauſt, um am ſiebenten endlich einmal Sabbath in irgend einem Tivoli oder Prater machen zu können. Ihr Leben iſt ſchlimmer denn Tyrol; es hat auch ſeine Alpen, und dieſe Alpen haben ihre Unwetter, Stürme und Turmenten, ihre Schwindelpfade und Abgründe, ihr Eis, ihre Spitzen, Kämme und Jöcher. Da iſt das Joch oft ſchwer und der Kamm iſt ein Striegel; und will der Menſch eine Ausſicht haben, ſo findet er ſie droben über dem Todtenhofe auf dem Kirchthurm bei den Glocken, die zu Grabe läuten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden̄z-Nachrichten.

Paris, Mai.

Longchamp. Das Dieyſche Fuhrwerk.

Drei Tage in der ſtillen Woche verwenden die Pariſer bekanntlich zu der Promenade nach Longchamp, die ſich jedoch ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts nicht mehr über die Champs elyſées hinaus erſtreckt. Iſt die Witterung günſtig, wie es diesmal der Fall war, ſo dient dieſer Spaziergang den Reichen dazu, ihre neuen Equipagen und ihren neuen Putz zur Schau zu ſtellen. Longchamp (denn ſo heißt das Feſt kurzweg) iſt daher ein wichtiger Zeitpunkt im Jahr für Putz-, Wagen- und Sattelmacher. Ungünſtige Witterung ſchmälert dieſen Leuten ihren Erwerb. Diesmal ſind ſie wahrſcheinlich mit dem Wetter und mit dem Abſatze zufrieden geweſen. Bei dieſer Gelegenheit erblickt man auch gewöhnlich neue Einrichtungen an Wagen, indeß die Modeluſtigen und

Modenhändler neue Moden aufthun. Besondere Aufmerksamkeit erregte diesmal ein sonderbar eingerichteter Wagen des Herrn Dietz, eines Mannes, welcher schon lange die Pariser mit seinen Fuhrerfindungen beschäftigt. Er hatte für das heurige Longchamp ein Fuhrwerk in Bewegung gesezt, welches eigentlich aus mehreren Wagen, oder wie es jezt heißt, Waggons bestand, die mit einander durch eiserne Gelente in Verbindung standen und nur Einen Wagen auszumachen schienen; vier Pferde zogen dieses Fuhrwerk und achtzig Personen hatten Platz darin genommen. Diese wurden von den vier Pferden ziemlich schnell fortgezogen. Sonderbar sah es bei den Schwenkungen und Drehungen des Fuhrwerks aus, wie sich dasselbe schlangenmäßig krümmte und dann wieder sich in einer geraden Linie fortzog. So etwas geht nun auf den wohlgeebneten Straßen in den Champs élysées und auf dem wohlgepflasterten Concordeplatze sehr gut; aber gesezt, dieser lange Wagenschweif geriethe in die engen Gassen von Paris und sollte sich nun schnell um eine Straßenecke drehen, wie würde es da mit dem Schlangenschweife aussehen! Hier würde ein Stück, und weiter hin wieder eines hängen bleiben, und vielleicht nur das Haupt zulezt an's Ziel gelangen. Daß das Fuhrwerk nicht umfallen könne, versichert der Erfinder hoch und theuer, wie auch, daß vier Pferde stets hinreichen, um achtzig Passagiere fortzuschaffen, wahrscheinlich aber wieder nur auf Wegen, die in so gutem Stande sind, wie die, welche die Champs élysées durchkreuzen. Der Erfinder könnte allenfalls mit den Dampfwagen in Concurrenz treten, deren Unternehmer sich anheischig gemacht haben, künftigen Sommer das gesammte Theaterpublikum, welches den Darstellungen im Circus der Bereiter Franconi zu St. Germain beiwohnen wird, Abends oder vielmehr in der Nacht wieder nach Paris zu bringen. Man muß gestehen, daß die Franconi's einen sonderbaren Einfall gehabt haben. Wie können sie sich vorstellen, daß die Pariser, die in der Stadt bereits einen Vereitercircus haben und denen täglich an zwanzig Theater in und um Paris offen stehen, sich die Mühe nehmen werden, zwei Meilen weit zu reisen, um abermals einen Circus zu sehen! Eher ließe sich von den Bewohnern der Stadt St. Germain erwarten, daß sie künftig, statt ein eigenes Theater zu halten, die Pariser besuchen, und um eilf Uhr in der Nacht vermittelst der Dampfwagen wieder heimkehren werden. Und wenn einmal die beiden Eisenbahnen, welche man auf dem rechten und linken Seineufer nach Versailles anlegt, fertig sind, so werden die Versailler Herrn und Damen ebenfalls zum Schauspiel nach Paris kommen und Abends wieder nach Hause fahren; aber ein Spekulant, der ein neues Theater in Versailles anlegen wollte, in der Hoffnung, die Pariser zu Zuschauern zu bekommen, würde sich wohl stark verrechnen. Nach Versailles und St. Germain werden sie fahren, um das in Paris Entbehrte zu finden: Landluft, Gehölze, königliche Schlösser mit historischen Museen, stille Spaziergänge u. s. w. — In Paris selbst verrechnet sich der Spekulationsgeist beständig, und erst kürzlich ist wieder eine interessante Anstalt, das Prytanée, wovon ich im vorigen Jahr gesprochen habe, zu Grunde gegangen, nachdem sie kaum ein Jahr lang bestanden hatte. Sie sollte mit dem Athénée wetteifern, einer bereits seit fünfzig Jahren bestehenden, aber jezt alternden Anstalt, welche ihren Abonnenten gegen eine jährliche Summe von hundert Franken eine Bibliothek, eine bedeutende Sammlung von Zeitungen und Zeitschriften und abendliche Vorlesungen geschickter Redner oder gelehrter Professoren über Sprachen, Wissenschaft und Belletristik bietet. Das Prytanée hatte es vorzüglich auf Musik und schöne Wissenschaften abgesehen. Zweimal in der Woche war ein Concert, und unter den Vortragenden zeichnete sich besonders der aus dem Stegreife redende Lehrer Rastoul aus, von dessen überraschenden Leistungen ich im vorigen Jahr gesprochen habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Lausanne, April.

(Fortsezung.)

Vol à la Polonaise. Unsittlichkeit.

Dem Knecht ist die ganze Geschichte gleich Anfangs verdächtig vorgekommen, und als er seinen Verdacht dem Wirth mittheilt, geht diesem ein Licht auf. Halloh! halloh! Alles rennt fort zum Ort hinaus. Bald findet man auch die zwei Kameraden auf dem Feld sizen mit noch einem Dritten, gar freundlich und vertraut mit einander redend. „Der Pole hat uns betrogen!“ ruft der Wirth dem ersten Reisenden und Dolmetscher zu. — „Unmöglich! wenn es aber doch so ist, so mag er sich in Acht nehmen, denn ich verstehe keinen Spaß.“ Mit diesen Worten thut er, als wolle er den Polen festnehmen; dieser aber nimmt Reißaus und der Andere hinter ihm her, als wolle er ihn haschen, hinter diesen her einige verständige Freunde des Wirths. Endlich werden sie erreicht und festgenommen. Ueber diese wilde Jagd hat man aber den Dritten mit seinem Sack aus den Augen verloren, und er hat dies benuzt, um mit der Beute, d. h. mit dem Tausend-Franken-Sack, zu entkommen, denn ihm war dieser — in der Diebssprache Grenouille genannt — anvertraut worden. Statt des feinen Geldes hatte man nun zwei feine Spitzbuben, und als man bei der Zurückkunft nach Orbe endlich that, womit man billig hätte anfangen sollen, erklärte ein Geldschmied, das Kreuz sey höchstens sieben Batzen oder einen französischen Franken werth. — Man sollte glauben, die Geschichte sey in Schöppenstadt vorgefallen.

Wenn in unserm Land noch viel zu viel Verbrechen und Vergehen vorfallen, so hat direkt und indirekt das übermäßige Wein- und Branntweintrinken große Schuld daran, wiewohl es noch lange nicht mit dem Entsezlichen zu vergleichen ist, was in dieser Beziehung in unglaublicher Progression im Nachbarcanton Bern beobachtet wird. Sehr nothwendig wäre es vor Allem, daß in den Dörfern die Zahl der Schenken verringert, oder wenigstens zehn Jahre lang keine neuen Schenkconzessionen ertheilt würden. Diese nothwendige Maßregel wird aber nie bei unserm Großrath durchgehen, weil in ihm zu viel Betheiligte sizen, die es recht gerne sehen, wenn in ihrer Schenke oder in der des Herrn Vetters u. s. w. tüchtig getrunken wird. Um die Menge Kindermorde zu erklären, muß man die Liederlichkeit und Verdorbenheit unserer Landmädchen kennen. So lange die vermehrten und verbesserten Schulen mit ihren Dorfbibliothen nicht mehr auf die Sittlichkeit, als auf das Lernen und Wissen sehen, ist in dieser Beziehung an keine Besserung zu denken. Das Gegentheil sehen wir in unserer Nähe, in dem katholischen Savoyen, wo die Frères ignorantins und Jesuiten viele Schulen inne haben; das Lernen ist da eben nicht weit her, dagegen die Sittlichkeit viel besser als in Waad. Diebstähle zumal sind sehr selten. Jene waadländische Trinksucht dürfte mit der Zeit ein heilsames Gegengewicht finden in dem Mäßigkeitsverein, der sich voriges Jahr in Lausanne gebildet hat und sich gewiß in alle Theile des Landes verzweigen wird. Mehr könnten noch die Frauen und Mädchen im Waadland thun, wenn sie sich mit keinem Trinker abgäben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 15. Mai 1838.

— So miſchen ſich der Zukunft Farben
Und der Vergangenheit zum ſchillernden Gewand
Für jenen neck'ſchen Kobold, Traum genannt.

Ben Jonſon.

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Es war Nacht geworden. Die Anſtrengung, mit welcher unſere vier Pferde den Wagen die äußerſte Anhöhe des Schönbergs hinaufzogen, war zu peinlich, als daß ich an etwas Anderes denken konnte. Der Poſtillon, ein flinker, munterer Burſche, der weiter unten auf den ebenen Strichen immer ſehr ſchnell und ſchonungslos gefahren war, wurde nun ordentlich betrübt. Er ſprach ſo ſanft mit ſeinen Thieren und wechſelte mit mir Worte des Bedauerns und des Mitleids; es war wie ein kleinlautes Jammern, das da hinaufzog in der ſchweigenden Gebirgsnacht, und der Trientiner ſchlummerte und der dicke Herr ſchlief und träumte, und da lachte er zuweilen, ein ſo ſonderbares Lachen, wie das Wiehern eines Pferdes. Endlich waren wir oben und bald darauf in Schönberg. Nun ſchlief ich auch ein; ich erwachte auf einen Augenblick vor dem Poſthauſe auf dem Brenner, dann, und zwar bis zu Tagesanbruch, ſchlief ich wieder, doch nicht beſtändig; zuweilen dämmerte ich nur ſo hin, und da hatte ich ein Traumgeſicht, das ich hier nicht erwähnen würde, wenn ich es nicht auch ſchon in der geſtrigen Nacht gehabt hätte, eine Erſcheinung, wie mir noch keine auf meinen Alpenfahrten vorgekommen iſt, und woran wohl meine in München lebhaft empfangenen Eindrücke Schuld ſeyn mögen. Wenn ich nämlich ſo hindämmernd oder ſchlaftrunken hinausſchaute, da, unaufhörlich und trotz des Bewußtſeyns, daß es nur Täuſchung ſey, daß es nur die vom Mond oder von den Laternen beleuchteten untern Felspartien ſeyen, ſchien es mir, als fahre ich in einer neuen, aber wunderſamen Stadt. Rieſenhafte Säulenſchäfte und Marmorblöcke, und Knäufe mit unbeſchreiblichem, wahrhaft orientaliſchem Laubwerk lagen und ſtanden umher, und daneben erhoben ſich Gebäude von jeglichem Style, ſo wunderbar, ſo fabelhaft, wie ich ſie mir jezt, da ich wach bin, gar nicht mehr recht vorſtellen kann. Es begann Tag zu werden und ich erwachte, und ich glaubte mir tüchtig die Augen reiben zu muſſen; denn was ich ſah, ſah ziemlich einer Fortſetzung meines nächtlichen Traumbildes ähnlich. Behauene Granitblöcke waren da gelagert, und daneben erhoben ſich auf ſeltſam geſtalteten Felſen kühne Mauerwerke, und rechts, unter überhängenden Felſen, glühten, in einer langen Reihe, Feueressen und brausten Blaſebälge und tönten Amboſe, daß Vulkan da mit ſeinen Geſellen zu hauſen ſchien; und links über eine hochſchwebende Brücke herüber kam nach dem Schlage der Trommel ein unabſehbarer Zug Menſchen in weißen Kitteln. Dies waren die viertauſend Soldaten, welche an den Fortifikationen an

der Eisach arbeiten. Ich sah nun diese Fortifikationen: welch imposante Gebäude, wie zusammengewachsen mit dem Felsen, auf welchem sie stehen! und doch, vergleicht man sie mit ihrer Umgebung, so sehen sie so klein aus wie Bienenkörbe.

Von da an wird das Thal immer breiter, die Eisach fließt ruhiger, die Straße windet und krümmt sich nicht mehr ängstlich am Abhang des Gebirges hin, sie nimmt das Sanfte der Ebene an, die Gebirge sind weit auseinander gegangen und stehen nun als ein breites, aber außerordentlich hohes Rund da; die Massen, welche von ihnen losbrachen, wurden zu einer Hügelreihe, und die von ihnen losgeschwemmte Erde wurde nicht gleich wieder fortgeströmt oder mit Fichten bewachsen, sie breitete sich aus und überzog den felsigen Boden der Ebene, und die Ebene wurde zu Feld und Garten, und die Hügel wurden zu Weingärten, und mitten in diesen Feldern, Gärten und Weingärten liegt Brixen. Hier wächst guter Wein, wachsen vorzügliche Kastanien, hier ist es im Sommer sehr heiß, hier begegnet man schon dem italienischen Kastanienbraun. — Vor einer Stunde sind wir angekommen; jezt ist es sieben Uhr. Um zehn Uhr fahren meine Gefährten mit dem Botzener „Stöhwagen“ ab und ich werde mit dem Brunecker schon um acht Uhr ausbrechen. Mein Weg, dessen Ziel Görz ist, geht nun über Brunecken, den Höllenstein, Perarolo und Ceneda, auf der sogenannten neuen Straße. In Innsbruck rieth man mir, lieber einen Umweg über Botzen und Verona zu machen, weil ich da immer wohlfeile Gelegenheit zum Fortkommen und eine stets angenehme Straße finden würde, während die durch das Pusterthal und über den Höllenstein in dieser Jahreszeit nicht allein sehr kostspielig, sondern auch wegen des Schnees sehr gefährlich sey. Allein ich habe schon lange gewünscht, das Pusterthal zu kennen, und wer weiß, wann es mir wieder so gelegen seyn wird, und was die Gefahr anlangt, so kann ich wohl sagen, daß dergleichen stets einen ungemeinen Reiz für mich hatte.

Der Realist.

(Fortsetzung.)

Später dachte Hannah in ihren einsamen Betrachtungen: „Wie kann ich das Unmögliche wollen? Welcher Mann könnte Franciskas Anmuth widerstehen? Wie eitel müßte ich seyn, wollte ich mich mit ihr messen, und wie schlecht bin ich, wenn ich auf sie zürne! Und ist es Conrads Schuld, daß er von dem hingerissen wird, was mich selbst bezaubert? Allein ich liebe ihn, das thut sie nicht; sie liebt Ludwig, aber Ludwig ist zu streng gegen sich selbst und gegen sie; er vermeidet sie: würden sie getrennt, sie vergäßen einander vielleicht. Franciska findet Wohlgefallen an Conrad — wer weiß — mit der Zeit — Er würde glücklicher mit ihr als mit mir; kann ich mir dies verbergen? — Der Gram, ihn verloren zu haben, brächte mich um! Doch dies ist ja immer besser, als zum zweiten Male seinem Glücke im Wege zu stehen. O Gott! gib du mir ein, was ich thun soll!“

Während die arme bescheidene Hannah so mit sich selbst sprach, stellte Franciska ähnliche Betrachtungen an. „Wie böse bin ich auf mich selbst, wie viele unschöne Empfindungen entdecke ich in meiner Seele und welchen Mangel an Vernunft und Selbstbeherrschung in meinem Betragen! — Wie hoch steht Hannah über mir! — wie gut, wie schön ist sie! — Was ist doch alles, was Talent heißt, alles, was die Erziehung geben kann, gegen den natürlichen Zauber, der dies Mädchen umgibt! Sie gleicht einer Lilie, einem Schmetterling; ist es ein Wunder, daß Ludwig sie liebt? Ich wurde von der lieben Heimath weggeschickt, er blieb hier, sah sie täglich. Die arme Hannah hängt noch an ihrem Verlobten aus Gewohnheit, aus Jugendliebe, und sein Herz ist wohl bei dem Mädchen in England. Ich sehe wie in einem Spiegel, wie das alles gehen wird. Ludwig liebt Hannah, und er ist ihr lieb; an seinem Herzen wird sie sich über Conrads Verlust leicht trösten — aber ich? wie soll ich es anfangen, sie an Ludwigs Seite zu sehen? Nein! ich sterbe vor Gram; aber schweigen will ich, und dennoch lieben.“

So sprachen die armen Mädchen zu sich selbst und bestärkten sich durch tausend Kleinigkeiten, die sie auf ihre vorgefaßte Meinung bezogen, in ihrem Irrthum. Conrad sagte einmal in Hannahs Gegenwart: „In der unerfahrenen Jugend legt man sich Fesseln an, die man später nicht brechen darf, möchte man es auch recht gern.“ Bei diesen Worten gedachte Conrad der Unannehmlichkeiten, die er täglich beim Oheim zu ertragen hatte; allein Hannah, die davon nichts wußte, bezog seine Aeußerung auf sein Verhältniß zu ihr.

Conrad besuchte das väterliche Haus immer seltener, dagegen kam er beinahe alle zwei Tage auf das Gut. Oefters trafen ihn dort die Seinigen unerwartet, noch öfter erfuhren sie, er sey dort gewesen, während sie seiner zu Hause geharrt. Anfangs beklagten sie sich darüber, und da dies ein paar Mal unangenehme Auftritte herbeigeführt, hatte Conrad geradezu erklärt: „Ich habe Langeweile bei euch, wenn wir allein sind; allein im Herrenhause unterhalte ich mich meistens gut. Warum soll ich mich in müssigen Stunden nicht zerstreuen? Ich habe Arbeit und Plage genug in der Fabrik.“ Hannah fügte sich schweigend in alles; allein die Eltern, die Mutter besonders, wurden ungeduldig, und leztere

äußerte mehrmals auf mehr oder weniger verblümte Weiſe, Hannah ſey Schuld an Conrads Gleichgültigkeit, weil ſie nicht liebreich genug mit ihm umgehe. Einmal, da er beſtimmt verſprochen hatte, zu kommen, aber, wie gewöhnlich, nicht kam, ſagte die Pfarrerin zu Hannah: „Ich weiß auch nicht, wie du biſt; du biſt ja ganz todt geworden; wäreſt du unterhaltender, Conrad würde uns nicht ſo ganz verlaſſen. Kannſt du denn nicht anziehender für deinen Bräutigam ſeyn?“ Mit zerriſſenem Herzen, aber lächelndem Geſichte erwiderte das arme Mädchen: „Wie gern, liebe Mutter! ich möchte es gar zu gern, wenn ich nur wüßte, wie ich mich betragen ſollte.“ — „Du ſollteſt heiter und angenehm, du ſollteſt wie Franciska ſeyn.“ — „Nun, wie ſie möchten wohl alle Mädchen ſeyn, aber welche vermag es?“

Tief gedemüthigt und in innerſter Seele betrübt, ging Hannah gegen Abend in den nahen Wald und ſuchte den einſamſten Pfad, als ſie plötzlich in einiger Entfernung Lachen und Stimmen hörte und zwiſchen den Bäumen eine Geſellſchaft gewahrte, die ihr entgegen kam. Sie erkannte bald den Gutsbeſitzer, Franciska, Malten und Conrad. — Eben an dieſer Stelle theilte ſich der Pfad, und ſchnell wie ein ſchüchternes Reh ſprang ſie, in der Hoffnung, daß die Gebüſche ihre Flucht verbergen würden, ſeitwärts hinein; aber Franciska hatte ſie doch erblickt und rief ihr. Sie blieb verlegen ſtehen, jeder machte ihr auf ſeine Weiſe Vorwürfe, daß ſie ihnen habe entſchlüpfen wollen; Franciska und ihr Vater wollten ſie überreden, mitzugehen, ſie entſchuldigte ſich aber ſtandhaft. Conrad erbot ſich, ſie nach Haus zu begleiten, dies ſchlug ſie auch aus. Er trat zu ihr und flüſterte: „Du haſt es wohl übel genommen, daß ich heute nicht gekommen, allein um Mittag war ich abgehalten, und heute Abend hatte ich mehr Luſt auf das Gut zu gehen. — Du gibſt keine Antwort? das iſt die alte Plage! Ich mag mich nun einmal nicht geniren, das iſt mir angeboren; und ihr im Pfarrhaus ſeyd immer mit mir unzufrieden und immer übler Laune; das kann mir wirklich keine Luſt machen, euch zu beſuchen.“ — „Laß mich jezt nach Hauſe gehen, deine Geſellſchaft harrt deiner,“ gab Hannah zur Antwort, begrüßte die Uebrigen und wandte den Rücken; allein ſie war nicht weit gekommen, als ſie Schritte hinter ſich hörte und Malten gewahrte, der ſie durchaus begleiten wollte. — Er habe ſich von den Andern fortgeſtohlen, ſagte er, um einen ſolchen Augenblick, den einzigen Lichtpunkt in ſeinem dunkeln Leben, zu erobern. Es war das erſte Mal, daß er ſich mit Hannah ganz allein befand; allein deſſenungeachtet hatten ſie nur wenige Schritte neben einander zurückgelegt, als er in hochtrabenden Redensarten ihr eine förmliche Liebeserklärung machte. Das ſchüchterne Mädchen war ganz verblüfft; doch fand ſie Muth genug, ihn daran zu erinnern, daß ſie Braut ſey. Malten ergoß ſich in Klagen, daß ſie ihn ſo gar nicht verſtehe; er wiſſe ja wohl, daß ſie die Seinige nicht werden könne, er wolle nur, daß ſie ihm erlaube, ſie anzubeten, von den ſüßen Blicken zu leben, die ſie ihm zuweilen zuſende, und die ihm ſagten; daß ihre Herzen ſich verſtanden u. ſ. w. Die erſchrockene Hannah betheuerte ihm ängſtlich, aber ernſt, daß ihre Blicke in dieſem Fall auf's Schnödeſte lügen müßten. Da er nun aber in pathetiſche Wuth gerieth und mit ſeiner Verzweiflung und ihren blutigen Folgen drohte, wurde ihr bang, und ſie machte ſich auf die Beine, ſo vogelleicht, daß Apoll die fliehende Daphne nicht erreichen konnte. Nicht weit von der Pfarre drehte ſie den Kopf zurück; da ſah ſie zu ihrer Beruhigung den Kammerjunker mit einer angezündeten Cigarre im Munde über den Steg am Waldſaume ſchreiten, und trotz der Widerwärtigkeiten, die ihr auf ihrer Wanderung begegnet, konnte ſie nicht umhin, zu lachen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Schwindel.

Ich kann auf ſteiler Höhe ſtehen
Und ohne Furcht hinunter ſehen
In's tiefe, tiefe Thal;
Doch wenn ich, Mädchen, vor dir ſtehe,
Und dir in's dunkle Auge ſehe,
Ergreift mich Schwindel jedes Mal.

Mir iſt's bei deines Auges Blinken,
Als müßt' ich fallen, müßt' ich ſinken
Dir in die Augen ſelig ſtill.
O ſüßes Mädchen! hab' Erbarmen
Und fang' mich auf mit deinen Armen,
Wenn ich im Schwindel ſtürzen will.

Bühren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, April.

(Fortſetzung.)

General de la Harpe.

Seine Landsleute die Trinkſucht mehr und mehr und endlich ganz ablegen zu ſehen, war einer der innigſten Wünſche des edeln Waadländers, den wir vor Kurzem verloren haben, des Generals Céſar de la Harpe. Für die Gründung und Ausbreitung jenes Mäßigkeitsvereins war er daher auch ſehr thätig. Es thut immer wohl, bei dieſem herrlichen

Charakter zu verweilen. Selten, sehr selten ist das Edle in würdiger aristokratischer Form so durchaus mit republikanischer Einfalt, Reinheit und Sittlichkeit gepaart, wie bei ihm. Ich habe ihn vor zwölf Jahren das erste Mal gesehen; damals war er schon ein Greis von eins-und-siebenzig, aber mit seinem weißen Haar noch ein schöner Mann. Wie stattlich muß er in seinem fünf-und-zwanzigsten Jahr und später an Katharina's II. Hof gestanden haben! Sie, die etwas auf schöne Männer hielt, hat sich auch in dieser Beziehung mehrmals sehr günstig über ihn ausgesprochen, wovon mir schon früher in St. Petersburg manches Interessante erzählt worden ist. Katharina war aber geistreich und Menschen kennend genug, um de la Harpe's geistige und sittliche Höhe, den ganzen Werth seines echt republikanischen Charakters zu erkennen, zu würdigen und zu ehren. Sie irrte sich nicht in ihm; denn Kaiser Alexander wäre gewiß nicht ein so schöner Charakter geworden ohne de la Harpe's beispielgebendes Wirken; und ohne seinen sich immer gleich bleibenden Werth hätte ihm der mächtige Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen nicht eine so herzliche und dauernde Anhänglichkeit gezeigt und so gerne für de la Harpe's liebsten Lebenswunsch, die Unabhängigkeit seines lieben Waadlands von dem Berner Bären, gewirkt. Der Geschichte gehört an, wie der rastlos thätige Mann 1805 und 1814 durch den Kaiser Alexander am Wiener Congreß gegen das mächtig von England unterstützte Bern sein Waad vor Wiedervereinigung und neuer ungesetzlicher Unterdrückung gerettet hat. Darauf aber beschränkte sich sein heilbringender Einfluß nicht; denn in der Restauration des Landes, besonders seit 1814, ist im Waadland nichts Lobenswerthes und Bedeutendes geschehen ohne seine Mitwirkung. So war er bis 1831 in der besonnenen und mäßigen Opposition gegen die Regierung, trat aber ganz von Geschäften und vom direkten Einfluß auf sie zurück, als nach dem Beispiel der Pariser Julustage eine Insurrektion in Waad gegen die Regierung aufstand, und in Folge einer Constituante eine neue Verfassung angenommen wurde. Durch die verkehrte Aufregung der Gemüther wurde es damals einer Partei möglich, de la Harpe's große Verdienste um das Land ganz zu verkennen und zu vergessen, ja so feindselig und beleidigend gegen den edeln Mann aufzutreten, daß er für einige Zeit Lausanne verließ und bei Vevey lebte. Später, als sich der schmutzige Schauer etwas gelegt, kehrte er wieder in sein gemächliches Haus zurück. Aber sein politischer Unwille sollte noch mehrmals rege werden, und er sprach ihn mit voller, männlicher Kraft aus, als 1834 die Polen und Consorten durch Waad nach Savoyen zogen, wobei die waadländische Regierung aus Kraftlosigkeit eine so traurige Rolle spielte. Die spätere Insurrektion in Neufchatel und das selbst bei der Tagsatzung hörbare Vociferiren gegen Preußen erregte nicht weniger seinen Unwillen. Da dergleichen ganz unabhängige Mißbilligung unrechtlichen Unsinns unsern Radikalen nicht gefallen konnte, so blickten sie giftig auf den alten General, den sie bald einen eingefleischten Aristokraten, bald einen Sklaven der nordischen Despotie nannten. Diese Stimmung wurde bei jenen Leuten besonders laut, als voriges Jahr der Großfürst Michael hieherkam und de la Harpe mit Aufmerksamkeit und Freundlichkeit überhäufte. Wenn man sie so Arm in Arm mit einander gehen — der General immer zur Rechten — und sprechen sah, mußte man glauben, dieser sey der Großfürst und des Czaren Bruder der General, so voll Aufmerksamkeit war Michael gegen ihn, und man sah deutlich, daß dies Alles nicht Manier und Affektation war — wozu wäre diese auch im kleinen, politisch ganz unbedeutenden Waadland gewesen? — sondern vom Herzen kommend und zum Herzen gehend.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Prytanée. Casino Paganini.

In den Concerten, welche das Prytanée letzten Winter hindurch gab, ließen sich manche geschickte Künstler hören, und da die Eintrittsbillette mit ziemlich freigebiger Hand vertheilt wurden, so fehlte es nie an einem zahlreichen Auditorium. Was aber fehlte, waren die Abonnenten, und in der Mitte vorigen Monats wurden plötzlich die Lieferanten der Anstalt ungestüm, ließen die Unternehmer in's Schuldgefängniß bringen und alle vorhandene Habe öffentlich verkaufen. Solch eine Anstalt hätte wohl verdient, vom Publikum besser unterstützt zu werden. Vielleicht wäre dies auch nach und nach geschehen; es gehört aber in einer so großen Stadt Zeit dazu, ehe eine neue Anstalt bekannt und gehörig gewürdigt wird, und unterdessen zehrt die Unternehmung von ihren eigenen Capitalien; reichen diese alsdann nicht hin, so muß die Anstalt zu Grunde gehen, wie die Lampe erlischt, wenn ihr das Oel ausgeht. Das Prytanée hat sich wenigstens nicht vorzuwerfen, daß es sich, wie das Paganinische Casino, in kostbaren Bauten und prachtvollen Verzierungen erschöpft hat; freilich behalten diese Bauten, diese Malerei und Bildhauerei einen Werth und können von klügern Unternehmern zu etwas Nützlicherem gebraucht werden. — Die Abendconcerte im Casino haben längst aufgehört und eigentlich nur vierzehn Tage gedauert. Sie kosteten doppelt so viel Eintrittsgeld, als die Musardschen und Valentino'schen Abendconcerte, und waren doch nicht besser. Das Publikum ist aber nicht so einfältig, daß es eine Sache, die es für einen Franken haben kann, mit zweien bezahlen sollte. Die Spielpartien, worauf die Unternehmer gerechnet hatten, sind durch die Polizei rückgängig gemacht worden. Somit bleibt dem Casino nichts übrig, als seinen Subscribenten als Rendezvous zu dienen und etwa im Winter Bälle zu geben, wozu sich das schöne Lokal vortrefflich eignet. Paganini aber, der bei dem Unternehmen beinahe 30,000 Fr. verliert, wird sich schwerlich bereden lassen, das Casino jemals mit seinem Violinspiel zu entzücken, es wäre denn, um die hineingesteckten 30,000 Fr. wieder herauszugeigen. Jedoch müssen die Pariser jetzt der Musik und der musikalischen Zusammenkünfte ein wenig satt seyn; denn seit sechs Wochen ist kaum ein Tag oder ein Abend ohne ein Concert vergangen. Deutsche, italienische, englische, belgische Virtuosen buhlten neben den französischen um den Beifall der Pariser. Diese sind zuweilen ein wenig streng, und schonen auch einen ausgezeichneten Virtuosen nicht, wenn er das Unglück hat, ihnen einmal nicht zu behagen. So trat neulich in einem Concert des Musikconservatoriums der berühmte Clavierspieler Kalkbrenner auf, der sich nur noch selten hören läßt. Unvorsichtigerweise erschien er unmittelbar nach einer vom Orchester mit vielem Feuer vorgetragenen und vortrefflich ausgeführten Beethovenschen Symphonie und spielte ein verworrenes Clavierconcert, welches nach jener Symphonie sich sehr übel ausnahm. Nun wurde das Publikum übler Laune, und da das Concerto leider etwas zu lang war, so nahm die Ungeduld überhand, und Kalkbrenner, der längst bewährte, berühmte Virtuose wurde ausgezischt! Undankbares Publikum! mag er gerufen haben, als er seine Reise in's Ausland antrat. So gefährlich ist es hier für einen Künstler, zur Unzeit aufzutreten, oder einen längst anerkannten Ruhm durch ein mittelmäßiges Produkt aufs Spiel zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Mai 1838.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen wir mit leichter Hand
Tändelnd auf ein luftig Band.
Goethe.

Die Bänder von St. Etienne.

Das Morgenblatt hat schon oft von dem merkwürdigen St. Etienne gesprochen, von seinem kleinen Ursprung, seinem großen Fortgang, seiner Eisen- und Stahlindustrie, seiner Eisenbahn und seinem gesellschaftlichen Leben, das gar nicht gesellschaftlich ist. Heute wollen wir bloß von dessen Bandfabrikation reden, die sonderbar genug nicht französisch, sondern Zürcherisch ist. Sie werden gleich sehen, wie dies zusammenhängt. Erst aber bitte ich, die weltgeschichtliche Wichtigkeit und Bedeutung des Bandes zu bedenken.

Der weibliche Putz hat nebst den Blumen keinen leichtern, frischern, einfachern und graziösern Schmuck als Bänder. Ein Band wird in die Haare geflochten, ein Band schlingt sich in tausend anmuthigen Formen und Windungen um einen Hut, Band gibt erst den Frauenkleidern ihren rechten Glanz, ein Band schmiegt sich als Gürtel dicht unter das Mädchen- und Frauenherz, es hört alle seine Schläge, es fühlt alle seine Regungen; für dies sonderbare Wesen, halb Schlange, halb Blume, gibt es kein Geheimniß; ja ich möchte es ein treffendes Sinnbild derer nennen, die sich damit schmücken, dies feine, schmiegsame, farbenvolle, sich schnell bindende, schnell lösende Ding. Seine Farben sind so lebendig, seine Schattirungen so zart, daß ihm eine einzige Berührung Frische und Glanz zu verderben droht; wie der Smaragd- und Rubinflügel eines Schmetterlings flattert und schimmert es im Sonnenschein, und wie diesen, wagt man es kaum zu berühren, denn es könnte ihm sein Gold- und Farbenstaub verdorben werden und an dem groben Finger hängen bleiben.

Das fertige Band ist durch sehr viele Hände gegangen und von dem, der die Seidenraupe erzieht, bis zu dem Arbeiter, der ihm die lezte Vollendung gibt, und der Modistin, die es verwendet und ihm eigentlich erst die Seele aufdrückt, haben zwanzig Professionen dazu mitgewirkt, es mag nun die Elle fünf Sous oder fünf Franken kosten. In jeder Werkstatt ist etwas anderes mit ihm vorgenommen worden und hat es eine andere Gestalt angenommen. Wenn man den Preis der Seide, den Lohn eines ganzen Arbeitervolks, den Vortheil des Kaufmanns und der Modistin berechnet, so ist es zu verwundern, daß die Bänder so wohlfeil sind.

Schon im sechzehnten Jahrhundert wurden in der Provinz Forez (Departement Loire), in der Gegend des jetzigen St. Etienne Seidenbänder verfertigt; mit dieser Fabrikation wollte es aber lange nicht fort und sie blieb auf demselben Punkt bis zur Zeit Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. Damals wurden schon schöne, mit Gold durchwirkte Bänder gemacht, die am Hof dieser zwei

Könige ſehr Mode waren. Man konnte in den Vorzimmern des Louvre und zu Verſailles nicht erſcheinen, ohne vom Hut bis auf die Schuhe von Bändern umfloſſen und umflattert zu ſeyn. Darum ſagt auch Molières Miſanthrop, der nur grüne Bänder trug, zu Celimenen, indem er ihr zu groß.s Zuvorkommen gegen Elitandern zum Vorwurf macht:

Sont-ce ses grands canons qui vous le font aimer?
L'amas de ses rubans a-t-il su vous charmer?

Dieſer Elitander war ein gar galanter, liebenswürdiger, geiſtreicher Edelmann vom beſten Ton. Dieſe Profuſion von Bändern gefiel aber Molière nicht und er ſtichelte oft darauf. Sie war jedoch das Privilegium der Vornehmen und Reichen, denn dieſe Bänder, die nur in einem Stuck und langſam auf Haute-liſſe-Webſtuhlen verfertigt wurden, waren ſehr theuer. Wenn jezt die Hofleute in Frankreich keine ſeidenen Kleider und ſammtnen Mäntel mehr tragen, zum großen Nachtheil der Lyoner Fabriken, ſo flattern dage en Bänder auf den Papier- und Strohhuten aller Griſetten.

Die große Umgeſtaltung und Vervollkommnung der Bandfabrikation ging nicht von einem Franzoſen aus, ſondern von einem Züricher Mechaniker, deſſen Name wohl vergeſſen iſt. In Chamond machte der Kaufmann Dugas (Großvater von Dugas-Montbel, dem Ueberſetzer Homers), kurz vor der erſten Revolution, den erſten Verſuch mit der neuen Fabrikation. Im Anfang wollte es nicht damit fort, die Bandfabrikanten und Handwerker lehnten ſich auch gegen dieſe ausländiſche Erfindung auf, denn ſie ſahen darin ihren nahen Ruin, weil auf einem ſolchen Zurcheriſchen Webſtuhl ein Mann in einem Tag mehr Bänder verfertigte, als ein anderer in einem ganzen Monat auf einem franzöſiſchen. Die Bänder mußten dadurch natürlich viel wohlfeiler werden, dadurch aber auch viel größ.rn Abſatz erhalten. Lezteres wollte im Anfang Niemand begreifen, und man dachte nur an den verringerten Arbeitslohn. Die Regierung ſchritt ein und ſezte eine Belohnung oder Prämie für jeden neu errichteten Zurcheriſchen Webſtuhl aus. Dies half; in zwanzig Jahren verdoppelte ſich die Bandbevölkerung von Saint-Chamond. Wer in der Revolutionszeit durch St. Etienne kam, ſah da nur einen elenden, ſchmuzigen, ſchwarzgeräucherten Flecken, den er jezt nicht wieder erkennen wurde, denn aus ihm iſt eine anſehnliche Stadt mit faſt vierzigtauſend Einwohnern geworden, die großentheils von der Bandfabrikation leben. Dieſe merkwürdige Veränderung hat St. Etienne vorzüglich dem Zurcheriſchen Webſtuhl zu verdanken.

Die Franzoſen haben es gar gern, wenn man ihr St. Etienne mit Birmingham, Liverpool und Mancheſter vergleicht. Dazu gehört aber franzöſiſche Eitelkeit und Verblendung, oder franzöſiſche Unwiſſenheit, denn St. Etienne mit ſeinen 37,000 Einwohnern iſt ſelbſt in induſtrieller und merkantiliſcher Hinſicht nur ein Diminutivum jener britanniſchen Großſtädte, wo 142,000, 238,000 und 189,000 E. ſich zuſammendrängen, wo Induſtrie, Land-, See- und Welthandel in wahrhaft koloſſalem Maße getrieben werden, aller andern Beziehungen und Verhältniſſe in Natur, Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben nicht zu gedenken. St. Etienne läßt ſich mit jenen Städten ungefähr ſo vergleichen wie ſeine brüchige Eiſenbahn nach Lyon und deren Pferdeſpedition mit der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter, Liverpool und London. Mit kleinen engliſchen Fabrikſtädten dritten Rangs hat St. Etienne ſchon mehr Aehnlichkeit, denn da iſt derſelbe Lärm, derſelbe raſche Umtrieb, dieſelbe Thätigkeit, derſelbe Reichthum und Luxus und daſſelbe Elend. Vieles Engliſche findet man da: Eiſenbahn, Dampfmaſchinen, Seidenmanufakturen, Hochöfen, Schmieden, Steinkohlengruben. Man kann drei Monate da leben, ohne die Sonne zu ſehen, und dabei taub werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

In Conrads unſtetem und übermüthigem Sinn war ein Zwieſpalt entſtanden, den er ſich ſelbſt nicht erklären konnte. In gewiſſen Augenblicken durchſchoß ſeine Liebe zu Hannah wie eine Sternſchnuppe ſeine Bruſt, allein dies geſchah nur dann, wenn er Kälte in ihrem Betragen gegen ihn zu entdecken meinte; glaubte er ſich dagegen ihrer warmen Zuneigung ſicher, ſo war es gleichſam, als verſchmähte er, was er nicht mehr zu erwerben brauchte, und es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, daß alle Zeugen waren, wie ſehr er von einem ſo ſchönen Mädchen geliebt werde, während er andern Eroberungen, an denen ihm im Grunde wenig gelegen war, keineswegs entſagt habe. Als Hannah am eben erwähnten Abend ſich ſcheu in den Wald flüchtete, als ſie in dem Kreiſe, wo ſie ihn unerwartet getroffen hatte, durchaus nicht bleiben wollte, als ſie während ihrer kurzen Unterredung ernſt und ſchweigend vor ihm daſtand, kam ſie ihm ſo reizend vor, daß er mit Freuden die Geſellſchaft verlaſſen haben würde, um ihr zu folgen, hätte er nicht gefürchtet, ſich als verliebter Jüngling von einer lächerlichen Seite zu zeigen. Daß Malten ihr nachſchlich, hatte er wohl bemerkt; dies ärgerte ihn, eine Unruhe überkam ihn, und als er den Gutsherrn und deſſen Tochter nach Hauſe begleitet hatte, gab er Geſchäfte vor, ließ ſein

Pferd sogleich satteln und eilte nach der Pfarre, wo er kurz nach Hannah eintraf. Er entschuldigte sich flüchtig gegen die Eltern wegen seines Ausbleibens am Mittag, und ohne mit Hannah von ihrem Zusammentreffen im Walde ein Wort zu reden, war er diesen Abend so herzlich, sah sie mit so liebevollen Blicken an, lobte ihr schönes Haar, ihre Stimme, ihren einfachen, geschmackvollen Anzug, und war so liebenswürdig gegen sie und die Eltern, daß Zufriedenheit und offene Mittheilung, die alten, wie es schien fortgezogenen Laren in ihre frühere Wohnung wieder einkehrten, und der Gedanke, der in der letzten Zeit oft in Hannah aufgestiegen war, daß es Pflicht gegen Conrad und sie selbst sey, ihm sein Wort zurückzugeben, in diesen Stunden wie sündig und thöricht verschwand. Aber nach guten Stunden, wie die eben erwähnten, dachte sie: „Er ist gut, er hat Mitleid mit mir, wenn er meine Betrübniß sieht; bin ich aber froh, kümmert er sich nicht mehr um mich. Brauche ich einen andern Beweis, daß er mich nicht mehr liebt?“ — Kein Zustand ist erschöpfender als dies stumme Brüten über einem Räthsel, das das Geschick unsers Lebens umfaßt und das wir nicht zu lösen vermögen. Eine an sich unbedeutende Sache gab indessen den Ausschlag.

Das Halsband, dessen Conrad schon am ersten Abend nach seiner Rückkehr als eines Geschenks für seine Braut erwähnt, hatte sie noch nicht erhalten. Mehrere Male hatte er selbst daran gedacht und sich geärgert, daß er es nicht finden könne, weil er es unter seinen Sachen verlegt. Die Weise, wie es Hannah angekündigt worden war, hatte ihr eine fast kindische Sehnsucht nach dem Schmucke eingeflößt, und als Conrad nach dem Zusammentreffen im Walde in seiner schönsten Laune in der Pfarre erschien, sagte er unter anderm, er habe das Halsband endlich gefunden und werde es, wenn er wieder komme, mitbringen. Hannahs kindliche Freude darüber war höchst liebenswürdig. Sie bat ihn, ihr den so lange erwarteten Schatz zu beschreiben, und dieser Schmuck, der nach dem gewöhnlichen Maßstab gar keinen Werth hatte, dünkte ihr köstlicher als Gold und Diamanten.

Es vergingen indessen Tage und Wochen; Conrad vergaß immer das Halsband mitzubringen. Endlich erinnerte er sich desselben eines Abends, wo er und seine Familie auf das Gut eingeladen waren und wo man zugleich andere Gäste erwartete. Er kam früher als die Uebrigen an, und traf Franciska im Garten mit dem Kammerjunker, dem sie an diesem Tage mit ungewöhnlicher Artigkeit entgegenkam, aus dem einfachen Grunde, weil er den folgenden Tag zu seiner Abreise bestimmt hatte und dabei merken ließ, daß er nicht wieder kommen werde. Conrad, dem dies unbekannt war, ärgerte sich über Franciskas wohlwollenden Ton gegen den ihm verhaßten jungen Herrn; es kam ihm vor, als werde er selbst von ihr zurückgesezt und gar nicht bemerkt. Um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, zog er daher das kleine Kästchen hervor, worin das Halsband lag, und zeigte es ihr. Wie er richtig berechnet hatte, gerieth sogleich das vorige Gespräch in's Stocken, und das junge Mädchen verlor sich im Betrachten der schönen, ihr ganz fremden Arbeit, die sie, nicht anders denkend, als der Schmuck sey für Hannah bestimmt, mit Wärme lobte. Malten, der Conrads Abneigung gegen ihn aus ganzem Herzen erwiderte, fragte spitz: „Ist es etwa Ihre eigene Arbeit, oder ein Produkt Ihrer Fabrik, deren vielerlei Künste ich nicht genau kenne?“

Conrad antwortete in demselben Ton, nur noch bitterer. Endlich sagte Malten: „Es ist mir, weiß Gott! sehr gleichgültig, woher das Halsband sich schreibt. Ich finde es zwar keck genug von Ihnen, daß Sie dem Fräulein ein Geschenk damit machen; nimmt sie es aber an und trägt es an ihrem schönen Halse, so will ich es auch schön finden.“ — Franciska erröthete und reichte Conrad das Kästchen hin. Die unselige falsche Scham, flüchtiges Wohlgefallen an Franciska, die denselben Abend unbeschreiblich schön war, besonders aber das eitle Verlangen, Malten zu necken, den er noch immer in sie verliebt glaubte, dies Alles trieb ihn in diesem Augenblick, dem Mädchen das Geschenk aufzudringen und zu versichern, er habe die Kleinigkeit in dieser Absicht mitgebracht. Er sprach indessen diese Worte in großer Verlegenheit und ganz dem Gefühle seines Herzens zuwider; es dünkte ihm aber, als könne er, als Gentleman, nicht anders handeln, und hoffte Hannah zufrieden zu stellen, wenn sie es je übelnehmen sollte. Franciska fühlte sich eben so verlegen wie er; sie mochte ihn nicht beleidigen, aber eine innere Stimme rieth ihr, sein Geschenk nicht anzunehmen. Sie stand unschlüssig mit dem Kästchen in der Hand, als Hannah, die indessen mit ihren Pflegeeltern angekommen und in den Garten herab eilt war, plötzlich aus einem Laubgange tretend, mit vergnügtem Gesicht zwischen Franciska und Conrad stand und Jedem eine Hand reichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Die Gesandtschaft Abdel-Kaders. Die Affen im Pflanzengarten.

Da das Geschick den Parisern nie etwas Neues vorenthält, wenn das Alte anfängt, seinen Reiz zu verlieren, so ist zur rechten Zeit eine arabische oder afrikanische Gesandtschaft

Abdel-Kaders angekommen. Jedoch glaube man ja nicht, daß dieſe der Spottſucht mehr entgeht, als andere Dinge. Die ärmlichen Geſchenke, welche der Geſandte mitgebracht und neulich in den Tuilerien ausgekramt hat, gaben den kleinen Tagesblättern Stoff genug zu Witzeleien. Die hagern Pferde, denen man es nur zu wohl anſieht, daß ſie weit her gekommen ſind, werden von ihnen bedauert, und da die miniſteriellen Blätter angekündigt haben, daß der Geſandte zwei Körbe mit Datteln dargebracht, ſo fragt ein kleines Tageblatt ſpottend, ob nicht auch ein Korb mit Eiern dabei geweſen. Das Intereſſanteſte für die Pariſer waren die Gazellen und Straußе, welche nun im Pflanzengarten zu ſehen ſind. Seit den Eroberungen in Afrika wird dieſer jezt mit afrikaniſchen Thieren ſehr reichlich verſehen, und bereits mußten die Verwalter einigemal ausrufen: genug! genug! Beſonders iſt jezt das Affendepartement ſehr gut beſezt, und ſeitdem ſie die für ſie neu erbaute Wohnung bezogen haben, beſucht das Volk aus allen Ständen ſie ſehr häufig, um ſich an ihren Capriolen und Fratzen zu ergözen. Ueberhaupt erweitern ſich die naturhiſtoriſchen Kenntniſſe der Pariſer im Capitel des Affengeſchlechts ſeit einigen Jahren ſehr bedeutend. Man wird ſich noch erinnern, mit welcher Theilnahme Klein und Groß, Reich und Arm den Orang-Outang beſuchte, wie die Bevorzugten mit Eintrittsbillets zugelaſſen wurden, um die Beſtie näher und ruhiger zu betrachten, und wie Naturforſcher und Laien beſorgt waren, ob er auch den Pariſer Winter werde ertragen können, wie ſeine Krankheit beinahe zu regelmäßigen Bületins der Aerzte Veranlaſſung gab, und wie endlich ſein Tod den Leuten nahe ging. Das gute Geſchick der Pariſer fügte es aber, daß bald wieder andere Affen ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Anſpruch nahmen, und ein Romanſchreiber, der zuweilen auch moraliſirt, Henry Berthoud, hat neulich einen rührenden Aufſaz über das höchſt moraliſche Benehmen der Affen im Pflanzengarten geſchrieben. Es iſt nämlich am 31ſten Mai 1837 eine Aeffin vom Pavian-geſchlechte, Namens Charlotte, dort mit einem Aeffchen niedergekommen. Gewöhnlich trennten die Wächter Abends die andern Affen von dem Paare, welches dem kleinen Pavian das Daſeyn gegeben. Da die Affen nun äußerſt geſellige Thiere ſind, ſo warteten alle abgeſonderten Junggeſellen ungeduldig, bis man ihnen Morgens ihr Behälter öffnete, damit ſie den Tag bei dem Paare zubringen könnten. Nach der Niederkunft Charlottens nahmen jedoch die Wächter Anſtand, den muthwilligen Haufen und ſogar den Vater bei der Wöchnerin vorzulaſſen. Sie wurden aber ſo ungeſtüm und lärmend, daß weder Drohungen, noch die Peitſche im Stande waren, ſie zu beruhigen, und da der Wächter im Grunde kein Kerkermeiſterherz beſaß, ſo ließ er ſich erweichen und verſtattete endlich dem Vater und den Uebrigen nacheinander den Zutritt zu der Wöchnerin. Zuerſt trat der Vater hervor, und indeß die Andern im Hintergrunde beſcheiden und ſittſam ſtehen oder hocken blieben, eilte er auf die Wöchnerin zu, umarmte, herzte und küßte ſie, betrachtete dann mit wahrer Vaterfreude den Säugling, welcher übrigens furchtbar häßlich iſt, fand ihn wahrſcheinlich äußerſt ſchön, umarmte auch ihn, und ließ dann die Uebrigen einen nach dem andern zu, damit auch ſie den Säugling betrachten und herzen könnten, was ſie mit vielem Anſtand thaten. Da man der Erwartung des weiſen Wächters ſo gut entſprochen, ſo hatte dieſer keinen Grund mehr, dem ſonſt ſo muthwilligen Haufen an den folgenden Tagen die geſelligen Freuden zu unterſagen, und ſeitdem waren die Beſucher des Pflanzengartens jeden Morgen Zeugen des rührenden Familiengemäldes, welches Henry Berthoud im Musée des familles zu Nuzen und Frommen der Pariſer beſchrieben hat.

Dg.

Lauſanne, April.

(Beſchluß.)

General de la Harpe's Teſtament.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Gedanke, ſelbſt ſeine Memoiren zu ſchreiben und nicht bloß die Papiere dafür zu hinterlaſſen, dem General de la Harpe erſt vor einigen Jahren gekommen iſt; denn erſt ſeit dieſer Zeit arbeitete er unabläſſig daran, oft fünfzehn Stunden am Tag. Kein Rath und Bitten der Seinigen konnte ihn von dieſer ſizenden Lebensart abbringen, wodurch er unſtreitig ſeinen Tod um einige Jahre beſchleunigt hat. Er führte immer an, daß er als hochbejahrter Mann keine Zeit zu verlieren habe, bedachte aber nicht, daß dieſe Lebensweiſe nur lebenverkürzend ſeyn könne. Aller Arbeit und Anſtrengung ungeachtet iſt er mit ſeinen Memoiren nur bis zum Wiener Congreß gekommen, alſo zu dem Zeitpunkt, wo ſeine Stellung beim Kaiſer Alexander und ſein Wirken für die Exiſtenz ſeines Vaterlandes zum zweiten Mal helfend und heilbringend war. Es ſind aber Papiere vorhanden, aus denen ein Anderer, wahrſcheinlich der Prof. Monnard, des Generals geprüfter Freund und Exekutor ſeines Teſtaments, die Memoiren fortſeyen kann. In dieſem Teſtament kommt hinſichtlich ſeiner hinterlaſſenen Schriften eine ſonderbare Stelle vor: „Comme mes principes et mon langage ne varièrent point au gré des puissans de la terre, si quelques-uns de ces écrits doivent me survivre, je désire au moins que ce soit sans avoir été mutilés; je conjure donc mes exécuteurs testamentaires de détruire tout, plutôt que d'y consentir ou coopérer. J'ai en particulier cette confiance en eux que ni promesses, ni menaces ne les décideront à se dessaisir de ce dépôt. S'ils prévoyaient ne pouvoir le conserver intact dans ce pays, je les prie d'aviser aux moyens de le faire parvenir ou en France, au Comte Ch. de Lasteyrie, ou à Mr. G. de la Fayette; ou en Angleterre, à Lord Brougham, dont je n'ai pas, il est vrai, l'honneur d'être connu personnellement, mais dont le caractère indépendant et les principes m'inspirent une entière confiance; ou aux etats-unis etc.“ Da des Generals hinterlaſſene Papiere, beſonders ſeine Korreſpondenz mit dem Kaiſer Alexander, unter allen Großmächten nur den ruſſiſchen Hof ſo mächtig intereſſiren können, um Schritte zu deren Beſiz zu thun und ſich im äußerſten Fall Gewaltthaten gegen Waad und die Schweiz zu erlauben, ſo begreift man nicht recht, wie von einem de la Harpe's Familie ſo innig befreundeten Hof dergleichen Gewaltmaßregeln gegen ſie zu fürchten ſeyen. Was kann auch dieſe ganze Korreſpondenz viel Anderes enthalten, als de la Harpe's bereits bekannte menſchenfreundliche, liberale, ſchweizeriſch und waadländiſch patriotiſche Geſinnungen, die Worte eines Mentor an ſeinen Telemach? Und um dieſe zu beſizen, ſollte die ruſſiſche Regierung alle Würde und alles Völkerrecht gegen einen befreundeten Staat wie Waad und die Schweiz auf die Seite ſeyen und ſich, wenn Beſtechungen nicht helfen, Gewaltſchritte gegen die Inhaber dieſer Papiere erlauben? Ueberdies glauben wir, daß die Papiere in Frankreich, England und Nordamerika gegen Beſtechung lange nicht ſo ſicher wären, als bei den Teſtamentsexekutoren Perdonnet, Chavannes und Monnard in Lauſanne. Am wahrſcheinlichſten iſt mir, daß der greiſe General die Wichtigkeit und Bedeutung dieſer Papiere ſehr überſchäzt hat, ſeitdem ihm vielleicht der Großfürſt Michael bei ſeinem Beſuch über deren Wichtigkeit Schmeichelhaftes ſagte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 17. Mai 1838.

— Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebſten, der uns ſtets beleidigt, ſtets verzehrt,
Um Liebe ſich bemühn und nie belohnt zu ſeyn!

Goethe.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Verlegen küßte Conrad Hannahs Hand und zog ſich zurück, während Franciska rief: „Sieh doch, meine Hannah! es geſchieht gewiß unſerer ſchweſterlichen Freundſchaft wegen, daß dein Bräutigam mir dieſes ſchöne Geſchenk macht.“ Mit dieſen Worten öffnete ſie das Käſtchen, und die arme Hannah erkannte leicht nach der Beſchreibung den ihr ſo lange verheißenen Schmuck. Sie faßte mit der Hand nach einem Zweig des Baumes, an dem ſie ſtand, um nicht umzufallen. Franciska, die, das Halsband betrachtend, ihre Gemüthsbewegung nicht bemerkt hatte, fuhr fort: „Ich habe noch nichts der Art geſehen; Walberg ſagt, es ſey aus Amerika.“ Hannah, die mit großer Anſtrengung ihre Faſſung aufrecht hielt, entgegnete: „Ich weiß es.“ — „Hat er dir's gezeigt?“ fragte Franciska. — „Nein, allein er hat es mir beſchrieben.“ — „Es iſt ſchön, ich ziehe es der prächtigſten goldenen Kette vor,“ ſagte Franciska. „Ja, das habe auch ich gedacht,“ entgegnete Hannah, die kaum länger ihr Weinen hätte zurückhalten können, und ſehr lieb war es ihr, daß dies Geſpräch durch Ludwigs Erſcheinen unterbrochen wurde.

Auch ihm zeigte Franciska Conrads Geſchenk, und auch er erkannte, daß es das Halsband ſeyn müſſe, deſſen Geſchichte der Bruder an jenem Abend erzählt und auf das Hannah ſich ſo ſehr gefreut hatte. Er wurde betroffen; Mißbehagen, faſt Erbitterung malte ſich in ſeinen ausdrucksvollen Zügen; man ſah, daß ihm etwas auf den Lippen ſchwebte; allein er ſchwieg, und mit einem weichen, herzlichen Ausdruck wandte er ſich plötzlich an Hannah, faßte ihre Hand und drückte ſie heftig an ſeine Lippen und ſeine Augen, die in Thränen ſchwammen. Hannah blickte mit einem ähnlichen Ausdruck zu ihm auf und hielt ſeine Hand in ihren beiden. — Franciska ſah dieſem ſtummen Auftritt zu, faſt mit demſelben Schmerz, womit Hannah ſo eben das Halsband betrachtet hatte. Sie wandte ſich ab und ging langſam dem Hauſe zu. Unterwegs aber ahnte ihr plötzlich, daß dieſer Ausbruch von Hannahs und Ludwigs Gefühlen mit dem Geſchenke in Verbindung ſtehen müſſe, und daß ſie daſſelbe nicht hätte annehmen ſollen. Sie wurde ängſtlich, das ſchöne Halsband kam ihr auf einmal recht widrig vor, und ſie eilte in ihr Zimmer, wo ſie es als eine unheilbringende Zaubergabe verſchloß. Sie ſezte ſich vor, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, um recht vertraulich mit Hannah von dieſer Sache zu reden.

Die Geſellſchaft war indeſſen verſammelt und nahm Franciska ganz in Anſpruch. Es war ihr weder vor noch

nach der Abendmahlzeit möglich, mit Hannah unter vier Augen zu reden. Die arme Hannah sah blaß und leidend aus; sie gab einen starken Kopfschmerz vor, und als der Tisch aufgehoben war, ersuchte sie Conrad, sie nach Hause zu begleiten; sie möge, sagte sie, nicht mit den Eltern fahren, weil die Bewegung des Wagens das Uebel vermehren müßte. Conrad betheuerte, er habe den Abend und die Nacht in der Fabrik zu thun. „Ludwig," fuhr er fort, „wird dich gewiß gern begleiten; er kann ja diese Nacht in meinem Zimmer schlafen." — „Nein!" erwiederte Hannah, „Ludwig muß morgen in wichtigen Angelegenheiten verreisen, und ich habe ihn sagen hören, er müsse die ganze Nacht mit Schreiben zubringen." — „Ha! auch ich muß einen großen Theil der Nacht schreiben." — „Wohl! versprich mir denn, morgen zu uns zu kommen. Ich muß nothwendig mit dir reden."

Conrad versprach es, jedoch etwas zögernd, und Hannah trat aus dem Gartensaal auf eine Terrasse hinaus, wo sie sich auf eine Bank niedersetzte und zu den klaren Sternen, deren Pracht den nahen Herbst verkündete, betrübt hinaufsah. — Conrad erschien, setzte sich zu ihr nieder und sagte: „Ich glaube kaum, daß ich morgen Zeit haben werde zu kommen; auch weiß ich wohl, liebes Hannchen, was du mir zu sagen hast. — Du willst mir Vorwürfe wegen des Halsbandes machen; aber, mein Gott! das ist ja eine Kleinigkeit! Es geschah beinahe gegen meinen Willen; es kam so ganz von selbst, und ich konnte, ohne alle Galanterie zu verleugnen, nicht anders handeln. Ich will es dir, weiß Gott, durch ein viel schöneres Halsband ersetzen." — „Nein, das kannst du nicht! Nichts kann für mich den Werth haben. Die Erinnerung an deine Güte gegen einen Unglücklichen knüpft sich daran, und es war dem weiblichen Wesen bestimmt, das dir das theuerste sey." — „Ei was! das sprach er, der es mir gab; allein ich habe nicht geschworen, nach seinem Willen zu thun."

Nach einer kleinen Pause sagte Hannah mit bebender Stimme: „Ich gestehe es, dies Ereigniß, so unbedeutend es scheinen mag, bestärkt mich in einem Gedanken, der seit langer Zeit meine ganze Seele beschäftigt. Du liebst mich nicht mehr, du wünschest, daß unsere Verbindung nie stattgefunden hätte, du bereuest, wie so viele andere, einen Schritt, den man in der Jugend nie hätte thun sollen; aber du fürchtest, mich zu betrüben, und denkst zu edel, um mit mir brechen zu wollen. Sprich, verhält es sich nicht so? Es ist eine ehrlich gemeinte, ernste Frage; gib mir ehrlich und ernst Antwort." — „Gott bewahre! welche Scene um ein werthloses Halsband! Man muß ein Weib, und ein an Schmuck armes Weib seyn, um etwas der Art so zu Herzen zu nehmen." — „Du beleidigst mich! Ich wünsche mir weder Schmuck noch Glanz, allein du bist nicht der Conrad, der einst unter so vielen Thränen sich von mir trennte. Die Weichheit deines Herzens, die Liebe zu den Deinigen, Alles hast du verloren in der häßlichen Fremde." — „Demnach gefiel ich dir besser vor meiner Reise? und du wünschest vielleicht unsere Verbindung aufgehoben?" — „Du fragst, statt Antwort zu geben; aber nein, ich wünsche nichts mehr, als mein Leben neben dir hinzubringen, wenn du es wünschest, wenn es dich erfreuen kann; allein wenn du unsere Verbindung bereuest, so bin ich es, die sie zu lösen wünscht."

Conrad, durch diese Worte sich auf's Höchste beleidigt fühlend, erwiderte nicht ohne Heftigkeit: „Höre, liebe Hannah, ein Wort so gut wie tausend! Du bist in den Jahren, in welchen wir uns nicht gesehen, so empfindlich, so ernst und feierlich geworden, als wärest du eine Matrone und kein junges, liebenswürdiges Mädchen mehr. Hier ist weder Zeit noch Ort zu langen Verhandlungen, und dieser so oft wiederholten Erörterungen bin ich herzlich müde; denkst du so fortzufahren, so machst du dich selbst unglücklich und bringst mich zur Verzweiflung. Bist du mit mir, wie ich bin, nicht zufrieden, so thue wie du willst. — Und nun gute Nacht; die Uebrigen sind im Begriff aufzubrechen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bänder von St. Etienne.

(Fortsetzung.)

In den andern Industriestädten Frankreichs, in Lyon, Nimes, Rouen und Lille ist mehr französisches Umgangs- und Gesellschaftsleben mit dem, was dazu gehört, Cercles, Theater, Museen, Promenaden, müssige Leute, Faullenzer, schöne und starke Geister und Flaneur's; wenigstens gibt es da gewiß sorglose Kinder, verliebte junge Leute und kokette Frauenzimmer. In St. Etienne aber sucht man nach alle dem vergebens. Frauen, Kinder und Greise sind wie gar nicht da, man sieht nur Arbeiter und Kaufleute, die nicht denken, sondern bloß rechnen. An andere Societät ist nicht zu denken, als an Commanditen und Actiensocietäten. Die Zeit ist den Leuten nur ein Kapital, das sie zu hoch schätzen, um es unnütz mit Conversation zu vergeuden, denn hier kennt man nur eine Seite des Lebens, die allermaterielliste und mathematischste, die nach Franken und Centimen berechnet werden kann. Anderwärts werden Häuser gebaut, um sie zu bewohnen, hier nur, um Werkstätten da einzurichten; man nimmt mit der geringsten Wohnung vorlieb,

auf dem Boden, im Hof oder im Stall. Dieſer Wohnungsgeiz hat auch zu einer ganz eigenen Art von Hausmiethe geführt; in St. Etienne miethet man keine Wohnung, ſondern Fenſter: ein Webeſtuhl braucht wenig Platz, aber viel Licht. Der arme Handwerker und Arbeiter miethet einen Sonnenſtrahl. All dies engherzige, nur auf Fabrikation beſchränkte Weſen unterſcheidet St. Etienne vorzüglich von jenen großen engliſchen Fabrikſtädten, die auch durch ihre herrlichen Anſtalten und Sammlungen für Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und geſelliges Leben ausgezeichnet ſind. Laſſen wir alſo jenen franzöſiſchen Vergleich ganz fallen.

Es iſt recht intereſſant, in St. Etienne eine Bandfabrik zu beſuchen. Da tritt man in einen ſehr großen, rechts und links von Fenſtern durchbrochenen Saal, wovon eines am andern iſt; an jedem ſteht ein Webſtuhl. Wenn die Arbeit beginnen ſoll, kommt von der Zimmerdecke ein langes, dünnes und durchſichtiges Netz mit den Regenbogenfarben herunter. Dies ſind die Einſchlagfäden des künftigen Bands nach ſeiner Länge. Zwölf dieſer Einſchläge werden oft wie zwölf leuchtende, farbige Säulen auf dem Webſtuhl ausgeſpannt. So wie alles in Ordnung iſt und dieſer ſich in Bewegung ſezt, kommt ein zarter Seidenfaden, der die Fäden des Einſchlags ſucht und ſich mit ihnen auf tauſendfach verſchiedene Weiſe verſchlingt. Dies iſt der Aufzug oder der Zettel. Beide möchte ich mit den Geſchlechtern vergleichen, die auch kommen, ſich ſuchen und durch ihre verſchiedenen, mannichfaltigen Verſchlingungen dem Geſellſchaftsleben ſein Daſeyn, ſeine Form, Farbe und Dauer geben. Iſt der Webſtuhl in Bewegung, ſo klingt es faſt, als ſchlage der Hammer auf den Ambos, und zwanzig zugleich arbeitende Webſtühle in einem Saal machen einen Lärm, als würden Harniſche geſchmiedet, und doch handelt es ſich nur darum, Seidenfäden mit einander zu verſchlingen.

Bei der erſten Bewegung des Arbeiters regt ſich gleich Alles am Webſtuhl, die Räder laufen um, die Einſchlagfäden kommen herab und der Zettelfaden ſchlüpft mit ſeinem Schiffchen zwiſchen durch, rechts und links; der Arbeiter ſieht aus, als mache er ein militäriſches Exercitium, ſo genau und taktmäßig iſt er in ſeinen Bewegungen. Man gebe nun genau auf die Stelle acht, wo der Zettel mit dem Einſchlag zuſammentrifft und ſich mit ihm verſchlingt. Man ſollte glauben, hier arbeite eine Fee; denn in einem Augenblick entſteht da die lieblichſte Bildung, voll Farbenſchmelz und Glanz. Wer iſt die kunſtreiche Stickerin, die myſteriös mit dieſen Fäden umgeht, ihnen Leben und Bedeutung gibt? Bald entſteht ein grüner Zweig, Blätter ſchlüpfen aus, erſt ganz zart, dann immer ſtärker. Dort ſieht man Blumenknoſpen aufblühen; lebhafte Farben werden mild oder verſchwinden faſt ganz, gehen in andere über oder verwaſchen ſich mit ihnen zu den anmuthigſten Schattirungen. Bei jedem Schlag des Webbaums wird das Band um einen Seidenfaden länger, und doch macht ein einziger Arbeiter an einem Tag mehr Kleiderbeſetzungen, als auf einem beſuchten Ball verdorben werden. — Wenn ein Faden zerreißt — ein faſt unſichtbarer, kaum fühl- und greifbarer Seidenfaden — ſo ſteht der Webeſtuhl gleich wie von ſich ſelbſt ſtill, denn ſchwerlich weiß es der Arbeiter, er ahnt es wohl nur an der Bewegung des Schiffchens; der Weber ſieht nach, beugt ſich über ſeinen Stuhl, knüpft die abgeriſſenen Fäden wieder an, der Webſtuhl regt ſeinen Baum wieder und die Arbeit hat ihren Fortgang.

Auf dem Lande werden noch auf dem alten Vor-Züricheriſchen Haute-liſſe-Webſtuhl Bänder mit Einer Reihe Einſchlag verfertigt, beſonders in den Gebirgen des Forez, wo jene ſchweizeriſche Vervollkommnung des Webſtuhls noch nicht hingedrungen iſt, oder wo man nicht damit umgehen kann. Die Bänder ſtehen aber denen aus der Stadt weit nach an Zeichnung, Geſchmack und Farbenreiz, werden auch nur auf dem Lande verkauft.

Mit dem Weben iſt es aber noch nicht gethan; um ein ſchönes Band fertig zu machen und dem Fabrikanten überliefern zu können, müſſen noch eine Menge Arbeiter und Arbeiterinnen zuſammenwirken, wie denn auch vor dem Weben die Seide gewunden, gefärbt, gezettelt und geweift werden mußte. Vom Weber kommt das Gewebe zur Découpeuſe, die es zerſchneidet und es der Emoucheuſe übergibt; dieſe ſäubert es von allen anhängenden kleinen Faden und Flocken; der Cylindreur läßt es zwiſchen ſeinen engen Cylindern durchgehen und gibt ihm dadurch den Glanz; der Gauffreur modellirt es und vom Moireur erhält es ſeine ſchöne Wäſſerung.

Die bei der Zubereitung der Seide und Verfertigung der Bänder verwendeten Frauen und Mädchen ſind in St. Etienne ſehr zahlreich, ſie zerfallen wieder in verſchiedene Claſſen oder Stämme und üben ganz abgeſondert von einander ihre Induſtrie. Jede Claſſe hat ihre verſchiedene Art und Weiſe, ihre eigenen Gewohnheiten und Manieren. Iſt's Eſſenszeit, ſo verlaſſen ſie alle die Fabrik und zerſtreuen ſich auf den Straßen und Plätzen der Stadt. Es entſteht nun ein Geſumſe, als wenn eine Menge Bienenſtöcke ſchwärmten. Paris hat ſelbſt in ſeinen lebhafteſten und geräuſchvollſten Straßen keinen gleichen Lärm aufzuweiſen. Der Anblick ſelbſt iſt voll Leben und Bewegung, auch nicht ohne Intereſſe, zumal dieſe Arbeiterinnen größtentheils ihr altes Coſtüm beibehalten haben und darin ihren Großmüttern gleichen. Denken Sie ſich eine runde Haube ohne Kinnband, ohne Tüll und Stickerei; dazu ein Kleid von geblümtem Cattun, das gleich unter der Bruſt zuſammengezogen und an den Hüften ſehr weit iſt, weil es große Taſchen

bedecken muß; darüber eine Schürze von farbigem Zeug und ein übereinandergeschlagenes Halstuch. Aus dem Allen sehen dicke, runde, rothe, frohe Gesichter mit schwarzen Augen heraus, unten aber imponiren ungeheure Füße in ungestalten Schuhen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, April.

Die Oder.

Die Oder, die Herzader Schlesiens, welche ziemlich als die natürliche Grenzscheide zwischen deutschem und polnischem Leben angesehen werden kann, ist uns diesmal durch den Eisgang furchtbar genug geworden. Sie überschwemmte bei Breslau große Strecken und riß viele Brücken weg, wodurch die Kommunikation mit dem rechten Oderufer sehr erschwert wurde. Bei Groß-Glogau wütheten die Fluthen noch ärger, insbesondere in dem Dorfe Wilkau, wo sechzehn Menschen umkamen. Der öffentliche Wohlthätigkeitssinn eilte auf alle Weise den Verunglückten zu Hülfe. Concerte wurden zu ihrem Besten veranstaltet, Predigten verkauft und die milde Hand der Schlesier in den Zeitungen mehrfach von einem Vereine hochstehender und achtbarer Männer angerufen, was reichlichen Erfolg hatte. Insbesondere machte ein hiesiger Literat am Schlußabend des „deutschen Concerts" im Namen der Vorsteher der Gesellschaft den Vorschlag, mit dem Cassenüberschusse dieses Winters die Kosten eines öffentlichen Concerts zum Besten der bei Glogau Ueberschwemmten zu decken, um diesen die Einnahme unverkürzt zu erhalten. Das Concert fand wirklich am 29sten März in der Aula Leopoldina der Universität statt, wobei neben einigen Opernmitgliedern unserer Bühne insbesondere auch der gastirende treffliche Tenorist Mantius von Berlin mitwirkte, und die Einnahme betrug gegen 600 Thaler. — Die Oder macht keine hübschen Uferpartien. In unserer Hauptstadt überblickt man von der Ziegelbastion aus die imposanteste in der Dom- und Sandsinsel, das älteste katholische Breslau, wo die Kirchen fast übereinander stürzen, und ursprünglich wohl die ersten Fischerhütten standen, zwischen denen bei höherer Bedeutung im 11ten Jahrhundert der von Smegra verlegte Bischofssitz mit der Cathedrale sich erhob. Der Strom wird verhältnißmäßig wenig zu Spazierfahrten benuzt, außer etwa nach den ehrwürdigen Eichenhallen von Treschen, von wo aus man der gewaltigen Großmutter der Eichen bei Pleischwitz * nach alter Observanz einen Besuch macht, einen Zweig als ecce signum von dem Riesenwipfel bricht, und nach Treschen zu einem abendlichen Weißschmause, und endlich nach Breslau zurückkehrt. Auch nach den reizenden Eichenwäldern von Döwitz und Pöpelwitz werden Spazierfahrten unternommen, besonders von dem sonntäglichen Publikum, und das Dampfboot, das vorigen Sommer in Gang kam, machte Epoche. Sonst ist die Oder, die in Ratibor schiffbar wird, viel belebt durch Frachtkähne, die uns Holz, Bergwerks- und andere Produkte aus Oberschlesien zuführen. — Eine eigene Erscheinung auf dem Strome sind auch die sogenannten Matätschen, nämlich Flöße, aus rohen Baumstämmen zusammengefügt, und je von zwei polnischen Landleuten geführt, die sich damit früher sogar über das Wehr hier wagten, um dem Aufenthalt zu entgehen, der oft durch die Anhäufung des geschlagenen Holzes, das von Oberschlesien auf der Oder herabschwimmt, entsteht. Es war dies ein interessantes Schauspiel gefährlicher Schifferkühnheit, das die sorgliche Regierung schon seit mehreren Jahren verboten. Denn nicht immer gelang es den Schiffern, das einfache Fahrzeug, womit sie sich in die schäumenden, tosenden Wogen stürzten, glücklich wieder daraus hervorzubringen. Es lösten sich bisweilen bei dem gewaltigen Sturze die Bänder der Matätsche, und der Mann war dabei in Gefahr, von den zusammenschlagenden Stämmen getödtet oder bis zur Ohnmacht verwundet zu werden. Geschah dies nicht, so mußte er suchen, sich an einem der im Wogendrange hin- und herstürzenden Balken festzuhalten und so an's Land zu schwimmen. — Früher war Breslau des oberschlesischen Bauholzes Stapelplatz; jezt aber schaffen die Aufkäufer oder Eigenthümer von Holzschlägen durch ihre Knechte das Holz bis Briesko, von wo es auf der Spree bis nach Berlin geschafft wird; ja Viele der Unternehmer bringen ihr Holz selbst nach Berlin. Auf einer solchen Fahrt von Brieg nach Briesko verdienen die beiden Führer der Matätsche, die in Breslau etwa neunzig Thaler werth ist, zusammen ungefähr sechsundzwanzig Thaler. Ist nun die gewöhnliche Schifferei schon ein sehr beschwerliches Handwerk, so ist die Matätschenfahrt ein Galeerendienst zu nennen. Diese zusammengeklammerten Stämme können während der Fahrt von den Führern nur selten verlassen werden. Gestattet die Unsicherheit des Ufers das Anlegen nicht, so müssen sie selbst die Nächte auf den Matätschen zubringen, und doch kann man darauf weder bequem gehen, noch stehen, sitzen oder liegen. Ohne Obdach gegen Sonne und Wetter, ohne gründliche Einrichtung zum Rudern, führen diese Polen darauf nicht nur ein trauriges Leben, sondern sind auch, zumal bei großem Wasser, den größten Gefahren ausgesetzt, die oft nur todverachtende Tollkühnheit zu überwinden vermag. Die Fortschaffung des oberschlesischen Bauholzes wäre eine würdige Aufgabe für den mechanischen Titan unserer Zeit, den Dampf. — Im Winter bietet die Oder, sobald sie gehörig fest geworden, besonders des Sonntags, ein nordisches, großartiges Schauspiel dar. Als ein breites schwarzes Riesenband wimmeln auf Schlittschuhen und Stuhlschuhen Tausende den glänzenden Strom entlang nach dem schlechten Kaffeehause des Dorfes Grüneichen dicht am Oderufer, wo im engen, qualmenden Saale eine bunte Gesellschaft sich zusammendrängt. Die Männer treten mit den Stahlflügeln an den Füßen ein; man ergötzt sich an Bier, Kaffee und schlechtem Concert so gut als möglich, und es beginnt dann die sturmrasche Rückfahrt. — Oft wird auch eine eigentliche Schlittenbahn auf der Oder angelegt, die bis Schafgotschgarten und Treschen führt. Alles ist unter polizeilicher Aufsicht ordnungsmäßig eingerichtet. Die Eisläufer und Pickschlitten lösen für 1 Sgr. eine Marke, um weiterhin über das gezahlte Bahngeld sich damit legitimiren zu können; und diese Abgabe an die Schiffer ist eine wohlverdiente, denn sie müssen die lange Eisbahn stets in reinem, fahrbarem Zustande erhalten. — Längst ist das Eis des diesmaligen harten Winters gebrochen, und der April ergeht sich in all seinen nordischen Launen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* In ihrem hohlen Leibe haben zwölf bis vierzehn Personen Platz; ein Schneider und ein Schuster verfertigten dort Beinkleider und Schuhe, welche noch gezeigt werden, und aus dem Hauptast, den vor mehreren Jahren ein Sturm herabwarf, sollen vierundzwanzig Klafter geschlagen worden seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. Mai 1838.

We are accounted poor citizens, the patricians good.

Shakespeare.

Die Bänder von St. Etienne.

(Beſchluß.)

Auf den erſten Blick meint man, dies ſey ſo ziemlich bei Allen daſſelbe. Aber mit Nichten: bei einiger Aufmerkſamkeit zeigt ſich bald die Verſchiedenheit im Habitus dieſer Arbeiterinnen. Die Zettlerin oder Ourdiſſeuſe z. B. blickt lebhaft umher und geht ziemlich leicht und ſchnell, auch hängt ihr Herz an grellen Farben, ſie trägt beim Gehen die Naſe hoch und lächelt dabei ſelbſtgefällig. Da ihre Kleidung überall voll Flockſeite iſt, ſo muß man ſich in Acht nehmen, ihr zu nahe zu kommen, ſonſt hat man ſeine Kleider vollhängen; darüber lacht ſie dann gewaltig und läuft davon. Die Weiſerin oder Dévideuſe hingegen zeigt ganz andere Natur, denn ſie iſt devot oder wenigſtens ſchüchtern und beſcheiden. Darum trägt ſie eine lange Spitze an ihrer Haube, kleidet ſich nur in dunkle Farben, geht langſam und mit kleinen Schritten einher, und wenn man ſie recht anſieht, ſo ſchlägt ſie die Augen nieder und erröthet; dies alles hindert ſie aber nicht, wie die Andern, mit Liebhabern auf kurz oder lang zu verkehren; ſtille Waſſer ſind tief. Welcher Unterſchied zwiſchen ihr und der Seidenfalterin oder Plieuſe, die eine große Dame ſeyn möchte; darum iſt ſie nicht ausgelaſſen und keck, wie die Ourdiſſeuſe, aber auch nicht zurückhaltend wie die Dévideuſe; in ihrem Gang und in ihrer Haltung liegt etwas Wohlhäbiges und Stolzes; auch kann man mancherlei Spuren von Luxus an ihr gewahr werden. Die Emoucheteuſe oder Säuberin trägt den Sinn nicht ſo hoch, denn in Denkungsart, Betragen und Kleidung iſt ſie beſcheiden, man ſieht, ihre Claſſe iſt arm. Begegnet ſie aber einer Canneteuſe oder Ausmeſſerin, ſo trägt ſie die Naſe ſogleich höher, denn dieſe armen Weiber gewinnen noch weniger und ſtehen auf der unterſten Stufe der Seidenarbeiterinnen-Hierarchie.

Von den männlichen Arbeitern iſt auch Manches zu ſagen. Der Paſſementirer und Seidenweber, genannt mène-barre, hat, aller Revolutionen in Frankreich ungeachtet, ſeine ehemaligen ſtädtiſchen Gebräuche und Manieren beibehalten. So gehört er vor allem zu einer Brüderſchaft mit Kapelle und Fahnen, er hat ſeinen Schutzheiligen und celebrirt andächtig deſſen Tag im Kalender. Ihm kann man die Unruhe und Turbulenz der Lyoner Arbeiter nicht vorwerfen, auch will er mit dieſen nichts zu ſchaffen haben. Hat ſein Webſtuhl nur genug zu thun und iſt die Seide gut, ſo ſchwört er Stein und Bein, in Frankreich ſey Alles auf's Beſte und es gehe nichts darüber. Anders aber iſt er geſtimmt, wenn nicht viel oder gar keine Arbeit da iſt, wenn ſein Webſtuhl ſtill ſteht, oder auch wenn nur die Fäden oft zerreißen. Dann fängt er an zu murren, wird mißmuthig und hört auf

alle Eingebungen, Einflüſterungen und Klagen über Land, Leute und Regierung; zu Hauſe fährt er Frau und Kinder an, und nichts iſt ihm recht; er geht in die Kaffeehäuſer, lieſt die Zeitungen und ſpricht von Politik. Dabei bleibt er aber und geht nie weiter, denn klüger als der Lyoner Arbeiter, weiß er recht gut, daß Induſtrie und Handel durchaus Ruhe und Ordnung verlangen und bei Emeuten und Inſurrektionen nichts zu gewinnen haben, er gibt ſich alſo auch nicht dazu her. Bei den hieſigen Arbeiterunruhen zur Zeit der Lyoner Inſurrektion waren nur Arbeiter aus Lyon und der Umgegend thätig.

Viel wichtiger, bedeutender und anſehnlicher als der Paſſementirer iſt der Zeichner oder Modelirer, denn er entſcheidet über den Geſchmack und die Moden der Saiſon. Darum nennt er ſich auch Künſtler, wäre es auch nur, um mit dieſer Qualität das Unzuſammenhängende und Ordnungsloſe ſeines Lebens zu erklären und zu entſchuldigen. Er bringt Cigarre und Pfeife nicht aus dem Mund, geht fleißig in Kaffeehäuſer und läuft Frauen und Mädchen nach; dabei gibt er ſich ein braves, unternehmendes und entſchiedenes Ausſehen. Aus Geld macht er ſich nichts und wirft es weg. Er hat ſeine Kunſtſchule; in jeder gelten verſchiedene Grundſätze, verſchiedene Theorien, welche die Schüler unter einander mit Leidenſchaft und Heftigkeit vertheidigen. Die berühmten Malerſchulen Italiens im fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert waren nicht ſtolzer und machten — Meiſter und Schüler — nicht mehr Lärmen. Und doch handelt ſich's in St. Etienne nur von einer ſo oder ſo gebogenen, geſtellten und gefärbten Blumenguirlande, denn über Blumen, Blätter und andere vegetabiliſche Formen geht hier die Zeichnen- und Malerkunſt nicht hinaus. Deſſenungeachtet heißt es: der Meiſter ſtudirt, componirt und erfindet; die Schüler fallen dann mit Waſſerfarben über ſeine Zeichnungen her. Dies iſt die St. Etienneſche Malerſchule.

Noch höher als der Zeichner ſteht der Fabrikant oder Negociant, der alle dieſe Leute bezahlt. Man kann ihn wie einen großen Herrn anſehen. Die Fabrikanten zerfallen aber in zwei ganz verſchiedene Claſſen. Die vom alten Schrot und Korn ſind immer Kirchenvorſteher, haben im Chor ihrer Pfarrkirche einen mit Sammt beſchlagenen Sitz, hören regelmäßig alle Sonntag ihre Meſſe und Predigt, gehen nie in ein Kaffeehaus und gleichen in Allem gar ſehr den wackern Bürgern in Deutſchland, den braven Handelsleuten des Mittelalters in Nürnberg und Augsburg. Mit Leib und Seele hängen ſie wie dieſe an ihren Freiheiten und Privilegien, ja ſie gehen noch einen Schritt weiter, denn um ſich ein adliges Anſehen zu geben, fügen ſie mit dem bezeichnenden de zu ihrem bürgerlichen Namen noch den eines kleinen Grundſtücks, das ſie beſitzen; ja Manche kaufen darum mit ſchwerem Geld einen Acker Landes, deſſen Benennung dann hinter ihrem Namen klingt wie eine große Herrſchaft. Gar ſehr ſteht ihnen der Sinn nach einer Stelle im Stadthaus, weil ſie dann bei ſolennen Gelegenheiten die dreifarbige Municipalitätsſchärpe tragen dürfen. — Ganz anders ſieht es mit den jungen Negocianten aus, denn ſie haben die ganze Thätigkeit und Rührigkeit, aber auch die ganze Oberflächlichkeit und Frivolität der neuern Zeit, mit all ihren unſittlichen Anhängen. In ihren Unternehmungen ſind ſie kühn, aber nicht immer beſonnen und rechtlich. Ihre zahlreichen Reiſecommis fahren in allen Ländern der Welt umher. Zu Haus haben ſie einen Cercle gebildet, nach Art der engliſchen Klubs, wo zahlreiche Journale gehalten, geleſen, beſprochen und beſtritten, und außerdem Geſchäfte aller Art gemacht werden. Mit einem Wort, ihr Leben iſt durchaus merkantil-materiell-politiſch, und die religiös-gemüthliche Richtung ihrer Väter fehlt ihnen ganz, ja ſie lachen nicht wenig darüber.

In St. Etienne und ſeiner Umgegend, acht Stunden in die Runde, arbeiten 27,500 Männer, Weiber und Kinder in der Seidenfabrikation. Dazu werden jährlich 5,750 Ballen Seide, im Werth von 23,585,600 Franken verarbeitet. Der Arbeitslohn, die Intereſſen des Kapitals und der Gewinn der Fabrikanten werden zu 14,031,390 Franken, alſo zu $^3/_5$ jenes Materialwerths angeſchlagen, wodurch ſich der ganze Werth auf 37,416,960 Fr. ſteigert. Täglich werden ungefähr 350,000 Ellen Band verfertigt, und dieſe Fabrikation wird von 200 Fabrikanten und 500 Commis geleitet.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Conrad eilte wieder in den Saal hinein, und gleich darauf rief die Pfarrerin Hannah. Das betrübte Mädchen hüllte ſich in ihren Mantel, verbarg ihr glühendes Geſicht unter dem Hute, nahm ſchnell Abſchied von der Herrſchaft des Gutes, folgte mechaniſch ihren Pflegeeltern und eilte gleich nach der Rückkehr in ihr Zimmer, wo es ihr endlich frei ſtand, ihrem beklommenen Herzen in einem Strom von bittern Thränen Luft zu machen. Nachdem ſie ſich ſatt geweint hatte, fühlte ſie ſich erleichtert und fähig, ihrer Lage ruhig nachzudenken. Da ein Kopf wie Conrads einem Gemüthe wie Hannahs ein völlig unlesbares Buch war, ſo glaubte ſie beſtimmt, er wünſche ihre Verbindung aufzulöſen; was ſie ſo oft ſich ſelbſt geſagt hatte, fand ſie durch die Ereigniſſe dieſes Abends und ihre lezte Unterredung völlig beſtätigt. Ein ſtilles Gefühl von Muth und Troſt ſank wie vom Himmel in das unſchuldige, leidende Herz nieder, und ihr Entſchluß

war gefaßt. Sie saß still und gedankenvoll da; es schien ihr am besten, Conraden schriftlich zu sagen, was sie ihm zu sagen hatte, und ihr feiner Takt lehrte sie in würdigem, ruhigem Ton zu schreiben und so wenig als möglich ihr verletztes Gefühl blicken zu lassen. Sie schrieb also in der Stille der Nacht folgenden Brief:

„Geliebter Conrad! Mit Wahrheit kann ich dich so nennen, freimüthig darf ich den Allwissenden zum Zeugen anrufen, wenn ich sage, daß Liebe zu dir, Verlangen, dich zufrieden und glücklich zu wissen, die Hauptgründe des Schrittes sind, den ich hier thue. Feierlich und ernst gebe ich dir hiedurch das Versprechen zurück, das du mir einst gabst. Du bist frei und ungebunden und hast fortan keine Verpflichtung gegen mich. Mit zitternder Hand löse ich hiemit ein Band, welches du nur aus gar zu großer Großmuth nicht selbst zerrissen hast; davon halte ich mich überzeugt. Ich glaube nicht, daß ich je aufhören werde, dich zu lieben, daß ich mich je über deinen Verlust werde trösten können; dennoch aber ziehe ich auch ein freudenloses Leben dem unerträglichen Gedanken vor, deine Hand wie ein Almosen zu empfangen, das mir aus Mitleid gereicht wird, es zu erleben, daß du gegen die Heiligkeit der Ehe dich versündigst, indem du sie als einen weltlichen Handel abschließt, den du einmal in der Uebereilung eingegangen und den zu halten du dich verpflichtet glaubst, und zwar ohne den einzigen Halt, der die Last des Lebens erleichtert, ohne die Liebe, die keine Aufopferungen scheut und keine fühlt. Es tröstet mich der Gedanke, daß dieser Brief dein Herz erleichtern und erfreuen wird, daß du mir dafür danken und die arme Hannah mit freundlichern Augen ansehen wirst. Du sagtest gestern Abend, wenn ich fortfahre, die zu bleiben, die ich bin, so würde ich uns Beide unglücklich machen. Ach! welch prophetische Bedeutung hatte für mich die Fabel vom thönernen Topf! Ich mache es dir nicht zum Vorwurf, daß du aufgehört, mich zu lieben; das ist fern von mir. Ich danke dir wegen der Liebe, welche du einst zu mir getragen, ich danke dir für die Jahre, in denen ich Freude und Hoffnung aus deiner Hand empfangen. Erlaube mir, deinen Ring zu behalten, den ich so lange als mein bestes Eigenthum getragen; wirf auch den meinigen nicht von dir, sondern trage ihn als ein Geschenk einer liebenden Schwester. Sieh mich als eine solche an, und wenn ich im Hause unserer gemeinsamen Eltern als eine zärtliche Tochter und Schwester dir erscheine, so vermeide nicht, mit brüderlicher Freundschaft entgegenzukommen

deiner treu ergebenen Hannah.“

Nicht ohne oft von hervorbrechenden Thränen unterbrochen zu werden, beendete Hannah ihren Brief. Sie wußte, daß die Pfarrerin den folgenden Morgen einen Boten mit einem Geschenk von Obst nach der Fabrik schicken wollte; mit dieser Gelegenheit dachte sie den Brief zu besorgen. Der Tag fing schon zu grauen an, als sie endlich zu Bette ging. Von Weinen und Wachen ermüdet, verfiel sie bald der alle Schmerzen stillenden Gewalt des Schlafes.

Den folgenden Morgen fühlte sie sich indessen matt und ängstlich. Der Tag wirkt oft abstumpfend auf den raschen Entschluß, den die Nacht geboren. Als sie hörte, daß der Bote das Pferd aus dem Stalle zog, fing sie an zu zittern, und erst wie er aus dem Hofe reiten wollte, ergriff sie schnell das Schreiben, das sie bei sich trug, und lief ihm nach, um es ihm zu übergeben. Als sie zurückkehrte, war sie so blaß, daß die Pfarrerin sich mit mütterlicher Zärtlichkeit wegen ihres Befindens ängstigte. Diese sagte in ihrer Besorgniß Vieles, das die Seelenleiden des armen Mädchens vermehrte, und ihr es unmöglich machte, ihren Entschluß, der Pflegemutter Alles zu offenbaren, auszuführen.

Der Bote kam bald ohne weitere Antwort oder Bescheid zurück, als daß Alles bestellt sey. Der Tag verging unendlich langsam für Hannah; ihre Beklommenheit nahm immer zu, je mehr sie das Bedürfniß fühlte, Conrads Eltern zu beichten. Nachmittags hatte sie in der Hoffnung, in der Einsamkeit Fassung zu erkämpfen, an einer Stelle des Gartens sich niedergelassen, von wo sie eine Strecke der Landstraße übersehen konnte. — Sie starrte in die Ferne hin, als erwartete sie Jemand, und mit Verwunderung überraschte sie sich selbst über der Vorstellung, daß Conrad, gerührt von ihrem Brief, erscheinen, daß die alte Liebe in ihm wieder erwachen könnte. Die Hand an das klopfende Herz drückend, dachte sie: „O Gott! welche Erbärmlichkeit muß ich in der eigenen Seele entdecken! Habe ich denn diese Nacht Komödie gespielt? Habe ich ihm Freiheit gelassen, um ihn fester zu fesseln? Habe ich eine Wahl, wenn ich ehrlich handeln will? Ich weiß ja, daß er mich nicht liebt! Mein Erlöser! du, der du barmherzig warst gegen die Schwachen, stärke du mich armes verlassenes Mädchen!“

Sie war eben im Begriff aufzustehen, um der Pflegemutter Alles mitzutheilen, als sie wirklich einen Reiter gewahrte, und sogleich Conrad erkannte, der in vollem Galopp in den Hof hineinsprengte. Sie hörte ihn einen der Knechte rufen, diesem das Pferd übergeben und ins Haus gehen. Hannah sank kraftlos auf die Gartenbank zurück, und blieb wie versteinert, ohne einen Entschluß fassen zu können. Daß Conrad sie aufsuchen würde, daran zweifelte sie nicht. Aber nach Verlauf einer langen Stunde hörte sie ihn wieder aus dem Hofe reiten, und sah ihn auf der Landstraße fortsprengen. Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, sank sie, fast von Schmerz aufgelöst, das Gesicht in ihren beiden Händen verbergend, auf den Tisch, der vor ihr stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Neue Bauten. Armenpflege.

Wenn Neubauten den Wohlstand einer Stadt beurkunden, so muß es damit bei uns gut stehen. Bei wiedereingetretener besserer Jahreszeit sind hier mehrere öffentlichen und viele Privatbauten begonnen worden. Die längst von der Handelswelt ersehnte Fruchthalle wird bald kein frommer Wunsch mehr seyn, denn schon werden die Arbeiten für dieses großartige Gebäude vergeben, das eben so sehr Bedürfniß war, als es Zierde seyn wird. Dieses Rundgebäude mit Säulengängen wird in der Mitte eines großen freien Platzes prangen, wo jezt noch die Ruinen des ehemaligen Dominikanerklosters und mehrere andere dumpfe und ungesunde Gebäude stehen, die aber demnächst sämmtlich abgebrochen werden, um der Fruchthalle und einer gesunden, hellen Straße zu weichen. Es war ein glücklicher Gedanke, diesen Platz zu wählen, weit glücklicher, als wenn man die Halle, wie es im Projekte war, in die unmittelbarste Nähe des Gutenbergs-Monuments oder gar in eine ganz entfernte Straße der Stadt, auf die große Bleiche, gesezt hätte. Der Bau dürfte die Stadt etwa 100,000 fl. kosten; allein was sie dadurch gewinnt, ist das Zehnfache werth, sie hebt und belebt dadurch den Fruchthandel, der hier von außerordentlicher Wichtigkeit ist. — Sodann sind bereits die beiden hintern Flügel am neuen Theater im Bau begriffen. Dieses lezte Opfer mußte die Stadt noch dem Theater bringen, wenn sie nicht für 500,000 fl. (so viel kostet unser neues Theater) ein unvollendetes Gebäude haben wollte. Diese beiden Seitengebäude des Theaters werden theils als Aufbewahrungsorte für die Dekorationen, theils zu Wohnungen für einige Theaterbeamte verwendet. Ob auch eben so bald das neue projektirte Stadthaus gebaut werden wird, worin nicht allein das städtische Heil berathen werden, sondern das auch mehrere wissenschaftliche Kunst- und Naturschäze aufnehmen soll, ist eine Frage, die man vorerst nur vorsichtig beantworten kann. Namentlich wartet der naturforschende Verein sehnlichst darauf, damit er eine würdige Stätte für seine Sammlungen erhalte; auch der städtischen Gemäldesammlung und dem Besitzthume des Kunstvereins wären die geräumigen Säle zu wünschen, die man in dem neuen Stadthaus erwartet. Aber nur eins stößt Bedenklichkeiten ein, eine Kleinigkeit — die Ausgabe von 200,000 fl., die dieses Gebäude in Anspruch nehmen würde.

Unsere Central-Armencommission hat dieser Woche den Bewohnern von Mainz Bericht erstattet über die Wirksamkeit der Armenpflege im vergangenen Jahre und über den Stand dieses Instituts im Allgemeinen. Der Bericht ist zur Broschüre angewachsen. Die Lektüre derselben ist nicht die erbaulichste. Was soll man dabei denken, wenn man jährlich widerholt die Jeremiade lesen muß „die Armuth nimmt zu, die Unterstützungsmittel reichen nicht aus!“ Hat etwa unsere Mildthätigkeit abgenommen, ist unser Wohlstand gesunken, liegt unser Gewerbsfleiß darnieder? Alles das ist nicht der Fall, und die Ursachen liegen wohl tiefer. Unsere Population ist in steigender Zunahme, die Bedürfnisse vergrößern sich, alle bürgerlichen Beschäftigungen sind übersezt und vielfache, unabwendbare Conjunkturen haben manche ergiebige Erwerbsquelle verstopft. Dabei manches moralische Gebrechen, leichtsinniges oder zuchtloses Zusammenleben entsitteter Paare, die bald der Armenpflege zur Last fallen. Man sieht, die Verlegenheiten sind dieselben im kleineren Maßstabe, wie sie im größern ganze Staaten beunruhigen. Es sind Tausende, die jeden Morgen die Mildthätigkeit und die nothdürftigste Ernährung ansprechen, und es kann ihnen dies nicht versagt werden, wenn die Gesellschaft bestehen soll. Nur wie sich die Gesellschaft dieser traurigen Nothwendigkeit auf die passendste Weise unterzieht, das ist die Frage.

(Der Beschluß folgt.)

Breslau, April.

(Fortsezung.)

Brückenbau. Industrie.

Die gewaltigen Zerstörungen, welche der lezte Eisgang an so vielen Brücken, namentlich denen über die Oder bei Breslau, Brieg, Oppeln ꝛc., angerichtet, bringen die Nothwendigkeit zur Sprache, bei Brückenbauten ein anderes System zu befolgen als bisher. In andern Ländern ist das Zeitalter der Holzbrücken längst vorüber; bei uns besteht es noch, obgleich die steigenden Preise des Brückenbauholzes und dessen drohender gänzlicher Mangel in nicht zu ferner Zeit ernsthafte Besorgnisse erregen. Die unaufhörlichen Reparaturen der Holzbrücken machen dabei in dem Ausgabenetat der meisten Stadtgemeinen eine bedeutende Rubrik, und zehren, zumal bei wiederholten außerordentlichen Unglücksfällen, wie die lezten, die besten Kräfte des städtischen Haushalts auf. Freilich besitzen wir nicht die Mittel zu steinernen Bogenbrücken, wie deren England, Frankreich und das westliche Deutschland aufweisen; auch würden Oertlichkeit und Beschaffenheit der Stromufer die Ausführung solcher Bauten nicht immer zulassen; indessen ist die Anlegung von Kettenbrücken in Vorschlag gebracht, nach dem bessern englischen, französischen und österreichischen Princip, die bei andern bedeutenden Vortheilen, namentlich bei größerer Wohlfeilheit, auch bei den ungünstigsten Lokalverhältnissen auszuführen sind; bis jezt besteht im preußischen Staate erst eine Brücke der Art, nämlich die im Jahr 1827 von dem Maschineninspektor Schottelius in Malapane erbaute.

Ueber Einfuhr und Verbrauch des englischen Eisens in den deutschen Zollvereinsstaaten hallte ein Angstruf und Prohibitionsgeschrei aus den westlichen Provinzen zu uns herüber. In wie weit unsere schlesische Eisenfabrikation durch englisches Eisen gefährdet erscheine, ist nicht wohl einzusehen; denn es sind 1837 über 400,000 Centner Eisen zu Wasser von Oberschlesien nach Breslau gegangen, und große Werke werden in diesem und dem nächsten Jahre noch in Betrieb kommen. — Die schlesische Industrie hat sich seit Kurzem um einen in unserer schreib- und druclustigen Zeit besonders wichtigen Zweig erweitert. Zu Eichberg bei Hirschberg am Riesengebirge ist nämlich eine Papierfabrik errichtet worden, bei welcher die vom Engländer Jos. Bramah erfundene und später durch den Franzosen Didot Saint-Leger verbesserte Methode angewendet wird, Papierbogen ohne Ende zu fertigen. Dies Eichberger Maschinenpapier in 100 verschiedenen Sorten leistet in Preis und Qualität das bisher in unserer Provinz Unerreichte. — Immer lebendiger werden die Bestrebungen unserer Oekonomen, durch Vereine und öffentliche Mittheilung ihrer Erfahrungen das allgemeine landwirthschaftliche Interesse zu fördern. So sind im vorigen Jahre mehrere Stände des Brieger Kreises zu ökonomischen Zwecken zusammengetreten, und mit dem Beginn des laufenden Jahres erschien, unter der Redaktion des Grafen von Hoverden und des Pastors Schulz, eine Vereinsschrift, die in ihren bisherigen Nummern gediegene, auf Erfahrung gegründete Mittheilungen enthalten hat. Es ist zu wünschen, daß die Redaktion durch die größtmögliche Theilnahme in der Förderung ihrer Arbeiten allseitige Unterstüzung finde, um so der Provinz eine Zeitschrift zu begründen, die in vielfacher Beziehung des Guten und Nüzlichen so viel wirken kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. Mai 1838.

Such tricks hath strong imagination!

Shakespeare.

Ueber optiſche Täuſchungen.

Von F. L. Bührlen.

(Fortſetzung von Nr. 106 bis 110.)

Zweiter Artikel.

Wir nehmen den dort abgebrochenen Faden wieder auf, um noch einige Phänomene zu beſprechen, die unter dieſen von uns im weiteſten Sinne genommenen Begriff fallen, und glauben dann keine Haupterſcheinung unberührt gelaſſen zu haben.

Wir ſehen zuweilen die umliegenden Höhen von einem lichtblauen Dunſt überfloſſen, wo ſie uns dann ſcheinbar näher rücken. Dieſe Laſur wirkt nicht, wie ein Duft der Ferne, weghebend. Wir meſſen hier nicht mehr mit dem Verſtande das Zurückweichen und die Verjüngung ihrer Anſteigung, ſondern ſie erſcheinen uns in ganzer Maſſe gerade aufragend und ſomit näher als ſonſt, wo wir die Erfahrung zur Anſchauung bringen.

Wenn eine Straße über Höhen und Tiefen in gerader Richtung hinwegläuft, ſo wird uns zuweilen bange vor der dachſteilen Steige, die uns gegenüber aus dem Grunde bergan zu ſteigen ſcheint. Haben wir aber die unbeträchtliche Tiefe erreicht, ſo finden wir eine nur ſanft ſich erhebende lange Bahn. Dieſe hat ſich alſo dem Auge perſpektiviſch verkürzt und bloß den Erhebungswinkel gezeigt; die Länge iſt zur Höhe geworden.

Ein optiſches Geſetz benachtheiligt das Erhabene: die Breite zehrt an der Höhe. Was hat der Rheinfall, was der Staubbach ſich ſchon nachſagen laſſen müſſen? Der Staubbach fällt 900 Fuß hoch herab; aber ſchon die Reihe der Bergwände umher iſt viel höher; überdies werden dieſe von Eisgebirgen, dem Eiger, der Jungfrau ꝛc. überragt, die 10—12,000 Fuß hoch ſind. — Der Rheinfall iſt vielleicht fünfmal breiter als hoch. Wer ihn nun von der deutſchen Seite aus der Ferne zuerſt erblickt, dem erſcheint er in der Umgebung von nahen, höhern Hügeln und nicht ſehr entfernten beträchtlichen Bergen nicht anders als ein wildſtrudelndes Wehr, und man fragt ärgerlich, ob denn dies der weltberühmte Rheinfall ſey? Auf dem Schlößchen Laufen, namentlich auf der Galerie unten, wo man bloß den Hauptſturz in ſeiner ganzen Höhe vor und über ſich hat, fühlt man ſinnlich die überſchwengliche Größe der Erſcheinung, ein Bild, das mit jeder Anſicht von vorne ganz inkommenſurabel, ja das keiner menſchlichen Phantaſie ohne wirkliche Anſchauung erreichbar iſt. — Dem Niagarafall, der dreizehnmal breiter als hoch iſt, kommt zu gut, daß er in einer Ebene, und nicht zwiſchen Bergen herabſtürzt, welche ſeiner Höhe im Augenmaße Eintrag thun könnten.

Die Peterskirche erſcheint wegen ihrer Breite und wegen der räumlichen Ausweitung der Colonnaden vor ihr nicht ſo hoch als eine gleich hohe gothiſche Kirche. Aber auch dieſe, namentlich das Straßburger und Freiburger Münſter, der Landshuter St. Martinskirchthurm und der von St. Stephan in Wien, dünken uns, wenn wir vor ihnen ſtehen, nicht ſo hoch, als wenn wir ſie aus einiger Ferne alle andern Kirchen und Paläſte ſo weit überragen ſehen. In der Nähe verkürzen ſie ſich, und man hat namentlich für die ſich zuſpitzenden Pyramiden im leeren Himmelsraume keinen Maßſtab. Auf dem Kranze des Straßburger Münſters mußte ich, ſo getäuſcht, mir vorhalten, daß dieſer durchbrochene Obelisk, in eine Straße geſezt, die höchſten Paläſte weit überragen würde.

Eine verhältnißmäßige Breite oder Dicke trägt zur Würdigung der Höhe bei. Eine Säule imponirt darum mehr als eine gleich hohe Stange, und das Zugeſpizte entzieht ſich dem Maße. Je mehr ein Gegenſtand zur Höhe ſtrebt, mit Luft, Licht, Himmelsraum verwandt iſt, deſto leichter fühlen wir die Erhebung zu ihm hinzu; bei Bäumen z. B. eher als bei Gebäuden.

Ein Ganzes dünkt uns höher, als ein gleich hohes Halbes; zwei Hohe ſind es weniger, als Eines. Viel kommt auf einen faßlichen Maßſtab am Fuße oder in nächſter Umgebung des Hohen an. Große, einfache Verhältniſſe von ſchönem Ebenmaße und viel Ausweitung erſcheinen nicht ſo hoch, als kleinere, mannichfaltige Formen von ausgeſprochener Tendenz zur ſenkrechten Länge. Der fertige, übertünchte Bau ſcheint gegen den roh daſtehenden in Höhe und Breite eingegangen zu ſeyn.

Ueber die Größe der Grundflächen werden wir auch oft irren. Man kann das im Kleinen ſehen. Ein Speziesthaler ſcheint viel breiter zu ſeyn als ſeine Papierrolle, ſo ein Rädchen Braunſchweiger Wurſt breiter als die ganze, ſo bei jedem Cylinder. Ein Brunnen ſcheint nicht ſo weit als ſein Deckel. Der Hochbau wird im Verhältniß zu der ausgeſteckten Arena impoſanter erwartet. Bei Parkanlagen kommt es auf die Formen und ihre Umgebungen an. Ein rundes oder ovales Baſſin enthält für das Auge weniger Fläche, als ein Weiher mit wechſelnden Ufern. Ein ſinnig angelegter Garten kann aber zu einem wahren Zaubergarten in optiſcher Hinſicht werden, wenn ſeine mäßige Größe durch Buſchwerk in verſchiedene Räume abgetheilt, ſeine Fläche durch kleine Erhöhungen unterbrochen, wenn unſere Phantaſie durch Fontainen, Tempelchen, Statuen, kleine Baſſins mit Geflügel ꝛc. beſchäftigt und von der Meſſung abgehalten iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſezung.)

Hannahs Brief hatte im erſten Augenblick auf Conrad wie ein unerwarteter elektriſcher Schlag gewirkt. Seine wie ſchlummernde Liebe erwachte in ihrer früheren Kraft und Friſche; ſein erſter Gedanke war, zu ihr zu eilen und ihr wegen des Unrechts, deſſen er ſich in ſeiner gegenwärtigen Stimmung ſchuldig fühlte, Abbitte zu thun. Geſchäfte nöthigten ihn, einige Stunden zu warten; dadurch wurde gleich ſeine erſte Wärme etwas abgekühlt. Indeſſen zeigte ihm der Oheim mit vergnügtem Geſichte ein ſehr freundliches Billet des Staatsraths Hielm. Der Fabrikherr hatte dieſen eingeladen, einen Tag zu beſtimmen, wo er Conrads erwähnten Aufſatz anhören und zugleich ſeine Fabrik beſehen wollte. Der Staatsrath wählte dazu den dritten Tag darauf und bat, einen Freund, einen Baron und Gutsbeſizer, der auf einige Zeit ſich bei ihm auf dem Lande aufhielt, mitbringen zu dürfen. Conrad gerieth durch dieſe Nachrichten in viel beſſere Laune; er genoß ſchon in Gedanken den Beifall, den er einernten würde; ſowohl er als der Oheim glaubten nun ſicher, das Capital, welches ſie ſuchten und das ihnen täglich nothwendiger wurde, weil man die von Conrad beſtellten Maſchinen bald aus England erwarten konnte, aus den öffentlichen Kaſſen zu erhalten. Conrad hatte für die Summe Wechſel ausgeſtellt, die zu verſchiedenen Friſten bezahlt werden ſollten. Im Vertrauen auf die Solidität des Fabrikherrn und durch die Vermittlung des alten Lightning hatte man keine weitere Sicherheit verlangt, als die Verſchreibungen Conrads. Nachdem Conrad Alles weitläufig mit dem Oheim beſprochen und zugleich überlegt hatte, wie man am beſtimmten Tage die vornehmen Gäſte am eleganteſten empfangen möchte, fand er ſich ſo zerſtreut, daß Hannahs Brief, als er ihn nun in ſeinem einſamen Zimmer wieder durchlas, durchaus nicht den früheren Eindruck auf ihn machte. Er fand etwas Kaltes in dem Ton, er ſah etwas Beleidigendes und Demüthigendes darin, daß ſie ihre Verbindung auflöſen wollte. „Das iſt ja,“ ſagte er, „faſt ſchlimmer als ein Korb; und ein ſolcher iſt doch immer ein Fleck für die Ehre eines Mannes. Was wird die Welt dazu ſagen? Sie iſt ſeiner müde geworden! wird es heißen. Das iſt wahrhaftig ſtark von einem Mädchen, dem ich eine reiche Partie aufgeopfert habe. Freilich liebte ich Miß Lightning nicht, die ja auch, was die Perſönlichkeit betrifft, mit Hannah nicht zu vergleichen iſt; doch das kann dieſe ja nicht wiſſen.“

So ſprach er ſich ſelbſt in eine Heftigkeit hinein, an der wirkliche Furcht, ſeine Verlobte zu verlieren, mehr

Antheil hatte, als er ſich ſelbſt bewußt war; dennoch hatte er ſich ſelbſt überredet, er ſey der Beleidigte. Er begab ſich auf den Weg nach der Pfarre, ohne einen beſtimmten Entſchluß gefaßt zu haben, wie er eigentlich vor Hannah hintreten ſollte. Als er in dem Wohnzimmer ſeiner Eltern zwar dieſe, aber Hannah nicht traf, erzählte er, was geſchehen, und zeigte Hannahs Brief. Der alte Vater, der nicht die kleinſte Ahnung von irgend einem, zwiſchen den Brautleuten obwaltenden Mißverſtändniſſe gehabt hatte, ſaß verſtummt, mit gefalteten Händen da, während im Gegentheil die Mutter, höchſt aufgebracht, ſich in einen Strom von harten und bittern Aeußerungen gegen die ſonſt ſo liebe Pflegetochter ergoß; ſie ſchalt ſie undankbar und hochmüthig, äußerte, daß ſie längſt im Charakter des Mädchens etwas Verſtecktes entdeckt habe, und hob auf übertriebene und unzarte Weiſe das ihrer Meinung nach übergroße Glück hervor, welches das arme Mädchen von ſich ſtieß, ein Glück, das eine vornehme und glänzende Dame mit Freuden ergreifen würde. Sie ermahnte den Sohn, mit leichtem Sinne einen Verluſt wie dieſen zu tragen, und als Conrad äußerte, daß er dennoch mit Hannah reden wolle, rief ſie: „Nein, mein Sohn, das ſollſt du nicht! — Biſt du ſo gut, ihre Beleidigung gegen dich vergeſſen zu wollen, ſo ſollſt du dich doch nicht zu Entſchuldigungen herablaſſen. Das ſoll ſie thun, und das wird ſie auch, wenn ſie merkt, daß du es nicht thuſt.“

Es war Conraden recht, daß nicht er, ſondern Hannah den erſten Schritt zur Ausſöhnung thun ſollte. „Hannah iſt ein gutes Kind,“ ſagte der alte Pfarrer, „und ihr Brief iſt rührend geſchrieben. Du mußt ihr etwas zu Leide gethan haben, das ſie durch ein Mißverſtändniß für wichtiger hält, als es iſt. Ich will mit ihr reden, und Alles wird dann wieder gut werden.“ Conrad, in der Hoffnung, daß die Sache ſo ausgeglichen werden könne, ohne daß er nöthig habe, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, bei welchem — dies ſagte ihm ein dunkles Gefühl — er nicht die beſte Rolle ſpielen würde, verließ nun das Haus, ohne mit Hannah zu reden. Hätte er gewußt, daß ſie ihm aus dem Garten mit traurigen Blicken nachſtarrte, wahrſcheinlich würde eine innere Stimme ihn zurückgerufen haben.

Gleich nachdem Conrad Hannahs Augen entſchwunden war, rollte der Wagen des Fabrikherrn in den Pfarrhof hinein. Er hatte vergeſſen, dem Neffen aufzutragen, daß er ſeine Familie auf den bevorſtehenden großen Tag einladen ſolle, und ſein Eifer trieb ihn, dieſe Verſäumniß in eigener Perſon gut zu machen. Sein Erſcheinen jagte Hannah in ihrem verborgenen Winkel ſolchen Schreck ein, daß ſie ſich in den Wald flüchtete, bis ſie ihn wieder fortfahren ſah.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, April.

(Fortſetzung.)

Landwirthſchaftliches. Katholiken und Proteſtanten.

Landwirthſchaftliche periodiſche Literatur hat leider bisher, ſo wie faſt jeder andere Zweig derſelben, in Schleſien nicht recht proſperiren können. Die Zeitſchrift des in ökonomiſcher Hinſicht ſo ausgezeichneten Prof. Weber mußte vor einigen Jahren wegen zu großer Theilnahmloſigkeit eingehen. Die obige Vereinsſchrift erſcheint übrigens in eleganter Ausſtattung im Verlage von Karl Schwarz in Brieg, einem Manne, der das Unglück hat, blind zu ſeyn, aber in raſtloſer Thätigkeit nach ſeinen pecuniären Kräften bemüht iſt, die ſchleſiſche Produktivität durch Unternehmungen dem Lande zu erhalten und weiter zu ermuntern. So erſcheint in ſeinem Verlage eine Monatsſchrift: „der Jugendlehrer,“ mit lithographirten Vorſchriften und Vorzeichnungen, wofür er die beſten literariſchen Kräfte zu vereinigen ſucht, und die der Jugendwelt als wohlfeile Originalſchrift ſehr zu empfehlen iſt. Ueberhaupt hat ſeit etwa dreißig Jahren die ökonomiſche Kultur in Schleſien Fortſchritte gemacht, worüber die Vorfahren erſtaunen würden, wenn ſie aus ihren Gräbern erſtänden. Ueberall wird der Schulmann ermuntert zur Herbeiführung paradieſiſcher Zeiten durch Förderung und Anregung der Obſtbaumzucht, und es iſt dafür ſchon Bedeutendes geſchehen, namentlich in Oberſchleſien, wo ſeit vierzehn Jahren nach einer Regierungsverfügung bei jeder namhaften Landſchule in der Regel eine Baumſchule vorhanden, ja ſogar bei mancher ſtädtiſchen Elementarſchule eine pomologiſche Bildungsſtätte anzutreffen iſt. — Endlich ſey noch erwähnt, daß der hieſige Kunſtgärtner Julius Monhaupt uns kürzlich mit einem neuen vortrefflichen Gemüſe bekannt gemacht hat. Es iſt dies das Chenopodium Quinoa, das wohl von keiner fruchtreichen Pflanze an Ertrag übertroffen wird, denn es trägt gegen 40,000fältige Frucht. In Deutſchland iſt dieſe vorzügliche Pflanze noch wenig bekannt und erprobt, deſto mehr in England. Die Blätter des Quinoa geben, als Spinat zubereitet, ein gutes Gemüſe, und der Same in Suppen ein kräftiges Nahrungsmittel. Da das Klima den Anbau geſtattet, und das durch Erfahrung erprobte Verfahren dabei ſehr einfach iſt, ſo verdient die Pflanze die beſondere Beachtung der deutſchen Oekonomen. — Vor Kurzem erſchien von dem Verein für Pferderennen und Thierſchau der Jahresbericht für 1857, der das erſte Luſtrum deſſelben ſchließt. Die Theilnahme für den Verein iſt ſo groß, wie bisher für keine Vereinigung zu gemeinnützigen Zwecken in unſerer Provinz. Faſt über 12,000 Thaler jährlicher Einnahme diſponirt der Verein, und damit läßt ſich allerdings ſchon Vieles ausrichten. Die größte Schnelligkeit, die bis jetzt hier auf der Rennbahn ein Pferd entwickelte, war 41,9 Fuß auf eine Sekunde, und Gleiches leiſtete ein Bauernpferd, das noch nicht in den Händen eines Traineurs war. — In mehreren Städten der Provinz wurde der 17. März in feſtlicher Erinnerung an die Errichtung der Landwehr vor 25 Jahren begangen, und am 2. Mai findet, wie ſeit 1855 alljährlich, diesmal in dem im letzten Bericht gerühmten Wintergarten zu Breslau das Feſt der Freiwilligen ſtatt. — Die Kölner Angelegenheiten, welche jetzt ſo lebhaft das öffentliche Intereſſe in Anſpruch nehmen, geben mir Anlaß, die guten Verhältniſſe zu rühmen, in welchen Katholiken und Proteſtanten im Allgemeinen in Schleſien leben. Bei der katholiſchen Kirche einer Provinzialſtadt iſt der angeſtellte Organiſt evangeliſch, und an einem andern Orte, deſſen Einwohner, bis auf

vier katholische Familien, durchaus evangelisch sind, war der katholische Bürgermeister zehn Jahre lang Vorsteher der evangelischen Kirche und Mitglied ihres Kirchencollegiums. Die Geschäfte wurden stets in der friedlichsten Uebereinstimmung mit der evangelischen Geistlichkeit abgemacht, und der Andersgläubige würde dies Amt fortdauernd verwaltet haben, hätte er nicht den Wohnsitz gewechselt. — Unfern von Münsterberg wurde kürzlich beim Ackern ein kupfernes Werkzeug gefunden, das wahrscheinlich, aus heidnischer Zeit stammend, als Abhäutemesser der Opferthiere diente. Ein ähnliches ist in Büsching's „schlesischen heidnischen Alterthümern“ (Heft I. Taf. II. Fig. 2, a und b) abgebildet, welches in der Gegend von Ratibor in Oberschlesien gefunden worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mainz, Mai.

(Beschluß.)

Armenpflege. Eisenbahnen.

Um den gehässigen Weg der Armensteuer zu vermeiden, hat man hier verschiedene andere Wege zur Unterstützung der 4000 Armen, die hier unter einer Population von 52,000 Seelen sich befinden, eingeschlagen. Die Stadt reicht der Armenpflege einmal für allemal einen Zuschuß von 10—12,000 fl., die Privatsubscription der Bürger läßt eine ähnliche Summe in die Kasse der Armenpflege fließen, an außergewöhnlichen Geschenken einzelner Wohlthäter fehlt es auch nicht, und der Fond der Armenpflege wirft 6000 fl. jährliche Zinsen ab. Auf diese Weise kommen etwa 52,000 fl. zusammen, und damit soll die Commission ihre Aufgabe lösen. Allein wie sie sich auch dreht und wendet, die Summe reicht nicht aus, und wir finden deßhalb jährlich ein Deficit in dem Rechenschaftsbericht, welches entweder ebenfalls die Stadtkasse decken muß, oder welches als Schuld auf dem Fond des Instituts lasten bleibt. Auch das wäre noch zu ertragen, wenn nicht zuweilen außergewöhnliche Fälle einträten, die außergewöhnliche Mittel in Anspruch nehmen. So hat z. B. der diesjährige schreckliche Winter der Armenpflege schlimm zugesetzt; die 4000 Portionen Suppe, die sie täglich den Lechzenden reichen mußte, die Brod-, Holz-, Kleidervertheilungen haben eine Lücke in der Kasse gemacht, die sehr empfindlich ist. Es ist unaussprechlich, wie segenreich diese Armenpflege wirkt, und man kann nicht dankbar genug seyn, daß durch sie die Bettelei entfernt worden ist, daß keine zerlumpten Armen mehr das Auge und das Gefühl beleidigen. Die Aufgabe der hiesigen Menschenfreunde ist demnach, nur noch einen Weg zu ersinnen, wodurch der Armenpflege jährlich etwa noch 10,000 fl. zur Verfügung gestellt werden.

Gegenwärtig sehen wir doch wenigstens an unserer Mainz-Frankfurter Eisenbahn Arbeiter beschäftigt, und wir dürfen erwarten, daß sich der Bau nicht in die Unendlichkeit hinausdehne, wie es seither den Anschein hatte. Bedenkt man indessen, daß diese Bahn durch dreier Herren Länder läuft, die doch alle ihre besondern Interessen wahren wollten, so wird diese Verzögerung nicht räthselhaft seyn. Man muß es aber diesen drei Regierungen zum Ruhme nachsagen, daß sie es mit diesem Unternehmen wohl meinen, und daß sie in diesen langen Verhandlungen sich keineswegs bemühten, den Actionären ihre Sache zu erschweren. Das Einzige, was uns hier auffällt, ist, daß gegenwärtig bei dem Bau die Thätigkeit sich fast einzig und allein auf der Strecke zwischen Frankfurt und Höchst äußert, während auf der Strecke zwischen Mainz und Wiesbaden noch keine Hand beschäftigt ist. Und doch dürfte gerade diese Strecke eine Goldquelle für die ganze Unternehmung seyn, denn die Concurrenz zwischen Mainz und Wiesbaden ist außerordentlich bedeutend, und diese Bahnstrecke sollte daher wohl zuerst gebaut werden. Zwei Jahre werden immerhin darauf gehen, bis die ganze Bahn vollendet ist, wo dann drei sehr bedeutende Städte ganz nahe zusammengebracht seyn werden. Die Actionäre hegen mit Recht glänzende Hoffnungen von diesem Unternehmen, und es ist ganz begreiflich, daß Leute, die nicht Actionäre sind, 45 Procent Agio zahlen, um nur an dem vortrefflichen Unternehmen betheiligt zu seyn. Dieser Actienhandel nimmt, seitdem wirklich an der Bahn gebaut wird, unsere Geschäftsleute bedeutend in Anspruch, und leider wird manches solide Geschäft über dieser Actienspeculation vernachlässigt. Was unsere Nachbarbahn, die Darmstadt-Frankfurter betrifft, so wird zwar hier noch keineswegs gearbeitet; aber nichts desto weniger hält man auch dieses Unternehmen für ein sehr gutes, und zahlt auch gerne 20 Procent, um sich daran zu betheiligen. Diese Bahn wird der Anfangs- oder Endpunkt eines Bahnzugs seyn, der von Frankfurt über Darmstadt durch Baden nach Basel und der Schweiz hinläuft, und da dies gerade die blühendsten und gewerbfleißigsten Länder Deutschlands sind, so darf man die kühnsten Aussichten für diese großartige Unternehmung hegen. Die übrigen nachbarlichen Bahnunternehmungen interessiren unsere Handelswelt wenig, sogar die rheinbayerschen und rheinpreußischen Bahnen nicht, die doch unter Umständen für unsere Gegend von großem Vortheile seyn könnten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 114.

Der Schirm.

Räthsel.

Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Glas,
Die Rahmen mit zierlichen Fransen geschmückt,
Auch haben euch öfters die Bilder entzückt,
Die in dem Spiegel zu schauen;
Oft auch erregen sie Grauen.

Hell ist er, doch nicht bloß
Wie Wasser farbenlos:
Der Farbe des Rehes gleicht er genau,
Dem Grün des Meeres, des Himmels Blau;
Oft hat er die Farbe gestohlen
Den pechschwarz glänzenden Kohlen.

Vor dunkler Kammer steht
Er, doch ihr Klugen seht,
Was sich in der dunkelen Kammer bewegt,
Und in einer zweiten Kammer sich regt,
In diesem Spiegel so helle,
Als wäre die Sonne zur Stelle.

Wen er verzaubert hat,
Der sieht sich dran nicht satt;
Er guckt in den Spiegel so freundlich hinein,
Und ihm vertrauet des Spiegels Schein
Der ersten und anderen Kammer
Geheimniß: o Glück! — und o Jammer!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 21. Mai 1838.

Und wohnt kein Mitleid droben in den Wolken,
Das in die Tiefe meines Jammers ſchaut? —
Weh, weh mir, daß der Himmel ſolche Tücken
An einem ſanften Weſen übt wie ich!

Shakespeare.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Mit von Selbſtzufriedenheit ſtrahlendem Geſichte war der Fabrikherr in das Wohnzimmer des Bruders getreten. „Nun, Kinder!“ rief er, „ihr wißt wohl die große Neuigkeit? Conrad hat es gewiß erzählt, obgleich er meine Einladung nicht ausgerichtet hat. Die bringe ich nun ſelbſt: thut mir die Ehre, am Samstag in vornehmer Geſellſchaft und bei guter Bewirthung zu Mittag bei mir zu eſſen; es ſoll brillant bei mir hergehen, und wenn dann mit meinem alten Freund, dem Staatsrath, Alles abgemacht iſt, wollen wir ſogleich den Hochzeittag der jungen Leute feſtſetzen; denn nun ſind die Zimmer und Alles fir und fertig. Wo iſt Hannah?“

Die Pfarrleute hatten vor Erſtaunen nicht daran gedacht, die Rede des Fabrikherrn zu unterbrechen. Nun riefen ſie: „Was meinſt du? welche gute Neuigkeit?“ — „Die Neuigkeit, die uns Conrad mittheilte,“ fügte die Pfarrerin hinzu, „ſtimmt keineswegs mit den edlen Abſichten des lieben Schwagers hinſichtlich Hannahs.“ Es kam nun zur Erörterung. „Wie?“ rief der Fabrikherr, ſchnappt das Mädchen über? — Kann ſie den Verluſt eines ſolchen Bräutigams ertragen, ſo kann auch Conrad den Schaden verſchmerzen. Er kann eine weit beſſere Partie machen. Was habe ich vorher geſagt? das iſt ein Junge, recht dazu geſchaffen, ſein Glück durch eine Heirath zu machen. — Wie gefällt euch zum Beiſpiel Franciska Kullmann? Sie iſt ſchön, von vornehmer Familie, hat Vermögen und — ja, ſie und Conrad können einander wohl leiden, das habe ich lange gemerkt, denn ich habe gute Augen. — Ueberhaupt, wer weiß, wozu es gut iſt, daß Hannah ſich wie ein Gänschen beträgt! Aber ſchlecht bleibt es immer von ihr, da Conrad, troß aller Verſuchung, ihr treu geblieben und ſie außerdem ſeinen Eltern alles zu verdanken hat.“

Dieſe Aeußerungen beſtärkten die Pfarrerin in ihrem Zorn gegen Hannah, und als der Fabrikherr fort war und der gute Prediger ihre Aufregung bemerkte, erſuchte er ſie, dem Mädchen kein Wort zu ſagen, bevor er unter vier Augen mit ihr geſprochen. Kaum war alſo Hannah mit niedergeſchlagenen Augen, in banger Demuth erſchienen, als er ſie bei der Hand nahm und in ſein Studirzimmer führte. Hier redete er ihr mit Güte zu, verwies es ihr aber als ein Unrecht, daß ſie, ohne erheblichere Gründe, als die, welche ein Zweifel, vielleicht gar aus Romanen hergeholte Ideen ihr an die Hand gegeben, ein Band zerreißen wolle, das ſchon ſo viele Jahre beſtanden. — Hannah wiederholte die in ihrem

Brief angeführten Gründe, indem sie hinzufügte: „Darf ich denn ein unbesonnenes Versprechen, das er in seinem Herzen Jugendthorheit nennt, mir zu Nutze machen? Rechte, die ihre Kraft verloren, geltend machen? unweiblich und lieblos zwischen einen Mann, den ich liebe, und sein Glück mich stellen?“

Hätte der wohlgesinnte Pfarrer, statt sich darauf einzulassen, diese an sich gesunden und vernünftigen Gründe zu widerlegen, der Pflegetochter dagegen vorgestellt, wie sehr Conrad, er selbst und die Mutter über ihren Entschluß betrübt seyen, so würde er sie wahrscheinlich erschüttert haben; allein er brachte nur eine Menge nicht zusammenhängender Phrasen über Schwärmerei, über die Heiligkeit des Ehegelöbnisses, über das Urtheil der Welt und dergleichen vor, und endigte damit, daß er Hannah an den Schreibtisch führte und ihr zumuthete, sogleich einen Brief an Conrad zu schreiben, worin sie ihm erkläre, daß ihr früheres Schreiben eine Uebereilung gewesen, daß sie Alles zurücknehme und ihn um Verzeihung bitte. Dies verweigerte das sonst so schüchterne Mädchen auf's Bestimmteste; als aber der Pfarrer sich unwillig von ihr abwandte, faßte sie seine Hände, küßte sie und sagte mit rührender Stimme: „Ach, lieber, lieber Vater, geh nicht im Zorn von mir! Glaube mir, ich liebe noch deinen Sohn, ich liebe ihn mehr als mein Leben; eben darum will ich nur sein Glück, und ein solches Schreiben — Ach, Vater! ich bin zwar ein armes, einfältiges Mädchen, allein ich habe doch keinen Grund, mich selbst zu verachten, ich habe auch mein Ehrgefühl und kann mich nicht erniedrigen.“ — „Kann es dich erniedrigen, meinen Wunsch zu erfüllen? würde ich es verlangen, wenn es dem Ehrgefühl zuwider wäre?“ — „Nimm es nicht übel, ich fühle es so, und hast du nicht selbst beim Confirmationsunterricht mir eingeschärft, daß kein Mensch in irgend einem Betracht weder aus Furcht noch aus Liebe den Frieden seines Gewissens aufopfern dürfe? Conrad hat nicht mehr den kleinsten Funken von Neigung zu mir. Hätte er sonst, ohne mit mir zu reden, die Pfarre verlassen? Ich glaube ihm einen Dienst zu erweisen, wenn ich den Brief nicht schreibe.“

Während noch der Pfarrer seine Ueberredungsgabe erschöpfte und sogar, obgleich vergebens, versuchte, durch eine Auseinandersetzung der Herrlichkeit, die ihrer, zufolge des Berichtes seines Bruders, als Conrads Gattin harrte, auf ihre weibliche Eitelkeit einzuwirken, kam ein neuer Wagen an. Es war Franciska, die sich den ganzen Tag ungeduldig nach einem Gespräch mit Hannah gesehnt, aber erst jezt hatte abkommen können. Sie merkte sogleich, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und wurde noch mehr darin bestärkt, als sie auf ihre Frage nach Hannah von der Mutter erfuhr, sie sey mit dem Pfarrer im Studirzimmer eingeschlossen, und aus diesem, das an das Wohnzimmer stieß, die Stimmen Beider vernehmen konnte, die eine sehr laut, die andere klagend. Nach kurzem Schweigen erklärte die Pfarrerin, vor einer solchen Freundin dürfe man kein Geheimniß haben, und erzählte das Vorgefallene. Franciska fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. So bald hatte sie nicht geglaubt ihre Ahnung erfüllt zu sehen. „So wäre denn,“ dachte sie, „der lezte Damm gebrochen, der Ludwig von dem Mädchen trennt!“ Ein bitteres Gefühl gegen Hannah ergriff ihre Seele. In demselben Augenblick ging die Thüre zum Studirzimmer auf und der Pfarrer trat schnell ein, das blasse Mädchen hinter ihm. Mit niedergeschlagenen Augen blieb sie wie eine Angeklagte vor ihren Richtern mitten im Zimmer stehen. Dieser Anblick verwandelte in demselben Moment Franciskas Zorn in das zärtlichste Mitleid. Sie trat zu der marmorgleichen Gestalt und faßte ihre Hand. Hannah sah sie nicht an und blieb unbeweglich, während der Pfarrer zu seiner Gattin trat und ihr einige Worte in's Ohr raunte, worauf diese laut rief: „Wie? sie will nicht? Nun, das ist mir auch recht; läßt sie der Hochmuth den Werth eines Bräutigams, wie unser Conrad, nicht einsehen, so ist sie seiner auch nicht werth.“ Hannah eilte zu der Pflegemutter hin, ergriff ihre und des Pfarrers Hände, und vor ihnen niederkniend, sagte sie weinend: „Liebe Mutter, lieber Vater, seyd mir nicht böse, das Unglück kann ich nicht ertragen! Ich liebe ja Conrad, ich schätze seinen Werth! Nicht aus Unbesonnenheit, nicht aus Mangel an Liebe habe ich unsere Verbindung aufgehoben; ich habe dem Vater alle meine Gründe gesagt — ach! ich kann nicht mehr!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber optische Täuschungen.

(Fortsetzung.)

Das weibliche Geschlecht ist, oder heißt, umgekehrt wie bei den Vögeln, das schönere, ist dagegen, umgekehrt wie bei den Käfern ꝛc. das kleinere. Wir vergleichen aber jedes Geschlecht nur mit sich selbst. Große Frauenzimmer haben nur mittlere Mannslänge; ein solches, das unsern größten Männern gleich käme, dürfte sich schon als Riesin sehen lassen, würde wenigstens überall Erstaunen erregen.

Im Tode scheinen die Menschen größer als im Leben; namentlich gilt dies bei Kindern; deßhalb klagen

die Eltern immer wieder auf's Neue, wenn sie ihre Lieblinge so lang hingestreckt liegen sehen. Sollten diese wirklich einen größern Sarg brauchen, als ihr Bett war? „Der Tod streckt," sagt man. Die Aerzte mögen dies entscheiden. Eine Täuschung könnte doch mit dabei seyn. Der Lebende wird nie so starr ausgestreckt wahrgenommen, als der Todte; auch versenkt sich der Blick liebend in sein bewegtes Leben, und erst beim Verlust durch den Tod mißt das Auge mit Schmerz und Grauen den entseelten Körper, der eben noch, spielend unter den Erwachsenen umherwandelnd, gegen sie so klein erschien. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß ein Kind von drei Jahren gewöhnlich schon halb so hoch ist, als ein Erwachsener, was im Leben viel weniger zum anschauenden Bewußtseyn kommt, als nach seinem Tode. — So erscheint ein Baum, auch ein gefällter, nicht so lang gestreckt, als ein entasteter, abgeschälter.

Anders ist es nun mit Bildsäulen. Hier macht die Lebensgröße den Eindruck des Verjüngten. Der Stein erscheint nicht als Todtes; er gibt das Leben. Wir vergleichen aber Statuen nicht mit Menschengröße, sondern unter sich. Die Statuenwelt ist aber fast durchaus colossal und wird da angewandt, wo die architektonischen Maße eine übermenschliche Größe verlangen, wo bloße Lebensgröße kleinlich erscheinen würde. Leztere ist nur in nächster Nähe der Beschauung zulässig, wie z. B. bei der Mediceischen Venus, die gewiß für keinen griechischen Tempel gebildet worden. Und gibt es nun auch antike Bildwerke von bloßer Lebensgröße, so benimmt dies dem Prinzip nichts, daß wir bei den Statuen übermäßige Größe nur für eine mäßige halten. — So erscheinen die Engelsstatuen in der Peterskirche trotz ihrer ungeheuren Größe doch nur als gewöhnliche Kinder. Freilich rührt dies von den ungemeinen Dimensionen der Kirche her; aber der Maßstab des wirklichen Lebens wäre auch in der nächsten Nähe lächerlich klein.

Etwas Eigenes ist mir einst mit Puppen vorgekommen. Im Hause eines Onkels war ein Puppentheater errichtet. Ich sah bei Tage die Figuren zuerst einzeln, und fand sie von ziemlicher Größe. Als nun Abends das Spiel losging, konnte ich kaum glauben, daß dies derselbe Hanswurst, Lipperl, dieselbe Columbine seyen, die ich bei Tage gesehen. Sie schienen nur halb so groß zu seyn. Wahrscheinlich war es das hellbeleuchtete Theater und das lustige Spiel, was sich mir zu einer Art Wirklichkeit gestaltete, wobei ich mich dann über die Entfernung täuschte und diese für geringer hielt als sie wirklich war. — Bei Panoramen traf sich's schon, daß Beschauer den Maßstab so sehr verloren, daß sie die Figuren auf den öffentlichen Plätzen ꝛc. für lebensgroß dargestellt hielten, was desto eher möglich ist, je besser und täuschender die Bilder gemacht sind, je mehr sie also den Schein der Wirklichkeit und natürlichen Entfernung gewähren.

Einst sah ich ein Bild, das den Heiland darstellte. Trat ich links, so erschien an seiner Seite Maria, trat ich dagegen rechts, so zeigte sich Joseph. Eine sonderbare Spielerei. Jesus war auf den Grund gemalt, seine Mutter aber auf senkrechte Streifen, die über sein Bild sich herabzogen; eben so Joseph auf die andere Seite dieser Streifen, so daß man also von links und rechts her nur die Eltern, von der Mitte aus aber nur den Sohn wahrnahm.

Es gibt eine Menge optischer Spiele und Taschenspiele, die in den Schriften über die natürliche Magie ihre Construction und Erklärung finden. Es ist immerhin anziehend, die Gesetze der Optik, Dioptrik und Katoptrik in außergewöhnlichen Fällen frappante, räthselhafte Erscheinungen gestalten zu sehen. Es würde viel zu weit führen, sie hier aufzuzählen. Das Meiste gehört der Schule an; an den Spielereien mag sich der Scharfsinn versuchen. Wer weiß z. B. nicht, daß eine in der Tasse ungesehen am Boden liegende Münze wahrgenommen wird, wenn man sie mit Wasser füllt? ꝛc. Das Kaleidoscop beruht auf einer mehrfachen Wiederspiegelung, wobei die kleinen Objekte selbst nur in Einem der acht Ausschnitte wirklich geschaut werden. — Neu wird den Meisten das Experiment seyn, daß man durch ein dünnes, halbdurchsichtiges Papier einen unterlegten Druck lesen kann, wenn man jenes schnell darauf hin und her bewegt. Woher mag dies rühren?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Spekulationsgeist.

Kunst, Wissenschaft, geselliges Vergnügen und manches Andere beschäftigt die jetzige Welt; aber Gewerbfleiß und Handelsspekulationen behalten doch die Oberhand in der Aufmerksamkeit des Publikums. Und das ist auch ganz natürlich. Man sieht einige Unternehmungen außerordentlich blühen und eine unerwartete Ausdehnung gewinnen. Man sieht Leute reich werden, ohne daß sie nöthig gehabt, sich vom Stuhle zu bewegen, bloß dadurch, daß sie Aktien genommen. Man möchte auf eben so bequeme und schnelle Art sich bereichern; man traut den glänzenden Versprechungen der Unternehmer, denn andere Unternehmer haben ja noch weit mehr gehalten, als sie versprochen hatten. Es ist gar nicht zu verwundern, daß mehrere Tageblätter entstehen, welche sich allein damit beschäftigen, das Publikum von Spekulationen zu unterhalten, und es mit dem Zustande der Unternehmungen und dem

Werthe der Aktien bekannt zu machen. Im vorigen Jahre habe ich ein ſolches Blatt angekündigt, welches l'Actionnaire hieß. Ein anderes, la Bourse, hat dieſes ausgeſtochen. Neulich iſt die erſte Nummer eines noch größern Blattes erſchienen und zwar unter dem Titel le Capitaliste; der Herausgeber will den Leuten, welche ihre Kapitalien anlegen, mit Rath an die Hand gehen, und gibt gleich Anfangs einen Aufſatz, um ihnen zu beweiſen, wie weiſe ſie handeln, wenn ſie ihr Geld in induſtriellen Unternehmungen anlegen. Grundſtücke bringen nur 2½ bis 3 Procent ein, Pächter und Miethsleute zahlen oft nicht. Unglücksfälle verderben das Eigenthum, in Kriegszeiten falle der Werth liegender Güter u. ſ. w. Mit Staatspapieren gehe es noch weit ſchlimmer. Höchſtens ziehe man zehn Procent aus ſeinem Kapitale; gerathe aber der Staat in Noth, ſo ſinke der Werth der Papiere auf nichts herab, mancher Staat mache ſich kein Gewiſſen daraus, die Staatsſchulden mit einem Federſtriche zu löſchen, und den Staatsgläubigern bleibe nichts übrig, als die Reue, dumm gehandelt zu haben. Wie ganz anders, wenn man ſein Geld in Induſtrieunternehmungen anlege! Etwas ſehr Gewöhnliches ſey es, ein Kapital auf den zwei- oder dreifachen Werth ſteigen zu ſehen; nichts Seltenes ſey es ſogar, daß nach ganz kurzer Zeit das Kapital ſich verzehnfache. Es geſchehen in dieſer Hinſicht Dinge, die fabelhaft ſcheinen könnten, wenn ſie nicht unter unſern Augen vorgefallen wären. Habe man nicht die Aktien des Conſtitutionnel zu 3000 Franks angekauft und ſie zu 300,000 wieder abgeſetzt? Haben die Kohlenbergwerke zu Anzin nicht ein koloſſales Glück erlebt? Seyen die Aktien der Douchyſchen Bergwerke nicht in wenigen Jahren von 2000 Fr. auf 600,000 geſtiegen? Haben die der Gazette des Tribunaux für ein Kapital von 1000 Fr. nicht jährlich 2500 Fr. eingebracht? Vieler andern Unternehmungen nicht zu gedenken, welche alle den Aktienträgern einen außerordentlichen Gewinnſt abgeworfen. Es ſey alſo augenfällig weit beſſer, ſein Geld in Induſtrieunternehmungen anzulegen, als liegende Gründe oder Staatspapiere anzukaufen. Um dies noch deutlicher zu beweiſen, nimmt der Capitaliste an, zwei Perſonen hätten zu gleicher Zeit jede eine Summe von 500,000 Fr. angelegt, und zwar A in franzöſiſchen, engliſchen, neapolitaniſchen, portugieſiſchen und ſpaniſchen Staatspapieren, B dagegen habe lauter Aktien gekauft, und zwar in Banken, Aſſecuranzcompagnien, Gas-, Kanal-, Fuhr-, Journalunternehmungen u. ſ. w. Am Ende würde A 57,000 Fr. verloren, B aber 99,250 Fr. gewonnen haben. Allerdings würde Letzterer auch bei einigen Unternehmungen verloren, dagegen aber bei andern einen weit überwiegenden Gewinnſt gemacht haben, da bei dergleichen Geſchäften eine glückliche Unternehmung zuweilen hundert ſchlechte wieder gut mache.

(Die Fortſetzung folgt.)

Breslau, April.

(Fortſetzung.)

Lokalliteratur.

Von der periodiſchen Preſſe, welche in öffentlichen Blättern von hieſigen Korreſpondenten hie und da als ſo wichtig dargeſtellt wird, ſchweige man lieber ganz. Und doch muß man des Gegenſtands erwähnen, um jene Angaben ein wenig im Intereſſe der Wahrheit zu controliren. Die kritiſche Ehrlichkeit muß über den heißeſten Patriotismus ſiegen. Wir mußten leſen, daß Breslau zwanzig Blätter zähle. Mit den beiden guten politiſchen Zeitungen der Hauptſtadt iſt jedoch die größte Bedeutſamkeit der ſchleſiſchen periodiſchen Preſſe genannt. Die Schaar offizieller und halboffizieller Blätter, die, wie überall, aus Bedürfniß und ſtrenger Nothwendigkeit entſpringen, iſt nicht öffentlich in Anſchlag zu bringen, wo es ſich um ein wiſſenſchaftliches, künſtleriſches und höheres ſociales Intereſſe handelt; eben ſo wenig die Lokal-, Volks- und Wochenblätter, die, paraſitiſch vom Originalbaume der Literatur zehrend, Breslau und die Provinz durchwuchern. Sie mögen exiſtiren, ſo lange ſie können; ſie bringen den Verlegern Geld, und damit gut; aber ſie mögen auf auswärtigen anſtändigen Sprechplätzen zu keinem Maßſtabe für die ſchleſiſche literariſche Productivität dienen. In der beſchränkteſten Form treten die wenigen belletriſtiſchen Blätter auf, die ſich durch das Beiſpiel ihrer Vorgänger nicht abſchrecken ließen, traurig fort zu vegetiren. Als Wochenblätter von anderthalb Bogen Stärke produziren ſich die Neulinge immer wieder, und auf literariſche Atmoſen rechnend, prahlen ſie mit der vielſeitigſten Originalität, verſprechen, endlich Alles zu übertreffen, was bisher dageweſen, und den Schleſiern ein Blatt unter die Augen zu halten, das nicht großartiger, anſtändiger und erquicklicher gedacht werden kann. — Eine ſolche heroiſche Idee begeiſtert z. B. eben jetzt den Buchhändler Fr. Aug. Pompejus in Glaz, einen Mann, der gute Mittel haben ſoll, und die unwiderſtehliche Luſt, ſein Geld zum Fenſter hinauszuwerfen, was ſich ſattſam in der Subſcriptionseinladung zu einem „Schleſiſchen Muſentempel“ dokumentirt. Etwas ſo Abgeſchmacktes, vom ekelhafteſten Bombaſt Geſchwollenes, wie im Probeblatt dieſes Muſentempels, iſt unſern guten Schleſiern doch noch nicht geboten worden, und ich ſpreche auch nur davon als einer literariſchen Merkwürdigkeit Deutſchlands. Welche Koketterie in Vaterlandsliebe und Dichterpomp mit dieſem „Schleſiſchen Muſentempel“ getrieben wird, iſt unglaublich. Alles ſoll ſchleſiſch ſeyn, Alles wird in Rauchopferwolken gehüllt. Der Redakteur, heißt es, werde unter Mitwirkung ſeiner Freunde und beinahe ſämmtlicher Dichter und Literaten Schleſiens nun das große Bauwerk des „Muſentempels“ beginnen, deſſen Grundlegung ungeheure Mühſeligkeiten und Koſtenaufwand verurſacht. Sie waren leider vergebens. Beſſere Blätter haben in Schleſien exiſtirt, und ſind dennoch untergegangen; dieſer „Muſentempel“ aber iſt ſchon mit den erſten Bauſteinen, die gelegt worden, dem Zuſammenſtürzen nahe. — L. Tarnowski hat in der „Abendzeitung“ eine Menge ſchleſiſcher Dichter und Novelliſten genannt, davor ich erſtaunte. Ja, wir haben Talente, zum Theil ausgezeichnete Talente ſogar, aber wenn ſie uns nicht durch ausländiſche Verleger zugeführt wurden, kennen wir ſie nicht, denn ſie werden von den hieſigen literariſchen Verhältniſſen ſo niedergehalten, daß ſie unmöglich zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, und ihre Namen daher wenig Gewähr leiſten für die Güte eines neuen Unternehmens. Die bereits renomirten ſchleſiſchen Literaten aber bleiben ihren auswärtigen Verbindungen treu, und reichen, wenn ſie aufgefordert werden, höchſtens einen Pultgründling zum Beſten auftauchender neuer Schöpfungen des undankbaren Vaterlandes, wie ſie bisher ſichtbar wurden. Mit den Namen „Dichter“ und „Novellendichter“ iſt man nun wohl ein wenig allzu freigebig. Wer macht heutzutage nicht Gedichte und ſchreibt Novellen! Wir ſind Alle einmal jung und dabei lyriſch oder epiſch geſtimmt geweſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 22. Mai 1838.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernſten Spieles.

Goethe.

Ueber optiſche Täuſchungen.

(Beſchluß.)

An der bekannten Zauberſcheibe kann man lange herumräthſeln, bis man auf den Grund kommt. — Wenn man durch eine Oeffnung der ſich umſchwingenden Scheibe auf ihr Spiegelbild ſieht, ſo rücken die folgenden ſo ſchnell vor das Auge, daß man immer die nämliche Oeffnung zu ſchauen glaubt. Man nimmt deßhalb den Umſchwung des Spiegelbildes eben ſo wenig wahr, als den der Löcher, durch die man blickt. Die Geſchwindigkeit aber bewirkt, daß der ganze Cyklus der Figuren nur als Eine Figur erſcheint, weil man durch jede der Oeffnungen eine ihr korreſpondirende Figur wahrnimmt. Da nun aber der Kreis der Figuren, lebender und lebloſer, eine Folge von Bewegungen darſtellt, ein Hüpfen, Springen, Purzeln, Klopfen, Werfen, Rollen, Drehen ꝛc., ſo ſtellt nun dieſe ſcheinbare Eine Figur, dieſe Collectivgeſtalt mit jedem Scheibenumſchwung jene Bewegung dar. Das thut nun der ganze Kreis, nur jede Figur einen Augenblick nach der andern. — Dadurch entſteht aber die wunderliche Erſcheinung, daß auf den verſchiedenen Scheiben, die man anſchrauben kann, die eine Figur, an ihrer Stelle bleibend, ihre Bewegung macht, die andere vorwärts, die dritte rückwärts laufend, was ganz von der dem Cyklus gegebenen Folge von Bewegungen abhängig iſt und woran der Umlauf der Scheibe keinen ſpeziellen Antheil hat. So bleibt der Geiger ſtehen, eine gefleckte Kugel aber rollt ſchnell durch ſich um ihre Achſe drehende ſchwarze Reife, was zuerſt kaum begreiflich erſcheinen will. — An dieſen Andeutungen möge es den Liebhabern genügen. So werden ſich die verſchiedenen Variationen wohl ſelbſt löſen. Die Combination der optiſchen Täuſchungen iſt bei der Zauberſcheibe höchſt ſinnreich, eine ſehr eigenthümliche und lehrreiche Erfindung, und die Löſung des Räthſels ſo fruchtbar, als es diejenige der geiſtreichſten Spiele anderer Art und der mathematiſchen Aufgaben nur immer ſeyn mag. — Von der Täuſchung durch Bewegung, wodurch uns z. B. eine geſchwungene brennende Lunte als ein feuriger Kreis erſcheint, brauchen wir wohl nicht viel Worte zu machen. Eben ſo iſt auch leicht begreiflich, warum auf der Eiſenbahn die Gegenſtände neben ihr, auf dem Flußſchiffe die Ufer zurückzulaufen ſcheinen. Im gewöhnlichen Gehen ſind wir uns der eigenen Bewegung ſtets bewußt. In jenen Fällen aber iſt das Vorübergehen der Bilder viel ſchaubarer als die Bewegung der Fuhrwerke. Das Bild des Dampfwagens, des Schiffs bleibt ruhig um unſere eigene Geſtalt, die Außenbilder aber fliegen vorüber. Dies leztere ſchaut man; das durch ſie Hinfahren aber beruht mehr auf dem Wiſſen der Reflexion, auf der Einbildungskraft.

Ein geradeaus ſchauendes Porträt ſieht den Beſchauer auch dann noch an, wenn er demſelben rechts oder links tritt, was im Leben natürlich nicht der Fall iſt. Jenes hat darin ſeinen Grund, daß der Blick des Bildes derſelbe bleibt, daß ſich dem Beſchauer das Antlitz zwar ſchmäler zeigt, weil es ſich optiſch verkürzt, daß aber, während im Leben durch das Rechtstreten ſich die linke Seite hinter der Naſe verſchiebt, verſteckt, und ſo umgekehrt links, bei dem von der Seite angeſchauten Bilde dieſelben Theile geſehen werden, wie von vorne, ſo daß alſo derſelbe Blick nur aus einem ſchmälern Geſicht auf uns trifft.

Ganz dieſer Wahrnehmung ähnlich iſt diejenige, wo aus einem Wand- oder Plafondgemälde eine Geſtalt, z. B. der Tod, mit Bogen und Pfeil auf uns zielt, ein ſich bäumendes Pferd auf uns zuzuſprengen ſcheint. Die optiſche Verkürzung, welche entſteht, wenn wir den Ort verändern, macht auch hiebei keine weſentliche Aenderung; die Richtung der Figuren bleibt dieſelbe, denn wir ſehen dieſelben Theile ihres Körpers wie zuvor; nur werden ſie ſchmäler, eine maleriſche Unrichtigkeit, Unwahrheit, die wir nicht ſo ſehr in Anſchlag bringen. Iſt doch jedes Gemälde überhaupt eine optiſche Täuſchung, in ſo fern eine Fläche von Farben uns körperliche Geſtalten, Feſtes und Flüſſiges, Höhe und Tiefe, Nähe und Ferne, Ruhe und Bewegung, Luft und Duft, Saft und Leben vorzaubert.

Ueber den optiſchen Unterſchied des Herab- und Hinaufblickens iſt Folgendes nachzubringen. Von einer Emporkirche, einem Amphitheater, einem hohen Baugerüſte ꝛc., ſo wie von einem Steinbruche, Felſenabhange, einer weiten Leimengrube herab erſcheint die Höhe bedeutender, als wenn wir von unten nach ſolchem Standpunkte hinaufſchauen. Aus dem Umſtande, daß in beiden Fällen das Maß des Abſtandes um unſere doppelte Leibeslänge ſich verändert, erklärt ſich noch nicht ganz die optiſche Täuſchung. Es kommt hinzu, daß wir, von oben herab nach der Vertikallinie ſchauend, die Tiefe an den unten liegenden, verhältnißmäßig verjüngten, verkürzten Gegenſtänden richtig meſſen und würdigen, von unten auf aber die ganze Ausdehnung der flachen oder amphitheatraliſchen Wand vor uns haben, welche als Breite den Eindruck der Höhe ſchwächt.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Die Pfarrerin hatte völlig ihre Faſſung verloren; mit glühendem Geſichte, mit zitternder Stimme rief ſie: „Was du auch dem Vater geſagt haben magſt, du biſt ein undankbares Kind, das wir nicht mehr als das unſrige anſehen können. Du kannſt nicht länger in unſerm Hauſe bleiben; ich mag dich nicht mehr vor Augen ſehen!“ Die aufgebrachte, verblendete Frau wandte ſich von ihr ab, die mit emporgehaltenen Händen flehte, ſie nicht zu verſtoßen. Das arme Mädchen ſank mit dem Geſichte auf einen Schemel zu ihren Füßen nieder. Der Pfarrer ſuchte vergebens die Gattin zu beſänftigen. „Gleich morgen,“ rief ſie, „ſoll das Mädchen nach der Hauptſtadt zum Oheim ihrer Mutter gebracht werden; hat er auch nicht viel Platz, ſo kann ſie doch dort für's Erſte bleiben, bis ſich eine Stelle für ſie findet.“ — „Nein, Frau Pfarrerin,“ brach Franciska heftig aus, „das ſoll Hannah nicht nöthig haben!“ Sie umſchlang das betrübte Mädchen und küßte ſie. „Folge mir nach Hauſe, mein gutes Hannchen, der Vater wird dich mit Freuden aufnehmen, und eine ſolche Schweſter wird mich glücklich machen; die biſt du mir ja immer geweſen.“ Kaum hörbar willigte Hannah ein; die Pfarrfrau verließ ſchnell das Zimmer. Der Pfarrer trat indeſſen zu Hannah. „Getroſt, mein Kind,“ ſagte er, ſie auf die Wange klopfend. „Laß nur die Mutter ſich ein wenig beſinnen, dann holen wir dich wieder; wenn du dich indeſſen auch eines Beſſern beſinnſt und in dich gehſt, ſo kann Alles noch gut werden.“

Hannah küßte ihm ſchweigend die Hand, ohne ihn anzuſehen. Die Pfarrerin brachte nun einen Korb mit Hannahs nöthigſten Sachen und ſagte, das Uebrige ſolle den andern Tag folgen. — Der Wagen fuhr vor, Franciska überreichte ſelbſt dem Kutſcher den Korb, holte Hannahs Reiſezeug und hüllte ſie ein wie ein hülfloſes Kind; dann faßte ſie ihren Arm, ſagte den Pfarrleuten kurz gute Nacht und führte ſie nach der Thüre. Unter derſelben wandte ſich Hannah plötzlich um; es war als erwachte ſie aus einem halb bewußtloſen Zuſtande. Sie eilte zu ihren Pflegeeltern, küßte ihre Hände und flüſterte: „Lebt wohl!“ Sie konnte nicht mehr ſagen. Die Pfarrerin wandte ſich ab; der Pfarrer küßte ſie auf die Stirne, vermochte aber auch nicht ein Wort zu ſtammeln.

Der Wagen rollte fort, und kaum war er aus dem Hofthore, ſo ſezte ſich die Pfarrerin ſchweigend an den Tiſch und zog ſchnell ihr Strickzeug hervor, woran ſie mit einem Eifer arbeitete, den man wohl verzweifelt nennen konnte. Der Pfarrer ging, mit den Händen auf dem Rücken, ein paar Mal im Zimmer auf und nieder; dann nahm er ein Licht und ging in ſein Studirzimmer. Eine halbe Stunde hernach kam er wieder mit den Worten: „Meine Lampe will nicht brennen, es fehlt wohl an Oel.“ — „Hm,“ gab die Pfarrerin zur Antwort, „dies muß Hannah verſäumt haben.“ — „Heute,“ fiel der Prediger ein, „iſt ſie wohl entſchuldigt. Aber, Mutter, bleibe nur; ich arbeite heute nicht mehr, es iſt ſpät. — Eſſen wir bald?“ Die Pfarrerin rief das Mädchen und

befahl ihr, den Tisch zu decken. Das Mädchen brachte das Tischgeräth, sagte aber: „Ich weiß nicht, wie Alles stehen muß; die Mamsell pflegte sonst —“ Verdrießlich stand die Hausfrau auf und übernahm das Geschäft. Schweigend sezten sich die bejahrten Eheleute zur einsamen Mahlzeit nieder. „Du ißt ja gar nichts!“ sagte endlich die Frau. — „Ich bin nicht hungrig, ich möchte aber gern mein warmes Getränk.“ — „Ach Gott!“ erwiderte die Pfarrerin aufstehend, „das ist gewiß vergessen.“ — „Laß gut seyn,“ sagte der Pfarrer, „ich vermisse weit mehr; das milde Gesicht mit dem kleinen Grübchen am Mund, die süße Stimme, womit sie sagte: „Ist es dir so recht, lieber Vater?“ Die Pfarrerin brach in Thränen aus. — „Du bist gar zu hart gewesen, Mutter! Du siehst selbst, wie wir sie schon vermissen.“ — „Du bist noch härter, daß du das Herz haben kannst, mir Vorwürfe zu machen. Wer wird sie schwerer vermissen als ich? Ich vermisse sie in jedem Winkel, allein ich habe nur gethan, was recht ist. Ich darf nicht leiden, daß mein Conrad schlecht behandelt wird. Du fühlst nicht wie ich, wie viel er ist.“ — „Ich weiß es, er ist ein Sohn, von dem wir Ehre haben.“ — „Ja, und es ist empörend, daß ein Mädchen ihm den Rücken kehren darf! Aber was hat dein Bruder gesagt? Ich müßte Franciska wegen ihres Tons gegen mich heute Abend böse seyn, wenn ich nicht glaubte, daß sie im Herzen froh ist und es Hannah dankt, daß sie mit Conrad gebrochen. — Ich glaube nicht anders,“ fuhr die Pfarrerin, die zu weinen aufgehört und den Trank vergessen hatte, mit selbstgefälligem Lächeln fort: „ich glaube nicht anders, als Franciska ist in ihn verliebt und hat seinetwegen dem reichen Kammerjunker den Laufpaß gegeben. Das wäre eine Schwiegertochter!“ — „Es ist ein liebenswürdiges Mädchen; daß sie aber in Conrad verliebt ist, das ist nun etwas, was du so aus der Luft greifst; und was die Schwiegertochter betrifft, so wäre unsere Hannah mir doch lieber.“ — „Mir nicht. Bedenke, was ich dir so oft gesagt: Conrad braucht eine vornehme Frau. Gib acht, es wird etwas Großes aus ihm. Er wäre nicht der erste Bürgerliche, der heutzutage zu den höchsten Würden gestiegen ist. Uebermorgen hören wir mit den vornehmen Herrn seinen berühmten Aufsatz. Denke dir, wie dies wirken muß. Leicht möglich, daß der Staatsrath denkt, ein solcher Schriftsteller sey zu etwas Besserem zu brauchen, als lumpige Maschinen in Gang zu setzen. — So kann er von einem Posten zum andern steigen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn wir es erlebten, daß unser Sohn Minister wird.“ — „Nein, das ist zu toll!“ rief der Pfarrer aufstehend. „Behüte dich Gott, Mutter, daß ungereimte Träume dir nicht den Kopf verdrehen! Bedenke, Hochmuth kommt vor dem Fall!“ Mit diesen Worten stopfte der Pfarrer seine Pfeife, vor sich hinmurmelnd: „Das that Hannah auch alle Abend;“ dann seufzte er, zündete sie an und ging in den Garten.

Indessen war Franciska mit Hannah, die unterwegs kein Wort gesprochen hatte, nach Hause gekommen. Fieberkälte schüttelte den zarten Körper des unglücklichen Mädchens, tödtliche Müdigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Franciska war in der Sorge um sie unerschöpflich; sie brachte sie in ihrem eigenen Bette zu Ruhe. Auch der Gutsbesitzer erschien, hieß sie willkommen und sagte alles, was sein Wohlwollen für sie ihm eingab. Die arme Hannah fühlte sich gestärkt in dieser Atmosphäre der Liebe und fiel in tiefen Schlaf. Franciska ließ sich ein Lager in demselben Zimmer bereiten. Gegen Morgen wurde sie aufgeschreckt und hörte Hannah laut schluchzen. Sie redete sie an, erhielt aber keine Antwort. Unruhig sprang sie auf, trat an das Bette, und sah mit tiefer Rührung die Arme im Schlafe weinen. Große Thränen rollten von den verschlossenen Augliedern die blassen Wangen hinab, während der Busen sich gewaltsam hob und das bange Klopfen des Herzens an dem leichten Nachtkleide sichtbar war; sie sprach träumend in abgebrochenen Sätzen. Franciska beugte sich liebevoll über sie; es war, als glaubte sie sich verfolgt und in der Brust verwundet; sie klagte über Schmerz und stammelte: „Gib mir das Halsband, das du mir nahmst! gib her das Kreuz, ich will es auf die Wunde legen!“

Mit Schaudern hörte Franciska diese Worte, die mit der eigenthümlichen Stimme eines Träumenden ausgesprochen wurden, und ihre Ahnung in Betreff des Halsbandes bestätigten; sie holte es schnell und schlang es mit leiser, behutsamer Hand um den Hals der Schlummernden. Es schien indessen, als habe diese eine Empfindung von dem, was vorging. Sie erhob die Hand zur Halskette, drückte sie an ihren Busen und sagte: „Dank! das that mir wohl!“ Franciska legte ihr das Kopfkissen zurecht, und ein ruhiger Schlaf schien auf die Leidende niederzusinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, April.

(Beschluß.)

Literatur. Theater.

Th. Brand gibt wieder seinen „Schlesischen Musenalmanach“ heraus, ein Unternehmen, das freilich viel Mittelgut, daneben aber auch viel werthvolle Gaben von W. Alexis, H. Laube, K. Weisflog, v. Holtei, K. Geisheim, Grünig, v. Gaudy, Agnes Franz, K. Schall ꝛc. lieferte. Die Theilnahme daran war für Schlesien beispiellos, da der Almanach gegen 2000 Subscribenten zählte, und das ist für eine bloße Gedichtsammlung mit einigen Porträts auch im großen Deutschland etwas Merkwürdiges. Der „Schlesische Musenalmanach“

schlummerte einige Jahre, und wird nun plötzlich wieder aufwachen. Wir wollen sehen, ob er ähnliches Gutes und ähnliches Glück wieder mitbringt. Die „Schlesischen Blätter," welche Th. Brand herausgibt, bringen hübsche Originalien und seit Kurzem ein Literaturblatt, als Beilage, das in einem recht würdigen, verständigen Tone geschrieben ist. — Zum Schluß der literarischen Nachrichten noch eine Todesanzeige, welche der Literatur einen nicht kleinen Verlust verkündet. Am 4. April starb Johann Friedrich Ludwig Wachter, Professor der Geschichte und Oberbibliothekar an unserer Universität, 71 Jahre alt. Eben hatte der seltene kräftige Geist die sechste Auflage seines „Lehrbuchs der Geschichte" vorbereitet, und zwar bis auf die neueste Zeit heraufgeführt (was er bei früheren Auflagen nicht gethan), als der Friedensengel sein langes thätiges Leben auflöste. Seine zahlreichen, vortrefflichen Schriften, mit den Resultaten gründlicher Forschungen und seinem selbstständigen Urtheile, sichern ihm einen der ehrenvollsten Plätze in der deutschen Literaturgeschichte, an die er so viel edle Wirksamkeit verwendete. — Nun endlich vom Theater, wo in der nahen Sommersaison durch neue Engagements und vorzügliche Gastspiele eine Glanzepoche sich aufthun soll, denn der Direktor hat einen hiesigen Literaten mit ausgedehnter Vollmacht zu einer großen Werbung für die hiesige Bühne in alle Welt gesendet. Im Februar noch wurde uns „Der Rattenfänger von Hameln," Musik von Franz Gläser, vorgeführt, der in Deutschland durch seine Oper: „Des Adlers Horst" bekannt geworden. Hier wie dort zeichnen nur Einzelnheiten seine Musik aus; seine Compositionen tragen den Charakter der Flüchtigkeit, und so durch Zufall mehr als durch ernstes Streben bewegt sich manches Gute zwischen gehaltloser Mittelmäßigkeit. Mit Anfang des März kam Fräulein v. Hagn, die Vielgeliebte, wieder nach Breslau, und eine Reihe entzückender Gastspiele begann. Man war außer sich. Wer noch keinen Begriff von einer Grazie zu haben vorgab, wurde eiligst auf's Theater verwiesen, wo Fräul. v. Hagn Aglaja, Thalia und Euphrosyne in Einer Person darstellte. Der Breslauer ist ein gutmüthiger Mensch, wird aber fürchterlich, faßt man ihn an seinem Theaterenthusiasmus. Und wäre Aglaja selbst aus ihren verschollenen olympischen Höhen herabgestiegen, unmöglich konnte der Beifall größer, konnte das Haus gefüllter seyn, als beim Abschied der Gefeierten. Lorbeerkränze flogen, und immer auf's Neue wieder riß der stürmische Jubel sich los, wie die Lawine von der Alpe. — Am 6. April ging eine neue, rein vaterländische Oper über die Bühne: „Virginia" in 3 Akten; Text von Julius Seliger, Musik von Seidelmann. Dichter und Componist sind Schlesier, der letztere Musikdirector am Theater. Die Oper ist sein Erstlingswerk, welches die Kritik günstig aufgenommen; auch das Publikum war befriedigt. An der Dichtung wird getadelt, daß der dramatische Stoff zu wenig benuzt wurde, und namentlich der erste Akt ohne alle Handlung blieb. Die Sprache wird übrigens als rhetorisch gerühmt. Am 19ten sahen wir zum ersten Male: „König Richard der Dritte," historisches Drama in 5 Akten von Shakespeare, nach Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet von Förster. Durch diese Bearbeitung erscheint das Stück jezt theils unverständlich, theils unvernünftig, da aus einem Drama eine einzelne Rolle, aus einem vielstimmigen Konzert eine Solopartie geschaffen wurde. X

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Spekulationsgeist.

Der Capitaliste belehrt uns nicht, wie es die kleinern Kapitalisten anzufangen haben, um bei einer einzigen Unternehmung, an welcher Antheil zu nehmen ihnen ihr geringes Vermögen verstattet, nicht allein nichts zu verlieren, sondern sogar zu gewinnen. Gesezt, Jemand hat ein wenig Geld gespart, und sieht sich nun in den Zeitungen um, wie er es am vortheilhaftesten anlegen könne. Da wird ihm die Galvanisation des Eisens von Sorel sehr gerühmt, oder das Sicherheitspapier von Mozard. So etwas Gelehrtes, meint er, müsse nothwendig gut und einträglich seyn; er kauft sich eine Aktie, sie bringt ihm aber nichts ein, und will er sie wieder verkaufen, so erfährt er, daß er ein Stel oder ein Stel zu verlieren habe. Die Galvanisation des Eisens schien etwas so Herrliches, daß auf den bloßen Namen hin die Aktien eine Zeitlang außerordentlich in die Höhe getrieben wurden; aber dann waren sie schnell wie ein zerplazter Ballon gefallen, und der kleine Kapitalist, welcher durch galvanisirtes Eisen sein Glück zu machen hoffte, und beinahe seiner Sache schon gewiß war, ist zweifelhafter als zuvor, was aus der Sache werden wird. Einige Schlaukopfe scheinen sich der Sache bemächtigt und die Kauflust angefacht zu haben, ehe man eigentlich wußte, was es mit dem Galvanisiren des Eisens für eine Bewandtniß habe. Mit dem berüchtigten Bitume ging es bekanntlich noch toller. Eine Zeitlang hatten die Spekulanten an der Börse andere wichtige Spekulationen verlassen, um sich über's Erdharz herzumachen. Fast täglich erschien eine neue Art Erdharz an der Börse; in der Ermangelung des natürlichen hatte man künstliches aufzuweisen. Es war, als ob Frankreich kein anderes Material mehr bedürfe als Bitume. Die tollsten Unternehmungen wurden vorgeschlagen. Uebrigens gehört jezt wahre Gelehrsamkeit dazu, um sich aus allen den Unternehmungen herauszufinden. So z. B. führt der Capitaliste unter den Assekuranzgesellschaften eine an, welche la Rossinienne heißt, und sich, wie es scheint, mit musikalischer Assekuranz abgibt. Was ist aber in der Musik zu assekuriren? Etwa der Erfolg einer neuen Oper oder neuer Musikalien? Interessant ist, was der Capitaliste über den Zustand der auf Aktien herausgegebenen Zeitungen und anderer Druckschriften sagt. Der Mann nennt dergleichen Unternehmungen l'Industrie littéraire, und bemerkt, daß in diesem Fache entweder sehr viel oder gar nichts zu erwarten seye; hiebei kenne man keinen mäßigen Erfolg, keinen kleinlichen Profit oder kleinlichen Verlust, sondern Alles gehe hier in's Große, der Verlust wie der Gewinn. Gelinge das Unternehmen, so sey der Gewinn ungeheuer, gelinge es nicht, so verschlinge es den gesammten Einsaz, so beträchtlich auch das Kapital möge gewesen seyn. Wie ich bereits oben erwähnte, hat das allgemeine Bedürfniß, über industrielle Unternehmungen Belehrung zu erhalten, vor dem Journal le Capitaliste bereits zwei Zeitschriften in Paris hervorgebracht, nämlich l'Actionnaire und la Bourse. Ersteres wurde Anfangs von einigen Privatleuten herausgegeben und scheint nicht den besten Fortgang gehabt zu haben, denn neulich hat man Aktien ausgegeben, was, wenn eine Unternehmung bereits im Gange ist, fast immer beweist, daß die gewöhnlichen Hülfsmittel nicht mehr zureichen, um sie flott zu erhalten. Dagegen scheint die gleich Anfangs auf Aktien herausgegebene Zeitschrift la Bourse einen glänzenden Erfolg gehabt zu haben; denn schon in der ersten Zeit wurden die Aktien mit 100 Procent Gewinn abgesezt, wie der Capitaliste versichert, obschon dies schwer zu glauben ist. Da er jedoch von einem Nebenbuhler spricht, so muß die Sache wohl wahr seyn. Zu welch klingendem Werth der Constitutionnel und die Gazette des Tribunaux sich hinaufgeschwungen haben, ist schon gesagt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Mai 1838.

Was ein Hut, ein Rockschooß nicht Alles zu sagen wissen! Jeder versteht's, aber Wenige wissen es nachzusagen.

Lichtenberg.

Moden.

Die Literatur besitzt keine Geschichte der europäischen Kleidertracht, wenigstens keine vollständige, noch von einem irgend bedeutenden Mann. Wohl haben Herder, Lichtenberg, Wieland, Böttiger u. A. gelegentlich und aphoristisch ein Wort über den Gegenstand gesprochen, und im Wust älterer und neuerer Modezeitungen findet sich hin und wieder ein bedeutendes Aperçu eines Genannten oder Ungenannten. Es mag freilich seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben, die Wandlungen des Costüms der christlichen Völker in ihrem Verhältniß zum Gang der äußern Geschichte und der Kultur scharf aufzufassen: man müßte es verstehen, im krausen Gewebe von Zufälligem, von Launenhaftem und Ephemerem den eigentlich typischen, säcularen Faden zu verfolgen, und zwar für das Ganze der Tracht und jedes einzelne Stück derselben; man müßte den Faden, wo er scheinbar abbricht, rasch wieder zu finden und anzuknüpfen wissen, und überall darzuthun, wie Mützen und Wämser eines Volks, so gut als seine Eroberungen und seine Verluste, seine Größe und sein Verfall, das Facit einer Rechnung sind, deren Elemente: Wille und Nothwendigkeit, dem Zeitgenossen verfließen und vom Geschichtschreiber nur annähernd geschäzt werden können.

Die reichste Quelle für eine solche Geschichte, zumal der neuern Zeit, wäre ohne Zweifel das Kupferstichkabinet der großen Pariser Bibliothek, und es ist wirklich zu verwundern, daß es noch keinem Franzosen, noch mehr, daß es keinem Deutschen eingefallen ist, ein Werk zu unternehmen, das sich leicht genug halten und der sogenannten Lesewelt schmackhaft machen ließe, und dabei doch vielfachen Nutzen gewährte. Es könnte ein praktisches Handbuch werden für bildende Künstler, für dramatische und epische Dichter, für philosophische Schneider und Theaterintendanten. Leztern wäre freilich zu empfehlen, das Buch nur bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs hinauf zu benützen. Die Art und Weise, wie sie die vermeinte Nothwendigkeit, das Costüm fernerer Zeiten zu beobachten, mit der Unzulänglichkeit der Mittel in Einklang zu bringen pflegen, ist der geschmackloseste Ausweg; leider aber, doch zum Glück für die wunderlichen Theaterantiquare, wird dies von der Mehrzahl der Zuschauer nicht wahrgenommen. Wie oft sieht man den Helden selbstgefällig und barock in die antiquarisch studirte Tracht eines frühen Jahrhunderts vermummt, während das kleidsame spanische Wamms und die geschlizten Hosen herhalten müssen, die übrige Truppe und die Phantasie des lieben Publikums in die allgemeine Atmosphäre des Mittelalters zu tauchen; es kommt auch wohl vor, daß alle Jahrhunderte von Karl dem Großen an einträchtig

zur Maskerade beitragen. Ein populäres Buch, wie wir es desiderirten, könnte dazu beitragen, den Geschmack des Publikums in dieser Beziehung zu bilden, und es so dahin bringen, daß die Bühnen ihren Anachronismen oder, noch vernünftiger, ihrem eiteln Streben nach Costümtreue von selbst entsagten.

Die Klagen der Sittenprediger und Hausväter über den ewigen Wechsel der Moden, über die Thorheit, der heute gemein ist, was ihr vorgestern vornehm war, über den Drang der untern Stände, sich den höchsten in der Gesellschaft äußerlich gleich zu machen, sind uralt: am besten beweisen dies die vielen Luxusgesetze, denen man durch alle Jahrhunderte herauf begegnet. Von jeher gab es Leute beiderlei Geschlechts, welche durch geschmackvolle oder ausschweifende Neuerungen in ihrem Anzug den Wetteifer und die Eifersucht der ihnen gleich Gestellten und die Bewunderung und Lüsternheit der zu ihnen Aufblickenden rege machten. Aber der Gang der Geschichte hat sich allmählich beschleunigt, die Massen sind immer mehr in die historische Entwicklung hineingezogen worden, und im selben Maße hat sich der Kreis derjenigen erweitert, welche die Eleganz des Tages, oder doch ihren Schein, repräsentiren zu dürfen glauben, und ist der Wechsel der Moden rascher geworden, die ja oft nichts sind als historische Symbole. Immer aber ist zwischen der eigentlichen Tracht einer Zeit und dem, was man im engern Sinn Mode heißt, wohl zu unterscheiden; der Vorwurf der Launenhaftigkeit trifft immer nur leztere; der Typus der Tracht dagegen zeigt sogar eine merkwürdige Zähigkeit und Stabilität Ja, wie im bürgerlichen Leben durch Gesetze und Verordnungen, so wird auch im äußern Habitus durch das Modewesen, durch die Lust, das Einzelne zu übertreiben oder zu benagen, zu krausen oder zu glätten, das Bestehende oft vielmehr fixirt als umgewandelt. Wie bei allen gesellschaftlichen Reformen, so muß man auch in diesem Kapitel manches Blatt der Geschichte umwenden, bis die Zustände an beiden Endpunkten der Reihe nicht mehr mit derselben Formel zu messen sind. Selbst Revolutionen verändern die Tracht weder so schnell noch so durchgreifend, als man erwarten sollte, und auch hier, am scheinbar Willkührlichsten, zeigt sich im Allgemeinen recht deutlich, daß, wie der Mensch als Individuum nie aus seinem Charakter, so der Mensch als Gesammtheit nie aus seiner Zeit heraus kommt.

Am besten, weil Jedermann damit bekannt ist, beweist dies die Geschichte des lezten halben Jahrhunderts. Aus dem ganzen Chaos männlicher und weiblicher Kleiderformen, welche seit dem Jahr 1789 wechselnd das Entzücken und der Spott des schnell lebenden Geschlechts waren, lassen sich, durch Ausscheidung des Zufälligen und Phantastischen, wenige Normalfiguren abstrahiren, welche in den Hauptmerkmalen nicht mehr commensurabel sind und ein wirkliches Verrücken des allgemeinen Geschmacks beurkunden. Wir erinnern beispielsweise an ein und anderes.

Der Ursprung des männlichen Beinkleids im Abendland ist germanisch, wie sein Name: Hose, chausse. Den Griechen und Römern waren die Beinkleider, welche sie bei bezwungenen Völkern vorfanden, stets ein Greuel und ein Merkmal der Barbarei. Auf der trajanischen und antoninischen Säule treten unsere Ahnen bereits mit jenen unseligen Kleidungsstücken auf, welche am meisten dazu beigetragen haben, den modernen Menschen dem Gebiete der Plastik zu entrücken. Das mittelalterliche Beinkleid bestand aus Einem Stück und bedeckte Fuß, Bein und Schenkel zugleich. Trotz aller Ausweitungen und Zerschlitzungen behielt es auch diesen Hauptcharakter bis auf Ludwig den Großen, der besonders in Kleiderreformen groß war. Schon früher hatte man den natürlichen Abschnitt des Knies vielfach mit Band und Rose bezeichnet; jezt aber nahm man die entscheidende Operation vor, daß man die Hose unter dem Knie durchschnitt, und so bildete sich das haut-de-chausse, die eigentliche Hose, und das bas-de-chausse, oder bas schlechtweg, der Strumpf. Zu Hose und Strumpf trug man obligat den Schuh mit Band oder Schnalle; der Stiefel war nur für den Reiter, und so blieb es in die französische Revolution hinein und weit über ihren Höhepunkt hinaus.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Realist.

(Fortsezung.)

Der erste Schimmer des Tags erhellte das Gemach, als Franciska, die nach dem vorhergehenden Auftritt vergebens wieder den Schlaf gesucht hatte, aufstand und ihr Morgenkleid anzog. Sie löschte die Nachtlampe aus und sezte sich an's Fenster. Von der Unruhe der Nacht ermüdet und von vielerlei Gedanken ängstlich erregt, betrachtete sie fast mit Neid zwei arme Kinder, die barfuß, im Grase tanzend, eine Heerde Gänse über die Flur trieben. Plözlich erhob sich Hannah im Bette, nahm das Halsband in die Hand, betrachtete es und streckte der zu ihr hineilenden Franciska die Arme entgegen. — „Ich habe diese Nacht so viel geträumt," sagte sie, „so viel Aengstliches und Garstiges, aber zulezt kam es mir vor, als bände ein Engel diese Kette und dies Kreuz mir um den Hals. Jezt bin ich wach und kann mir denken, daß du, meine Franciska, dieser Engel gewesen. Habe Dank für diese Güte! ich schließe daraus, daß du meine selbstsüchtigen Gedanken errathen hast; sprich, was hat dich

auf die Vermuthung gebracht?“ — „Was du im Traume weinend gesprochen hast.“ — „Nein, nein! das Halsband, bestimmt für das weibliche Wesen, das Conrad am theuersten ist, gehört dir, denn du bist dies weibliche Wesen. Und das ist ja kein Wunder! Du bist so gut; ich liebe dich so sehr und danke dir für die schwesterliche Liebe, womit du mich arme Verlassene tröstest. Ja, ohne Neid nehme ich nun diese Kette von meinem Halse und schlinge sie um den deinigen.“ Mit großer Heftigkeit hielt Franciska sie davon zurück. „Gütiger Gott, was meinst du? Wie konntest du glauben, daß Conrad mich liebe?“

Es kam nun zwischen den jungen Freundinnen zu einer Erörterung, in welcher jede mit der ganzen liebenswürdigen Offenheit der Jugend ihr volles Herz ergoß. Sie bekannten einander ihre Sorgen, ihre geheimen Thränen, ihre Eifersucht und Liebe. Sie weinten und lachten über ihren gegenseitigen Irrthum, und eine lange nicht genossene Freude zog in ihre Seelen ein.

Die jungen Freundinnen vertieften sich, jede für sich in stille Betrachtungen. Die innere Ruhe, die ihre Unterredung ihnen geschenkt, die körperliche Ermüdung, welche die unruhige Nacht herbeigeführt, die Stille, die in der frühen Morgenstunde Beide umgab, dies alles wiegte sie endlich in tiefen Schlummer.

Ludwig, der sein Geschäft in der Hauptstadt schneller, als er vermuthen konnte, abgemacht hatte, war in der Nacht zurückgekehrt und trat jezt zum Staatsrath ein, der ihn sogleich mit der Nachricht von dem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, empfing und, da er ihn darüber höchst betroffen sah, ihm vertraulich mittheilte, wie der Kammerjunker bei seiner Abreise, als der Gutsbesitzer sich nicht ohne Verlegenheit wegen des Betragens seiner Tochter entschuldigt, ihm erklärt habe, daß nicht mehr Franciska der Gegenstand seiner Wünsche sey, sondern Hannah, welche ohne Zweifel ihrerseits ähnliche Gefühle für ihn hege, allein aus mißverstandener Pflicht mit ihrem Bräutigam nicht habe brechen wollen. „Es freut mich herzlich für das gute Mädchen,“ fügte er hinzu, „und ich habe die glückliche Wendung, welche die Sache genommen, dem Bewerber sogleich gemeldet.“

Da nun dieser Brief bereits fortgeschickt war, verschwieg Ludwig seine Zweifel und Einwendungen; aber über Hannahs Zustand beunruhigt, eilte er nach Franciskas Zimmer, wo der Gutsherr ihm gesagt hatte, daß er sie finden werde. Er klopfte an der Thüre des äußern Zimmers; als ihm Niemand Antwort gab, trat er leise ein, und da er die Thüre zum Schlafzimmer offen fand, wagte er hineinzublicken. Die Gruppe, die sich ihm hier zeigte, zog ihn unwiderstehlich näher. Im schneeweißen, mit durchsichtigen Vorhängen drapirten Bett ruhte Hannah im weißen, faltenreichen Nachtkleide, dessen Glanz die schwarze Halskette und das schwarze Kreuz erhöhten. Sie war blaß, ein leidender, aber unbeschreiblich milder Ausdruck über das zarte Gesicht verbreitet, die kleinen Hände über der Brust gefaltet, ihre hellbraunen Geflechte hinabgefallen und wie ein glänzender Strom hingegossen. Franciska saß halb auf einem Tabouret, halb auf dem Rande des Bettes. Auch sie trug ein weißes Morgenkleid. Die hübschen Füße streckten sich gekreuzt auf den bunten Fußteppich hin, die ganze liebliche Gestalt lag auf dem Bette, den Kopf auf Hannahs Kniee gelehnt. Die Rosen der Jugend und Schönheit glühten auf ihren Wangen; die purpurnen Lippen waren wie zu einem Lächeln, das die schönen Zähne zeigte, halb geöffnet; die schwarzen Brauen wölbten ihre feinen Bogen über den verschlossenen Augliedern mit ihren langen Wimpern. Reiche, dunkle Locken schlangen sich um den marmorweißen Hals und vermischten sich mit Hannahs hellern Haaren, die Franciskas Schultern berührten. Ludwig war versunken in den entzückenden Anblick. Die liebevolle Vereinigung der vermeintlichen Nebenbuhlerinnen, die verhängnißvolle Kette um Hannahs Hals — sagte ihm dies nicht, daß er Franciskas Gefühle falsch gedeutet? Der reine, unschuldige Ausdruck ihres schlummernden Gesichts, eine Ahnung, daß auch sie ihn mißverstanden haben könnte, dies Alles drang mit solcher Gewalt auf seine Seele ein, die so lange zurückgehaltenen Gefühle überwältigten ihn so ganz, daß er zu ihren Füßen niedersank. Wie durch einen Zauberschlag erwachte Franciska und richtete sich in die Höhe. Ihre Blicke begegneten sich; sie streckte die Hand gegen den Geliebten aus, der sie heftig faßte und ohne Worte sie an seine Lippen drückte. Er sprang auf und verließ schweigend das Zimmer. Franciska aber war es, als sey dieser ganze Auftritt ein Traum. Als die Liebenden später zusammen trafen, sahen sie sich mit ganz andern, ganz unbeschreiblichen Augen an, redeten mit einander mit ganz anderer, ganz unbeschreiblicher Stimme. Ein unerklärbarer Zauber liegt in einem solchen schweigenden Bunde, in jenem Wissen von den Gefühlen des Andern, ohne Hülfe der Sprache, durch innere Offenbarung. Diese Periode in der Geschichte der Liebe ist so entzückend, daß wohl Nichts in der Welt sie aufwiegt.

Diesen ganzen Tag hindurch erwartete Conrad jeden Augenblick einen Boten von der Pfarre mit dem verheißenen Brief von Hannah. Gegen Abend fühlte er sich versucht, zu ihr zu eilen; allein sein böser Genius flüsterte ihm zu, wenn erst der folgende Tag ihn mit Ruhm und Lob gekrönt hätte, würde er dadurch in Hannahs Augen höhern Werth erhalten, und sich noch stolzer vor sie hinstellen können. Vielleicht folgte sie gar mit den Eltern der Einladung, und war demnach selbst Zeuge des außerordentlichen Beifalls, den sein ausgezeichnetes Werk finden mußte.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Trieſt, Mai.

Aufſchwung der Stadt und des Handels. Lloyd austriaco.

Wer ſeit fünf Jahren Trieſt nicht geſehen hat, und jezt ſein ſchönes Pflaſter wieder betritt, muß von den Veränderungen angenehm überraſcht werden, die ſich bei jedem Schritte ſeinen Blicken darbieten: Plätze, die damals noch öde da lagen, bilden nun neue, freundliche, im modernſten und großartigſten Style bebaute Straßen; an der Stelle der Häuſer, an denen der Zahn der Zeit genagt, ſieht er andere aufgeführt, die den Stürmen von Jahrhunderten zu trotzen verſprechen; der Acquedotto, der Sommerſpaziergang der Trieſtiner, iſt nun zu beiden Seiten der Kaſtanien-, Linden- und Akazienallee von prachtvollen Gebäuden eingefaßt, und gibt den Linden in Berlin wenig nach; die Straße nach St. Andrea, dem Winterſpaziergange, wo ein enger Paß Fahrenden und Fußgängern Gefahr drohte, hat einer breiten, am Meeresufer aufgeführten Chauſſee Platz gemacht, von wo aus man die entzückendſte Ausſicht über Hafen und Stadt genießt. Eine ganze Strecke Boden iſt wieder dem Meere abgewonnen worden; ein neuer Molo, der Molo del ſale, iſt bereits fertig und zwei andere, der eine am alten, der zweite unweit des neuen Lazareths, ſind im Entſtehen; das Schiffswerft iſt voll von Gerippen, doch nicht mehr einfacher Schiffe, ſondern rieſiger, prachtvoller Dampfboote, die theils für's mittelländiſche Meer und ſeine Buſen, theils für die Donau beſtimmt ſind, und die an Eleganz und Tüchtigkeit ſelbſt von denen der Engländer nicht übertroffen werden dürften. Der Hafen ſelbſt hat ſich geändert und das Gepräge und die Phyſiognomie der neueſten Zeit angenommen: Dampfboote umſtehen jezt fortwährend den Molo St. Carlo, und es vergehen kaum ein Paar Tage, daß man nicht die Rauchſäule des einen oder des andern, ſich nähernd oder entfernend, aufſteigen ſieht. — Der Handel hat nach der vorjährigen, überſtandenen und ſchon vergeſſenen Kriſe ſich noch lebenskräftiger erhoben; täglich werden neue Etabliſſements errichtet, und geht es ſo fort, ſo dürfte Trieſt, wie es jezt ſchon der erſte Handelsplatz der öſterreichiſchen Monarchie iſt, auch bald die volkreichſte Stadt derſelben werden. Trieſt zählt jezt einſchließlich ſeines Gebiets beinahe 15,000 Einwohner mehr als im Jahr 1830, und dabei hat ihm die Cholera allein vor zwei Jahren ungefähr 10,000 Menſchen geraubt. — Bei einer ſolchen Umgeſtaltung der Hafenſtadt traten natürlich auch neue, dem Zeitgeiſte und den Bedürfniſſen entſprechende Anſtalten in's Leben. Ich erwähne für heute bloß das ſeit 1834 hier beſtehende öſterreichiſche Lloyd. Dieſes Inſtitut hatte urſprünglich die Beſtimmung, einen Centralpunkt für alle Vorſchläge und Unternehmungen zu bilden, welche den Handel, die Schifffahrt und Induſtrie zu befördern vermögen. Durch Korreſpondenten auf den vornehmſten Plätzen in Europa und andern Welttheilen, die zeitweiſe Mittheilungen über den dermaligen Zuſtand des Commerzes in jenen Gegenden zu machen hatten, durch Anſchaffung der beſten Zeit- und Flugſchriften, der vorzüglichſten Bücher, Karten und überhaupt aller jener Hülfsmittel, welche immer den zuverläſſigſten Aufſchluß über die verſchiedenen Handelsverhältniſſe zu geben vermochten, ſah ſich der Verein bald in die Lage geſezt, ſelbſt ein Journal herausgeben zu können, welches jezt in italieniſcher Sprache unter dem Titel: „Giornale del Lloyd austriaco“ und in deutſcher Sprache unter dem Titel: „See- und Handelsberichte des öſterreichiſchen Lloyd“ erſcheint, und als treffliches Organ für den Handel gelten darf, da der Geſchäftsmann hier Alles findet, was ſeine Wißbegierde in merkantiliſcher Beziehung befriedigen kann. Hiebei blieb der Verein jedoch nicht ſtehen: durch den Fürſten Metternich, der das Protektorat deſſelben annahm, ungemein begünſtigt, und von dem alles Großartige befördernden Hauſe Rothſchild kräftig unterſtüzt, konnte das Lloyd eine regelmäßige Dampfſchifffahrt zwiſchen Trieſt und den Häfen Dalmatiens, des Kirchenſtaats, Neapels, Griechenlands, der Levante bis Alexandrien hin in den Gang bringen. Auf Koſten deſſelben wurden zwei Dampfſchiffe in London gebaut, die theils den ſpäter hier zu errichtenden zum Muſter dienen, theils die erforderlichen Maſchinen und Werkzeuge mitbringen ſollten; ſechs andere gingen ſodann aus unſerm Werfte hervor, und noch einige ſind im Entſtehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Spekulationsgeiſt.

Eine Zeitung, journal général de France, hatte Anfangs hohen Werth an der Börſe; allein die Aktien ſind plözlich geſunken, und der Capitaliſte meint, dies müſſe eine Warnung für die unſinnigen Spekulanten ſeyn. Hat eine Anſtalt in Paris ihr Glück gemacht, ſo ſtürzen ſich alsbald mehrere Nebenbuhler in die Laufbahn, um es ihr nachzumachen. So iſt es mit der Gazette des Tribunaux gegangen, deren witzige Darſtellungen der Gerichtsverhandlungen ſogleich mehrere Federn in Bewegung ſezten, die auch die Polizeiprozeſſe witzig ſchildern wollten. Von dieſer Art war le Droit und le journal général des Tribunaux. Lezteres hat ſich nicht halten können, und iſt mit dem erſtern zuſammengeſchmolzen. Le Droit iſt in die Hände einer andern Geſellſchaft übergegangen, und dieſe verſucht nun von Neuem ihr Heil. Von den politiſchen, auf Aktien ausgegebenen neueren Tageblättern ſind die Aktien des Messager und der Estafette ſehr geſunken und finden ſchwerlich Kauflustige; eben ſo die Aktien der Girardinſchen Presse; nur die des Siècle behalten ihren Neunwerth. Gar nicht tröſtlich ſieht es mit einer Société des Dictionnaires aus, obſchon ein Napoleon, freilich nur ein Napoleon Landais an der Spize ſtand. Es war auch abgeſchmackt, die Abfaſſung und Herausgabe von Wörterbüchern vermittelſt Aktien zu betreiben. Es gehört eine raſende Aktienluſt dazu, um ſo etwas auf die Börſe zu bringen. Von Zeit zu Zeit erſcheinen auch Aktien der Geſellſchaft, welche die noch nicht erſchienenen Werke Chateaubriands herausgeben will. Wie dieſe Schriften in die Hände einer Handelsgeſellſchaft gerathen ſind, wird nicht geſagt; wahrſcheinlich hatte der Verfaſſer ein Kapital nöthig, und hat es von einem Spekulanten gegen Veräußerung ſeiner noch nicht gedruckten Schriften, beſonders ſeiner Memoiren, erhalten. Dieſe Aktien haben aber leider keinen großen Werth; denn die Memoiren ſollen erſt nach dem Tode Chateaubriands erſcheinen; der Verfaſſer iſt aber gar nicht geneigt, zum Beſten der Aktienträger vom Schauplatze des Lebens abzutreten. Bloß damit ſie nicht ungeduldig werden, ſcheint man ſo eben ein Stück aus den Chateaubriand'ſchen Memoiren, le Congrès de Vérone, herausgegeben zu haben. Chateaubriands lezte Schrift, die Ueberſezung Miltons, hatte wenig Beifall gefunden. Sein Veroneſer Congreß wird in den legitimiſtiſchen Blättern ſehr gerühmt und iſt auch geeignet, die Neugierde des Leſepublikums anzuziehen. Es ſcheint jedoch, daß der Verfaſſer ſeine Genialität in ſeinen frühern Schriften erſchöpft hat. Seine Memoiren werden wohl nur noch Spuren davon aufweiſen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 24. Mai 1838.

— Städte, weiß erglänzend, und daneben
Der Ströme Lauf, des Abhangs ſteile Wand,
Gothiſche Burgen, rings vom Forſt umgeben,
Und Klippen, die Warttürmen gleich ſich heben,
Der Kunſt zum Spott, und die Geſichter dort,
So glücklich wie das Land, in dem ſie leben.

Byron.
Childe Harold.

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

Von Lotichios.

Mühlbach, am 16ten März. — Der „Stöhwagen“ iſt ein langer, mit zwei Bänken verſehener, gedeckter und ziemlich eleganter Wagen. An den Stäben, die ſein Dach tragen, ſind lederne Vorhänge angebracht, die wir zuſammengerollt ließen, weil es ſehr ſchönes Wetter iſt. Unſer Kutſcher trägt eine braune, mit ſchwarzem Schafpelz verbrämte Jacke und einen hohen ſchwarzen Hut mit der üblichen golddurchwirkten Schnur und Quaſte. Er iſt höflich, gutmüthig, munter und kann auch recht luſtig ſeyn: ſo ſind hier herum dieſe Art Leute alle. Der Wagen, mit zwei Pferden beſpannt, iſt für eine zahlreiche Geſellſchaft eingerichtet; bis jezt ſind unſer nur drei: außer mir ein Frauenzimmer und ein Handelsmann aus Briren. Der Herr Landrichter von hier will auch mitfahren; er läßt aber lange auf ſich warten, ſchon ſeit einer Stunde. — Wir fuhren erſt von Briren aus ein Stück Wegs auf der Straße, wo ich hergekommen, dann aber ging es links durch die Weinberge hinauf. Dieſe ſind terraſſirt, die Stöcke werden gezogen, theils niedrig, wie bei uns, theils als Pergolaren oder Spaliere, die ſich oben dachartig von der Wand abbiegen, theils auch, beſonders in der Ebene, auf über's Kreuz geſchlagene Stangen. Sie ſind viel üppiger als bei uns und treiben, zumal an den Häuſern, ungewöhnlich dicke Schenkel und Lotten. Viele waren ſchon beſchnitten, an andern ſchnitt und räumte man eben. Die Mauern ſind an den Wegen, um die Trauben vor den Angriffen der Vorübergehenden zu ſchützen, mit lebendigen Dornhecken beſezt. Sie beſtehen alle aus glitzernden Granitgeſchieben, welche hier überall auf den unangebauten Strecken in Ueberfluß zu finden ſind, oben und bis tief in die Erde hinein, und, verbunden mit dieſer, große, hohe Maſſen bilden. Der Weg durch dieſe, oft durch pittoreske Wohnungen unterbrochene Weinberge iſt ziemlich ſteil, aber angenehm, und um ſo mehr, als er ſchön trocken iſt und ſo ſommerlich ausſieht. Der Schnee lag bloß noch auf dem Rücken des Hochgebirgs. Ich konnte das ganze Brixener Thal überſehen, und es machte mir Freude. Im Sommer mag es da wohl ſehr heiß ſeyn, aber auch ſehr angenehm unter den Rebenlauben, umſpielt von italieniſchen Anklängen.

Als wir über die Weinberge hinaus waren, da umgaben uns Nuß- und Kaſtanienbäume auf wildem Raſen und Granitgeröll. Die Straße wurde nun wieder eben und ging eher abwärts. Wir kamen durch ein Dorf und durch einen Fichtenwald. Vor dieſem liegen viele, Gaſſen bildende Gebäude, die aus nichts als aus Dach und Pfoſten beſtehen. Sie dienen zur Aufbewahrung des zu

dem Feſtungsbau nöthigen Holzwerks. Weiterhin a verſchiedenen Stellen ſahen wir Soldaten beſchäftigt, dicke Granitblöcke auszugraben und zu behauen. Welche Arbeit, um eine Feſtung aufzuführen! Obgleich Stein und Holz nicht weit herzuholen, ſo ſezt dieſer Bau doch in Erſtaunen.

Mühlbach liegt tief und liegt hoch, wo man eben hinſchaut, hinauf oder hinunter. Es liegt am Eingang des Puſterthals, gehört aber noch nicht dazu. Drunten an der Rienz ſteht eine verfallene Klauſe, welche den ganzen Raum zwiſchen der Thalwand und dem Strome einnimmt, unter ſich hin aber eine Durchfahrt läßt; dies iſt das Thor des Puſterthals. Im Puſterthal muß es bedeutend kälter ſeyn als hier, was man davon ſieht, iſt noch mit Schnee bedeckt; hier iſt er weggegangen ſowohl auf den Feldern als auf den Weinbergen. Von dem Gewächſe dieſer leztern habe ich eben verſucht; es iſt herb. Vor dem Wirthshauſe halten viele Fuhrmannskarren, die das Puſterthal herunter kamen. Welch ein Kettenwerk an ſolch einem Alpenfahrer, und wie vielerlei Inſtrumente, um einzuhemmen! es graust einem vor Abgründen, wenn man das betrachtet. Die Fuhrleute haben viereckige härene Tücher, die ſie vermittelſt eines Schlitzes, der ſich in der Mitte befindet und wodurch der Kopf geſteckt wird, ſtatt der Mäntel tragen, und die eben ſo bequem als eigenthümlich ſind. Droben, mitten im Ort, ſteht die Kirche, und um dieſelbe herum liegen die Todten begraben. Dort bin ich hingegangen, um die Langeweile zu tödten, und habe die Inſchriften und Reime und Sprüchlein auf den Kreuzen und Grabſteinen geleſen. Ich habe darunter nichts Merkwürdiges gefunden. — Der Herr Landrichter iſt immer noch nicht gekommen; ich muß wieder meine Zuflucht zu der Reiſekarte nehmen, die gegenwärtig das einzige gedruckte Ding iſt, das ich bei mir fuhre, aber mir immer als ein hinlängliches Mittel gegen die Langeweile dient. Es iſt die Poſt- und Reiſekarte von Tyrol und Voralberg, entworfen von Fr. K. Zoller, und ausgearbeitet von E. v. Jenner, Innsbruck, 1831. Sie iſt mit folgenden Bildern geſchmückt: Vor einem Wirthshauſe muſiziren eine Geige, eine Flöte, ein Baß und eine Cimbel, wobei Buben und Mädel luſtig tanzen. Daneben ſchießen die Männer Scheibe oder ſitzen beim Wein, dem Tyroler Nationalgetränk, in Geſellſchaft von Sendnerinnen, Melkern, Ziegenhirten, Winzern, Gamsjägern, Fuhrleuten, Handwerkern und auch einigen Künſtlern und Gelehrten. Und es kommen herangezogen, eine jede in einer eigenthümlichen Tracht, aus den Thälern des Inns und des Lechs und der Etſch ſchöne Mädchen, Puſter-, Ziller- und Oetzthalerinnen, und Maireyerinnen, Gröbnerinnen, Kaſtelrutherinnen, Teſſinerinnen, Bregenzwälderinnen, Bſchlaperinnen, Montafunerinnen, Suganerinnen u. a. m. Und als Merkwürdigkeit ſind da zu ſehen: die Reſidenz, die Triumphpforte, das goldene Dachl, das Grabmal des Kaiſers Max, die Bildniſſe Friedrichs IV., Rudolphs I., Sigmunds, Ernſts und Leopolds V., ſo wie die Pfarrkirche in Meran, das Caſtell in Trient, das Schloß Ambraz, die Abtei Wilten, das Hauptſchloß Tyrol ꝛc. Rings liegen die von hohen Gebirgen umgebenen Städte Innsbruck, Feldkirch, Bregenz, Imſt, Hall, Schwaz, Sterzing, Lienz, Klauſen, Bruneck, Briren, Botzen, Trient, Meran, Arco, Roveredo; und ſtehen die romantiſchen Felſenſchlöſſer von Landeck, Naturns, Meran, Botzen und Klauſen, und die Ehrenburg, die Fronburg, Siegmundskron, Coveto, Peitelſtein, Maultaſch, Greifenſtein, Caſtelbello, und die Feſte Kufſtein und die Finſtermünz, und Arco und Tornsberg u. dergl. m. Und in den Gebirgen erheben ſich ſtufenweis: die Martinswand, der Brenner, das Pfansjoch, der Monte Baldo, die Raabenſpitz, das Brandjoch, das Spieljoch, der Serles, der Sollſtein, der Hochvogl, die Zugſpitz und der Großglockner, umgeben von ſeinen Tauern, und die Ortelsſpitz, der höchſte Ferner Tyrols. Und daneben ſind allerhand Zeichen gemacht, die bedeuten: Stadt, Städtchen, Markt, Pfarrdorf, gewöhnliches Dorf, beſtehende Klöſter, aufgelöste, Dorf mit einem Schloß, bewohntes, verfallenes Schloß, einzelnes Haus, einzelne Kirche, alte Verſchanzungen, See, Ferner, Poſtſtation, Wallfahrtsort, Bad, Sauerbrunnen, Waſſerfall, Thal, Berg, Alpe, Joch, Fluß, Caſtell, Kofel oder Kogel, Aerarial-, Commerzialſtraße, Communalweg, Saumſchlag, Pfad. Dann ſteht auch zu leſen: Tyrol und Voralberg nehmen zuſammen einen Flächeninhalt von 516 geograph. Quadratmeilen ein und haben 22 Städte, 28 Märkte, ungefähr 1300 Dörfer (worunter 303 Pfarreien), 1400 Trivialſchulen, 374 Schlöſſer und Ruinen. Sie iſt getheilt in ſieben Kreiſe, und zwar: Unterinnthal, Oberinnthal, Puſterthal, Etſchthal, Trient, Roveredo, Vorarlberg, die haben zuſammen 779,685 Einwohner. — Iſt da nicht in einem kleinen Rahmen zur Genüge angegeben, was dieſes Land charakteriſirt? Und nun auf der Karte die Lage der Städte und Dörfer, als den Grund ihrer Entſtehung zu betrachten, und die Urſache des Unterſchieds ihrer Größe und ihres Vermögens ausfindig zu machen, ſo wie die Bedingungen zur Exiſtenz der Klauſen, Schlöſſer und Feſten und der einzelnen Kirchen und Wirthshäuſer, und die Stellen zu kritiſiren, wo die Burgen liegen, und vollends die Klöſter, und die verſchiedenartige Geſtaltung des Alpengerippes auswendig zu lernen, und die Hauptſtraßen und Wege und die Saumſchläge über die Alpen und die Pfade über die Jöcher zu verfolgen und ſich das eigenthümliche Leben auf denſelben vorzuſtellen, ſo wie die ganze Art und Weiſe der 800,000 in dieſem Felſenlabyrinth lebenden Einwohner, und — aber da kommt endlich der Herr Landrichter.

(Die Fortſeyung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

In Schuhen und Strümpfen brachte man die Asche Voltaires in das Pantheon, verurtheilte man Ludwig XVI., feierte man das Fest der Vernunft, und Robespierre selbst gefiel sich zu wohl in aile de pigeon und in gestickter Weste, um an eine Revolution im Costüm zu denken. Nach den blutigen Septembertagen des Jahrs 1792 lief zwar Alles, was Ursache hatte, sich den Schein des Civismus zu geben, in plumper Carmagnolentracht, in grobem Wamms und weiten Beinkleidern umher, aber nur am Herde des Vulkans selbst und nur einen Augenblick: das galante Beinkleid überlebte glücklich die dritte Constitution der Republik und sollte endlich, wie Alles, was mehr Bestand haben soll als jene Constitution und ihre Schwestern, nicht durch den Eigensinn des Augenblicks, sondern durch organische Entwicklung umgewandelt werden. Recht auffallend zeigt sich hier, wie fest auch eine scheinbar willkührliche und unnatürliche Tracht mit dem ganzen Wesen eines Volks verwachsen ist. Der Maler David, der freilich den Sansculottismus gar zu buchstäblich nahm und den Neufranken gar keine Beinkleider lassen wollte, drang mit seinen Reformen auch nicht einen Moment durch; Petion, der Maire, hieß Alles ein Affenspiel. Den Adel konnte man in Einer Nacht abschaffen, aber nimmermehr in derselben Zeit das Kleid wechseln, und der Sturm, der eine tausendjährige Monarchie zerbrach, ließ vorerst den Puder auf allen Locken liegen.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatten durch eine jener seltsamen Launen, deren Quellen der Historiker weiter nachzuspüren hätte, die Beinkleider angefangen, über ihre bisherigen Halt- und Endpunkte an Hüfte und Knie hinauszugreifen; sie rückten unter mancherlei Oscillationen immer weiter hinauf, am Ende bis unter die Achseln, und am Schienbein immer weiter herab, bis eines Tags, um's Jahr 1796, der knappe Pantalon, der Stammvater eines zahlreichen, glücklichen Geschlechts, geboren wurde. Konnte man nun auch den Pantalon am Ende als eine Nachahmung der langen Beinkleider betrachten, welche Noth und Bequemlichkeit den republikanischen Heeren aufgedrungen hatte, so war er doch geraume Zeit nach dem eigentlichen Sansculottismus entstanden, und keineswegs auf terroristischem Wege, sondern durch einen legitimen fashionablen Proceß. Gewiß verdiente er nicht den sansculottischen Geruch, in dem er noch lange bei den deutschen Philistern stand, obgleich Friedrich Wilhelm III. sich im Sommer 1797 zu Pyrmont in Pantalons gezeigt und dadurch die deutsche Jugend aufgerufen hatte, die Fessel der Jarretière abzuwerfen. Die Modezeitungen jener Periode sind voll von ernsten und lustigen Controversen über den Gegenstand. Vernunft, Anstand, Bequemlichkeit, der Vorzug des Plastischen und Malerischen wurden von beiden Parteien mit gleichem Eifer für beide Systeme in Anspruch genommen, und ein Vertheidiger des neuern erinnerte daran, daß sich Kaiser Joseph, ächt patriotisch, vom Hofbildhauer Trippel in dacischer Hosentracht abbilden lassen.

Der Pantalon blieb indessen noch lange negligirte Morgentracht. Deutsche Regierungen sahen sich noch in diesem Jahrhundert nicht selten veranlaßt, es ungnädig zu vermerken, daß jüngere Beamte bei halboffiziellen und sogar offiziellen Gelegenheiten in langen Beinkleidern und ohne Frisur erschienen, und dieselben auf die unverbrüchlichen Gesetze des Anstandes zu verweisen. Doch der Anstoß war einmal gegeben, die Neuerung entsprach zu gut dem Thätigkeitstrieb der Zeit und ihrer ganzen praktischen Richtung: sie war bestimmt, das männliche Bein auf der ganzen kultivirten Erde zu erobern. Die neue Tracht beschrieb dabei, indem sie die Gesellschaft durchdrang, eine Linie, welche alle Ideen zu verfolgen pflegen, ob sie am Ende von Schneidern oder von Staatsmännern realisirt werden. Was zuerst esoterische Morgenelegauz der Modischen gewesen war, wurde bald in absteigender Bewegung der Putz derer, die sich nur einmal des Tags ankleiden, und am Ende willkommene Commodität derer, welche nur Ein Kleid besitzen. Es wurde Tracht der Heere, und damit begann die Bewegung rückwärts und aufwärts in den Ständen, und der Pantalon eroberte jezt demokratisch vollends die Positionen, welche die alte Anstandstracht bisher festgehalten hatte. Diese doppelte Richtung ist bei allen Reformen der Tracht zu bemerken, welchen historische Bedeutung zukommt; die eine könnte man die modische oder die der Laune, die andere die radikale oder die des Nivellements nennen.

Der Pantalon machte seine Evolution im Ganzen Hand in Hand mit dem bürgerlichen Stiefel, der ungefähr gleichen Ursprung und gleiche Schicksale mit ihm hatte. Aber der Zwist, den die Genossen unter einander selbst zu schlichten hatten, verzögerte, wie jeder Bürgerkrieg, den Sieg der gemeinschaftlichen Sache. Die ältern der jezt Lebenden wissen aus eigener Erfahrung, wie das lange weite Beinkleid nach und nach den blanken, anspruchsvollen, albernen Stiefel unter sich bekam. Von nun an war der Kampf mit Schuh, Strumpf und Knieschnalle ein ununterbrochener Siegeszug: der Pantalon hüpfte süffisant in den Tanzsaal und an den Theetisch, trat selbstbewußt vor den hohen Chef und Patron, stellte sich schlecht und recht vor Altar und Taufstein, erkletterte die Rednerbühne und unter der Hülle des Kirchenrocks gar die Kanzel; er schloß seinen Rundzug damit, daß er sich frei auf dem Parket der Höfe bewegte, und sieht sich jezt

ungefähr in der primitiven Geſtalt, in der er auf Trajans Säule als barbariſche Tracht erſcheint, von der Kultur geheiligt, in ſeine unumſchränkten Rechte wieder eingeſezt.

Doch genug hievon, obgleich die Volksvernunft und der Genius unſerer Sprache uns erlaubt, ganz unbefangen von einem Kleidungsſtücke zu ſprechen, das in der engliſchen höhern Umgangsſprache Inexpressible heißt und iſt. — Verſuchen wir einen ähnlichen Ueberblick der weiblichen Tracht in derſelben Periode.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Trieſt, Mai.

(Beſchluß.)

Literatur und Buchhandel. Theater.

Statt wie bisher zweimal, gehen nun dreimal wöchentlich die Dampfboote des Lloyd von Trieſt nach Venedig und zurück, und man hat das Vergnügen, mit geringen Koſten und ohne großen Zeitaufwand einen ganzen Tag bis an den ſpäten Abend in der Dogenſtadt zu verleben und am folgenden Morgen ſeinen Geſchäften wieder in Trieſt obliegen zu können, da das Dampfboot die Fahrt gewöhnlich des Nachts in ſieben Stunden zurücklegt. Das Lloyd übernahm auch den Poſtdienſt für oben genannte Länder und übt ſo ſeinen Einfluß im Gebiete des Handels, der jezt ſchon ſichtbar iſt, aber von unberechenbaren wohlthätigen Folgen werden dürfte, wenn die von dem Vereine unter Mitwirkung des Barons Sina projektirte Eiſenbahn zwiſchen Trieſt und Wien, wie mit Recht zu hoffen iſt, zu Stande kommt.

Außer den erwähnten merkantiliſchen Journalen des Lloyd, dem Osservatore Triestino, einer politiſchen Zeitung, welche zuweilen ſelbſt Nachrichten aus Trieſt, geſchweige denn aus andern Städten fremden Blättern entlehnt und außer dem offiziellen ſtädtiſchen kein Intereſſe hat; dem Archeografo triestino, einem Jahrbuche in zwangloſen Heften, das von dem rühmlichſt bekannten Dr. Roſetti auf Koſten des hieſigen Gelehrtenvereins Gabinetto di Minerva redigirt wird, ſich aber nur mit den Alterthümern Trieſts und deſſen Umgegend beſchäftigt, haben wir ſeit zwei Jahren ein belletriſtiſches Wochenblatt in italieniſcher Sprache: la favilla (der Funke), das mit dem Ende Mais ſeinen leyten Athemzug thut, und im Juni unter Leitung der hier anweſenden drei Dichter Somma, Dall' Ongaro und Dr. Gazoletti als ein Licht wieder aufzugehen verſpricht. Neben dieſem ward am 1ſten Januar d. J. ein deutſches Journal „Adria.“ redigirt von J. Löwenthal, begonnen, deſſen Haupttendenz iſt, deutſche und italieniſche Zuſtände äſthetiſch zu ſchildern und die neueſten außerpolitiſchen Mittheilungen aus dem Oriente zu liefern, zu deren Anſchaffung gerade Trieſt der geeigneteſte Ort iſt. Wenn aus dem Geſagten hervorgeht, daß in literariſcher Beziehung Etwas in Trieſt geſchieht, ſo muß man ſich um ſo mehr wundern, daß der Buch- und Kunſthandel hier noch auf ſo niedriger Stufe ſteht. Es gibt hier zwar eine Kunſthandlung und vier Buchhandlungen; aber die drei deutſchen laſſen ſehr viel zu wünſchen übrig. Ich weiß nicht, ob nur Mangel an Unternehmungsgeiſt daran Schuld iſt, genug, wir müſſen oft Jahre warten, ehe uns etwas Neues aus Deutſchland zukommt, und was wir von den literariſchen Erzeugniſſen des Nordens kennen, ſind faſt bloß die Namen, oder wenn es hoch kommt, eine Beurtheilung in irgend einer Zeitſchrift. Auf noch tieferer Stufe ſteht die lithographiſche Anſtalt, und es wäre wünſchenswerth, daß ein geſchickter Lithograph ſich hier niederließe, der gewiß ſeine Rechnung fände. Am wenigſten hat man ſich allenfalls über die Buchdruckereien zu beklagen, deren es vier gibt; aus der Heiß'ſchen und Marenigh'ſchen gehen Arbeiten hervor, die wenigſtens den Pariſer nichts nachſtehen.

Von den in den lezten Jahren theils fertig gewordenen, theils entſtehenden öffentlichen Gebäuden verdienen beſondere Erwähnung: die neue St. Antoniuskirche und das neue Hoſpital. Das Bemerkenswertheſte in jener iſt ein Freskogemälde vom Maler Santi aus Venedig, den Einzug Jeſu in Jeruſalem vorſtellend, ein trefflicher in feinſtem Marmor gearbeiteter Altar vom Bildhauer Boſa aus Venedig, und beſonders die Orgel mit 64 Regiſtern, die für die vollſtändigſte neueſter Zeit in Italien gehalten wird, und ſich ſowohl durch ſchönen Ton als durch äußere Zierlichkeit ungemein auszeichnet. Der Erbauer, De Lorenzi aus Vicenza, hat vom hieſigen Magiſtrat 10,000 fl. C. M. für ſeine Arbeit erhalten. Das Hoſpital dürfte, wenn es vollendet ſeyn wird, wenige ſeines Gleichen finden. Um einen Begriff von ſeinem Umfange zu geben, ſage ich bloß, daß der innere, durch die vier Flügel gebildete Hofraum den St. Marcusplatz in Venedig recht bequem in ſich faſſen könnte. Fünf Jahre wird bereits an dieſem rieſigen Gebäude gearbeitet, und drei andere werden wohl noch bis zu deſſen Vollendung hingehen. Die Koſten ſind auf 800,000 Gulden angeſchlagen.

Auf einer bedeutenden Stufe ſteht hier die Oper. Bis jezt hatten wir gewöhnlich im Herbſte opera seria, im Karneval opera buffa und Ballet; von nun an wird lezteres gegen kleine divertissemens de danse vertauſcht, und ſowohl im Herbſte als im Karneval große Oper gegeben werden. Der Magiſtrat, ſo wie die Direktion tragen zur Beſtreitung der Koſten jährlich beinahe 40,000 fl. bei, dafür muß der Impreſario wenigſtens drei neue Opern in jeder Saiſon geben und für Künſtler erſten Ranges (di primo cartello) ſorgen. So hatten wir im verfloſſenen Winter die Ungher, die jezt die erſte Sängerin Italiens iſt und deren Marmorbüſte in Reggio aufgeſtellt wird, eine Auszeichnung, die bisher nur der Malibrau und der Paſta zu Theil wurde. Mit ihr gleichzeitig ſangen Coſelli und Poggi, von welchen jener nach Lablache für den erſten Baſſo gehalten wird, und dieſer nach Rubini und Donizetti für den vorzüglichſten Tenor gilt. Von den neuen Opern erwähne ich bloß die für die hieſige Bühne von Federico Ricci geſchriebene Opera semiseria „la prigione d'Edimburgo,“ welche einen Enthuſiasmus erregte, wie keine ſeit Bellinis Norma. Der Tonſeyer wurde inmitten eines Fackelzugs und ſchallender Muſik, unter Jubelgeſchrei des nachſtrömenden Volkes, im Triumphe nach Hauſe getragen. Vor Ricci war Meyerbeer mit ſeinem Crociato in Egitto ähnliche Auszeichnung geworden. Haben wir Urſache mit der Oper zufrieden zu ſeyn, ſo iſt es mit dem Schauſpiele deſto ſchlechter beſtellt. Die Truppen ſpielen im Frühling und Sommer, und wenn auch das Repertoire dem deutſcher Bühnen ſchwerlich viel nachſteht, da es, wie dieſes, meiſt aus franzöſiſchen Ueberſezungen beſteht, und wir auch immer die beſten Geſellſchaften haben, welche zu bekommen ſind, ſo zählen dieſe immer nur höchſtens zwei oder drei taugliche Individuen. Im vorigen Monate gab die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft Doligny und Alix Vorſtellungen, die ſehr beſucht waren und Beifall fanden; gegenwärtig iſt dieſelbe in Mailand, wo ſie einen Federkrieg unter den Journaliſten verurſacht hat, indem die Einen ſie den Italiern als Muſter aufſtellen wollen, während die Andern aus Patriotismus die Sache ihrer Schauſpieler verfechten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. Mai 1838.

Komm, laß uns noch einmal die hängenden Gärten, in denen meine Kindheit einheimiſch war, durchlaufen. Nicht wahr, die Gärten waren ſchön! zauberiſch!

Bettina.

Jugendbilder.

Pubenſonntag.

Wenn ich einſt, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie ſchlüpft' ich da ſo hurtig
Aus dem Bett in's Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühſtück,
Um zuerſt bei Gott zu ſeyn!

Das Geſangbuch unterm Arme,
Eh' ich's Leſen noch verſtand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verſchränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh geſprungen,
Schalt ich: komm' mir nicht zu nah!
Kaum, daß ich, zur Seite ſchielend,
Nach der Vogelfalle ſah.

Längſt mit ganzem, vollem Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß Niemand ihn erblicke,
Hielt ich kühn für eitel Spott.

Und ſo hofft' ich jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu ſehn:
War's denn nichts in meinen Jahren,
Stets um ſechs Uhr aufzuſtehn?

Fiel die Kirchenthür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtſam-zuverſichtlich:
Jezt allein ſind Gott und du!

Auf dem hohen Thurm die Glocke
War ſchon lange wieder ſtumm,
Der Altar warf düſtern Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: jezt wirſt du ihn ſchaun!
Aber, meine Augen ſchloſſen
Sich zugleich vor Angſt und Graun.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesſchweiß:
Daß der Herr vorbeigewandelt,
Galt mir Alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hauſe
Schlich ich mich in ſüßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Muth für's nächſte Mal.

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel;
Frisch sauf't hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreis't grüßend um den Mast;
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hinein gesprungen,
Da draußen ist mein Reich:
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

F. Hebbel.

Moden.

(Fortsetzung.)

Im Gegensatz der weiblichen Trachten des Alterthums ist das Mieder oder Corset das typische Stück des spätern abendländischen Costüms. Die untere Linie des Corsets schneidet die weibliche Gestalt in zwei Hälften, in eine obere kürzere und in eine untere, längere und breitere. Ob jene Linie weiter hinauf oder weiter hinabgerückt wurde, dies war es vorzüglich und ist es noch, was stets die weiblichen Moden dominirte, indem damit die Ausladungen der Büste, wie die der Hüften vielfach bedingt waren. Die französische Revolution hatte die Sitte überkommen, die Taille scharf über den Hüften zu markiren, und die Kleidung zerfiel lange streng, wie die Gestalt selbst, in eine obere und in eine untere. Wamms, oder Caraco mit knappen Ermeln, Mieder oder Corset, Rock oder Jupe waren völlig getrennte Stücke, und auch das spät aufgekommene Fourreau oder ganze Kleid simulirte wenigstens jene Trennung. Vollendet wurde der Typus des Costüms in den achtziger Jahren durch den Stelzschuh, durch das bauschende, mehr oder minder offene, mehr oder minder ausgeladene und gegen die Wangen hinaufsteigende Halstuch (von den Engländern Liar, von den Franzosen Menteur genannt) und durch eine sehr wandelbare Puderfrisur, deren stabiler und charakteristischer Bestandtheil aber der Chignon war, das Analogon des männlichen Zopfs, dessen Schicksal er auch theilte. In diesen Cirkel ungefähr waren sämmtliche Moden gebannt, und so blieb es, trotz der Vorschläge jakobinischer Künstler, bis über die Acme der Revolution hinaus. In diesem Costüm bestiegen die Aristokratinnen das Blutgerüste, und noch unter Marat blühte munter der Flor der Moden, nur daß nicht mehr die Annalen des Hofs, sondern die Register der Guillotine die lustige Nomenclatur lieferten.

Ein Umstand gibt indessen diesem Zeitpunkt besondere Bedeutung. Seit kein Hof mehr den Ton angab, hörten auch die scharf ausgesprochenen Saisonsmoden auf; hiemit wurde dem, was die Franzosen im Modewesen fantaisie nennen, bedeutender Vorschub geleistet und der Herrschaft plebejischer Modeautoritäten, wie eine Madonna oder Bürgerin Tallien, der Weg gebahnt. Die Höfe haben sich vom Stoß, den sie damals erlitten, in diesen und, wie man wohl weiß, in mancher andern Beziehung nie ganz wieder erholen können. — Für Deutschland besonders interessant waren die Jahre 1793 und 94. Während der Tod Ludwigs XVI., die Greuel der Pariser Gemeinde, der Krieg unsere Väter in ein Meer von Ideen, von Befürchtungen und Hoffnungen, von Wuth und Begeisterung warf, fühlten sich unsere Mütter in Folge derselben Ereignisse in einer ihrer vornehmsten Geistesthätigkeiten, im Phantasiespiel französischer Moden, plötzlich paralysirt und in eine Verlegenheit gestürzt, die im deutschen Reiche noch unerhörter war als der Mord eines Königs. Mit dem Frühjahr 1793 brachen auf einmal, mit dem diplomatischen Verkehr, die Modeberichte und Sendungen aus Frankreich ab, das Rad der Moden in Paris und der Webstuhl in Lyon stehen still,

> — seidne Buhlschaft liegt im Kleiderschrank,
> Die Waffenschmiede nur gedeihn, der Ehre
> Gedanke herrscht allein in aller Brust,

und unsere deutschen Weiber stehen da, wie ein Kind, wenn der Schneider sein Wort bricht und Sonntags den bestellten neuen Anzug nicht bringt. Die deutschen Modezeitungsschreiber, denen jezt ihre beste Zufuhr abgeschnitten war, mußten doch etwas abhandeln, und so wäre es höchst ergötzlich, wenn man dabei nicht wehmüthig würde, wie sie das Kreuz predigten gegen das französische Modeungeheuer, das von selbst aufgehört hatte die Geißel zu schwingen. Sie ließen sich herbei, proprio Marte, aber invita Minerva, Modebilder zu componiren, die den Schönen gefallen mochten, wie ihnen zur Zeit der Continentalsperre die Kaffeesurrogate schmeckten. Die Leute, welche bisher vom „französischen Unwesen“ gelebt hatten, riefen, jezt oder nie sey es an der Zeit, sich deutsch zu zeigen; gar zu schön sey die Gelegenheit, sich auf ewig von Frankreich zu emancipiren und einen Patriotismus zu entwickeln, der nicht allein nichts koste, sondern dem Einzelnen das Geld in der Tasche halte und der

Geſammtheit durch Hebung der inländiſchen Induſtrie baaren Nutzen verſpreche. Nie war Deutſchlands Genius öfter und lauter angerufen worden, und nie hatte er taubere Ohren gehabt.

Sie declamirten noch; da auf einmal, unerwarteter als ſechs Jahre zuvor der Schwur im Ballhaus, brach in der weiblichen Tracht eine Revolution herein, wobei ſich unſichtbare Gewalten das Wort gegeben zu haben ſchienen, nicht zu ruhen, bis kein Weib in Europa mehr eine Taille habe. Die weibliche Grazie mit Puder, Mieder und Poſchen ſchwebte gen Himmel, und die Schnürbruſt in ihrer uralt geheiligten Form und der deutſche Patriotismus wanderten vorerſt in die Rumpelkammer, und hier lagen ſie als unſcheinbare Dinge, bis ſie nach etwa achtzehn Jahren, und faſt zu gleicher Zeit, in ihrer Eigenſchaft als Zaubergaben wieder erkannt und gewürdigt wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Bruneck, am 16. März. — So war ich denn endlich einmal auch im Puſterthale, wo die Tyroler her ſind, welche mit Teppichen handelnd in der Welt herumziehen. Wie oft ließ ich mir, wenn ſo ein luſtiges „Brüderl“ bei mir einſprach, von dieſem Thal und ſeinen Gründen und Bergen erzählen. Und doch habe ich nun Alles anders gefunden, als ich mir vorſtellte, ein Beweis, daß die Einbildungskraft noch lange keine Herenmeiſterin iſt. Das Puſterthal von der Klauſe an bis zur Sonnenburg hat einen ernſten Charakter, und wie viele Dörfer und rothe Kirchthürme darinnen, und Weiler und einzelne Häuſer oben dran liegen, die ſtarren, von Fichten und Lärchen überſchauerten Thalwände ſtehen zu nah einander gegenüber und ſind zu hoch hinauf nichts als Wand, als daß ſie der Heiterkeit Raum ließen. Die Formen ſind nicht reich an Linien, ſie haben nicht genug Beweglichkeit, und daraus entſpringt wenig Anmuth und für das Auge wenig Reiz. Von der Klauſe bis dahin, wo mitten in das Thal iſolirte Felſenmaſſen zu liegen kamen, um welche ſich einerſeits die Rienz und andrerſeits die Straße durchwindet, habe ich nur eine Stelle gefunden, die einen ſchönen Charakter hat, d. i., wo verſchiedenartige Motive, gezwungen ein Ganzes zu bilden, ſich einander bekämpfen und doch in einander ſich auflöſen, indem ſie von Etwas beherrſcht werden, was aus ihnen allen entſpringt und doch wieder ſo eigenthümlich, ſo unmittelbar und ſo reizend und ſo reich an Eindrücken für uns iſt. An dieſer Stelle ſteht das Schloß der Herren — (ich weiß nicht mehr den Namen); da denk ich mir weilen im Sommer zarte Frauen, tönen Flügel oder Harfen und Geſpräche von den ſchönſten Dingen der gebildeten Welt, da mag es ſich dann ſchön wohnen laſſen, um die reine Luft zu genießen, und rings die Höhen zu beſuchen und auf denſelben den Sonnenaufgang und den Sonnenuntergang zu betrachten, um den Feſten des Volks beizuwohnen und ſeine Tänze zu ſehen, ſeine Lieder zu hören, um ſo Vieles zu genießen, was an ſich nicht viel für uns iſt, aber in uns lange nachhallt und dann erſt unendliche Gefühle erweckt.

Höchſt maleriſch, faſt romantiſch liegt die Sonnenburg auf dem lezten jener das Thal einengenden Felſenmaſſen. Da fährt man aus dieſen heraus und ſieht, nicht ohne angenehme Ueberraſchung, den weiten länglichrunden Raum, worinnen, gleich vorn, St. Lorenzen und eine halbe Stunde weiter Bruneck liegen. Er wird von hohen Felſen umgeben, die links und rechts, wo ſie wie ungeheure Mauern daſtehen, ſich auf die großartigſte Weiſe ſpalten, hinter Bruneck aber mit andern, bald höheren bald niederen Gebirgszügen impoſante, von verſchiedenen Farbentönen angehauchte Maſſen bilden. Wo ſie ſich rechts ſpalten, bildet ſich ein ſchauerlicher Paß, der in's Thal Enneberg mündet, wodurch der nächſte, in dieſer Jahreszeit aber nicht gangbare Weg nach Italien führt; wo ſie ſich links ſpalten, da bilden ſie die grandioſen, pompöſen Felſenwände des Tauferthals, aus welchem ein Pfad über den Krimler Tauern in das Pinzgau und einer über die Hundskehl in das Zillerthal geht.

In Vintel, wo wir zu Mittag aßen, ſaßen in der Wirthsſtube auf der Poſt zwei Italiener und ſpielten Morra. Das war ſeit langer Zeit das erſte Mal, daß ich wieder dieſem Spiel begegnete. Es iſt merkwürdig, daß daſſelbe nicht auch von den Deutſchtyrolern, die doch ſo oft mit ihren Nachbarn, den Welſchtyrolern, zuſammen kommen, geſpielt wird. Es geht den Deutſchen zu ſchnell und lebendig dabei her, ſie ſpielen lieber Karten, wobei ſich Alles ruhig und gemächlich abmachen läßt. Nicht weit von Vintel bekam ich die Spuren von einer Verwüſtung zu ſehen, dergleichen nur zu oft in den Alpenthälern ſtatt zu finden pflegen. Droben, wohl vier Stunden weit droben ſtürzte von dem noch höheren Zamsjoch ein Stück in die Schlucht, worin die Winebach fließt, und füllte ſie an, ſo daß ſich das Waſſer ſtemmte. Dem Bach entlang ſtanden viele Mühlen, die den dort herum zerſtreut wohnenden Bauern gehörten, und da wo er unten im Thale, nicht weit von der ihn aufnehmenden Rienz mündet, ſtanden auf der Anhöhe mehrere Wohnungen zuſammen. Die Waſſer ſammelten ſich im Stillen und ſchwollen und wuchſen, und als ſie ſtärker denn der Damm geworden, drückten ſie unwiderſtehlich

und brachen los und riſſen die Mühlen mit ſich fort und Bäume und Felſenblöcke, überfielen jene Wohnungen, zertrümmerten ſie und begruben ihre Bewohner in dem Schutte oder ſtrömten ſie mit ſich das Thal hinab. Der Schutt iſt noch nicht ganz hinweggeſchafft. Wie ein von Felsblöcken errichteter Damm liegt er da auf dem Felde, und wie Arme gucken Balken von Gebäuden und Aeſte heraus, und an der Stelle, wo die Häuſer ſtanden, klafft und grinst eine furchtbare Höhle, über welcher, halb zerriſſen und untergraben, noch die ſtehen, welche von dem Ungemach weniger zu erleiden hatten. Man hat nachgegraben und Vieles wieder aufgefunden, auch die Leichname von mehreren der Unglücklichen, unter andern die zweier bildſchöner Mädchen, die ſich umſchlungen hielten. Dieſe waren von dem Verderben überfallen worden, als ſie zuſammen von der Alpe heimkehrten, und ſo jach wurden ſie's, daß ſie nur Zeit hatten, ſich feſt zu umſchlingen, gleichſam Zuflucht eine bei der andern ſuchend. St. Lorenzen und Bruneck ſind aus Stein gebaut und enthalten beide ziemlich anſehnliche Häuſer. In den meiſten Alpgegenden ſind ſteinerne Häuſer etwas Seltenes; gewöhnlich ſind die Gebäude ganz aus Holz, und die einzigen Steine, die man an ihnen ſieht, ſind die, welche auf ihren Dächern liegen, um die Schindeln feſtzuhalten. Ich fahre jezt gleich in einer Poſtchaiſe weiter. Auf der Straße liegt kein Schnee mehr, aber er liegt noch rings umher und iſt mir ſehr unleidlich, obgleich er hin und wieder, bei Ausſichten auf ferne Gebirgsmaſſen, die Anſicht impoſanter macht und ſie mehr im wahren Charakter der Alpen hält.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Gemäldereſtauration.

Bekanntlich gehört die hieſige Gemäldegalerie zu denjenigen Schätzen, welche zu den jährlich, beſonders in den Sommermonaten ſich wiederholenden Wallfahrten nach Dresden vorzügliche Veranlaſſung geben. Seit längerer Zeit ſchon war daher die möglichſte Erhaltung dieſer werthvollen Sammlung ein Hauptaugenmerk der Regierung. Dennoch hatte ſich allmählig herausgeſtellt, daß dabei Manches noch zu wenig, Anderes hingegen zu viel geſchehen war. Die vorgekommenen Mißgriffe ließen endlich die vielen ausgezeichneten Gemälden zu ihrer Conſervation unumgänglich nöthigen Maßregeln nicht weiter hinausſchieben, und nur ſolche anwenden, welche die erprobteſte Zweckmäßigkeit für ſich hatten. So iſt denn eben eine bedeutende Zahl von Gemälden von dem mit dem Fache der Reſtauration aufs Innigſte vertrauten Profeſſor Renner theils ſelbſt, theils unter ſeiner Oberaufſicht von andern geſchickten Künſtlern hergeſtellt worden. Sie waren während der lezten Hälfte des vorigen Monats in einem Saale der königlichen Gewehrgalerie öffentlich zu ſehen. Dieſe beſondere Veröffentlichung verdiente den allgemeinſten Dank. Erſtens konnte ſich ſo jeder mit den reſtaurirten Kunſtwerken Bekannte, welcher ſie zuvor in ihrem zum Theil gar tiefen Verfalle geſehen, an ihnen nach der glücklichen Wiedergeburt doppelt erquicken, zweitens ließen ſich dieſe Bilder in ſolcher Abſonderung beſſer überſchauen, als in der unendlichen Fülle der Gemäldegalerie einzeln zerſtreut. Unter andern waren darunter mehrere altdeutſche Gemälde, die, zuvor gar nicht mehr erkennbar, von dem Holze, worauf ſie gemalt waren, auf Leinwand übergetragen worden. Wahrhafte Kleinode ſind unter den erneuten Gemälden, auch der äußeren Größe nach bedeutend, wie des Paul von Verona Anbetung der heiligen drei Könige, Rubens heiliger Hieronymus und beſonders der, wie geſagt wird, nach Raphaels Zeichnung von Garofalo in deſſen 68ſtem Lebensjahre gemalte Triumphzug des Bacchus. Welch ein Fleiß gehörte allein zur Reſtauration dieſes an Geſtalten ſo überreichen Bildes! Vielleicht kein einziges menſchliches und halbmenſchliches Weſen auf dem ganzen Tableau, deſſen Vernunft nicht bereits dem gefeierten Gotte mehr oder weniger verpfändet wäre! Die wahrhaft klugen Augen des Elephanten in der Mitte des Gemäldes ſtehen daher mit der Geberdung der übrigen Geſtaltenmaſſe im grellſten Contraſte, und dieſe Satire auf die Humanität der dargeſtellten Menſchen würde noch bitterer erſcheinen, könnte man nicht annehmen, das große, plumpe Thier ſey nur darum von dem allgemeinen Taumel unberührt geblieben, weil man ſeinem Rüſſel die berauſchenden Gaben des heiteren Gottes bis dahin vorenthalten. Beſonders hat ſich auch die Kunſt der Wiederherſtellung an einem andern Gemälde dieſes Meiſters, der köſtlichen Madonna, bewährt, die von verfallendem Holz auf Leinwand getragen worden. — Außer einer Menge herrlicher Werke der größten Meiſter, wie Guido Reni, Holbein, Van Dyk, Rembrand, G. Dow, Schelken, Huysum, Mignon, Teniers, Wouermans u. ſ. w. befand ſich auch das Porträt eines Jünglings mit einem Blasinſtrument von dem ungefähr im Jahr 1740 verſtorbenen Maler Aleris Grimou dabei, der durch ſcharfe Perſönlichkeit und Lebensunordnung beinahe ſo merkwürdig iſt, als durch eine an den großen Künſtler Rembrand erinnernde, ſeltene Kraft der Farben und des Pinſels. In der Regel war dem Maler Grimou die ganze Welt gleichgültig, ſeine Trinkgenoſſen ausgenommen. Einſt ließ ihn der Herzog Regent von Frankreich in das Palais-royal holen und dort einſchließen. Der Befehl war ertheilt, ihm, mit Ausnahme des Fortlaſſens, Alles zu gewähren, was er verlangen möchte, ſowohl zu ſeiner Arbeit, als zu ſeinem perſönlichen Bedarf. Aber man hatte ſich gewaltig verrechnet. Ein Leben unter Verſchluſſe war ſogar dann Grimou's Sache nicht, wenn es auf ſeinem Lieblingselemente, einer nicht verſiegenden Burgunderfluth dahin rauſchen durfte. Keine Hand anrührend, legte er ſich müſſig in das offene Fenſter. Da erblickt ihn ein unten vorübergehender Zechbruder. „Ei, Grimou, was machſt denn du dort oben?“ ruft er hinauf. „Nichts mache ich und will nichts machen, weil man mich eingeſperrt hat.“ „Eingeſperrt? Schade! Wir hätten jezt eben ſo hübſch vergnügt einer Flaſche im Weinhauſe den Hals brechen können!“ Um ein vergnügtes Halsbrechen dieſer Art galt unſerm Maler das Wagen des eigenen Halſes für eine Kleinigkeit. „Wart!“ rief er hinab, und ſo ſprang er wirklich aus dem Fenſter. Wenn ihm der Spaß aber auch nicht den Hals koſtete, ſo kam er ihn doch durch einen Bruch des Schenkels hoch genug zu ſtehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. Mai 1838.

Tel est l'usage, il est charmant,
Ah quelle étrange bigarrure!
La mode commande en tyran,
On compte pour rien la nature.
Chanson de 1800.

Moden.

(Fortſetzung.)

Schwerlich war je eine Umwandlung in der äußern Sitte raſcher und durchgreifender geweſen, als der Sprung von der weiblichen Tracht des Jahrs 1789 auf diejenige, welche im Jahr 1791 auftauchte, und von 1795 an ganz Europa epidemiſch überzog. Schon früher waren in Paris ſogenannte antike Kleidermuſter verſucht und wieder verlaſſen worden; andernſeits hatten die Engländerinnen ſchon ſeit dem amerikaniſchen Befreiungskrieg auf Simplicität und Natürlichkeit der Tracht hingearbeitet, und ſo weiß man nicht recht, ob der Hauptanſtoß von Paris oder von London ausgegangen war, als nun auf einmal ein hembartiges, meiſt weißes Gewand, um Bruſt und Arm knapp und ſparſam, dicht unter der Bruſt gegürtet und von der möglichſt weit hinaufgerückten Taille weit herabfließend, faſt die ganze weibliche Bekleidung bildete. — Eine Tracht, welcher, nach Anleitung der antiken, die Idee zu Grunde lag, die natürlichen Umriſſe des Körpers möglichſt zu zeichnen, konnte bei ihren ziemlich beſcheidenen und züchtigen Anfängen nicht ſtehen bleiben: die Linonchemiſe nahm immer mehr und buchſtäblicher den Charakter eines bloßen Hemdes an, ja dieſes zeichnete am Ende gar keine Taille mehr, und beim Wechſel des Jahrhunderts erſchienen Entblöſungen, welche eine Umkehr geradezu phyſiſch nothwendig machten.

Gerade dadurch, daß dieſe Tracht, in ihrer Einfachheit oder Negativität, aus der Weiberwelt eine große Republik machte, hob ſie mächtig das perſönliche Verdienſt, das heißt hier die körperliche Schönheit, die Ariſtokratie der Reize. Aber kurze Figuren z. B. wurden, wie ſich ein gleichzeitiger Schriftſteller ausdrückt, in Zwerginnen, Pagoden und Gnomiden verwandelt, und es gehörte der eigenthümliche Zauber dazu, den die Mode gleich der Klapperſchlange ausübt, um die Mehrzahl der Weiber darüber zu verblenden, was ſie mit dieſem Preisgeben Alles aufgaben. In keiner Periode iſt übrigens die Wechſelwirkung zwiſchen der herrſchenden Denk- und Gefühlsweiſe und der äußern Sitte oder dem Coſtüm im weiteſten Sinn, ſchaubarer bloßgelegt. Sie wäre für eine Philoſophie der Geſchichte der Tracht eine der fruchtbarſten. So ſind die Schriften der Zeitgenoſſen voll vom Einfluß der elfenhaft leichten Kleidung auf die Nerven der Weiber, und Manche leiten den herrſchenden Hang zum Delikaten in der Muſik, im Drama, in weiblichen Arbeiten u. ſ. w. geradezu davon her.

Der Gräcismus ergriff zur ſelben Zeit natürlich auch den Kopfputz, ließ indeſſen noch geraume Zeit den Puder und den charakteriſtiſchen Chignon ſtehen. Aber zu

Bewahrheitung des Satzes, daß nicht nur die Natur, wenn sie ausgetrieben wird, elastisch zurückspringt, sondern auch die Unnatur, vertauschte jetzt die elegante weibliche Welt die gepuderte, festgeleimte Frisur des eigenen Haars mit blonden und braunen Perrücken, wobei der Humor war, daß die Augbraunen und die Haare von abstechender Farbe seyn mußten. Die eigentlich runde Frisur à la Grecque, welche, hinten straff aufgebunden, den Nacken und das Ohr frei läßt und seitdem der herrschende Typus geblieben ist, kam erst um's Jahr 1796 auf.

Die excentrische Verrückung der Taille und die Vernatürlichung der weiblichen Gestalt war offenbar eine Folge der von der französischen Revolution angeregten Ideen; sie war ohne Beispiel, wie dieses historische Ereigniß selbst, und stand mit der Gewaltsamkeit desselben im Verhältniß. Aber in der moralischen wie in der physischen Welt sind die Wirkungen häufig nicht dann am größten, wenn die Kraft der Ursache es ist, sondern erst nachdem diese bedeutend abgenommen hat; und diesem Gesetze folgte in seiner Metamorphose auch diesmal das scheinbar Flüchtigste und Willkührlichste. Im Hochgebirge zieht sich die Schneelinie erst dann am weitesten zurück, wenn das Sommersolstitium längst vorüber ist; erst als der furchtbare Revolutionskomet von seinem Culminationspunkt stark declinirte, schmolz der Puder auf den Köpfen und schwemmte Zopf und Chignon mit fort.

Es ist merkwürdig, und die Ursache keineswegs bloß im Unterschied des Geschlechtscharakters zu suchen, daß die Veränderung des männlichen Anzugs in derselben Zeit außer allem Verhältniß weniger rasch und weniger radikal war als die des weiblichen. Man kann sagen, während die Verbannung des Schnürleibs, der Hüftpolster, des Puders und des Stelzschuhs als eine fast plötzliche Aufhebung des Gleichgewichts erschien, als ein Hiatus in der Tracht, erfolgte die Umwandlung männlicher Seits auf dem Wege des gewöhnlichen Modewechsels, nur entsprechend dem beschleunigten Rhythmus der Geschichte. — Hier drängt sich eine Bemerkung auf. Die Natur hat bei vielen ihrer Geschöpfe beiden Geschlechtern verschiedene Toilette gemacht. Meistens ist hier der Vortheil des größern, ausgeladeneren Schmucks, an Mähne, Hörnern, Sporen, Federbüschen, Glanz und Buntheit des Pelzes und des Gefieders, auf Seite des Mannes. Auch im rohesten gesellschaftlichen Zustand des Menschen wird das Weib vom Mann, namentlich vom Krieger, an Federschmuck, an Bemalung und Tatowirung überstrahlt, und wer wollte, könnte unsere schimmernde soldatische Tracht als eine Reminiscenz jenes barbarischen Triebes in Anspruch nehmen. Auch im Schoße der europäischen Kultur halten die Geschlechter hinsichtlich der Einfachheit und Natürlichkeit oder der Buntheit und Ueberladung der Tracht selten gleichen Schritt. Hier aber zeigt es sich nun, daß bald das eine, bald das andere Geschlecht relativ geschmückter und gezierter ist, und daß sie sich hierin in verschiedenen Perioden umgekehrt verhalten. Schon in frühern Jahrhunderten läßt sich dies häufig beobachten; nie aber war die männliche Kleidung lächerlicher und überladener, nie Rock und Haar grotesker verschnitten, nie der Hals monströser eingewickelt, nie die Farben greller und abstechender, als zu der Zeit, wo ein ganzer Damenanzug sechzehn Loth wog und die Berlinerinnen zum Tricot griffen, um die obligate Blöße mit den Zephyrn des zwei- und -fünfzigsten Grads der Breite etwas in Einklang zu bringen. Gegenwärtig ist es gerade umgekehrt: nie war die männliche Tracht eintöniger, knapper, freier von Auswüchsen und Widersprüchen; aber die weibliche Modefigur schlägt wieder ein prächtiges Rad, und der Mann, oder Herr, oder, in der alten Schneider- und Ballsprache, der „Chapeau“ steht neben seiner Dame, umgekehrt wie der schillernde Pfau neben seiner farblosen Henne.

(Der Beschluß folgt.)

Meine siebente Fahrt über die Alpen.

(Fortsetzung.)

Niederdorf am 16ten März. — Von Bruneck bis hieher hat das Thal, oder vielmehr das Rinnsal der Rienz eine ganz andere Haltung als von der Klause bis an die Sonnenburg, wo das Hochgebirge, sowohl zur Rechten als zur Linken, parallel mit dem Flusse steht und einförmige, fast ununterbrochene Wände bildet, während es dort von Süden nach Norden, oder umgekehrt, in mehrern, Gründe und Thäler bildenden, Zügen der Rienz zuläuft, mit welcher diese Züge, entweder in ganzer Masse oder allmählig abgedacht und verflacht, in Berührung kommen, so daß ein lebhafter Wechsel von Thal, Hügel und Berg und eine angenehme Verschiedenheit von Ansichten und Aussichten auf der Straße entstehen, die bald gerade, eben und offen, bald krumm, gewunden und hohl, bald in steilen Bogen durch enge, wilde Schluchten geht. Hinter Welsdorf gehen die Berge so zusammen, daß man kaum mehr die Bewegung des Thales ersehen kann. Rechts erhebt sich eine Masse, wie ich sie so nahe im Pusterthale noch nicht gesehen hatte, ganz nakt, ganz Fels, ein Kamm, desgleichen nur auf dem Hochgebirg zu stehen pflegen. Daran konnte ich sehen, wie hoch ich schon gekommen war, ohne es recht inne geworden zu seyn.

Die Berge hinter Welsdorf wichen und ich kam wie in ein ganz anderes Thal. Da bildet das Gebirge

wieder rechts und links eine Wand, und der Raum dazwiſchen iſt ziemlich breit und ſein Boden flach, Alles monoton, uniform, ſtill, kalt: da liegt Niederdorf, von wo aus die Straße faſt ganz eben, zum Galopp eben, über einen der höchſten Alpenzüge nach Italien hin geht. Da konnte ich an der Luft fühlen, daß ich in der Gegend des Creparoſſo und des Montebello mich befand, an deren Fuß die Quellen der Drau und der Rienz, Waſſer des ſchwarzen und des adriatiſchen Meers, entſpringen.

Bis nach Welsdorf war der Weg angenehm und belebt, das Wetter ſchön und mild, das Land bewohnt, mehrere Dörfer lagen auf und unweit der Straße, und einzelne Häuſer, beſonders zu meiner Linken, überall an und auf den Bergen umher. Ich begegnete vielen Fuhrmannskarren, von denen einige mit zwölf Pferden beſpannt waren; und doch hatten ſie noch Mühe genug, die ſteilen Fichtenwälder in den Engpäſſen der Rienz hinaufzukommen. Dieſe Wälder ſahen ſo friſch, grün und üppig aus; ſie ſtanden in ihrer Blüthe, möchte ich ſagen, ſie hingen voll ſchöner Samenkapſeln. Und in dieſer wilden, kargen Winternatur auf einmal die heiterſten Scenen! Ich begegnete vielen Leuten, die zweirädrige, beladene Karren zogen oder ſchoben. Es waren gewöhnlich Weiber, zuweilen Mann und Frau; einmal war's ein bildſchöner Jüngling mit ſeinem Vater; jener zog, dieſer ſchob. Sie hatten ſo zuſammen den Karren bis auf die Mitte der Anhöhe gebracht und ruhten nun einen Augenblick, um ſich den triefenden Schweiß von der Stirne zu wiſchen. Da bildeten ſie vor dem Fichtenwald und dem über dieſen ſich erhebenden Schneegebirge eine Staffage, die mich lebhaft ergriff. Ich begegnete ganzen Schaaren von Gebirgsbewohnern: ſchöne ſtarke Männer mit nackten Knieen, rüſtige Weiber in dunkler Kleidung, darunter viele alte, aber auch Mädchen, die ein böſes Auge gern geſehen hätte und denen die große ſchwarze, hier aber ſchon eleganter geformte Bandhaube allerliebſt ließ. Sie zogen in Schaaren die Straße einher, trennten ſich aber nach und nach von einander, um einzeln nach ihren einſamen Wohnungen droben zu ſteigen, wo ſie Weiden haben, die ihre Ochſen und Kühe nähren, mit welchen ſie das Feld beſtellen, das um ſie herum oder hin und wieder an der Neige der ungeheuern Höhen liegt. Sie bauen da alle unſere Getreidearten und Schottenfrüchte, und in guten Jahrgängen im Ueberfluß. Die lezten Jahre waren ihnen, wegen zu großer Trockniß, nicht günſtig, und ſie ſollen deßungeachtet beſſer als die im Thale leben. Ihre Wohnungen liegen oft ſo hoch! Man ſieht den Himmel, und in den Himmel hinein ragt eine Schneekuppe oder ein nackter Felſenkamm; und da ſteht ein Haus? da gehen ihre Heerden und ihre Pflüge? Es iſt Täuſchung: das Haus ſteht zwar ſehr hoch, aber nicht auf jener Kuppe oder auf jenem Kamm: zwiſchen dieſen und ihm iſt noch ein gewaltiger Unterſchied hinſichtlich der Höhe, und liegen noch gar manche Gründe und Berge, gehen noch gar manche Jochpfade und Saumſchläge, aber die Täuſchung nahm gänzlich den Schein der Wahrheit an, und es iſt ein einziger Genuß, dieſe ſo hochſchwebenden Menſchenwohnungen zu ſehen.

In Niederdorf ſieht man faſt die Häuſer nicht vor lauter Stamm-, Bretter- und Schindelſchichten. Der ganze Ort iſt eine Werkſtatt, wo Holzwerk für nah und fern bearbeitet wird. Sehr reiche Leute ſoll es hier geben. Neben mir ſitzen juſt ein Paar ſolcher „Hanſe.“ Die Knöpfe ihrer Wämſer ſind eitel Silber und ihre Hoſenträger und Gürtel ſind mit reichen Stickereien verziert. Sie trinken jeder ſein Seidel und ſprechen leiſe zuſammen, wahrſcheinlich vom Holzhandel. Auch der Poſtillon ſizt an der Tafel, trinkt ſeinen Wein und unterhält ſich mit der Frau Wirthin oder Poſtmeiſterin und mit der Kellnerin, aber auch ſo leiſe, daß ich faſt nichts davon erfaſſen kann. In der Ecke ſteht der Ofen, groß wie ein Backofen, und drum herum ein Geländer und eine Bank, und auf der Bank liegt der lange, gutmüthige, lahme, aber ſehr reiche Poſtmeiſter oder Wirth und klagt mir ſo ſtill ſein Leid. Alles geht hier ſo ſtill und leiſe zu. Es wimmelt draußen von Arbeitern an den Sägmühlen und Hölzern, aber man hört nur das Brauſen des Waſſers. Es iſt ſchon nahe daran, Nacht zu werden, und der Poſtillon, der mich weiter führen ſoll, iſt immer noch nicht fertig. Still, und eben ſo langſam! So iſt man bei uns zu Lande, ſelbſt noch auf der italieniſchen Grenze. Das iſt nicht immer angenehm, im Gegentheil oft ſo unleidlich wie der Schnee.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortſetzung.)

Vorleſungen. Theater. Das Waldſchloß. Bauluſt.

Doktor Burkhards Vorleſungen im kleinen Saal des Hotels de Pologne beſchäftigten ſich in den lezten Wochen mit Betrachtung und Erläuterung von Goethes Fauſt. Die im Saale des naturhiſtoriſchen Muſeums unentgeltlich gehaltenen Vorträge beſchränkten ſich, wenn ich nicht irre, während des nun glücklicher Weiſe ſeit dem erſten Mai vergangenen Winters auf zwei. Den erſten verdankte man dem Vorſtande des Inſtituts, Hofrath Reichenbach, den andern dem Doktor Pezold. Lezterer nahm die Theorie der Erde zum Gegenſtande. Man hatte auch auf einen Vortrag des Doktor Choulant gehofft. Allein dieſer kenntnißreiche und geniale Arzt iſt eben abweſend. Er gehört, nebſt dem alterthumskundigen Bibliothekar Klemm, zu den Begleitern unſeres Prinzen

Johann, auf deſſen jetziger Reiſe nach Italien. — Das Direktorium unſerer Bühne beweiſt fortwährend das ruhmvolle Streben, neben der Nothwendigkeit, mit dem Modegeſchmacke durch Darſtellung der beliebteſten neuen dramatiſchen Werke Hand in Hand zu gehen, auch der Einſeitigkeit der Anſichten durch Wiederhervorſuchung alter Meiſterwerke möglichſt vorzubeugen und ſich ſo der Geſchmacksbildung mit Wärme anzunehmen. Hatte im vorigen Jahr Glucks Iphigenia, obſchon ganz abweichend von dem jetzigen Opernſtyle, den günſtigen Eindruck auf manchen Zuhörer, ſelbſt unter den Nichtkennern, keineswegs verfehlt, ſo machte man nunmehr auch einen Verſuch mit dieſes großen Meiſters Orpheus und Euridice. Daß in ähnlichen Stücken das Haus nicht ſo voll iſt, wie bei den Hugenotten und dergleichen, verſteht ſich, aber die Theilnahme der Anweſenden beweist, daß dieſe, durch Gewöhnung an die neuere Methode dem Ohre fremd gewordenen, einfacheren Laute doch ebenfalls ihren Anklang fanden. Enthuſiaſtiſch war der Empfang des zum erſten Male hier aufgeführten Luſtſpiels: der Zögling, von der Prinzeſſin Amalie. Eine immer ſehr willkommene Künſtlerin, Madame Haizinger-Neumann, war ſchon zu Wien in der darin vorkommenden Rolle der Gräfin von Werdenbach aufgetreten und führte ſie hier ebenfalls zu großer Freude des Publikums aus. Ueberhaupt ſcheint, wenn es ſich von den Dramen jener hohen Verfaſſerin handelt, die Dankbarkeit das geſammte Bühnenperſonal allezeit zu ungewöhnlichen Leiſtungen und zu trefflichem Zuſammenſpiele anzuſpornen. Unter der Menge bereits erfolgter Vorſtellungen der Hugenotten auf hieſigem Theater iſt die für jetzt gegebene letzte zum Beneſiz unſerer Schröder-Devrient die glänzendſte geweſen. Der allgemeine Wetteifer der Sänger, Sängerinnen und des Orcheſters mußte ſchon dadurch den höchſten Punkt erreichen, daß der Compoſiteur der Oper aus Berlin eingetroffen war und der Aufführung beiwohnte. Auf wiederholten Ruf erſchien er auf der Bühne nebſt der Schröder-Devrient und Tichatſchek, und ſeine Beſcheidenheit ſtrebte durch Geſten die ihn empfangenden Laute des Danks ſeinen Begleitern allein zuzueignen. Wie ihm dabei ein Lorbeerkranz mit kurzen, gefühlvollen Worten von unſerer großen Sängerin aufgeſezt wurde, ſo ward dieſer am Schluſſe ein gleicher Kranz von Tichatſchek gewidmet. Aus allen Gegenden des Hauſes flatterten Kränze und Gedichte auf die Bühne, und indem der Vorhang ſank, rauſchten Freude und Beifall nochmals jubelnd empor. Am folgenden Tage ſchon verließ die Sängerin Dresden, um zunächſt in Leipzig, dann in Berlin u. ſ. w. Gaſtrollen zu geben und nach drei Monaten hierher zurückzukehren. Trotz dem höchſten Frühlingsſchmucke, in dem die Gegend am 6ten d. M. erſchien, wußte ſich doch die komiſche Oper von Deſſaux: Ein Beſuch in St. Cyr, zu welcher Bauernfeld den Text lieferte, recht anſtändig zu behaupten. Verhältnißmäßig zu dem wunderſchönen Wetter war das Haus ziemlich ſtark angefüllt, und ein oftmaliger heftiger Applaus leitete den Ruf nach dem geſammten Bühnenperſonal, nebſt dem anweſenden Tonſezer, regelmäßig ein.

Im Waldſchlößchen, dem durch ſeine Größe und beſonders die reſpektabelſten Kellergewölbe, höchſt imponirenden Size des neuen dresden-bayerſchen Lagerbieres, ſcheint der in jedem Betracht nicht politiſche Gährungsprozeß, der Anfangs manchem Beſucher die Stirne heiß machte, auch einige Mal ſogar falſche Worte und andere Unregelmäßigkeiten in Mund und Hand legte, gänzlich aufgehört zu haben und einem anſtändigen Frieden gewichen zu ſeyn. Uebrigens verſpricht dieſes Aktiengeſchäft, mehr wie manches andere, den Theilnehmern einen ſehr guten Erfolg, da das dortige neue Bier ſich des allgemeinen Beifalls immer mehr erfreut und ſchon jezt der große Vorrath nicht ausreicht für die enormen Beſtellungen. — Die noch immer zunehmende Bauluſt überſteigt allen Glauben. Nun die Plätze zu neuen Häuſern an den Promenaden oder überhaupt in ſtarkbeſuchten Stadtgegenden bald zu den Raritäten gehören werden, fängt man an, auch die entlegenen, einſamen Orte der Vorſtädte nicht zu verſchmähen. Gerade wie nach Abtragung der hieſigen Feſtungswerke Bäume und Sträuche zwiſchen Stadt und Vorſtadt freundlich aufwuchſen, ſo wachſen jezt zwiſchen den Bäumen mehrerer großen Gärten ſteinerne Häuſer aus der Erde empor. Drei bis vier anſehnliche Gebäude theilen ſich in die ſeitherigen Wohnplätze der Blumen und des Gemüſes, und die vormaligen Garteneigenthümer machen recht gute Geſchäfte durch dieſe Dismembrationen, da ſogar die entfernt liegenden Plätze theuer bezahlt werden. Am ſchlechteſten dabei kommt gewöhnlich der arme Nachbar weg, der wegen des Genuſſes der freien Ausſicht und Luft ſich vielleicht vor Kurzem zum Aufbau oder Kauf eines Hauſes in entlegener Gegend entſchloß und nun, was ihm nie geträumt hätte, nicht nur alle Ausſicht einbüßt, ſondern ſich auch in ein dumpfes, lichtloſes Gäßchen vermauert ſieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 120.

Das Auge.

Räthſel.

Es ſtehet ein Erker an einem Haus,
Aus des Hauſes Fenſtern ſchaut heraus
Ein Geiſt, wenn die Läden geöffnet ſind,
Der Erker ſelber jedoch iſt blind.

Weiß iſt er den Fremden und Freunden zur Laſt,
Roth aber dem Hausherrn ſelbſt verhaßt;
Grün hab' ich den Erker noch nie geſeh'n,
Doch röthlich-weiß, o ſo ſteht er ſchön!

Er führt von köſtlichen Spezerei'n
Die feinſten Partien ins Haus hinein,
Auch dient er als Pumpenſtück dem Haus
Und ſchafft die verathmete Luft hinaus.

Doch ſtopfet ein mancher Beſitzer, wie toll!
Mit ſchwarzem und ſcharfem Plunder ihn voll,
Wodurch er dem Erker zu ſchmeicheln glaubt
Und ihm doch die beſte Beſcherung raubt.

Der Allerthörichtſte doch zulezt
Hat ihn mit Rubinen ſogar beſezt;
Die hätte der Erker doch lieber entbehrt,
Denn weniger ſind ſie, als gar nichts werth.

Und unter dem Erker, da ſtehet ein Thor,
Draus dringen die herrlichſten Töne hervor,
Doch, wenn ſich ein Ton in den Erker verklimmt,
Der freilich näſelt und wird verſtimmt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. Mai 1838.

Allen Dingen geben die Deutſchen die nöthige Zeit; aber in Sachen der Unterhaltung iſt das Nöthige die Beluſtigung; denn wenn man dieſe Grenze überſchreitet, ſo verfällt man in die Erörterung, in einen ernſten Gedankentausch, der mehr eine Beſchäftigung als eine angenehme Kunſt iſt.

Frau v. Staël.

Eine deutſche Converſation.

Aus dem nächſtens erſcheinenden Romane: „Zwölf Nächte,“ von W. Alexis.

Auf der Mittagstafel der reichen Wittwe brannten am zweiten Feiertage ſchon die Wachskerzen, als die Gäſte Platz nahmen. Die Wirthin war heiter und geſprächig. Fremde, die zum erſten Male hier waren, rühmten das liebenswürdige Haus, wo alter Wohlſtand mit Geſchmack, Talent und heitern Lebensgenüſſen in ſchöner Harmonie ſtanden. Geiſtreiche, anmuthig wechſelnde Geſpräche belebten den Tiſch, der conventionelle Zwang verſchwand mehr und mehr; der Wein verbreitete eine angenehme Luſtigkeit. Unter den Fremden waren Weitgereiſte. Sie vergalten die Mühe, die man ſich gab, ſie zu unterhalten, durch eben ſo lebhafte Mittheilungen.

„Wie lange wir das, was uns ſo nahe liegt, verkannt haben!“ ſagte ein Engländer. „Wir ſuchten durch alle Länder, im Süden, im Norden, bis zum fernſten Orient, nach dem, was uns an unſerm Comfort gebrach. In Deutſchland, dem uns verwandten Stammlande, das wir Jahrhunderte lang nicht beachteten, ruht ein Etwas, das uns an unſerm vollkommenen Wohlſeyn noch abging. Ihr Vaterland iſt das Herz von Europa. Hier iſt noch der tiefe Sinn für Natur, die Aufgewecktheit für Erfindungen und alle Fortſchritte der Kultur, die Wärme des Gemüths — ein Wort, das nur die Deutſchen haben — ein freier Geiſt, der nicht an Formen haftet, ohne doch immer gleich revolutioniren zu wollen, wenn die freie Aeußerung einmal beſchränkt iſt. Er weiß vielmehr ſich immer neue Auswege zu ſchaffen und verſpottet die Mühe, die man ſich gibt, ihn zu unterdrücken. Es iſt ein mildes Fortwachſen des Geiſtes, das bei kalten Stürmen ſich nicht verkriecht, aber jeden warmen Sonnenblick wahrnimmt, um neue Triebe anzuſetzen. Es iſt in dem alten Europa die Wiege der Gedanken. Wir andern praktiſchen Nationen mögen immer hieher zurückkehren, wenn wir Gedanken und Erfindungen verbraucht und abgenutzt haben, um uns neue Schößlinge zu holen.“

„In Ihrem Lobe liegt aber der Tadel verſteckt, daß wir ſelbſt nichts mit dem anzufangen wiſſen, was wir haben;“ ſagte Madam Löwlein. „Ach, und wie wahr das iſt!“ — „Eines ſchickt ſich nicht für Alle,“ entgegnete der Britte. „Ein produzirendes Volk braucht nicht zugleich ein fabrizirendes zu ſeyn. Wenn wir vordem Ihr Holz, Ihre Wolle, Ihre Metalle uns holten und ſie verarbeitet Ihnen zurückſchickten, ſo hatten Sie keinen Schaden dabei. So holen wir jezt Ihre Gedanken, Ihre Phantaſie, Ihre Gemüthswärme, Ihre Anhänglichkeit am Hergebrachten im Amalgam mit der Neigung zum Fortſchreiten, und Sie werden dabei nichts verlieren. Der Credit Ihres

Vaterlandes ſteigt nur dadurch im Auslande.“ — „Was meinen Sie dazu, ſchönſtes Fräulein,“ flüſterte Graf Eichenhorſt ſeiner Nachbarin zu, „wenn uns die Engländer Goethe und Schiller als engliſche Fabrikwaare zurückſchickten?“

Doktor Strahlheim entgegnete dem Britten: „Für unſere Lebenswärme gaben Sie uns im Austauſch Ihren Spleen. Er iſt jezt bei uns ein gangbarer Artikel; nur hat er die Etikette verändert: er heißt Zerriſſenheit.“ — „Ich hoffe nicht,“ entgegnete der Britte ernſt, „daß die Deutſchen Narren ſind und die fremde Krankheit cultiviren. Ueberlaſſen Sie den haltloſen Lebensüberdruß den Franzoſen, die damit ihre neue Literatur würzen mögen. Die germaniſche Natur muß das verwinden können.“ — „Auf das Praktiſche, auf das Praktiſche,“ ſagte Madame Löwlein, „ſollten wir unſere Blicke richten. Wir ſollten erkennen, daß das Nebeln und Schwebeln nichts iſt. Wir müſſen die Dinge anſehen lernen wie ſie ſind. An welchen Vorurtheilen kleben wir noch! Darin ſind die Engländer anders.“ Der ernſte Britte lächelte: „Ich erkenne den einen Vorzug meines Volkes an: daß es auf ſich ſtolz iſt und ſich nicht darin gefällt, ſich ſelbſt vor andern Nationen herunterzuſetzen. Dieſes Selbſtgefühl verträgt ſich aber mit der Anerkennung fremder Vorzüge und dem Beſtreben, ſie in billigem Maße ſich anzueignen.“

Ein ſtarker Mann, mit ſpärlichem Haare und einem glänzend vollen Geſichte, der ſchon vor ſich eine leere Flaſche hatte, rühmte die deutſche Biederkeit: „Schade daß unſer Commiſſionsrath nicht hier iſt. Wir lieben es, wenn wir ein Glas trinken, unter einander anzuſtoßen auf ein deutſches Herz und deutſchen Sinn. Gradheit und Offenheit, deutſche Treue und ein Glas deutſcher Wein — das erfreut das Herz, das verjüngt das Blut, da fühlt man ſich.“ — „Mich dünkt, das lieben wir Alle, und alle Nationen rühmen ſich dieſer Eigenſchaft,“ ſagte der Fremde. „Es iſt eine allgemein menſchliche, die mit der Nationalität nichts zu thun hat. Ueberall gibt es gute und ſchlechte Menſchen, offenherzige und verſchwiegene, ſolche, die plump Alles herausſprechen, ob es ſich ſchickt oder nicht, und die hinterm Berge halten, auch wo ſie unter Freunden ſind. Aber ich meine, wir Ausländer hätten eine andere Ehrlichkeit und Treue an den Deutſchen zu rühmen, die, mit der ſie ſich in eine fremde Eigenthümlichkeit zu verſetzen wiſſen. Dieſer ganz beſondern, ja einzigen Gabe der Deutſchen, andere Nationalitäten ſo mitzufühlen und mitzudenken, als wäre es ihre eigene, ſind wir Ehre und Dank ſchuldig. Sie wird den Deutſchen zum Richteramt unter den andern Nationen befähigen. Ihre Nation wird dadurch einſt eine bedeutende Stellung einnehmen, von der ſie jezt nichts träumt.“

Madame Löwlein wehrte das Compliment ab. „Wenn wir nur mehr Eigenthümliches hätten, mein beſter Maſter Horsſal! Charakter, Charakter — der fehlt uns. Was kann uns den erſetzen? Wir lernen fremde Sprachen und Sitten, als wenn es unſere eigenen wären, ſind abgeſchliffen wie Münzen, die durch viele Hände gingen; aber was erſezt das ſelbſtſtändige Gefühl? Wahrheit — was geht über Wahrheit, wenn ſie auch unartig iſt? Ihr Sir John Fallſtaff iſt auch etwas unartig, aber ein herrlicher, einziger Charakter. Welche Wahrheit, welche Tiefe!“ — „Würden Sie ihn gern an Ihre Tafel ziehen?“ fragte der Engländer. — „Was meinen Sie zu der artigen Frage, lieber Bankdirektor?“ rief die Wirthin zu dem Manne mit dem glänzenden Geſichte hinüber. „Ein origineller Gedanke, Falſtaff, dieſer Prototyp der Originalität, an meinem Tiſche! O ich bitte Sie, noch mehr ſolche Einfälle! Unſere Wirklichkeit iſt ſo dürftig, wir müſſen mit Grillen und Launen die Lücken unſerer Geſellſchaft ergänzen.“

(Die Fortſeyung folgt.)

Moden.

(Beſchluß.)

Mitten in der weiblichen Griechheit (1799) bricht ein Berichterſtatter des den ältern Leſerinnen wohlbekannten ſcharlachrothen Modejournals in den kläglichen Ruf aus: „Die goldenen Zeiten des Corſets und der weiten, derben Gros-de-Naplesкleider — werden ſie nie wiederkehren?“ Sie ſind glücklich wiedergekehrt. Jedermann weiß, wie ſchon im zweiten Jahrzehent dieſes Jahrhunderts das dringende, nur kurze Zeit verkannte Bedürfniß eines Indifferenzpunktes für die Schwingungen der Tracht eine feſte Taille zurückführte, und wie die Reſtauration redlich auch auf die Wiedergeburt einer nobeln Tracht hinarbeitete. Aber merkwürdigerweiſe wendete ſich jezt der Bildungstrieb vorzugsweiſe dem Oberleib zu, während das Kleid noch immer glatt über die Hüften niederfiel und leztere nicht markirte. Man weiß, wie die platten Falten und ſchüchternen Bauſchen, die man der Einfalt der griechiſchen Chemiſe oder Tunika geſtattete, zum eigentlichen Puffermel aufſchwollen, und wie dieſer zum Gigot, und endlich zum ungeheuern Ballonermel auswucherte. Als das Extrem erreicht war, zogen ſich die Ausladungen, ſchneller als ſie ſich gebildet, von der Büſte zurück und quollen dafür, während die Taille wieder herunterrückte, in polarem Gegenſatz an den Hüften über. Leztern Proceß haben wir ſchon öfters beſprochen; wir ſehen aber, daß man auf dieſem Wege zu einem allgemeinen Typus der Tracht zurückgekehrt iſt, der ſich, mit Ausnahme des Kopfputzes, in keinem

weſentlichen Punkte von dem vor der Revolution herrſchenden unterſcheidet.

Nach hiſtoriſchen Betrachtungen, und wären ſie ſo leichter Natur wie die obigen, fällt es ſchwer, ſich mit dem Futuliſten, mit dem, was der eine Tag bringt und der andere vergehen ſieht, zu befaſſen. Wir verſuchen es wohl ein andermal, die im gegenwärtigen Augenblick, d. h. im laufenden Jahr herrſchenden Moden im Vorüberrauſchen zu faſſen und mit den übrigen Erſcheinungen und Beſtrebungen der Zeit zu vergleichen. Für heute nur Einiges, was uns beſonders aufgefallen iſt, und zwar ohne Reflexion.

Der Himmel wünſcht uns bei unſerer induſtriellen Laune zu erhalten, und ſo hat er den Frühling bis auf Weiteres in Contumaz gethan, damit er nicht die Poeſie auf Erden verſchleppe. So eben noch trugen unſere Damen Winterkleider, und wenn ſie fragten: blühen nicht bald Kirſchen und Aprikoſen? ſo fragten ſie noch öfter: wird man die Hüte groß oder klein, die Kleider einfach oder reich tragen? wird Shawl oder Mantille den Sieg davon tragen? Es iſt auf einmal Sommer, und die beiden erſten Fragen ſind entſchieden. Man kann den Grundſatz ausſprechen: die Kleider ſehr reich, die Hüte ſehr einfach und von mittlerer Größe. Im vorigen Jahr waren die Hüte bekanntlich ungemein hoch und groß, im vorigen Monat noch waren ſie ausnehmend klein, Bibi genannt. Es iſt zu bemerken, daß ſich auch eine hochgeſtellte Frau nicht ſchämt, einen koſtbaren italieniſchen Strohhut zu tragen, der größer oder kleiner iſt, als die laufende Mode vorſchreibt; es iſt ihr erlaubt, beim Kauf deſſelben an das künftige Jahr zu denken. Deſto genauer muß leichte Waare, wie z. B. ein Reisſtrohhut, der Tagesordnung gehorchen. — Die eleganteſte Neuerung ſind Spitzengarnituren auf italieniſchem Stroh.

Was die Kleider betrifft, ſo muß das einfachſte, wäre es aus Kattun oder Wollmouſſeline, mit einem Volant garnirt ſeyn. Ueber ein Kleines wird kaum eine Nätherin ein Kleid ohne Volant tragen. Die ganz knappen Ermel ſind faſt der einzige nicht unweſentliche Punkt der vorrevolutionären Tracht, der durchaus nicht mehr durchdringen will und meiſtens geradezu verworfen oder durch alle möglichen Mittel maskirt wird. Deſto antiker, d. h. altväteriſcher iſt man in einer andern Beziehung: ſchwerlich hat man je ſo viel Stoff zu einem Kleid gebraucht als gegenwärtig. Was die Schneider nur zu einem Morgenrock verlangen, iſt fabelhaft: neunzehn Ellen Taffet! Ein Ueberrock mit drei Volans kann dreißig Ellen verſchlingen; damit kleidete man vor dreißig Jahren eine ganze Familie. — Der Lieblingszeug iſt Taffet, und zwar Schillertaffet: taffetas rayé, chiné, glacé, flammé u. ſ. w. Den Vorzug erhält im Augenblick der groß und klein geſtreifte; die übrigen Deſſins, Blumen und verwaſchene Figuren, ſind klein.

Der Seidenſhawl könnte leicht die eigentliche Mantille verdrängen, und das wäre Schade. Am Zierlichſten und Kleidſamſten iſt ohne Zweifel die Mantille, wenn ſie ſich der Schärpe nähert; von dieſer Form iſt man aber bereits weit abgewichen, und die Mantille bildet jezt den Uebergang zum Schawl. Sie iſt ungleich ſchwerer und plumper als voriges Jahr; die große Hauptſpitze derſelben geht ſo weit herab als der Volant, und die obere am Kragen fällt bis zum Gürtel. Schwarz und weiß ſind immer noch die Hauptfarben. — Das Reich der Gürtelſchnallen neigt ſich entſchieden dem Ende zu. Man trägt Taffetbänder, die nach Muſter und Farbe zu den Kleidern paſſen, bindet ſie vorn oder zur Seite in Schleifen und läßt die Enden weit herabhängen; auch eine Liebhaberei unſerer Großmütter.

Augengluth.

Die Mittagsſonne ſcheint und brennt
Auf's Blümchen. Ach! die Sonne kennt
Nicht dieſes Blümchens Leiden.
Sie ſendet immer Strahl auf Strahl,
Und mehrt mit jedem ſeine Qual,
Und ſcheint ſich dran zu weiden.

In deinen Augen, Mädchen, glüht
Dies Sonnenfeuer, ach! und ſprüht
Auf mich ſo heiße Gluthen.
An deiner ſchwarzen Augen Strahl
Werd endlich ich doch noch einmal
In ſtillem Schmerz verbluten.

Bühren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Havre, Mai.

Langeweile.

Es gibt der Todesarten viele, aber ich glaube, ſchon Börne hat es geſagt, daß man der Langeweile Unrecht thut, wenn man ſie neben Stick- und Schlagfluß u. ſ. w. ſtellt, und behauptet, man könne vor Langeweile ſterben. Seit ich hier in Havre wohne, kann ich davon miterzählen, und als Schutzzeuge gegen alle Verleumder der edeln Bewohnerin der Paläſte und Salons auftreten. Es gibt ſicher kaum eine deutſche Stadt, welche ſo ſehr den troſtloſen Eindruck von Monotonie gäbe, als die erſte Handelsſtadt Frankreichs. Der deutſche Philiſterſchlendrian iſt wenigſtens gemüthlich, er erkennt Wirthshäuſer, Caſinos, die Harmonie, eine Kirchweihe im nächſten Dorfe an, wo er auf ein paar Stunden Haus und Hof, Bank und Schreibſtube vergißt und ſich den Eindrücken des Augenblicks überläßt. Eine Kunſtgeſellſchaft, einen Singverein, ein leidliches Theater, ein nicht ſchlechtes Orcheſter bieten ſogar von Zeit zu Zeit wirkliche äſthetiſche Genüſſe dar. Aber hier — immer dieſelbe Geſchäftigkeit, dieſelben Geſpräche über

Steigen und Fallen der Baumwolle, über das Zuckergesetz und die Colonien, und dann morgen wieder wie heute und wie gestern! Das halte aus, wer da kann, aber der Himmel bewahre jeden guten deutschen Christen vor Havre.

Nur mitunter verfliegt sich ein Zugvogel der Kunst hieher, und es ist die Frage, ob dies ein Glück oder Unglück ist, denn selig sind die Armen im Geiste. Ich hatte mich schon zweimal halbwegs an diese Eintönigkeit unserer lieben Stadt gewöhnt, als einmal Mde. Damoreau und das lezte Mal Mlle. Méquillet de Biarowsky hierher kamen und das so schön begonnene Werk der Beruhigung zerstörten und ich wieder drei, vier Wochen ein gräßliches Heimweh nach allen Ländern und Städten hatte, die nicht Havre heißen und keine große Handelsstadt sind. Ich habe es schon oft empfunden, und Herr Professor Welcker hat es überdies in seiner großen Schrift für die Preßfreiheit gesagt, daß es nicht klug ist, die Menschlein zu zwingen, ihren Gram und Kummer zu verschlucken. Ist's einmal heraus, so ist's nicht mehr so schlimm, und deßwegen eben schreibe ich heute. Die Presse ist der Sündenbock der alten Juden, dem man Gott weiß was Alles auf die Hörner bindet, und ihn in die Wüste, die das Publikum heißt, hinausjagt. Mde. Méquillet gab am 21sten April hier ein Conzert, das so besucht war, wie wohl kaum je ein zweites in Havre, d. h. von unsern dreißigtausend Einwohnern und unsern dreitausend Kaufleuten, Buchhaltern und sonstigen Honoratioren der Stadt waren beinahe 500 der Einladung und dem Rufe der Sängerin gefolgt. Das ganze Conzert bestand aus etwa 12 bis 14 Solostücken, denn an ein Orchester, mit Ausnahme der Regimentsmusik, ist hier gar nicht zu denken, und man muß den Geschmack der Künstlerin loben, daß sie zu dieser nicht, wie in frühern Conzerten geschah, ihre Zuflucht nahm. Mademoiselle Méquillet ist eine der ausgezeichnetsten Sängerin in Frankreich, und in ihrer Art gegenwärtig ohne Rivalin. Sie hat eine so schöne, klangreiche und ergreifende Altstimme, daß sie Herz und Nieren durchdringt, und eine Leidenschaft, ein Feuer in ihrem Gesange, wie es mir nie vorgekommen. Es ist vorauszusehen, daß Mlle. Méquillet in kurzer Zeit mit Glück auf einer der ersten Bühnen in Paris auftreten wird; aber sie würde an eine bessere Stelle passen, und nur unsere Zeit, die keinen Kunstgenuß mehr kennt, sondern nur Kunstkitzel, mag sie anklagen, daß sie mit ihrer Prophetenstimme gezwungen seyn wird, in der Wüste tauben Ohren zu predigen. Daß dies aber der Fall seyn wird, bewies selbst das hiesige Conzert. Alle andern Solospieler und Spielerinnen waren hausbackene Mittelmäßigkeiten, wie man deren überall findet, und Einzelne wurden, wenn sie eine sogenannte brillante Passage ohne Halsbrechen abgefiedelt oder abgeblasen hatten, mit dem gleichen, selbst größern Jubel empfangen, wie der tief ergreifende Gesang der Künstlerin. Es ist trostlos, wenn man sieht, daß die Masse das Treffliche vom Alltäglichen so gar nicht zu unterscheiden weiß; trostloser noch, für mich wenigstens, wenn ich bedachte, daß jene Hausknost fortan wieder den einzigen erreichbaren Genuß ausmacht, und daß die Sängerin Schuld ist, wenn ich mich Wochenlang wieder daran gewöhnen muß. Das ist der Fluch der Erkenntniß; selig die Armen im Geiste!

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, Mai.

(Beschluß.)

Baulust. Fremde. Frühling.

Wer den vormaligen, überaus ansehnlichen Garten der Gräfin Moszinska kannte, als dieser noch dem Publikum offen stand, der könnte allerdings bedauern, daß auch ihn dasselbe Schicksal betreffen mußte. Außer einem herrlichen Lindengange, bot er gar anmuthige, durch Springbrunnen und andere Wasserkünste belebte Schattenplätze. Seine seitherigen großen Häuser ungerechnet, werden in ihm nun noch vier neue beträchtliche Gebäude einquartirt. Uebrigens hatte die Oeffentlichkeit des Gartens schon seit langer Zeit aufgehört, und die jetzige Umwandlung ist daher kein Verlust, sondern ein offenbarer Gewinn. Besonders erfreulich ist es, unter diesen Anbauern den Besitzer des etwa sechs Meilen von hier entfernten bedeutenden Guts Schweta, Herrn Schütz, nennen zu hören, weil man dies als eine Bürgschaft betrachten kann, daß er, der seit einigen Jahren bald auf diesem Gute, bald in England, dem Geburtslande seiner Gemahlin, sich aufhielt, wieder in unserer Stadt festen Fuß fassen werde. Sein voriges, im feinsten Geschmack eingerichtetes und mit allen socialen Annehmlichkeiten versehenes Haus wird nur wenigen Fremden von Bedeutung, die sich einige Zeit in Dresden aufgehalten, unbekannt geblieben seyn. Die Gastfreiheit erschien darin, geleitet durch die Umsicht und unablässige Sorgfalt des Hausherrn und den zarten Takt seiner geistvollen Gemahlin, in der einnehmendsten, liebenswürdigsten Gestalt. Obschon die vornehmste Gesellschaft den dortigen glänzenden Soireen niemals fehlte, so war doch von unnatürlichem Zwang keine Rede. Das Verschiedenartigste, nur durch die gemeinschaftliche gesellige Ausbildung einander befreundet, schmolz vermöge der allenthalben vorwaltenden Feinheit und Grazie in ein reich und schön belebtes Ganzes zusammen. Auch gewähren sicher alle Vereine in diesem Hause Jedem, der je daran Theil nahm, eine besonders freundliche Erinnerung. — Bei manchem der neuen Gebäude ist vorzüglich auch die Schnelligkeit merkwürdig, mit der sie, dem Spargel gleich, aus dem Boden emporschießen. So war ein massives Haus an der Promenade noch spät im Herbste des vorigen Jahres bewohnt, das nachher weggerissen worden, und ohngeachtet des eingetretenen langen Winters, schon seit einigen Wochen mit Erdgeschoß und drei obern Stockwerken wieder neue Bewohner erwartet. Ein anderer Bau vom allgemeinsten Interesse ist das künftige neue Schauspielhaus. Die längst von Einheimischen und Fremden gehegte Phantasie hat endlich den lange fruchtlos gesuchten Weg in die Wirklichkeit gefunden. Der Bau desselben nach dem Risse des hiesigen Professors Semper wird nächster Tage in Angriff genommen werden. — Von Künstlern und Gelehrten, deren Namen auch dem Auslande mehr oder weniger im Andenken sind, befanden sich außer dem bereits erwähnten musikalischen Schöpfer der Hugenotten in den lezten Wochen noch hier: Friedrich von Raumer, die durch die Anmuth ihrer Poesien empfohlene Gräfin von Hahn-Hahn und Löwe-Weimars, der besonders auch in Folge seiner lezten Reise nach Rußland bekannte französische Uebersezer unseres Humoristen Hoffmann.

Die seit dem ersten dieses Monats fortdauernde volle Frühlingsherrlichkeit lockt die ganze Stadt in's Freie. Der schöne Mai scheint die Scharte wirklich auswetzen zu wollen, welche erst der harte Winter und dann der ebenfalls bis zu seinem lezten Athemzuge mit Eis um sich werfende April dem Jahre in der allgemeinen Gunst beigebracht hatte. Auf der vormals Brühlschen Terrasse ist daher bereits das ganze bunte, freundliche Sommerleben im Gange. Dort hat auch so eben der hiesige Mechaniker Liebisch ein Hydro-Oxygen-Mikroskop aufgestellt. Vermöge einer neuen Vorrichtung weiß er sogar undurchsichtige Gegenstände bei der Vergrößerung in ihren natürlichen Farben erscheinen zu lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Mai 1838.

Ein schuldlos kräftiges Geschlecht,
Von Urgebirgen eingeschlossen,
Der Fichten würdige Genossen.

v. Feuchtersleben.

Gebirgswanderungen im Norden und im Süden.

Von Schouw.

Das so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienene Jahrbuch für 1838, herausgegeben von H. C. Schumacher, enthält, neben den astronomischen und physikalischen Tabellen, mehrfach interessante Abhandlungen von Bessel, Leopold v. Buch, Kämtz, Moser, Oersted, Olbers und Schouw. Besonders möchten wir die zahlreichen Barometerbeobachter und Wetterpropheten unter unsern Lesern auf Kämtz's „Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre" aufmerksam machen. Wir bedauern, daß sich der Aufsatz zu einem Auszug nicht eignet. Desto besser entsprechen die Gebirgswanderungen des Dänen Schouw dem Charakter unserer Blätter.

* * *

Nicht nur beim Gebirgsbewohner äußert sich eine große Vorliebe für die Gebirge und in der Fremde eine heftige Sehnsucht nach diesen stummen, heimathlichen Freunden, auch für den Bewohner der Ebene, der Gebirge besucht, haben diese etwas besonders Anziehendes und treten später oft lebhaft in seiner Erinnerung auf. Daß die Natur in den Gebirgen häufiger von Menschenhänden unverändert ist, mag wohl hiezu das Seinige beitragen, kann jedoch nicht die Hauptursache seyn, denn dann würde eine Sandwüste oder eine Heide dieselbe Wirkung hervorbringen. — Wichtiger ist wohl der Umstand, daß die Gebirgsnatur mit viel schärferen Zügen hervortritt; denn so wie wir die scharfen Gesichtszüge eines Menschen leichter auffassen und sie sich uns tiefer einprägen, als die abgerundeten Formen eines ausdruckslosen Antlitzes, so werden die scharfen Umrisse und die abwechselnden Formen der Erdoberfläche sicherer aufgefaßt, und erhalten sich lebhafter im Gedächtnisse, als das Bild einer einförmigen Ebene oder eines wellenförmigen Hügellandes. Endlich bietet auch die Bergnatur durch die Absonderung enggeschlossener Theile und durch die großen Veränderungen, welche der Höhenunterschied im Klima und aus dieser Ursache im Pflanzen- und Thierreiche hervorbringt, eine weit größere Abwechslung dar.

Im Sommer 1812 begleitete ich als junger, angehender Naturforscher in den Gebirgen Norwegens den norwegischen Botaniker Christen Smith, der wenige Jahre später auf der unglücklichen Tuckeyschen Expedition, als Opfer eines brennenden Eifers für das Studium der Natur, seinen Tod fand. — Wir hatten das an auffallenden Naturscenen so reiche Gebirgsland Obertellemarken durchwandert, den hohen, isolirten, schneebedeckten Gousta erstiegen, den Riukanfoß, einen der größten

Waſſerfälle Europas bewundert, und waren im Begriff, das öde Gebirge, welches Tellemarken von Hardanger trennt, zu durchwandern.

Es liegt im Charakter des ſcandinaviſchen Gebirges, daß es oben verhältnißmäßig flach iſt, an der Oſtſeite ſich allmählig neigt, gegen Weſten dagegen ſehr ſchroff abfällt, und dieſer Charakter iſt gerade in dem gedachten Theile des Gebirges ſehr auffallend. — Deßhalb liegen am öſtlichen Abhange die verſchiedenen Vegetationsgürtel (Regionen) mehr neben einander, als übereinander. Während man in den Alpen ſchnell von dem Gürtel der Laubhölzer zu dem der Nadelwälder, von dieſem in die Region der Alpenroſen und von da in die der Alpenpflanzen und endlich in die Schneeregion hinaufſteigt, Gürtel, die man in einigen Stunden durchwandern kann: ſo wandert man im öſtlichen Norwegen mehrere Tage durch den Gürtel der Nadelhölzer, dann wieder einige Tage durch die Region der Birke und ferner ſehr lange durch die Regionen der Alpenpflanzen und des Schnees, ehe man die Waſſerſcheide des Gebirges erreicht, welche von dem öſtlichen Fuße des Gebirges hier etwa 21 deutſche Meilen entfernt liegt.

So botaniſirten wir im Monat Auguſt an den Ufern des großen Landſees Miösvandet, 2700 P. F. über dem Meere, in der Region der Birke. — Die Rothtanne und die Kieſer waren verſchwunden; nur ſparſam zeigten ſich Aecker neben den Gehöften, denn ſelten wird die Gerſte hier reif. Die Bewohner ſind halb Ackerbauer, halb Nomaden; ſie haben zwar feſte Winterwohnungen, allein im Sommer ziehen ſie mit dem Vieh in die Gebirge hinauf, um die höher liegenden Weiden zu benutzen. Wir entfernten uns immer mehr und mehr von dem bewohnten Lande, ſchon lagen halbe Tagereiſen zwiſchen den Gehöften, deren Bewohner am Freitage die Heimath verlaſſen muſſen, wenn ſie Sonntags die Kirche beſuchen wollen. Weg und Steg fanden ſich ſchon nicht mehr, nur Steinhaufen in weiter Entfernung von einander zeigten dem Wanderer die Richtung, der er zu folgen hatte.

Einen Führer über das große Gebirge ſuchten wir vergebens; nur mit Mühe beredeten wir einen Bauer in dem lezten Gehöfte von Tellemarken, uns nach den Sennhütten zu bringen, welche die Hardanger an dem öſtlichen Abhange des Gebirges im Sommer bewohnten; hier, meinten wir, würde es an Führern für den übrigen Theil der Reiſe nicht fehlen. — Wir traten nun allmählig in die Region der Alpengewächſe; die Wälder ſind hier verſchwunden, kleine niedliche Sträucher und niedrige Pflänzchen mit großen, ſchön gefärbten Blumen wechſeln mit nakten Felſen und reißenden Strömen ab. — An der erſten Hardanger Sennhütte kamen uns die Mädchen, nach der Sitte des Landes, mit einer großen, weißgeſcheuerten Milchſchüſſel entgegen und luden uns freundlich ein: „Setze dich, ruhe aus und trink!“ Dieſe kleinen Kolonien beſtehen nur aus Mädchen; ſie werden im frühen Sommer von den Männern hinaufgeführt, und kehren erſt am Schluſſe des Sommers in die Heimath zurück; das große Gebirge, die weit ausgedehnten Schneefelder trennen ſie von ihrem acht bis neun Meilen entfernten väterlichen Hauſe. Sie wagen nicht, das Gebirge allein zu paſſiren, und konnten uns daher nicht als Führer dienen; unſer Begleiter aus Tellemarken kehrte zurück. So befanden wir uns in einer etwas mißlichen Lage; doch wir ſtanden in der Mitte der ſchönen, reichen Alpenflora; als Botaniker trugen wir daher kein Bedenken, zu bleiben, obgleich wir den Rückweg durch die öden Gefilde nicht ſelbſt finden konnten, und es durchaus vom Zufall abhing, wann wir weiterkommen konnten. — Die Mädchen räumten uns eine ihrer Milchhütten ein; dieſe, von zuſammengelegten Steinplatten gebildet, gegen Regen und Wind unvollkommen ſchützend, war unſere Wohnung, ein Schaffell und einige Decken unſer Bett, Gerſtenbrod, Milch, Käſe und Grütze unſere Nahrung. Die Pflanzenwelt entſchädigte uns für alle Entbehrungen, denn obgleich ringsum von nackten, zum Theil ſchneebedeckten Bergen umgeben, boten einzelne Flecke einen reichen, mannichfaltigen Pflanzenwuchs dar. Auf einem Areal von etwa zwanzig Quadratfuß wucherten dreißig verſchiedene ſchönblühende Alpengewächſe. Dieſe kräftigen Kräuter bieten dem Vieh ein reichliches Futter dar; es zerſtreut ſich in den umliegenden Gebirgen und kehrt am Abend von ſelbſt zurück, um gemolken zu werden. Gegen Sonnenuntergang ſtrömen von allen Seiten Kühe, Schafe und Ziegen nach der Sennhütte, werden von den Mädchen mit Namen (z. B. Silberweiße) gerufen, und empfangen aus deren Händen das gewöhnliche Geſchenk an Salz, wodurch dieſe Thiere bewogen werden, zur beſtimmten Stunde zurückzukehren.

(Die Fortſeyung folgt.)

Eine deutſche Converſation.

(Fortſeyung.)

„Madame,“ ſagte der Gaſt, „ich ſchätze am Deutſchen auch die Eigenſchaft ſehr hoch, daß er mit ſeinem beſcheidenen Loſe zufrieden iſt. Und wenn er es in der Wirklichkeit nicht ſeyn kann, ſo hilft ihm ſeine Phantaſie. Iſt er da nicht reich genug? Braucht er noch phantaſtiſche Geburten einer fremden zu citiren?“ — „Mein Herr,“ fiel Strahlheim ein, „Sie ſind ſehr gütig gegen unſere Nation. Aber einen Fortſchritt, deſſen wir uns rühmen, laſſen Sie unerwähnt. Welche Nation hat zuerſt den Frauen die Rechte, die ihnen zukommen, wieder eingeräumt? Zwar ſind wir noch nicht da, wo wir ſollten, aber

die Achtung vor ſelbſtſtändigen weiblichen Charakteren iſt gerade das, wodurch in dieſem Augenblick die deutſche Nation einen Schwung nimmt, der ſie über ſich ſelbſt heraushebt.“ — „Ich beſchäftigte mich,“ ſagte der Britte, „vor einiger Zeit mit den alten Poeſien unſerer Nationen, und ich räume Ihnen ein, ich fand nirgends ſo rein weibliche, in Demuth, Kindlichkeit und rührender Hingebung große Frauencharaktere, als in den deutſchen Gedichten des Mittelalters.“

„Schöne Bilder der Vorzeit, allerdings,“ ſagte der Doktor, „dieſe Genovefen und Griſelden! Aber die Zeiten ſind vorbei. Eigentlich ſollten wir jene alten Dichtungen nicht ſo hoch ſtellen, weil ſie uns einen falſchen Begriff geben. Sie heben nur die Frauenpflichten, nicht die Rechte heraus. Wenigſtens ſollten neuere Dichter nicht in die verwiſchten Fußſtapfen treten, wie zum Exempel Heinrich von Kleiſt. Käthchens Liebe iſt außerordentlich ſchön; aber iſt das Verhältniß nicht chokant?“ — „Wie, Doktor, auch Sie!“ unterbrach ihn die Wirthin. „Wo das Gefühl ſo himmliſch ſchön ſpricht, was hat da die Delicateſſe für Rechte?“ — „Gnädige Frau, gegen die Liebe und wie ſie ſich äußert, habe ich nichts, aber gegen die Rohheit des Gedankens, daß ein Mann dieſe Dienſtbarkeit ſich zu Nutze macht, und ein Mann das erfinden konnte. Im Grunde genommen, was iſt denn Käthchen dem Grafen? Seine Dienſtmagd, ſein Burſche. Wenn wir's mit dürrem Wort ausſprechen wollen: ſie puzt ihm Stiefeln und er läßt ſie ſich putzen. Das mag in der Geſchichte oft vorgekommen ſeyn, ſoll aber nicht durch die Dichtung geheiligt werden.“ — „Sie würden die Frauen in's Parlament ſchicken?“ ſagte der Britte. — „Es würde gewiß nicht ſchlimmer um die Redekunſt ſtehen.“ — „Und um das Wohl des Landes, mein Herr?“ — „Geſchieht es nicht etwa ſchon? Sind die Damen nicht in der Diplomatie thätig, ſprechen ſie nicht mit im Parlament? Wo iſt ein Land, wo ſie nicht bei der Verwaltung mitredeten? Falſchheit und Gleißnerei der Cultur, etwas nicht auszuſprechen, was iſt! Der Wahrheit die Ehre! Die Frauen haben die Feſſeln zerbrochen. O, wenn Sie in unſerer neueren Literatur ſich umſehen, werden Sie außerordentliche Dinge wahrnehmen. Starke weibliche Seelen ſind aufgetreten und haben ihren alten Tyrannen den Fehdehandſchuh hingeworfen.“ — Mit gedämpfter Stimme ſezte er hinzu: „Auf Ihre Nachbarin möchte ich Sie gern aufmerkſam machen, wenn ihre Beſcheidenheit es erlaubte. Sie könnte, wenn ſie wollte, ein großes Gewicht in die Wagſchale legen.“ — „So?“ ſagte der Britte.

Madame Löwlein hatte ſich abgewandt und wechſelte freundliche Blicke und Worte mit entfernter Sitzenden. „Mein liebes Kind ſizt ſo traurig da,“ rief ſie Cäcilien zu. „Was iſt das, Herr Graf? Sie erzählen ihr wohl Criminalgeſchichten oder Tragödienſtoffe? Heiter! heitere Sachen, das brauchen wir. Die Zeit ſelbſt iſt ſchon zu ſehr zur Traurigkeit geneigt; der Geiſt muß ſich über ſie erheben.“ Der Britte hatte ſein Glas erhoben und ſich die Erlaubniß erbeten, es auf das Wohlſeyn der geehrten Wirthin leeren zu dürfen. Die Wirthin mußte dankend Beſcheid thun. „Sie ſind noch wenig mit der Geſellſchaft bekannt,“ ſagte die Dame. „Ich haſſe aber alles, was Präſentation heißt. Was hilft es, daß man ſich Namen nennt, die gleich wieder verhallen? Man muß ſich ſelbſt zeigen, wie man iſt.“ — „Das möchte in einer Geſellſchaft, die einige Stunden dauert, ſchwer fallen,“ entgegnete der Britte. — „Wie wahr, wie ſehr wahr!“ erwiderte Madame Löwlein. „Dieſe Geſellſchaften, was ſind ſie anders, als glänzende Zwangsanſtalten, wo man die Nullen der Menſchheit mit Putz überhängt? Wer kennt ſogleich die etwas ſind, heraus? Sie kennen vermuthlich Ihren Vis-a-vis noch nicht. Doktor Strahlheim, eines unſerer genialſten Talente. Der Mann hat eminente Anſichten!“ „So?“ ſagte der Britte. — „Gott, mit unſern Aerzten iſt es recht ſchlecht beſtellt, Alle über einen Leiſten! in der Methode untergegangen. Ich verſichere Sie, der Doktor wird Furore machen.“ — „Hat er geſchrieben?“ — „Dazu hat er nicht Zeit. Die vornehme Welt reißt ſich um ihn. Er macht ſich etwas ſelten. Es hat mich ſelbſt Mühe gekoſtet ihn zu gewinnen. — Halten Sie etwas von gelehrten Aerzten? — Helfen denn Bücher, oder der Blick, der Blick, der in die innerſte Natur dringt? — Leben, Leben, nur keine Gelehrſamkeit! Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Horsfal? im Auge, im Auftreten, im Gang, in der Geſtalt eines Mannes ſpricht ſich am deutlichſten aus, was er iſt. — Daher liebe ich Ihre Nation. Man weiß ſogleich, wo man dran iſt. Was ſind unſere Männer dagegen? Da iſt immer eine gewiſſe Unſicherheit, oder es iſt gemacht; ſie blicken um ſich, ob es auch recht ſizt, ob es den Leuten recht iſt. Das deutſche Weſen läßt ſich nicht verleugnen. Wir ſind eine recht unglückliche Nation.“

„Wer iſt der Offizier, Madame, der mit Ihrer Tochter ſpricht?“ fragte der Engländer. — „Ein Graf, — Graf — ich weiß nicht gleich den Namen: der Name iſt das Beſte. Es drängen ſich hier ſo Viele in's Haus, wer kann ſie Alle behalten? Einmal muß man ſie einladen. Das iſt man der leidigen Sitte ſchuldig.“ — „Mich dünkt,“ ſagte der Britte, „dieſer Offizier entſpräche dem, was Sie verlangen. Eine vollkommenere männliche Schönheit ſah ich nie: Adel und freier Anſtand in der Bewegung, ein kühner Blick, ein wohlgefälliger Ausdruck des vollen Geſichtes, Gutmüthigkeit bei Würde; auch was ich aus ſeinem Munde hörte, entſpricht dem Bilde von einer kräftigen, ſchönen Natur.“ — „Wofür halten Sie mich?“ fuhr die Wirthin auf. „Will ich denn koloſſale Puppen mit Schnurrbärten? Geiſt, Geiſt ſoll ſich

ausſprechen; der Geiſt im Körper macht den Mann, nicht die militäriſche Dreſſur. Ueberhaupt, ich bin keine große Freundin des Militärs. Der Charakter geht doch in der Uniform unter. Laſſen Sie uns von etwas Anderm reden, und die Militärs aus dem Spiele.“

Der Engländer, um ihrem Wunſche zu folgen, ſprach von den Verbindungen, welche ſein großes Handlungshaus ehedem mit dem ihrigen gehabt. Er bedauerte, daß dies aufgehört, ſeit die Firma Löwlein und Aberbeiß, von einem Fremden geführt, ihre Geſchäfte beſchränkt habe. Er lobte den ehemaligen Prinzipal, Herrn Jakob Löwlein, den er ſelbſt freilich nie geſehen, der aber unter allen ſeinen Verwandten und Bekannten auf der Inſel im beſten Andenken ſtehe. Er habe neben ſeinem Ruf als einer der wunderlichſten Köpfe, auch den eines der geſcheidteſten Kaufleute hinterlaſſen. Seinem ſcharfen Blicke in die Verhältniſſe verdanke das Engliſche Haus die Abwendung einer großen Gefahr, da es bei einer bedeutenden Spekulation am Rande eines Abgrunds geſtanden. Der ſonderbare Wohlthäter habe aber jede Vergeltung abgelehnt, die man ihm um ſo mehr ſchuldig und bereit geweſen zu geben, als durch die plötzliche Wendung ſtatt des drohenden Verluſtes ein ungewöhnlich großer Gewinn eingetreten ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Havre, Mai.

(Beſchluß.)

Theater.

„Allez vous au spectacle? — l'affiche est bien belle!“ hörte ich vorgeſtern ein junges Mädchen, wahrſcheinlich eine Näherin, ſagen. Und wahrlich der Anſchlagzettel war ſehr, ſehr ſchön, d. h. ſechs Fuß lang und anderthalb breit. Das reicht hin, und Abends brachen die Bänke beinahe unter ihrer Laſt, und über dreihundert Leute mußten zurückgewieſen werden, weil alle Plätze des Theaters genommen waren. Aber dieſer ungeheure Zettel war nicht das einzige Mittel, das der Benefiziant, um deutſch zu ſprechen, angewendet hatte, ſeinen Zweck zu erreichen. Tags zuvor war ich in Geſellſchaft, als die Dame des Hauſes ein feinzuſammengelegtes, wohlriechendes und kokettes Briefchen vom ſanfteſten Seidenpapiere erhielt. Es hätte die Eiferſucht ſelbſt eines nicht allzuargwöhniſchen Ehemanns erregen können. In dem Briefchen aber hieß es: Madame! Attaché depuis deux ans au théâtre du Havre, j'ai été assez heureux avant de le quitter, pour obtenir une représentation d'adieu à mon bénéfice: cette représentation aura lieu jeudi prochain. Le programme ci-joint en indique la composition. — Je serais très-honoré, Madame, qu'il vous plût d'y assister: une telle faveur serait la plus douce récompense de mes constans efforts pour mériter la bienveillance du public du Havre. Je suis avec le plus profond respect, Madame, Votre très-humble et très-obéissant serviteur Alfred Harmant. Ich ſchicke Ihnen dies, damit ein deutſcher Benefiziant ſich ein Muſter nehmen kann. Nun von der Vorſtellung. Der erſte Akt oder beſſer der Prolog beſtand für mich in den kleinen Scenen, die im Parterre ſpielten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde. Nachdem alle Bänke beſetzt waren und noch immer neue Schauluſtige zufloßen, entſtand in dem engen Eingange zum Parterre ein ungeheures Gedränge. Auf einmal wurde ein vierſchrötiger Seeman von ſeinen Freunden und Nachbarn ergriffen, in die Höhe gehoben und ſanft oder unſanft, wies eben kam, ſo lang er war, über die Köpfe und Schultern der Sitzenden weggeſchoben, und ſchwam ſo, geſtoßen, geworfen, ſtoßend und um ſich tretend, bis beinahe in die Mitte des Parterres, wo ein paar Fußtritte zwei Sitzende zum Weichen brachten, und er ſich dann ganz ohne Umſtände zwiſchen ſie niederſetzte. Dies höchſt intereſſante Schauſpiel wiederholte ſich faſt in jedem Zwiſchenakte ein paar Mal, und ich geſtehe, daß ich nicht begreife, wie es ohne Kopf- und Halsbrechen abgehen konnte. Aber man iſt daran gewöhnt, und das Ding hat ſelbſt einen techniſchen Namen, den ich aber leider wieder vergeſſen habe. Nach dieſem Prolog begann endlich das Schauſpiel: ein Drama in 2 Akten, eine Comödie in 2 Akten, zwei Vaudevilles jedes in einem Akte, dann ein Conzert in ſechs Abtheilungen, endlich eine Tombola und zulezt ein Ballet. Alles dies zuſammen dauerte bis halb zwei Uhr Morgens. Das nenne ich mit ſchwerer, gewichtvoller Münze zahlen, und Alles das für 10 — 60 Sous je nach den Plätzen! Ich will nicht von den Dramen und Vaudevilles ſprechen; ſie waren ſo ſchlecht und ſo gut, wie man ſie alle Tage ſehen kann. Aber das Conzert, die Regimentsmuſik, unſere einzige lezte Reſſource, ſtand im Kreiſe auf der Bühne und ſpielte eine Gallopade und die Ouvertüre aus Robert dem Teufel, und that ihr Beſtes. Mehr brauche ich wohl nicht zu ſagen, um den Zuſtand unſerer Stadt in Bezug auf Kunſt und Muſik insbeſondere zu ſchildern. Die Regimentsmuſik iſt hier in Havre eine wahre Tauſendkünſtlerin; die Rekruten marſchiren nach derſelben, auf den Bällen tanzen die Schönen nach ihrem Takte, bei den politiſchen und ſonſtigen Feſten ſpielt ſie die Lieder, die geſungen werden, und in der Kirche begleitet ſie die frommen Seufzer der alten Matronen. Sie hat den Schlüſſel zu allen möglichen Gefühlen des Herzens, des Magens und der Beine. Vive la musique du 1me régiment! Am Ende kam dann die Tombola, wo fünf Leute von dreitauſend eine glückliche Nummer hatten. Ich ſchreibe Ihnen dieſes abermals für Ihre geneigten Leſer, die etwa Benefizianten ſeyn könnten. Nur Eines wunderte mich bei der Sache, und zwar, daß ich kaum Jemanden vor Ende des endloſen Abends ſeinen Platz verlaſſen ſah. Im Parterre wäre dies freilich unmöglich geweſen, aber ſelbſt die Damen in den Logen hielten aus, und die, welche ich herbegleitet hatte, zwang mich Anſtands halber ebenfalls zu bleiben. Ich ſah in Deutſchland einmal einen Studenten fürchterliche Geſichter ſchneiden nach jedem Schluck Wein, weil dieſer zur Sorte des Dreimännerweins gehörte. Als man ihm ſagte, er ſolle ihn ſtehen laſſen, antwortete er: „Schönen Dank, ich muß ihn zahlen und will ihn trinken!“ Daß auch die praktiſchen Franzoſen mitunter ſo denken, wunderte mich. Ich aber that einen heiligen Eidſchwur, daß mich ſelbſt ein ſtraßenlanger Zettel und ein parfümirtes Sendſchreiben nicht wieder verleiten ſollen, in's Theater zu Havre zu gehen, und will ihn mit ächter deutſcher Treue halten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. Mai 1838.

A man that apprehends death no more dreadfully, but as a drunken sleep; insensible of mortality, and desperately mortal.

Shakespeare
measure for measure.

Eine deutſche Converſation.

(Fortſetzung.)

„Vielleicht war unſer Land," ſagte Maſter Horsfal, „wie es damals war, der rechte Boden für den originellen Mann. Er kannte England, wie wenige Fremde es kennen lernen, ja oft wir ſelbſt kaum. In allen Geſtalten war er es durchreist, um in alle Schlupfwinkel der Induſtrie und Gewerbthätigkeit einzudringen. Faſt allen unſern Erfindern hatte er ihre Geheimniſſe abgelauſcht, und wenn er der Mann geweſen wäre, ſeine Erfahrungsſchätze auszubeuten, er wäre ein enorm reicher Mann geworden. Aber dazu kam er nicht, er hatte nie Ruhe, das Gewonnene zu benutzen, ſondern fand immer wieder ein neues Feld, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Dieſer raſtloſen Wißbegirde allein, ſagt mein älterer Bruder, iſt es zuzuſchreiben, daß Herr Löwlein es nicht weiter gebracht hat. Aber er mußte auch Alles ſelbſt verſuchen. Die bloße Anſchauung und der Beweis, daß es gehe, genügten ihm nicht. Die Erfindungen erfand er noch einmal durch. Er war ſelbſt Mechaniker und ſoll in dieſer Kunſt ſehr viel geleiſtet haben. Viele Maſchinen, die jezt im Gange ſind und unſere Wohlfahrt fördern, ſollen ihm ihre erſte Anregung verdanken. Aber er verließ eben ſo ſchnell, was er angefangen, als er mit Aufwand aller Kräfte dabei geweſen war, es in's Werk zu ſetzen. Ein Anderer übernahm die Ausführung und erntete Ehre und Vortheil. Denn Herr Löwlein war ohne alle Eitelkeit und, wie man ſagt, ſelbſt ohne Eigennutz. Seinem raſtlos praktiſchen Weſen und Wirken genügte es, alle möglichen Kräfte in die möglichſte Bewegung zu ſetzen. Das Ernten, meinte er, ſey eine leichte Sache und bedürfe keiner Anweiſung. Aber auch dieſes Bewegungsprinzip kann zu einem Durſt werden, der zulezt keine Nahrung mehr findet. Trotz dem, daß er um den Lohn ſich nicht kümmerte und die Ehre ſogar verſchmähte, fehlte es ihm bei uns nicht an Anerkennung. Er verdankte dieſem guten Rufe, der ſich gleichſam ganz im Stillen machte, einmal die Erhaltung ſeines Lebens. Unſere Geſetze ſind ſtreng und waren damals noch ſtrenger. Auf die Ausforſchung vieler Fabrikerfindungen, die heute kein Geheimniß mehr ſind, ſtand der Tod, wenn es ein Ausländer war, der ſich dies Verbrechen zu Schulden kommen ließ. Der Principal Ihres Hauſes ward von argwöhniſchen Fabrikherrn bei Birmingham belauſcht, ertappt und vor die Jury geſtellt. Alles war erwieſen, der ſchmachvolle Tod ſchien gewiß, denn das Geſetz iſt unbeugſam. Aber die günſtige Meinung im Publikum hatte im Geheim zu ſeinen Gunſten gearbeitet, man wußte, ohne daß es ausgeſprochen worden, was er an Erfindungsſchätzen in's Land gebracht, und wie dies wohl das aufwog, was

er hinausnehmen konnte. Die Geſchworenen mußten freilich das Schuldig ſprechen. Erſelbſt, wie ſehr auch ſeine Freunde ihm abriethen, hatte den Thatbeſtand ſeiner Schuld eingeräumt. Er hielt es für unwürdig, zu leugnen, obgleich unſere Inſtitutionen dies vorausſetzen, ja oft ſogar der Richter ſelbſt den Angeklagten dazu auffordert, um den Unglücklichen aus den Eiſenangeln unſerer herben Geſetze loszuwinden. Herr Jakob Löwlein war zum Tode durch den Strang verurtheilt. Der Galgen war aufgeſchlagen, er die Leiter hinangeſtiegen und die Schlinge ſchon um den Hals gelegt. Da rief eine Stimme: „Wen hängt ihr da?“ — „Den Herrn Jakob Löwlein aus ...“ antwortete der Scheriff. „Das iſt er nicht,“ replicirte der Irländer. „Ich kenne den Mann beſſer, es iſt Marcus Gottlieb Vanderbucht aus Hamburg, der in Neuyork das kleine Holländerhaus am Zoll beſizt. Er verkehrte bei mir, als ich in der Doulengaſſe die Schenke hielt. Er iſt mir noch ſiebzehn Dollars ſchuldig, was ich von ihm ſchriftlich habe. Hier iſt der Schein. Herr Scheriff, ich verhafte ihn darum, denn ich ſehe, er iſt unſicher und will unter fremdem Namen aus der Welt gehen. Hier ſind zwei Zeugen, die es beſchwören können, wenn er leugnet, daß er Marcus Gottlieb Vanderbucht aus Hamburg iſt.“ Der Scheriff fragte den Verurtheilten: „Biſt du der Marcus Gottlieb Vanderbucht aus Hamburg, der am Zollhaus in Neuyork das kleine Holländer-Häuschen beſizt und in der Schenke des Irländers verkehrt hat und ihm ſiebzehn Dollars ſchuldig blieb?“ Als der Todescandidat dies mit einem kräftigen Ja beantwortete, konnte mit der Hinrichtung nicht fortgeſchritten werden. Er ward in's Gefängniß zurückgeführt und ein neues Proceßverfahren eröffnet. Die drei Irländer beſchworen, daß er der ſey, für den ſie ihn ausgaben und der zu ſeyn er ſelbſt nicht leugnete. Obgleich viele Tauſende bei uns, ja die Kinder auf der Gaſſe ihn als Herrn Jakob Löwlein kannten, trat doch keiner als Zeuge gegen ihn auf; ſeine Ankläger waren verſchwunden, die Gerichtsdiener meinten, ſie könnten ſich geirrt haben, da ſie ihn nie recht ſcharf in's Auge gefaßt. Am Abend vor dem Hinrichtungstage ſey viel Verkehr im Gefängniß geweſen; möglich daher, daß der echte Herr Jakob Löwlein entwichen und der Marcus Gottlieb Vanderbucht, der auch einen grauen Rock trug und von ſeiner Statur und ſeinem Alter war, ſtatt ſeiner zurückgeblieben ſey. Kurz, der Bedingung unſerer Geſetze war genügt, oder vielmehr nicht genügt; denn die Identität der fraglichen Perſon mit dem Verurtheilten war nicht erwieſen. So blieb denn Herr Jakob Löwlein zum Tode verurtheilt, und ward auch in ſo weit verfolgt, als der Buchſtabe des Geſetzes es gerade forderte, und Marcus Gottlieb Vanderbucht blieb um ſiebzehn Dollars einige Stunden verhaftet, bis Jemand Bürgſchaft für ihn einlegte. Man erwartete nicht anders, als daß der Gerettete mit dem nächſten günſtigen Winde England verlaſſen werde. Aber zu aller Verwunderung blieb er ruhig, nicht allein im Lande, ſondern in unſerer Grafſchaft, in der Stadt ſelbſt, wo der Galgen für ihn aufgerichtet worden, wo er täglich dem Henker begegnete, der ihm den Strick um den Hals gelegt und der täglich dazu bereit war, ſobald zwei, die ihm übel wollten, beſchworen, daß er Herr Jakob Löwlein war. Nichts wechſelte er, nicht Kleidung, Bart, Sprache, Umgang, Angewöhnungen, nur den Namen. Er verkehrte nach wie vor mit ſeinen Handelsfreunden, von denen kein Einziger war, der, was er dem Jakob Löwlein ſchuldete, nicht bereitwillig auf Conto des Marcus Gottlieb Vanderbucht abſchrieb. Doch meinen Sie vielleicht, daß er dieſe außerordentliche Gefahr, in der er ſtündlich ſchwebte und die ſeine Freunde mehr ängſtete als ihn, nur ertrug, um ein wichtiges Geſchäft, das ſeine Gegenwart erforderte, zu Ende zu bringen? Nein, ſeine Geſchäfte waren unbedeutend. Aber ſeine Wißbegierde wollte als Augenzeuge einige neue chemiſche Entdeckungen verfolgen. Oder war es vielleicht die, zu wiſſen, wie einem zu Muthe iſt, den das Wort eines betrunkenen Schurken, die Mißgunſt oder das Rachgefühl eines, dem er eine Guinee abſchlug, täglich auf das Schaffot führen kann.“

Der Erzähler wurde hier unterbrochen. Er hatte nicht bemerkt, welche Wirkung er hervorgebracht. Es war ſtill geworden; was er vielleicht nur für ſeine Nachbarn erzählt, wurde von Allen angehört. Madame Löwlein hatte ſchon im Anfange ſeiner Erzählung die Farbe gewechſelt und ihr Riechfläſchchen und Taſchentuch zu Hülfe genommen; aber es gab noch eine aufmerkſame Zuhörerin. Cäcilie verſchlang mit ihren großen Augen die Worte des Britten. Ihre Nachbarn bemerkten erſt das leiſe Zittern des zarten Körpers und die Bläſſe, welche ihr Geſicht überzog, als es ſchon zu ſpät war, der Wankenden mit einem Flacon beizuſpringen. Der Rittmeiſter, der ſie in ſeinem Arm aufgefangen, rief dem Engländer zu: „Halten Sie inne, mein Herr! Wir lieben hier nicht Galgengeſchichten.“ Er trug die Ohnmächtige auf das Sopha. Ein allgemeiner Aufbruch drohte; auch Madame Löwlein war aufgeſprungen, aber ſchneller war es der Doktor. Er verſicherte, daß keine Gefahr ſey; in wenigen Minuten werde ſich das Fräulein erholen.

Wenn es des Fremden Charakter erlaubte, die Faſſung zu verlieren, ſo hatte er Urſache dazu. Deutſche Familien laſſen ſich nicht gern daran erinnern, daß einer ihrer Angehörigen unterm Galgen geſtanden. Aber Maſter Horsfal erfuhr erſt jezt, daß die Perſon, deren Schickſale er berührt, den Gegenwärtigen näher geſtanden, als er gemeint. Er hatte geglaubt, der Principal des Hauſes Löwlein und Aderbeiß, von deſſen Anweſenheit in England er Traditionen berichtet, ſey nicht der verſtorbene Gatte der gegenwärtigen Principalin, ſondern der

Schwiegervater derſelben. Er entſchuld'gte ſich, durch langjährige Reiſen im Auslande ſey er ſelbſt den Verwandtſchaftsverhältniſſen im eigenen Vaterlande entfremdet worden. Er hatte es nicht nöthig. Madame Löwlein hatte in demſelben Grade die Ruhe wieder gewonnen, als ihre Tochter ſie verlor. Sie ſchien zwar zuerſt unſchlüſſig, ob ſie zu ihrer geliebten Tochter ſtürzen und ihren Unfall beklagen, oder die heroiſche Mutter ſpielen ſolle. Vielleicht daß die Sorgfalt des Arztes, möglich auch, daß die momentane Verlegenheit des Gaſtes ſie ſchnell zum leztern Entſchluß brachte.

(Der Beſchluß folgt.)

Gebirgswanderungen im Norden und im Süden.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir hier einige Tage zugebracht hatten, führte der Zufall einen Hardanger Bauer an unſerer Hütte vorbei; er reiste nach einer andern Sennhütte, um Butter und Käſe zu holen und nach der Heimath in Söefried zu bringen. Er verſprach, auf der Rückreiſe uns mitzunehmen; allein da die Reiſe über das Schneegebirge für einen Tag wahrſcheinlich zu lang ſeyn würde, machte er uns den Vorſchlag, auf dem Schnee zu übernachten. — Wir zogen jedoch vor, die ganze Reiſe in einem Tage zu machen, obſchon es vorauszuſehen war, daß wir, wenn wir auch die Wanderung in der Dämmerung, um 3 oder 4 Uhr, anfingen, doch erſt um Mitternacht die Ufer des Fjords erreichen konnten. Dieſe Wanderung, die wir einige Tage ſpäter ausführten, ging über die ödeſten Felſenmaſſen und Schneegefilde; wir begegneten den ganzen Tag keinem Menſchen und keinem Hausthiere, nur Schaaren von wilden Rennthieren und Bopern (Schneehühnern) ſahen wir in dieſen Wüſten; kein Baum, kein Geſträuch, ja kaum ein Grashalm bedeckte den Boden. Der Schnee bildete bald große meilenweite Felder, bald, wo er zum Theil geſchmolzen war, füllte er die Vertiefungen oder ſchwebte, von unten aufgelöst, als rieſenhafte Brücke über dem reißend ſtrömenden Gewäſſer. — Nebelmaſſen und Wolken rollten über dieſen großen Felſenebenen hin; der rauhe Boden, der naſſe Schnee ermüdeten die Füße, die glänzende Schneedecke die Augen. — So wie wir weiter fortſchritten, zeigte ſich im Weſten ein höherer, weit ausgebreiteter Schneeberg; es war der große Folgefond jenſeits des Fjords, ſchien aber, wegen der geringen Breite dieſes leztern, auf derſelben Fläche zu ruhen, auf welcher wir wanderten; erſt als wir den weſtlichen Rand des Gebirges erreichten, ward der Fjord ſichtbar, und hier bot ſich eine ſehr auffallende Naturſcene dar. Der Fjord ſelbſt hat nur eine Breite von ungefähr einer Viertelmeile, an beiden Seiten ſteigen die Felſenmaſſen äußerſt ſchroff empor, an der einen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß, an der andern zu 4 bis 5000 Fuß; der Fjord erſcheint daher als eine ſchmale, tiefe Kluft in dem Gebirge, die an beiden Enden, wo das Gebirge ſich krümmt, geſchloſſen zu ſeyn ſcheint; und man würde, wenn man es ſonſt nicht wüßte, ſchwerlich errathen, daß man hier einen Theil des Meeres vor Augen hat. Die Gebirgsabhänge ſind auf beiden Seiten oben kahl, unten mit Wald bewachſen, ganz unten am Meeresgeſtade erblickt man einen ſehr ſchmalen Saum von hellgrünen bebauten Plätzen mit zerſtreut liegenden Wohnungen, von Holz erbaut, die vom obern Rande des Geſtades äußerſt klein erſcheinen.

Die Sonne ging eben unter, als wir den obern Rand des Abhanges erreichten. Das Herabſteigen am ſchroffen Abhange in der Dämmerung und ſpäter im Halbdunkel war nach einer ſolchen Fußreiſe ſehr beſchwerlich, dabei aber ſehr intereſſant. Nachdem wir durch den waldloſen Theil des Abhanges hinabgeſtiegen waren, begrüßten uns wieder die Birkenwaldungen; auf dieſe folgten ſchnell die Kieferwälder, in welchen Digitalis mit den prachtvollen rothen Blumen prangte, ganz unten duftete uns das friſchgemähte Heu entgegen, und wir gingen endlich an faſt reifen Kornfeldern, Kirſchenbäumen, mit reifen Früchten beladen, und blühenden Roſenſträuchen vorbei. Niedliche Häuſer ſtanden nahe bei einander, und eines von dieſen nahm uns gaſtfreundlich auf. Eine ſo ſchnelle Umwechslung war uns, welche mehrere Wochen auf den großen nackten Bergebenen und auf den Schneefeldern zugebracht hatten, einem Zauber um ſo mehr ähnlich, als ſie in einer von jenen ſchönen halbdunkeln nordiſchen Sommernächten geſchah. — Gewiß war eine ſolche Naturſcene ſehr geeignet, die große Wirkung deutlich zu machen, die der Höhenunterſchied auf Klima und Pflanzenwelt hervorbringt.

Als ich Anfangs Juni im Jahr 1818 von Rom aus beobachtete, wie der Schnee an den Gipfeln der Apenninen ſich allmählich verlor, rüſtete ich mich zu einer großen Fußreiſe. Mein Plan war es, der Kette der Apenninen erſt nordwärts bis gegen Toskana zu folgen, dann aber, mich gegen Süden wendend, ſie bis zur äußerſten Spitze Calabriens zu durchwandern. Ich führte dieſen Reiſeplan in acht bis neun Wochen aus und wanderte während faſt der ganzen Reiſe allein in den Gebirgen herum; nur ein Eſel, der meine Bagage trug, war mein beſtändiger Begleiter.

Nachdem ich die Weſtſeite der römiſchen Apenninen unterſucht, mehrere der höchſten Gipfel erſtiegen hatte und dann über die Hauptkette bei Norcia geſtiegen war,

befand ich mich Ende Juni bei St. Benedetto, am Ufer des adriatiſchen Meeres, von Oel- und Weingärten und Orangenhainen umgeben; die Getreideernte war bereits beendigt. Von dieſen heißen Küſten wandte ich mich wieder gegen die Gebirge, um den höchſten Gipfel der Apenninen zu beſteigen, der mit Recht den Namen Gransasso d'Italia führt und nicht in der Hauptkette des Gebirges liegt, ſondern in einer Nebenkette, welche zwiſchen Teramo und Aquila dem adriatiſchen Meere zuläuft. Bis zu Teramo ging die Reiſe durch die Region der Hügel, wo die Wälder aus immergrünen Eichen, das Geſträuch aus Myrten und Lentiscus beſtehen. Bei Iſola aber ſteigt man ſtark aufwärts gegen den Fuß des Granſaſſo, und an demſelben Tage, an welchem ich des Morgens Teramo verlaſſen und Mittags Iſola erreicht hatte, befand ich mich Abends ſchon in dem höheren Theile der Buchenregion, zwiſchen welcher und der immergrünen Hügelregion noch die Region der Kaſtanien liegt. Da ich hier die obere Grenze des Getreides und der feſten Wohnungen überſtiegen hatte, ſo mußte ich die Nacht unter freiem Himmel bei einigen Schafhirten zubringen; ſie hatten keine Hütten, ſondern übernachteten, in Schafpelzen eingehüllt, bei einem Feuer. Müde und durſtig verlangte ich Milch, die mir aber abgeſchlagen wurde; nicht aus Mangel an Gaſtfreiheit, ſondern weil bei den Hirten der Aberglaube herrſcht, es ſchade dem Vieh, wenn der Fremde die friſche Milch erhält. — Meine Verſicherung, daß die Viehzucht in der Schweiz und in Norwegen vortrefflich gedeiht, obgleich man dort dem Fremden mit der Milchſchüſſel entgegen kommt, war natürlich ohne Wirkung. Costume del paese war die Antwort, und ſelbſt mein Fuhrer aus Iſola ſtimmte in dieſem Punkte der Meinung ſeiner Landsleute bei.

Nach einer kalten Nacht begann ich mit Tagesanbruch die Beſteigung des Berges. Die obere Grenze der Buche (in den Apenninen in der Regel der Baum, welcher die größte Höhe über der Meeresfläche erreicht) war bald überſtiegen, und ich ſtand, von den ſchönſten Alpenpflanzen umgeben, am unmittelbaren Fuße des Granſaſſo, dem ſogenannten Steinaltare, einer Stufe oder Terraſſe, 5500 Fuß über der Meeresfläche. — Höher hinauf wurde der Abhang ſtets ſchroffer; an der Süd- und Oſtſeite kann man den Berg ſchwerlich erſteigen, zugänglicher iſt die Nordſeite, ſie war aber damals noch mit Schnee bedeckt. Durch Stufen, die ich in den harten Schnee hauen ließ, erreichte ich faſt die Spitze; doch blieb noch ein ſenkrechter Felſen zurück, den ich nicht erſteigen konnte, aber nach Augenmaß 150 Fuß höher als meinen Standpunkt ſchätzte. Die Höhe des Standpunkts betrug nach der angeſtellten Barometermeſſung 8785 Pariſer Fuß, die ganze Höhe folglich 8935 oder faſt 9000 Fuß.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Beneſize der Mad. Damoreau und der Elsler.

Ein Tageblatt hat berechnet, daß die Pariſer ſeit ſechs Wochen bloß für Opern, Operetten und Ballets 200,000 Franks ausgegeben haben. Außer den gewöhnlichen Darſtellungen wurden nämlich einige prächtige Beneſizvorſtellungen gegeben, worunter ſich beſonders zwei auszeichneten: die erſte für Mde. Damoreau, die zweite für Fanny und Thereſe Elsler. Eine Beneſizvorſtellung an der Oper iſt in der That etwas ganz Vorzügliches, ſogar Feierliches; denn bei ſolchen Gelegenheiten kommt die ganze reiche Welt in ihrem Schmucke zuſammen, und die ausgezeichneteſten Schauſpieler der großen Theater nehmen Antheil an der Vorſtellung, die daher auch Schauſpiel, Oper und Ballet enthält, und ſelten vor ein Uhr nach Mitternacht zu Ende geht. Ein ſolcher Beneſizabend trägt gegen 30,000 Fr. ein, wenn der Saal ganz voll iſt, wie er es beide Mal war. Madame Damoreau iſt als eine der beſten Opernſängerinnen allgemein beliebt. Vor zwei oder drei Jahren trat ſie von der großen Oper wegen einer Mißhelligkeit zwiſchen ihr und dem Direktor ab, und ging zur komiſchen Oper über, wo ſie ſeitdem ohne Nebenbuhlerin glänzt und, wie man ſagt, 30,000 Franks bezieht. Die ihr gewährte Beneſizvorſtellung iſt nur eine Beilage zu dieſem Gehalte, und man muß es der großen Oper nachrühmen, daß ſie, ſtatt der Abtrünnigen zu ſchmollen, ſich ganz bereitwillig gezeigt hat, zum Beneſiz der gefeierten Sängerin beizutragen. Die Abendvorſtellung war prachtvoll. Merkwürdiger war jedoch noch das Beneſiz für das tanzende Schweſterpaar Fanny und Thereſe Elsler. Seit Dlle. Taglioni's Abreiſe ſind die beiden deutſchen Künſtlerinnen unſtreitig die beſten Tänzerinnen, welche das Pariſer Opernballet aufzuweiſen hat. Die Wahl der Stücke war geeignet, die Neugierde der Zuſchauer zu reizen. Nicht allein Oper und Luſtſpiel ſollte von den beſten Schauſpielern dargeſtellt werden, ſogar von der ſechzigjährigen Mars, welche noch immer die Rolle junger Mädchen ſpielt, ſondern auch ein ganz neues Ballet, welches Thereſe Elsler eigenhändig (jedoch, wie man ſagt, mit Zuziehung des gewandten Scribe) verfertigt hatte. Eine Erzählung des Fabeldichters Lafontaine, les Oies de frère Philippe nach dem Boccaz, hatte den Stoff dazu hergegeben. Seitdem Scribe eine bezauberte Katze auf die Bühne gebracht hat, gibt es keinen Stoff mehr, aus welchem man nicht dreiſt ein Ballet machen könnte. So mag denn Thereſe Elsler ohne Gewiſſensſkrupel die Gänſe des Bruders Philipp aufgenommen haben, um ſich ein Ballet daraus zu machen. Man wird ſich der Erzählung erinnern, wie ein alter Weiberfeind ſeinen Sohn in gänzlicher Abſonderung vom weiblichen Geſchlecht erzog, und ihm, als er groß geworden war und zufällig junge Mädchen geſehen hatte, auf ſeine Frage, was dies für Geſchöpfe ſeyen, antwortete, es ſeyen Vögel. Gänſe genannt, worauf der Sohn inſtändig bat, der Vater möchte ſich einige ſolcher Gänſe auf ſeinem Landgute halten, er wolle ſie pflegen und warten. Thereſe Elsler hat das Ding umgekehrt, und nicht einen Sohn, ſondern eine Tochter in dieſer unglaublichen Unwiſſenheit erziehen laſſen. Das Mädchen wird unter ihren Geſpielinnen aufgezogen, und als zufällig ein junger Offizier in ihre Einſamkeit geräth, macht man dem Kinde weiß, es ſey ein Vogel. Die Zeitungen haben dies als eine Ungereimtheit gerügt, da man allenfalls wohl ein leicht daher ſchwebendes Mädchen für einen Vogel ausgeben, ſo etwas aber von einem in der Montur ſteckenden Manne unmöglich ausſagen könne.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Mai 1838.

— Nie
Sollten Nord und Süd sich küssen;
Pole sind es Eines Stabes,
Ihre Axe trennet sie.

Müllner.

Gebirgswanderungen im Norden und im Süden.

(Beschluß.)

Fassen wir die Hauptzüge, durch welche die hier beschriebene nordische Gebirgsnatur sich von der südlichen unterscheidet, zusammen, so bemerken wir besonders folgende.

Die Beschaffenheit der Luft verdient in dieser Rücksicht den ersten Platz. — Die Westseite Norwegens ist durch ihren nebligen, trüben, wolkenreichen Himmel und ihre häufigen wässerigen Niederschläge bekannt. An der Ostseite des Gebirges ist die Luft zwar heller, doch ist dies mit den Bergen, und namentlich denjenigen, welche der Westseite zunächst liegen, weit weniger der Fall. — Der Sommer 1812 war außerdem besonders regenvoll. Als unser Lehrer und Freund Hornemann, der in demselben Sommer Jütland bereiste, uns schrieb, wie oft er auf der Reise durchnäßt worden, antworteten wir ihm (ohne große Uebertreibung), daß wir es zwar nur einmal geworden wären, dies aber vom Anfang bis zum Ende der Reise. — Diese fast immerwährenden Nebel und Wolken und Regengüsse machen natürlich, daß die Gebirgsformen nie oder selten klar hervortreten können. — Die Natur ist daher wohl erhaben, hat dabei aber, wenige lächelnde Augenblicke ausgenommen, einen düstern Anstrich. Ganz anders tritt die Natur unter dem reinen italienischen Himmel dem Auge entgegen. Freilich sind Wolken, Nebel und Regen selbst im Sommer in den Gebirgen häufiger, als in den Ebenen; jedoch ist die Luft gewöhnlich hell und weit durchsichtiger als je in den Gebirgsgegenden des Nordens. Der Gesichtskreis wird dadurch erweitert und die Grenzlinien der Bergmassen erscheinen schärfer, reiner und unter einer schönern Beleuchtung.

Ein zweiter Hauptunterschied liegt in der Form des Gebirges. Es ist schon oben bemerkt, daß das scandinavische Gebirge große Bergebenen darbietet; steigt man entweder auf den höchsten Rücken dieser Flächen hinauf, oder besteigt die höheren, gewöhnlich abgerundeten Berge, die sich über dieselben erheben, so erblickt man eine scheinbar grenzenlose, wellenförmige Oberfläche von nackten oder schneebedeckten Felsenmassen. Die kleinen, mit Alpenpflanzen bewachsenen Stellen haben eine zu geringe Ausdehnung und die Pflanzen erheben sich zu wenig über den Boden, um auf den Charakter der Landschaft einen bedeutenden Einfluß zu haben; die Thäler an der Ostseite liegen zu entfernt, um überschaut zu werden, und die Fjorde der Westseite sind von den Felsenspitzen nicht sichtbar, weil sie zu schmal sind; das Meer liegt in zu großer Ferne. — In den Apenninen, die oben keine Ebene von bedeutendem Umfange darbieten und wo die Bergspitzen gewöhnlich schroff hinaufsteigen, wo die Aussicht

ſchon aus dieſer Urſache bedeutender. Vom Granſaſſo aus erblickt man die fruchtbaren Thäler im Norden und Süden, ja der Küſtenſaum und das adriatiſche Meer liegen innerhalb des Geſichtskreiſes.

Schnee zeigt ſich im Sommer in beiden Gebirgen; im Süden trifft man ihn aber erſt auf einer bedeutenden Höhe. Die großen Schneefelder auf den Hardangergebirgen liegen nur 4 bis 5000 Fuß über der Meeresfläche; während Granſaſſo, der eine Höhe von faſt 9000 Fuß erreicht, im Juli nur an der Nordſeite mit Schnee bedeckt und in den Monaten Auguſt und September faſt ohne Schnee iſt. Der Schneelinie zunächſt liegt in beiden Gebirgen der Gürtel für die ſchönblühenden Alpenpflanzen. Dann folgt in Norwegen die Birke, tiefer treten die Kiefer und die Rothtanne auf; die Buche iſt in dem Gebirge unbekannt und kommt nur ſehr ſparſam in der Nähe der ſüdlichen Küſte (bei Laurvig) vor. In den Apenninen iſt dagegen die Buche der höchſt hinaufſteigende Baum und grenzt an die Alpenregion. — Dieſer Unterſchied in der geographiſchen Vertheilung wird um ſo mehr auffallend, wenn wir zugleich auf die Grenze des Getreidebaus Rückſicht nehmen. Während die Buche nur in dem ſüdlichſten Theile von Norwegen vorkommt, gedeiht Gerſte noch in den Finnmarken, nicht weit vom Nordcap; in den Apenninen dagegen iſt der Getreidebau beinahe verſchwunden, ehe man in die Buchenregion kommt, und die Buche ſteigt mehrere tauſend Fuß höher hinauf. Dieſer auffallende Unterſchied rührt wahrſcheinlich daher, daß der Bau des Getreides mehr von der Sommerwärme abhängig iſt, das Vorkommen der Buche ſich dagegen mehr nach der jährlichen Mittelwärme richtet; denn in jenen nördlichen Gegenden iſt der Sommer viel wärmer und die Wärme anhaltender als auf der Höhe in den Apenninen, welche dieſelbe Mittelwärme des Jahres genießt.

Für die Bewohner der höheren Regionen in beiden Gebirgen iſt Viehzucht die Hauptbeſchäftigung; dieſe iſt aber in den ſüdlichen Gebirgen von Norwegen bedeutender als in den Apenninen. — Dort werden nicht nur Schafe und Ziegen nach den Alpenweiden hinaufgeführt, ſondern auch das Rindvieh, während hier faſt nur Ziegen und Schafe weiden; dort baut man ſteinerne Sennhütten und treibt eine vollſtändige Alpenwirthſchaft, hier ziehen die Hirten mit ihren Heerden von Schafen und Ziegen umher und übernachten in Schafpelzen unter freiem Himmel, oder bewohnen höchſtens Erdhütten. — Nomadiſch iſt das Hirtenleben in beiden Gebirgen; denn in beiden wird das Vieh im Sommer in das Gebirge geführt; allein in Norwegen wird es den Winter über in den Ställen gefüttert, während es in Italien von den Alpenweiden der Abruzzen in die große Ebene von Puglien getrieben wird, in welcher das Clima noch mild genug iſt, um es den ganzen Winter hindurch auf freiem Felde zu füttern. Wollten wir in unſere Vergleichung die Bergbewohner ſelbſt einſchließen, ſo würde wohl der Vorzug auf der Seite des Nordländers bleiben. Bei dem norwegiſchen Gebirgsbauer liefern Wohnungen und Hausgeräth Beweiſe ſeiner Thätigkeit, er hat Sinn für das Leſen, und ſeine ganze Haltung verräth Kraft und Selbſtvertrauen. Der apenniniſche Hirte iſt indolent und unwiſſend. — Wir dürfen aber hier den Einfluß nicht überſehen, den bürgerliche Verfaſſung und Religion ausüben. Der norwegiſche Gebirgsbauer iſt unabhängiger Eigenthümer, der Hirte in den Apenninen iſt nur Diener eines Kloſters, eines Gutsbeſitzers oder Pächters; die Religion des Norwegers erlaubt ihm Freiheit der Gedanken, der italieniſche Hirte iſt auch in dieſer Rückſicht unfrei.

Eine deutſche Converſation.

(Beſchluß.)

„Was! doch kein Aufſtand, meine werthen Gäſte! Ich bitte inſtändig, nehmen wir wieder Platz. Wir ſind nicht alle ſo nervenſchwach wie mein armes Kind, die es auch nicht von ihrer Mutter hat. Ich bitte Sie, beſter Maſter Horsſal, laſſen Sie ſich in Ihrer Erzählung nicht ſtören und bringen Sie ja nicht in Ihr Vaterland eine ſo falſche Meinung von uns. Und wenn Sie die nahe Verwandtſchaft gewußt hätten, was wäre dabei? Hätte mein unglücklicher ſeliger Mann darum weniger vor der Jury geſtanden, weil Sie es verſchwiegen hätten. Und iſt dies denn eine Schande?“ — „Keine, wenigſtens in unſerem Lande,“ unterbrach ſie der Britte. — „Auch bei uns ſollte es keine ſeyn. Geſetzt ſelbſt, er wäre — er hätte das Aeußerſte erduldet — warum — das ſind freilich fatale Erinnerungen. Aber ſagen Sie, meine Freunde, iſt jeder Menſch nicht Selbſt?“ — „Selbſt iſt der Mann, ſagt einer Ihrer Dichter.“ — „Warum nicht auch die Frau?“ fiel Strahlheim ein, der an die Tafel zurückgekehrt war. Cäcilie, wieder zu ſich gekommen, hatte ihn darum gebeten. — „Ein Verbrechen, das ein Angehöriger von mir beging — warum ſollen die Folgen mich treffen?“ fuhr die Dame fort. „Daß er meinen Namen führt, daß man weiß, er iſt in dem und dem Grade mit mir verwandt, dafür ſoll ich ſeine Schande mit tragen? Hätte ich etwas davon gehabt, wenn er durch ſein Verbrechen etwas profitirte? Es iſt ein Reſt der Barbarei, es paßt nicht mehr für unſere Zeit.“ — „Würden Sie, Madame, wenn ſie Franzöſin wären, gerne Ravaillac heißen?“

Strahlheim übernahm die Antwort. „Mein Herr, ich kann nicht Ihrer Anſicht ſeyn. Warum das nicht? Würde ich mich nicht gerade durch das Erbgut eines ſolchen Namens angeſpornt fühlen, der Welt zu zeigen, daß

der Begriff, den ſie damit verbindet, ein Vorurtheil iſt? Doch das Beiſpiel paßt nicht. Königsmörder iſt ein Begriff, der aus der neuern Criminaliſtik wegfällt. Hier hat die öffentliche Meinung ſchon über das Vorurtheil den Sieg davon getragen. Aber geſezt, ich hieße Schinderhannes, oder Cartouche, oder Käſebier. Sollte ich mir dadurch mein Leben verkümmern laſſen, ſollte ich den auf dem Schaffotte abgeſchnittenen Faden in meiner Idee fortſpinnen? O Thorheit! Im Gegentheil, ich würde mich des Namens freuen, würde ſtolz darauf ſeyn, es würde für mich ein Sporn ſeyn, meinen geraden Weg zu gehen. Und ich bin überzeugt, der Doktor Schinderhannes fände als Arzt in allen gebildeten Häuſern Eingang. Eines kenne ich wenigſtens, wo man ihm, auch wenn er der Sohn jenes hingerichteten Räubers wäre, nicht die Thüren verſchlöſſe, denn eine Frau regiert darin, welche die Menſchen nicht nach dem, was ſie ſcheinen, ſondern nach dem ſchäzt, was ſie ſind."

Das für alle Theile peinliche Geſpräch ward durch die Verwunderung der Gäſte über eine neue Schüſſel unterbrochen. Das Geſpräch war vielleicht nur eben deßhalb mit dem Eifer fortgeführt, weil man die Verlegenheit durch einen Angriff auf den disharmoniſchen Gegenſtand verdecken wollte. Die Verwunderung über die friſchen, grünen Schoten im December hatte dieſelbe Quelle. Wenigſtens gönnte ſie Cäcilien, ſich wieder unbemerkt an den Tiſch zu ſetzen. Auch war es vielleicht ein Stratagem ihres militäriſchen Nachbars, der gerade in dem Augenblick ſeinen bedeutenden Appetit und ſein gleich großes Erſtaunen über das Wunder ausdrückte, welches die Wirthin ihnen vorführte. „Haben Sie Armidens Gärten, meine gnädige Frau? Denn weder Aſtrachan noch unſere Treibhäuſer liefern ſolchen Frühlingsduft, ſolche Fülle und Zartheit im Winter. Das Aroma ſchmilzt auf der Zunge und es wird uns im Leibe zu Muthe, als lagerten wir unter Aprikoſenblüthen und Jasmin." — „Es braucht nicht mehr Armidens Gärten, mein lieber Graf. Die Induſtrie hat die Zauberkünſte eingeholt. Wir machen uns ſelbſt unſere Wunder, wo wir ſie nöthig haben. Selbſt die Herren Engländer werden eingeſtehen müſſen, daß wir ſie bisweilen überholen."

Umſtändlicher, als Pflicht iſt, es wieder zu erzählen, wurde die Herkunft der grünen Erbſen verhandelt, deren Vaterland Spanien war; in Bordeaux mit einem Schnellſegler angelangt, wurden ſie daſelbſt von der franzöſiſchen Kochkunſt bereitet, und noch warm, in blechernen Büchſen hermetiſch verſchloſſen, auf dem Dampfboot nach Havre, und durch daſſelbe Mittel nach Hamburg geſchifft. Von dort fanden ſie mit irgend einer Schnellpoſt den Weg, den zu verſchweigen unſer Intereſſe fordert, nach der Stadt, in welcher unſere Geſchichte ſich zuträgt. „Nun bedarf es nur eines Klempners, der die verlöthete Büchſe öffnet, und das Wunder iſt fertig," ſchloß triumphirend Madame Lömlein.

Die grünen Erbſen und ihre Mittel und Wege lieferten einen reichhaltigen, allgemein anziehenden Stoff der Unterhaltung, an der Alle Theil nahmen. Dampfſchiffe, Kochkunſt, Eiſenbahnen, Reiſeluſt und Leichtigkeit, Verkehr der Völker, Zukunft der Nationen, es kam Alles in buntem Wechſel an die Reihe. Aber hier gewann der Britte wieder die Oberhand, welche zu verlieren er kurz vorher nahe daran geweſen war. Er ſtand auf dem feſten Boden der Erfahrung, und konnte von Liſſabon und Madras wie von einer Harzreiſe ſprechen; wie man in London jezt auf dem Wochenmarkt friſche Gemüſe aus Oporto kaufe, und es liege nicht fern, daß das Land der Wunder, Indien, wie es ſchon aus den europäiſchen Kellern, ſo aus den europäiſchen Küchen werde verſorgt werden. — „Dann wird doch einmal dies Land der Wunder aufhören," ſagte Madame Lömlein. „Wie viel Jahrhunderte haben daran gearbeitet, den alten Aberglauben todtzuſchlagen, und er iſt immer noch da; als ob von daher etwas Beſonderes zu holen wäre für die Cultur! Shawls, Muſſelin und Gewürz, das will ich zugeben, aber keine Weisheit. Ich weiß nicht, woher mir das Land von jeher ſo zuwider iſt." — Der Bankdirektor ſagte: „Der ſelige Herr Lömlein hatte eine artige Collection von den dort venerirten Pagoden und Götzen und ſolchen Amphibien. Ja ich entſinne mich, daß er immer einen ganz eigenen Kitzel nach dem curioſen Lande empfand." — „Wonach," entfuhr es der Wirthin, „hatte er keinen Kitzel! Er wollte ja Alles probiren. Ja, ich ſtehe nicht dafür, daß die ärgerliche Galgengeſchichte auch nach ſeinem Geſchmack war. Er wollte vielleicht nur verſuchen, wie einem zu Muthe iſt, der morgen gehängt wird."

Ehe die Dame fühlen mochte, daß dies zu ſtark war, ſprang ihr der Doktor durch einen tönenden Redefluß zu Hülfe: von außerordentlichen Männern, die dem Trieb nicht widerſtehen mögen, das Ungewöhnlichſte, auch Gefahr Bringendes, zu wagen, um der Wiſſenſchaft zu dienen, von dem frevelhaften Wahnſinn franzöſiſcher Großen, die um der Naturwiſſenſchaft willen, nicht ihr eigenes, ſondern fremdes Menſchenleben grauſam geopfert, von Cardillac, dem eine unwiderſtehliche Diebesneigung zu Juwelen angeboren geweſen, von Aerzten, welche den Choleraſtoff gekoſtet und die Peſt ſich eingeimpft, von den Feuereſſern und Säulenheiligen Indiens, die um einer Vorſtellung willen die entſezlichſten Martern duldeten, von der gewürzdurchdufteten Atmoſphäre Hindoſtans, die das Blut erhize und ſolche Krankheitszuſtände nähre, Alles bunt durcheinander, bis das Geſpräch wieder in den vorigen Fluß, nämlich nach Indien und ſeinen Wundern zurück geleitet, und die unangenehme Klippe, auf die es gerathen, vergeſſen war. — „Wir haben die Vorwelt

Indiens noch nicht vollkommen entſchleiert," ſagte der Britte, „und ein neues Geheimniß dämmert in der Zukunft des Landes. War es die Wiege des Menſchengeſchlechts, was wird es einſt werden nach den Erziehungsverſuchen, welche alle Nationen der Erde damit anſtellten? Noch lebt der alte Hinduſtamm mit ſeinen Traditionen aus der Urwelt; und doch haben Tataren, Osmanen, Araber, Perſer, Portugieſen, Franzoſen, Holländer und Britten von dem Ihrigen ſo viel hinzugethan, ſo viel Erbſchaften zurückgelaſſen, daß man das große Land eben ſo gut nach dem Einen oder dem Andern, als nach ſeinen urſprünglichen Bewohnern nennen könnte. So kann es nicht dauern. Dieſe verſchiedenartigen Elemente müſſen ſich verſchmelzen oder aufreiben. Es kommt nur darauf an, welches von Allen den endlichen Sieg davon trägt, welche Elemente in der künftigen Cultur vorherrſchen werden. Es bereitet ſich dort ein weit merkwürdigerer Prozeß vor, als in Amerika: wie das Allerentgegengeſetzteſte, ſich Widerſprechende und Zerſtörende in Farben und Sprachen, in Glauben, Abſtammung, Sitten und Begriffen ſich auf etwas Gemeinſames hindrängt. Hier wird es ſich entſcheiden, ob der alte Orient völlig abgelebt iſt, ob ihm jede Kraft ſich zu regeneriren abgeht, und ob die europäiſche Cultur noch genug davon in ihrem Alter hat, einen Zuſtand der Sitte zu vertilgen, der, uralt wie das Menſchengeſchlecht, in den dunkeln Klüften der Erde ſelbſt zu wurzeln ſcheint."

Strahlheim wollte mit einem oberflächlichen Complimente für den Gaſt das Geſpräch abſchneiden. Er ſagte, daß der Ruhm, nach dem Alexander vergebens gerungen, den Britten zufallen werde. — „Ein Ruhm, nach dem wir nicht geizen ſollten," ſeufzte der Gaſt. „Er wird uns ein großes Reich koſten." — „Wenigſtens werden wir Deutſche keinen Theil daran haben," ſagte Madame Löwlein. „Unſere Gelehrten möchten lieber uns zu Indiern machen, als die Indier zu vernünftigen Menſchen." — „Sagen Sie dies nicht," fiel der Britte ein. „Wie ich denn überall Ihre Landsleute antraf, zerſtreute Ameiſencolonien, durch die ganze Welt, ſo arbeiten auch dort Deutſche mit an der künftigen Cultur. Die Thätigkeit der Deutſchen iſt nur ſtillerer Art. Einige Miſſionäre haben ſich am Ganges und an den heißen Küſten berühmte Namen gemacht, ſie werden von Hindus und Muhamedanern als Menſchenfreunde gleich geehrt. Aber auch unter denen, die keine Zeitung nennt, wirken Viele in der Verborgenheit, für ſich und andere erſprießlich. Sie haben noch ein Vertrauen in ſich, ihre Sphäre iſt klein, ſie mögen ſie erwärmen und blühen machen mit dem Glauben, der Phantaſie, die ſie mitbringen. Das müſſen auch die ehren, die rings um ſich nur eine weite Oede erblicken, weil ihr Glaube erſchöpft, ihre Phantaſie verbrannt, ihre Hoffnung ein Nichts iſt."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Lebende Gemälde. Neue Theaterſtücke.

Die Grundlage des Ballets iſt alſo abgeſchmackt; aber es iſt nicht das einzige Ballet dieſer Art; nicht allein Malern und Dichtern muß man Vieles nachſehen, ſondern auch den Tanz- und Balletmeiſtern und Meiſterinnen. Das Stück iſt beluſtigend, und damit bringt man vieles Ungereimte durch. Da ſich das allgemein beliebte Schweſterpaar Vieles erlauben kann, ſo hatte es auch verſucht, eine in Deutſchland übliche Darſtellungsweiſe, die mimiſchen Gemälde, unter dem Namen Tableaux vivans hier einzuführen, und dazu dieſe Benefizvorſtellung benützt. Außer Gérards Corinne hatten ſie einige der beſſern neuern Gemälde zur Darſtellung gewählt, in Allem zehn, theils ernſthafte, theils komiſche, ſo daß es an Mannichfaltigkeit hier ſicher nicht fehlte. Der Verſuch war um ſo kühner, da er unter andern Händen früher ſchon mißlungen war. Madame Hendel-Schütz wurde vor zwanzig Jahren beinahe ausgepfiffen, als ſie auf der hieſigen Odeonbühne Hagar in der Wüſte und die Toilette einer Römerin darſtellte; ſpäter war eine Schauſpielerin auf einer andern Pariſer Bühne nicht glücklicher mit ſolcher Mimik. Diesmal war nichts geſpart worden, um die zehn Gemälde ſo gefällig darzuſtellen, als möglich. Es glückte jetzt beſſer als zuvor; aber dennoch äußern ſich faſt alle Theaterkritiker mißbilligend über dieſe Darſtellungsart und rathen, bei dieſem Verſuche ſtehen zu bleiben. Von Lebenden die todte Kunſt nachahmen zu laſſen, meinen ſie, ſey nicht beſſer, als Wachsfiguren aufzuſtellen, und es ſey widerſinnig, dem Leben die Unbeweglichkeit des Todes zu geben. Höchſtens könne ſo etwas einen Augenblick in einem Salon gefallen, beſonders den Damen, wenn ſie dadurch Gelegenheit bekommen, die Anmuth oder die Fülle ihrer Geſtalt zu zeigen. Aber auf der Bühne werde der Anblick ſolcher unbeweglichen Figuren bald widerlich. Nach dieſem Verſuche ſcheint es mir alſo ausgemacht, daß die Tableaux vivans in Frankreich nie aufkommen werden. Hier liebt man Bewegung und Leben auf der Bühne, und ein anmuthiges Ballet wird ſtets mehr Zuſchauer bekommen, als hundert Tableaux vivans. — Ich äußerte neulich die Vermuthung, daß Scribe nun wohl nicht mehr für's Gymnase dramatique Vaudevilles dichten werde. Aber Scribe iſt ein Mann, der immer neues Erſtaunen erregt und Unerwartetes ausführt. Denn kaum war es ausgeſprochen, ſo wurde ein neues Vaudeville von ihm und einem Mitarbeiter auf die Bühne jenes Theaters gebracht, unter dem Namen Clermont, und fand ſo großen Beifall, als die meiſten ſeiner älteren Vaudevilles. Als eine Theaterneuigkeit verdient auch noch die Operette le Perruquier de la Régence, Muſik von Thomas, angeführt zu werden, ein heiteres, gefälliges Stück und der zweite muſikaliſche Verſuch eines Tonkünſtlers, der ſich wahrſcheinlich bald einen Ruf im Operettenfache erwerben wird. Sein erſter Verſuch war la double échelle, welche auch beifällig aufgenommen worden iſt, wiewohl minder als ſein Perückenmacher. Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 120.

Die Naſe.

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 44 u. Monatsregiſter Mai.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 1. Juni 1838.

— Die Gräſ' erlöſten gähnend ihre Todten;
Wild glüh'nde Krieger fochten auf den Wolken,
In Reihn, Geſchwadern, und nach Kriegsgebrauch,
Wovon es Blut geſprüht auf's Capitol.

Shakespeare.
Julius Cäſar.

Geiſterſchlacht. *

Römiſche Sage.

Mächtig hat die Schlacht begonnen:
Hörner ſchmettern, Fahnen fliegen,
Panzer ſtrahlen, Speere blitzen,
Wirbelnd iſt der Staub geſtiegen,
Und die Roſſe ſchlagen wiehernd
Rings das Feld mit ihren Hufen,
Und dazwiſchen tönt und dröhnet
Wilder Führer wirres Rufen.

Manchen Kampf hat Rom geſehen,
Aber nimmer einen wildern
Auf der Tiber weitem Blachfeld.
Wer vermag die Wuth zu ſchildern?
Dreimal iſt der Tag geſtiegen
Aus des Oſtens Strahlenbrunnen,
Dreimal friſch im Kampf entglühet
Sind die Römer mit den Hunnen.

Und am dritten Abend ſinket
Erſt der Lärm vom grauſen Kampfe;
Es verklingt der Waffen Dröhnen
Und der Roſſe laut Geſtampfe,
Es verklingt der Krieger Stöhnen
Und das Angſtgeſchrei der Weiber —
Alle ſinken — bunt gemiſchet
Liegen Feind- und Freundesleiber.

Todesſtille — keine Sterne —
Nebel hüllt den Himmelsbogen —
Nur unheimlich rauſchend ferne
Wälzt die Tiber ihre Wogen;
Nur die Eulen ſchwirren kreiſchend
Ob den hingeſtorbnen Schaaren:
Denn es will die Nacht des Schweigens
Altgewohntes Recht bewahren.

Horch, da läutet von Sanct Peter
Dumpf die mitternächt'ge Stunde;
Leiſe heben und beleben
Sich die Leichen in der Runde;
Wie vom Traum erwachend, ſeh ich
Sie nach Schild und Speeren faſſen.
Will euch denn die Wuth und Rache
Noch im Tod nicht ruhen laſſen?

* Vor W. Kaulbachs Compoſition.

In die Lüfte ſchweben alle,
Anfangs ſtarr und faſt entgeiſtert;
Aber wie ſie höher ſteigen,
Glänzt ihr Antlitz wuthbemeiſtert.
Und der Hunnen ſtrupp'ge Horden
Schaaren leiſe ſich zur Rechten,
Blanke Römerlegionen
Wollen auf der Linken fechten.

Plötzlich ſchwirrt es durcheinander —
Alles lautlos — welcher Greuel!
Sich durchbohrend, ſich zerſchlagend
Wirrt ſich in der Luft ein Knäuel.
Bald hebt ſich die Hunnenfahne,
Bald der Römer Kreuzſtandarte.
Endlos mehren ſich die Schaaren,
Endlos wächst der Kampf, der harte.

Sieh! ein wilder Greis vor allen
Schwebt, auf goldnem Schild getragen,
Dem die grauen Locken flatternd
Um das glühnde Antlitz ſchlagen;
In den mächt'gen Händen führet
Er der Gottesgeißel Schwere:
Attila, der Hunnenkönig
Iſt es, wie er führt die Heere.

Aus der Römer Schaaren drängen
Größer noch ſich drei Geſtalten.
Sieh den Greis mit zweien Knaben,
Die den müden Arm ihm halten!
Hinter ihm ſeh ich Manipeln
Sich in reichem Zug bewegen:
Held Aëtius, der Römer,
Führet ſie dem Feind entgegen.

Immer toller wird das Treiben,
Schläge fallen, Stöße regnen,
Und es wollen ſich die Führer
Selbſt im Zweikampf ſchon begegnen —
Siegend ſeh das Kreuz ich glänzen —
Da verbleicht der Geiſter Stürmen,
Und das Frühroth ſeh' ich ſtrahlend
Leuchten uber Roma's Thürmen.

C. W. Müller.

Eine Meſſe und eine Predigt in der Pariſer Rochuskirche.

Langſamkeit in Aufführung von öffentlichen Bauten ſcheint bei den Franzoſen ein Conſtitutionsfehler, ein unheilbares organiſches Leiden zu ſeyn. Man brauchte 87 Jahre, um die Pariſer Rochuskirche zu vollenden, jenes kümmerliche, erdrückende Meiſterſtück der Architekten Mercier und Robert de Cotte. Am 28ſten März 1655 legten Ludwig XIV. und ſeine Mutter, Anna von Oeſterreich, den erſten Grundſtein dazu, und obſchon die fromme Maintenon und der Jeſuit La Chaiſe inzwiſchen regirten, ſo wurde die arme Kirche doch nicht eher ausgebaut, bis der ſchottiſche Spekulant und Abenteurer Law die Miſſiſippibank erfand, Generalkontoleur der Finanzen wurde, ſich vom Abbé Tenein entproteſtantiſiren ließ, und endlich den Maurermeiſtern von Saint Roch 100,000 Franken ſchenkte, zum Dank dafür, daß ſie ihm geſtattet, mitten unter ihren Gerüſten Meſſe zu hören und zu communiziren, wie in Rom. Ein Dutzend ſolcher Bekehrungen würde der armen Magdalenenkirche ſehr zu Statten kommen, welche nunmehr bald an die vierzig Jahre grauſam zwiſchen Himmel und Erde hin und her gekugelt wird. — Die Rochuskirche ward indeſſen im Jahr 1740 vollendet. Nicht weniger als vier Jahre marterte man ſich ab, das Portal zu bauen, ein ſonderbares Gemiſch von Geſchmackloſigkeit und Erhabenheit, eine bizarre, in Stockwerke abgetheilte und mit Fenſtern durchbrochene Façade, mit einem Thorweg in der Mitte, welcher ſich nicht mehr noch weniger ſchön ausnimmt, als die übrigen Thorwege der umliegenden Häuſer in der Rue Saint-Honoré. Wenn die ſchöne Stiege nicht wäre, die den Apfelweibern und Lebkuchenhändlern einen prächtigen und bequemen Ausſtand gewährt, ſo möchte man in der That bedauern, daß der geſchickte Artilleriecapitän Bonaparte am 13ten Vendemiaire des Jahres IV. die Kanonen des Nationalconvents nicht ein wenig höher gerichtet hat; einige tüchtige Schüſſe hätten vielleicht die abgeſchmackte Anordnung dieſes lächerlichen Frontiſpices verändert. Deſſen ungeachtet war Robert de Cotte zu ſeiner Zeit ein berühmter Baumeiſter. — Bekannt iſt, daß Bonaparte am 4ten Oktober 1795, zum Anführer der Truppen des Convents ernannt, ſeine Artillerie vor der Rochuskirche aufſtellte und von der in die Kirche führenden Stiege herab das Manöver commandirte. Dieſe Stufen wurden die Treppen ſeines Glücks und führten ihn zum Kaiſerthum. Weniger bekannt iſt, daß an demſelben Tage, wo Napoleon die Quaderſteine von Saint Roch erſchütterte, in dem unmittelbar an die Kirche ſtoßenden Hauſe eine Krämersfrau mit einem Knaben niederkam, welcher ſeitdem die Trümmer der kaiſerlichen Armeen in mehr als einem Vaudeville verherrlicht hat. Dieſer Knabe wurde Eugène Scribe getauft.

Das Innere der Rochuskirche hat etwas ganz Eigenthümliches, das vortrefflich zu der Art von religiöſem Pomp paßt, welchen die durchaus weltliche Verwaltung dieſer Kirche beliebt hat. Die wunderliche Kanzel, von

den vier Kardinaltugenden und heiligen Thieren getragen, von einem Vorhang überragt, welcher eine Versinnbildlichung des menschlichen Irrthums seyn soll und von einem Engel aufgehoben und zurückgeschlagen wird; die zwei an dicken Schnüren herunterhängenden krystallenen Kronleuchter, die weißen Fenstergardinen — alles dies hat einen ziemlich weltlichen Anstrich. Der Chor und die prachtvolle Vorbühne sind mit Altären, Gemälden und Statuen bevölkert, mit Marmorquadern gepflastert, mit warmen, reichen Fußteppichen belegt, mit sammtnen und vergoldeten Lehnsesseln besezt, welche symmetrisch geordnet sind, wie in einem Ballsaal. Im Hintergrunde dieses funkelnden Heiligthums erhebt sich majestätisch ein Hochaltar von grünem Marmor, mit zierlicher Sculptur, gleich den Aufsätzen der Stutzuhren. Parfümirte Wachskerzen brennen vor dem Altar in stark vergoldeten Armleuchtern und zwei alabasterne Engel wachen vor einem goldenen Sakramentshause, auf dessen Spitze ein goldenes Kruzifix blinkt.

Die Marienkapelle, im Jahr 1709 gebaut, von Pierre ausgemalt und von Falconnet mit Skulpturen geschmückt oder vielmehr verunstaltet, bildet eine zweite Kirche. Man vergißt darin Schiff und Chor und bewundert die kühne, umfassende Composition der Himmelfahrt Mariens, welche an der Kuppel abgebildet ist. Dieses Deckengemälde ist wahrhaft schön; es gehört zu den wenigen guten Fresken, deren sich die Hauptstadt Frankreichs rühmen kann. Aber als hätte auch nicht ein Theil dieser unglücklichen Kirche sich vollkommen schön gestalten sollen, kommt von der Kuppel eine abscheuliche Sculptur von bemalten und vergoldeten Steinen herunter, die Darstellung Christi im Tempel. Wenn bereits die früheren abgenuzten Staubwolken der französischen Maler als unausbleibliche Begleiter ihrer Telemache und Psychen unsern Spott rege machten, so müssen wir hier vollends laut lachen über die kaum aus dem Gröbsten gearbeiteten Steinmassen, welche der Bildhauer und Maurermeister Falconnet keck Wolken getauft hat und woraus zwei Figuren, ebenso schwerfällig als die Wolken selbst, auf die Erde herabgefallen sind. Wir wissen beim besten Willen nicht, was wir zu den steinernen Strahlen sagen sollen, wovon die einen lang, die andern kurz, alle zwei Fuß breit, einen Schuh dick sind und eine himmlische Glorie vorstellen, wie uns der oben angebrachte symbolische Triangel bedeutet.

Hinter dieser zugleich so häßlichen und so schönen Mariencapelle befindet sich die Communionscapelle, eine dritte Kirche. Der vorerwähnte Maler Pierre hat auch diese Kuppel mit einem Freskobilde geschmückt, welches den Triumph der Religion darstellt. Den Hintergrund dieser dem feierlichsten Akte des katholischen Kultus geweihten Kapelle bildet ein steinerner Altar, mit einem Sakramentshäuschen geziert, welches zwei etwas zu gigantische Engel von Paul Slodtz in knieender Stellung anbeten. Die lezte Abtheilung der Kirche, und gleichsam den fünften Akt des Dramas, bildet ein Gewölbe, welches kaum Licht von oben empfängt und schmählicher Weise mit beweglichen Schranken versehen ist, durch welche an hohen Festtagen die reichen Zuschauer von den Armen, das Logenpublikum vom Paradiese abgesperrt wird. Der Geschichtschreiber Dulauze macht davon folgende Schilderung: „Eine geräumige Nische, von einem, wie die Architekten sich ausdrücken, himmlischen Lichte erhellt, welches durch eine unsichtbare Oeffnung hereinfällt, stellt den Gipfel des Calvarienbergs, den an's Kreuz geschlagenen Christus und die zu seinen Füßen weinende Magdalena vor. Im Vordergrunde haben sich Soldaten auf die Erde gelagert; den übrigen Raum füllen Baumstämme und Pflanzen, zwischen denen die Schlange herumkriecht. Noch weiter vorne, unten am Fuß des Berges steht ein Altar von dunkelblauem Marmor, wie ein antikes Grab geformt und mit zwei Urnen geschmückt, aus denen marmorner Rauch emporsteigt. In der Mitte erhebt sich das Sakramentshäuschen, aus einer abgeschlagenen, verstümmelten Säule bestehend und mit den Marterinstrumenten umhangen.“ Der marmorne Rauch und die architektonischen Massen sind von Falconnet.

Ohnlängst an einem schönen Sonntage führte mich der Weg an der Rochuskirche vorüber; die vielen glänzenden Equipagen, welche vor dem Eingang still hielten, erinnerten mich daran, daß ich Tags zuvor in den Zeitungen gelesen, Düfresne werde bei der nächsten Messe in Saint-Roch das Klapphorn blasen. Neugierde und Vorliebe für das eben genannte Instrument trieben mich in die Kirche. Als ich eintrat, sollte so eben die Messe anfangen. Schon drängte sich im Mittelschiff eine parfümirte, frisirte, in Seide gekleidete und mit Straußfedern geschmückte Menge, die Taschen voll Geld, die Ohren voll Diamanten, jezt mächtig vermöge ihres Geldes, wie sie es einst vermöge ihrer Titel war. Denn es ist heutiges Tags nicht mehr die Herzogin, welche sich unter die Kanzel von St. Roch sezt und den Ehrensitz im Schiff oder in den Seiteneingängen inne hat; sondern es ist die Bankiers- oder Kaufmannsfrau, eben so stolz und hochfahrend gegen das gemeine Volk, wie es dermaleinst die Herzogin war, weil sie gegenwärtig am Staatsruder sizt und, sich in die Brust werfend, mit Wohlgefallen ausrufen kann: „Mein Mann ist Pair von Frankreich!“ Ihr Juliushelden, wie waret ihr Thoren, als ihr euch eingebildet, die Aristokratie zu vernichten! ihr konntet sie von einem Fleck an einen andern, vom Faubourg Saint Germain in die Chaussee d'Antin, versetzen; das ist Alles. Gestern herrschten die Adeligen, heute aber regieren die Reichen, die Aristokratie ist unverwüstlich.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Feuer- und Wassernoth.

Unsere Wassermühlen in der Mitte der betriebsamen und bewegten alten Stadt sind eine Curiosität. Mühlen kann man allerwärts besser anlegen, als an den belebtesten Passagen einer Residenzstadt. Aber das conservative Prinzip hat sie bisher geschützt, und ein Respekt für das Alterthum waltete vielleicht mit dabei ob, denn sie sind, wie uns die jüngst aufgefundenen und gesammelten Urkunden des Berlinischen Gemeindewesens beweisen, mit die ältesten Rudera desselben. Am Mühlendamm, der Berlin und Cöln trennte und verband, fing Berlin an. Die Mühlen waren früher wahrscheinlich landesherrlich; die aufblühenden Städte erwarben mit andern fürstlichen Gerechtsamen auch diese, und bewahrten sie bis zur Zeit, wo die Hohenzollern mit kräftiger Hand ein Recht nach dem andern zurückforderten, und nahmen, was unter ihren schwächern Vorgängern der Uebermuth des Adels, der Reichthum der Städte der Landesherrschaft entrungen hatte. Ob diese Art der Rückerwerbung der Mühlen zu Gunsten des landesherrlichen Fiskus — sie erfolgte im Jahr 1442 und 1448, in Folge innerer Zwistigkeiten, und zur Strafe eines Aufruhrs der Städte gegen den Churfürsten Friedrich II. — mit für die Erhaltung derselben gesprochen hat, ist zweifelhaft. Den Wünschen des Publikums, das sie weg haben wollte, kam neulich ein anderer Umstand zu Hülfe. Ein furchtbarer Brand entstand nicht, er war plötzlich da, in der Mitte der Nacht, mit einer solchen Heftigkeit, daß an Retten und Löschen der brennenden Häuser nicht zu denken ist. Ein dichter, schwarzer Qualm hüllt Dächer, Häuser, Straßen ein, daß selbst die Spritzen und Feuerwachen in der ersten Zeit nicht heran können. Erst als die mächtige Flamme den Rauch durchbricht, und auch diesem einen Luftzug nach oben eröffnet, ist es möglich heranzudringen. Man muß die Oertlichkeit kennen, den engen Raum einer ehemaligen, dicht überbauten Brücke, auf deren einen Seite die brennenden Mühlen über dem Wasser schweben, um die ganze Gefährlichkeit zu würdigen. Erst am folgenden Tage wird man der Flamme in so weit Meister, um die Nebengebäude retten zu können. Aber von fünfzehn Personen, zwei Familien, hat man keine Nachricht. Einer derselben ist wenigstens das Glück geworden, so auszusterben, daß auch kein einziges überlebendes Mitglied den Verlust seiner Verwandten betrauern kann. Man tröstete sich bei der schrecklichen Nachricht wenigstens damit, daß die sämmtlichen Unglücklichen in dem undurchdringlichen Qualm erstickt sind; denn auch kein einziger Schrei der Angst oder um Hülfe wurde gehört. Die Prinzen des königlichen Hauses zeigten sich, wie immer bei Feuersbrünsten, sehr thätig, ohne die Gefahr zu achten. Sie leiteten selbst die Spritzen. Nur entsteht dabei die Frage, ob diese unmittelbare hohe Theilnahme, von wie großem moralischem Gewicht sie auch sey, in der Sache selbst für alle Fälle wünschenswerth ist? Wenn es im Kriege Fälle gibt, wo der General den Unteroffizier befehlen lassen muß, so möchte bei einer Feuersbrunst der eingelernte Polizeibeamte am sichersten dirigiren, da der edelste Wille nicht im dringenden Augenblick das Zweckdienlichste ermißt. Das Stadtgerücht machte einen Müllerburschen aus Rache für strenge Behandlung zum Brandstifter. Es hat sich nichts deßhalb ermittelt. Der Anblick des Feuers von der Wasserseite aus war überaus schön und großartig. Die Flammen beleuchteten die entferntesten Theile der Stadt. Schon in den nächstfolgenden Tagen hatte die betriebsame Gropiussche Bilderhandlung eine Abbildung des Mühlenbrandes lithographirt zum Verkauf. — Die Mühlen sind abgebrannt, aber die Wünsche des Publikums bleiben unerfüllt. Schon fängt man an, sie wieder aufzubauen.

Man spricht nicht mehr vom Feuer. Auch vom Wasser wird es still. Welches die Folgen der Oderüberschwemmungen seyn werden, darüber läßt sich wohl noch nichts ermitteln, nämlich wie weit der Boden versandet, der Ertrag der künftigen Jahre geschmälert ist. Gewiß scheint nur, daß die Berliner Wohlthätigkeit, wenn gleich nicht ohne Noth aufgerufen, doch über die Grenzen der leztern etwas getäuscht ward. So ganz unerwartet kamen die Fluthen den Bewohnern der Brüche nicht, daß sie nicht wenigstens das Nächste, zumal ihre Kleidungsstücke, vorher in Sicherheit hätten bringen sollen. Die Zusendung von Kleidern, für die Armen sehr willkommen, muß daher als ein Geschenk „bei Gelegenheit der Wassernoth“ angesehen werden. Dringend war in den ersten Augenblicken nur das Bedürfniß an Lebensmitteln, da für die Menge der aus ihren Wohnungen Vertriebenen oft das Brod fehlte. Die reichen Spenden haben dieser Noth vollkommen abgeholfen; jezt erwarten die Geber aber auch zu erfahren, in welcher Art die großen gesammelten Summen unter die Verunglückten vertheilt werden. Sollte man Anstand nehmen, das Publikum hiervon vollständig in Kenntniß zu setzen, so dürfte es für künftige Fälle unangenehme Rückwirkungen haben. Die großen Spenden haben den Volkswiz schon angeregt. Ein Invalide aus den Befreiungskriegen kommt beim Magistrate ein, wenn man durchaus keinen Posten für ihn habe, wie ihm längst versprochen, möge man doch die Gnade haben, ihn als Ueberschwemmten anzustellen. — Eine der hiesigen Sammlungen hat ein tragikomisches Ende genommen. Mehrere Damen aus den angesehensten Familien veranstalteten die Ausstellung und den Verkauf von verschiedenen Kunst- und Putzarbeiten, die in reicher Anzahl zu dem milden Zwecke eingegangen waren. In Schinkels Wohnung, in den herrlichen obern Sälen der Bauakademie findet die Ausstellung statt. Alles hat den besten Fortgang. Die geschmückten Räume, die schönen Verkäuferinnen, das zierliche Arrangement, die Mode und die Mildthätigkeit lockten zahlreichen, hohen und eleganten Besuch. Die Entreegelder und der Verkauf trugen Summen über Erwarten ein. Da stockt Beides an einem Tage, und den Damen geht die Geduld aus. Noch hätte viel Geld für die Entree eingenommen, noch Vieles zu guten Preisen verkauft werden können. Da entschließen sie sich schnell, dem Dinge, das den ersten pikanten Reiz verloren, ein Ende zu machen. Sie annonciren: in den nächstfolgenden Tagen erhält jeder Besucher für seine fünf Silbergroschen Entree ein numerirtes Billet, und auf dasselbe die numerirte Waare. Alles, was in der Nähe ist, strömt, sobald die Pforten geöffnet werden, hinzu; wer fünf Silbergroschen hat, will wohlthätig seyn und dabei Schätze für sich gewinnen. Viele möchten zwei, drei Mal in dieser Art wohlthätig seyn, aber sämmtliche Billete sind sogleich vergeben. Statt in zwei Tagen ist in noch nicht zwei Stunden die Ausstellung geräumt, oder nicht geräumt; denn der Strom von Wohlthätern fängt sich in den Hallen, er findet mit seinen Gewinnsten, wie jene Hand im engen Kruge, nachdem sie die Geldstücke gefaßt, keinen Ausweg. Die unglücklichen Damen laufen Gefahr erdrückt zu werden. Es muß nach Polizei und Gensd'armen geschickt werden, um vor den Wohlthätern Luft zu bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. Juni 1838.

Praecipitem rabit ambitio.

Juvenal.

Der Realiſt.

Zweiter Abſchnitt.

Der große Tag, an welchem Conrad in glänzender Geſellſchaft ſeine Abhandlung vorleſen ſollte, brach mit dem klaren Himmel und der erfriſchenden Luft eines ſchönen Septembertages an. Die Pfarrleute fuhren in ihrem beſten Staate nach der Fabrik. Die Pfarrerin langte mit hochgetragenem Haupt in dem weitläufigen Beſitzthum an, das ſie im Geiſte ſchon als den Herrenſitz ihres Sohnes ſah. Ein Diener in Livree empfing ſie und führte ſie in die zierlichen, neu eingerichteten Zimmer. Hier blieben ſie lange allein, weil der Fabrikherr und Conrad indeſſen die Fremden in der Fabrik herumführten. — Lezterer, der den andern vorausgeeilt war, trat zuerſt herein, um von den Eltern Nachricht wegen Hannah zu erhalten. Der Vater zuckte die Achſeln, die Mutter dagegen erzählte mit vielem Eifer, was vorgefallen war. Conrad wechſelte die Farbe, gekränkter Stolz rang in ſeinem Herzen mit der Liebe, allein als die Pfarrerin ihren Bericht mit Hannahs Vertreibung aus dem Hauſe ſchloß, brach er in bittere Vorwürfe aus, welchen die erſtaunte Frau vergebens ihren warmen Antheil an ſeiner Sache entgegen ſezte. „Ja, ja!“ rief er, ohne ſich beſänftigen zu laſſen, „an alle dem iſt die unglückſelige Exaltation der Mutter Schuld, die ihr alle Ueberlegung raubt. Es ſchmerzt mich, daß Hannah um meinetwegen ſo behandelt worden; und was wird die Welt ſagen? Wozu ſolcher Scandal, der nur den Schwätzern gelegen kommt? Nun begreife ich den kalten, diplomatiſchen Ton des Gutsherrn gegen mich. — Alſo iſt Hannah in ſeinem Haus!“ — „Das iſt nicht meine Schuld,“ wandte die Mutter ein. „Fräulein Franciska wollte es ſo haben; ich dachte gleich, daß es dir unangenehm ſeyn würde, Hannah dort im Hauſe zu ſehen.“ — „Ich begreife nicht, wie der Vater Hannahs Entfernung zugeben konnte.“ — Der Pfarrer zuckte wieder die Achſeln und ſchwieg.

Die Geſellſchaft trat nun, wie es ſchien, in ſehr guter Laune in's Zimmer. Der Staatsrath Helm begrüßte den Pfarrer mit einem freundlichen Händedruck und brachte ihre Kinderjahre auf's Tapet. Der Baron, ein Mann von ſehr vortheilhaftem Aeußern, der mit ihm gekommen war, ſagte: „Ich wünſche Ihnen Glück zu Ihren beiden Söhnen. Mein Freund hier iſt von den Verbeſſerungen und Einrichtungen in der Fabrik, welche der eine vorgenommen, ganz bezaubert, ſo wie ich von der Unterredung mit Ihrem andern Sohne; ich bin ein Laie in Induſtrie und Mechanik, und ſo habe ich mir den beſſern Theil erwählt und mich an denjenigen Ihrer Söhne gewendet, deſſen Weſen und Streben mehr mit dem ſtimmt, was für mich das höchſte Intereſſe hat.“

Während der feſtlichen Mahlzeit herrſchte ein heiterer, freier Ton; der Staatsrath brachte einen Toaſt aus auf das Wohl der Fabrik und das häusliche Glück ihres Beſitzers, wobei das Geſicht des Fabrikherrn vor Freude ſtrahlte, und die Pfarrerin ſowohl als Conrad völlig des Vorfalls vom vorigen Tag vergeſſen zu haben ſchienen, um ſich ganz dem ſchmeichelnden Eindruck der Stunde hinzugeben. Man trat jezt wieder in das Wohnzimmer, wo alles zu der bevorſtehenden Vorleſung bereitet war. Wachslichter ſtrahlten in ſilbernen Leuchtern und die weißen Fenſtervorhänge waren dicht zugezogen, um den noch nicht ganz erloſchenen Schein des Tages auszuſchließen. In bequemen Lehnſeſſeln wurde um einen runden Tiſch Platz genommen. Conrad zog ſein Manuſcript hervor und fing an zu leſen. Sein Organ war ſehr angenehm, und er las ſehr gut; die Abhandlung ſelbſt war mit Sachkenntniß, lebhaft und gewandt geſchrieben, und viele Stellen wurden durch treffenden Witz auch für diejenigen unterhaltend, welche die Sache ſelbſt nicht verſtanden. Der Staatsrath und der Baron, die dem Verfaſſer zunächſt ſaßen, ſchienen ſeinem Vortrag mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu folgen, und gaben an mehreren Stellen durch Mienen und Geberden ihren Beifall zu erkennen. Der Fabrikherr ſaß mit offenem Munde da und ſtrengte ſich vergebens an, das Vorgetragene zu verſtehen, ohne jedoch die Augen von den vornehmen Zuhörern zu wenden; wenn dieſe lächelten, lächelte auch er; machten ſie eine bedenkliche Miene, ſo runzelte er die Stirne und ſchien unruhig. Ein wenig hinter ihm ſaß Olſen, der Fabrikmeiſter, der zu der Vorleſung beordert worden war; mit vorgebeugtem Haupt betrachtete er ſeine gefalteten Hände, wobei er die Finger auf dem Rücken derſelben ſpielen ließ. Er biß ſich in die Lippen und ſah nie auf. Mit ununterbrochenem Lächeln ſaß die Pfarrerin da und betrachtete mit Wohlgefallen den Sohn und ſeine vornehmen Nachbarn.

Beim erſten Theil der Abhandlung war der Beifall einſtimmig, weiterhin aber, als der Verfaſſer Englands und Amerikas Induſtrie einander gegenüberſtellte, ſah man deutlich, daß ſich beim vornehmſten Theil der Zuhörer Oppoſition erhob. Da nun ein Abſchnitt zu Ende war, wurde eine Pauſe gemacht und Erfriſchungen herumgereicht. Der Staatsrath nahm das Wort; er lobte das bisher Vernommene in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, fügte aber hinzu, nur in zwei Punkten könne er mit dem Verfaſſer nicht übereinſtimmen, und dieſe ſeyen, einmal die unbedingten Lobſprüche, die er Amerika ertheilt, und dann die Grundſätze von Freiheit und Gleichheit, die er dabei ausgeſprochen. „Es iſt doch ſehr ſtark," ſagte er, „den Satz geltend machen zu wollen, daß die Republik die einzige Staatsform ſey, bei welcher nicht bloß Wohlſtand und Induſtrie, ſondern auch Gerechtigkeit und Sicherheit in vollem Umfang beſtehen können." — „Ich geſtehe," ſagte Conrad, „daß dies meine Anſicht iſt, und ich bin feſt überzeugt, daß Alles, was man in andern Ländern unternehmen mag, um den Mängeln der monarchiſchen Regierungsformen abzuhelfen, nur den dürftigen Ausbeſſerungen eines alten Hauſes gleicht, das dem Einſturz nahe iſt. Unter dieſen Ländern iſt England dasjenige, wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, und folglich noch die meiſte Induſtrie zu Hauſe iſt; wenn man aber Amerika betrachtet, ſo wird man doch gleich inne, welch ganz anderes Leben in der neuen Welt herrſcht, wo jede zur Arbeit tüchtige Kraft gehörigen Spielraum findet, wo die Bahn zu Ruhm und Wohlſtand Jedem offen ſteht, wo der Fleiß nicht in alten, verroſteten Feſſeln gehalten wird, wo Jeder auf ſeinen Stand ſtolz iſt, wo kein Lebensgenuß irgend einem, der ihn verdienen mag, vorenthalten bliebt." — „Aber," entgegnete der Baron, „Europas Cultur, die ſchönen Künſte ſind ſo eigentlich noch gar nicht nach Amerika gedrungen, und dieſe ſind doch wohl die höchſten Genüſſe der Menſchheit." — „Nein," erwiderte Conrad, „und in jedem Falle dürfen ſie nicht genoſſen werden, bevor die nothwendigeren Bedingungen des Lebens befriedigt ſind. In einer guten Landwirthſchaft werden die Felder früher als die Blumenbeete gebaut."

(Die Fortſezung folgt.)

Eine Meſſe und eine Predigt in der Pariſer Rochuskirche.

(Fortſezung.)

Ich mußte fünfzehn Centimes für einen Strohſtuhl bezahlen; ich ſezte mich, indem ich einen mitleidigen Blick auf die hinter mir ſtehende Menge warf, welche ſich außerhalb der Schranken befand und ſich nicht ſetzen konnte. Die Prozeſſion trat aus dem Allerheiligſten hervor, ernſt, glänzend, feſt auftretend, mit Zuverſicht um ſich blickend, wie ein königlich oder kaiſerlich Gefolge. Vorauf gingen zwei „Schweizer," wie man hier zu Lande ſagt, lange, ſchmale Zwillingsgeſtalten an Wuchs und Kleidung; ihre Hellebarden aufſtoßend, bahnten ſie den Weg für die Prozeſſion. Hinter dieſen aufgeputzten Gliedermännern ſchritt in zwei ſchneeweißen Reihen die demüthige Mädchenſchaar der Confrérie de la Vierge, lauter junge, friſche Geſichter, gar lieblich anzuſehen unter ihren weißen Schleiern, durchſichtig wie Morgenthau. Die größte und ſchönſte der Jungfrauen trug das Banner; ſie ſchritt als Königin vorauf, ſtolz auf ihre

Würde, und schien der Menge zu sagen: „Schaut und bewundert mich!“ Nun kam das goldene Kreuz, sich majestätisch hin und her wiegend, zwischen zwei heiligen Fackeln, ein Symbol, welches die Männer mit Kopfneigen und die Frauen mit Kreuzschlagen begrüßten; darauf die Chorknaben, allerliebste Buben mit Scharlachkäppchen, weit ausschreitend, ernste Mienen machend und die Arme kreuzweis faltend, wie gesezte Männer; darauf die Vorsänger, wandelnde Standbilder mit Chormänteln von golddurchwirktem Tuch; die Diakonen, reichbestickte Meßgewänder über die Schulter geschlagen, und schimmernde Evangelienbücher vor der Brust tragend; sodann ein langer Zug alter und junger Priester von allen Farben und Charakteren, die Hände übereinander gelegt und die Lippen bewegend, wie zum Gebet; endlich der Geistliche von Saint Roch, fein wie ein Weltmann, nett und gelockt, wie die Söhne guter Leute. Hinter dem Pfarrer schloß sich der Trupp der Kirchen- und Kirchhofsdiener an, wahre Raben von Kopf bis zu Fuß; die Küster, in Jabot und Leibrock, mit der Kette um den Hals und den Degen an der Seite, wie die Ministerhuissiers, folgten zu allerlezt.

Die Prozession machte stillschweigend die Runde durch die Kirche, wozu die prächtige Orgel mit einem Parademarsch accompagnirte. Sie kehrte zurück in's Allerheiligste, wie sie herausgekommen war, kalt und stumm. Jeder Zuschauer nahm seinen Platz wieder ein; der accompagnirende Organist sezte sich an seine Orgel; die Sänger stellten sich vor ihren Notenpulten auf. Man hörte auch nicht den leisesten Athemzug. Es trat jene bedeutende Pause ein, welche uns vom ersten flüchtigen Blick, womit der Kapellmeister die Leute seines Orchesters mustert, bis zum lezten entscheidenden Zeichen des Taktstocks die Brust beklemmt. Der fungirende Priester, ein Greis mit ehrwürdigem Scheitel, las darauf ganz leise das Introibo ad altare Dei, und fünfzig Stimmen erhoben jezt den herrlichsten Gesang, welcher je in mein Ohr gedrungen.

Ich sah die Gesichter um mich herum erbleichen, die Augen in ihren Höhlen erstarren und die Köpfe sich instinktmäßig erheben, so überwältigend war der Strom von Harmonie, welcher plözlich heraufrauschte. Mit den mächtigen Donnerstimmen der Vorsänger, welche wie aus eisernen Brustkästen und stählernen Lungen heraustönten, vermählten sich die hellklingenden, wie Querpfeifen gellenden Silberstimmen der Chorknaben; durch dieses prachtvolle Bündniß menschlicher Töne drang der schrecklich unheimliche Ruf der Posaunen und die begleitende Orgel hindurch, während die zitternden Contrebäße diesen musikalischen Sturm nährten und anfachten. Mit einem Male schwieg Alles, und die Riesenorgel des Portals erhob ihre brausende Stimme und verkündete ihrerseits das Lob des Herrn, daß die Wände wiederhalten. Die Frauen saßen mäuschenstille und vergaßen, die Hüte ihrer Nachbarinnen zu kritisiren, sie senkten die niedlichen Köpfe, erschrocken, als ob sie fürchteten, vom stürmischen Sausen der Orgel möchte die Decke des Tempels über ihnen zusammenbrechen. Von Zeit zu Zeit wagten sie zitternd einen Blick hinterwärts und hefteten dann ihre Augen wieder auf das in Marokin mit Goldschnitt eingebundene Gebetbuch, welches stets auf derselben Seite vor ihnen aufgeschlagen lag. Die Männer schienen sich in diesem wogenden Musikmeere zu baden und schlugen leise mit den Füßen den Takt, wie in der großen Oper; die Schönste der Schönen hätte in diesem Moment an ihnen vorübergehen können, ohne eines Blicks gewürdigt zu werden. — Auf das Kyrie folgte das Gloria in excelsis; darauf das Credo, ein erhabenes Oratorium, wo sich zwanzig Gesänge, zwanzig Meisterwerke von verschiedenem Charakter kreuzen und zu einer fremdartigen, magisch wirkenden Musik verschmelzen. Die Engel können den Gottessohn nicht göttlicher preisen; sie können unmöglich zerreißendere Accorde haben, um seine Leidensgeschichte und seinen Tod zu erzählen, und sein Triumph kann durch keine siegsjauchzenderen Seelenschwingungen gefeiert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsezung.)

Kunstausstellung. Frühlingsausstellung.

Die zartesten Stick- und Tapisseriearbeiten, Gemälde, Kupferstiche und Bildhauerwerke (freilich nur in Gyps) wanderten diesmal nicht in die Boudoirs unserer Aristokratinnen, sondern von den handfesten, gebräunten Händen von Fischweibern, Hökerinnen und Arbeitsleuten im Triumph getragen, ich weiß nicht wohin. Ein trübseliger Ausgang einer hübschen Unternehmung. Daß halb Berlin damit unzufrieden war und ganz Berlin Stoff hatte sich darüber lustig zu machen, versteht sich von selbst. Aber man sah die Sache zu ernst an. Manche Einsender wollten den Damen das Recht, in dieser Art über ihre Geschenke zu verfügen, bestreiten; manche sprachen sogar davon, gerichtlich ihre Geschenke zurückzufordern, um sie zum wahren Werthe für die Verunglückten zu verkaufen. Dagegen läßt sich zu Gunsten der Damen Mehreres anführen. Denn, wenn Einige klagen, daß werthvolle Sachen auf diese Weise verschleudert worden, klagen wieder Andere, daß man Sachen für sein Geld erhalten, welche nicht des Aufhebens werth gewesen; und die Damen selbst berechnen, daß die Summe des Ertrages der Gesammtsumme des Werthes ziemlich gleich kommt. Zweckmäßigere Einrichtungen hätten freilich getroffen werden können, z. B. eine Auktion, ein erhöhtes Eintrittsgeld

und eine ordentliche Lotterie mit Nieten, wogegen die weibliche Humanität sich sträubte. Es wäre Schade, wenn dieser verdrießliche Ausgang bei künftigen Vorfällen von ähnlichen wohlthätigen Unternehmungen zurückschreckte. Aber wenn eine Deputirtenkammer in Berlin über die Emanzipation der Frauen debattirte, so zweifelte ich in diesem Augenblick an einer günstigen Entscheidung für das schöne Geschlecht.

Auch eine Kunstausstellung ward von jüngeren Malern zum Besten der Danziger Ueberschwemmten veranstaltet. Sie war indessen mit neuern Gemälden wenig bedacht, da den Statuten der Akademie zufolge jedes Bild, welches schon auf einer andern öffentlichen Ausstellung in Berlin gezeigt wurde, nicht wieder auf der großen akademischen aufgenommen wird. Ausnahmen kommen wohl vor, wurden aber diesmal nicht gebilligt. Den Malern, welche für den Vertrieb ihrer Werke sorgen müssen, war es daher kaum zu verargen, wenn sie mit Werken, die noch Käufer suchen und auf sie hoffen, zurückhielten. Das Beste kam noch aus bestehenden Privatsammlungen. Zur selben Zeit war die Ausstellung des Kunstvereins eröffnet mit den angekauften, zur Verlosung bestimmten Gemälden, darunter Vieles recht hübsche, besonders im Landschaftsfach, Alles wohlgefällig, doch nichts Eminentes. Eine Erntelandschaft von Kibber fesselt sowohl durch die Trefflichkeit der Ausführung als durch die Composition. Ob und in wie weit Letzterer aus Bendemann und Robert geschöpft hat, ein Streit zwischen Publikum und Künstlern, geht uns hier wenig an. Genug, das Bild wirkt, ist wohlgefällig in jeder Beziehung, ein Ganzes, und wird in jeder Privatsammlung eine Zierde seyn. — Eine andere Ausstellung hat für die Bewohner Berlins weit mehr Anziehendes. Die Kunstgärtner und Kunstcaffeiers Möwes und Faust haben in der Fruchtstraße eine Estrade errichtet, von der man einen Flor von einigen hunderttausend oder Millionen — die Angaben differiren, gezählt hat die Einzelnen noch Niemand — Hyacinthen übersieht. Fünf Silbergroschen Entree und ein numerirtes Billet, auf das man einen Blumenstrauß oder im seltenen Fall einen Blumentopf gewinnt, sind das nothwendige Ingredienz, ohne das Ausstellungen nicht mehr in Schwung kommen. Nun strömt halb Berlin in die entfernte Gegend am Frankfurter Thor, in Straßen, die man auf der Friedrichsstadt kaum dem Namen nach kennt, um daselbst im abgezäunten Raume einiger Gärten den Frühling, der sonst vermißt wird, zu sehen. Die Droschkenpferde und Kutscher seufzen über diese Frühlingslust; denn diese fünf Silbergroschen sind für sie kein Gewinn, sondern eine Last. Ein eigener Umstand kommt dabei zur Sprache, der leichtlich neue Bestimmungen in dem Gesetze über das geistige Eigenthum veranlassen könnte. Von den Möwes-Faustschen Höhen übersieht man ein Meer von Hyacinthenblüthen, gruppirt nach allen Farben und Schaftirungen, und athmet ihren Duft ein. Aber nur der geringste Theil davon gehört eigenthümlich den Herren Möwes und Faust. Der bei weitem größere steht in dem Nebengarten des Kunstgärtners Krause, von keiner Mauer getrennt, und für die fünf Groschen, den Herren Möwes-Faust bezahlt, sieht, athmet und riecht man das unbestrittene Eigenthum des Herrn Krause ein, ohne daß dieser einen Deut davon hätte, kaum die Ehre. Zwar könnte er es machen, wie die Direktion der Potsdamer Eisenbahn, welche dem industriösen Erfinder, Herrn Schneider, der neben ihrem Bahnhof eine schöne Restauration mit offenen Hallen errichtet, davor einen Schuppen erbauen will, damit seine Gäste das Schauspiel der Abfahrt nicht genießen. Das Publikum hat sich aber so entschieden mißbilligend gegen das abgünstige Verfahren der Potsdamer Direktion ausgesprochen, daß Herr Krause wohl schwerlich auf diese Weise die Einnahme seiner Nachbarn und das Vergnügen des Publikums beeinträchtigen dürfte. Bis ein neues Gesetz darüber gegeben ist, wem das Recht zusteht, Blumen zu sehen und zu riechen, bleibt ihm nichts übrig, als selbst ein hohes Gerüste zu bauen, um seiner Seits künftiges Jahr das Publikum einzuladen, wenn er es nicht etwa vorzieht, das Nachbarfeld mit Disteln und Nesseln zu besäen. *

(Der Beschluß folgt.)

---

* Diese kritische Rechtsfrage läßt sich noch verwickelter denken. Gesetzt, die Herren Möwes-Faust hätten selbst gar keinen Blumengarten, nur einen Raum in der Nähe des Krauseschen. Auf diesem Raum erbauten sie ein Gerüst, versteht sich in der von den Polizeiordnungen bestimmten Entfernung vom Nachbar, und lüden auf dasselbe das Publikum ausdrücklich ein, um den Blumenflor ihres Nachbars zu sehen.

Räthsel.

Frei nach Lucchese.

Kann wohl auf der ganzen Erden
Jemand mehr mißhandelt werden?
Der mich liebt, hat für mich Arme
Viel geseufzt, daß Gott erbarme!

Viel hat er für mich gelitten,
Hat mich grausam dann geschnitten;
Hatte Nichts um ihn verschuldet,
Hab' es ruhig doch geduldet.

Hätt' er, der nach mir getrachtet,
Nur die Schwangerschaft geachtet!
Aber nein! ein wilder Regen
Fiel auf mich von harten Schlägen.

Von viel Kindern unter Wunden
Ward ich mit Gewalt entbunden,
Und nachdem sie mir entrissen,
Garst'gen Thieren vorgeschmissen.

Meine Kinder, reich an Gaben,
Wird lebendig er begraben,
Oder morden sie mit Steinen,
Und ich darf sie nicht beweinen!

Die Begrab'nen zwar erstehen,
Ihnen wird's, wie mir ergehen:
Für sie wird er seufzen wieder,
Macht sie dann, wie mich darnieder.

Die Gemordeten indessen
Werden sämmtlich aufgefressen
In Nudeln oder in Brei,
Ach! es ist mir einerlei!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. Juni 1838.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang,
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerrüßne Glocken ohne Klang.

Lenau.

Eine Messe und eine Predigt in der Pariser Rochuskirche.

(Fortsetzung.)

Die Stelle der Kirche, wo ich mich befand, war gerade ungemein günstig, um diesen ersten Theil des religiösen Conzerts zu genießen. Aus der Mitte des Schiffs tauchte mein Auge in die Tiefen des Allerheiligsten, und die jämmerlichen Skulpturen Falconnets erschienen mir in der Ferne unter dem hohen Bogenfenster des Hauptaltars fast schön und poetisch. Zwischen der steinernen Himmelsglorie dieses Meisters und mir flimmerten brennende Wachskerzen und dampften wohlriechende kleine Weihrauchdüfte, welche jene Skulpturen mit einem geheimnißvollen Zwielicht und mit einer Art luftiger Beweglichkeit umkleideten. Meine von der Musik angeregte Einbildungskraft erweiterte die gedrückten Gewölbe des Tempels und verwandelte seine schwerfälligen, wie Fußgestelle viereckigen Strebepfeiler in elegante Säulenbündel mit anmuthigen Zierrathen; und indem meine Blicke über diese eingebildeten Höhen hinausschwebten, erschienen mir die Menschen kleiner, demüthiger, und über den Menschen, über dem Priester, über der Orgel, über dem Tempel gewahrte ich noch etwas Größeres; ich gewahrte Gott, wie er dem Pfarrer von Saint Roch seinen theatralischen Anstand verzieh, weil dieser weltliche Prunk allein noch im Stande ist, die zerstreuten, ungläubigen Gemüther der versammelten Menge wenigstens einen Augenblick zu religiöser Andacht zu stimmen. Dieser Augenblick war allerdings schnell vorüber. Schon machten die Einen müde Augen, die Andern gähnten mitten in der Andacht. Ich konnte es nicht länger in dieser fatalen Umgebung aushalten; die Damen und Herrn zogen jede Minute ihre Uhr, um nachzusehen, ob sie vielleicht zu spät auf die Promenade kämen. Während die zitternde Stimme des fungirenden Priesters die rührende Formel bei der Aufhebung der Hostie hersagte, zog ich mich aus dem Gedränge zurück, verließ das Schiff und wandte mich, nach dem linken Seitengange einlenkend, zur Kapelle des Kalvarienbergs, wo ich das Ende der Messe und des Conzerts abzuwarten beschloß.

Ich war fast allein in dieser feuchten, düstern Höhle; ich traf daselbst nur noch zwei Frauen in tiefer Trauer und ein Kind; die Familie lag auf den Knieen und betete ohne Zweifel für ihr gestorbenes Haupt. Die beiden Frauen lagen regungslos auf den Knieen; das Kind spielte mit den herabhängenden Halmen des Strohstuhls. Ich lehnte mich hinter ihnen an einen Pfeiler und betrachtete gerührt diese schöne, eines frommen Pinsels würdige Gruppe, als ich zum Sanctus läuten hörte; ein

unwillkührlicher Schauer überlief mich ſkeptiſchen Proteſtanten: die Trompete Dufresne's erklang ganz allein in dem weiten Raum der Kirche. Ich verzichte darauf, zu ſchildern, welch ergreifende, vernichtende Wirkung dieſes ſo unheimlich und doch ſo ſanft geklagte, ja im eigentlichen Sinne geweinte Motiv auf mich hervorbrachte. Die fünfzig ſo ſchön und ſo richtig zuſammenklingenden Männerſtimmen, der Donner der Orgel, der Orcheſterpomp, Alles war fort und vergeſſen. Die wunderbaren Töne des Klapphorns ſchienen mir durch ein Phänomen der Akuſtik von oben herabzukommen, und als das Motiv zu Ende war, begleiteten das Klapphorn zwei Poſaunen und zwei Hörner, und die klare Stimme der Chorknaben ſang langſam, wie ein Engelchor: O salutaris hostia! Da fühlte ich armer Ketzer meine Knie ſchwanken, und ich neigte mein Haupt. Die Thränen jenes unnachahmlichen Inſtruments erſchütterten mein Herz; mir war, als rege und bewege ſich die Skulptur des Altars vor mir; ich hörte den Erlöſer ſein letztes Gebet herſagen: Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Und nachdem der Geſang verſtummt war und die Donnerſchläge der Orgel mich aufgeweckt hatten, war ich wie in Schweiß gebadet und wagte kaum aufzublicken. Indeß die knieende Gruppe vor mir lag noch immer auf derſelben Stelle, zu den Füßen des Gekreuzigten. Die Meſſe war zu Ende.

Während der letzten Faſtenzeit wohnte ich einer merkwürdigen Faſtenpredigt in Saint Roch bei. Man hat hier diesmal die Faſten hoch gefeiert: Religionsübungen, geiſtliche Conzerte, Luxus und Predigten haben ſich gegenſeitig in Aufwand und Anſtrengungen überboten; daß man gefaſtet habe, ſteht ſehr zu bezweifeln. In den höhern Kreiſen der Pariſer Geſellſchaft beurkundet ſich gegenwärtig ein gewiſſer Hang zur Frömmigkeit, eine Art religiöſer Reaktion. Gleichwie man im Kunſt- und Modegeſchmack das ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert wieder hervorſucht, ſo möchte man auch die alten Faſten wieder aufbringen, wie ſie unter Ludwig XIV., unter dem Regenten und unter Ludwig XV. blühten. Longchamps fiel diesmal brillanter aus als je; ſogar die Prinzen des königlichen Hauſes beehrten dieſe Promenade mit ihrer Gegenwart, was ſeit der Julirevolution zum erſten Mal der Fall war, und gepredigt wurde, wie man es lange nicht mehr erlebt. Dieſe Faſtenpredigten ſind indeß im heutigen Paris eine eben ſo große Anomalie, als der Mummenſchanz. Die Kanzelberedtſamkeit iſt in Frankreich ſeit langer Zeit ausgeſtorben und von der Kammerberedtſamkeit verdrängt. Jene Beredtſamkeit hat zwei Epochen gehabt und dürfte ſchwerlich eine dritte erleben. Unter Ludwig XIV. waren die Predigten eine Staatsangelegenheit, ſpäter ſanken ſie zu Modeartikeln herab. Nach den großen Kanzelrednern des großen Jahrhunderts kamen die kleinen Prediger der vornehmen Welt, die galanten Abbés berüchtigten Andenkens, denen die Revolution von 1789 das Handwerk gelegt hat. Wozu heutiges Tags noch Abbés, da ſie außer allem geſellſchaftlichem Verbande ſtehen? Während der jüngſten Faſten ſind jedoch wieder mehrere aufgetaucht; dahin gehören namentlich der Abbé Ravignon, ehemaliger Subſtitut des Generalprokurators de Broc, welchen die Satire Paul Louis Courriers gegeiſſelt, und der Abbé Certes von Montauban. Dieſen lezteren habe ich neulich in Saint Roch die merkwürdige Predigt halten hören, deren ich oben erwähnte. Der Redner iſt ein Mann von angenehmem Aeußern, von brauner, geſättigter Farbe, er hat aber einen unangenehmen, ſüdfranzöſiſchen Accent, welcher ſehr hart klingt, ſelbſt meinen deutſchen Ohren. Ich fand ihn ſchwerfällig und diffus; ſeine Beredtſamkeit hatte weder das Einſchmeichelnde ſeines Collegen Coeur, welcher dieſe Faſten in Nismes zugebracht, noch die ergreifende Gewalt Lacordaires, welcher bei allem theatraliſchen Pathos, das ihm anklebt, dennoch die Zuhörer zu rühren verſteht. Der Abbé Certes predigt, wie die franzöſiſchen Advokaten in der Provinz plaidiren. An dem Tage, wo ich ihn hörte, hatte ſich ein zahlreiches, faſhionables Auditorium in Saint Roch verſammelt; ſein Vortrag handelte von allerlei Dingen, unter andern auch von der neuen Literatur. Wie ſich von ſelbſt verſtand, ſchleuderte er die mächtigſten Blitze ſeiner Beredtſamkeit gegen ſeinen ehemaligen Conſorten, den Abbé Lamennais, welche jedoch nicht zu zünden, ſondern an den indifferenten Herzen ſeiner Zuhörer eben ſo viele Blitzableiter zu finden ſchienen.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

„Die ſchönen Künſte,“ fiel der Baron ein, „möchte ich nicht Blumen nennen, ſondern vielmehr den Wein; der kann bei einer guten Mahlzeit nicht entbehrt werden, wenn das Eſſen, die weniger geiſtige, aber zur Erhaltung des Lebens nothwendige Nahrung uns ſchmecken ſoll. Amerikas Mäßigkeitsvereine ſind in dieſer Beziehung gleichſam Symbole: ſie ſchließen das Geiſtige aus.“ — „Indeſſen meine ich doch, daß die erſte der ſchönen Künſte, die Poeſie, dort nicht fremd iſt. Amerika darf ſich mehrerer Dichter rühmen.“ — „Auch ich erkenne gewiß die Verdienſte dieſer Dichter an. Für Waſhington Irving namentlich hege ich wahre Bewunderung; allein ich meine, dieſe Männer ſind eigentlich engliſche Dichter; ſie haben keine Nationalität, nichts, was ſie zu

Amerikanern ſtempelt; denn daß die Scene zuweilen in Amerika iſt und der Verkehr und die Kämpfe mit den Wilden geſchildert werden, iſt doch nichts anders, als die Verhältniſſe der Weißen zu dieſen Stämmen mit den Augen eines Engländers geſehen und in ſeiner Sprache erzählt. Um zu verſtehen, was ich eigentlich meine, muß man einen Blick auf die Literatur unſers eigenen Landes werfen. Die ſchönen Künſte, die intellektuellen Kräfte im Verhältniß zu der Größe und den Hülfsquellen unſers Landes, das iſt unſere Stärke und unſer Ruhm."

Der Staatsrath nahm ſchnell das Wort. „Was die Republiken betrifft, möchte ich außerdem bemerken, daß ſie verjährte Formen ſind, die in ihrer wirklichen Kraft, in ihrer reinen Form nur Nationen angemeſſen ſeyn konnten, die ſich noch in einem gewiſſen rohen Zuſtand befanden, wo die ſtrengen Geſetze und Tugenden, wie ſie das alte Sparta auszeichneten, in der allgemeinen Volksſtimmung wurzelten. Allein ſo erhaben ſolche Inſtitutionen ſeyn mögen, ſie wären in einem cultivirten Lande undenkbar. Alle andern mir bekannten Republiken ſind mit der Zeit in etwas, dem, was man bürgerliche Freiheit nennen kann, ſehr Widerſprechendes ausgeartet. Außerdem ſcheint mir, was von dem einzelnen Menſchen gilt, auch auf Nationen anzuwenden. Eines ſchickt ſich nicht für alle; nichts iſt mir lächerlicher vorgekommen, als wenn die Franzoſen, dieſes Jahrhunderte lang durch verfeinerte Sitten der alten Gleichheit entfremdete, durch alle Arten von Luxus verzärtelte Volk, Republikaner ſeyn wollten und noch immer von einer Republik träumen." — „Allein der Herr Staatsrath," ſagte Conrad, „wird mir doch zugeben müſſen, daß Frankreich ſeit der Revolution unendlich vorwärts geſchritten iſt." — „Die ganze Welt iſt vorwärts geſchritten," entgegnete dieſer.

Der Gutsherr kam dadurch auf ſeinen Lieblingsſatz und konnte nicht umhin, zu äußern, daß die Franzoſen in vielen Beziehungen rückwärts geſchritten ſeyen, daß die Liebenswürdigkeit, die Politur, die Ritterlichkeit in Umgang und Denkweiſe, Tugenden, welche früher dieſe Nation ausgezeichnet und ihr eine Art geiſtiger Herrſchaft über die ganze gebildete Welt verliehen, nun ganz verſchwunden ſeyen und einer dieſem Volke unnatürlichen Rohheit Platz gemacht haben. — Nach einer warmen Lobrede auf das Zeitalter Ludwigs XIV. und den Ton, welchen es über die gebildete Welt verbreitet, wandte er ſich an Ludwig, der neben ihm ſaß, mit der Frage: „Was halten Sie davon?" — „Meine Meinung," gab dieſer beſcheiden zur Antwort, „iſt in dieſer Sache nicht von beſonderem Gewicht. — Ich bin nicht in Frankreich geweſen und kenne dieſe Nation nur aus Büchern und Traditionen. Was aber das Zeitalter Ludwigs XIV., dieſes großen Königs der Etiquette betrifft, ſo glaube ich wohl, daß jene glänzenden Eigenſchaften einen Mangel an beſſern, innern, welche ſich das gegenwärtige Geſchlecht mehr angelegen ſeyn läßt, bedeckten; und was jenen Ton anlangt, welchen es über die Welt verbreitete, ſo denke ich, daß alles Schöne und Liebenswürdige daran nur ein Nachklang aus der romantiſchen Zeit des Mittelalters war, deſſen Herrlichkeit, wie ſie uns vorſchwebt, Niemand ohne Begeiſterung betrachten kann, wenn man gleich in einer aufgeklärteren Zeit die damit verknüpften Irrthümer einſehen mag."

Der Baron nickte Ludwig freundlich zu; Conrad begann, auf die Aufforderung des Staatsraths, obgleich mit geringerer Zuverſicht, den lezten Theil ſeiner Abhandlung. Auch dauerte es nicht lange, ſo ſchien ein Schweigen des Todes die Verſammlung zu feſſeln. Er ſchilderte nämlich den Zuſtand der Induſtrie, des Handels und der Manufakturen in ſeinem Vaterlande, und griff dabei mit dem ſchonungsloſeſten Tadel die Inſtitutionen Dänemarks, mit der bitterſten Satire die Regierung, ja die Nation ſelbſt an. Der Staatsrath ſtarrte den Boden an und nahm eine Priſe nach der andern. Der Fabrikherr, deſſen Blick jeder Bewegung des hochverehrten Mannes folgte, trocknete den Schweiß von der Stirne und rückte unruhig mit dem Stuhle, wodurch die Unheimlichkeit des Moments nur vermehrt wurde. Conrad, der wohl bemerkte, daß die Stimmung ihm nicht mehr günſtig war, las immer ſchneller und ſchneller, um das Ende bald zu erreichen. Dennoch verachtete er zu ſehr die nach ſeiner Meinung bornirten Anſichten ſeines Auditoriums, um etwas im Manuſcripte zu übergehen oder eine Aenderung zu improviſiren; ja es fügte ſich, daß er, ohne ſein Wiſſen, den Staatsrath perſönlich beleidigte, indem er auf verächtliche Weiſe von der Thätigkeit einer Commiſſion ſprach, in welcher dieſer Herr den Vorſitz gehabt hatte. Bei dieſer Stelle ſah der Staatsrath mit glühendem Geſicht und zornſprühenden Augen auf Conrad; er bezwang aber die ihm eigenthümliche aufbrauſende Heftigkeit, ſah wieder vor ſich nieder und blieb ruhig und ſtumm, bis der Vortrag zu Ende war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

Muſik.

Wir hörten neulich den großen, vielleicht größten Flötenſpieler, Drouët. Sein Adagio iſt in reinſter, vollklingendſter Kraftfülle und leiſem Hinſterben der Töne ſo vollendet, als ſein Allegro in erſtaunlicher Fertigkeit und höchſter Präciſion. Die Oktavenläufe erſchienen vielleicht manchem Ohr als einfache Tonreihen. Durch das Thema des Jägerchors jubilirten Rouladen ꝛc. hin, ſo ſchnell und ſicher, daß das Erſtaunen der Hörer in dem lauteſten Beifall ſich Luft machte. Man belohnt

mit dieſem ſo oft die Anſtrengung; wo aber das Höchſte dem Meiſter nur ein Spiel zu ſeyn ſcheint, da wirkt es als eine Art Wunderkraft. Man denkt bei ſolchen Erſcheinungen an verwandte Kunſt. So wirkt die Leichtigkeit des Goetheſchen Styls bei der Tiefe der Gedanken als eine zauberhafte Virtuoſität. Man ſagt, Herr Drouët wolle ſich mit ſeiner Familie — ſeine Gattin iſt eine ſehr gewandte Sängerin — bei Baden ankaufen. Acht Tage ſpäter gab Kalkbrenner, als Compoſiteur für das Fortepiano berühmt, ein Conzert, worin er drei von ſeinen eigenen Schöpfungen vortrug. Da wir in unſern Mauern mehrere Virtuoſinnen auf dieſem Inſtrumente beſitzen, ſo war es intereſſant, den in einem weitern Kreiſe gefeierten Meiſter in ſeiner eigenthümlichen Kunſtkraft zu vernehmen. Das charakteriſtiſch ſich Unterſcheidende vermag der Dilettant wohl zu empfinden, aber nur der Kunſtgenoſſe kann es auszuſprechen verſuchen. Einen Gegenſatz des männlichen und weiblichen Fortepianoſpiels glaubte ich bisher faſt durchherrſchend wahrzunehmen, gebe aber zu, daß ſelbſt ein Connaiſſeur bei ungeſehenen Spielern hierin ſich täuſchen könnte. — Bei keinem Inſtrument iſt wohl die Würdigung der höhern Virtuoſitäten ſo ſchwer, als bei dieſem. — Ein Adagio und eine Poloneiſe, namentlich aber eine Phantaſie und Variationen waren allgemein anſprechend und erweckten rauſchenden Beifall. Ein Triller zuerſt mit einer Hand, dann mit beiden bei fortgeſetztem Spiel der freien Finger mußte Manchen faſt unbegreiflich dünken. In dieſen beiden ohne Begleitung vorgetragenen, gleichſam freien Produktionen trat des Meiſters Geiſt hell hervor. Bei ſeinem Anfangs geſpielten Conzert überwältigte das Orcheſter einigermaßen ſein treffliches Inſtrument, einen Pleyelſchen Flügel von einſchmeichelndſtem Tone. Silberglöckchen ähnlich, der aber einige Tertien länger ſchwingt, als der Ton unſerer Inſtrumente, die, in der Höhe trockenkälter, darum eben deutlicher pronunziren, als jenes. Molliques Violinconzert und die Rückerinnerung an Drouëts Flötenſpiel legten uns den Unterſchied zwiſchen Melodieinſtrumenten mit gehaltenen, gezogenen Tönen und Harmonieinſtrumenten mit bloß punktirten Noten nahe. Bei jenen iſt Seele und Leben in jedem einzelnen Tone, bei dieſen liegt Geiſt und Gemüth zunächſt in der Compoſition und dann im ganzen Vortrage.

Die königliche Hofkapelle gab in dieſem Winter dreizehn Abonnementskonzerte. Sie behaupteten im Weſentlichen denſelben Höhebeſtand, wie ſeit vielen Jahren. Da das Chorperſonal nun ebenfalls an dem Wittwen- und Waiſenfonds, zu deſſen Beſten dieſe Conzerte gegeben werden, Theil nimmt, ſo entzieht es ſich nicht mehr den Leiſtungen für leztere. Das Orcheſter iſt wohl fortwährend unter die beſten Deutſchlands zu zählen; von Virtuoſen waren an jedem Conzertabende mehrere zu hören. Daß moderne Muſik durchaus vorherrſchte, verſteht ſich. Ueber Haydn ging diesmal nichts zurück in frühere Zeit. Der treffliche Violiniſt, Muſikdirektor Moliqué, hatte während einer Reiſe des Kapellmeiſters Lindpaintner nach Wien und Grätz die Leitung übernommen. Von Beethoven hörten wir wohl ſechs Symphonien und Ouvertüren, auch mehrere Geſangſtücke; von Cherubini und Mendelsſohn Manches; von Mozart eine, von Haydn keine Symphonie. Die vier Jahrszeiten von Lezterem, lange nicht mehr gegeben, dünkten doch nicht wenigen Muſikfreunden eine faſt zu reichliche Gabe für einen Conzertabend. Es iſt nicht zu läugnen, daß ein ſolches Geſangsprachtwerk den Muſikkenner und Nichtkenner, nur aus verſchiedenen Urſachen, gleich ſehr anſtrengt, und würde nicht jene Kapelle ihren Stolz darein ſetzen, ein Werk dieſer Art nicht zu zerſtückeln, wäre es nicht um die von auswärts herkommenden Muſikfreunde zu thun, die ſtets das Ganze wollen, ſo möchte man wünſchen, daſſelbe an zwei Abenden zu hören.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Mai.

(Beſchluß.)

Der türkiſche Geſandte. Feier des Kartoffelkriegs.

Der türkiſche Geſandte und die fürſtlichen Gäſte, die man erwartet, ſtreiten um den Vorrang in der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Ein osmaniſcher Ambaſſadeur in Berlin hat noch einen Klang der Neuheit, wenn die Sache ſelbſt auch nicht ganz neu iſt. Schon ſtarb hier einer ſeiner Vorgänger aus dem vorigen Jahrhundert, und man hat zum Empfange des gegenwärtigen ſein Grabmal renovirt. Man erzählt ſich von dem Todten eine charakteriſtiſche Anekdote. Er ſizt in der Fremdenloge im Theater, gemächlich an ſeiner Bernſteinpfeife ſaugend, die Diplomatie und Völkerrecht ihm zu entziehen nicht das Recht zu haben glaubte. Plözlich aber wird es im Parterre laut. Rücken von den Plätzen, Murren, Aller Blicke ſind auf die Fremdenloge gerichtet, das Stück wird unterbrochen. Die Urſache wird nur zu bald klar, und Unwille und Gelächter ſtreiten ſich. Der Türke hat das Parterre zu ſeinen Füßen für einen comfortablen Spucknapf gehalten. Die Polizei ſieht ſich endlich gedrungen, dem Ambaſſadeur ſeinen Irrthum begreiflich zu machen. Aber der Türke wendet ſich mit voller Gelaſſenheit um, indem er mit dem Finger auf die Parterreſizer zeigt: „Is Pöbel!“ Wie man dem türkiſchen Ariſtokraten begreiflich gemacht, daß der Pöbel in Berlin auch ſchon im vorigen Jahrhundert das Recht errungen, nicht bespuckt zu werden, davon ſchweigt die Anekdote. Vom jezigen Geſandten hat der Berliner Wiz noch keine andern Anekdoten ausfindig gemacht, als daß derſelbe ſich die Pfeife von ſeinem erſten Sekretär ſtopfen läßt, der erſte die ſeine vom zweiten, und ſo herab. Er ſpricht kein Wort Deutſch und Franzöſiſch. Die rothen Müzen und Uniformen ſeines Gefolges ſind indeß ſchon ein erfreuliches Schauſpiel für die Straßenneugier.

Obgleich der Dichter des „alten Feldherrn“ Berlin verlaſſen hat und in einem Lande lebt, wo ſein „Denkſt du daran, mein tapfrer —“ wenigſtens nicht auf den gemeinten Feldherrn bezogen werden darf, ſo ſcheint ſein Lied doch jezt in den Ohren aller alten Kriegsmänner zu ſummen. Das „Denkſt du daran?“ wird auf Schlachten und Kriegsbegebenheiten angeſtimmt, deren Erinnerung faſt verloren ſchien. Wer dachte im großen Publikum zum Exempel nach den Befreiungskriegen, nach dem unglücklichen Kriege, der Preußens Exiſtenz an das Schickſal eines Tages knüpfte, wer dachte nach ſo großen Ereigniſſen an den kleinen, ſpottweis Kartoffelkrieg genannten, wenig blutigen Feldzug des Greiſes Friedrich gegen Kaiſer Joſeph! Der ſiebenjährige Krieg wirft einen ſo großen Schatten, daß dieſer kleine Krieg darunter verſchwindet. Und doch feierte neulich eine namhafte Geſellſchaft den Jahrestag des Ausrückens Friedrichs in dieſen Krieg, und es war ein namhaftes, ein bedeutendes Feſt. Seine Bedeutung fällt in die Politik; aber die Art, wie es begangen ward, war eben ſo diplomatiſch geſchickt, als würdig und ſchön. Es ſollte ein Manifeſt ſeyn gegen die, welche uns anfeinden, und ſo vortrefflich ward es gehandhabt, daß die Gemeinten die Hand zum Bundesdruck ergreifen mußten und ſie mit gutem Gewiſſen drücken konnten. Es fing an als eine Lärmtrompete zum Wachſeyn, und endete als ein Verſöhnungsfeſt deutſcher Brüder. Es wurden vortreffliche Reden gehalten und erhebende Erinnerungen der Einzelnen, die noch mitausgezogen oder Kinder waren zu jener Zeit, ſchmückten die belebte Unterhaltung. Unſere Zeitungen erwähnen von dem Feſte nichts. Eine als Manuſcript gedruckte Broſchüre liefert eine dokumentirte Beſchreibung deſſelben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 5. Juni 1838.

— This day grows wondrous hot;
Some airy devil hovers in the sky,
And pours down mischief.

Shakespeare.
King John.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Conrad machte eine leichte Verbeugung und legte ſein Manuſcript zuſammen. Es entſtand eine Pauſe; endlich fragte der Staatsrath mit zurückgehaltener Heftigkeit: „Darf ich fragen, ob der lezte Theil dieſes Aufſatzes in den Geſellſchaften, wo Sie ihn vorgeleſen haben, ganz ſo vorgetragen worden iſt?“ Dieſe Frage beantwortete Conrad mit Ja. „In dieſem Falle muß ich aufrichtig geſtehen,“ verſezte der Staatsrath, „daß ich es höchſt unzart und undankbar finde, in einem ſolchen Ton von ſeinem Vaterlande zu ſprechen; es iſt dies nicht viel anders, als ob man ſeine Verwandten, ſeine Eltern dem Spotte fremder Leute Preis gäbe.“ Conrad erwiderte lebhaft: „Ich würde auch keinen Anſtand nehmen, von meinen Eltern die Wahrheit auszuſagen.“ — „Dann würden Sie, ſofern nicht eine ganz beſondere Nothwendigkeit Sie dazu zwang, die angeblichen Schwachheiten Ihrer Eltern kund zu machen, in der Meinung aller rechtlichen Menſchen ſich ſelbſt tief herabſetzen, und das haben Sie durch Verläumdung Ihres Vaterlandes wahrſcheinlich auch im Auslande gethan.“ — „Verläumdung? Wahrheit iſt keine Verläumdung!“ — „Der kleinſte Theil von dem Allen iſt Wahrheit. Sie ſind in vielen Hinſichten falſch unterrichtet. Z. B. was die Commiſſion betrifft, die Sie ſo bitter heruntermachten — Niemand kann beſſer als ich Ihnen ſagen, daß der Geiſt in derſelben ein ganz anderer war, als Sie berichten, und daß ein ganz anderes Reſultat erfolgte. — Dies kann ich aus unſern Verhandlungen beweiſen, denn ich ſelbſt war Mitglied dieſer Commiſſion.“

Conrad zuckte die Achſeln mit den Worten: „Ich habe mich in dieſer Sache an die Berichte gehalten, die mir während meiner Abweſenheit ein glaubwürdiger Freund mitgetheilt. Wenn übrigens in dieſem und andern Punkten ein Irrthum ſich eingeſchlichen haben mag, ſo entſchuldigt mich hinlänglich der Mangel an Oeffentlichkeit in allen Angelegenheiten des Staats.“ Der Staatsrath, immer mehr gereizt, ſagte aufſtehend. „Was mich betrifft, brauche ich keine Oeffentlichkeit zu ſcheuen, und die perſönliche Beleidigung, die Ihr Aufſatz gegen mich enthält, rührt mich in der That am allerwenigſten; allein ich geſtehe es, Ihre Aeußerungen über unſer Volk und unſere Regierung haben mich gereizt, und ich will nicht leugnen, daß ich es unzart finde, mich zu einem Vortrage einzuladen, der voll von Aeußerungen iſt, die ich nach meiner Denkweiſe und meiner Stellung unmöglich mit Gleichgültigkeit anhören kann.“ — „Im Gegentheil,“ gab

Conrad mit einem ſatiriſchen Lächeln zur Antwort; „wir meinten dem Herrn Staatsrath dadurch unſere Hochachtung zu bezeugen, daß wir Sie über alle kleinlichen Rückſichten erhaben glaubten.“ — „Um Ihnen nicht meine Achtung dadurch zu bezeugen, daß ich Ihnen Derbheiten ſage, will ich Sie jezt verlaſſen. — Gute Nacht, mein guter Herr, ich danke Ihnen für Ihre gaſtfreundliche Aufnahme,“ damit wandte er ſich an den Fabrikherrn, ſich gegen ihn und die Geſellſchaft verbeugend, und mit den Worten: „Du gehſt wohl mit, Baron?“ ergriff er ſeinen Hut. Vergebens bemühte ſich der Baron, ihn zu beſänftigen; vergebens ſuchte der Fabrikherr durch die demüthigſten Geberden und Bitten ihn zurückzuhalten; der Staatsrath, ein eben ſo heftiger als rechtlicher und wackerer Mann, war nicht mehr Herr ſeiner Stimmung; er eilte aus dem Zimmer und befahl ſeinem Diener, nachzufahren und ihn und den Baron, die eine Strecke zu Fuß gehen wollten, einzuholen.

Tragiſch und komiſch zugleich war die Verzweiflung des Fabrikherrn; er lief dem Staatsrath nach und verrieth ſogleich die wahre Meinung ſeines beängſtigten Herzens durch die Worte: er hoffe, dieſes unglückliche Mißverſtändniß werde ohne Einfluß ſeyn auf ſein unterthäniges Geſuch um Geldunterſtützung. Jezt loderte der Zorn des Staatsrath ohne Rückhalt auf. Er drehte ſich heftig gegen den unzeitigen Frager um, faßte ſich jedoch und ſagte: „Fragen Sie ſich ſelbſt in Ihrem Gewiſſen, mein Herr, was Sie an meiner Stelle thun würden.“ Der Baron, der den ängſtlichen Mann tröſten wollte, ſchüttelte den Kopf, als wollte er ſagen: nehmen Sie ſich dies Alles nicht gar zu ſehr zu Herzen. Allein der Fabrikherr nahm dieſe Geberde für ein verneinendes Zeichen, und als die vornehmen Gäſte ihn jezt verließen, ſtürzte er zu der zurückgebliebenen Geſellſchaft, warf ſich troſtlos in einen Stuhl und brach in die ungemeſſenſten Vorwürfe gegen Conrad aus, der ſchweigend daſtand und mit gekreuzten Armen den Beſtrebungen der Uebrigen, den Oheim zu beſänftigen, zuſah. Erſt als auch Olſen mitzureden begann und mit ſeinem boshaften Lächeln äußerte, er werde wohl zulezt Recht behalten, nicht alles, was glänzt, ſey Gold u. ſ. w., gebot ihm Conrad, zu ſchweigen. „Schweige du ſelbſt,“ rief der Fabrikherr, „und verbiete meinem alten, getreuen Diener das Reden nicht! er hat mich genug vor dem Unglück gewarnt, in das du mich geſtürzt haſt.“ — „Was für ein Unglück?“ rief Conrad. „Wir ſind doch nicht dem Schwerte verfallen, weil ein vornehmer Staatsdiener kein Gefallen an meiner Abhandlung findet, über die ſich competentere Richter ausgeſprochen haben, als ſolch ein alter Ariſtokrat, der bezahlt wird, um allen eingewurzelten Schlendrian zu vertheidigen.“ — „Dem Schwerte verfallen und bettelarm ſeyn, kommt auf eins hinaus; und das bin ich, wenn die Maſchinen eintreffen und ich das geſuchte Kapital nicht erhalte.“ — „Aber,“ fiel nun Olſen ein, „der Herr braucht ja dieſe Maſchinen gar nicht zu nehmen, oder Wechſel auszubezahlen, die er ſelbſt nicht unterſchrieben hat.“

(Die Fortſezung folgt.)

Eine Meſſe und eine Predigt in der Pariſer Rochuskirche.

(Beſchluß.)

Nachdem der berühmte Verfaſſer „der Worte eines Gläubigen“ zerſchmettert war, kam die Verfaſſerin der Indiana an die Reihe. Dieſe zerfleiſchte der Abbé Certes faſt noch leidenſchaftlicher, als jenen; ſeine Geſtikulationen wurden krampfhafter, ſeine Augen ſchoßen wüthende Blize und ſeine Rede ergoß ſich in einen oratoriſchen Strom mit ſtarkem Wellenſchlag. Die franzöſiſchen Abbés haben überhaupt einen großen Ingrimm auf George Sand oder Madame Dudevant; man predigt ſehr oft gegen die Dichterin der Lelia, und dies geſchieht nicht ſowohl wegen ihrer Romane, als wegen gewiſſer ſchalkhafter Myſtifikationen, die ſich Madame Dudevand mit einigen Zeloten erlaubt haben ſoll. Ein franzöſiſches Blatt theilte darüber kürzlich folgende Anekdote mit. Als Madame Dudevants glänzendes Geſtirn am franzöſiſchen Literaturhimmel aufging, unternahm es ein Mann, welcher ſich in den Kopf geſezt hatte, er ſey berufen, einen hohen moraliſchen Einfluß auf das Zeitalter auszuüben, die Verfaſſerin der Indiana zur chriſtlichen Kunſt und Literatur wieder zurückzuführen. Seitdem man es durchgeſezt hatte, daß die Röcke der Operntänzerinnen drei Finger breit länger gemacht wurden, zweifelte man an keiner Bekehrung mehr. Der erwähnte Miſſionär ſtattete der Madame Dudevant mehrere Beſuche ab und ſprach ihr eindringlich zu; da die Dichterin den Apoſtel nicht los wurde, ſagte ſie am Ende zu ihm, ſie ſey über verſchiedene Punkte noch nicht hinlänglich aufgeklärt, und es würde ſie ſehr freuen, wenn ſie ihn dieſe Streitpunkte mit einem berühmten deutſchen Profeſſor der Gottesgelahrtheit könnte beſprechen hören, welcher ſo eben in Paris angekommen und an ſie empfohlen worden ſey. „Das trifft ſich ja vortrefflich,“ erwiderte eifrig der Bekehrer. „Gut,“ entgegnete Madame Dudevant, „ſo finden Sie ſich morgen bei mir zum Mittageſſen ein; Sie ſollen die Bekanntſchaft des deutſchen Profeſſors der Theologie machen.“

Den Tag darauf kommt Monsieur S. zum Diner; man sezt sich zu Tisch; es waren etwa ein Dutzend Gäste anwesend, unter denen ein magerer, blasser und ernsthafter Mann als der berühmte Theolog bezeichnet wurde. Der Mann Gottes aß stark und sprach wenig. S. wirft ein Argument hin; der deutsche Theolog fährt fort zu essen und beobachtet ein unerschütterliches Stillschweigen; ein zweites Argument wird ad hominem losgelassen, der deutsche Theolog ißt fort und beharrt in seinem hartnäckigen Stillschweigen. Acht bis zehn Argumente erfahren dasselbe Schicksal. Als der Nachtisch aufgetragen wird, kann sich S. nicht länger halten: er muß den deutschen Theologen zum Reden bringen; er apostrophirt ihn direkt und fordert ihn auf, die Frage zu beantworten, welche er an ihn gerichtet. Der Theolog sieht S. mit verwunderten Augen an, bleibt stumm, ergreift aber seinen Teller, wirft ihn in die Luft und fängt ihn mit dem Daumen wieder auf. S. strengt seinen Verstand an, um den verborgenen Sinn dieser symbolischen Handlung zu ergründen. Man steht vom Tische auf; im Gesellschaftszimmer ergreift S. den deutschen Theologen beim Arm und sezt ihm das stärkste und gewichtigste seiner Argumente auf die Brust. Der Theolog windet sich los, prallt drei Schritte zurück, nimmt einen Stuhl, hebt ihn auf den Kopf, schlägt einen mächtigen Purzelbaum und fällt, mit gekreuzten Beinen auf dem Stuhl sitzend, vor dem Argumentirer nieder, dem er starr in's Gesicht blickt. S., vor Staunen außer sich, nimmt seinen Hut und hat seitdem Madame Dudevant nie wieder besucht. Der berühmte deutsche Theolog war Debureau, der berühmte Hanswurst vom Théâtre des Funambules.

Diese Anekdote und ähnliche freche Streiche, die sich die Dichterin erlaubt hat, erklären zur Genüge den Unwillen des Abbé Certes und aller Fastenprediger, welche gegen Madame Dudevant von der Kanzel gedonnert. Der Abbé Certes war nun aber nicht damit zufrieden, den Abbé Lamennais und Madame Dudevant zu geißeln, er eiferte außerdem noch gegen eine andere literarische Notabilität, welche, wie wir zu Anfang bemerkten, in dem nächsten Nachbarhause der Kirche unter dem Kanonendonner des 13ten Vendemiaire des Jahrs IV. geboren ward. Dessen hat sich Scribe gewiß nie versehen, daß er eines Tags in Saint Roch öffentlich abgekanzelt werden würde. Der Operntext zu den Hugenotten hat ihm diese Züchtigung zugezogen. Der Abbé Certes erklärte laut, der Dichter dieser Oper sey ein Gottloser, ein Sünder, er kenne die Geschichte nicht oder entstelle sie mit Absicht; „denn es ist eine Lüge," rief der Prediger, „es ist eine schändliche Lüge, daß ein Priester in dem Rathe gesessen, welcher das Complott der Bartholomäusnacht geschmiedet; die große Oper hat die Kirche und ihre Diener verläumdet, indem sie einen Priester in diesem Rathe auftreten läßt." Der Abbé Certes hätte meines Erachtens viel besser gethan, gegen das Erdpech zu predigen, als gegen die Repräsentanten der modernen Literatur. Die Gegenwart beschäftigt sich viel mehr mit den Aktien der verschiedenen bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Asphaltminen, als mit politischen Pamphlets, mit Romanen und Operntexten; die eigentliche Pestbeule der Zeit ist die Börse und Tortoni, keineswegs die Literatur und die Bühne, welche nur noch dazu dienen, die Langeweile zu vertreiben.

Als die Predigt zu Ende war, machte ich noch einmal die Runde durch die Kirche und ging hinaus, nachdem ich über dem Weihbecken das marmorne Epitaphium Corneille's und in einer Grabkapelle die Büste Lenotres begrüßt hatte, welche hier unter den aristokratischen Grabdenkmälern der Maupertuis, der Crequi und der d'Harcourt versteckt ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Pommern, Mai.

Die Ostseebäder Putbus und Swinemünde.

Unter allen nahen und entfernten Ostseebädern nimmt unstreitig das freundliche Putbus auf Rügen durch die Schönheit seiner Lage und Umgebungen, wie durch die Trefflichkeit seiner Einrichtungen einen der ersten Plätze ein. Noch sind es kaum zwanzig Jahre, daß auf dem lieblichen Meereshügel, auf welchem es gelegen ist, nichts zu sehen war, als das alte, rauchgeschwärzte Stammschloß der ehemaligen Grafen, nunmehrigen Fürsten von Putbus, aus dunkeln Eichenwäldern ragend, und nur von einigen Wirthschaftsgebäuden umgeben. Und jezt ist dort ein Städtchen von mehr als 1000 Einwohnern herangewachsen. Die Urwälder daselbst sind zu den herrlichsten Meeresaussichten gelichtet, oder zu den lieblichsten Alleen und Parkanlagen umgeschaffen worden. Das fürstliche Schloß ist mit bedeutenden Kosten zu einem der ansehnlichsten Gebäude unserer Ostseeländer erhoben, und von allen verunstaltenden Nebengebäuden gesäubert. An seinen Eingängen mit bronzenen Statuen geschmückt, von einem stattlichen Altane umgeben, wo eine Fülle exotischer Gewächse blüht und duftet, mit der Vorderfronte auf einen weiten, von Wäldern umrahmten Vorplatz schauend, mit seiner Hinterfronte sich in anmuthigen Teichen spiegelnd, zeigt es auch in seinem Innern die größte Umwandlung. Bemerkenswerth sind vor Allem die mit manchen Meisterstücken der Malerei, z. B. von Rubens, Wouvermann, Caracci, Teniers, Hackert, Friedrich ꝛc. geschmückte Bildergallerie, die Sammlung marmorner Statuen und Büsten von Thorwaldsen und Cavaceppi, die Sammlung von vaterländischen Alterthümern und endlich die, noch im Bau begriffene, erst theilweise vollendete Schloßkapelle. — Rechts seitwärts vom Schloß liegt, von uralten Linden beschattet, ein hundert Fuß langer und vierzig Fuß hoher Salon,

welcher während der Badezeit als Speise- und Tanzsaal benutzt wird. Die gewundenen Pfade des Parks leiten uns endlich zu der großen Lindenallee, an welche das Städtchen in schnurgerader Linie mit seinen schneeweißen Häusern stößt, welche zum Theil, z. B. das große Gasthaus: der Fürstenhof, eine große Stadt zieren würden. An dem mit geschmackvollen Basreliefs verzierten Schauspielhause, wie an mehreren ansehnlichen Privatgebäuden vorüber, gelangen wir zu dem schönen Circus, auf welchem sich mehrere stattliche Gebäude erheben, unter denen sich jedoch das königliche Pädagogium besonders auszeichnet. — Und von hier aus nun eröffnet sich dem erstaunten Blicke eine der schönsten Aussichten Rügens. Vor uns oder vielmehr unter uns (denn wir stehen auf einem ansehnlichen Hügel), in der Entfernung einer Achtelmeile, das weite Meer mit der waldigen Berginsel Vilm und der Halbinsel Mönchgut; im Hintergrund die fernen Küsten Pommerns und Usedoms, links seitwärts weite, fruchtbare Auen, die, mit Dörfern und Saatfeldern bedeckt, sich in Wellenlinien senken und heben, und endlich von dem fernen Hochwalde, der Granitz, begrenzt werden, während unter uns, von dem grünen Berghölzchen, der Goore, beschattet, sich die hellschimmernde Façade des fürstlichen Badehauses erhebt, dessen Fronte einen Säulengang von 170 Fuß bildet. — Bei so viel vereinten Genüssen der Natur und der Kunst sollte man denken, daß das hier seit 21 Jahren errichtete Seebad um so mehr eine überwiegende Frequenz gewonnen haben würde, als der romantische Zauber, welcher über ganz Rügen ausgegossen ist, und die classische Celebrität seiner hauptsächlichsten Naturschönheiten (Rugard, Arcona, Stubbenkammer), als eine mächtige Lockung für jeden Reisenden erscheinen. Außer diesen Naturgenüssen sind alle möglichen Zerstreuungen, als Spielbanken, Conzerte, Schauspiele, Bälle u. s. w. geboten. Die fürstliche Familie bewirthet nicht selten sämmtliche Fremde mit der edelsten Gastfreundschaft, ja sie nimmt täglich unter ihnen an der Mittagstafel im Salon des Parkes Platz. — Ueberhaupt hat sich der jetzt regierende Fürst Malte, der alleinige Schöpfer des gegenwärtigen Putzes und seiner reizenden Umgebungen, jederzeit bemüht, das hiesige Seebad in die wohlverdiente Aufnahme zu bringen; dies hat aber bis zur Stunde nicht sonderlich glücken wollen, und auch im verflossenen Sommer hat die Zahl der Gäste kaum das zweite Hundert übersteigen, wogegen das benachbarte Swinemünde mehr als siebenhundert zählte. In der That ist der Grund dieser Erscheinung nicht leicht zu ermitteln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Mai.

(Beschluß.)

Musik.

Unsere Matadore sind so oft genannt worden, daß wir uns darauf beschränken, einige junge Talente zu nennen. Unter den nachwachsenden Violinspielern, die sämmtlich an Moliques Vorbild hinaufstreben, steht wohl Keller am weitesten voran. Dann folgen Häser, Schunke, Oswald. Ein ganz junger Krüger, Sohn des Flötenspielers, ist schon jetzt trefflicher Harfenist. Eine Mlle. Basse, Schülerin von Jäger, Altistin, mit bedeutendem Umfang und einem vollen, tadellosen Organ, wurde als vielversprechend durch großen Beifall aufgemuntert; auch Mlle. Säbr erwarb sich alsbald die Gunst der Zuhörer. Die sechzehnjährigen Zwillingsschwestern v. Orth, Dilettantinnen, trugen ein Conzert von Kalkbrenner mit wunderbarer Kraft und einer allseitigen Vollendung vor. Schon in ihrer so frühen Jugend kennen sie fast keine Schwierigkeit mehr. Beim Fortepiano wird aber in unsern Tagen auch nur die Eminenz noch anerkannt. Sie allein bringt in dieses doch im Ganzen undankbare Instrument eine lebendige Seele. Am Ostertage wurde „die Schöpfung“ sehr befriedigend produzirt. Man sah viele Auswärtige unter den Zuhörern. Es gibt unter den hiesigen Musikfreunden nicht wenige, denen dieses klassische Werk Takt für Takt bekannt ist. Diese hören sich dann bei jeder wiederholten Aufführung immer mehr in die wundervolle Oekonomie der Instrumentirung, in die von allem Realismus so weit entfernte, beseelte Harmonie hinein. Es ist das Schicksal alles Idealen in der Kunst, wie in Religion und Leben, daß man es allerwärts lobpreist, aber nicht nachahmt. Wie würde ein Moderner das „Chaos“ componiren? Ohne weiters als Sturm und Drang, wildestes Gähren der Elemente. Bei Haydn ist es das wahre Chaos, wie die Naturphilosophie es sich denken muß, das Urelement, aus dem sich allmählich die Bildungen herausweben.

Es zeigt sich verschiedenen Andeutungen nach ein wachsendes Verlangen nach alter Musik, als nothwendiger Gegensatz der modernen, und endlich wird dieses wohl auch befriedigt werden. Am grünen Donnerstag und Charfreitag waren in der katholischen Kirche, wie gewöhnlich, die Lamentationen, wiewohl zeitgemäß mit deutschem, statt lateinischem Texte, gesungen worden. Da es von Mitgliedern der Oper geschah, so war es kein Wunder, daß ein theatralischer Vortrag derselben vernommen wurde, doch gewann es Herr B. über sich, diesen alten Gesang ohne Ausschmückung und falsches Pathos vorzutragen. Noch immer wird nicht genug begriffen, wie wenig der dramatische Affekt und Effekt in die Kirche gehört, wie widrig er hier klingt. Eine Messe von Maria von Weber profanirte den Ostermorgen durch Rouladen und andern Opernstyl, obwohl sie sonstiges musikalisches Verdienst hatte. Wie viel religiöser klang dagegen Abends die Schöpfung! Am Charfreitag ist in der Hospitalkirche jährlich eine Abendfeier mit geistlichen Gesängen und Rede, wobei der Kirchengesangverein seinen Bestand, seinen Fortschritt beurkundet. Die Production war des Moments würdig. Weniger können wir dies von dem Gesange sagen, der am selben Tage, und auch sonst bei Festen in einer andern Kirche zu vernehmen war. So sehr wir die Bemühungen des Leiters und den guten Willen der Sänger ehren, so müssen wir doch der heiligen Sache zu lieb den Wunsch aussprechen, daß diese größtentheils jugendlichen Liebhaber, Schüler ꝛc. vor der Hand nicht ohne den tragenden und leitenden Hintergrund der Orgel oder passender Instrumente sich hören lassen möchten; denn was wir zuweilen vernahmen, war keine Melodie, keine Harmonie, kein Gesang mehr. Gerade in der Tonkunst grenzt das Schöne und Erhebende ganz nahe an das Widrige, Sinn- und Gemüthbeleidigende. Mit gewissen unzulänglichen musikalischen Mitteln, mit einer Fundamentlosigkeit in der Elementarbildung kann man dennoch, aber nur dann etwas Leidliches produziren, wenn die unsichern Talente von den Banden der Instrumente zusammengehalten und fortgetragen werden. — In der Schloßkirche hörten wir am Ostertage das „Halleluja“ von Händel, eben so in der Stiftskirche, wo in der Charwoche auch ein Theil der „Sieben Worte“ von Haydn gegeben wurde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. Juni 1838.

— O Lieb', wo du willt ſeyn,
Da iſt zugleich viel Freud, viel Pein.
Nicht weiſ' ſind die, ſo ſich verlieben,
Doch wird die Witz durch Lieb' geübet.

Rudolph Weckherlin.

Landſchaftsgedichte von A. v. Marées.

1. Auf dem Anſtande.

Auf den Forſt ſank tiefres Schweigen
Und das Moos iſt thaubefeuchtet,
Längſt hat an den Kieferzweigen
Lezтes Abendglühn geleuchtet.

In der ſchlanken Stämme grauen
Schatten iſt der Pfad verſchwunden,
Welchen ich entlang zu ſchauen,
Hier bemüht bin manche Stunden.

Gehen will ich ſchon ſeit lange,
Aber immer bleib' ich ſtehen;
Und wie oft hat wohl der bange
Vater nach mir ausgeſehen?

Hör' ich doch, wie er erklärte,
Wenn das Fenſter er geſchloſſen:
Nun, er folgt des Hirſches Fährte,
Den er ſicher angeſchoſſen!

Und die Mutter flüſtert leiſe:
Nein, er ſinnt im Wald auf Lieder!
Doch die Schweſter eigner Weiſe
Lächelt ſchweigend vor ſich nieder.

O, du Ausbund aller Schweſtern
Und mit Weisheit reich geſegnet!
Denn nicht eher war's als geſtern,
Daß hier Eine mir begegnet!

2. Vor der Kirche.

Sonntagsſtille, laute Glocken!
In der Winterſonne ſchwächern
Strahlen funkeln Nachtreifflocken
Auf der Häuſer Ziegeldächern,

An des Kirchhofs Lindenzweigen;
Von den Eſſen in die Lüfte
Schwanken weiße Säulen, ſteigen
Auf die feſttäglichen Düfte.

Soll ich ſtampfend mit den Füßen,
Händereibend länger harren?
Nein! ſchon hör' ich meiner Süßen
Leichten Schritt im Schneee knarren!

Wie beflügelt ihn die Kälte!
Haſtig ſtößt ihr Knie die Bauſchen
Von des Röckchens ſteifem Zelte,
Daß ſie faltenbrechend rauſchen.

An dem goldnen Mützchen flattern
Um den Nacken Atlasbänder;
Sah man jemals einen glattern,
Weißre Krauſe, Spitzenräuder?

Sah man Löckchen je aus blondern,
Weichern Härchen fein gedrehet?
Jezt herab nicht ringelnd, ſondern
Von der Eil' empor gewehet.

Vorgeneigt im raſchen Gange,
Niederblickend unverrücket,
Hat ſie feſt vor Mund und Wange
Ein ſchneereines Tuch gedrücket. —

Wie? dem abgezognen Hute
Nicht das Köpfchen mehr geſenket?
Wie? verdient es nicht der gute
Morgen, daß man Dank mir ſchenket?

Nur das Tuch, ein wenig weicht es,
Und, auch das ſey nicht verſchwiegen,
Aus dem Mündchen iſt ein leichtes
Wölkchen Hauches aufgeſtiegen.

Der Realiſt.

(Fortſezung.)

Alle Anweſenden gaben mehr oder weniger laut ihre Mißbilligung über einen ſolchen Rath zu erkennen. Conrad wurde vor Aerger blaß und ſagte: „Ja, wenn der Oheim gegen alle Ehre handeln will, braucht er nur ſolchen Rathgebern zu folgen.“ Olſen begann nun wieder gegen die neuen Einrichtungen zu eifern und den frühern Flor der Fabrik zu rühmen. „Die Fabrik hat gar nie florirt,“ unterbrach ihn Conrad; „allein das weiß ihr Beſizer ſelbſt nicht, und Sie verſtehen es nicht, Herr! Sie gehen wie ein blindes Pferd in der Mühle herum und wiſſen nicht, daß Sie nicht vom Flecke kommen. — Sie verſtehen gar nicht, was Sie doch verſtehen ſollten, um mitzureden.“ — „So denke ich doch, daß ich es verſtehe?“ rief der Fabrikherr erzürnt. „Nun! kannſt du Antwort geben?“ — „Nun, weil Sie mich ſelbſt dazu auffordern: nein, bei Gott! das thun Sie nicht. Sie verſtehen weder etwas von Mechanik, noch haben Sie von den neueren Erfindungen in Ihrem eigenen Fache einen Begriff.“ Olſen ſchrie bei dieſen Worten laut über Conrads Unverſchämtheit; der Fabrikherr gerieth außer ſich, und nun erfolgte eine häßliche Scene, wobei Oheim und Neffe ſich die ärgſten Dinge ſagten. Vergebens ſuchten die dadurch höchſt unangenehm ergriffenen Zeugen den Sturm zu beſchwichtigen. Da Conrad endlich das Zimmer verlaſſen wollte, hing ſeine Mutter ſich an ſeinen Arm und bat ihn mit Thränen, dem Oheim ein gutes Wort zu geben. Sich loßreißend, rief er: „Möchte doch die Mutter ſich nie in meine Angelegenheiten miſchen.“ Sehr ernſt ſagte der Pfarrer: „In dieſem Ton darf ein Sohn nie mit ſeiner Mutter reden, und deine Undankbarkeit gegen deinen Wohlthäter iſt empörend, wenn du auch einigermaßen Recht hätteſt. Haſt du die geringſte Achtung vor deinem Vater, ſo bitteſt du ſeinen Bruder um Verzeihung.“ — „Nie!“ rief Conrad heftig; „muß er doch Gott danken, einen Mann an ſeiner Seite zu haben, der im Stande iſt, ſeiner Unwiſſenheit abzuhelfen.“ Nun wurde auch der Pfarrer heftig und unterbrach ihn. „Ich will dich nicht in meinem Hauſe ſehen, bevor du mit deinem Oheim ausgeſöhnt biſt.“ Conrad zuckte die Achſeln und ging, ohne ihm Antwort zu geben.

Vergebens ſuchten nun die Uebrigen den Fabrikherrn zu beſänftigen, und ſehr verſtimmt verließen alle den Ort, den ſie mit ſo großen Erwartungen betreten hatten. Auf dem Rückwege ſagte der Pfarrer zu ſeiner Frau: „Nun, Mutter, eine große Prophetin biſt du eben nicht: fur's erſte wird Conrad wohl nicht Miniſter werden.“ Die Pfarrerin brach in Thränen aus. „Nun, arme Mutter,“ fuhr der alte Ehemann, ſeinen Arm um ſie ſchlingend, fort: „getroſt, getroſt! wir Beide wollen um unſern Sohn trauern und für ihn beten.“ — Auch eine Dritte trauerte um ihn und betete für ihn — Hannah, die, als ſie den ſchlimmen Ausgang des Gaſtmahls in der Fabrik erfuhr, in Thränen zerfloß.

Als Conrad ſich allein in ſeinem Zimmer befand, ging er lange in der heftigſten Gemüthsbewegung auf und nieder. Daß alles Recht auf ſeiner Seite, das Unrecht auf der Seite der Andern ſey, ſchien ihm völlig ausgemacht. Viele verworrene Plane kreuzten ſich in ſeinem unruhigen Gemüthe. Endlich, tief in der Nacht, warf er ſich auf's Bett, ohne jedoch ſchlafen zu können. Allmählig begann der Sturm in ſeinem Innern ſich zu legen. „Mein Gott,“ ſeufzte er, „welche Veränderung in meiner Lage ſeit dieſem Morgen, da ich aufſtand!“ Er erinnerte ſich, daß er mit voller Zuverſicht darauf gerechnet hatte, daß Hannah mit ſeinen Eltern kommen und ihm die Hand zur Verſöhnung reichen würde. „Wäre ſie hier geweſen,“ fuhr er fort, „ihre Gegenwart hätte beſänftigend auf uns Alle gewirkt. Sie wäre zum Oheim hingeeilt, hätte ihn mit ihren ſo unbeſchreiblich rührenden Augen angeſehen; er hätte ihren unſchuldigen Liebkoſungen nicht widerſtehen können, würde ſich nicht ſelbſt ſo ganz vergeſſen haben, und ich wäre auch nicht ſo weit gegen den alten Mann gegangen.“

Er beſchloß, am nächſten Morgen den Oheim zu verſöhnen und dann zu Hannah zu eilen und ſich ihre Verzeihung zu verſchaffen. Er hoffte dies leicht zu Stande zu bringen, indeſſen regte ſich in ihm doch die Beſorgniß des Gegentheils, und er wurde am Ende ſo unruhig, daß er aufſtand und Licht anzündete, um ihren lezten Brief nochmals zu leſen. Mit ganz andern Augen ſah er nun in ſeiner gegenwärtigen Stimmung Hannahs Beweggründe zu dem, bei einem ſo weichen Charakter ſo überraſchenden Schritt. Ihr Brief rührte ihn tief und erhob ſie nicht wenig in ſeinen Augen; es war ihm, als habe er ſie nie ſo ſehr geliebt, wie eben jezt, und ihr Verluſt dünkte ihm von allen Uebeln, die ihm drohten, ohne Vergleich das größte. Beruhigt indeſſen durch ſeine ſanfteren Gefühle und beſſeren Vorſätze, ſchlief er endlich ein und erwachte erſt ſehr ſpät am nächſten Morgen.

Der erſte Laut, der ſein Ohr traf, war Olſens verhaßte Stimme, und als er an's Fenſter trat, ſah er die lange, trockene Geſtalt des Mannes neben ſeinem Herrn im Hofe ſtehen und in gebietendem, überlautem Ton den Leuten Befehle ertheilen, wobei er mit häßlich verſchmizter Miene hin und wieder dem Fabrikherrn ein leiſes Wort in's Ohr raunte. Dieſer Auftritt fachte Conrads Verdruß gegen den Oheim von Neuem an; unmöglich konnte er es über ſich gewinnen, mit der Bitte um Verzeihung vor ihn hinzutreten. Er meinte, er könne es ſehr gut unterlaſſen, derjenige zu ſeyn, der den erſten Schritt zur Verſöhnung thue. Denn waren erſt die Maſchinen da, die jeden Tag erwartet werden konnten, ſo wußte weder der Oheim noch ſein Factotum im Geringſten Beſcheid mit dieſen Dingen, und ſie waren alſo gezwungen, ihn zu Hülfe zu rufen; denn daß der Oheim Olſens Rath folgen und ſeinen Compagnon und Erben bei einem Vertrage im Stiche laſſen wollte, den Ausländer im Vertrauen auf die Solidität des Hauſes eingegangen, hielt er für undenkbar, weil nicht bloß die Rechtlichkeit des Fabrikherrn, ſondern ſeine Eitelkeit ihm einen ſolchen Schritt verbieten mußte. Daß ſein eigenes beſſeres Gefühl ihn bewegen ſollte, ſich mit dem Wohlthäter ſeiner Jugend zu verſöhnen, fiel ihm nicht ein, oder vielmehr, es war ein Gedanke, den er von ſich ſtieß; und da die ſanfte Stimme, die während der Nacht ſich in ſeiner Bruſt erhoben hatte, nun ſchwieg, ſo verſchob er auch ſeinen Entſchluß hinſichtlich Hannahs. Sie war im Hauſe des Gutsherrn; er fühlte ſich genirt, ja beinahe verlegen, nach den Auftritten des vorhergehenden Abends dort zu erſcheinen; wenigſtens mußte er erſt mit dem Oheim verſöhnt ſeyn, damit er die ganze Sache mit einem gewiſſen Leichtſinn behandeln konnte. Er beſchloß, bis auf Weiteres die Seinigen zu vermeiden, ließ ſein Pferd ſatteln und begab ſich zu einer Familie in der Nachbarſchaft, die er häufig beſuchte. Dort brachte er den ganzen Tag zu, und kehrte erſt zu einer Stunde zurück, wo er wußte, daß der Oheim zu Bette gegangen war. Auf dieſe Weiſe vergingen mehrere Tage.

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe von Schubart.

Die folgenden Briefe eines unglücklichen genialen Mannes ſind wohl der Aufbewahrung werth. Sie ſind im ſechsten Jahr ſeiner bekannten Gefangenſchaft geſchrieben, und der Ort, wo ſie lange Zeit nach ihrem Datum aufgefunden wurden, beweist, daß es ſeine Wächter nicht der Mühe werth geachtet, die Briefe zu beſorgen. Die Umſtände von Schubarts Verhaftung, Gefängniß und Befreiung geben überhaupt viel zu denken, wenn man die damalige Zeit mit der jetzigen vergleicht. Eine unbefangene Zeit, wo man einen politiſchen Verbrecher nach zehnjährigem Kerker begnadigt, um ihn als Hof- und Theaterdichter anzuſtellen; eine rückſichtsloſe Zeit, wo ein Kerkermeiſter oder Kommandant ſolche Briefe eines unglücklichen Gefangenen unterſchlagen mag.

* * *

Verehrungswürdigſter Gönner und Freund!

Ich bin unfähig, den Dank auszudrücken, wovon meine Seele ſo voll iſt gegen Sie, großer, uneigennüzigſter Menſchenfreund. — Er fluthet im Herzen, ſchwimmt im Auge und bebt auf den Lippen. Ich weiß, was Sie bereits für mich gethan haben; aber all dies iſt noch zu wenig für Ihr Herz. — Sie wollten gern einen Theil Ihres Eigenthums für meine Befreiung aufopfern. — Herrlicher Mann, womit vergelt ichs Ihnen? — Sind Sie zufrieden, wenn mit der Loh meines Morgen- und Abendopfers auch Ihr Name gen Himmel ſteigt, und wenn der Allbemerker jeder guten Menſchenthat dieſen Namen in ſeine Hand zeichnet, um ihn am Tage der Vergeltung laut vor allen ſeligen Geiſtern zu nennen? — „Ich bin gefangen geweſen und du haſt mich beſucht.“ — O dieſer Segen iſt gewiß der Ihrige

— am Tage der tönenden Wage
Und des vergeltenden Lohnes.

Indeſſen fahren Sie fort, mir Ihr Mitleid und Ihren Beiſtand zu ſchenken. Ich will es hier noch — oder gewiß dort laut genug ſagen, was Sie mir Armen Gutes gethan haben. Einſtweilen fließt Ihnen eine dankbare Thräne, von meinem Engel geſehen und aufbewahrt zur Perle für Ihre künftige Krone.

So begierig ich auf die mir zugedachten Schriften war, ſo ſchwer fiel mir's auf, daß Ihr liebes Schreiben nur allein und ohne die Bücher ankam. Sie müſſen auf

dem Poſtamte zu Frankfurt liegen geblieben ſeyn. Erkundigen Sie ſich doch ſogleich darnach, denn mir iſt Viel — Viel daran gelegen. Ich bin begierig, wie Zamolxis, den Staub des Kerkers aus meinem Barte zu ſchütteln, mich umzuſehen und zu fragen: Landsleute, was habt ihr binnen ſechs Jahren gethan? — O, Bruder Deinet — (erlauben Sie mir dieſen ſüßen Namen ſchon hier; dort wird er ewig in unſern Geſprächen ertönen) — ja, Bruder Deinet, ich liebe mein Vaterland, hab ſchon oft mit Thränen für die Bewahrung ſeiner innern Kraft, ſeiner Ehre vor der Welt, ſeines Aufflugs zur erſten Größe unter allen Völkern den Himmel angefleht. Lieben Sie mich, ſo erzählen Sie mir fleißig ſeine neuſten Thaten vor. — Bleibt nur Chriſtus uns theuer, ſehen wir nur in ihm die Fülle der Gottheit leibhaftig, oder verkörpert, in ihm der Menſchheit höchſte Ehre und den Strahlenpunkt, in dem Jehovah das Univerſum umarmt, ſo wird Gottes Gnad unter uns wandeln und Wahrheit, Licht und Recht wird im Gefolge der Größ' und Schönheit unſer Vaterland weit über jedes ſtolze Ausland erheben. —

Sonſt befind ich mich in meinen Umſtänden ziemlich wohl. Religion iſt mein Halt, wenn der Geduld das Knie bricht und ich ſink' in Staub meines Kerkers. Wenn mir mein Heiland, den ich ſo innig liebe, den Kelch des Leidens bereitet, dann ſeufz' ich:

Schenk ein den Kelch, o Gott, ich trinke
ſo ſtandhaft wie ein Mann, und folgſam wie ein Kind,
Und wälze Laſten, wenn ich ſinke,
auf Schultern, die allmächtig ſind.

Ich umarme Sie, Beſter! — Grüßen Sie all meine Freunde — die Gelehrten und Ungelehrten — die Männer und Weiber — die Wichtigen und Unwichtigen meiner Bekanntſchaft.

Ewig

Hohenaſperg den 18. Dec. 1782. Ihr armer, leidender Freund Schubart.

Mein gnädiger Herr Kommandant empfiehlt ſich Ihnen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Pommern, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Oſtſeebäder Putbus und Swinemünde.

Früher pflegte man wohl die Schuld auf den Mangel an hinreichendem Wellenſchlag zu ſchieben, der an der hieſigen Badeſtelle bei öſtlichen Winden durch die vorſpringenden Küſten von Wilm und Mönchgut gebrochen wird; allein ſeit der Fürſt eine neue, bequeme Badeanſtalt in dem Dorfe Ahlbeck eingerichtet, auch ſein benachbartes Jagdhaus in der Granitz zur Aufnahme von Badegäſten hat einrichten laſſen, fällt dieſer Grund ganz weg, denn der ſo beliebte Wellenſchlag iſt hier bei bewegter Luft ſo gewaltig, wie in irgendwelchem andern Oſtſeebade. Dazu kommt, daß das hieſige Badehaus auf's Trefflichſte eingerichtet iſt und lediglich keine Bequemlichkeit vermiſſen läßt, daß ferner die Miethen verhältnißmäßig wohlfeil ſind (6½ bis 10 Sgr. das Zimmer für den Tag), eben ſo die Speiſung (15 Sgr. im fürſtlichen Salon, 12½ Sgr. in der Wohnung), ſo wie endlich die Fuhren zu den intereſſanteſten Punkten Rügens (z. B. nach dem vier Meilen entfernten Stubbenkammer, wo man dann gleichzeitig Bergen und den Rugard beſucht, 4 Rthlr. 15 Sgr.) Indeß dürften es gerade die täglich nothwendigen Fuhren zur Badeſtelle ſeyn, was der Frequenz des hieſigen Bades am meiſten Eintrag thut, indem eine ſolche Fuhr jedesmal 12½ Sgr. koſtet und daher manchem Fremden, welcher den, wegen der bergigen Lage von Putbus anſtrengenden Weg zu Fuß nicht machen kann oder will, ſehr läſtig iſt. Hiezu kommt, daß die Poſt nur zweimal wöchentlich ankommt, wogegen z. B. in Swinemünde eine tägliche Communikation mit Stettin und Berlin offen ſteht, was beſonders den Kauf- und Geſchäftsleuten ſehr erwünſcht iſt, die daher auch vorzugsweiſe das dortige Seebad beſuchen. Indeſſen reichen alle dieſe Gründe nicht hin, jene auffallende Erſcheinung ganz zu erklären. Zum Glück aber iſt das Seebad auch nur eine ſehr entfernte Nahrungsquelle der hieſigen Einwohner. Der in Allem umſichtige Fürſt hat nicht nur das ehemalige hieſige Vorwerk in kleine Ländertheile zerſchlagen, wodurch ein großer Theil der Bevölkerung Gelegenheit zum Erwerbe gefunden; durch die Errichtung einer großen Runkelrübenzuckerfabrik, welche ein ausgezeichnetes Produkt liefert, ferner durch die Einrichtung einer Kreideſchlemme, wozu der Stoff von Stubbenkammer entnommen wird, wie endlich durch ſeine großartigen Bauten beſchäftigt er Hunderte von Händen. Vor Allem aber war es ein höchſt glücklicher und für das allgemeine Beſte ſegensreicher Gedanke des Fürſten zu Putbus, hier unter der Autorität des Staates ein Pädagogium zu errichten, welches ſich zum Zweck geſetzt hat, die Humanitäts- mit der Realbildung zu verbinden, junge Leute beſonders zum Soldatenſtande, zum Forſt- und landwirthſchaftlichen Fache vorzubereiten, doch daneben auch mit vollen Gymnaſialrechten für die eigentlichen Fakultätswiſſenſchaften zu bilden, und mithin zur Univerſität zu entlaſſen. Dieſer Gedanke hat denn auch inner- wie außerhalb der Inſel Rügen ſo viel Anklang gefunden, daß, nachdem erſt ein Jahr ſeit Errichtung der Lehranſtalt vergangen iſt, das weitläuftige Pädagogium die Zahl der Zöglinge nicht mehr zu faſſen vermag. Das Spezielle der trefflichen Einrichtung gehört nicht hierher. Bei einem ſo regen und vielſeitigen Streben des gegenwärtigen Fürſten iſt es doppelt zu beklagen, daß der einzige Sohn deſſelben, und zugleich der letzte männliche Sproſſe der uralten Familie Putbus, im vorigen Jahre in Karlsruhe, wo er als Attaché der preußiſchen Geſandtſchaft ſtand, in der Blüthe ſeiner Jahre geſtorben iſt. — Schließlich bemerke ich noch, daß Reiſende, bei der trefflichen Einrichtung der Dampfſchifffahrt auf den hieſigen Gewäſſern, von Berlin aus den Ausflug nach Putbus in dreißig bis zweiunddreißig Stunden machen können. An jedem Sonnabend während der Badezeit geht das Dampfſchiff, Prinzeſſin Eliſabeth, um fünf Uhr Morgens von Stettin ab und iſt, nach einem kurzen Aufenthalt in Swinemünde, um fünf Uhr Nachmittags in Putbus. Eben ſo kehrt es an jedem Montage zurück, wodurch Zeit genug erübrigt wird, außer unſerm freundlichen Fürſtenſitz noch die ſchönſten und intereſſanteſten Punkte der Inſel Rügen zu beſuchen. Der Ueberfahrtspreis von Stettin bis Putbus beträgt 4 Rthlr. 22½ Sgr.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. Juni 1838.

Facilitate nihil esse homini melius neque clementia, id
Esse verum, ex me atque ex fratre cuivis facile est noscere.

Terentius.
Adelphi.

Der Realist.

(Fortsetzung.)

Es schien Conrad, als sey sogar Wind und Wetter gegen ihn verschworen, weil das Schiff, das die ersehnten Maschinen bringen sollte, so lange ausblieb. Ein gewisses Mißbehagen bemächtigte sich indessen seines Gemüths; seine leichte, heitere Laune verließ ihn, und so sehr er sich auch Gewalt anthun zu können glaubte, war sein Ton in Gesellschaft gar nicht wie gewöhnlich. Es fiel ihm selbst auf, daß die Familien in der Umgegend, die er besuchte, sich mit ihm zu langweilen schienen, wie er selbst in ihrem Kreise Langeweile hatte. Manche ernste Betrachtung begann in seiner Seele sich geltend zu machen, wenn er nach einem langweiligen Tag spät in der Nacht den einsamen Weg nach der Heimath einschlug, die er nicht mehr mit Freude sah, wo Niemand seiner harrte, wo er leise, beinahe furchtsam sich in sein dunkles Zimmer hinauf schlich.

Den Tag nach jenem unheilvollen Samstag hatten sein Vater und sein Bruder den Fabrikherrn besucht und alles aufgeboten, was Vernunft und Liebe ihnen einflößten, um ihn mit Conrad zu versöhnen. Es schien zwar, als wenn etwas im Gemüthe des Oheims seine Stimme mit der ihrigen vereinte, allein der aufdringliche Olsen wußte unter verschiedenen Vorwänden die Unterredung zu stören und die mildere Stimmung seines Herrn zu beseitigen. — Ludwig wollte den Tag darauf mit seinem Bruder sprechen, konnte ihn aber nicht treffen. Er mußte nun mit seinem Zögling nach Copenhagen, wo der leztere sein erstes Examen bei der Universität bestehen sollte. Er entschloß sich, ihm zu schreiben. Dieser Brief war so ruhig, so brüderlich, daß er gewiß hoffte, er werde seine Wirkung auf Conrads Gemüth nicht verfehlen. Unglücklicherweise kam das Schreiben, durch die Nachlässigkeit eines der Fabrikarbeiter, bei dem es liegen blieb, erst lange nachher in Conrads Hände.

Der Kammerjunker Malten hatte nicht so bald das früher erwähnte Schreiben von dem Gutsbesitzer erhalten, als er auf den Flügeln der Hoffnung nach dem Gute eilte und sich zu Hannahs Fußen warf. Das bescheidene Mädchen vergalt seine Zuneigung mit völliger Aufrichtigkeit, indem sie ihm erklärte: da es durchaus nicht Mangel an Liebe sey, was ihren Bruch mit Conrad veranlaßt, wolle sie auch keinem Andern angehören. Malten ließ sich durch diese Erklärung nicht abschrecken; die Liebe werde wohl mit der Zeit kommen, meinte er; er erbot sich, in Allem ihrem Willen zu folgen, sie mit Reichthum und Glanz zu umgeben, in der Stadt oder auf dem Lande zu leben, wo sie wolle. Durch Hannahs bescheidenen, aber

feſten Widerſtand wurde ſeine Leidenſchaft immer mehr gereizt. Die thörichtſten Plane beſchäftigten ſeine überſpannten Gedanken, und er geberdete ſich zuweilen ſo toll, daß er Hannah auf's Aeußerſte verſchüchterte und ihr den höchſten Widerwillen vor ſeiner Nähe einflößte.

Eines Tags, als die Familie in dem gewöhnlichen Salon verſammelt war, ging die Thüre leiſe auf und die Pfarrerin trat ein. Sie blieb beſcheiden an der Thüre ſtehen und verbeugte ſich ſchweigend. Franciska ſprang auf, um ihr entgegen zu gehen, allein Hannah kam ihr zuvor, lief zur Pflegemutter und ergriff ihre Hand, um ſie zu küſſen; die Pfarrerin aber duldete dies nicht, ſchloß ſie heftig in ihre Arme und ſagte mit Thränen: „Hannchen! ich komme, um dir mein Unrecht und meine Härte gegen dich abzubitten. Gott hat mich deßhalb geſtraft. Der Vater und ich wir ſitzen ſo betrübt zu Hauſe; wir vermiſſen in dir unſern Troſt und Halt; wir wiſſen nicht wo hinaus, ſo leer iſt es bei uns und ſo lang die Zeit, ſeit du fort biſt. — Der Vater ſeufzt den ganzen Tag über deine Abweſenheit; daher möchte ich dich bitten, wenn du das Geſchehene vergeſſen kannſt — Freilich haſt du es hier im Hauſe weit beſſer, würdeſt du aber —“ Hannah ließ ſie nicht ausreden. „Ja, liebſte Mutter,“ rief ſie, „ſogleich!“ Sie wandte ſich an Franciska, umarmte ſie, ergriff ihre und des Gutsherrn Hand, drückte beide an ihre Bruſt und ſagte leiſe: „Die Eltern vermiſſen mich!“

Im Triumph führte nun die Pfarrerin die Pflegetochter in die Arme des alten Vaters, der ſie mit unbeſchreiblicher Freude aufnahm. Die Mutter hatte Hannahs Zimmer mit den ſchönſten, bunteſten Blumen des Spätjahrs geſchmückt, und bei einem ungewöhnlich feſtlichen Abendtiſch ſchien die kleine Familie leichter zu athmen als ſeit vielen Tagen. Der mit Hannahs Heimkehr allein unzufriedene Malten zog den andern Tag nach der Hauptſtadt zurück.

Es war tief im Oktober. Ludwig war mit ſeinem Zögling auf einige Wochen nach dem Gute zurückgekehrt. Indeſſen traf es ſich, daß der früher erwähnte Baron, der im Hauſe des Fabrikherrn eine alte Bekanntſchaft mit dem Gutsherrn erneuert hatte, dieſen auf einige Tage beſuchte. Der Pfarrer, der dies erfuhr, und ſeit dem letzten Pfingſttag, wo er Alles ſo gut zu machen glaubte und dennoch ſeine Abſicht verfehlte, Luſt und Muth verloren hatte, vor ſogenannten gebildeten Leuten zu ſprechen, erſuchte Ludwig, ſtatt ſeiner zu predigen, da er wohl wußte, daß der Gutsherr ſeinen Gaſt in die Kirche führen würde. Ludwig übernahm dies ungern, die Beſorgniß wegen der eigenen und des Bruders Zukunft raubte ſeiner Seele die rechte Freiheit; dennoch wurden Alle von ſeinem Vortrag hingeriſſen. Die edeln, ausdrucksvollen Züge des Redners, ſein einfacher, würdiger Anſtand, das ausgezeichnet ſchöne Organ, das er mit dem Bruder gemein hatte, erhöheten die Wirkung der trefflichen Worte.

Als ſie von der Kirche zurück waren, nahm der Baron Ludwig auf die Seite und ſagte: „Von dem erſten Augenblick an, wo ich das Glück hatte, Ihre Bekanntſchaft zu machen, entſtand bei mir ein Wunſch, den ich jezt nicht länger zu verſchweigen brauche. Ich vermuthete ſeit einiger Zeit, daß der Pfarrer auf meinem Gute verſezt werden würde; dies iſt nun geſchehen; und da ich den Gutspfarrer zu ernennen habe, ſo frage ich Sie, ob Sie Luſt haben, in ſeine Stelle zu treten? Die Gemeinde iſt groß, die Pfarrwohnung ungemein hübſch. Was meinen Sie? Nehmen Sie mein Anerbieten an, ſo würde ich es als ein wahres Glück für mich und die Bewohner meiner Gegend betrachten; und ich will Ihnen geradezu geſtehen, daß dieſe Spekulation mich eigentlich in dieſes Haus geführt hat.“

Ludwig verbarg ſeine Freude über dieſes unerwartete Glück nicht, und theilte ſogleich ſeiner und der Familie des Gutsherrn die frohe Neuigkeit mit. Es wurde verabredet, daß er ſich noch denſelben Nachmittag mit dem Baron nach deſſen Gute begeben ſolle, um ſeinen künftigen Wohnſitz zu beſehen; jedoch mußte er verſprechen, den andern Tag zurückzukehren. Die Purpurroſen, die bei dieſer Veranlaſſung auf Franciskas Wangen aufſprangen, die entzückten Blicke, die Ludwig auf ſie richtete, entgingen nicht der Aufmerkſamkeit des Barons. Er errieth den Zuſammenhang und verſprach ſich ſelbſt, es an nichts fehlen zu laſſen, was den Wohnſitz eines ſolchen Paars angenehm machen könnte.

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe von Schubart.

(An ſeine Frau.)

Hohenaſperg, Samstag, 6ten Febr. 1785.

Heute iſt Haug fort; er iſt ein trefflicher Geſellſchafter, hat große komiſche Anlagen und inniges Dichtergefühl. Er kann die Meſſiade faſt auswendig; ſeitdem hab ich ein brennendes Verlangen, die neueſte Ausgabe des Meſſias zu beſitzen. Klopſtock könnte ſie mir wohl zum Geſchenk machen. Doch C. muß ſie mir anſchaffen; ich denke ihm ein Geſangbuch zu ſammeln und ein Gebetbuch nach meiner beſten Ueberzeugung beizufügen, und da wird er mir dieſe Gefälligkeit leicht erweiſen können.

Heute Nacht hatt' ich einen ängſtlichen Traum von dir. Mir träumte, ich käm' in dein Zimmer, da fand

ich dich mit einem andern Mann verheirathet. Ich wollte dich umarmen, du aber entzogeſt dich meiner Umarmung und ſagteſt: Zwei Männer kann ich nicht haben. Ich weinte bitterlich und erwachte. So quält mich auch im Schlaf meine Phantaſie. Ach, wann iſt's gar!

Wann endet ſich mein Kummer?
Wann ſchnellt die Kette ab?
Wann ſchlummr' auch ich im Grab
Den letzten ſüßen Schlummer?
Wann flirrt nicht mehr
Die Feſſel um mich her?

Schreckbare Melancholie brütet über mir. Wenn Fremde hier ſind, ſo zerſtreu' ich mich; ſind ſie aber wieder fort, ſo fällt die zerriſſene Wolke wieder zuſammen und ich ſchaure wieder in der alten Nacht. Hier ſind wenig Menſchen, mit denen ich ſympathiſire. Du weißt, meine Beſte, wie wenig Nahrung für den Geiſt deines Mannes hier iſt. Leſen mag ich auch nicht immer und das Informiren fällt mir oft äußerſt ſauer. Selbſt was zu ſchreiben vermag ich jezt gar nicht. Nur „wer frei darf denken, denket wohl.“ Doch will ich meinen Lebenslauf vollenden und ihn dir ſchicken. Ich wünſchte, du ſeßteſt die Hauptbegebenheiten deines Lebens auch auf. Der Herausgeber meines Lebenslaufs kann ſie künftig benüßen.

Was iſt alſo in meiner traurigen Lage zu thun, als daß ich mich feſt mit dem Herzen an Gott hänge und hoffe, er werde mein langwieriges, endloſes Leiden mir tragen helfen und mich durch den Tod erlöſen von allem Uebel.

Meine Freunde in Aalen und Nördlingen betragen ſich recht unchriſtlich gegen mich. Weder B. noch mein Bruder hat eine Zeile hieher geſchrieben, ſeitdem der Herr General hier iſt. Auch meine Mutter rührt ſich nicht, die ſehr viel für mich thun könnte. O das kränkt mich oft ſehr in meinem Herzen! Wenn nicht du und landfremde Leute mir noch zum Troſte gereichten, ſo müßt' ich glauben, die Menſchen ſeyen zu Felſen erſtarrt.

Vom Julchen erwart' ich einen Brief. Verhinder es nur um Gotteswillen, daß ſie keinen Tänzer und Comödianten heirathet — lieber einen Muſikus. Das Theater iſt leib- und ſeelverderblich. Mir iſt unter meinen großen Bekanntſchaften kein tugendhafter Schauſpieler oder Schauſpielerin bekannt worden. Und meine mir ſo unausſprechlich liebe Tochter ſollte in dieſer Miſtpfüze umkommen? Da ſey Gott vor!

Dedell, unſer größter Wohlthäter, der mir Kleidungsſtücke, Bücher, Pfeifen, Tabak u. ſ. w. ſchon mehrmalen geſchenkt hat, für mich handelte und ſprach, liegt ohne Hoffnung darnieder. Gott lohne ſein edles Herz in der Ewigkeit! Hin mögen alle meine Gönner ſterben: mein erſter Gönner und Freund, Chriſtus Jeſus, ſtirbt doch nicht.

Abends 4 Uhr.

Ich komme eben von einem Spaziergange vom Wall zurück. Da ſeh' ich ſo einſam, ſo verlaſſen in die weite Welt hinaus, ſegne das Menſchengewimmel und weile am liebſten auf der Gegend, wo Stuttgart liegt, das alle meine Schäze für dies Leben enthält, mein Weib, meine Kinder! Wie oft ich ſchon nach dieſer Gegend hingeweint habe! Wie meine Segnungen flogen nach dem Weibe meines Herzens, nach den Kindern meines Herzens!

Schubart.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Allgemeine Sitzung des Inſtituts.

Zu Anfang dieſes Monats fand die öffentliche jährliche Verſammlung der fünf, das ſogenannte Institut de France bildenden Akademien ſtatt. Sonſt hält jede Akademie einzeln ihre öffentliche Sitzung. Es wurde während der Reſtauration verordnet, daß einmal im Jahr die fünf Akademien zuſammen eine öffentliche Verſammlung halten ſollten. Nach einem Befehle Ludwigs XVIII. ſollte dieſe Sitzung am Jahrestag ſeiner Landung in Frankreich ſtatt finden; da dieſer aber ſeit 1830 keineswegs mehr als ein Feſttag angeſehen wird, ſo iſt die Feierlichkeit auf das Namensfeſt des jetzigen Königs verlegt worden. Aus jeder der fünf Akademien lieſt dabei Einer etwas vor, und der Vorſitzer leitet das Ganze durch eine Art von Vorrede ein. Mich dünkt, es würde weit mehr Intereſſe für das gebildete dort verſammelte Publikum haben, wenn z. B. jede Akademie von ihren Arbeiten oder von den Fortſchritten einer ihrer Wiſſenſchaften oder Künſte Bericht erſtattete oder Rechenſchaft ablegte. Aber freilich fürchtet man immer, den Damen Langeweile zu verurſachen, eine Furcht, die ſich hier bei allen öffentlichen Verſammlungen äußert, denen ſie beiwohnen; und daher ſucht man der Sitzung, welche nur zwei Stunden dauert, ſo viel als möglich Mannichfaltigkeit und allgemeines Intereſſe zu geben, und doch gelingt es dem Institut de France ſelten, ſeine Zuhörer zu befriedigen und die ſcharfen Kritiken in den Tageblättern zu vermeiden. Den Vorſitz führte Jomard, als diesjähriger Präſident der „Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften,“ ein Euphemismus, um die Philologie zu bezeichnen. Jomard hat ſeit der Expedition nach Egypten ſtets Verbindungen mit dieſem merkwürdigen Lande unterhalten, und bekanntlich haben ſich zum Theil unter der Leitung dieſes Gelehrten die jungen Egyptier gebildet, welche der Vicekönig nach Frankreich geſendet hatte, und die nun in egyptiſchen Lehranſtalten die Wiſſenſchaften lehren, welche ſie hier ſtudirt haben. Daher verfehlte Jomard nicht, in ſeiner Rede von den Fortſchritten zu ſprechen, welche die Wiſſenſchaften an den Nilufern machen. Wenn der Vicekönig nur kein ſo furchtbarer Deſpot und Monopoliſt wäre! Dies hat Jomard freilich nicht geſagt; aber alle Nachrichten beſtätigen es. Von Jomard muß ich noch erwähnen, daß er einer

der geſelligſten hieſigen Gelehrten iſt, und für fremde und einheimiſche Gelehrte jeden Winter die ehemals von Millin angefangenen und von ſeinen Nachfolgern Langlès und Geil fortgeſezten Thés littéraires hält. Da er in der königlichen Bibliothek dieſelben Zimmer bewohnt, welche jene Conſervatoren nach einander inne gehabt, ſo glaubt er auch jenen Gebrauch beibehalten zu müſſen. Kein einziger Akademiker thut es ihm hierin nach. Silveſtre de Sacy, welcher eigentlich durch ſein Vermögen und ſein Anſehen dazu berufen war, die Gelehrten um ſich zu verſammeln, hat ihnen nie dies Vergnügen gemacht. Andre Akademiker halten auch wohl ſogenannte Soirées, die ſich aber von denen der vornehmen Welt in nichts unterſcheiden; nur bei Jomard finden ächte Gelehrtenverſammlungen ſtatt. — Ich komme auf die öffentliche Sizung der fünf Akademien zurück. Nach der Einleitungsrede des Vorſizers hielt Becquerel als Repräſentant der Akademie der Wiſſenſchaften eine Rede über die Anwendung der Elektricität auf die Scheidung der edlen Metalle; eine Rede, welche ihrer Wichtigkeit halber ſogleich in die Tageblätter übergegangen iſt, und Stoff zu ernſten Betrachtungen und Anlaß zu erfreulichen Hoffnungen gibt. Becquerel vermuthet nämlich, die Elektricität ſcheine dazu berufen, in der Folge eine eben ſo wichtige Rolle in den Gewerben zu ſpielen, als jezt der Dampf. Wenn man nun bedenkt, welche Wunder lezterer ſchon verrichtet, und wie man täglich verſucht, damit noch weit Größeres zu bewirken, ſo hat die Einbildungskraft völligen Spielraum, um ſich die unglaublichſten Dinge als Wirkung der Anwendung des Dampfes und der Elektricität zu denken. Und man bedauert wirklich, daß man etwas zu früh auf die Welt gekommen iſt, und vielleicht nicht die Hälfte von allen Wunderdingen ahnet, welche unſere Nachkommen ausrichten werden. Schon jezt ſind vermittelſt des Dampfes die Mittheilungen und Verbindungen ſehr ſchnell geworden. Geht es aber einmal blizſchnell, ſo wird die Erde faſt zu klein für unſere Enkel werden; denn in Zeit von einigen Stunden werden ſie von einem Ende zum andern kommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Aus Pommern, Mai.

(Beſchluß.)

Die Oſtſeebäder Putbus und Swinemünde.

Wir wenden uns jezt nach **Swinemünde**, einem auf der Inſel Uſedom gelegenen und von Friedrich dem Großen im Jahr 1765 mit ſtädtiſchen Gerechtſamen beſchenkten Orte, der gegenwärtig bereits über 4000 Einwohner zählt. Hier wurde vor nicht gar langen Jahren mit außerordentlichem Glück eine Badeanſtalt gegründet, die jährlich an Frequenz gewinnt, und, wie ſchon bemerkt worden, im vorigen Jahr mehr als 700 Gäſte zählte. Ungepflaſtert, ohne Mauern und Thore, mit breiten, ſchnurgeraden Straßen, mit größtentheils kleinen und einſtockigen Häuſern, kann das Städtchen ſich auch rückſichtlich der Annehmlichkeit der Lage nicht im Geringſten mit dem etwa acht Meilen entfernten Putbus meſſen. Indeß iſt das Geſellſchaftshaus ein ſtattliches Gebäude, und anziehende Naturgenüſſe bieten ſich dem Fremden, wenn auch nicht in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, doch nicht weit entfernt. Als ein großartiges und wahrhaft koloſſales Werk iſt aber der hieſige Hafenbau zu betrachten, deſſen Einrichtung den Staat mehr als eine Million Thaler koſtet, und welcher den, früher nur für kleinere Fahrzeuge ſchiffbaren Swineſtrom den größten Seeſchiffen zugänglich gemacht hat. Es iſt nämlich dieſer Strom auf beiden Ufern und faſt eine Viertelmeile lang ſeeeinwärts durch eine über dem Waſſerſpiegel ſieben bis acht Fuß hervorragende und verhältnißmäßig breite Granitmauer dermaßen eingezwängt, daß ſein ſeichtes Bett durch die Gewalt der Strömung von Jahr zu Jahr immer mehr vertieft wird. — Ungemein rege wird dadurch die Schifffahrt, welche den überſeeiſchen Handel über hier nach Stettin und demnächſt in das Innere des preußiſchen Staates ſpielt. Und dies außerordentliche, nie einſchlafende Leben, welches für die meiſten Fremden ein ganz neues Schauſpiel iſt, dürfte, neben dem ſchon erwähnten leichten Geſchäftsverkehr mit dem Feſtlande, die ſtets wachſende Frequenz des hieſigen Bades am beſten erklären, wozu endlich auch noch die größere Wohlfeilheit des Aufenthaltes das ihrige beiträgt, indem man wenigſtens bei den Badefuhren Einiges erſpart, wenn ſich auch die übrigen Preiſe ſo ziemlich gleich herausſtellen möchten. Denn die Entfernung vom Strande iſt hier geringer als in Putbus, und wer den chauſſirten Weg dorthin durch ein freundliches Erlenwäldchen nicht zu Fuß machen will, bezahlt für die Fuhr eine Kleinigkeit. — Dazu kommt, daß auch Swinemünde in nicht zu großer Ferne die reizendſten Naturgenüſſe darbietet. Eine halbe Meile entfernt iſt der Holmberg, wo man die Stadt, von Bergen, Wald und Wogen eingefaßt, wie die rothen Häuſer auf einem grünen Weihnachtstiſch zu ſeinen Füßen erblickt, ein vielbeſuchter Vergnügungsort. Noch anmuthiger iſt das freundliche Stieringsdorf (eine Meile von Swinemünde), ein auf einem waldigen Bergufer gelegenes Dorf, welches gleichfalls eine bequem eingerichtete Badeanſtalt beſizt und im vorigen Jahr ſchon gegen zweihundert Badegäſte zählte. Allen ſchönen Gegenden der Inſel ſezt aber die Ausſicht von dem drei Meilen entfernten Streckelberge die Krone auf, welcher ſich ſelbſt auf Rügen (Stubbenkammer ausgenommen) wenige vergleichen laſſen, und wohin daher, trotz der Entfernung, fortwährend Ausflüge von den Swinemünder Badegäſten gemacht werden. Daß es auch an allen anderweitigen Vergnügungen, Schauſpielen, Conzerten ꝛc. nicht fehlt, bedarf wohl kaum der Bemerkung. — Was nun endlich die ſchon mehrfach erwähnte Communikation der Stadt mit dem Feſtlande anbelangt, ſo geht das Dampfſchiff Kronprinzeſſin Eliſabeth während der Badezeit faſt alle Tage zwiſchen Stettin und hier (Ueberfahrtspreis 2 Rthlr 7½ Sgr.), und macht nur an jedem Sonnabend die ſchon gedachte Excurſion nach Putbus, bei welcher Gelegenheit die Reiſenden auch wohl die einſamen Inſeln Die und Ruden zu beſuchen pflegen, welche leztere vor 500 Jahren von der Inſel Rügen durch einen großen Orkan getrennt wurde und jezt eine öde, nur von einigen Lootſen und Seevögeln bewohnte Sandbüne iſt. Dagegen ſezt das zweimal die Woche hier durchpaſſirende däniſche Dampfſchiff Dronning Maria die Stadt mit den nordiſchen Reichen in Verbindung, und auch der Alexander-Nicolajewitſch, welcher von Lübeck kommt, hält hier an, um Fracht und Paſſagiere nach Riga und St. Petersburg einzunehmen. — Das Nähere über das hieſige Seebad, wie über alles darauf irgend Bezügliche ſehe man in W. Meinholds humoriſtiſchen Reiſebildern von Uſedom. Stralſund, 1837. — Als eine auffallende Erſcheinung iſt noch zu erwähnen, daß bei der von Jahr zu Jahr immer mehr einreißenden Badewuth faſt ſämmtliche Dörfer an der Meeresküſte Uſedoms während der Sommermonate mehr oder minder mit Badegäſten beſezt, oft überfüllt ſind. Ueberall wimmelt die See von Badenden, und nicht ſelten benehmen ſich dabei ſelbſt die Frauenzimmer höchſt unbefangen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 8. Juni 1838.

James Hogg was the most remarkable man that ever wore the maud of a shepherd. — Under the garb, aspect and bearing of a rude peasant Scott found a brother poet, a true son of nature and genius.

Lockhart
in the life of W. Scott.

Erinnerungen aus dem Leben des Ettrickſchäfers.

Von W. Alexis.

James Hogg, der Ettrickſchäfer, war einer der originellſten Menſchen, und unter den Dichtern, welche wir Naturdichter nennen, gewiß einer der abſonderlichſten. Sein Auftreten, ſeine Laufbahn, hängt auf's Engſte mit der eines größern Genius zuſammen, welcher ihn erweckte, hob, ſchützte, fallen ließ und ſich wieder mit ihm ausſöhnte. James Hogg hat Walter Scott um einige Jahre überlebt. Durch ſeine kleine Schrift über des großen Barden häusliches Leben hat er den Tribut der Dankbarkeit gegen den Todten in ehrenwerther Art abgeſtattet. Jedes Wort trägt das Gepräge der Wahrheit; und wenn es nicht in der Schrift läge, gibt Lockhart, Scotts Schwiegerſohn, in Walter Scotts Lebensbeſchreibung jezt das Zeugniß dafür. Er billigt alles, was Hogg über ihn anführte, nur daß ein Ettrickſchäfer die Dinge in ſeiner Weiſe anſieht, und der Standpunkt eines Autodidakten ein beſchränkterer iſt, als der eines gelehrten und hochgebildeten Mannes, wie Lockhart. Auch Hogg erzählt uns in ergötzlicher Weiſe ſeine erſte Einführung bei Miſtreß Scott, und ſeine Verwunderung, in der „kleinen ſchwarzen Frau," wie Scott ſie ihm genannt, die lieblichſte, zarteſte Brunette von der Welt zu finden. Doch machte ſich ſein Erſtaunen, nach Lockharts Bericht, auf andere Art Luft, als der Schäfer ſelbſt ſich gemuthet fühlt, es zu ſchildern. Er glaubte, die Sitten der feinen Welt forderten von einem, der ihr nicht angehörte, es nicht merken zu laſſen; und irgend ein ſchalkhafter Vermittler mußte ihm eingeredet haben, es ſchicke ſich für den Eingeführten, ſich nicht anders zu benehmen, als ob er in dem fremden Hauſe zu Hauſe wäre. Miſtreß Scott litt an Migraine und lag auf dem Sopha. James Hogg hielt es nun für Pflicht der Höflichkeit, ſich auch nach den erſten Begrüßungen und gewechſelten Worten auch auf das andere Sopha der Länge lang hinzulegen. Und als die Dame, davon überraſcht oder ermüdet, um Entſchuldigung bat, wenn ſie das Geſpräch nicht fortſetze, und nach einem Buche griff, erklärte er, ſie ſolle ſich ja nicht geniren, und ergriff auch eines. So fanden ihn zu ihrem höchſten Erſtaunen die Familienglieder, als ſie wieder eintraten.

In Hoggs Büchlein quillt die Dichtereitelkeit des Naturſohnes überall vor. Sie ſtört indeſſen nicht und ſchreckt nicht zurück. Sie iſt launig in ihren Aeußerungen, und verſöhnt mit ſich durch die kerngeſunde Natur, die ihr inne wohnt. An jedes Lebensereigniß ſeines Gönners, an jedes Wort, das Scott äußert, knüpft ſich die Erinnerung an ein Gedicht, eine Unternehmung des

Schäfers. Dann ſchwillt das eigene Entzücken über die Vollkommenheit des Gedichts über, und indem er alles Lob, das man ihm geſpendet, herzählt, begreift er nicht, daß es nicht noch mehr, noch größer war. Dem todten Freunde wird eine Bewunderung für Hoggs Schöpfungen beigemeſſen, die er nur aus den und den Gründen an den Tag zu legen unterließ. Aber er hat ihn immer geſchäzt (ſogar vielleicht beneidet!) und geliebt; dafür ſezt Hogg ſein Wort gegen männiglich ein.

Die Poeſien des Ettrickſchäfers ſind in Deutſchland weniger bekannt geworden, als ſie vielleicht verdienten. So viel mir bekannt, iſt von ſeinen Gedichten Weniges überſezt. Jezt iſt die günſtige Zeit verſtrichen. Zwar iſt es nicht die elegiſche Weihe ariſtokratiſcher Erinnerungen, das Element, welches Scotts Dichtungen während der Reſtaurationsperiode ſiegreich machte, die des Schäfers Gedichten ihren Werth gibt; aber an ſchottiſchen Grund und Boden, an die Erinnerungen ſeiner Vorzeit iſt ſeine Poeſie eben wie Scotts geſeſſelt. Das iſt kein Grund, ſie nun nicht mehr gelten zu laſſen, aber die elektriſche Dröhnung, die uns damals durchſchauerte, wo die Minſtrelharfe des nebligten Nordens anſchlug, iſt vorüber. Was daher kommt, muß durch ſich ſelbſt wirken. Dieſe Bedeutung haben James Hoggs Gedichte nur für ſein Vaterland. Auch ginge in ihrer Uebertragung wohl zu viel von der eigenthümlichen Ausdrucksweiſe des Naturkindes verloren, wodurch ſie eben in England anzogen.

Sein hauptſächlichſtes Werk: the queens Wake, das er ſelbſt a beautiful one nennt und von dem er nicht genug zu rühmen weiß, wie es in der neuen Welt noch mehr Entzücken und Erſtaunen erregt, als in der alten, dürfte indeſſen auch jezt noch einer Uebertragung werth ſeyn. Das habent sua fata libelli erprobte ſich, zum Glück in launiger Art, an dieſem Gedichte. Die Anekdoten, welche James Hogg davon mittheilt, paſſen mit ihrer erbaulichen Moral auch auf andere literariſche Ereigniſſe. Das Gedicht war das Produkt weniger Monate. Deſto ſchwieriger fand es Eingang beim Publikum. Beim Theetiſch war ein ſchönes Publikum, aber auch andere Zuhörer verſammelt, um das neue Werk des ſchottiſchen Originals kennen zu lernen. Sie ſollten darüber richten; aber ehe noch der befangene Autor eine halbe Seite in ſeinem Gedichte geleſen hatte, wurde er durch einige bedenkliche Mienen unterbrochen. Die ſprachliche Bedeutung eines einzigen Wortes gab den Anlaß zu Zweifeln. Einige vertheidigten den Autor, andere verurtheilten ihn. Das Hin- und Herſtreiten über das unglückliche Wort nahm dermaßen die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, daß das Gedicht und ſein Verfaſſer darüber völlig in Vergeſſenheit kamen. Wie viel Mühe er ſich auch gab, der arme Dichter konnte nicht dazu kommen, auch nur einen Vers weiter zu leſen. Und wäre er durchgedrungen, die kritiſche Aufmerkſamkeit hätte rückwärts bei dem fatalen Worte verweilt. Endlich, da er ſich bei dem heftigen Streite ganz deplacirt fand, rollte er ſein Manuſcript zuſammen, erklärte rund heraus ſein Mißvergnügen, nahm ſeinen Hut und ging.

(Die Fortſeyung folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſeyung.)

Als der Baron und Ludwig Nachmittags ſich beurlaubten, begleiteten der Gutsbeſizer und der Pfarrer ſie an den Wagen. Dieſer war eine kurze Strecke gefahren, als ein junger Bauer ſchnell in den Weg trat und ihn zum Halten brachte. Man ſah ihn mit Ludwig ſprechen, der ſich aus dem Wagen hinausbeugte. Der Pfarrer erkannte in dem Bauer einen Burſchen, der ſeine erſten Jugendjahre in ſeinem Haus zugebracht hatte und jezt in der Fabrik ſeines Bruders angeſtellt war. Der Wagen hielt einige Minuten ſtill; der Diener ſtieg vom Bocke und ſprach mit ſeinem Herrn, worauf der Wagen umkehrte und einen entgegengeſezten Weg einſchlug. Der Diener kam nun zum Gutsbeſizer und dem Pfarrer, die noch im Thorwege ſtanden und mit Verwunderung dem Allen zugeſehen hatten. Sein Herr ſchickte ihn, um zu melden, daß ein unerwartetes Geſchäft ihn ſchnell nach Copenhagen rufe, wohin Herr Walberg ihn begleiten wolle; dieſer werde daher erſt in zwei Tagen zurückkehren.

Der Pfarrer hatte in acht Tagen nicht mit dem Bruder geſprochen, den er hin und wieder beſuchte und vergebens ſich bemühte, ihn zur Verſöhnung mit Conrad zu bewegen; dieſen hatte der Vater ſeit dem unglücklichen Gaſtmahl gar nicht geſehen. Er fand es auffallend, daß einer von den Leuten aus der Fabrik der Reiſe auf einmal eine andere Richtung gegeben habe, und rief den Burſchen, um ihn auszufragen. Dieſer behauptete, von einem Manne in der Umgegend mit einem Brief an den Baron geſchickt worden zu ſeyn. Auf die weitern Fragen des Predigers, wie es in der Fabrik ſtehe, gab er zur Antwort, der Fabrikherr befinde ſich wohl, der junge Herr ſey dieſen Morgen in Geſchäften nach Copenhagen gereist, und werde erſt den folgenden Tag zurück erwartet. Dieſe lezte Nachricht beruhigte den beſorgten Vater, weil ſie darauf zu deuten ſchien, daß das Mißverſtändniß zwiſchen dem Bruder und dem Sohn gehoben ſey.

Dies war indeſſen nicht der Fall. In zuvor nie empfundenem Mißmuth war Conrad drei ganze Wochen lang in der Umgegend herumgeſchwärmt, ohne die Zerſtreuung,

die er ſuchte, zu finden. Eines Abends, als er den gewöhnlichen einſamen Weg nach Hauſe ritt, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Wie viel liegt doch wie begraben in der menſchlichen Bruſt, das in den einſamen Stunden der Widerwärtigkeit auferſteht und umherſpukt! Ich erinnere mich noch wohl, wie mir in den erſten Tagen meiner Reiſe im Auslande zu Muthe war, wie fremd und allein in der Welt ich mich damals fühlte, und wie unmöglich es mir ſchien, Jahre lang fern von der Heimath und meinen Lieben zuzubringen. Allein bald ſchwand dieſe Sehnſucht; ich lachte darüber wie über andere Empfindungen und Gedanken aus den Knabenjahren, und es fiel mir nie ein, ſchwermüthig zu ſeyn, mich, ſo wie jezt, verlaſſen zu nennen. Mir ſelbſt unbewußt, muß ich doch in den Gedanken an meine abweſenden Lieben, in der Gewißheit ihrer unwandelbaren Liebe zu mir gelebt haben, ich muß ihnen näher geweſen ſeyn, als es mir wohl träumte. Ich dachte oft, ein Mann wie ich ſey doch eigentlich ſich ſelbſt genug, könne in Wiſſenſchaft und Thätigkeit, im großen Allgemeinen leben, ohne ſeinen Sinn auf einzelne Menſchen zu ſtellen. Das ſind übermüthige, unnatürliche Gedanken. Der Menſch iſt kein Menſch, der ſich nie geſehnt hat, die eigene Seele in eine andere verwandte Seele zu ergießen. Hätte ich nur Jemand, mit dem ich recht traulich reden könnte! allein alle die Meinigen haben mir den Rücken gekehrt. Niemand fragt nach mir, oder kümmert ſich um mich; ſie wollen, ich ſolle mich demüthigen. Nur dadurch, daß ich im Staube krieche, kann ich mir ſie wieder gewinnen. So iſt ihre Liebe zu mir beſchaffen.“

In den Gebäuden, welche die Fabrik umgaben, und in dem großen Hofe derſelben war Alles ſtill, Alles zur Ruhe gegangen. Der große Kettenhund am Thorwege kroch aus ſeinem Haus hervor, ohne zu bellen; er kannte den Ankommenden und wedelte ihm freundlich entgegen, als er vom Pferde ſtieg. Conrad ſtreichelte ihn und ſagte leiſe: „Du alter treuer Freund! du nimmſt kein Beiſpiel an den Leuten dieſes Hauſes, du kommſt mir freundlich entgegen, ſo weit deine Kette reicht, ohne mich merken zu laſſen, daß mein Anſehen hier zu Ende iſt; das thun weder Kutſcher noch Knechte. Früher, wenn ich nach Hauſe kam, war immer Einer von ihnen zur Hand, nahm mein Pferd in Empfang, leuchtete mir in mein Zimmer, brachte mir, was ich wünſchte; jezt ſchlafen ſie Alle und ich muß mich glücklich ſchätzen, wenn die Stallleuchte noch brennt, damit ich für mein armes müdes Pferd ſorgen kann.“ — Die Laterne brannte nicht; Conrad mußte ſein Pferd anbinden und in tiefer Finſterniß auf ſein Zimmer hinauf gehen, Feuer ſchlagen, Licht anſtecken, und mit großer Behutſamkeit, damit der Wind es nicht auslöſche, und mit leiſen Tritten, um keine Unruhe im Hauſe zu veranlaſſen, hinab, und nachdem er für das Thier geſorgt hatte, ſich wieder hinauf ſchleichen. Indeſſen war das kleine Stümpfchen Licht ausgebrannt, und kein anderes zu finden, woran nicht viel gelegen geweſen wäre, wenn Conrad beim Herumkramen im Dunkeln nicht bemerkt hätte, daß auf ſeinem Tiſche ein verſiegelter Brief lag. Ungeduldig ſchlug er Feuer, zündete das einzige Schwefelhölzchen an, das er vorfand, um bei ſeiner flüchtigen Flamme zu ſehen, woher das Schreiben ſey. Er hatte kaum die Hand des Bruders erkannt und den Brief eröffnet, als der ſchwache Lichtſchein erloſch.— Hier war keine andere Wahl, als Geduld. Er nahm den Brief in's Bett, um ihn beim erſten Schimmer des Tags zu leſen. Er konnte ſich zwar denken, daß er zum Theil aus Ermahnungen, vielleicht aus Vorwürfen beſtand, allein in ſeiner gegenwärtigen Stimmung war es ihm ein Troſt, daß eine ſo ſanfte Stimme, wie Ludwigs, in einem ſo unfreundlichen Zeitpunkt zu ihm ſprach. Er hatte indeſſen das Datum des Briefs bemerkt und daraus geſehen, daß er ſchon ſehr alt war. Er vermuthete ſogleich, daß auch hieran, wie an ſo manchem andern, Mangel an Aufmerkſamkeit von Seiten der Leute im Hauſe Schuld ſey, die jezt Olſens gebietendem Willen gehorchten. Mit Erbitterung dachte er an dieſe Menſchen, unter welchen mehrere ihm zu Dank verpflichtet waren. Allein dabei flüſterte ihm die Stimme des Gewiſſens zu, daß er durch einen gewiſſen ſtolzen, gebietenden Ton, in dem er zu ſeinen Untergebenen ſprach, ſelbſt dem feindlichen Geſchick Waffen in die Hände gegeben habe.

(Die Fortſezung folgt.)

Reſultate.

„Willſt dich denn ewig vergebens plagen?
Merkſt du, daß ſie dein lachen, nicht?“
Müde bin ich, ſo gut wie Einer,
Mich zum Reden brächte Keiner,
Wär' es nicht unſre verfluchte Pflicht:
Immer und immer das Wahre zu ſagen,
Immer wieder, bis an das Ende,
Wenn es auch Keiner, Keiner verſtände!

Verklär deinen Lebenstheil
Durch Wahrheit, Sittlichkeit und Dichtung;
Du findeſt doch kein andres Heil
Als das: der idealen Richtung.

Hoffe, ſtrebend, deinen Frieden!
Jedem iſt ſein Maaß beſchieden,
Jedem ſchwebt ſein Urbild vor;
Wer geſtrebt zu ſich empor,

Und das Fremde treu gemieden,
Findet ſeinen wahren Frieden.

Bequeme dich dem alten,
Dem unerforſchten Walten!
Du haſt gethan, was du nicht ſollteſt,
Was du vielleicht nicht einmal wollteſt;
Es iſt gethan! nun heißt es: leiden!
Samen und Frucht, — wer trennt die beiden?

Willſt mit der Welt in Frieden leben?
Da heißt's zuvörderſt: ſich aufgeben.

„Was iſt der wahre Grund denn nun,
Daß der Segen von uns wich?“
Die Menſchen haben zu viel zu thun,
Sie kommen nicht zu ſich.

Es beſtrebt ſich der und der;
Laß ſie ſich beſtreben!
Nachzumachen iſt nicht ſchwer,
Schwer iſt: nachzuleben.

Haſt du einſt geweint, gebebt,
Magſt auch einmal ruhn!
Was ſie leiden, was ſie thun,
Haſt du oft genug erlebt.

Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Allgemeine Sitzung des Inſtituts.

Einen ſcharfen Contraſt mit dieſer Rede bildete Lemerciers Gedicht über den Maler David und ſeine Gemälde und Schüler. Dieſes Gedicht war nicht halb ſo phantaſtiſch, als Becquerels Ausſicht in die Elektricitätswelt. Lemercier war ſonſt ein Neuerer in der Dichtung und in der Dramatik, und die Claſſiker ſchrien wider ihn, ſo wie ſie jezt gegen die Romantiker ſchreien. Darüber iſt Lemercier alt geworden, und auch altklug, und jezt erhebt ſich auch er gegen Romantiker in der Dicht- und Malerkunſt. Dies iſt die Geſchichte vieler Männer, Staatsmänner, wie Künſtler und Gelehrten. In ihrer Jugend haben ſie Neuerungen mitgemacht, in ihrem Alter ereifern ſie ſich gegen dieſelben. Uebrigens ſagt Lemercier ſeine Verſe recht gut her, und gibt ihnen mehr Nachdruck, als ſie von ſelbſt haben. Die Verſe waren den Damen recht. Sie mußten aber dafür büßen, denn nun kamen zwei für ſie recht langweilige Vorleſungen. Monmerque gab ihnen nämlich im Namen der Akademie der Inſchriften eine Notiz über einen Trouvère des Mittelalters: Jehan Bodel, zum Beſten, um den ſich die Pariſerinnen wahrlich nicht viel kümmern. Monmerque ſuchte die Zuhörerinnen durch die Beſchreibung eines dramatiſchen Spiels jenes Jehan Bodel über das Leben des heiligen Nicolaus ſich geneigt zu machen, und der heilige Nicolaus wurde in jedem Satze genannt; aber wahrſcheinlich wünſchten ſie den Heiligen, ſo gut er auch für die unverheiratheten Damen geweſen ſeyn ſoll, diesmal über alle Berge, und Manche liefen gar davon. Nun war Monmerque's Notiz ſicher ſehr belehrend, und würde ſich in einer Zeitſchrift für mittelalterliche Literatur recht gut leſen laſſen. Wie kann man aber ſo etwas den Pariſer Damen in einer feierlichen Verſammlung ſämmtlicher Akademien vorſagen? Die Kunſtakademie hatte nicht viel beſſer gewählt; denn ſie gab bloß einen Bericht über einige in Frankreich aufgefundene römiſche Alterthümer. Mit dieſer Akademie darf man es aber nicht ſtreng nehmen, denn von ihr erwartet man nicht, daß ſie die Feder gewandt führe; wenn ſie nur den Pinſel, den Meißel und die muſikaliſchen Inſtrumente gut handhabt, ſo hat ſie ihre Pflicht gethan. Nun war noch die jüngſte, nämlich die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften anzuhören. Dieſe hatte den jüngſt aufgenommenen Akademiker Michelet zu ihrem Redeführer gewählt. Michelet hat ſich ſeit einigen Jahren durch ſeine Art, Geſchichte zu ſchreiben und vorzutragen, einen Ruf erworben. Er iſt daher auch zum Profeſſor der Geſchichte am Collège de France ernannt worden. Michelet haſcht nach überraſchenden Wendungen, Vergleichungen und Gedanken. Dieſe blenden, oft zeugen ſie auch wirklich von tiefem Studium der Geſchichtsquellen. Aber ſolch ein Styl weicht von dem natürlichen Gange ab, den die Geſchichtſchreibung beibehalten ſoll, und kann kein Muſter für die ſtudirende Jugend ſeyn. Sein Vortrag iſt eben ſo affektirt, als ſein Styl; bald zieht er die Worte außerordentlich in die Länge, bald ſtößt er ſie kurz ab. Bei Allem dem iſt Michelets Geiſt kein gewöhnlicher; der Mann übertreibt nur das Originelle, das in ihm liegt. Er hatte ſich zum Gegenſtande ſeiner Vorleſung die Erziehung der Frauen in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters gewählt; dieſe Aufgabe löste er jedoch nur ſehr unvollkommen, indem er hauptſächlich von einigen merkwürdigen Kloſterfrauen, Roſwitha, Heloiſe u. A. ſprach, die weltliche Erziehung des weiblichen Geſchlechts aber kaum berührte. Freilich ſuchte er ſeinen Vortrag ſo viel als möglich abzukürzen, da die Sitzung ſchon über zwei Stunden gedauert hatte, und dies die gewöhnliche Friſt iſt, über welche hinaus die Ungeduld ſich der hieſigen Damen bemächtigt. Daß bei der allgemeinen Verſammlung der fünf Akademien auch ein Preis, und zwar aus der Volneyſchen Stiftung für vergleichende Sprachkunde, ausgetheilt wird, weiß man, wie auch, daß meiſtens deutſche Gelehrte denſelben davon tragen; ſo bekam ihn diesmal Herr Lepſius. Man ſollte glauben, Volney habe der deutſchen Gelehrſamkeit eine beſtändige Aufmunterung verſchaffen wollen. Das hatte der gute Mann aber nicht im Sinn. Seinem lezten Willen zufolge ſollte man alle Bemühungen belohnen, welche dahin zielen, orientaliſche Sprachen mit europäiſchen Buchſtaben zu ſchreiben. Da dies aber kein recht vernünftiger Wille iſt, ſo legt man denſelben ehrerbietig bei Seite, und verwendet ſein hinterlaſſenes Geld zur Belohnung ſprachlicher Forſchungen, wobei etwas mehr herauskommt. Zwar hat es ſeit dem Beſtehen der Volneyſchen Stiftung nicht an Bemühungen gefehlt, ſeinem Wunſche zufolge ein Alphabet zu erfinden, welches in uns bekannten Zeichen die morgenländiſchen Laute ausdrücken könne. Sie haben aber gerade zum Beweiſe gedient, daß dies nicht wohl angeht, und daß, wer morgenländiſch lernen will, ſich auch nothwendig mit morgenländiſchen Schriftzeichen vertraut machen muß.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. Juni 1838.

— Meinen Stolz gezeichnet hat die Zeit. —
Schwillst, stolzes Herz?

Shakespeare.
Richard II.

Der Realist.

(Fortsetzung.)

Das erste Tageslicht weckte Conrad mit Ludwigs Brief in der Hand. Sein Inhalt machte den stärksten Eindruck auf ihn. Er empfand tief die Wahrheit dieser klaren Darstellung seines Unrechts; sie war zu schonend, um ihn zu reizen. Mit großer Bewegung las er, was der Bruder von Hannah, von den Eltern, ja selbst über den Oheim sagte, dessen Eitelkeit Conrad so hart gedemüthigt hatte, ohne zu erwägen, ob nicht derselbe Fehler seiner eigenen Handlungsweise zu Grunde liege. Mit liebevollen Bitten und männlichen Ermuthigungen schloß der Brief, der einen so starken Wiederklang in Conrads Seele fand, daß er mit dem festen Entschluß aufstand, sich sogleich zum Oheim zu begeben und ihn freundlich um Verzeihung zu bitten.

So wie er in das Zimmer des Fabrikherrn trat, schlugen sehr laute Stimmen an sein Ohr, und er traf außer Olsen zwei Fremde bei ihm. Nur zu bald wurde er mit diesen beiden Personen und ihrem Auftrag bekannt. Der eine war ein Engländer, der die oft erwähnten Maschinen herspedirt hatte, der zweite ein Comptoirdiener des Handelshauses in Copenhagen, an welches sie adressirt waren. Letzterer hatte die ausgefertigten Wechsel bereits dem Fabrikherrn vorgelegt, und dieser warf sie dem eintretenden Conrad vor die Füße und rief ihm zu, sie zu honoriren, da er mit dieser Sache gar nichts zu thun habe. Dies traf Conrad wie ein Donnerschlag. „Ist es möglich," sagte er, „daß mein Oheim sein Wort nicht bei Ehren halten will?" — „Zeige mir das Wort! wo steht es geschrieben?" rief der Fabrikherr, vor Zorn und Angst zitternd. „In Ihren Briefen an mich," gab Conrad zur Antwort. — „Zeige mir den Brief, in welchem ich ausdrücklich und mit deutlichen Worten dir aufgetragen, Sachen zu solchem Belauf zu bestellen! Zeige uns Schwarz auf Weiß!" — „Ich kann eidlich beschwören," fiel Olsen ein, „daß mein Herr sich über Herrn Walbergs eigenmächtige Handlungsweise bei so kostbaren Bestellungen, welche die Fabrik gar nicht braucht, oftmals beschwert hat, und mein guter, lieber Herr hat mir oft im Vertrauen erklärt, wie er ein ruinirter Mann wäre, wenn er die Kosten tragen sollte."

Der Comptoirdiener nahm die Wechsel mit einer höchst verlegenen Miene, während der Engländer ihn beständig mit dem Ellbogen anstieß und in seiner Sprache fragte: „Was gibts? Was sagen die Herrn?" Endlich fragte der Comptoirdiener Conrad, ob er die Wechsel, Fracht und übrige Kosten bezahlen werde? Ernst wandte dieser sich an den Fabrikherrn, und ihn ein wenig auf die Seite

ziehend, ſagte er: „Sie wollen mich wegen meiner lezten Uebereilung gegen Sie beſtrafen. Ich erkenne mein Unrecht und bitte Sie um Verzeihung; machen Sie aber dieſem Auftritt ein Ende, der für Ihre Ehre ſo verletzend iſt wie für die meine.“ Der Fabrikherr riß ſich mit den Worten los: „Laß mich, ich will nicht mit dir reden! So ein kluger, weiſer Burſche wie du, braucht ſich mit einem unwiſſenden Thoren, wie du mich genannt haſt, gar nicht abzugeben.“ — „Iſt ein ſolches Wort mir entfallen, im Zorn entfallen, ſo habe ich Sie doch immer in meinem Herzen als einen wackern, rechtlichen Mann verehrt, und als ein ſolcher werden Sie ſich wohl auch heute zeigen.“

Olſen, dem dieſe Unterredung ſchon zu lang währte, hatte ſich hinter Conrad geſchlichen und ſagte: „Mein Herr bedarf Ihres Zeugniſſes ſo wenig hinſichtlich der Rechtlichkeit als der Tüchtigkeit. Er iſt wohl bekannt, und war es, bevor Sie auf die Welt kamen.“ Conrad trat aufgebracht vor ihn hin. „Sollte es auch das lezte Mal ſeyn, daß ich in dieſem Hauſe rede,“ rief er, „ſo ſoll mich doch nichts abhalten, Ihnen zu befehlen, das Maul zu halten, wenn Niemand Sie fragt.“ Olſen erhob ein großes Geſchrei und rief ſeinen Herrn zu Hülfe, der ſich ſogleich auf ſeine Seite ſchlug. Conrad faßte ſich, gab keine Antwort, ſondern wandte ſich an den Comptoirdiener. „Sie ſehen, wie die Sache ſteht. Ich kann nicht bezahlen. Mein Oheim hat verſprochen, mich als Compagnon zu betrachten, allein es ſcheint, er erinnert ſich ſeiner Verſprechungen nicht.“ — „Zeige mir das Verſprechen! Zeige mir Schwarz auf Weiß!“ fiel der Fabrikherr wieder ein. Der Comptoirdiener bat ihn, die Folgen dieſes Verfahrens zu bedenken, und äußerte, in einem Falle wie dieſer wäre nach den Geſetzen eine augenblickliche Verhaftung wegen Schulden vollkommen gerechtfertigt. Nichts rührte den Fabrikherrn, ein Gemiſch von Zorn, Angſt und Verlegenheit ſchien ihm Sinn und Faſſung geraubt zu haben. Conrad bat die Abgeſandten, nach Copenhagen zurückzureiſen, und verſprach, ſie zu begleiten und ſelbſt mit dem Chef des Handelshauſes zu ſprechen. Er ging auf ſein Zimmer, um ſich zu rüſten. Olſen lief ihm nach. „Der Herr,“ ſagte er, „läßt Sie fragen, wohin Sie befehlen, daß Ihre Sachen gebracht werden ſollen, wenn es Ihnen nicht genehm ſeyn ſollte, länger hier zu wohnen, da es mit der Compagnieſchaft nun doch ein Ende hat.“ — „Sie können meinen Koffer und meine Reiſeſchatulle nach der Dorfſchenke bringen laſſen; der Knecht, der mich bedient hat, kann meine Sachen packen; er weiß damit Beſcheid,“ gab Conrad kalt zur Antwort. In aller Eile warf er ſeine Papiere in die Reiſeſchatulle, verſchloß ſie, nahm ſeinen ganzen Geldvorrath mit und reiſte, ohne den Oheim, der ſich eingeſchloſſen hatte, geſprochen zu haben, mit den beiden Fremden ab.

In Copenhagen erhielt der arme Conrad keinen Troſt. Es war Abend, als er dort ankam; der Chef des Handelshauſes war nicht zu Hauſe und erſt den folgenden Tag zu ſprechen. Nach einer unruhigen Nacht in einem ſchlechten Gaſthof fand ſich Conrad ſehr früh den nächſten Morgen bei dieſem Manne ein, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er ihm eigentlich ſagen wollte. Der vornehme Handelsherr ließ ſich auf ſeine Entſchuldigungen gar nicht ein, ſondern behandelte ihn hochfahrend als einen unbeſonnenen Knaben, der ohne hinreichende Sicherheit ſich in große Unternehmungen eingelaſſen und dadurch achtungswerthe Leute, zum Dank für das ihm und dem Hauſe, an dem er vorgeblich Antheil gehabt, geſchenkte Vertrauen, großem Verluſt ausgeſezt habe. Die Koſten der Ueberfahrt, die Ankunft fremder Arbeitsleute und manche dergleichen Nebenſachen machen die Verlegenheit noch größer. Die Sache werde der engliſchen Geſandtſchaft vorgelegt und ernſtliche Maßregeln genommen werden. So gräßlich von ſeiner ſtolzen Höhe herabgeſtürzt, fühlte Conrad ſich beinahe vernichtet. Er nahm ſogleich Poſtpferde und reiſte nach dem Orte zurück, wo er keine Heimath mehr hatte. Er ſtieg vor der Schenke ab. Der früher erwähnte Burſche, der ſeine Sachen zuſammenpacken ſollte, war derſelbe, der zwei Tage zuvor den Wagen des Barons angehalten hatte. Peter, der im Hauſe des Pfarrers mit deſſen Söhnen aufgewachſen, war der ganzen Familie innig ergeben. Betrübt hatte er die Habe ſeines früheren Spielgenoſſen zuſammengetragen und dann ſeiner Ankunft in der Schenke geharrt. Er ſchaffte jezt ſeine Sachen in das angewieſene Zimmer und fragte dann, ob er nichts mehr zu befehlen habe. Conrad ſah ſich um und äußerte, er vermiſſe einen verſchloſſenen Kaſten. Peter meinte, er müſſe im Koffer ſeyn. Mit ſonderbarer Heftigkeit ſuchte Conrad darnach, und als er ihn endlich unter den übrigen Sachen gefunden, ſeufzte er, wie erleichtert: „Gottlob!“ und ſtellte ihn auf einen Tiſch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Leben des Ettrickſchäfers.

(Fortſetzung.)

Die kritiſchen Zeloten fühlten, daß ſie dem armen Schäfer Unrecht gethan, und bei einer andern vornehmen Gönnerin ward ein nächſter Tag zur Leſung anberaumt. Aber das Unglück verfolgte den Dichter, und auch dieſer Abend verſtrich ohne Erfolg. Der Gatte der Dame vom Hauſe übernahm hier das Vorleſeramt. Vielleicht daß

James Hogg, gleich Schillern, durch seinen schlechten Vortrag die Zuhörer gequält und verscheucht hatte. Aber ehe noch der Wirth, ein leidenschaftlicher Freund der alten Volkspoesie, die dritte Seite beendet hatte, rief man ihn hinaus. Irgend ein wandernder Bänkelsänger sang oder improvisirte auf der Flur. Einer nach dem andern von der Gesellschaft schlich sich hinaus und kam nicht wieder. Die Complimente der wenigen Damen, welche Artigkeit zurückgehalten hatte, konnten den Unmuth des Dichters nicht beschwichtigen. Ihm stand die Wahl frei, wie neulich sein Manuscript zusammen zu rollen oder ruhig vor ein paar Zuhörern weiter zu lesen, welche bei so bewandten Umständen eben nicht die andächtigsten zu seyn versprachen. Er zog das erstere vor, steckte seine Papiere in die Tasche und vermehrte draußen das Auditorium. Mit Ingrimm berichtet der arme Dichter, er habe es in solcher Entzückung gefunden, als wenn der arme Bänkelsänger ein Homer gewesen wäre.

Der Ettrickschäfer konnte kein Auditorium mehr finden, welches sein Gedicht über die dritte Seite angehört hätte. In voller Wuth meldet er, daß er fortan nie mehr, weder Eigenes noch Fremdes, in jener Gesellschaft vorgelesen habe, und ruft aus: „Molières alte Haushälterin muß im Vergleich mit diesen Herren und Damen, die bei der Vorlesung meiner Queens wake ermüdeten, eine andere Dacier gewesen seyn!“

Mit den Buchhändlern ging es ihm kaum besser. James Hoggs Ruf war schon gemacht; aber ihm haftete etwas vom Fluch des Lächerlichen an. Die Buchhändler zauderten und boten nach den Verhältnissen, und für Großbritannien klägliche Bedingungen. Constable bot hundert Pfund für die Erlaubniß, tausend Abdrücke zu machen, und unter der ängstlichen Vorbedingung, daß der Autor im Voraus 200 Subscribenten ihm vorlegen müsse. Endlich übernahm es ein jüngerer Verleger. Hogg kam nach einigen Wochen vom Lande in die Stadt, um vom Erfolge seines Lieblingskindes zu hören. Doch ängstlich nach so vielen üblen Vorbedeutungen, wagte er nicht, gerade zu seinem Buchhändler oder vertrauten Freunde zu gehen. Er schildert, wie er mit bangem Herzen durch Edinburgs Straßen geschlendert, bei jedem Buchladen stehen bleibend, ob er sein Werk ausgehängt finde. Dies war zwar der Fall, aber die Kritik und die Meinung des Publikums war nicht mit ausgestellt hinter den Glaswänden. Diesmal war jedoch seine Sorge unnöthig. Während er noch ängstlich umherging und nicht zu fragen wagte, ward das Gedicht schon von der fashionablen Welt verschlungen. Aber das Unglück kam von einer andern Seite. Sein Verleger wurde insolvent, und nur mit Mühe erhielt der Schäfer den Lohn seiner Arbeit. Das Gedicht hat mehrere Auflagen erlebt. Einige blieben stocken, während spätere reißenden Abgang hatten.

Hogg theilt eine interessante Unterhaltung zwischen ihm und einem ehrlichen Freunde mit, der ihm an jenem Tage des Zweifels begegnete und ihm die erste frohe Kunde vom Reussiren des Buchs mittheilte. Leider läßt sie sich nur zum Theil wiedergeben, da ihr Hauptreiz im schottischen Idiom beider Sprechenden liegt. — „Nun sag einmal, du Teufel von einem Kerl und Thunichtgut von einem Dichter, was hast du uns müssen quälen die Zeit her mit solchem Zeuge, was du geschmiert hast? und hast doch Stoff in deinem leeren Kopf, um was Rechtes zu machen,“ so redete ihn der Ehrenmann an. — „Hast du mein neues Buch gelesen?“ — „Freilich, und es hat mir eine Nacht Schlaf gekostet. Das hast du recht gemacht. Das hat den Nagel auf den Kopf getroffen.“ — „Verstehst du denn was von Gedichten?“ — „Nichts, aber das verstehe ich doch, und ich sage dir, das wird was machen. Hättst du dich nicht zum Narren gemacht durch das, was du bisher gethan, wahrhaftig, James, das Buch brächte dich zu Ehren.“

Es ging dem armen James Hogg sein ganzes Leben hindurch schlimm. Man hatte ihn, aufmerksam geworden auf sein poetisches Talent, und mit der Begier der fashionabeln Welt, ein Original zu sehen, von seinen Schafen weggeholt und der literarischen Modewelt vorgestellt. Kein Wunder, daß er sich überhob. Man ließ ihn fallen, als man sich satt an ihm gesehen und gelacht und der eingebildete Schäfer nun auch in andern Fächern als den Liedern seiner Hügel glänzen wollte. Aber daß ein Mann, der, wie er, die Aufmerksamkeit der gebildeten Cirkel erregt, abermals und immer wieder zu seinem vorigen Stande zurückzukehren, und sich als Schäfer bei großen Gutsbesitzern zu verdingen genöthigt war, übersteigt unsere deutschen Begriffe von einem Naturdichter. Dem deutschen Naturdichter Hiller, der an poetischer Kraft sich nicht im Entferntesten mit Hogg messen kann, ging es doch verhältnißmäßig besser. Es verräth eine eigenthümliche Kraft des Ettrickschäfers, daß er nach so mannichfachem Unglück, so vielfacher Verhöhnung, der Sache der Poesie treu blieb und ihr bis in sein Alter diente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Spekulationsgeist.

Die gelehrte akademische Sitzung wurde bald über den Debatten in der Deputirtenkammer hinsichtlich der Eisenbahnen

vergeſſen. Denn an Eiſenbahnen und Dampfſahrten nimmt Jedermann Antheil, und wäre einmal ihre Anlegung beſchloſſen, ſo würde man bald eine mächtige Bewegung in den Kapitalien ſehen. Das Publikum hat ſich der Eiſenbahnen lebhaft angenommen, und ſicher wird der vermögende Theil der Bevölkerung Frankreichs dieſelben thätig befördern, vielleicht nur allzu thätig; denn man iſt nun einmal der Meinung, daß die Eiſenbahnen ſehr bedeutenden Gewinn abwerfen werden. Man bildet ſich daher ein, keine Spekulation ſey beſſer, als Theilnahme an Eiſenbahnunternehmungen; und wären daher einmal die großen in Vorſchlag gebrachten Anlagen von den geſetzgebenden Kammern genehmigt, ſo würde wahrſcheinlich ſogleich eine allgemeine Bewegung entſtehen, und die Gewinnſüchtigen würden von nichts mehr träumen und reden, als von dem Reichthum, den man ſich von den Eiſenbahnen verſpricht, ſo wie man einige Wochen lang ſich ſchmeichelte, durch Erdharz reich zu werden, und dieſe Hoffnung auch jezt noch nicht aufgegeben hat. So eben iſt wieder ein neues Erdharz, asphalte granitique, aufgetreten, deſſen Erfinder, wie alle, Wunder verſprechen, indem ihr Material ſo hart werden ſoll, als Granit, ſo daß man allenfalls Obelisken daraus gießen könnte, was denn ſicher von großem Vortheil wäre; denn ſchwerlich würde ein gegoſſener Obelisk den zehnten Theil der Summe koſten, welche man hier ausgegeben hat, bloß um einen Obelisken aus Egypten zu holen und ihn auf dem Concordeplatz aufzuſtellen. Dieſes neue Erdharz, welches bloß den Fehler hat, daß es nach zehn oder zwölf andern, ebenfalls ſehr gerühmten, erſcheint, mag übrigens recht gut ſeyn. Aber der Menſch lebt doch nicht von Erdharz allein; die Steinkohlen ſuchen auch Aktien, und finden viele Liebhaber. Die Zeitungen haben ſich bekanntlich über die Girardinſchen Unternehmungen ſehr luſtig gemacht; aber jezt kommt die Reihe an Girardin, ſich über ſeine Gegner luſtig zu machen. In einem ſeiner lezten Prozeſſe hatte er nämlich einen geſchickten Advokaten Namens Marie zum Widerſacher, welcher ſich mit vielem Witze über die mißlungenen Spekulationen der Girardinſchen Geſellſchaft ausgelaſſen. Nun tritt eben dieſer Marie als Conſulent in einem andern Prozeſſe auf, der auch eine mißlungene Spekulation und folglich betrogene Aktienträger betrifft. Daher verfehlt Girardin nicht, in ſeinem Blatte, la Presse, das Lächerliche der Spekulation hervorzuheben, bei welcher ſein Widerſacher auf irgend eine Weiſe betheiligt ſcheint. Ein gewiſſer Bernardet, ein Schreibmeiſter, behauptete nämlich, ein Gas portatif comprimé erfunden zu haben, welches unter jeder Laterne in einem Beutel oder dergleichen eingeſchloſſen und nach Belieben ein- oder ausgelaſſen werden könne. Es ſcheinen ſich gutmüthige Seelen gefunden zu haben, welche ſolche Gasbeutel für eine vortreffliche Erfindung hielten und die ihrigen leerten, um den des Herrn Bernardet zu füllen. Aber im Grunde ſcheint gar kein Beutel gefüllt worden zu ſeyn, weder Gasbeutel, noch Bernardets Beutel: das Ding iſt zu nichts geworden, und nun prozeſſiren die getäuſchten Aktienträger, wie gewöhnlich, gegen den Unternehmer. — Unzählig ſind die Schlingen, welche der Leichtgläubigkeit und Geldgier gelegt werden. So z. B. iſt es einem ſchlauen Kopfe eingefallen, den Pariſern ein neues Getränk zuzubereiten, und dieſem den Namen Algérine beizulegen, wie denn bereits mehrere Dinge, beſonders Modeſachen, Algier zum Gevatter haben. Der Mann behauptet mit dem größten Ernſte, Wein könne nicht jedermanns Magen vertragen, Bier auch nicht; er habe alſo nach langem Studium ein eben ſo wohlſchmeckendes als zuträgliches Getränk erzeugt, welches ſich vortrefflich zur Nahrung des Menſchen eigne. Um das Zubereitungsgeſchäft nun im Großen treiben zu können, gebe er Aktien aus zu 500 Franks, welche ſechs Prozent Rente bringen, und außerdem zur Theilnahme am Gewinn der Unternehmung berechtigen. Nun muß man wahrlich ein verſchrobener Kopf ſeyn, um in einem Weinlande ein neues Getränk zu erfinden. Wahrſcheinlich iſt es, wie mehrere dergleichen Getränke, abſcheuliches Zeug; aber vielleicht laſſen ſich doch einige Vögel mit der ausgeſtellten Leimruthe fangen, und geben ihre 500 Franks her, wofür ihnen freilich der Erfinder im Nothfall ich weiß nicht wie viele Flaſchen ſeines Machwerkes verſpricht. Ich ſprach neulich von einem neuen Blatte, le Capitaliste, welches das Publikum über die neuen Induſtrieſpekulationen zu belehren verſpricht. Kaum hatte dieſes begonnen, ſo erſchien ſchon wieder ein Nebenbuhler, la Boussole industrielle, welche ſich auch verpflichtet, die Leute mit dem Gang der Unternehmungen bekannt zu machen und ihnen Vor- und Einſicht beizubringen. Alle dieſe Blätter dienen aber größtentheils nur dazu, die Anzeigen der vielen Spekulationen umſtändlich einzurücken und zu verbreiten, und ſind folglich den Unternehmern nüzlicher als denjenigen, welche ihr Geld auf's Vortheilhafteſte anzulegen ſuchen. Indeſſen ſind ſie doch als Tummelplätze der vielen Spekulanten recht intereſſant. Findet man in denſelben auch nicht die Belehrung, die man ſucht, ſo erfährt man doch manches Lehrreiche daraus, und fallen der Nachwelt einmal ſolche Blätter in die Hände, ſo wird ſie ſich gewiß über die närriſche und rührige Zeit wundern, worin ſo manches Sonderbare zu Tage gefördert worden iſt. Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 132.

Die Kornähre.

Räthſel.

Es iſt ein Freund, der oft begehrt,
Daß ihr ihm Speiſe neu gewährt,
Der freilich gar gewaltig frißt,
Doch ſeinen Dank auch nicht vergißt;

Der andre Speiſe ſchafft und braut,
Indem ſein Futter er verdaut,
Den ihr zum Danke dann umarmt
Und neu an ſeiner Bruſt erwarmt;

Der Monden lang vergeſſen bleibt,
Wenn euch das Feld die Zeit vertreibt;
Doch, wenn es draußen ſtürmt und ſchneit,
Zu Dienſten immer iſt bereit.

Rücklings aus langer Naſe ſchnaubt
Im Dienſt er, doch des Zugs beraubt,
Wie athmen ſeine Nüſtern ſchwer,
Wie ſchwärzt er ſelbſt die Luft umher!

Oft ſchwärzt man ihn auch ſelber an;
Das hat ihm Schaden nie gethan:
Denn Mann, Frau, Kind, Katz, Hund und Knecht
Liebkoſen ihn dann eben recht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. Juni 1838.

— Laqueo tenet ambitiosi
Consuetudo mali, tenet insanabile multos
Scribendi cacoethes.

Juvenal.

Erinnerungen aus dem Leben des Ettrickſchäfers.

(Fortſetzung.)

Walter Scott, der ihn hervorgezogen, der ihn begünſtigte, aber, wie Hogg klagt, doch nichts Rechtes für ihn that, wollte es doch einmal wirklich. Er bot auf ein großes Gut und wollte den Dichter der Queens wake zu ſeinem — Schäfer beſtellen. Ein Anderer überbot ihn; Scott hielt ſich nun verpflichtet, für Hogg zu ſorgen, um ſo mehr, als dieſer in Erwartung der Stelle andere Engagements abgelehnt hatte, und er fand für ihn bei Lord Porcheſter eine annehmliche Schäferſtelle. Aus den angegebenen Bedingungen erſehen wir, wenn wir es nicht ſchon wüßten, daß ein erſter Schäfer in England ein beſſerer Poſten iſt als bei uns zu Lande. Hogg ſollte erhalten ein niedliches Häuschen, zu ſeinem Gebrauch ein gutes Pferd, einen kleinen Wagen, freie Koſt und zwanzig Pfund jährlich. Aber eine andere Bedingung war hinzugefügt: er ſollte ſein poetiſches Talent fortan unter Schloß und Riegel halten. Das war für den Poeten und Schäfer zu viel. Unwillig lehnte er den Antrag ab. Er verſichert, nicht der Lord habe dieſe Bedingung gemacht, ſondern ſie ſey Scotts Erfindung geweſen. Wenn es wahr iſt, ſo rächte ſich damals Hogg auf eine edle Weiſe. In ſeiner Queens wake läßt er unter den Minſtrels, welche die aus Frankreich heimkehrende Königin Maria begrüßen, auch Walter the Abbot (Anſpielung auf ſein Abbotsford) auftreten, etwa wie Schiller im Wilhelm Tell den Schweizer Hiſtoriker nennt, durch das Compliment Stauffachers:

— ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhauſen.

Es iſt von der magiſchen Harfe von den Ufern des Ettrick die Rede, und die Verſe lauten in ziemlich getreuer Ueberſetzung ſo:

Der Tag brach an — dem Tage Segen,
Wo Walter der Abt uns kam entgegen!
Wohl weiß er, was es zu bedeuten,
Das heil'ge Pfand aus andern Zeiten.
Die Hand greift in die Saiten, ſchnell
Entlockt ſie Lieder, wild und hell.
Nun ſtrömen ſie, ſo frei und kühn,
Die alten Zaubermelodien.
Das Vaterland lauſcht ihm entzückt,
Der's in der Vorwelt Glanz entrückt.
Auf deren Gräbern Diſteln wehn,
Die Vorderhäuptlinge erſtehn
Aus dumpfer Grüfte Mitternacht
In ihrer rüſt'gen Eiſenpracht.
Man ſah beim Mondlicht durch die Gitter
Aufrecht im Sarg uralte Ritter.

Selbſt Feen kehrten wieder heim
Zu uns, gelockt von ſeinem Reim.
Heil ihm bis an ſein ſelig Ende!
Er wies mich an, wo ich ſie fände,
Die Zauberharfe, und ſein Wink
Wies mir die Pfade, die ich ging;
Er lauſchte meinem erſten Sang,
Und ſtaunte froh, wie mir's gelang,
Verwundert, daß mir ſolche Ehr
Schon an der Wieg' geſungen wär'.

O daß derſelbe Barde mich
So kränken konnte bitterlich!
Er, lautre Güte ſonſt, mir ſagen,
Ich ſoll' die Harfe nicht mehr ſchlagen!
Und grade da, als tauſend Zungen
Mir jauchzten zu: Dir iſt's gelungen!
Schon lauſchten ſie mir zu im Süden,
Da trennen mich von ihr hienieden! —
Auch das war reine Güte nur,
Von Eigennutz auch keine Spur.
Doch hat der Dichter nie empfunden,
Was Dichterherzen muß verwunden?

So ſchön das klingt, mag der ehrliche James Hogg den gutmüthigen Sir Walter genug mit ſeinen undelicaten Anforderungen gequält haben, indem er ihn durchaus bewundern, loben und anzeigen ſollte. Scott begnügte ſich damit, den Schäfer ſeinen vornehmen Bekanntſchaften zu empfehlen und hinter ſeinem Rücken von ſeinem poetiſchen Werthe zu ſprechen. Nie brachte Hogg ihn dahin, in irgend einer literariſchen Zeitſchrift ſeiner freundlich zu erwähnen oder, wie er gegen Freunde geſagt hatte, ihn zu recenſiren. Hogg ſtellte ihn deßhalb zur Rede und Scott antwortete in ſeiner unverkennbaren Art: „Um dir die Wahrheit zu ſagen, lieber Hogg, ſo hab' ich ſchon einmal angefangen. Ich hatte mir Manches notirt und Auszüge gemacht, aber ich fand, daß, wenn ich eine rechte Ueberſicht und Anſchauung deines poetiſchen Charakters geben wollte, ich alle deine Sachen durchgehen müßte. Ich hätte dann mit den Balladen anfangen und die Queens wake und alles andere folgen laſſen müſſen. Dabei fand ich denn, daß wir ſo durchaus aus derſelben Schule ſind, daß, wenn ich irgend was zu deinen Gunſten geſagt, die Leute geglaubt hätten, ich lobe mich ſelbſt.“ Hogg war mit dieſem ausweichenden Complimente nichts weniger als zufrieden. Er antwortete ihm raſch: „Lieber Sir Walter, Ihr könnt doch nicht meinen, daß ich zu Eurer chevalereſken Schule gehöre! Ihr ſeyd König dieſer Schule, aber ich bin König der Gebirgs- und Feenſchule, die doch noch ein Bischen höher ſteht als Eure.“ Scott ſenkte die Brauen und murmelte etwas davon, daß, je höher man zu ſteigen verſuche, um ſo ſchlimmer nachher der Fall ſey.

An einer andern Stelle klagt der Ettrickſchäfer über die deſpotiſche Gewalt, welche Walter Scotts Beiſpiel auf ſein Vaterland ausgeübt, und wie die Laune des großen Dichters auch ihn gezwungen, ſeine poetiſche Freiheit dieſer Laune zu unterwerfen. „So lange Scott in Verſen ſchrieb, heißt es, da war in Schottland nicht Mann, nicht Weib, die an etwas anderes dachten, als Verſe zu leſen und Verſe zu ſchreiben. Aber kaum daß er den Verſen den Laufpaß gegeben, da war weder Mann noch Frau, die etwas von Verſen wiſſen wollten. Alles wollte Erzählungen und Novellen, und ich mochte wollen oder nicht wollen, ich mußte auch. Ja, der unwiderſtehliche Strom, der ihm folgte, zwang auch mich, das Talent, das Gott mir bei meiner Geburt gegeben, bei Seite zu legen und mich auf ein ganz neues Feld zu wagen, wo ich nicht bekannt war. In der Welt der Bilder war ich zu Hauſe, vom wirklichen Leben wußte ich nichts. Sir Walter kannte es in allen ſeinen Abſchattungen, in allen ſeinen Abſtufungen; jeder Charakter lag ihm klar vor Augen. Aber ich mußte doch!“

(Der Beſchluß folgt.)

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Peter wurde dadurch bedenklich: er kannte den Kaſten und wußte, daß Conrads Piſtolen ſich darin befanden. Er konnte ſich nicht entſchließen, fort zu gehen, nahm allerlei kleine Geſchäfte vor und ſuchte Conrad zu überreden, ſeine naſſen Kleider mit andern zu vertauſchen. Mit einem ſeltſamen Lächeln ließ dieſer ihn machen; endlich ſagte er: „Höre, Peter, ich habe heute Abend einige Briefe zu ſchreiben. Sey ſo gut und komme um zehn Uhr, damit ich ſie dir zur Beſtellung morgen früh übergeben kann; der eine iſt an meinen Bruder, der andere an meinen Oheim. Ich weiß, daß ich mich auf dich verlaſſen kann.“ — Peter verſprach es und ging, eine früher verlangte Erfriſchung zu holen. Da aber ein gräßlicher Argwohn in ihm aufgeſtiegen war, konnte er nicht umhin, durch das Schlüſſelloch und eine Ritze in der Thüre hinein zu ſehen. Er ſah Conrad den Kaſten öffnen und deſſen Inhalt beſichtigen; er ſah ihn eine der Piſtolen hervorziehen und dieſe genau betrachten. Obgleich Peter gewiß wußte, daß ſie nicht geladen war, ſchauderte er doch, als er den Jugendfreund die Mündung derſelben wie zur Probe in den Mund ſtecken und ſie dann vor die Stirn und auf die Bruſt halten ſah. Schnell legte Conrad ſie wieder hin, als wäre er von etwas überraſcht worden, ſetzte ſich dann an den Tiſch und ſtützte den Kopf in die Hände.

Entſetzt und unſchlüſſig beſann ſich der treue Peter, was er thun ſolle. Er brachte das Verlangte und ſagte dann: „Wenn Sie nichts mehr zu befehlen haben, möchte

ich gern fortgehen, denn ich habe ein Geſchäft; allein um zehn Uhr bin ich wieder hier, um die Briefe abzuholen. Darf ich mich darauf verlaſſen, daß Sie noch auf ſind, ſo daß ich Sie ſelbſt ſprechen kann? Ich habe mit Ihnen etwas ſehr Wichtiges zu reden, das mich betrifft.“ — „Sage es gleich jezt.“ — „Nein, jezt iſt mir die Zeit zu kurz dazu; allein da ich doch wieder komme, um die Briefe zu holen — wollen Sie ſo gut ſeyn — darf ich mich darauf verlaſſen, daß ich dann mit Ihnen ſprechen kann?“ — „Nun ja, ich bleibe bis Mitternacht auf und will dich gern anhören.“

Dieſe Friſt, auf welche Peter ſich verlaſſen zu können glaubte, beruhigte ihn einigermaßen. Er überredete den Schenkwirth, ihm ein Pferd zu leihen, und ritt, ſo ſchnell dieſes laufen konnte, nach dem Pfarrhof. Im Pfarrhofe waren die Hausfrau und Hannah allein zu Hauſe. Der Pfarrer war an demſelben Morgen in Geſchäften nach einem zwei Meilen entfernten Ort gefahren. Traurig ſaßen die Beiden im ſpärlich erhellten Wohnzimmer und klagten einander die ängſtliche Stimmung, in welche die Ungewißheit von Conrads Geſchick ſie verſezte. „Könnte ich ihn nur von dem harten Oheim unabhängig machen!“ äußerte Hannah; „ja wüßte ich, daß er mit dem Mädchen in England, das er gewiß liebt, glücklich würde, kein Opfer ſollte mir zu groß ſeyn!“

Es war als wollte das Schickſal Hannah ſogleich beim Wort nehmen, denn kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ein reitender Bote in den Hof ſprengte. Es war ein Diener des Kammerjunkers, der ihr einen Brief von ſeinem Herrn überbrachte. Malten theilte ihr mit, wie er aus ſicherer Quelle wiſſe, daß Conrad ſchon den nächſten Morgen in's Schuldgefängniß abgeholt werden würde. Mit ſehr ſtarken Farben ſchilderte er das Gräßliche und Entehrende dieſes Schickſals; es ſtehe aber in Hannahs Gewalt, dieſem Unglück vorzubeugen; denn wenn ſie ihm feierlich ihre Hand zuſage, wolle er ſchon Mittel finden, die Gläubiger zu befriedigen, welche ſich gern mit einem Theil begnügen würden, um nicht das Ganze zu verlieren. Indeſſen werde er kein Geldopfer ſcheuen, um einen verhaßten Nebenbuhler zu retten, ſofern er ſich dadurch den Beſitz eines ſo angebeteten Mädchens erkaufen könne. Sein Bote habe Befehl, nur ein paar Stunden auszuruhen und dann ohne Aufenthalt die ganze Nacht hindurch zu reiten, um früh am nächſten Morgen mit dem erſehnten Jawort Copenhagen zu erreichen. „Ziehen Sie es indeſſen vor,“ fügte er hinzu, „Ihren Jugendfreund in ſchmählicher Haft und einen aufrichtigen Anbeter in Verzweiflung zu ſehen, ſo brauchen Sie mit der Antwort nicht zu eilen, denn ein ſolcher Bote kommt immer noch zu früh.“ Eine lange Citation aus einer franzöſiſchen Tragödie, von der Grauſamkeit, die keine Flügel braucht, um ihre Beute zu erreichen, ſchloß dieſen Brief, den Hannah, beinahe verſteinert, ſprachlos in den Händen feſthielt. Endlich reichte ſie ihn der Pfarrerin. Die arme Mutter brach in herzzerreißende Klagen über das Geſchick ihres Sohnes aus; ſie zitterte ſo, daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnte, eine brennende Fieberhitze glühte auf ihren Wangen, krampfhaft drückte ſie Hannahs Hände. „O mein Hannchen, rette ihn! rette ihn!“ flehte ſie. „Gedenke, was du ſo eben ſagteſt!“ — „Ach! Mutter! kann ich, darf ich ihn ſo retten?“ — „Du darfſt es! Malten iſt ein guter Mann! Er wird dich auf den Händen tragen. Mein Segen und des Vaters Segen werden dir folgen. Wir werden den Tag preiſen, an dem du unſer Haus betratſt; deine ſelige Mutter im Himmel wird ſich freuen.“

Hannah drückte die Hand an ihr Herz, als ſchmerzte ſie jeder Schlag deſſelben. Die Frau malte ihr Conrads bejammernswerthen Zuſtand mit der Angſt der Mutterliebe; endlich nickte Hannah ſtumm; die Pfarrerin machte eine Bewegung, als wollte ſie vor ihr niederfallen. Das arme Mädchen faßte ſie erſchrocken in ihre Arme, da hörten ſie wieder einen Reitenden in den Hof ſprengen. Es war Peter, der erſt nach dem Pfarrer, dann nach Ludwig fragte, und ſichtbar unruhig wurde, als er keinen von Beiden traf. Auf das ängſtliche Drängen der Frauen erzählte er endlich Alles und ſchlug der Mutter vor, ſogleich mit ihm nach der Schenke zu fahren, wo Conrad ſich aufhielt. Die unglückliche Mutter wurde bei dieſem Bericht ohnmächtig; Hannah aber, obgleich tödtlich erſchrocken, faßte ſich und rief: „Ich will hin! Es iſt ja noch ein Paar Pferde da: laß den kleinen Wagen anſpannen, und komm mit mir, Peter!“ — So beſtürzt ſie auch ſelbſt war, gelang es ihr doch, der ſich bald erholenden Mutter etwas Muth einzuflößen; ſie verſprach ihr, in wenigen Stunden Conrad mit zurück zu bringen, und erſuchte ſie, den Boten des Kammerjunkers bis zu ihrer Rückkehr aufzuhalten.

Es war eine kalte, feuchte Nacht, ein dicker Nebel lag auf dem Lande, ſo daß man kaum den Weg finden konnte. Deſſen ungeachtet trieb Hannah ohne Unterlaß den Knecht, ſchneller zu fahren. Sie fühlte das rauhe Wetter nicht, ſie vergaß das unglückliche Verſprechen, das ſie bei ihrer Rückkehr zu geben hatte, ſie hatte nur einen Gedanken, den Geliebten zu retten, und ſchwebte in Todesangſt, zu ſpät zu kommen. Peter, der neben dem Wagen ritt, ſuchte ſie zu zerſtreuen. Er erzählte, er habe Tags zuvor Ludwig im Wagen des Barons angehalten, um ihn von der Lage des Bruders und ſeinem Abzug von der Fabrik zu unterrichten, weil er gemeint, Ludwig könnte vielleicht helfen. Auch haben dieſer und der Baron ſogleich leiſe miteinander geſprochen und den Weg nach Copenhagen eingeſchlagen; ſie haben ihm indeſſen Schweigen aufgelegt. — Hannah hörte dies Alles nur mit halbem Ohr,

und Angſt und Ungeduld hatten ihr beinahe den Athem benommen, als der Wagen endlich vor der Schenke hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reſultate.

Ich kann mein Heil nicht in Stücken finden;
Mir muß ſich Alles zum Ganzen ründen.

Wenn ich auch, von euch verwundet, blute,
Doch erkenn' ich auch an euch das Gute.

Sie wollen anders ſeyn als recht,
Beſſer als gut, — und werden ſchlecht:
Im Herzen warm, im Kopfe hell, —
So bleibſt du ſtets originell.

Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Wettrennen. Literariſches.

Bei den beiden heurigen Wettrennen, welche auf dem großen Blachfelde, nächſt dem Zizkaberge, unter den Kampfrichtern Graf Mensdorf-Pouilly, Fürſt Löwenſtein und Graf Thun abgehalten wurden, haben ſchon mehrere hieſige Cavaliere ſich der echt engliſchen Sitte genähert und ihre Roſſe von Stallleuten regieren laſſen. Mehrere Andere wetteten nicht allein auf ihre Pferde, ſondern erſchienen auch ſelbſt in der Rennbahn, und ſiegten zugleich als Reiter und Beſitzer koſtbarer Roſſe. Zu dem Sweepstake des erſten Wettrennens hatten ſich zehn Herrn einſchreiben laſſen, doch war wahrſcheinlich das kalte Wetter — welches jedoch nicht verhindert hatte, daß der Raum mit einer unzählbaren Menge von Zuſchauern erfüllt war — daran Schuld, daß nur drei daſſelbe mitmachten. — Bei der zweiten, noch zahlreicher beſuchten Produktion gewann in dem großen böhmiſchen Wettrennen auch ein böhmiſches Pferd (aus dem Senftenberger Geſtüte) den erſten Preis. Dem Vernehmen nach ſoll hier eine Aktiengeſellſchaft errichtet werden, woran Jedermann Theil nehmen kann, und deren Zweck iſt, jährlich mehrere Wettrennen zu halten, und auch Preiſe für böhmiſche und mähriſche Pferde auszuſetzen.

Des Hiſtoriographen Franz Palacky: „Literariſche Reiſe nach Italien im Jahr 1837, zur Aufſuchung von Quellen der böhmiſchen und mähriſchen Geſchichte“ iſt aus den Abhandlungen der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften erſchienen, und hat alle Erwartung befriedigt, welche jene Reiſe erregte, die Palacky zum Behuf des zweiten Bandes ſeiner „Geſchichte von Böhmen“ unternahm, weil ihm die heimathlichen Quellen vom Anfang des zwölften Jahrhunderts an zu wenig Unterſtützung boten. Palacky liefert in dieſer Reiſe eine vollſtändige Relation über den Zuſtand des vatikaniſchen Archivs, ein chronologiſches Verzeichniß der Urkunden, welche er excerpirte, ſo wie Berichte über einige in der vatikaniſchen Bibliothek befindliche Manuſcripte und die Arbeiten auf der Rückreiſe. Das beiliegende lithographirte Facſimile enthält Schriftproben aus dem neunten Jahrhundert. Palacky hat während ſeines kurzen Aufenthalts in Rom (vom Anfang Aprils bis Mitte Junis) im vatikaniſchen Archiv 46 Bände der päbſtlichen Regeſten mit 15,000 Urkunden durchgeſehen, aus welchen er eine reiche Ausbeute für ſeine hiſtoriſchen Zwecke, die Geſchichte Böhmens vom letzten Viertheil des eilften Jahrhunderts bis 1306, ſammelte. So karg ihm die Zeit zur Unterſuchung der vatikaniſchen Bibliothek zugemeſſen war, fand er doch auch hier manches wichtige Denkmal der Vorzeit, unter andern das eigenhändige Concept des zweiten Buches der Chronik des Königſaaler Abtes, Peter von Zittau, das Autographon des Pabſtes Aeneas Sylvius: „de viris illustribus,“ und andere Handſchriften, den Huſſitenkrieg und die Geſchichte Böhmens im 16ten und 17ten Jahrhundert betreffend. Obſchon Palacky ſich faſt ganz auf böhmiſche Gegenſtände beſchränken mußte, ſo theilt er doch einen ſehr rührenden Brief mit, den Maria Stuart wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung an Pabſt Sixtus V. ſchrieb. Auf der Rückreiſe fand unſer gelehrter Reiſender zu Florenz einen Brief König Wladislaws an die Florentiner, und in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand zwei Handſchriften über das Leben der Prinzeſſin Guilelma, angeblich der Tochter Premisl Ottokar I. und der Königin Conſtantia. Am wenigſten entſprach Palacky's Erwartungen das koloſſale Archiv der ehemaligen Republik Venedig. — Palacky hat die Redaktion der böhmiſchen „Zeitſchrift des National-Muſeums,“ welche ſich tapfer erhält, während die deutſche längſt untergegangen iſt, an Safarik (bekannt durch ſeine tiefſinnigen „Alterthümer der Slawen“) abgegeben, in welchem er gewiß einen würdigen Nachfolger finden wird. — Im erſten Heft des zwölften Jahrganges (1838) bringt vor Allem der nunmehrige Redakteur eine höchſt intereſſante Notiz über die neueſten literariſchen Beſtrebungen der Serben, Illyrier, Ruſſen und Polen. Doktor Chmolensky liefert Nachrichten aus Mähren, Zap eine Ueberſetzung aus dem Polniſchen: „Eine Reiſe nach der Tatra,“ in welcher ſowohl die Naturſchönheiten der Karpathen, als die Eigenthümlichkeiten der Einwohner wahr und kräftig dargeſtellt ſind. Zeithammer legt „Beweiſe für das Daſeyn Gottes“ dar, und Doktor Ammerling ſetzt ſeine ſchon im vorigen Jahrgang begonnenen „Berichte über das geiſtige Leben der Jetztzeit,“ mit einer „Ueberſicht des gegenwärtigen Standpunktes der Chemie“ fort. Dieſe Zeitſchrift fährt fort, ein Repertorium der böhmiſch-wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu ſeyn. — Von Maly redigirt erſcheint ſeit längerer Zeit hier eine „Bibliothek unterhaltender Lektüre in der Landesſprache,“ welche Ueberſetzungen von Bulgarin, Bulwer, Byron, Chateaubriand, Waſhington Irving, Karoline Pichler, Mad. Dudevant und Senkowsky, mitunter auch Originale enthält und bedeutende Theilnahme erregt. — Unſer geſchätzter Tonſetzer J. W. Tomaſchek zu Prag hat der Großherzogin von Sachſen-Weimar drei allegri di bravura für das Fortepiano dedicirt, und eine goldene Doſe dafür zum Geſchenk bekommen.

Unter den Conzerten der heurigen Faſtenzeit war das erſte, welches unſer genialer junger Pianiſt Alexander Dreiſchock gab, dann jene des Conſervatoriums der Muſik die beſuchteſten und beliebteſten. Die Akademie für den Hausarmen-Fond brachte eine intereſſante Novität, eine recht wacker durchgeführte Jagdſymphonie von dem talentvollen jungen Tonſetzer J. F. Kittl. — Ein hieſiger Kalligraph, Fiſchel, hat ein Tableau verfertigt, welches das Porträt des k. k. Staatskanzlers Fürſten von Metternich, und in den feinſten Lineamenten auch deſſen Lebensbeſchreibung enthält. — Nach Berichten aus Karlsbad iſt auf dem Marktplatze unterhalb des Schloßberges eine neue Quelle aus dem Boden gebrochen, welche den Wärmegrad des Mühlbrunnens hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 12. Juni 1838.

Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O! tönet fort, ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Goethe.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Was dieſen und den vorigen Tag in Conrads Seele vorgegangen, könnte er ſelbſt unmöglich beſchreiben. Nur einer Vorſtellung war er ſich klar bewußt: daß ſeiner Ehre eine tödtliche Wunde verſetzt worden, daß er nicht bloß vor Allen, die ihn im Vaterlande kannten, ſondern auch vor Ligthning und den Männern, die ihm zu ihrem Schaden ihr Zutrauen geſchenkt, nicht allein wie ein unbeſonnener Thor, ſondern wohl gar wie ein Betrüger daſtand. Verzweiflung und Scham, Erbitterung gegen den Oheim, Haß gegen Olſen, Ekel vor einem Leben ohne Freiheit ſtürzten auf ihn ein und flüſterten ihm zu, daß nur im Tod Zuflucht vor ſolchen Leiden ſey. „Es iſt erbärmlich,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „Schmach und Elend zu ertragen, weil man ſich ſcheut, mit eigener raſcher Hand die Thüre zu öffnen, die in ein dunkles, aber ruhiges Schlafzimmer führt. Nur Kinder fürchten ſich vor der Finſterniß.“ Er ſchien in dieſem Entſchluſſe eine gewiſſe Ruhe zu finden. Seit zwei Tagen hatte er keines erquickenden Schlafs genoſſen und beinahe keine Nahrung zu ſich genommen. Stumpf, an Körper und Seele ermattet, langte er in der Schenke an. Das Brauſen ſeines Blutes ließ ihn keinen Gedanken feſthalten; er fühlte nur die Glut einer heftigen Erbitterung und den Trieb, durch einen kecken Sprung ſich aus einer furchtbaren Gefahr zu retten. Als er ſich unbemerkt glaubte, zog er ſeine Piſtolen hervor und dachte: „Das iſt ein leichter, ſchmerzloſer Tod. In der letzten Zeit habe ich mich in peinlicher Unruhe auf meinem Lager herumgewälzt. Nur ein kleiner Druck — und ich ſchlafe einen feſten Schlaf, aus dem kein Unhold mich aufrütteln kann. Ruhig will ich dieſen Abend zu Ende leben, an den Bruder und den Oheim ſchreiben, und dann — im wahren Sinne, gute Nacht!“

Allermittelſt beſah er die Piſtolen und legte alles zur Ladung Nothwendige zurecht. Er ſtellte jetzt Betrachtungen darüber an, wie er das Werkzeug gebrauchen wolle, und begleitete ſie mit den Geberden, welche den lauſchenden Peter mit Entſetzen erfüllt. Auf einmal bemerkte er einen großen braunen Wurm, der an ſeinem Ermel kroch. Er warf ihn von ſich mit den Worten: „Ekles Thier! kannſt du nicht bis morgen warten? dann verfalle ich dir und deinem Geſchlechte als ſichere Beute.“ Ein Schauder durchfuhr ihn in dieſem Augenblick, furchtbare Phantaſien drangen auf ihn ein; er legte die Piſtole weg und ſetzte ſich an den Tiſch nieder, wo Peter ihn traf. Die gutmüthige Beſorgniß deſſelben that ihm in

dieſem Augenblicke wohl, und wie die körperlichen Empfindungen mit unſerm geiſtigen Weſen näher verwebt ſind, als wir uns ſelbſt gern geſtehen wollen, ſo wirkte der Umtauſch des naſſen, kalten Anzugs gegen einen trockenen, warmen, und der Genuß des Thees, der erſten Nahrung, die er an dieſem Tage zu ſich genommen, wohlthuend auf ſein zerrüttetes Gemüth. Er raffte ſeine Gedanken zuſammen, um zu überlegen, was er ſchreiben wolle, und öffnete die Reiſeſchatoulle, um zu beginnen. Ludwigs früher erwähnter Brief fiel ihm zuerſt in die Augen. Er beſchloß, ihn noch einmal zu leſen, bevor er an den Bruder ſchrieb; doch wollte er erſt an den Oheim ſchreiben. Es war ihm eine Erleichterung, in Gedanken die vernichtenden Worte zu ordnen, womit er ihm ſeine Härte und den Mangel an Treu und Glauben, wodurch er ſeinen adoptirten Sohn zu ſolchem Schritte getrieben, vorzuwerfen dachte. Er klingelte dem Mädchen und verlangte eine Flaſche Wein, den er während der Arbeit genießen wollte. Als ſie fort war, das Verlangte zu holen, nahm er das Geld dafür und dachte: „Es ſind meine allerlezten Schillinge, aber es iſt auch mein lezter körperlicher Genuß. Morgen bin ich aller Sorgen ledig, und dieſer morgende Tag wird kein guter Tag für die, welche mir übel wollen. Wenn der Oheim den Brief erhält und erfährt, was dieſe Nacht geſchehen iſt, ſo wird Olſen, der jezt triumphirt, ſchwerlich mehr lachen, und der Oheim noch gräßlichere Geſichter ſchneiden als geſtern. — Ja, wenn ihn der Schlag träfe, er wäre kein Wunder. Aber nein, das möchte ich doch nicht! Daß Durſt nach Rache Antheil an meinem Entſchluß haben könnte, das iſt mir nicht eingefallen, und doch — ich fühle es, die Rache iſt ſüß. — Darf ich aber mit rachgierigen, erbitterten Gedanken in die Ewigkeit treten? — Ewigkeit — welches Wort! an Schlaf habe ich gedacht — an ewigen Schlaf. — Wenn dem aber nicht ſo wäre, wenn ich leben ſollte, ſelbſt wenn ich dieſen Kopf zerſchmettert habe, wenn ich ihn zerſplittert, im Blute ſehen könnte! Gräßlicher Gedanke!“ Er faßte den Kopf mit beiden Händen, ſprang auf und ſah ſein Bild in einem Spiegel, der über dem Tiſche hing. „Noch lebe ich,“ ſagte er, „in jugendlicher Kraft und Fülle.“ Durchſchüttert, mit klopfendem Herzen ſezte er ſich wieder.

Das Mädchen brachte den Wein; auf ihre Frage, ob er ſonſt noch etwas zu befehlen habe, erwiderte er: „Nein, es iſt gut!“ und als ſie fort war, fuhr er fort: „'S iſt gut! ja wohl, gut, daß ich eine Welt verlaſſe, auf der ich keine Stelle habe, wo ich mein Haupt niederlegen könnte. — Das hatte ja Jeſus auch nicht; dieſelben Worte hat ja auch er geſprochen. — Was für längſt vergeſſene Gedanken erwachen jezt ſo ſonderbar in mir! — Arm und verfolgt wandelte er auf Erden. Er, der ſelbſt weiß, was es heißt, verfolgt und verſpottet zu ſeyn, ſagt er nicht zu mir: Heute ſollſt du mit mir im Paradieſe ſeyn? hat er es doch zu einem Räuber geſagt. Der Räuber aber war kein Selbſtmörder: geduldig und reuig hing er am Kreuze; Andere hatten ihn gerichtet, nicht er ſelbſt. — Und bin ich denn nicht auch von Andern gerichtet? Iſt nicht meine Ehre, mein eigentliches Leben gemordet? ſoll ich nicht lebendig in einem Gefängniſſe begraben werden? Iſt dieſes Grab beſſer als das andere, das ich ſelbſt wähle?“ Durch eine natürliche Ideenverbindung kam Conrad auf ſeine Beerdigung. „Sie werden wohl daran denken, meine Todesart zu verbergen, um mich in chriſtliche Erde zu bringen. Mir gleichviel; doch ſie werden mich auf dem Kirchhofe an des Vaters Kirche begraben!“ Damit traten alle die Seinigen lebhafter als je vor ſeine Seele; er ſah Ludwigs ernſtes, blaſſes Geſicht an ſeinem Grabe, den Vater mit eingefallenem Geſicht und zitternden Lippen, neben ihm den Oheim, wie einen armen Sünder, der weder gen Himmel hinauf, noch zum Grabe nieder, noch auf die Umſtehenden zu blicken wagte — und dann ſeine Mutter — und Hannah! beide blaß, zum Tode matt, aber Blumen, bunte Blumen in den Händen. „Ach!“ rief er, „ſie hat genug um mich geweint! ſie liebt mich noch, ſagt Ludwig, ja, und ich fühle es im eigenen Herzen! — Wenn ich aus einer andern Welt dies Alles ſehen könnte, und ſie nicht tröſten könnte, Hannah nicht an meine Bruſt drücken könnte, das wäre ja die Hölle! Nein, ich kann ſie Alle, die mich lieben, nicht ſo betrüben! — Es gehe mir, wie Gott will — ich will leben!“ Mit dieſen Worten warf er den Piſtolenkaſten zu, öffnete das Fenſter und warf den kleinen Schlüſſel, ſo weit er konnte, hinaus, mit den Worten: „Fort! fort! Verſucher! ich will Gott, der in meinem Herzen ſpricht, und nicht dir gehorchen!“

(Die Fortſezung folgt.)

Erinnerungen aus dem Leben des Ettrickſchäfers.

(Beſchluß.)

James Hoggs Geburtstag fällt auf denſelben Jahrstag, an dem Robert Burns geboren ward, ein Omen, auf das er gern Bedeutung legte. Seine ganze Familie, Eltern, Verwandte, Vorfahren, waren Schäfer geweſen, und ob ſein Vater gleich einmal etwas Erkleckliches erſpart hatte, um eine Pachtung zu übernehmen, fiel dieſe doch ſo ſchlecht aus, daß er zum vorigen Broderwerb

wieder zurückkehren mußte, wie es ſeinem Sohne, dem Dichter, ebenfalls beſchieden war. Dieſer fing ſeine Carriere ſogar als Kuhhirte (Ochſenjunge) an, mit dem Lohne von einem Jährlingslamme und einem paar Schuhen für halbjährigen Dienſt. Von Herrn zu Herrn wandernd, ging es ihm als Knabe ſelten gut, und die Kleider fielen ihm oft buchſtäblich vom Leibe. Endlich hatte er fünf Schilling erſpart und erkaufte dafür eine alte, ſchlechte Violine. Seine muſikaliſchen Exercitien wurden ihm ſehr behülflich, wenn er die alten Balladen und Lieder ſeines Vaterlandes nachſang und in ſeinem Gedächtniß ſammelte. Bald verſchlang er auch einzelne Bücher, die ihm in die Hände fielen. Um 1796 fing er zuerſt ſelbſt zu dichten an. Die Balladen und Lieder im Volkstone gelangen; ſie wurden zu ſeiner großen Genugthuung von den jungen Leuten in der Nachbarſchaft geſungen. Aber unendliche Mühe verurſachte ihm das Niederſchreiben derſelben. In den erſten Sitzungen, wie er es nennt, konnte er's nicht über fünf oder ſechs Linien bringen.

Da die Augenblicke, wo er ſich von ſeiner Heerde entfernen konnte, gezählt waren — die Schafe des Dichters waren gewöhnlich ſehr unruhiger Natur — führte er ein paar Blätter Papier immer in der Taſche mit ſich. Ein Dintenfaß fehlte ihm; er borgte ſich dafür ein kleines Glas, das er in der Weſtentaſche mit ſich trug. Der Korkpfropfen darauf hing an einem Bindfädchen. Wann und wo nur irgend ein Gedanke, ein Bild ihm kam und ſeine Schafe ließen ihm Ruhe, ſezte er ſich nieder und ſchrieb ihn auf der Stelle nieder. Gedichte brauchte er nicht niederzuſchreiben. Während er ſie im Kopfe machte, lernte er ſie, auch die längſten, auswendig. Sein Gedächtniß für Verſe war ſo außerordentlich, daß ihm Jemand einen langen verſificirten Geſang nur einmal vorzuleſen brauchte, und er konnte ihn ſofort recitiren. Walter Scott war darin noch ſtärker; man brauchte ihm ein Gedicht von einigen hundert Zeilen nur einmal vorzuleſen, er konnte es auf der Stelle aus dem Kopf und Wort für Wort wiederholen.

Hoggs erſtes Eintreten in die Welt bietet noch manches Intereſſante dar, aber nichts, was wir Alle nicht auch ſchon geſehen und erlebt hätten. Scott braucht dankbar ſeine Hülfe bei der Herausgabe ſeiner Minstrelsy of the scottish border. Das ſpornt Hogg an, ſelbſt Bücher zu ſchreiben mit ähnlichem Titel und Inhalt. Er kommt bisweilen nach Edinburg, wird angeſtaunt und gehetſchelt als Original, wie man es ſich denken mag; aber er nimmt unglücklicherweiſe Alles, was man ihm ſagt, für baare Münze. Bittere Enttäuſchungen folgen; er kommt wieder in die Hauptſtadt, und Niemand iſt verwundert, Wenige nehmen ſich ſeiner an, Viele lachen ihn aus. Nun folgen ſeine Kämpfe mit den Buchhändlern, in aller Welt dieſelben. Man traut der Sache nicht, beſtellt ihn wieder, fordert, daß er zuvor Subſcribenten ſammle, um die Koſten zu decken. An Subſcribenten fehlt es in Edinburg nicht; aber Viele glauben mit ihren Namen genug gethan zu haben und laſſen ihre Exemplare ruhig bei den Buchhändlern liegen, ohne an das Bezahlen zu denken. Er ſchließt Contrakte mit berühmten Buchhändlern auf Theilung des Gewinnſtes, aber dem armen Ettrickſchäfer begegnet, was viel berühmtern Autoren auch begegnet iſt: er bekommt eine ſaubere, detaillirte Rechnung, Ausgaben und Einnahmen genau abgewogen, aber, obgleich die Auflage verkauft iſt, keinen Pfennig heraus. Darauf verſucht er, ein Wochenblatt herauszugeben, wozu er aber, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, nicht die geringſte Fähigkeit beſizt, und kommt zu einer Ueberzeugung, an der zu Zeiten auch deutſche Genies laboriren: daß alle Buchhändler Feinde des Genies ſeyen. Er verflucht ſie Alle und kehrt wieder zu ſeinen Schafen zurück.

Doch hinderte ihn dies nicht, abermals zur Literatur zurückzukehren, und die Zahl ſeiner Werke iſt anſehnlich. In oft wiederkehrender Geldverlegenheit verſchaffen ihm doch mehrere derſelben anſehnlichen Gewinn. Gelegenheiten, wo ſeiner Eitelkeit gefröhnt wurde, verſäumte er ungern, und ſog die Spenden der Verehrung mit naiver Selbſtgefälligkeit und unverhehltem Durſte ein. Mit der Ariſtokratie vertrug er ſich nicht, erwähnt es aber doch als einem merkwürdigen Umſtand in ſeinem Leben, daß ihn die Herzogin von Gordon einſt in einer Geſellſchaft unter dem Arm gefaßt und in jeder Art ausgezeichnet habe. Auf Verwendung der Herzogin von Buccleugh erhielt er 1814 von deren Gatten eine kleine, romantiſch gelegene Pachtung, auf der er bis zu ſeinem Tode lebte. Er fand es ganz natürlich, daß ihm dieſe Pachtung in Anerkennung ſeiner Verdienſte geſchenkt würde, und ſeine Confeſſionen ſchließen mit den Worten: „Unbedingt iſt er das Haupt der ländlichen Dichterſchule, und ſo lange die Sprache der Natur zum menſchlichen Herzen ſprechen wird, werden auch ſeine Werke der Gegenſtand beſtändiger Verehrung ſeyn.“

Einem Dichter.

1.

Nur wer ſich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad ſchafft,
Kann den Kranz ſich dauernd heften;
Kunſt iſt keine Kameradſchaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er übernacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen,
Und nach heißvollbrachten Werken
Ueberraschend blüht entgegen.

2.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen ist der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
Zu tanzen überm Wellengrabe.

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
Der Muth allein sey dein Gespann,
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schaar,
So müßt ihr allesammt versinken.

Nic. Lenau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Beschluß.)

Theater.

Unsere Bühne brachte in der lezten Zeit ziemlich viel Neuigkeiten; mit der ersten: „Zurücksezung," Schauspiel in vier Akten von Doktor Karl Töpfer, hat sie einen sehr glücklichen Wurf gethan; das Stück ist voll Effekt, wurde gut gespielt, fand fast eben so viel Beifall als der „Pariser Taugenichts" und, was noch mehr ist, füllt das Haus bei jeder Wiederholung immer mehr mit Zuschauern, so daß noch die fünfte Reprise mit Glück zu einem Benefiz verwendet werden könnte, wodurch es einen compleren Gegensaz zu allen neuen Stücken der leztern Zeit bildet. Man hat sich oft und viel über das „von C. Töpfer" bei übersezten und bearbeiteten Stücken aufgehalten; daß er uns sogar einmal „die Gebrüder Foster" als „Originalschauspiel" präsentirte, war etwas zu stark; übrigens kann man dem bühnenkundigen Theaterdichter, der sich, wenn auch dem tiefer Eindringenden noch mancher Wunsch übrig bleibt, wenigstens um das Vergnügen des großen Publikums bedeutende Verdienste erworben, das unschuldige Vergnügen wohl gönnen. Er versteht es zwar recht wohl, die französischen Produkte dem deutschen Geschmack annehmlich zu machen; doch geht seine Kunst nicht so weit, daß man nicht in den ersten Scenen ihren Ursprung errathen sollte; was liegt aber am Ende daran, ob das Original der „Zurücksezung" von Scribe und Melesville, oder von Bayard, Rougemont und Vanderbourg ist, wenn wir uns nur amüsiren? — das ist leider heutzutage die höchste und lezte Tendenz der dramatischen Kunst. So können wir Töpfer immer die Gefälligkeit erweisen, so zu thun, als nähmen wir es für ein Original von ihm an. In dieser „Zurücksezung" scheint der, oder wahrscheinlicher die Pariser Verfasser ein Experiment beabsichtigt zu haben. Sie sahen nämlich, wie gute Wirkung zur Erweckung der Liebe ein versteilter Kaltsinn des verschmähten Amants oder der Amante immer wieder macht, so oft auch dieses Moment in den mannichfaltigsten Schattirungen wiederholt wird. Wie viel größer mußte nun der Effekt seyn, wenn eine Tochter die Liebe ihrer gegen sie erkalteten Mutter auf eine solche Weise in einer Scene des lezten Aktes im Sturm eroberte? Hier traten freilich bedeutende Schwierigkeiten ein: der Kaltsinn durfte nicht verstellt seyn, er mußte auf eine eigenthümliche Weise motivirt, eigentlich herbeigeführt werden; da es aber französischen Theaterdichtern auf einige Unnatürlichkeiten, ein paar frappante Lügen und die dramatischen Daumschrauben und spanischen Stiefeln nicht ankommt, die sie ihren Hauptpersonen in den ersten drei bis vier Akten anlegen, so ist auch hier das Experiment so glücklich vollbracht worden, daß alle Welt über die Neuheit, Kühnheit und Originalität staunt, womit der Onkel (der überhaupt bei all seiner Redlichkeit und Herzensgüte ein gewaltiger Lügner ist) seiner Nichte weis macht, ihre Mutter sey — nicht ihre Mutter. — Eine zweite theatralische Novität, wenn auch nicht von so glänzendem Erfolge, war ein Lustspiel von Blum: „Bruno und Balthasar," welches allerdings einige gute Momente in der Anlage hat; doch sind diese nicht sorgfältig genug benuzt, und besonders das Ganze viel zu sehr in die Länge gezogen, und es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Warum spielt dieses Stück — das unstreitig unter die schwächsten Produkte des bühnenkundigen Blum gehört — eben in Holland? In den Anfangsscenen hatte es zwar das Ansehen, als sollte etwas holländische Natur durchschimmern, da diese aber im ersten Entract total untergegangen, und höchstens Thee und Tabak an jene erinnert, so könnten die andern eben so gut in Philadelphia oder in Frankfurt an der Oder spielen. — Bauernfelds „Tagebuch" (mit dem sich unsere Direktion sehr lange Zeit gelassen, ehe sie es in die Scene sezte) ist ein recht artiges Lustspiel, eines der bessern der neuesten Zeit, mit Geist und Laune geschrieben, wenn gleich der schöne Dialog — das unbestreitbare Eigenthum des Verfassers — hier etwas gesucht und gekünstelt, mitunter mit rhetorischen Zierrathen überhäuft ist, wie eine italienische Bravourarie; dazu will es sehr gute Schauspieler, die es hier eben nicht fand, und eigentlich wurden nur die kleinen Rollen des Raschlerschen Ehepaares vollkommen gut gespielt. Die Aufnahme war ziemlich freundlich. — Ein einheimisches Produkt war: „Die Wortbrüchigen," Lustspiel in drei Akten von Felix Wagner, der sich unstreitig Bauernfeld zum Vorbild gewählt und gewiß viel Talent zu diesem Genre hat. Die Handlung ist weder neu noch komplizirt, doch gut angeordnet und mit pikanten Momenten ausgestattet, der Dialog bürgerlicher Salonton, doch voll Witz, worin der Schüler den Meister übertrifft; die Charaktere, mehr flizzirt als ausgeführt, scheinen den Charakter unserer Zeit zu ironisiren, und das Ganze, ohne eben auf besondern Werth Anspruch zu machen, amüsirte, ziemlich gut gespielt, recht angenehm.

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. Juni 1838.

— Der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind.

Hölderlin.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

Die Poeſie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poeſie
Die Pfade heil'ger Abgeſchiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und ſchreit
Der Selbſtverſunknen zu: „Was ſuchſt du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauſchen,
Und ſchwärme nicht unpraktiſch weiche Klage;
Denn mannhaftwehrhaft ſind nunmehr die Tage,
Du wirſt dem Wald kein wirkſam Lied entlauſchen.
Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte,
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen;
Heb dich zum weltbeglückenden Geſchäfte!
Laß nicht dein Herz in Einſamkeit verdumpfen,
Erwach aus Träumen, werde ſocial,
Weih dich dem Thatendrange zum Gemahl,
Zur alten Jungfer wirſt du ſonſt verſchrumpfen!“
Die Poeſie dem Schwarm antwortend ſpricht:
„Laßt mich, verdächtig iſt mir euer Streben:
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt ſogar der Kunſt die Freiheit nicht?
Euch ſank zu tief in's Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht ſtraßenüber ſieht,
Und wenn ihr heiſcht vom freigebornen Lied,
Daß es dienſtbar nur eure Gleiſe tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und ſichrer blüht es mir in's Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menſchheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
Prophetiſch rauſcht der Wald: der Menſch wird frei!
Er rauſcht es lauter mir als eure Blätter
Mit all dem ſeelenloſen Wortgeſchmetter,
Mit all der matten Eiſenfreſſerei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken,
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit ſingen;
Doch nimmermehr laß' ich von euch mich dingen!“
Sie ſpricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Competenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen;
Iſt es nicht die Höhe des Geſanges,
Sey's die Höhe doch des Forſcherganges.
Solchen ſteht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger ſich die Hälſe brechen.

Solche mögen auch mit Recht verſpotten
In der niedern Marſch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemſen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken;
Wer zum Abgrund ſchwindellos geſehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verſtehen;
Wer den Fels der Meiſterſchaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht ſank zerſchmettert.
Aber alle Andern ſollen ſchweigen,
Wenn ſich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen ſollen ſie und ſollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindiſch meſſend an die Geiſter drücken!
Und indem ihr mit der Krücke ſchaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze
Und ihr ſtürzt erbärmlich in die Pfütze;
Denn der Windhauch, den ihr wolltet meſſen,
Hat euch umgeblaſen unterdeſſen.
Und es ziehen weiter unſre Richter,
Vorwärts tragend ſchmutzige Geſichter,
Während hier und dort aus lyriſchen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märſche quacken.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

Ein wunderbarer Friede ſank in dieſem Augenblick in Conrads Bruſt nieder, und zum erſten Mal ſeit Jahren erhob ſich ſeine Seele im Gebet zu der höheren Heimath, die in ſolchen Augenblicken uns ihre anziehende Kraft fühlen läßt. Eine lange nicht gekannte Begeiſterung durchſtrömte ihn, und mit ehrlichem Herzen legte er ſein Geſchick in Gottes Hand. Er fühlte ſich ein neuer Menſch, Alles ſchwebte ihm nun in anderem Lichte vor; es war ihm, als hätte er die Schrecken des Todes beſiegt und die menſchlichen Sorgen überwunden. — Er durchlas nun Ludwigs Brief wieder und nahm jedes Wort in die eigene Seele auf. „Wie wahr," ſagte er, „wie klar ſind dieſe Worte! Ich ſelbſt habe mir mein Geſchick verdorben, nicht durch Verbrechen, nicht durch Ausſchweifungen, aber durch freche Selbſtſucht! Gar zu mild drückt Ludwig ſich aus. — Wie ein fader Thor ſteh ich beſchämt vor den eigenen Augen. Kann ich Alles wieder gut machen? Nein, es iſt zu ſpät! Nun ja — eins doch: das Verhängniß, das ich ſelbſt herauf beſchworen, geduldig ertragen, mich im Unglücke als Mann zeigen, alle Eitelkeit von mir werfen; ſo habe ich ja eigentlich durch den Ruin meines Glücks gewonnen. Allein einen Entſchluß muß ich faſſen! Ludwig ſchreibt: „Kein Labyrinth iſt ſo undurchdringlich, daß nicht Vernunft und feſter Wille einen Faden finden kann, der herausführt." — Er ſann lange nach, um ſeine Lage ſich ſelbſt klar zu machen. Verhaftete man ihn wegen Schulden, ſo geſchah es gewiß nur in der Hoffnung, daß der Oheim ihn auslöſen würde; that dieſer es nicht, ſo mußte man bald müde werden, ihn feſtzuhalten. Indeſſen wollte er an Ligthning ſchreiben. „Es iſt ein guter Mann," dachte er, „er weiß, daß meine Plane reiflich überdacht waren, er hat mir ſelbſt gerathen. Ich berichte ihm das Vorgefallene, er wird Antheil an meinem Geſchick nehmen und meine Gläubiger zu beſchwichtigen ſuchen. Er ſoll mich als Aufſeher annehmen, ja nur als Geſellen in eine ſeiner Fabriken, am liebſten in der Provinz; denn ſo lange Miß Ligthning bei ihm iſt, bin ich am liebſten weit weg. — Ach! wohin mich meine Gedanken führen, tritt mir etwas entgegen, worüber ich mich zu ſchämen habe. Welcher niedrige, verächtliche Sendling der Hölle hat mich getrieben, dieſe Geſchichte als eine Trophäe meiner Eitelkeit zu brauchen! Hannah fragte, ängſtigte ſich, weinte — und ich — O ſüßes Mädchen! wie wenig habe ich mein Glück geſchätzt! — Was iſt Alles, das ich verloren habe und verlieren kann, gegen das Unglück, dich verſcherzt zu haben! Dürfte ich dich nur noch einmal ſehen!"

Mit Unruhe dachte er daran, daß er nicht wiſſen könne, was der folgende Tag über ihn verhänge, und machte ſich daher gleich daran, an Hannah zu ſchreiben. Er empfand eine ganz eigene Erleichterung und Freude dabei, ohne Rückhalt ſich ſeinem überſtrömenden Gefühle hingeben zu können. Er geſtand ſein ganzes Unrecht ein, bat um Verzeihung, bekannte den verzweifelten Entſchluß, den er gefaßt gehabt, aber zugleich, daß der Gedanke an ſeine Lieben, beſonders aber ihr geliebtes Bild wie ſein guter Engel zwiſchen ihn und ſein blutiges Vorhaben getreten. Er bat ſie, ihm die Verzeihung der Eltern zu verſchaffen und ihm eine, wenn auch die letzte Unterredung nicht zu verſagen.

Kaum hatte er dies Schreiben beendigt und dachte nun in einem Brief an Ludwig dieſem ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten zu übergeben, als die Thüre aufging und Hannah hereinſtürzte. — Er flog ihr entgegen und faßte ſie in ſeine Arme. Sie zitterte und vermochte kaum ein Wort zu ſtammeln. Er führte ſie zu einem Stuhl, kniete vor ihr nieder und drückte ihre Hand an ſeine Lippen. Endlich fand er Worte. „Hannah, geliebtes Mädchen!" rief er. „Wie eine himmliſche Erſcheinung

kommſt du in dieſem Augenblicke zu mir. — Sprich, kamſt du, mir zu verzeihen? aber — was iſt's? Du zitterſt, du biſt ſo blaß! Was iſt geſchehen?“ Sie ſah ſich ſcheu im Zimmer um und ſagte dann kaum hörbar: „Der gute Peter kam zur Mutter und zu mir — er war unruhig — eine gräßliche Vermuthung — O Gott, mir war ſo bange!“ — „Ich verſtehe dich, mein Hannchen! Ja — ein finſterer Entſchluß füllte meine Seele, aber Liebe, Liebe zu dir hielt mich zurück! Gottlob! dieſe Stunde iſt wohl des Lebens werth, ſie wiegt alles Unheil auf, das mich bedroht.“ — „Armer Conrad! doch das böſe Geſchick ſoll dich nicht erreichen, ich bringe Rettung!“ — „Rettung? himmliſches Wort! und doppelt willkommen, wenn deine liebe Hand mir das Rettungstau in meinem Schiffbruche reicht! So erzähle doch!“ Aber Hannah fühlte ſich nicht fähig, was ſie zu ſagen gehabt hätte, über ihre Lippen zu bringen. Sie reichte ihm ſchweigend Maltens Brief; Conrad nahm ihn, ohne den Inhalt zu ahnen, indem er heiter rief: „Ich habe auch einen Brief, den du indeſſen leſen kannſt; ich habe ſo eben an dich geſchrieben. Ich ahnete nicht das Glück, daß du mir ſo nahe warſt.“

Mit dieſen Worten drückte er ſeinen Brief Hannah in die Hand und ſah ihr liebevoll in's Auge. Beide begannen nun jedes für ſich zu leſen. Als Hannah mit ihrem Brief fertig war, ließ ſie ihn in den gefalteten Händen in den Schoß ſinken und große Thränen entrollten ihren niedergeſchlagenen Augen. Conrad dagegen hatte ſein Blatt noch nicht zu Ende geleſen, als er heftig rief: „Hannah, iſt es möglich! auf ſolche Art wollteſt du mich retten!“ Er ging in heftiger Bewegung, Maltens Brief in den Händen zerknitternd, auf und nieder, während Hannah, ohne ihn anzuſehen, unbeweglich ſitzen blieb. Endlich legte er den Brief hin, trat zu Hannah und ſagte mit ſanfterer Stimme: — „Es iſt wahr, meine Zukunft verſpricht mir jezt nicht ſo viel, daß ich wünſchen darf, dich daran zu binden, und ſchlecht ergäbe ich mich in mein Schickſal, wenn ich in meinem Unglück verlangte, das Beſte, was einſt mein war, zu behalten. — Ja! ich habe durch mein Betragen verdient, dich zu verlieren, obgleich, Gott weiß es! ich keinen Augenblick aufgehört habe, dich zu lieben. Haſt du dein Herz von mir gewendet, ſo iſt mir nur Recht geſchehen; aber dieſer Malten — iſt es möglich, daß du ihn liebſt!“ — „Gott! wie kannſt du glauben —“ rief Hannah, in die Höhe fahrend, „Nie, nie habe ich Jemand geliebt als dich! Aber dein Unglück, die Verzweiflung der Mutter, meine eigene Angſt um dich — dich zu retten!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Schillersfeſt.

Auch dieſes Jahr iſt das Schillersfeſt in gewohnter Weiſe gefeiert worden, vielleicht, hoffentlich wäre ſchon zu viel geſagt, das lezte Mal vor Aufſtellung des Monuments. Es fügt ſich ſchön, daß wir den Todestag des Dichters (9. Mai) zugleich als Frühlingsfeſt feiern können. Der Tag ſelbſt kann freilich ſelten eingehalten werden: zwei nothwendige Elemente dabei, das Wetter und das Orcheſter des königl. Hoftheaters, laſſen ſich nicht gebieten. Das Feſt muß auf ein günſtiges Mondsviertel und es darf auf keinen Theaterabend fallen. Wir ſind gewohnt, daß der Himmel in ſeinen unerforſchlichen Wegen ſich an unſere Wünſche nicht kehrt, und einer Hoftheaterintendanz iſt nicht zuzumuthen, daß ſie ſich wegen eines Volksfeſtes in ihren Arrangements ſtören laſſe. Diesmal handelte es ſich aber davon, die ſchon einmal vergeblich aufgeſteckten Blumenkränze nicht welken zu laſſen und einen ſonnenhellen Tag im Flug zu haſchen, und es verdient daher den beſten Dank, daß die Intendanz ſich dem Votum des Himmels anſchloß und den Violinen, welche um ſechs Uhr die Ouverture zu Holteis Leonore zu ſtreichen hatten, großmüthig geſtattete, um drei Uhr Schiller und das ſchlechte Frühjahr zu beweinen. — Die Rede wurde von Herrn Obertribunalprokurator Seger gehalten. Wir laſſen dieſelbe, dem Herkommen gemäß, hier folgen:

„Seit manchem Jahre feiern wir das Andenken unſeres Dichters an dieſer Stelle, und jeder neue Lenz hat uns das ſchöne Feſt wieder gebracht. Es iſt zu einem Frühlingsfeſt geworden, erhoben und geheiligt durch die Liebe und Verehrung gegen den, deſſen Namen es trägt. Und wie könnte es eine ſchönere Verbindung geben! wie eine glücklichere Verſchmelzung, als die feſtliche Begrüßung des Frühlings, vereinigt mit der Weihe des hohen Sängers, der in ſo vielen tauſend Herzen einen reichen Frühling neuen geiſtigen Lebens erweckt hat!

Das nächſte Jahr aber wird uns zu einer noch größeren, bedeutungsvolleren Feier verſammeln. Die aus würdigem Mund ergangene Mahnung, dem Dichter ein Denkmal zu ſetzen, war das erſte Blitzen einer Idee, welche fernehin gezündet und Wiederhall gefunden hat, ſo weit die deutſche Zunge ihren kräftigen Klang trägt. Wenn nicht alle Hoffnungen trügen, ſo wird in Kurzem das meiſterhafte Standbild Schillers in unſerer Stadt ſeine Stelle finden und, umfloſſen von dem freudigen Wogen eines begeiſterten Volkes, ſein Haupt zum Licht erheben.

Es liegt etwas Rührendes und Erhebendes darin, wenn ein ſichtbares Zeichen des Andenkens an einen großen Verſtorbenen aufgerichtet wird, und ein Volk ehrt ſich ſelbſt, indem es das unſterbliche Verdienſt ſeiner geiſtigen Heroen auf dieſe Weiſe ehrend anerkennt. Und doch können wir uns nicht erwehren, ſolche Erſcheinungen auch aus einem andern Geſichtspunkt zu betrachten. Wir leben, ſo hört man ſagen, in einer Zeit der Denkmale; weil keine großen Männer mehr unter uns erſtehen, behelfen wir uns mit der Erinnerung an diejenigen, welche heimgegangen ſind, und blicken zu ihren Monumenten empor, wie der Wanderer in der egyptiſchen Wüſte zu den koloſſalen Werken einer gewaltigen Vorzeit. — An dieſem Vorwurfe iſt etwas Wahres, ohne daß jedoch unſere Zeit deßhalb wirklich eine Anklage verdiente. — Während in den Gebieten des Wiſſens von gegebenen äußeren Verhältniſſen

und ihren Geſetzen, in der Naturkunde, in der Mechanik, in der Veredlung materieller Stoffe ſeit Kurzem unermeßliche Fortſchritte gemacht worden ſind und täglich gemacht werden, liegt die Zeit hinter uns, wo in dem Reiche des Geiſtes eine neue, große Epoche begonnen hat; wir leben nicht mehr in dem Anfang, ſondern in der Mitte derſelben, die große Eroberung in dem Gebiete der Ideen, welche der Menſchheit bis jezt zu machen vergönnt war, iſt vollendet worden, ehe wir ſpäter Geborene daran Theil nehmen konnten, und wir müſſen den Helden, welche, in ſiegreichem Flug ihrem Zeitalter voran eilend, die Bahn gebrochen haben, ihre Lorbeeren laſſen, ohne einen Antheil daran für uns fordern zu können.

Die Pulsſchläge der Zeit ſind nicht immer dieſelben, und es gibt keine Art von Entwicklung, welche einen durchaus gleichmäßigen Fortgang hätte. Wenn die Natur von ſtarren Eisesbanden befreit iſt, ſo ſchläft ſie ſcheinbar noch lange und die Knoſpen eines neuen Lebens verſchließen ſich vor dem winterlichen Hauch, der noch häufig über die Fluren geht. Da kommen milde, warme Mailüfte, und in wenigen Tagen entfaltet ſich, wie durch einen Zauberſchlag, die ganze Pracht eines herrlichen Frühlings. — Nicht anders iſt es in dem Reiche des Geiſtes. Unmerklich und langſam iſt die Arbeit und der Entwicklungsgang der Ideen; nur allmählich und geräuſchlos bilden, mehren und läutern ſie ſich, bis die Stunde einer neuen Geburt ſchlägt. Dann brechen ſie mit überraſchender Kraft, wie ein Strom aus Gebirgeshöhen, hervor und ſchaffen eine neue Welt an der Stelle der bisher geweſenen. — Dies ſind die großen, welthiſtoriſchen Perioden in dem Entwicklungsgang des Geiſtes, in der Cultur des Menſchengeſchlechts, welche nicht nach Monaten und Jahren, ſondern nach Jahrhunderten zählen. So hat ſich, als das Mittelalter ſein Haupt neigte, eine neue Periode ſtill und unmerklich vorbereitet, und wie das Werk zur Enthüllung reif war, erhob ſich die Reformation mit einer Siegerkraft, welche alte Gewohnheiten, verjährte Vorurtheile, hohl gewordene Formen unwiderſtehlich vor ſich nieder warf und eine neue Epoche der Cultur begründete. Dieſe Epoche hatte eine Dauer von beinahe dreihundert Jahren, bis auch ihre Formen zum Theil den Inhalt verloren, bis der abermals verjüngte Geiſt wieder die Kraft gewann, dieſelben zu zerbrechen und das Licht eines neuen Tages für die Menſchheit heraufzuführen. Es war eine gewaltige Schöpfungskraft in dem Gebiete der Ideen, welche ſich gegen das Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts offenbarte und einen Reichthum des Neuen und Wahren entfaltete, wie er zuvor nicht gekannt war. — Diejenigen nun, welche an der Spitze ſolcher Entwicklungen ſtehen und gewiſſermaßen als die Träger derſelben erſcheinen, dieſe ſind die großen Männer, auf welche jedes Volk, auf welche die ganze Menſchheit ſtolz ſeyn darf. Sie ſind es, welche, mit ſeltener Tiefe des Geiſtes begabt, das heilige Feuer finden und vor Aller Augen hoch aufſtecken, daß es weithin, wie die Flamme des Leuchtthurms, ſeine glänzenden Strahlen wirft. Sie ſind die Boten Gottes, der ſie ausgeſandt hat, um als Könige im Reiche der Geiſter einher zu ſchreiten und ſein Licht zu verkündigen, wenn der Tag der Erfüllung gekommen iſt. — Dieſer Auserwählten, dieſer Prieſter der Gottheit einer war der, zu deſſen Andenken wir dieſes Feſt feiern. Ihm wurde, wie wenigen Andern, der hohe Beruf zu Theil, ſich an die Spitze einer neuen Aera zu ſtellen und die Roſſe des Sonnenwagens zu lenken, der in nie geſehenem Glanze von Oſten herauf fuhr.

Wenn nun aber eine ſolche neue Schöpfung vollbracht iſt, dann hält die ſchaffende Kraft inne, denn ein ſo gewaltiger, reißender Fortſchritt kann ſich nicht gleich bleiben. — So auch jezt. Das Licht, das wir zu tragen vermögen, iſt uns geworden und das Maß zugeſchieden, welches uns nach dem großen Weltplane gebührt. An uns iſt es nun, das raſch Eroberte feſtzuſtellen, von allen Seiten auszubeuten und in dieſer Arbeit und durch ſie Kraft zu neuen Eroberungen zu gewinnen. Und darin beſteht der Charakter, darin die Aufgabe unſerer Zeit. Wir können die uns gegebenen Schranken nicht mit Gewalt durchbrechen, denn jeder Menſch gehört ſeinem Jahrhundert und der Epoche der allgemeinen Geiſtesentwicklung an, in welcher er lebt. Dieſe Entwicklung iſt Jahre lang eine ſtetige, allmählige, ihre Fortſchritte ſind anſcheinend gering und faſt unſichtbar. Doch ſie ruht nimmer und geht mit langſamen, aber ſichern Schritten dem Ziel einer höheren Reife entgegen. Und wenn dieſes Ziel erreicht iſt, dann fallen die Schranken, die Nebel weichen und eine neue, ſchönere Epoche der Cultur feiert ihren Schöpfungstag.

Von dieſem Geſichtspunkt aus erhält ein Denkmal, das die Nachwelt einem großen Verſtorbenen ſezt, tiefere Bedeutung. Diente es nur zum Gegenſtand neugieriger oder kritiſcher Betrachtung, ſo wäre es ein Baum ohne Früchte, ein Haus ohne Bewohner, ein Tempel ohne Gott. — Die Liebe und Verehrung gegen den Gefeierten wird es freilich zunächſt immer ſeyn, welche den Bau beginnt und ausführt, aber dieſe Liebe darf nicht ruhen, wenn ihr Werk vollbracht iſt, ſondern ſie muß ſich mit der Kraft verbinden und die unermüdliche That hervorbringen. Ein ſolches Denkmal muß nicht nur ein ſichtbares Zeichen der Erinnerung, ſondern auch eine lebendige Mahnung ſeyn; es muß der Fahne gleichen, der eine tapfere Schaar zum Kampf für die heiligſten Intereſſen folgt. Nicht die Veſte von Stein, nicht das Gebilde von Erz iſt es, wodurch die Nachkommen ihren Dichter und ſich ſelbſt ehren, ſondern die Idee, welche ſich daran knüpft, die Idee, deren Macht mehr und mehr gehoben und verbreitet werden ſoll. Wir ſollen täglich daran erinnert werden, daß der Allmächtige auf einen Sohn unſeres Geſchlechts die Flamme der Begeiſterung ausgegoſſen hat, um ſein Reich der Wahrheit zu erweitern und zu verherrlichen, und dieſe Erinnerung ſoll uns mit eherner Stimme mahnen, daß wir die Hände nicht in den Schoß legen, ſondern das begonnene Werk vollenden. Wir gleichen den Arbeitern, welchen von ſtarker Hand ein reiches Bergwerk erſchloſſen worden iſt, und ſollen die köſtlichen Steine und Erze, die darin verborgen liegen, ausgraben und zum Licht fördern. Wir ſind berufen, die goldenen Früchte, welche aus den Gärten der Heſperiden über uns ausgeſchüttet ſind, zu ſammeln, berufen, uns des Mahles der Olympiſchen würdig zu machen, bevor wir uns dazu niederlaſſen. — Haben wir dieſer Pflicht Genüge geleiſtet, haben wir die Aufgabe der begonnenen neuen Epoche menſchlicher Geiſtescultur gelöst und in dieſer Epoche erreicht, was immer zu erreichen war, dann wird auch die Botſchaft einer neuen, noch ſchöneren Aera, eines noch herrlicheren Morgens nicht ausbleiben, und die Frucht der uns jezt möglichen höchſten Cultur wird das Samenkorn einer noch höhern ſeyn. — Und ſtehen alsdann die Denkmale noch, die wir jezt unſern großen Verſtorbenen ſezen, ſo werden ſie als Trophäen die Bahn bezeichnen, auf welcher ein muthiges Volk von Siegen zu Siegen ging, ſie werden die redenden Zeugen unſerer Kraft ſeyn, und als ſolche, wie die Firnen der Alpen, zu dem Himmel empor leuchten, der unſere Heimath iſt."

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 14. Juni 1838.

Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!
Tieck.

Ueber Feenmährchen.

Mit Beziehung auf den „Fortunat“ von Sternberg.

Ein gehaltvoller Aufſatz über den Gang der Romanenliteratur zeigt uns im zweiten Heft der neuen Vierteljahrsſchrift die nahe Ausſicht auf eine neue Geſtaltung des Romans durch Motive des Mährchens. Die Gewährung dieſer Hoffnungen liegt vor uns. Ob die Aufgabe völlig befriedigend gelöst ſey oder nicht, iſt hier nicht der Ort zu entſcheiden; es mögen nur einige Andeutungen Platz finden, die dem neuen Genre das Wort reden und ſeine frühern Entwicklungsepochen bezeichnen.

Wer kennt nicht, der ſich in der liebenswürdigen Epoche der ältern franzöſiſchen Romanenliteratur umgeſehen, die graziöſen Feenmährchen Hamiltons und Peraults? Alle Zauber des guten Geſchmacks, der feinen Satire, des heiterſten Lebensgenuſſes und des muthwilligen Scherzes ſind über dieſe niedlichen Poeſien verſchwenderiſch ausgegoſſen. Wer waren dieſe Feen? von wo ſtammten ſie? was wollten ſie? — Es gab eine Zeit, wo man an ſie glaubte, wo man ſtrenge und mit Scheu von ihnen ſprach, wo ſie dunkle, geheimnißvolle Weſen waren, die etwas von der Schönheit des Orients und viel von der ſchauerlichen, dunkeln Macht des Nordens hatten; aber dieſe trüben Geiſter waren nicht die Feen des achtzehnten Jahrhunderts: Peraults und Hamiltons Feen waren die bunten, ſpielenden, neckiſchen Geiſter des Salons, die perſonifizirten Tugenden und Gebrechen der Geſellſchaft, die Puppen für die großen Kinder, die Marionetten in der Hand der Philoſophen. Aber obgleich man über ſie lachte, war ihre alte Macht doch dieſelbe geblieben; nur beſtanden die Wunder, die ſie bewirkten, nicht in den albernen Tollheiten, die man durch ſie geſchehen ließ, ſie zeigten ſich in der Wirkung auf den Geiſt, auf den Geſchmack. Das alte und mißvergnügte Frankreich, gelangweilt durch die ewigen Fehden der Kirche und eine ſtarre Pedanterie des Hofdienſtes, fand das Lachen und die Grazie der Jugend wieder, indem es einem hübſchen Mährchen lauſchte. Anfangs hatten dieſe Erzählungen ganz das kindliche Gepräge harmloſen Frohſinns; man erzählte ſich Geſchichtchen, am Kamin ſitzend, auf dem Sopha hingeſtreckt, im Fauteuil ſchlummernd. Die Geſchichtchen waren niedlich, aber ſie hatten keine Würze, keinen Stachel, kein Gift. Es war die Geſchichte vom Kater, der die Stiefeln anzog und ſeinen Herrn zu Glück und Ruhm brachte; es waren die Abenteuer Rothkäppchens und der Schönen mit den goldnen Haaren. Frauen erzählten und Frauen hörten zu; erſt als die Dichter hinzu kamen, die Philoſophen mit zu dem Kamin traten, als Diderot ſeine Sarkasmen, Voltaire ſeinen Spott, Hamilton ſeine Galanterie in dieſe Plaudereien goßen, erſt da

wurden die Feen zu wirklichen Feen, die mit ihren Zauberſtäben über gewaltige Intelligenzen und zerſtörende Kräfte geboten. Erſt da wurde das Kindermährchen von der Mutter Gans zu einem Stück Literatur und gerieth in die Compendienbücher der Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn der Dichter auf ernſthafte Weiſe das ſoziale Leben ſeiner Zeit als Stoff hin und her gewendet hat, wenn ſein ermüdetes Auge keine neue Seite mehr entdeckt und die übernommenen Feſſeln ihn zu drücken anfangen, dann ergözt er ſich wohl daran, ſich völlig dem Spiel der Phantaſie hinzugeben. Ein buntes Durcheinander erfreut ihn, und indem er alle Verhältniſſe und Situationen keck auf den Kopf ſtellt, ergibt ſich unerwartet eine reiche Ausbeute neuer Bilder für das gewöhnliche Leben. Von dieſem Punkte aufgefaßt, muß man Hamiltons „bélier," ſeine „fleur d'Epine, ſeine „quatro Facardins," Diderots „l'oiseau blanc," Voltaires „Zadig," Crebillons „Ah quel Conte!" und ſo viele andere Mährchen dieſer Art leſen. Es ſind die in geiſtreich und muthwillig componirten Arabesken eingehüllten Bilder der Zeit. Es ſind die graziöſen Tänze einer jugendlichen Muſe an der Hand eines kleinen Satyrs, der den Philoſophen ſpielt. Es iſt das Genre der Oper, eingeführt in das Pathos und den trockenen Dialog eines ſeriöſen Romans. Wie dort die Melodien, ſo flattert hier durch die ernſthafteſten Situationen die ewige Munterkeit der Fabel. Der Dichter, verfolgt von der unerbittlichen Strenge ſeines hiſtoriſchen Stoffs, flüchtet über die Grenze und athmet frei in dem Reiche des Mährchens; aber er darf nicht immer da bleiben, er kehrt zurück zu dem Wirklichen und malt es treu in ſeinen Farben; nur da, wo dieſe Farben zu trocken, zu erdig werden, da bringt er Sonnenſchein und Abendröthe, ſeltſame Nachtſchimmer und flüchtige Fackelſcheine aus dem Mährchenreiche herüber.

Bei uns Deutſchen hat Wieland am glücklichſten dieſes Feld des Mährchens bearbeitet. Seine Poeſien ſind galant, gefällig, anmuthig, voll Geiſt und doch auch voll Bosheit. Köſtliche Verſe kamen ihm zu ſtatten, um dieſe ſüßen Mährchen in die reizendſten Rahmen zu faſſen, die man ihnen nur wünſchen konnte. Es wäre ſchade, wenn die Deutſchen jemals vergäßen, wie viel ſie an einem „Idris," an den „komiſchen Erzählungen" beſitzen; der Oberon hat ſich ſchon feſter in dem Andenken der Nation geſezt. Wir haben es hier nicht mit Wielands Werth zu thun; dieſen zu würdigen, iſt der beſprochene Gegenſtand nicht bedeutend genug; nur mit Wielands eigenthümlicher Grazie in Behandlung der Feenmährchen haben wir es zu thun.

Die romantiſche Schule hat nachgewieſen, daß die Feen im Oberon nur Maſchinen ſeyen, die einen froſtigen Eindruck machen und auf keine Weiſe mit Leben und Natur zuſammenhängen; dagegen führten die Romantiker ihre Natur- und Volksgeſpenſter ein und wieſen deren eigenthümlichen und engen Zuſammenhang mit Religion, Sitte und Gebräuchen des Volks nach. Hierdurch glaubte man den Feen einen tödtlichen Stoß verſezt zu haben; aber die Poeſie läßt ſich nicht tödten, und die Feen, trotz deſſen, daß ſie ſo in Mißcredit geſunken waren, wieſen bei der nächſten Gelegenheit ihr poetiſches Diplom vor, und ſiehe da, man konnte ſie nicht abweiſen. Wieland wußte recht gut, was er that. Zu einer Zeit, wo unſere Sprache und Literatur ſich kaum wieder aufzurichten begannen unter der Zuchtruthe des großen Pedanten Gottſched, wo man gewohnt war, eine trockene Vielwiſſerei an die Stelle von Geiſt, faſelnde Plattheiten an die Stelle von Scherz, und eine rohe Zügelloſigkeit an die Stelle von Grazie und Humor zu ſetzen, da kam an Wielands Hand die zarteſte der Elfentöchter nach Deutſchland. Sie brachte den Geiſt, die Anmuth, die ſprudelnde Laune und die Spottſucht aus den franzöſiſchen Cirkeln herüber; es konnte nicht fehlen, man fand ſie reizend und zierlich, und ſie wurde eingeführt in die Häuſer der Großen. Nur indem ſie dieſe gewann, konnte ſie auch mit der Zeit auf die Maſſen wirken, und ſie hat gewirkt. Welcher von den neuern Dichtern kann wohl Wielands Einfluß ableugnen, wenn er ihm auch durch die dritte Hand erſt zugekommen? Spricht man nicht jezt, da das Interdikt der Romantiker aufgehoben iſt, von Neuem mit Liebe und warmer Anerkennung vom Dichter der „Muſarion?" Der Ernſt in unſerm Leben und in unſerer Literatur kann nur dann ſeine volle heilſame Geltung erhalten, wenn er ſich paart mit der Grazie und dem Scherz des alten Wieland, jenes ſokratiſchen Weiſen, der achtzig glückliche Jahre im Dienſte der Tugend und der Muſen hinbrachte.

Was den „Fortunat" vom Freiherrn von Sternberg betrifft, ſo ſind hier dieſelben Grundzüge und Elemente, nach denen die oben beſprochenen Feenmährchen gedichtet wurden. Man mißkennt dieſe Compoſition gänzlich, wenn man ſie nach dem im Volkston geſchriebenen Mährchen der romantiſchen Periode beurtheilt. Der Fortunat mit ſeinem Zauberſäckel, als Volksſage aufgefaßt, iſt wie einer jener alten Holzſchnitte, grob in Umriſſen, poetiſch und bedeutſam in Erfindung, dürftig in Zuſammenſtellung der Geſtalten; einen ſolchen Fortunat beſitzen wir eigentlich noch nicht, denn der Uhland'ſche und Tieck'ſche ſind beide ſchon zu elegant und gepuzt, in geſuchter Simplizität, doch voll moderner Anſprüche, und obgleich durch und durch poetiſch, doch nichts weniger als volksthümlich. Bauernfelds Fortunat, für die Bühne bearbeitet, würde noch am meiſten auf die Maſſe wirken, wenn er, wie es ſehr zu wünſchen wäre, öfter zur Aufführung käme; der Fortunat Sternbergs endlich ſagt ſich offen von allen Forderungen los, die man an ein volksthümliches Mährchen machen kann: er iſt zunächſt gegen die pedantiſche Vorliebe für mittelalterliche Stoffe, gegen das affektirt

Gemüthliche und geſpreizt Tugendhafte der modernalten Romanzenſänger gerichtet; er greift, abgeſehen von aller Koketterie mit vergangenen Zuſtänden, keck in's Jetztleben hinein und läßt in einem bunten Maskenzuge die Geſtalten der Gegenwart vorbeiziehen; zufrieden, wenn es ihm gelungen, manche Figur ſo ſcherzhaft zu vermummen, daß man ſie nicht auf den erſten Blick zu erkennen weiß. Dabei hat er ſich die Freiheit genommen, wie das alte Feenmährchen ſie ihm darbot, und die, auf einen ernſthaften Roman angewendet, anſtößig und unerlaubt ausfallen würde.

Da dieſes Gegenſtands hier einmal ausführlicher Erwähnung geſchieht, ſo iſt ein Buch zu nennen, das ſich eines großen Beifalls zu erfreuen hat und das vom Verfaſſer eigends in die Welt geſchickt zu ſeyn ſcheint, um jenes heitere Mährchengenre wieder in den Geſchmack des Publikums zu bringen. Es ſind dies die „blauen Mährchen," wieder herausgegeben von Auguſt Lewald. Hier iſt mit Einſicht und Auswahl eine hübſche Sammlung zuſammengeſtellt. Die Poeſie findet geſchmackvolle Motive und geiſtvolle Conturen zu größern Gemälden dieſer Art. Man braucht nur aus dem reichen Schatze ein Mährchen beſonders zu nennen, „Himmelblau und Lupine," das den Stoff zu einem ſehrzierlichen Feenroman hergeben würde, wenn eine Wieland'ſche Feder ſich dieſer Arbeit unterzöge.

Der Realiſt.

(Fortſetzung.)

„So tief bin ich alſo in deinen Augen geſunken," unterbrach ſie Conrad, „daß du mich für fähig hältſt, um ſolchen Preis gerettet ſeyn zu wollen! Lieber ewiges Gefängniß als ſolche Demüthigung! Kerker, Armuth, Geringſchätzung ſind — ach! ich habe es dieſen Abend gefühlt — ſie ſind ein Spuk, der beim erſten Anblick Entſetzen erregt, der aber, wenn man ihm nahe tritt, verſchwindet. Jeder Tag, jede Stunde kann dem Armen Reichthum, dem Gefangenen Freiheit bringen. Nein! es gibt andere Herzenswunden, die keine Zeit heilt, Erinnerungen, die keine Thränen verwiſchen! Ich habe mich mit dem Gedanken, was mir bevorſtehen mag, vertraut gemacht. Schuldgefängniß iſt kein Verbrecherkerker. In einem Zimmer, nicht viel ſchlechter als dieſes, werde ich einſam ſitzen, vor allen ſchadenfrohen Blicken verborgen, allem unzeitigen Bedauern, allen Vorwürfen überhoben. Ich könnte dort auch für meine Zukunft arbeiten, und mein größter Kummer wäre, dich nicht zu ſehen."

Mit einem Freudenruf warf Hannah ſich in ſeine Arme. „Conrad!" rief ſie, „wenn du ſo denkſt, ſind wir mitten in unſerm Unglück glücklich! Ich habe Malten mein Jawort noch nicht gegeben, und werde es nie thun. Gott verzeihe mir, daß ich nur einen Augenblick den Gedanken hegen konnte! Nein! ich klammere mich an dein Verhängniß an, du meine erſte und meine lezte Liebe, dir will ich treu bleiben im Leben und im Tode. — Wirſt du nach dem Gefängniſſe geholt, wie Malten ſagt, ſo ziehe ich nach Copenhagen. Deine Tante dort hat dich lieb, um deinetwillen nimmt ſie mich auf. Ich will für dich leben, fur dich arbeiten, ich will alle Tage zu dir kommen!" — „Wirklich? ein ſolcher Engel will mich Glücklichen begleiten!" rief Conrad, zu ihren Füßen ſinkend und ſein in Thränen gebadetes Geſicht in ihrem Schoß bergend. — Hannah hob ihm den Kopf auf, und ihn wehmüthig betrachtend, ſagte ſie: „Ach! es wird doch recht traurig ſeyn, wenn du eingeſperrt biſt. Ich bin manchmal in Copenhagen durch die düſtere Straße gegangen, und habe mit Schrecken die vergitterten Fenſter und die häßlich runden Kellerlucken betrachtet. Einmal ſah ich, wie eine junge Frau, mit verweinten Augen, an der großen eiſenbeſchlagenen Thüre, vor der die Schildwache ſteht, mit dem ſchweren metallenen Hammer klopfte. Es that mir ſo weh; wer mir damals geſagt hätte, daß ich ſelbſt einmal vor dieſer eiſenbeſchlagenen Thüre ſtehen, den ſchweren Hammer in die Hand nehmen und ſeine dumpfen Schläge hören ſollte!" — „Aber ich, mein Hannchen, ich werde mich nach dieſen Hammerſchlägen ſehnen, ſie werden mir ein willkommenes Zeichen deiner Nähe ſeyn. Ja! ich fühle es, die Liebe verſüßt alles, ſie iſt hier wie dort, der wahre Himmel." — Mit den ſüßeſten Gefühlen veredelter Liebe erneuerte das Paar in einer langen Umarmung ſeinen Jugendbund.

„Nun zu deinen Eltern!" rief Hannah. „Deine arme Mutter iſt krank vor Angſt um dich und zählt die Minuten. Ich verſprach dich mit zurück zu bringen." — Sie ſezten ſich in den leichten Wagen, der raſch mit ihnen fortrollte. Die Witterung ſchien die Stimmung der Liebenden zu theilen. Der Nebel war verſchwunden, die Luft ruhig und klar, und der Mond blickte auf die vom Reif glänzende Flur lächelnd nieder. Conrad warf ſeinen Mantel um Hannah und ſich ſelbſt, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und betrachtete gerührt ihr mildes, unſchuldiges Geſicht, das in den blaſſen Strahlen des Mondes wie verklärt erſchien. Im leiſen Geſpräche, wobei tauſend holde Worte von Lippe zu Lippe, von Herzen zu Herzen flogen, fühlten ſie ſich in einer äußerlich ſo mißlichen Lage ſo frei und glücklich, als ſie nie im Glücke geweſen.

Conrads Eltern hörten den mit Sehnſucht erwarteten Wagen vorfahren. Sie ſahen einander an; Keines hatte den Muth, hinauszugehen, um zu ſehen, was er brachte. Der Pfarrer, der kurz vorher nach Hauſe gekommen war, hatte ſeine Frau fieberkrank und kaum fähig gefunden, ihm das Unglück zu berichten. Zitternd erhob ſich endlich der

Greis, um hinaus zu gehen, als Conrad mit eilenden Schritten ihm entgegen kam, die Eltern umarmte, sie um Verzeihung bat und seine Thränen mit denen der hocherfreuten Mutter mischte, die sogleich aufstand und völlig hergestellt schien. Als die ersten Ausbrüche ihrer Empfindungen einem ruhigen Gespräch Raum gegeben, zog die Pfarrerin Hannah auf die Seite und erinnerte sie an Maltens noch harrenden Boten. Der Pfarrer, der es hörte, sagte mit einem verweisenden Blick, indem er Hannah die Wange streichelte: „Nein, mein Kind, gib Conrad in Gottes Hand, du sollst nicht ein Opfer unsers zeitlichen Glücks werden. Es wäre so zu theuer erkauft.“ Conrad dankte dem Vater für diese Worte, erzählte, was zwischen ihm und ihr verabredet war, und Hannah schrieb sogleich einige bescheidene, milde Zeilen, die indessen eine bestimmte ablehnende Antwort enthielten, an den Kammerjunker. Die eben noch so kranke Mutter war indessen die Thätigkeit selbst, sie störte Hannah im Schreiben, indem sie sich flüsternd mit ihr über die Sachen berieth, die zu Conrads Bequemlichkeit nach Copenhagen geschickt werden sollten, im Fall er schon den nächsten Tag von den Behörden abgeholt werden sollte. Die armen Eltern rafften alles Geld, das sie vorräthig hatten, zusammen, und verabredeten unter sich, es Hannchen zu übergeben, wenn sie, wie ausgemacht war, Conrad nachreiste. — „Mutter,“ sagte nun der Prediger laut, „es ist spät, du mußt an das Abendbrod denken; gib das Beste her; wer weiß, wann wir wieder mit den beiden Kindern zu Tische beisammen sind.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Juni.

Eine Somnambüle.

Eine jener räthselhaften Erscheinungen, wie sie in unserer eben so wunder- als zweifelsüchtigen Zeit, namentlich seit der Seherin von Prevorst, hie und da aufgetaucht, ist vor Kurzem auch in unserer Stadt hervorgetreten: eine Somnambule. Dieser Umstand an sich möchte vielleicht nicht eben als besonders bemerkenswerth gelten, wenn nicht die Erscheinung ganz eigenthümlicher Natur wäre. Während der bei weitem größte Theil der früheren Hellseher es nur mit Geistern, Kobolden, Hexen ꝛc. zu thun hatte, ist es bei unserer Somnambule nichts geringeres als die Gottheit selbst, mit der sie in engem Verkehr und Rapport steht. Sie ist daneben selbst Schriftstellerin, ebenfalls nichts ganz Gewöhnliches, und hat vor Kurzem der Welt die Erzählung ihrer Erlebnisse und Visionen in einer hier erschienenen Schrift vorgelegt, welche den Titel führt: „Fingerzeige Gottes, in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S.“ Nachdem sie Jahre lang mit den heftigsten Nervenleiden gekämpft und das Seebad Scheveningen erfolglos dagegen gebraucht hat, findet sie im Haag eine Somnambule, welche ihr offenbart, daß sie nur vermittelst des Magnetismus und der Clairvoyance genesen könne. Sie selbst trägt, wie sich zugleich zeigt, eine so hohe magnetische Kraft in sich, daß Niemand sie berührt oder nur ihrem Sitze sich nähert, ohne sofort, in größerem oder geringerem Grade, die Wirkung des Magnetismus zu spüren. Auf Anrathen jener Hellseherin kehrt sie nun in die Heimath zurück, weil die Unruhe im fremden Lande und die feuchte Seeluft ihren krankhaften Zustand nur erhöhen würde, und begibt sich einige Zeit darauf nach dem benachbarten Jena, um sich mit einem dort lebenden berühmten Magnetiseur zu berathen. Hier wirkt sie im magnetischen Schlafe auf ihre Dienerin, ein junges Mädchen, das plötzlich in denselben Zustand verfällt und im höchsten Grade hellsehend wird. Es knüpft sich nun um Beide ein inniges magnetisches Band, und in dem gemeinschaftlichen Schlafe wird denn der Kranken von der Hellseherin nicht nur eine Anzahl von Mitteln zu ihrer körperlichen Genesung angegeben, sondern es manifestirt sich auch — und dies ist der Hauptinhalt des Buchs — die Gottheit unmittelbar durch das Organ der Clairvoyante für das irdische und himmlische Heil der Kranken. Bei Durchlesung der, wie sich ausdrücklich bemerkt findet, auf besonderes Geheiß Gottes zu Nutz und Frommen der zweifelnden Menschheit herausgegebenen Schrift kann man sich freilich oft eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren, da dem höchsten Wesen Aeußerungen in den Mund gelegt werden, die, auf's gelindeste ausgedrückt, recht naiv sind, wie denn überhaupt der Ton des Ganzen zuweilen so auffallend kindlich, ja nicht selten kindisch genannt werden muß, daß die Schrift schon in dieser Beziehung mannichfachem Spott von vielen Seiten her nicht entgehen wird. Wir müssen uns begnügen, auf den Inhalt der Schrift selbst, welche, als eine Merkwürdigkeit der Zeit, bei gläubigen wie bei ungläubigen Seelen Beachtung finden dürfte, hinzuweisen. Die Seherin von Weimar ist, nach dem eigenen Ausspruche der Gottheit, das erste sterbliche Geschöpf der Jetztzeit, welchem sich das höchste Wesen so unmittelbar geoffenbart hat. Aus der Reihe der, freilich nicht selten recht ungenügenden und wagen, oft wahrhaft pythischen Antworten und Orakelsprüche, welche die Gottheit auf die mitunter wunderlichen Fragen der Kranken durch den Mund der Clairvoyante ertheilt, setzen wir, der Merkwürdigkeit halber und zur Bezeichnung des Tons der Schrift, nur einige, aber *wörtlich* her. So lauter auf die Frage: „Gibt es denn Geister?“ die Auskunft: „Wer einmal in seinem Himmel wär, käm nicht wieder heraus, und Alle, die er zur Ruhe gehen ließ, kämen dahin.“ — „Hat Luther mit göttlicher Zustimmung die Bibel übersetzt?“ „Sein Luther hätte Dank empfangen.“ — „So können wir, in dieser Glaubensansicht erzogen, also beruhigt seyn?“ „Es wäre seine Bestimmung gewesen.“ — „Hast du die Seherin von Prevorst auch erleuchtet?“ „Ja, zu manchen Zeiten, nicht immer.“ — „Hat die Homöopathie und die Alloyathie gleiche Rechte?“ Antwort: „Beides gute Mittelchen!“ (Die erbitterten Gegner werden nunmehr hoffentlich nicht länger anstehen, sich die Versöhnungshand zu reichen.) — Möge man nun über die fragliche Erscheinung denken und urtheilen wie man wolle, so viel ist unbezweifelt: die Schrift athmet ein so überaus starkes und inniges, durch die Verklärung und Zusicherung, daß sie nach ihrem Tode im Himmel unter die „allerbesten Kinder Gottes,“ „in sein Kämmerchen,“ aufgenommen werden solle, befestigtes Gottvertrauen der Kranken, daß *ihrer* Seits von einem Betruge, einer absichtlichen Täuschung des Publikums schwerlich die Rede seyn kann. Ob sie selbst die Getäuschte sey, mag füglich auf sich beruhen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. Juni 1838.

Läßt es sich als möglich denken, daß die Deutschen, die gelehrtesten Männer, die denkendsten Köpfe Europas, es nicht verdienen sollten, daß daß man ihrer Literatur und ihrer Philosophie einige Aufmerksamkeit schenke?

Frau v. Staël.

Deutschland in Frankreich.

Es erscheint nächstens von einem Deutschen in Paris ein Werk in zwei starken Bänden unter dem Titel: l'Allemagne, das umfassender seyn dürfte, als Alles, was dort bisher über diesen Gegenstand erschienen ist. Wir heben mit Erlaubniß des Verfassers von der Vorrede des Buchs Folgendes in Uebersetzung aus. Es braucht indessen für die Leser kaum des Winks, daß, wie das Buch, so auch die Vorrede, zunächst für Franzosen geschrieben ist.

„Seit ungefähr fünfzehn Jahren hat man in Frankreich und England gründlichere Studien über Deutschland gemacht, als früher, wo einige unzusammenhängende Nachrichten über moderne Literatur, flüchtig ausstaffirt mit einigen Fragmenten und Uebertragungen, für die Liebhaber hinreichten. Dergleichen wurden ihnen später zwar in breitern und elegantern Rahmen geboten, gewöhnlich aber mit großen und unbegreiflichen Irrthümern, Fehlern und Lücken. Doch machte sich eine Ausnahme bemerklich. Zur Zeit des Kaiserthums, aber ganz gegen seine Tendenzen, erschien und verschwand in Frankreich ein Werk über Deutschland, ein Werk voll Geist. Es wäre freilich ein großer Anachronismus, wenn man darnach den ganzen jetzigen Zustand des Landes und Volkes beurtheilen wollte. Die seitdem verlaufene Zeit scheint länger denn ein Jahrhundert. Ich war noch auf dem Gymnasium, als Frau von Staël auf einige Zeit in unsere kleine Stadt Weimar kam. An Karl Augusts Hof bemühte man sich, ihr angenehm zu seyn. Schriftsteller, Poeten und Gelehrte machten ungeheure Anstrengungen, um der Frau in günstigem Lichte zu erscheinen, die Jedermann durch ihren Geist und die mehr als männliche Unabhängigkeit ihrer Manieren in Erstaunen setzte, und die ein Buch über Deutschland schreiben wollte. Goethe und Schiller aber sprachen sich im Vertrauen anders über sie aus.

Wenn Frau von Staël, die in Paris geboren und inmitten der französischen Civilisation, des Ueberflusses, des Luxus, der Eleganz der großen Welt und ihrer Sitten erzogen worden war, die vornehme Dame vergessen, wenn sie Deutschland durchreist hätte, wie unsere jungen Künstlerinnen, zu Fuß, mit dem Portefeuille unter dem Arm, in Gesellschaft ihrer Männer oder Brüder, wenn sie im Volk, in den allem Luxus fremden Häusern, bei Bauern und in guten Bürgerfamilien gelebt hätte, dann würden ihr Deutschland und die Deutschen erschienen seyn, wie sie wirklich sind. Beide sind oft ihren durch vorgefaßte Meinungen und durch Triumphe irre geleiteten Blicken entgangen. Sie hätte weniger unter Fürsten, großen Herren und Damen, betitelten Professoren und

andern privilegirten Perſonen leben ſollen, die alle an die Ehre dachten, in ihrem Werk über Deutſchland eine Stelle einzunehmen. Ueberdies hätte ſie gut deutſch verſtehen ſollen; dann würde ſie überall nur mit eigenen, mit ihren ſchönen und durchdringenden Augen, mit ihrem poetiſchen und für alles Edle begeiſterten Herzen, mit ihrem durchaus wahren, kühnen und unabhängigen Gemüth geſehen haben, und ihr Werk hätte untadelhaft werden müſſen. Gewiß gehörte eine ſo außerordentliche Frau dazu, um aller Hinderniſſe ungeachtet ein ſo geiſtreiches und hinreißendes Buch über das damalige Deutſchland zu ſchreiben. Da ſie die Landesſprache nicht genug inne hatte, ſo konnte ſie die von ihr mit ſo viel Beredſamkeit beſprochenen Werke nicht ſelbſt leſen; ſie kannte ſie nur nach den Ueberſetzungen und Noten des deutſchen Gelehrten, den ſie bei ſich hatte. Ich bewundere beſonders das Talent dieſer berühmten Frau, wie ſie die Menge der ihr von verſchiedenen Literatoren mitgetheilten Materialien verwandt und verarbeitet hat. Nur ſelten hat ſie ſich irre führen laſſen durch den Schulgeiſt und die literariſche Camaraderie, die damals in dem von ihr durchreisten Lande gewaltig herrſchten. Bei alle dem findet ſich bei ihr viel Nachſicht gegen die literariſche Mittelmäßigkeit, die ein halbes Jahrhundert hindurch Deutſchland ſo nachtheilig geweſen iſt.

Die Deutſchen, welche Frau von Staël ſah, würde ſie jezt umſonſt ſuchen; dagegen würde ſie Vieles finden, was ſie vor dreißig Jahren bei ihnen mit Recht vermißte. Das Volk weint nicht mehr unter fremden Bajonetten und unter dem Druck des Nachbarn; es hat ſich geregt, es iſt Herr bei ſich geworden, es hat jezt eine würdige, achtunggebietende Stellung den Fremden gegenüber, mögen ſie kommen woher ſie wollen. Die Deutſchen haben mehr wahre Freiheit, mehr Einheit, Kraft, materiellen Wohlſtand und Glück gewonnen. Sie kennen ihre Stelle auf der Stufe der echten Civiliſation, die nicht bloß aus politiſchen und Geſellſchaftsformen hervorgeht, ſondern etwas Würdigeres und Erhabeneres iſt. Sie ringen in politiſcher Beziehung nicht nach einem noch beſſern Zuſtand, aber oben iſt man überzeugt, daß ihnen nichts Billiges verſagt werden darf. Die Literatur hat zwei ihrer großen Männer verloren, dafür ſtrömt kräftiges Blut im Ueberfluß in einem jüngern Geſchlecht, reich an eigenthümlichem, mannichfaltigem Geiſt. Das Genie iſt auf einem gegebenen Punkt nicht mehr ſo groß und umfaſſend wie ſonſt, dagegen allgemeiner verbreitet. In den Wiſſenſchaften ſind ungeheure Fortſchritte gemacht worden und der Pedantismus hat bedeutend nachgelaſſen. Die Künſte, beſonders die bildende Kunſt und die Muſik, haben ſich zu erſtaunlicher Höhe erhoben. Unglücklicherweiſe drohen auch bei uns die materiellen Intereſſen, die Induſtrie, der Handel, die Kanäle, Eiſenbahnen u. ſ. w. die intellektuelle Bewegung und den eigenthümlichen Geiſt des Volks zu ſtören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Realiſt.

(Beſchluß.)

Als der Tiſch gedeckt war und die emſige Hausmutter eben ſelbſt das Eſſen aus der Küche holen wollte, hörten ſie auf's Neue einen Wagen in den Hof rollen. Die Frauen ſchracken zuſammen und riefen: „Gott! kommen ſie ſchon, Conrad abzuholen?“ Dieſer faßte Hannahs Hand, um ſie zu beruhigen, indeſſen war doch eine gewiſſe Spannung an ihm ſichtbar. Der Pfarrer ſah aus der Thüre, kehrte aber ſchnell um mit den Worten: „Nein, ſeyd ruhig, es iſt mein Bruder.“ Ganz gegen die Gewohnheit, eilte Niemand zum Empfang des Fabrikherrn hinaus. Jeder machte zwar Miene dazu, blieb aber unſchlüſſig ſtehen. Indeſſen trat die bekannte dicke Geſtalt, jedoch mit leiſeren Schritten als gewöhnlich, in's Zimmer. Er blieb eine Weile ſtill ſtehen, dann ſagte er etwas kleinlaut: „Guten Abend! Ich fürchte faſt, ich bin nicht willkommen.“

Die Eltern und Hannah waren ihm indeſſen begrüßend entgegen gegangen und Conrad rückte einen Stuhl herbei, in den ſich der Gaſt warf, wie einer, der ſehr müde iſt. Nach einigen tiefen Athemzügen ſagte er: „Ich komme etwas ſpät, aber ich habe einen triftigen Grund und bringe, Gott ſey Dank! gute Nachrichten. Ja, Alles kann noch gut werden, es kann ſehr gut werden, wenn du, Conrad,“ fuhr er, an dieſen ſich wendend und ihm die Hand reichend, fort, „dich mit mir vergleichen kannſt. Ich bin freilich etwas hart geweſen und habe mir ſelbſt im Lichte geſtanden; aber, guter Gott! du biſt ja auch recht hart gegen mich geweſen, und ich will nun Alles wieder gut machen.“ Conrad, ſeine Hand küſſend, erwiderte: „Lieber Oheim, ich bitte Sie herzlich um Verzeihung. Wollen Sie mir wieder Ihr Wohlwollen ſchenken, ſo will ich Ihnen von jezt an ein liebevoller Sohn ſeyn.“

Der Fabrikherr umarmte ihn voll Freude: „Ich habe gar viel zu erzählen; das Geld, das wir ſuchten, haben wir, und das iſt das Beſte an der Sache! Herr Gott! der Staatsrath iſt doch ein wunderbarer Mann. Er iſt bei mir geweſen und hat mich ſo herunter gemacht, daß kein Hund einen Biſſen Brod von mir genommen hätte; er kann verdammt heftig ſeyn, aber dabei iſt er doch ein trefflicher Mann, und ich habe gethan, was er nur verlangte. Seht hier; das iſt Ludwigs Hand, denn er war

dabei, und auch der Baron, mit dem er gut Freund geworden. Ja, man darf wohl ſagen, Ludwig hat ſein Glück gemacht. Nun iſt er mit dem Baron auf ſein Gut gereist; morgen aber iſt er wieder hier. Der Menſch fährt wie ein Wirbelwind herum.“

Während dieſer Rede übergab er dem Pfarrer ein Dokument, durch welches er ſich verpflichtete, Conrad zum Compagnon zu machen und ihm die Verwaltung der Fabrik nebſt der halben Einnahme zu überlaſſen. „Sieh, Conrad, biſt du damit zufrieden?“ fragte er. Conrad dankte ihm und verſicherte, ſein Möglichſtes thun zu wollen, um ſeine Güte zu verdienen. — „Ja, ſegne dich Gott!“ fuhr jener fort; „ich weiß, daß du ein tüchtiger Mann biſt, und ich will mich in Allem auf dich verlaſſen. Olſen habe ich den Laufpaß gegeben; er hängt zu ſehr an den alten Vorurtheilen.“ — „Aber, lieber Oheim, Sie werden doch für den alten Mann ſorgen?“ — „Verſteht ſich, verſteht ſich, er behält ſeinen vollen Lohn, und für ſein Unterkommen wird noch obendrein geſorgt; aber willſt du nicht gleich mit, wenn ich jezt nach Hauſe fahre? Wir können ſicher morgen die Maſchinen erwarten. Gottlob, daß Alles fertig iſt, ſie aufzuſtellen. Es iſt zwar ſpät im Jahre geworden, wir werden uns aber ſputen.“ In froher Stimmung ſezte man ſich jezt zu Tiſch, und der Morgen war nicht weit entfernt, als der Wagen Herrn Walberg und Compagnie nach Hauſe trug.

Wie des Fabrikherrn Bekehrung herbeigeführt worden, erfuhr man in der Pfarre erſt ſpäter. Ludwig, durch Peter von der Lage ſeines Bruders unterrichtet, wollte ſogleich nach Copenhagen eilen, wo der Staatsrath Hielm ſich aufhielt. Der Baron erbot ſich theilnehmend zu Rath und That und begleitete ihn. Als ſie beide am nächſten Morgen beim Staatsrath erſcheinen, ſagte ihnen dieſer, daß das vom Fabrikherrn gewünſchte Capital demſelben bewilligt ſey. Da er nun erfuhr, wie die Sachen ſtanden, erſchrak er über das Unheil, wozu er ſelbſt Veranlaſſung gegeben zu haben glaubte, und nahm ſo lebhaften Antheil, daß er ſich entſchloß, ſogleich abzureiſen und den Baron und Ludwig nach der Fabrik zu begleiten; zuvor aber übergab er Ludwig die Anweiſung auf das Geld, damit er mit dieſer in der Hand die gethanen Schritte rückgängig machen könne. Sobald dies geſchehen war, fuhren ſie ſogleich nach der Fabrik, wo ſie gegen Abend ankamen. Der Staatsrath war längſt beſänftigt und ſagte zu dem ganz verblüfften Fabrikherrn: „Für was ſehen Sie mich an? Ich fragte Sie, was Sie an meiner Stelle thun würden? Wollten Sie Schuld daran ſeyn, daß wegen einiger vorwitziger, unüberlegter Worte in einer Schrift, die übrigens verſtändig und gut abgefaßt iſt, ein nützliches Werk ins Stocken gerathe? Haben Sie das gewollt, ſo thut es mir leid um Sie. Ich bin warm und heftig und ſpreche meine Meinung aus; allein ich will ehrlich das Wohl meines Landes, und eine Fabrik, wie hoffentlich dieſe werden ſoll, iſt dem Lande von großem Nutzen. Das muß mir genug ſeyn, wenn ich auch Ihrem Neffen noch ſo böſe wäre, und das bin ich nicht. Er iſt jung, er iſt vom Ton der Zeit angeſteckt; allein der Grund in ihm iſt gut. Iſt er erſt ein tüchtiger Fabrikherr und ein glücklicher Mann, ſo wird er auch die Vorzüge des Regiments empfinden, in deſſen Schatten er ruhig leben und wirken kann.“ Darauf tadelte der Staatsrath mit großem Ernſt das Verfahren des Fabrikherrn gegen den Neffen. Ludwig und der Baron unterſtüzten in ſanfterem Ton den Vorſchlag des Staatsraths, Conrad die eigentliche Verwaltung der Fabrik völlig zu übergeben, und Olſen, als das böſe Princip in dieſer kleinen Welt, zu entfernen. — Der Fabrikherr war zu Allem erbötig, denn er fühlte ſich durch die Wendung, welche die Sache genommen hatte, unbeſchreiblich erleichtert.

Als man am nächſten Sonntag im Herrenhauſe verſammelt war, führte der Gutsherr die erröthende Franciska vor den Pfarrer und ſeine Frau. „Ich bitte Sie, lieben Freunde,“ ſagte er, „dieſes Mädchen als Tochter anzunehmen, und mir dagegen zu geſtatten, Ihren Ludwig meinen Sohn zu nennen. Er kann Ihnen nicht theurer ſeyn, als er mir iſt.“ Mit Freudenthränen umarmten die glücklichen Eltern die ſchöne Schwiegertochter, und die Pfarrerin dachte erſtaunt, daß ihr Wunſch ſo auf eine Weiſe erfüllt werde, an die ſie nie gedacht. Bei Tiſche herrſchten diesmal weder Streit noch ſpitzige Redensarten. Heitere Aeußerungen, liebevolle Blicke und Worte, lachende Bilder der Zukunft flogen wie gute Genien über den feſtlichen Tiſch. Jubelnd wurde auf das Wohlergehen der beiden jungen Paare getrunken, und Hannahs Hochzeit auf den nächſten Monat, Franciskas aber auf das kommende Frühjahr anberaumt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

Reformen im höhern Schulweſen.

General La Harpe hat Manches nicht erlebt, woran er großen Antheil nahm, und was jezt bei uns ſtark im Werk iſt, beſonders die Erweiterung und Verbeſſerung unſeres höheren Unterrichtsweſens, der Akademie in Lauſanne, des Collegiums daſelbſt und ähnlicher Collegien oder lateiniſcher Schulen in den Landſtädten Vevey, Morges, Nolles, Nyon, Yverdun und Payerne. In dieſen Collegien werden außer den gewöhnlichen Regenten auch Lehrer der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Sprache, mit paſſenden Beſoldungen, angeſtellt. Nicht

geringe Erweiterungen ſind nach dem Antrag des Staatsraths und der Genehmigung des Großraths mit der Akademie in Lauſanne vorgenommen worden, die deren ſehr bedurfte, wiewohl ſie an Vinet, Monnard und einigen Andern tüchtige Männer aufzuweiſen hatte. Dieſe Akademie ſtammt aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Im Jahr 1536 war die Reformation faſt von dem ganzen Waadland angenommen worden. Nicht bloß in religiöſer Beziehung führte ſie eine Umgeſtaltung des Landes herbei, ſondern auch in intellektueller, und dieſe war am nothwendigſten, denn nicht nur die Einwohner waren ſehr unwiſſend, ſondern auch die Geiſtlichkeit. Man fühlte die Nothwendigkeit, wiſſenſchaftliche Geiſtliche zur Aufrechthaltung und Unterſtützung der Reformation im Lande zu bilden. Bern hatte das Land eben von Savoyen erobert und legte 1537 den Grund zur Lauſanner Akademie durch die Errichtung eines theologiſchen Seminars. Damals erkannte man erſt, daß der große Ruf des Bisthums Lauſanne nicht mehr verdient war und ſeine bedeutenden Hülfsquellen nicht auf würdige Weiſe verwendet worden; denn die Unwiſſenheit der Geiſtlichen, denen ſelbſt oberflächliche menſchliche Bildung fehlte, war allgemein und die Profeſſorſtellen an dem neuen Seminar mußten mit Fremden beſetzt werden, die damals wegen der religiöſen Verfolgungen aus England und Frankreich ins Land geflüchtet waren. Urſprünglich gab es nur ordentliche Profeſſoren der Theologie, für griechiſche und hebräiſche Sprache. Bald kamen einige berühmte Namen an die junge Anſtalt. Die Reformatoren Farel von Gap und Viret von Orbe waren die erſten Profeſſoren der Theologie; den Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache und Literatur hatte Konrad Geßner von Zürich inne. Zwei Franzoſen, Béat Comte, ſpäter Profeſſor der Beredtſamkeit, und P. Caroli waren damals dritte und vierte Paſtoren in Lauſanne. Noch lange finden ſich ausgezeichnete Franzoſen und Deutſche unter den Profeſſoren und Paſtoren. Bald aber ſah man ein, daß dies Seminarium nicht genüge, weil keine Vorbereitungsſchule dazu vorhanden war. Darum wurde 1540 ein Collegium errichtet, um junge Leute für theologiſche Studien vorzubereiten. Fünf Profeſſoren mit den zwei erſten Paſtoren von Lauſanne bildeten länger denn ein Jahrhundert die ganze Anſtalt. Im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde Manches geändert und gebeſſert, aber erſt 1806 verwandelte der Großrath die Hälfte des theologiſchen Seminars in eine eigentliche Akademie, eine Erweiterung, die, wenn auch gering, doch aller Ehren werth war für eine Regierung, die erſt ſeit drei Jahren beſtand, alle dringenden Bedürfniſſe eines neuen Staats und doch nur ein Drittheil ſeiner jetzigen Einnahme hatte. Die Errichtung von Univerſitäten zu Zürich und Bern, die vielbeſprochenen Verbeſſerungen an der Genfer Akademie haben ſehr günſtig auf Waad gewirkt; denn man ſah da ein, daß, um nicht hinter den Nachbarn zurückzubleiben, Weſentliches in unſerem höhern Schulweſen verändert und verbeſſert werden müſſe. Darüber iſt nun ſeit zwei Jahren berathen worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Weimar, Juni.

(Beſchluß.)

Theater. Denkmal Bernhards von Weimar.

Die Beduinengeſellſchaft aus dem Volksſtamme der Setſas hat auf ihrer Reiſe von Paris durch die übrige civiliſirte Welt auch unſere Stadt berührt und in zwei athletiſch-gymnaſtiſchen Darſtellungen im Theater uns die Originalität und Kühnheit ihrer Kunſtleiſtungen bewundern laſſen. Aus jeder Bewegung dieſer Fremdlinge erkennt man die feurigen, wildkräftigen Söhne der Wüſte; ſo Alles an ihnen iſt eigenthümlich und neu, daß jeder Zweifel, der ſich Anfangs hier gegen die Aechtheit der Gäſte erhob, ſofort verſtummen mußte. Uebrigens ſeyen dieſe rohen Naturen, klagte der Führer und Dolmetſcher, bereits mehr von der europäiſchen Kultur beleckt worden, als gut ſey, und er fürchtete, daß ſie ſich bald mündig erklären werden. — Wenn uns von denſelben Bretern herab kurz zuvor der Gegenſatz zu dieſen Halbwilden, Zartheit und weibliche Grazie aus dem Norden, in der lieblichen Erſcheinung jener jungen Engländerin, deren Ruf europäiſch zu werden beginnt, Miß Clara Novello, verkörpert entgegentrat, ſo gibt dies einen neuen Beleg zu der, wenn auch nicht immer erfreulich bewährten Wahrheit, daß die deutſche Bühne die ſchroffſten Extreme zu vereinigen weiß. Weimar gebührt mit Leipzig das Verdienſt, die treffliche Sängerin in Deutſchland eingeführt, ihr ein Terrain gebahnt zu haben, auf welchem ſie der ihr innewohnende Genius immer ſicherer und erfolgreicher vorwärts leiten wird. Der Hauch eigenthümlicher jugendlicher Anmuth iſt über Alles ausgebreitet, was die junge Sängerin in zauberhaften Tönen dem Ohr darbietet, vorzugsweiſe aber offenbart ſich dieſe ſeltene Eigenſchaft bei dem Vortrage jener ſchlichten, friſchen nordiſchen Volkslieder. Dies iſt die Sphäre, in welcher Clara Novello ohne Nebenbuhlerin daſteht. — Das Theater hat in der jüngſten Zeit zwei neue Luſtſpiele der fleißigen fürſtlichen Dichterin in Dresden gebracht: „Der Pflegevater“ und „der Majoratserbe.“ In beiden verläugnet ſich die Individualität der Verfaſſerin ſo wenig als in ihren früheren Produktionen. Einfache, klare Handlung, edle, mitunter feine und geiſtreiche Sprache, moraliſche Tendenz ſind die Hauptvorzüge auch dieſer neueſten dramatiſchen Gaben, die, bei im Ganzen gerundeter, fleißiger und lebendiger Darſtellung, unſer Publikum ungewöhnlich anſprachen. — Das lange projektirte Denkmal für Bernhard den Großen, zu deſſen Errichtung auf einem öffentlichen Platze in der Stadt bereits ſeit geraumer Zeit ein Comité beſteht, wird wohl auch im Laufe dieſes Jahrs noch nicht zur Ausführung kommen. Der einfache Grund davon liegt in dem Umſtande, daß man, langer Berathung ungeachtet, ſich über die Art und Weiſe dieſer Ausführung, welche wieder von den disponiblen Geldmitteln weſentlich bedingt iſt, noch nicht zu einigen vermocht hat. Letztere ſollen denn freilich noch keineswegs eine ſo beträchtliche Höhe erreicht haben, trotz mancher nicht unanſehnlichen Unterzeichnungen, namentlich der hieſigen ſtädtiſchen Behörde, daß zur Zeit von einem großartigen Monument die Rede ſeyn könnte. Auch über die Wahl des Platzes ſoll noch Meinungsverſchiedenheit obwalten. Da nach dem urſprünglichen, ſehr zweckmäßigen Plane das Denkmal einen öffentlichen Platz der Stadt ſchmücken ſoll, die ohnehin keinen Ueberfluß an dergleichen Zierden hat, ſo erſcheint wenigſtens der von einigen Kunſtverſtändigen gemachte Vorſchlag, ſtatt dieſes Denkmals die Büſte des Helden in einer der hieſigen Kirchen aufzuſtellen, eben nicht empfehlenswerth.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 16. Juni 1838.

Wo nur das Aug' man wendet hin,
Mit Lüſten wird's ergötzet,
Ergötzet wird faſt jeder Sinn,
Und Alles Wunder ſchätzet.
Ohn' Maaß iſt alle Welt geſchmückt,
Wer Künſtler möcht's erdenken?
Wer's recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niederſenken.

Friedrich v. Spee.

Frühlingslieder von Karl Mayer.

Die Wolke.

Donnerwolke, die gegrollt
Und nun ausruht, glänzend hold,
Die ſo abendruhig ſchweigt,
Sich dem Kukuk horchend neigt
Ueber grüner Wälder Kern,
Kaum erſt angeſtürmt von fern:
Könnt' ich ſo im Walde nun
Still, beſänftigt, heiter ruhn!

An die Luft.

Wie find' ich dich ſo hold bedacht,
O blaue Lenzluft, abzuſchütteln,
Von Laub und Aeſten ſanft zu rütteln
Die Tropfen einer Regennacht!
O rüttle, goldne Luft, nicht nur
An dieſen Thränen der Natur!

Morgenerhebung.

Tauſende von Angeſichten
Siehſt du ſonnenwärts ſich richten,
Wenn du überſchauteſt dieſe
Blumenfromme Morgenwieſe.

Tauſend Blumen ſchaun wie Eine
Selig nach dem Morgenſcheine.
Kannſt du, blick' empor, wie dieſe
Gottesfrohe Blumenwieſe!

Blüthenzeit.

Die Luft iſt ſüß von Kirſchenblüthe;
Die Biene tönt, im Strom der Güte
Ausſpannend ihres Dankes Saite.
O Schöpfungsgüt', im Dankgeleite
Der überfrohen Creatur,
Wie heiligſt du die Frühlingsflur!

Frühlingsfreude.

Der Wind und die Würzen
Waldblumiger Thäler
Die Zeit mir verkürzen
Als holde Erzähler,
Wie himmliſche Freude
Der Frühling verzeude.

Waldruf.

Wenn der Kukuk nicht riefe
Und die Amsel dazu,
So glaub' ich, es schliefe
Manch Blümchen in Ruh.
Weil der Kukuk euch wecket
Und die Amsel euch ruft,
Maiglocken, bedecket
Ihr Waldung und Kluft.

Blumenantwort.

Blume, was äugelst du so?
Blume, wie hebst du dich froh?
„Lauschen darf ich dem Tanz der Libellen
Ueber den Wassern, den funkelnden, hellen,
Und der Musik der umwaldeten Wellen."

Pfingsten.

Pfingstnelken und Vergißmeinnicht
Mit Goldranunkeln
Vereinigen ihr Blumenlicht
Im grünen Dunkeln.

O süße farbenreiche Pracht
Der holden Pfingsten,
Die schauensfroh und glücklich macht
Auch den Geringsten!

Des Vögleins Frage.

O Vöglein, wie hast
Du gezwitschert vom Ast!
Nun tret' ich herzu
Und du schweigest im Nu.

Fragzeichen nun ganz
Von dem Schnabel zum Schwanz,
Besiehst du mich hold,
Ob ich Beifall gezollt?

Feldschrecken.

Wie Has' und Lerche sich erschreckten,
Zu Flug und Seitensprung sich weckten,
Dies hab' ich heut' mit angesehn,
Und ob dem panischen Erschrecken
In Aehrengrün und wilden Hecken
Mußt' ich ein Veilchen lachend stehn.

Einschlafend.

Hier am Bächlein im Gehölz
Kühlt die Hummel sich den Pelz;
Denn die Blumen, bunt und weiß,
Glühten draußen sommerheiß.

Welch ein schattig Sauggemach
Beut dies wilde Rosendach,
Und wie stimmt dies Wässerlein
Mit der Hummel Summlust ein!

Schatten, Frische, Seim dazu
Schlurft die Frohe hier in Ruh,
Und indem sie sumsend nascht,
Süßer Schlaf mich überrascht.

Die Laterne.

Eine luft'ge Graslaterne!
Blas' in ihren Kreis und lerne:
Zum Verwehen schon bereit
Ist die schöne Blumenzeit!

Deutschland in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Lange nach Frau von Staël haben sich ausgezeichnete Literatoren, die besten Journale und Revüen in England und Frankreich, Geschichtschreiber und Gelehrte mit demselben Gegenstand beschäftigt. Immer haben sie dabei Geist, oft auch Kenntnisse und redlichen Willen entfaltet; wenigstens hat sich bei ihnen der Gesichtskreis erweitert. Man ist jezt in diesen Ländern überzeugt, daß um Deutschland, Deutsche, ihr Thun und ihre Werke zu begreifen, die Bekanntschaft mit ihrer modernen Literatur und der Umgang mit einigen deutschen Literatoren nicht mehr genügt, daß dazu eine festere, geschichtlichere Basis gehört, um das Volk im Innern und in der vollen Kraft seines intellectuellen, sittlichen und socialen Lebens zu beobachten, um zu erklären, was es jezt ist, was ihm fehlt und was bei ihm reift. Ich will es versuchen, wenigstens einen Theil dieser Aufgabe zu lösen, indem ich den Gang und die Entwicklung der Elemente deutscher Bildung, nämlich die Hochpunkte der Civilisationsgeschichte, der Sitten, der Institutionen, der Gesetzgebung, der Sprache, der Nationalliteratur, der Wissenschaften und der Künste (Baukunst, Sculptur, Malerei, Kupferstecherkunst und Tonkunst) darstelle. Am Ende jedes

Zeitraums werde ich die Civiliſation und die Literaturgeſchichte der andern europäiſchen Völker in ihren höchſten Punkten auffaſſen, um darauf Analogien zu gründen und Vergleichungen zu erleichtern. Die Klöſter Irlands, die Mauren in Granada und Cordova, Island und Rom werden dem Gegenſtand manchmal ziemlich nahe treten, der in Deutſchland ſelbſt noch nicht auf dieſe Art behandelt worden iſt.

Der erſte Band dieſes Verſuchs wird mit einem Zuſtand beginnen, deſſen Spuren ſich im Dunkel einer Zeit verlieren, die dem Alterthum ſehr nahe ſteht und wo Germanien, das in dieſer Beziehung an den Orient und das orphiſche Griechenland erinnert, ſchon ſeine eigenthümliche Sprache und ſelbſt den Anfang einer traditionellen Literatur beſaß, wo Alles unverändert blieb, weil die Römer zwar in Germanien Eroberungen machten, Städte und militäriſche Haltpunkte gründeten, aber es nie zum ruhigen Beſitz des Landes brachten, weßhalb ſie keinen dauernden Einfluß auf das Land, das Volksleben, die Sitten und die Sprache üben konnten. Hernach kam der lange Alpdruck der Völkerwanderung, übergehend in eine wohlthätige Criſis, um den Occident von ſeinen krebsartigen Schäden zu heilen und den Boden für das Chriſtenthum zu reinigen.

Ehe ich im zweiten Bande zur neueſten Zeit (1763 bis 1838) übergehe, habe ich die Epochen des Mittelalters, namentlich das zwölfte, dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert durchzugehen. Gern werde ich dabei verweilen, denn dieſe Zeiten zeigen merkwürdige Mannichfaltigkeit in Leben, Dichtung, Geſchichte und ſchöner Kunſt, Erſcheinungen, die in Verbindung mit der Freiheit, der Macht und der Bildung der freien Städte gar ſehr das Intereſſe der Deutſchen für ihr Mittelalter erhöhen, ohne daß ſie es jedoch zurück wünſchen, oder nachahmen, denn dies wäre ein Irrthum und zugleich Undankbarkeit gegen unſern jetzigen Zuſtand. Das deutſche Mittelalter gleicht dem in Italien auf merkwürdige Weiſe. Dies erklärt ſich leicht für die Jahrhunderte, wo die deutſchen Kaiſer, beſonders die ſächſiſchen und die Hohenſtaufen, in Italien und Sizilien herrſchten. Deutſchland und Italien in dieſer Zeit laſſen ſich getrennt von einander nicht wohl begreifen. Der Dichter der Nibelungen, dieſer germaniſchen Ilias aus dem dreizehnten Jahrhundert, und der Minneſänger Wolfram von Eſchenbach (geſtorben 1207), der Dichter des Parzival und Titurel, voll grandioſer, glühender und farbenreicher Imagination, müſſen als die zwei Dichter betrachtet werden, die Dante länger denn ein Jahrhundert würdig vorangingen. Die herrlichen, altdeutſchen Cathedralen von Köln, Wien und Nürnberg wurden lange vor denen in Mailand und Florenz begonnen. Viele deutſche Baumeiſter wurden nach Italien berufen, wo ſie ſchöne Kirchen und Kirchthürme bauten. P. Viſcher in Nürnberg (ſtarb 1530) goß ſeine herrlichen Bronzen lange bevor Benvenuto Cellini (ſtarb 1570) ſeinen berühmten Perſeus in Florenz machte. Die alte Kölner Malerſchule (1150—1350) bemühte ſich, von den byzantiniſchen Muſtern loszukommen, lange vor Cimabue (ſtarb 1300) und Giotto (ſtarb 1336); und die neue Kölner Schule, die durch Johann von Eyk (ſtarb 1441), Hemmling und manche Andere berühmt geworden iſt, blühte länger als ein halbes Jahrhundert, bevor Leonardo da Vinci (ſtarb 1519) die Florentiner Schule berühmt machte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

(Fortſetzung.)

Reform im höhern Schulweſen. Kirchliches. Jury.

Profeſſor Monnard, Präſident des Großraths, ſagte darüber in der letzten Sitzung deſſelben Folgendes: „So entſtanden zwei neue Geſetze, eines über die Reorganiſation der Collegien, das andere über die Umgeſtaltung der Akademie. Es war dringend nothwendig, dem traurigen Proviſorium in unſerem höhern Unterricht ein Ende zu machen, denn Schüler und Lehrer litten gleich ſehr darunter. Neubelebt mußten auch unſere Collegien oder lateiniſchen Schulen auf dem Lande werden. Ihnen ſteht für die claſſiſchen Studien ein Gymnaſium in der Hauptſtadt zur Seite, ein Muſter für die ſich in manchen Städten neu bildenden Collegien. So ſind Keime zur Entwicklung im Lande ausgeſtreut worden, deren Wachsthum und Bedeutung jetzt noch nicht beſtimmt werden kann. Durch ſolche gründliche claſſiſche Studien haben ſich in England, dem Muſterland für Freiheit und Politik, die großen Staatsmänner gebildet, welche nicht allein an der Entwicklung und Vervollkommnung ihrer vaterländiſchen liberalen Inſtitutionen trefflich gearbeitet, ſondern auch zu deren Verbreitung in andern Ländern Europas beigetragen haben. Durch ſo gründliche Vorbereitung zum ſcientifiſchen und literariſchen Leben erhält die Akademie noch mehr Würde und Bedeutung; ich ſage ſcientifiſch und literariſch, denn dieſer doppelte Charakter iſt durchaus nöthig, wenn große, würdige und hochherzige Gedanken keimen, reifen und tüchtige Männer finden ſollen, die ſie in die jugendlichen Herzen und Geiſter pflanzen. Und wähnen Sie nicht etwa, daß Sie mit der Gründung jener Anſtalten und des neuen Lebens in ihnen eine Kaſte erziehen, die andere Menſchen auszubeuten verſteht. Nein! dieſe Kaſte wird dazu dienen, Miſſionäre des Gedankens, Dolmetſcher aller hochherzigen Ideen und würdiger Freiheit zu bilden. Alle dieſe Studien werden, wie bisher, unentgeltlich, Allen gleich zugänglich ſeyn. Schlagen Sie die Studentenkataloge nach und überzeugen Sie ſich daraus, daß alle Claſſen der Geſellſchaft, alle Orte des Cantons zu unſern Studien aufgenommen, Alle mit gleicher Sorgfalt unterrichtet und keine begünſtigt oder bevorzugt worden ſind.

Wiſſenſchaftsmänner und Gelehrte ſind aus den Claſſen hervorgegangen, welche der Richtung zu höhern Studien ganz fremd ſcheinen. Junge Leute aus dem entfernten Gebirg und aus der nahen Stadt ſind zum Unterricht herbeigeeilt und haben ihn mit Eifer benuzt. Unſere neuen Geſetze tragen den Charakter der Gleichheit und des ächten Republikanismus an ſich. Die gedankenreichſte Frau aller Zeiten, die Frau, die zum Theil unſerm Canton angehört hat, Frau von Staël ſagte: „Auf einer gewiſſen Höhe des Gedankens angekommen, lieben Alle die Freiheit.“ Hoffen wir, daß recht Viele unſerer Jungen Leute ſich zu dieſer Höhe des Gedankens emporſchwingen und die verſtändige Freiheit zu ehren und zu ſchüzen verſtehen. Durch die von Ihnen angenommenen Neuerungen in unſerem höhern Unterrichtsſyſtem, treten wir mit den Schweizer Cantonen in Uebereinſtimmung, die darin am weiteſten vorgeſchritten ſind.“ — In Zürich, Bern und Genf hatte die revolutionäre Bewegung von 1830 und 1831 zur Folge, daß ſich Regierung und Volk zuerſt der öffentlichen Erziehung zuwandten. Sie alle ſagten: „Wir wollen die Freiheit, aber die Freiheit im Bunde mit Bildung und Kenntniſſen, im Bunde mit allen würdigen Elementen der menſchlichen Natur.“ So erhebt ſich denn nun die neue Akademie mit ihren ſiebzehn Profeſſoren an der Stelle der frühern viel geringern, die einen faſt ganz theologiſchen Charakter hatte. Die Fakultät der Literatur (griechiſche, lateiniſche und franzöſiſche) mit Philoſophie, Geſchichte, Nationalökonomie, den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften hat neun Lehrſtühle, die theologiſche Fakultät vier und eben ſo viel die juridiſche. Die Gehalte ſind anſtändig, von 1800 — 5000 Schweizer Franken. Aber keine Penſionen! Alle ſiebzehn Lehrſtühle wurden zugleich für vakant erklärt, alſo auch die bisher ſchon beſezten, und es bereitet ſich eine neue Wahl für Alle vor, wobei einige bisherige Profeſſoren, z. B. Vinet, Dufournet und Monnard wohl in ihren bisherigen Lehrſtühlen beſtätigt werden dürften. Entſchieden iſt aber noch nichts.

Eben ſo wenig entſchieden ſind die kirchlichen Angelegenheiten. Es handelt ſich darum, die Stellung der Kirche im Staate, ihr Verhältniß im Innern und zur Regierung zu beſtimmen. Zu dieſem Zweck war vorigen Februar hier eine Art von Concilium, dem delegirte Geiſtliche aus allen Theilen des Cantons beiwohnten, um über den Gegenſtand zu deliberiren und dann das Ergebniß ihrer Berathungen der Regierung zur Abfaſſung eines neuen Geſetzprojekts vorzulegen. Dies wird nun wahrſcheinlich bei der nächſten Verſammlung des Großraths demſelben zur Diskuſſion vorgelegt werden. So hatte auch Waad ſeinen Theil an der in der Schweiz und in Deutſchland ſo mächtigen kirchlichen Aufregung, die wie ein Miasma über Mitteleuropa wegzuziehen ſcheint. Hier begann ſie ſchon voriges Jahr mit dem Streit über das Kirchengebet. Der ſogenannte Nationalverein mit ſtark radikaler Färbung, den Staatsrath Druey an der Spize, hatte beim Großrath den wiederholten Antrag geſtellt, es ſolle die Liturgie abgeändert werden, denn es ſey in einer Republik ganz unpaſſend, daß darin für die Könige und Regenten des Auslands gebetet werde, da ihre Exiſtenz mit den republikaniſchen Grundſäzen ganz unvereinbar ſey und Republikaner vielmehr wünſchen und Gott bitten müßten, daß keine Könige ꝛc. exiſtirten. In dieſer ſehr langen Diskuſſion wurde von der „national-radikalen“ Seite entſezlich viel ſyllogiſtiſche Eloquenz (Druey iſt Advokat) und baarer Unſinn vorgebracht, der ſich nicht halten konnte vor der kräftigen Logik der Opponenten und dem guten Sinn derer, die es in den Sizungen offen ausſprachen, es wäre im Gegentheil Undank gegen die Könige ꝛc., nicht mehr für ſie beten zu wollen, da ihnen die Schweiz und Waad ihre jezige Exiſtenz verdankten. Erfreulich und bezeichnend für den guten Sinn des Großraths war es, daß er über den Gegenſtand zur Tagesordnung überging, was Druey jedoch nicht hinderte, zur Vertheidigung ſeines Antrags eine neue Schrift herauszugeben. Anmaßungen und unſtatthafte Neuerungen unſeres Biſchofs in Freiburg und ſeiner Dienſtleute wurden kräftig zurückgewieſen, und dies hatte Unterwerfung des Biſchofs unter die Ordnung zur Folge.

Sehr lobenswerth trat Druey in der Diskuſſion über die Annahme der Jury auf, die bekanntlich ſeit einigen Jahren magistri ad exemplum das Lieblingsſteckenpferd der „Liberalen“ in Waad und Genf geworden iſt, weil mit der Annahme dieſes Inſtituts die Juſtiz in politiſchen und Preßvergehen ſo ſchlaff, elend und lächerlich werden würde, wie in Frankreich, wo dergleichen den Staat ſchwächende Vergehen faſt alle ungeſtraft hingehen und überdies durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen noch andere Nachtheile haben. Dieſe Vortheile für ſeine Partei hinderten jedoch Druey nicht, ſich als erfahrener und redlicher Rechtsgelehrter, aus den in kleinen Staaten gegen das Geſchwornengericht ſtreitenden Gründen, opponirend auszuſprechen, was 1836 und 1837 weſentlich zur Verwerfung des Antrags durch den Großrath gewirkt hat. So iſt denn die Jury auch nicht in unſere neue Ordnung der Criminaljuſtiz übergegangen, was günſtig auf Genf gewirkt hat. Bei ſeiner Partei hat dies aber Druey ſehr geſchadet.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 138.

Der Ofen.

Räthſel.

Ein neck'ſcher Lichtſchirm, ſchönes Kind,
Dreht ſich als Fahne nach dem Wind.
So dir gerad' im Herzen weht,
Und zeigt das Licht, vor dem er ſteht;

Denn wenn er auch es halb verſteckt
Und auch zuweilen ganz verdeckt,
So glänzt es doch darüber weg
Und weiß rechts oder links den Weg.

Oft wird er gar zum Feldherrnſtab,
Dann weiſt er auf der Liebe Grab,
Denn ſeiner Herrſchaft unterthan
Zuerſt, ſtirbt ſie doch ſchnell daran.

Drum brauch' ihn nicht als Feldherrnſtab,
Als Lichtſchirm dien' er bis in's Grab,
Und wenn die Lichter trübe ſind,
Wovor er ſteht, ſo mach' er Wind.

J. G. M.

Beilage:

Bericht der Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig über den Rechnungsabſchluß des Jahres 1837.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. Juni 1838.

— Things, that love night,
Love not such nights as these. — Since J a was man,
Such groans of roaring wind and rain J never
Remember to have heard.

Shakespeare.
King Lear.

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

Von Lotichios.

(Fortſetzung von Nr. 126.)

Höllenſtein oder l'Antro (del Diavolo infernale) am 16ten März. — Ich habe mich umgekleidet, ich habe zu Nacht gegeſſen, ich ſitze am warmen Ofen, die furchtbaren Bilder des Schreckens und der Angſt hängen gleichſam in Rahmen an der Wand, und nicht ohne Vergnügen, ja im Gegentheil mit Vergnügen betrachte ich ſie, und doch bin ich noch ſehr bewegt. Das war eine wahrhafte Höllenfahrt. — Ich fuhr von Niederdorf ab, als es anfing Nacht zu werden. Es ſchneite und die Atmoſphäre war ſo dumpf und trüb, daß man nur auf einige Schritte weit ordentlich ſehen konnte. Mein Poſtillon war ein junger Burſch von etwa funfzehn Jahren, dem ich's gleich anmerken konnte, daß er ein ſchlechter Kutſcher war. Er hatte Furcht vor ſeinem „Rößl," und ſein Rößl war ein großmächtiger ſchwarzer Gaul, jung, ausgeruht, unbändig, ſcheu, der ſich vor jedem ſchwarzen Gegenſtande in der wüſten, dunſtigen Umgebung entſetzte und ſich bald ſo geberdete, als wenn er uns in den erſten beſten Abgrund werfen wollte. Einmal drehte er ſich raſch um, und nur einem glücklichen Sprung aus dem Wagen hatte ich meine geraden Glieder zu verdanken. Ein andermal, es war da, wo wir auf die „neue Straße" einlenkten, ſprang er ſeitwärts in den Schnee hinein, und nur dem Umſtande, daß gerade kein Abgrund da war, hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht in's tiefe, kühle Grab zu liegen kam. Viel Anderes der Art fiel vor; dabei wurde der Schnee um mich her immer höher, und immer ſtärker ſchneite es, und die Nacht fing ſonderbar an zu brauſen, denn es erhob ſich die Turmente. Unter ſolchen Umſtänden ſtundenlang zu fahren, ſchien mir, da es doch juſt nicht nöthig war, eine Tollkühnheit. Ich nahm mir vor, in dem erſten beſten Hauſe einzukehren. Ich fragte den Poſtillon, wie weit es noch bis zu einem ſolchen ſey. „Bis nach Cortina," antwortete er mir, „befinden ſich auf der ganzen, neunviertel Poſten langen Strecke nur drei einſame Häuſer, wovon das erſte für Sie die Poſt Höllenſtein iſt." Es überlief mich kalt bei dieſen Worten; war der Weg auf dem Hochgebirge während einer ſolchen Nacht ſchon an ſich fürchterlich, ſo wurde er es noch mehr bei dem Gedanken, daß er durch eine gänzliche Einöde ging. Ich dachte indeſſen nicht lange nach, was ich zu thun hatte: vorwärts! Aber dem linkiſchen, furchtſamen Poſtillon mich fürder anzuvertrauen, dazu konnte ich mich nicht verſtehen, ſo ſehr er verſicherte und betheuerte und Umſtände machte. Er mußte mir ſeinen Platz einräumen, und ich übernahm Zügel und Peitſche. Was mich tröſtete,

war, daß mein Wagen auf niedrigen Rädern ging und daß die Straße größtentheils bis auf die Steine von Schnee und Eis gereinigt war, wodurch das Klappern der Hufeisen entstand, welches das einzige Zeichen der rechten Bahn abgab. Sobald ich dies nicht mehr hörte, glaubte ich auch schon auf dem Wege nach einem Abgrunde zu seyn, und öfters hörte ich's nicht, und Abgründe im Hochgebirge, das wußte ich aus Erfahrung, sind oft so tief als unsere höchsten Thürme hoch sind.

Zuweilen huschten, doch nur anfangs, Gestalten dicht an mir vorüber, welche wie die schwarzen Männer unserer Volkssagen aussahen. Es waren riesenhafte Tyroler, die noch so spät da einhergingen. Zuweilen glaubte ich an den Mauern eines Hauses zu halten, und ich sah mich nach der Thüre, nach den Fenstern, nach dem gastfreundlichen Lichte um; allein es war ein schwarzer Felsen. Zuweilen glaubte ich ein ganzes Dorf zu sehen, dessen Häuser gar sonderbar beisammen und übereinander lagen, und Fichten schwebten wie Gespenster um sie herum, und mitten empor ragten schwarze, wunderlich gestaltete Thürme, und auf den Thürmen rührten sich nicht die Glocken bei dem furchtbaren Wehen der Turmente, und in den Wohnungen war es so still und Alles so geisterhaft öde: es waren schwarze Felsen. Zuweilen stiegen neben mir wie ungeheure, dunstigweiße Riesenphantome empor, und sie schienen, indem sie sich erhoben, mir nachzuschweben, und sie machten meine Blicke, die sie zu erfassen und zu erklären suchten, so irre, daß ich mich eines Schauers nicht erwehren konnte. Ich war ganz unter der Herrschaft der Eindrücke, welche die Geister- und Gespenstergeschichten der Alpenbewohner veranlassen. Ich konnte mir diese Erscheinungen nicht gleich erklären, weil ich mir einbildete, ich fahre auf einer Hochebene, und daher keineswegs hohe Berge in meiner Nähe vermuthete. Was konnte es aber anders seyn? Ich fragte den Postillon, wie es denn komme, daß gar keine Berge zu sehen. „Was da schwarz oder weiß hindurchscheint," antwortete er, „das sind Berge; wir können sie freilich nicht recht sehen des Unwetters wegen, aber sie stehen uns ganz nah zu beiden Seiten." So sagte er und ich dachte an Lawinen, und es wurde mir so eng, daß es mir fast wehe that. „Schauens, schauens, die Lauen!" rief auf einmal der Postillon. Es überlief mich kalt und ich empfand eine Bangigkeit, wie ich sie wohl noch nie empfunden habe. Nein, so habe ich den Schnee noch nie empfunden, noch nie gesehen! So sonderbar weiß, so geisterhaft weiß! Wie einen Duft hauchte er aus, und der Duft schien Gift zu seyn. Wir befanden uns mitten in einer Lawine, wie in einer Kirche. Gott! in einer solchen Kirche laß sie beten lernen! In einer der größten Lawinen, die je gefallen sind, befanden wir uns. Sie war schon vor einigen Tagen gefallen und eine Fahrbahn durchgeschleift worden; aber sie schien jezt erst zu fallen, und wie lange dauerte es, bis wir wieder aus ihr heraus waren! und nun schien von jedem Berge eine fallen zu wollen, und es schneite und stürmte, und man konnte nichts mehr sehen, nicht mehr die Hufe des Pferdes hören, und das war droben zwischen dem Montebello und dem Creparosso, auf einer der höchsten Wasserscheiden, auf dem Wege nach dem Antro infernale. Ich war ganz mit Schnee bedeckt und durchnäßt, mein Gesicht war wie zerrissen, ich konnte den Kopf nicht in die Höhe recken und kaum die Augen aufthun; das Roß zu lenken, war keine Möglichkeit mehr. Ich schien es nur noch am Zügel zu halten, damit es mir nicht davon liefe und mich sitzen ließe. Doch, ich kann es wohl sagen, keinen Augenblick verlor ich meine Kaltblütigkeit. Gewohnt, der Gefahr und dem Schrecken in's Gesicht zu schauen und sie in ihrem wahren Wesen und nicht in ihrer übertriebenen Erscheinung zu betrachten, erlag ich auch diesmal nicht dem betäubenden Schwalle der Gegenwart; ich überdachte weit und breit meine Lage, dachte an Alles, was mir lieb in dieser Welt ist, und nahm ruhig Abschied von dem schönen Leben, nicht gedankenlos oder betäubt, nicht entkräftet oder matt, sondern mit meiner ganzen Geistesgegenwart und in der Fülle meiner Kräfte; mit einer Ruhe sagte ich Lebewohl, als wenn der Tod, der sich neben mich auf den Bock gesezt hatte, eine ganz gleichgültige Person gewesen wäre. Unzählige Schauer liefen über mich hin und liefen durch mich hin, allein ich hatte mich zusammen genommen, und sie vermochten so wenig über mich, daß auch diesmal der Genuß, den sich der abenteuerliche Sinn, mit welchem ich auf die Welt gekommen, bei solchen Verhältnissen zu verschaffen weiß, die Oberhand behielt. Jene geisterhaften Häuser und Dörfer und Thürme und Gestalten, die mir durch optische Täuschungen und Geblütswallungen erschienen, und an die zu glauben ich mich auch dann noch ergözte, nachdem ich sie mir erklärt, und die Schrecken der Turmente und der Tod, der neben mir Platz genommen zu haben schien — das sah ich als ein romantisches Vergißmeinnicht an, welches mir einst, Falls ich davon kommen würde, ob seinen eigenthümlichen Düften und Farben zum größten Vergnügen gereichen würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Deutschland in Frankreich.

(Beschluß.)

Das französische Mittelalter hat weniger Großes hervorgebracht. Fast Alles erlag da unter dem Lehnswesen,

dem Despotismus, der Scholastik und dem Hof; und die italienischen Künstler, übergesiedelt an den Hof Franz I. und in einen fremden Boden, trugen hier wesentlich dazu bei, daß sich in den Künsten jene zwar reiche, aber überladene und manirirte Mischung entwickelte, die der Styl der Renaissance heißt. Die schönen Gesänge der Provence und Normandie verklangen leider zu früh, um Einfluß auf die Franzosen zu haben, deren Civilisation, Literatur und Künste sich seit dem sechzehnten Jahrhundert unter den Einfluß der Könige und der Hauptstadt schmiegten, dadurch allerdings an Eleganz gewannen, aber gar Manches von ihrer Farbe, Frische und Unabhängigkeit verloren. Deutschland und Italien waren glücklicher, denn in diesen Ländern hatte das Mittelalter durch den Einfluß, die Macht und Cultur der freien Städte einen ganz andern Charakter. In Italien wurden die Städte später durch die heimliche und offene Gewalt der Fürsten und durch die Verdorbenheit des Clerus unterdrückt, in Deutschland hingegen hat sich das Communal- und Städteleben erhalten, es gedeiht da fortwährend und bildet die breite und feste Basis unseres socialen und politischen Lebens. Es ist schon länger denn zwei Jahrhunderte, daß Italien stillsteht; Deutschland aber schreitet vorwärts, in ihm ist Jugend und Kraft. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert reisten drei große Männer des damals in hellster Civilisation glänzenden Mittaglandes, es reisten Petrarch, Machiavel und Aeneas-Sylvius durch Deutschland, und waren nicht wenig erstaunt, statt des fast barbarischen Volks, das sie erwarteten, ein schönes Land mit einem durch Religion, Familienleben, Unterricht, Wissenschaften und schöne Künste gebildeten Volk, mit milden, angenehmen und höflichen Sitten, deßgleichen schöne und liebenswürdige Frauen zu finden, die der sachverständige Petrarch mit seinen Italienerinnen vergleicht.

Gegenwärtig bestehen in der europäischen Cultur nur noch drei mächtige Familien. Jede hat ihre Zeiten der Größe und der Schwäche gehabt, aber alle drei sind jezt von einander so unabhängig, als dies für ihr Gedeihen und für ihre Ehre nöthig ist. Jede hat ihre nationale Farbe mit eigenthümlichen guten Eigenschaften, Vortheilen und Fehlern. Nach langen Kämpfen sind sie endlich auf dem Punkt angelangt, wo sie sich nicht mehr hassen, mit Neid betrachten oder gar Krieg miteinander führen mögen. Wir glauben sogar, daß bald kein Krieg mehr unter ihnen möglich seyn wird. Das Christenthum, verdrängend alles Beengende und Beschränkte, bereitet der Menschheit ein besseres Geschick. Der Augenblick ist nicht fern, wo sich diese Völker freundlich zugethan seyn werden. Dann wird jedes bei dem andern holen wollen, was ihm mangelt und was ihm paßt. Auf die Eroberungen und Unterjochungen, auf die mechanischen Kriege wird ein edler Krieg der Nacheiferung in allem Schönen, Guten und Großen entstehen. Keines wird sich fürder selbst seine Stelle über dem Andern anweisen wollen, denn keines wird mehr den Schwulst lächerlicher, abgenuzter und geschmackloser Rhetorik brauchen, um sich damit geltend zu machen.

So hoffen wir denn, daß die alten Mißgriffe und Irrthümer nicht wieder vorkommen. Die ganze intellektuelle Welt, Wissenschaften, Literatur, Ideen und Inspirationen müssen bald einen großen, gemeinschaftlichen Schatz bilden, in den jedes Volk seine Diamanten und Perlen, seine Gold- und Silberstangen, oder seine bloßen Kupfermünzen tragen, aber Brennus Schwerdt nicht mehr in die Wagschaale werfen wird.

Resultate.

„Die Anmaßung sizt auf dem Thron,
Kritik wird täglich schlimmer!“
Sie haben selbst den Schaden davon:
Sie werden immer dümmer.

Ein Buch pflegt Recensenten
Ein Fechterplatz zu seyn:
Daß sie draus lernen könnten,
Fällt ihnen gar nicht ein.

Einst lehrten nur die Weisesten —
Und jezt sind sie die leisesten.

Vor Zeiten waren Bücher nur
Belehrungen von Kluggewordnen;
Nun aber ist Literatur
Ein Treiben, so wie alle andern.
Dies Chaos mag der Teufel ordnen!
Am besten bleibt es, auszuwandern
In vorige und Folgezeiten,
In stiller Clause aufzupassen,
Und Narren so wie auch Gescheiten
Die Spielerei zu überlassen.

„Hör' doch einmal deine Richter!
Hast du denn noch nicht gelernt,
Daß den Groll der wahre Dichter,
Den Verdruß von sich entfernt?“

Ei, ihr Herrn! mich will bedünken,
Seltsam haltet ihr Gericht:
Essig gebt ihr ihm zu trinken
Und verlangt ein süß Gesicht?

Laßt mich euch was Beſſres rathen:
Gebt ihm, ſeiner Achtung werth,
Stoff zu frohern Reſultaten —
Und ihr habt, was ihr begehrt!

Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

(Beſchluß.)

Literariſches.

Ein anderer ausgezeichneter Mann, den Lauſanne ſeit einiger Zeit von Baſel wiedergewonnen hat, iſt Vinet, der an Leresche's Stelle als Profeſſor der Theologie in ſeine Vaterſtadt berufen worden. Wer kennte ſeine Schriften über Moralphiloſophie nicht? Alle, ja ſein ganzes Leben und Denken durchdringt Ein Gedanke, Ein tiefes, frommes Gefühl — das Chriſtenthum. Bekanntlich hat er, der auch ganz Herr der deutſchen Sprache iſt, alle Syſteme moderner Philoſophie durchgegangen, aber an allen ſchwache Seiten, leere, eitle Anſprüche entdeckt; deßhalb ſucht er darzuthun, daß nur Religion die großen, den Menſchen beunruhigenden Fragen löſen und beantworten kann, daß nur ſie der Moral als ſichere Grundlage dient und überdies allen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes genügt und der allein ſichere Weg zur Wahrheit iſt. Ihm ſcheint der Gedanke der Erlöſung durch Chriſtus einfacher als alle Grundſätze und Formeln, die philoſophiſchen Syſtemen zum Grund liegen. Mit dieſer Anſicht bekämpft er ſiegreich die Ungethüme unſerer Zeit, den Materialismus und Utilitarismus, aber auch den Pantheismus und Eklekticismus. Ihm genügt Gottes Gnade als Princip, das Alles erklärt, verſöhnt und zu Gott zurückführt. Wie wichtig ein ſolcher Mann durch Schrift, Wort und Beiſpiel in unſerm von dem materialiſtiſchen Frankreich bearbeiteten Land iſt, braucht nicht erſt erwähnt zu werden. — Ihm gewiſſermaßen in die Hände arbeitend wirkt Sainte-Beuve, einer der denkendſten, tiefſten und reinſten literariſchen Charaktere des heutigen Frankreichs, der nicht verwechſelt werden darf mit den Leuten auf dem Pariſer Literaturmarkt. Die waadländiſche Regierung, die darauf bedacht iſt, unſern Studenten gute Muſter zu geben und ſie an gründliches Studium zu gewöhnen, hat Sainte-Beuve veranlaßt, hier Vorleſungen über die Literatur von Port-Royal zu halten, das unſtreitig als die Feſtung des dem Pabſt und den Jeſuiten trotzenden Janſenismus der reinſte, ehrwürdigſte Punkt in der ganzen franzöſiſchen Civiliſations- und Literaturgeſchichte iſt. In dieſen ſehr anziehenden Vorleſungen, die auch jezt noch fortgeſezt werden, hat Sainte-Beuve Port-Royal in theologiſcher, hiſtoriſcher, philoſophiſcher, literariſcher und poetiſcher Beziehung betrachtet und mit großer Gründlichkeit die frommen und kühnen Bemühungen dieſer Anſtalt für die Reform der Kirche dargethan, wodurch ſie ſich ſo viel Haß und Verläumdung zugezogen. Eben jezt ſpricht er von J. Racine, der bekanntlich ein Schüler von Port-Royal war, und analyſirt auf neue und treffliche Weiſe ſeine Tragödien, beſonders die religiöſer Färbung. Es gereicht unſern Lauſanner Damen ſehr zur Ehre, daß ſie dieſen Vorleſungen mit immer gleichem Intereſſe beiwohnen, die doch nichts von dem bunten, oft oberflächlichen und frivolen Reiz gewöhnlicher Kurſe über franzöſiſche Literatur an ſich haben.

An literariſchen Erſcheinungen war das vergangene Jahr nicht arm. Außer jenen Essais de philosophie morale von Vinet, muß beſonders die neue franzöſiſche Ueberſezung von Joh. Müllers Schweizergeſchichte durch den Prof. Monnard gerühmt werden. Er, in Verbindung mit dem als romaniſcher Geſchichtſchreiber bekannten Vulliemin, hat es unternommen, Müllers Werk nicht nur nach der neueſten Bearbeitung des Verfaſſers und nach den Fortſezungen von Gluz-Blozheim und Hottinger ins Franzöſiſche zu überſezen, ſondern auch bis auf den heutigen Tag fortzuführen. Von dieſer Fortſezung, die Vulliemin übernehmen wird, läßt ſich noch nichts ſagen, da die Ueberſezung des Originals noch nicht ſo weit gediehen iſt. Immer war es gut, daß an eine neue Ueberſezung Müllers gegangen wurde, da die 1794 und 1795 in Lauſanne von La Baume und Boileau erſchienene, nur die drei erſten Bände begreift und überdies aus Mangel an hinlänglicher Kenntniß des Deutſchen ſehr fehlerhaft und manchmal ſogar voll lächerlicher Irrthümer und Mißverſtändniſſe iſt. Monnard mit ſeiner guten Kenntniß des Deutſchen und ſeinem ausgezeichneten Talent in der franzöſiſchen Diktion iſt der rechte Mann für dies Unternehmen, und nach den bisher erſchienenen drei Bänden zu urtheilen, können wir dem Ueberſeyer nur Lob ertheilen für die treue und ſogar farbenvolle Uebertragung Müllers, deſſen Darſtellungs- und Spracheigenthümlichkeit möglichſt beibehalten und wiedergegeben iſt. Die andern Bände folgen ohne Unterbrechung auf einander. — Vulliemin zeichnete ſich als nationaler Hiſtoriker aus durch ſeinen Chroniqueur, der die Geſchichte der Reformation dieſes Landes und deſſen Vereinigung mit der Schweiz in den Jahren 1535 und 1536 auf einfache, faßliche und intereſſante Weiſe darſtellt, nicht für Gelehrte, ſondern für das gebildete Volk. Die Erzählung iſt genau, ſo zu ſagen, Tag vor Tag und voll dramatiſchen Lebens. Dieſer Chroniqueur erweckte im Lande das Intereſſe für Geſchichte und Alterthümer der romaniſchen Schweiz, und es bildete ſich zu dieſem Zwecke eine Geſellſchaft in Lauſanne unter dem Präſidium des durch ſeine vieljährigen Bemühungen um vaterländiſche Geſchichte und Sitten und durch viele treffliche, hierher einſchlagende Arbeiten hochverdienten Greiſes, des Dekans Bridel von Montreux. Vicepräſident wurde Vulliemin. Die Geſellſchaft findet in allen Theilen des Landes uneigennüzige und wahrhaft liberale Unterſtüzung, die bei uns um ſo nothwendiger iſt, da wir nicht, wie ähnliche Geſellſchaften in Monarchien, auf Unterſtüzung wohldenkender Fürſten rechnen können. Es iſt auch ſehr zu wünſchen, daß ſich in den andern Ländern der romaniſchen Schweiz, in Genf, Neuchatel, Freiburg und Wallis ähnliche Geſellſchaften bilden, mit denen die unſrige in Beziehung und Wechſelwirkung treten könnte. Dann erſt ließe ſich an ein günſtiges Ergebniß für die romaniſche Geſchichte und Archäologie denken. Die waadländiſche Geſellſchaft muß beiſpielgebend vorangehen. Sie will jährlich einen Band Denkſchriften herausgeben und hat für 1838 bereits einen auf Subſcription angekündigt. Sie ſollen eine Fortſezung des in der ganzen romaniſchen Schweiz allgemein bekannten Conſervateurs vom Dekan Bridel ſeyn, ein bändereiches, im Buchhandel vergriffenes Werk, das jezt vermehrt und verbeſſert, wieder gedruckt wird. — Ich hätte noch Manches zu beſprechen, das Ihre Leſer intereſſiren kann, verſpare es aber, um dieſen Brief nicht zu ſehr auszudehnen, auf einen nächſten Bericht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 19. Juni 1838.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Dieſe morſchen Ueberreſte waren:
Ein verthürmtes Schloß: voll Majeſtät
Auf des Berges Felſenſtirn erhöht.

Matthiſſon.

Gedichte von Julius Krais.

Die Thurmruine.

Was ſchaut mich, wie ein Knochenmann,
Ein rieſenhaftes Steingerippe,
Der graue Thurm vom Hügel an
Aus grünumbuſchtem Felsgeklippe?
Wo vormals er gebietend ſtand,
Das Haupt emportrug, ſtolz und edel,
Blickt jezt hernieder in das Land
Ein grinſend hohler Todtenſchädel.

Weg iſt der lauten Gäſte Schwarm,
Die einſt gehauſt in ſeiner Stirne,
Gedanken gleich, die voll und warm
Gebraust im gährenden Gehirne.
Mit jenes rothen Weines Duft,
Der in Kryſtall und Golde ſchäumte,
Iſt auch verflogen in die Luft,
Was froh der Zecher wünſchte, träumte.

Dort, wo im ritterlichen Saal
Die Scheiben kerzenhell erglühten,
So wie des Geiſtes Aetherſtrahl
Hervor die Augen mächtig ſprühten,
Iſt's nun ſo öd'; erloſchen ſind
Die Flammen, Lücken ſtatt der Fenſter,
Und ſchaurig heult durch ſie der Wind,
Zur Zeit der Eulen und Geſpenſter.

Von hohen Zinnen ſchmetternd ſcholl
Das Wächterhorn zu Kampf und Fehde;
Vom üppig ſchönen Munde quoll
Der Strom der anmuthreichen Rede:
Nun iſt verſtummt der kecke Muth,
Der einſt den Feind herausgefodert,
Der Lippen ſeelenvolle Glut,
Sowie der Zinnen Stolz, vermodert.

Zerfallen längſt, an dem der Sturm
Oft müd ſich rannte, das Gemäuer,
Die Treppen all; noch ſteht der Thurm,
Als ein verſtümmelt Ungeheuer.
Gefräßig nagt ſchon manches Jahr
Und raſtlos an den Rieſenknochen;
Ein Wunder, daß ſie noch nicht gar
Verwittert und entzwei gebrochen.

Nicht raſſelt unten im Verließ
Die Kette mehr, in deſſen Bauche
Der Burgherr Manchen ſchmachten ließ
Lebendigtodt vom Gräberhauche;

Da wühlt nicht mehr mit ihrem Dolch
Im armen Herzen Angſt und Jammer;
Nur Natter haust und Wurm und Molch
Noch in der ausgefreßnen Kammer.

Kahl ſteht das Thurmgeripp und ſtumm:
Mir iſt, wie wenn mit dumpfer Stimme
Den Menſchlein in dem Land ringsum
Es ſpräche von des Schickſals Grimme.
Die Thräne bricht hervor; es füllt
Die Seele mir ein kalter Schauer;
Sie hat ſich abgewandt und hüllt
Sich ſchweigend ein in dunkle Trauer.

An einen blinden Dichter und Muſiker.

Blind war der Sänger, welcher brauſend
In ſeiner Rieſenharfe Gold
Den Strom dahin durch manch Jahrtauſend
Des Iliſchen Geſanges rollt;
Dem Fingals Heldenſohn, der blinde
Tiefgraue Barde, ſich vergleicht,
Deß Lied ſo ſchaurig mit dem Winde
Durch Schottlands Nebelhaiden ſtreicht.

Im lichterfüllten Geiſt ein Seher,
Als ihn der ird'ſche Schein verließ,
Drang Milton ein, der Gottheit näher,
In das verlorne Paradies.
Der Teufel Qualen in der Hölle
Schaut' er im ſchrecklichen Geſicht;
Dann ſang er an des Himmels Schwelle
Erhabnen Gruß dir, heilig Licht!

Dein Loos, o Freund, gleicht ihrem Looſe:
Umflort vom ewig düſtern Grau,
Sah nie dein Blick die Frühlingsroſe
Und nie die goldne Sonn' im Blau.
Doch hat Natur der Lieder Gabe
Dir freundlich in die Bruſt geſenkt,
Statt Farbenglanz als ſuße Habe
Die Kunſt der Töne dir geſchenkt.

Wenn auf ſo mächtig ſtolzen Schwingen
Auch dein Geſang ſich nicht erhebt,
Iſt's doch ein innig holdes Klingen,
Das dir im ſtillen Buſen lebt.
So trägſt du leicht, was dir beſchieden
Des Schickſals heilig ernſte Macht,
Und wandelſt ruhig und zufrieden
Dahin die Pfade deiner Nacht.

Bleibt, holde Genien, ihm Begleiter
Und Führer, Dichtkunſt und Muſik;
Ihm ſey es drinnen hell und heiter,
Weil draußen Dunkel hüllt den Blick:
Bis einſt der Sehnſucht wird Gewährung,
Bis Nebel rings und Nacht zerfließt,
Im Morgenſchimmer der Verklärung
Sein Auge ſtaunend ſich erſchließt.

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Die Turmenta hatte indeſſen ihren höchſten Grad erreicht. Ich ſah nichts mehr, und es ſchien, als ob mir auch das Hören vergehen wollte bei ſolchem Brauſen der ſchrecklichen Schluchten und Gebirge, bei ſolchem Pfeifen des Windes, bei ſolchem Peitſchen des Schneegeſtöbers. Vor mir her bewegte ſich ein großer ſchwarzer Fleck, wie das Roß Wilhelms. Es ging mir zu langſam; in der Furcht, die Straße möchte gänzlich zugeſchneit werden, wagte ich das Aeußerſte, und ich ſchwang die Peitſche und hieb zu, und es ging wahrhaft ſchauerlich. Das Roß ſchien zu fliegen, ich hörte keinen Huf und keine Räder mehr, es ging wie durch die Lüfte, ſo ſchauerlich ſanft. „Herr," rief der Poſtillon, „wir ſind in einer Lane!" und abermals ſtand der Schnee über uns wie das Gewölb und die Thürme einer Kirche, und da ſchien unſer leztes Stündlein zu ſchlagen, da ſchien es zu läuten ſo furchterlich! Die Lawine war eingebrochen, ganze Schneemaſſen lagen im Wege, der Wagen ſchlug um, das Pferd bäumte ſich, ſuchte ſich durch den Schnee hindurchzuarbeiten, geberdete ſich wie wüthend, der Poſtillon fiel auf die Knie und betete. Ich riß ihm das Horn von der Schulter, mit der einen Hand hielt ich die Zügel des tobenden Roſſes und mit der andern das Horn am Munde, und ich blies — guter Mond, du gehſt ſo ſtille! — nein, das blies ich nicht; herzzerreißende Töne ſtieß ich aus, daß ſich die Gamsböcke und die Adler und die Bären umher erbarmt haben würden. Und ſiehe! es kam Hülfe. Glücklicherweiſe befanden wir uns nicht weit von dem einſamen Hauſe der Straßenwärter. Dieſe hatten die Nothrufe gehört und kamen nun herbeigeeilt und halfen uns aus der Noth. Auch das Unwetter hatte ſeinen Gipfel erreicht: Wind und Schnee ließen etwas nach, und ich entſchloß mich, weiter zu fahren, und langte glücklich am Poſthauſe des Höllenſteins an. Da war Alles öde und ſtill, da ſchienen Thür und Fenſter aufzuſtehen, und die Bewohner, von einem Schrecken ergriffen, waren ausgezogen. Der Poſtmeiſter war fort, die Knechte waren

fort, die Kellnerin ſtand beſorgt am Fenſter, ſah forſchend hinaus, während zwei Männer mit glühenden dunkeln Augen, weißen Zähnen und unheimlichen Zügen allein an der Tafel in der verödeten Stube ſaßen und zuſammen ein unverſtändliches Welſch ſprachen. Es war etwas in dem einſamen Hauſe vorgefallen in dieſer ſtürmiſchen Nacht, etwas Ungewöhnliches, etwas, das ſich, bei meiner Stimmung beſonders, wenig geheuer ausnahm. Das klärte ſich jedoch bald auf. Der Poſtmeiſter kam mit ſeinen Knechten zurück. Sie waren dem Poſtillon, welcher die Staffette fortgeführt, zu Hülfe gekommen. Dieſer war von hier während des Unwetters und trotz deſſelben abgefahren, allein er hatte noch nicht das nächſte, auch einſam gelegene Wirthshaus erreicht, als eine Lawine fiel und ihm den Weg abſchnitt. Er kehrte um, aber noch ehe er den Höllenſtein erreichte, da fiel eine andere. So war er alſo eingeſchloſſen. Er ließ ſein Geſchirr ſtehen und arbeitete ſich auf einem Umwege durch den Schnee nach Haus. Auf demſelben Umwege haben ſie nun das Pferd und den Wagen, doch nur mit der größten Anſtrengung, zurück gebracht. Welch ein Leben auf dieſen Höhen! Doch es iſt Schlafenszeit und Alles iſt gut; ich will mich zur Ruhe begeben.

Höllenſtein am 17ten März 1838. — Ich bin doch bewegter geweſen als ich glaubte. Ich habe lebhafte Träume gehabt. Der Schlaf vermochte nichts über die Wallungen meines aufgeregten Geblüts. Es bebten noch meine Fibern ob den Schauern der geſtrigen Schrecken, und in der Nacht, bei der Ruhe des Gehirns, während des Schlummers des Verſtandes, während der Alleinherrſchaft der Lunge und Leber, wurden dieſe Schrecken in ihrer Wiederſpiegelung, wo ihre Geiſter die rationelle Form der Wirklichkeit gänzlich abſtreifen und ſich ſo phantaſtiſch geſtalten konnten wie ſie nur wollten, zu Gebilden, wo das Natürliche und das Uebernatürliche ſo ſeltſam ſich vereinte, Grauſenhaftes mit Anmuthigem abwechſelte oder gar verſchmolzen war. Ich ſah den Alpenkönig, umgeben von ſeinem ganzen Hofe, worunter viel Geſindel, das mir viel zu ſchaffen machte. Er ſah aus wie ein Tyroler, der luſtigen, gutmüthigen Haltung und der bunten Kleidung nach; aber ſeine Augen, ſein Gürtel und ſeine Hutſchnur, das glitzerte und funkelte unheimlich, giftig, wie die Augen der beiden Welſchen von geſtern Abend. Nachdem er mir viele Schauſpiele zum Beſten gegeben, fuhr er mit mir durch die Lüfte nach dem Großglockner hin, der ſich, eine ungeheure Kuppel, über den Schneegebirgen erhob. Die Ferner ſtanden kalt und öde, und in ihren Thälern zogen Wolken und Stürme und rauſchten fürchterliche Waſſerfälle, und furchtbar ſauſten die Lüfte. Auf einmal erglühten die Ferner unſäglich, und ſtanden licht und loh, und über den Waſſerfällen ſchwebten Regenbogen, und in den Wolken ſpiegelten ſich des Alpenlebens ſchönſte Erſcheinungen, und die Lüfte klangen wie Alpenzitter und Alpenharfen, Anfangs leiſe und lieblich, aber immer ſtärker, je näher wir dem Großglockner kamen, immer ſtärker, bis ſie endlich klangen wie ein allgewaltiges Glockengeläute, das ich auszuhalten nicht im Stande war, worüber ich erwachte. Ich hörte nun auch wirklich läuten, aber wie im Kloſter auf dem St. Bernhard, wenn Wanderer umgekommen, und wie in Florenz, wann den barmherzigen Brüdern das Zeichen gegeben wird, ihre ſchauerliche Kleidung anzulegen und einem Verunglückten zu Hülfe zu eilen; ſo ſchien es mir zu läuten. Ich glaubte, es ſey ein Unglück geſchehen, irgend ein Fuhrmann ſammt Karren und Gäulen oder irgend ein Wandersmann ſey in einer Lawine umgekommen. Ich ſprang aus dem Bett, und machte das Fenſter auf und ſchaute hinaus in das enge Thal des Höllenſteins. Da läutete es in der gegenüberſtehenden Capelle Ave Maria, denn es begann eben Tag zu werden. Still und ruhig ſtanden die hohen düſtern Felſen um meine einſame Herberge herum, ſtille war es auf der mit hohen Schneemauern eingefaßten Straße, und an derſelben ſtand in ſeiner ſchauerlichen Einſamkeit, und bis an den Gürtel im Schnee, der heilige Nepomuk, vor der Hand die einzige menſchliche Figur, die da zu ſehen war.

In der Wirthsſtube fand ich den Poſtmeiſter und ſeine Frau und die beiden Italiener. Letztere kamen mir ganz anders vor als geſtern Abend; ſie hatten für mich nichts Unheimliches mehr, im Gegentheil, ihr Weſen erſchien mir nun als eine alte, gute Bekanntſchaft; es war nicht klar, wie der blaue italiſche Himmel, aber doch ſo, daß man ſchon etwas Orangen und Citronen wittern konnte. Der Poſtmeiſter und ſeine Frau ſind liebe, gutmüthige Leute, die große Aufmerkſamkeit für den Fremden haben. Ihre Bewirthung iſt gut und billig, ihr Haus iſt klar und reinlich; mein Bett war vortrefflich, weiß und weich, wie es in einer Stadt nicht beſſer ſeyn könnte. Ich möchte im Sommer einige Tage hier zubringen können, um die Umgegend kennen zu lernen, wo die Drau und die Rienz entſpringen, und wo ſich Gemſen in größerer Anzahl als irgend anderswo aufhalten. Nie verweilen Reiſende hier, einige Engländer ausgenommen, die ein paar Tage da bleiben und Landſchaften zeichnen. „Ich habe mehrere Feldzüge mitgemacht,“ ſagte der Poſtmeiſter, „alſo manche Länder geſehen, und doch gefällt es mir auf dieſen Höhen. Täglich hör ich von meinen Gäſten etwas Neues, und es macht mir um ſo mehr Vergnügen, als es auch nur wie ein vorübergehender Gaſt erſcheint, nur meine Neugierde reizt und befriedigt, mich aber übrigens unangefochten läßt und im geringſten nicht ſtört. Zur Zeit der Gamsjagd, die dem Herrn von *** gehört, kommt dieſer mit ſeinen Freunden herauf, und da gibt es manche Kurzweil. Wein, Frucht

und Fleiſch kann ich mir leicht verſchaffen, und friſches Gemüs gibt mein Gärtchen am Hauſe, wo es ſehr gut gedeiht, wiewohl wir uns höher als die auf dem Brenner befinden. Ein eigenes Vergnügen empfinde ich an der Quelle der Drau. Sie entſpringt ſo klein, daß ſich ſchwerlich mein Pferd daraus ſatt trinken könnte, und doch wird ſie nachher zu einem ſo großen Fluß!" — „Ja," ſagte einer der Welſchen, „ich begleitete einmal einen Franzoſen dahin, der war expreß heraufgekommen, um die Quelle dieſes großen Fluſſes zu ſehen, der ganz Frankreich durchſtrömt und an dem ſo viele Städte liegen, Paris, Marſeille, Lyon, und was weiß ich was für Alle noch mehr, denn ich bin nie in jenem Lande geweſen. Es wird wahr ſeyn, und warum ſollte es nicht? Hier ſehen wir nur Quellen und Gießbäche, nur einzelne Häuſer und Dörfer; aber draußen da gibt es große Städte und große Flüſſe; das weiß ich aus Erfahrung, habe ich doch ſchon ſelbſt ein Bischen hinaus in die Welt geguckt. Bis Ceneda bin ich gekommen; bis dahin ſteht immer ein Gebirg am andern, und ſo eng ſind ihre Thäler, daß kaum eine Straße neben dem Fluſſe darin Platz findet; aber bei Ceneda öffnet ſich das Land wie ein Buch, und man ſieht lauter Ebene und dieſe voll Städte und Dörfer, und da werden die Flüſſe ſo groß, daß ſie ein Meer bilden." — Alſo ſprach der Welſche, der aus Cortina iſt, und auf einem einſpännigen Karren Weizen im Puſterthal geholt hat. Sein Gefährte, aus Cadore, und unterwegs mit ihm zuſammengekommen, trennt ſich nun von ihm, um mit mir fürbaß zu ziehen. Ich werde zu Fuß bis nach Cortina gehen, weil es ungewiß, ob die Straße wieder aufgeräumt und fahrbar iſt. Die wahre Lawinengegend iſt juſt die von hier nach Cortina. Da aber Lawinen, bei ruhiger Luft, nur Nachmittags, wenn durch die Sonnenſtrahlen die Schneeſchichten in Bewegung geſezt worden ſind, zu fallen pflegen, und da es jezt ſehr ſchönes, ruhiges Wetter iſt, ſo habe ich nicht viel zu befürchten, und es will mich bedünken, als ob ich gar nichts zu befürchten hätte. Hätte ich die Gegend beſſer gekannt, ich würde geſtern weniger in Angſt geſchwebt haben: ich hätte gewußt, daß der von der Straße abgeſchaufelte Schnee auf beiden Seiten derſelben eine Mauer bildet, wodurch es dem Pferde unmöglich wurde, gefährliche Seitenſprünge zu machen oder überhaupt aus dem rechten Geleiſe zu kommen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Stellung des weiblichen Geſchlechts.

Die Emancipationsverſuche einiger Damen, welche bekanntlich Vorträge hielten, Schriften herausgaben und Bittſchriften an die geſetzgebenden Kammern richteten, um Publikum und Regierung für ihren Zweck zu ſtimmen, haben ein klägliches Ende genommen, und vor der Hand wird keine mehr die Emancipation verlangen. Diejenige, welche, nebſt Mde. Doriat, am eifrigſten auf die Ausdehnung weiblicher Rechte drang, war Mde. Poutret de Mauchamp, ein verheirathetes Frauenzimmer, welches zulezt noch die geſetzliche Wiedereinführung der Eheſcheidung verlangt hatte, doch wohl nicht ſelbſt davon Gebrauch machen wollte, da ſie mit ihrem Manne, wie es ſcheint, in gutem Einverſtändniſſe lebt, auch ziemlich viel Geſellſchaft in ihrem Hauſe empfing. Die Frau ſchien überſpannte Gedanken hinſichtlich der Rechte und Anſprüche ihres Geſchlechts zu haben; übrigens aber wußte man nichts Nachtheiliges von ihr. Man erſtaunte daher nicht wenig, als neulich die Zeitungen ankündigten, ſie ſowohl als ihr Mann ſeyen von der Polizei wegen ihres abſcheulichen Lebenswandels verhaftet worden, und ſeitdem erzählt man gräuliche Dinge, was Alles in ihrem Hauſe vorging, und man iſt neugierig auf den Kriminalprozeß, welcher gegen die beiden Eheleute eingeleitet wird. Welche Frau wird es nun noch wagen, daſſelbe zu verlangen, was Mde. Poutret de Mauchamp wollte, und dadurch den Verdacht der Sittenloſigkeit auf ſich zu laden? Auch gibt es wohl kein Land, und beſonders keine Hauptſtadt, in welcher ſich das ſchöne Geſchlecht über ſeine Stellung in der Geſellſchaft und über ſein Loos weniger zu beklagen hätte, als gerade Frankreich und Paris. Nicht allein nimmt daſſelbe an allen geſellſchaftlichen Vergnügungen Theil, und lebt nie abgeſondert, wie in andern Ländern, wo die Männer den Abend miteinander zubringen; es findet auch mannichfache Beſchäftigung, wodurch es ſich ſeinen Unterhalt verſchaffen kann, und nicht ſo abhängig vom andern Geſchlechte bleibt, als anderswo. Manche Handels- und Gewerbszweige werden faſt ausſchließlich vom weiblichen Geſchlechte betrieben, als Moden-, Putz-, Leinwandhandel u. ſ. w., und in einigen von der Regierung abhängigen Verwaltungen werden gewiſſe Stellen faſt einzig nur Frauen, beſonders Wittwen, gegeben, z. B. der Verkauf des Stempelpapiers, die Bureaus der Briefpoſt; eben ſo der Abſatz des Tabaks. In allen Kaffeehäuſern, Reſtaurans und in den meiſten Kaufmannsladen iſt das ſogenannte Comptoir von einer Frau beſezt. Hunderte, ja Tauſende finden Beſchäftigung in Fabrikanſtalten, welche zarte Hände erfordern. Eben ſo gibt es einige hundert weibliche Erziehungsanſtalten für Töchter, in welchen faſt alle Lehrerſtellen von Frauen oder Mädchen beſezt ſind. Es wäre ein Leichtes, hundert Schriftſtellerinnen in Paris aufzuzählen, deren Manche einzig von ihrer Feder leben, und zwar Mehrere ſehr gut, Andere freilich etwas kümmerlich, wenn die Regierung ihnen nicht durch ein Jahrgehalt oder durch ſonſtige Geldunterſtüzung zu Hülfe kommt. Das Beiſammenleben beider Geſchlechter und die Nationalgewohnheit, ſich am Abend, nach vollbrachten Geſchäften, zuſammen zu erholen, iſt wohl die Haupturſache, daß Clubbs und Caſinos hier ſo gar nicht aufkommen wollen. Ehemänner beſuchen lieber mit ihren Frauen Geſellſchaften oder gehen mit ihnen in's Schauſpiel, als daß ſie ſich von ihnen trennen und den Abend allein in den Clubbs zubringen ſollten. Welchen ſchlechten Erfolg das Paganiniſche Caſino gehabt hat, iſt zur Genüge bekannt. Ein anderer glänzender Clubb war im vorigen Jahre unter dem Namen Cercle colonial angelegt worden; der Unternehmer iſt neulich bankerott geworden. Nur auf Junggeſellen und Fremde dürfen Spekulanten bei derlei chen Anſtalten rechnen. Die meiſten ſuchen freilich Conzerte und Bälle einzurichten, damit auch das weibliche Geſchlecht nicht ganz ausgeſchloſſen ſey.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. Juni 1838.

— Merry hours
Fore-run fair Love, strewing her way with flowers.
Shakespeare.
Love's Labour's lost.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

IV.

Der neue Raleigh.

Der helle Februartag hatte an das Nahen des Lenzes erinnert und die Wolken, die ſich am Abend zuſammenzogen, ſchienen einen milden, die ſtarren Bande des Froſtes löſenden Regen zu verheißen; ſtatt deſſen aber fielen, plötzlich vom Oſtwind angehaucht, vom Himmel herab eiſige Tropfen, die das Pflaſter der Straßen Londons alsbald mit einer ſpiegelglatten Kruſte überzogen, ſo daß die Kutſcher auf ihren hohen Sitzen nicht wußten, wie ihnen geſchah, als ihre Roſſe mit einem Mal aus dem Trab fielen, glitſchten, rutſchten und zum Theil ſtürzten, während die Fußgänger wie trunken taumelten. Derbe Flüche in den buſchigen Bart brummend, hielt Johann vor einem glänzend erleuchteten Haus in einer engen Gaſſe, der Jäger öffnete den Schlag und der Herr fragte verdrießlich: „Warum fahrt ihr nicht an die Thüre?“ — „Verzeihen hochgräfliche Gnaden, der Kutſcher kann vor dem Glatteis den Rang nicht nehmen, denn das Erdreich iſt zu abſchüſſig; die andern Herrſchaften müſſen auch hier abſteigen.“ Rüdiger ſprang aus dem Wagen, wagte glücklich die vier oder fünf gefährlichen Schritte bis zum Eingang, unter dem er ſtehen blieb, um, beſorgt für ſeine edlen Roſſe, ihnen nachzuſehen und den Kutſcher zu ermahnen, die Eiſen ſchärfen zu laſſen. Während deſſen fuhr die nächſte Equipage vor, eine Dame ſezte den zierlichen Fuß auf den Tritt und ſtieß einen kleinen Schrei aus, da in dieſem Augenblick der Diener, indem er ihr hülfreich die Hand entgegenſtrecken wollte, ausrutſchte und unter die Räder fiel; der galante Deutſche beſann ſich nicht lange, ſondern warf den Mantel von den Schultern, breitete ihn auf die gefährliche Stelle und half der Schönen ſammt ihrer Begleiterin herüber. Dankend ſagte die Dame: „Ich theile mit der Königin Eliſabeth dieſe Ehrenbezeugung, ſonſt aber nichts weiter, als nur noch den Namen, und dennoch möchte ich in dieſem Augenblick auch ihre Krone tragen.“ Mit einer verbindlichen Verbeugung verſezte Rüdiger: „Der Glanz der Krone würde nur die Huldigung verdächtigen, welche einem höheren Glanze dargebracht worden,“ und unter Lächeln erröthend eilte Eliſabeth die Treppe hinauf.

Im Salon war die ganze Geſellſchaft ſchon verſammelt, da Rüdiger eintrat, und er hatte kaum Zeit gehabt, die Anweſenden flüchtig zu betrachten, als der Ruf zur Tafel erſchallte und ihm die Ehre zu Theil ward, der Frau vom Hauſe den Arm zu geben. Am Tiſch kam er

ſo zu ſitzen, daß eine mächtige Blumenvaſe ihm Eliſabeth verdeckte und er nur hin und wieder zwiſchen Blättern und Zweigen das anmuthige Geſicht auf einen Augenblick wahrnehmen konnte, während er ſich zwang, lebhaft mit Miſtreß Sarah und ihrer Tochter Arbela zu plaudern. „Sie ſind heute etwas zerſtreut,“ bemerkte bei ſchicklichem Anlaß die erſtere, als der Gaſt ſich juſt in einen Widerſpruch verwickelte; „iſt Ihnen etwas Unangenehmes zugeſtoßen?“ — „Ich glaube eher etwas Angenehmes,“ unterbrach Arbela die Mutter; „denn der Graf lächelt innerlich und ſcheint heute ein beſonders eifriger Blumenfreund.“ — „Ich ſehe allerdings dort eine unbekannte Blume,“ verſetzte Rüdiger, „und indem ich ſie ſo aufmerkſam betrachte, ſetze ich mich in den Fall, die Nachſicht meiner gütigen Wirthin auf die Probe zu ſtellen.“ — „Da wenden Sie ſich nur an meine Tochter, die iſt in der Botanik ſehr bewandert,“ ſprach Sarah mit unbefangenem Gleichmuth; Arbela jedoch lächelte ſchelmiſch und fragte: „Welche meinen Sie?“ — Nicht ohne Verlegenheit entgegnete Rüdiger: „Die Gewohnheiten des Vaterlandes begleiten uns Deutſche überall hin, und die Kleinſtädterei verläßt uns ſelbſt zu London nicht, ſo daß wir auch in der liebenswürdigſten Geſellſchaft noch Augen für die Umgebungen behalten. Die Blume, welche ich meine, ruft den Kampf zwiſchen York und Lancaſter in's Gedächtniß, und zugleich die Sterne dunkeln Verhängniſſes, die über jenem Streite der weißen und rothen Roſe ſchienen.“ — „Dieſe Roſe ſtammt vom grünen Inſelland,“ erläuterte Arbela; „aber nehmen Sie ſich in Acht, denn ſie führt ſcharfe, erbarmungsloſe Dornen. Lady Eliſabeth iſt eine unabhängige Erbin, eigenſinnig, ſtolz und launenhaft, nimmt gern Huldigungen an, aber ohne je den Ritterdank zu ſpenden.“ — Die Stimme eines Dieners flüſterte hinter Rüdiger: „Lady O'Kelly gibt ſich die Ehre, ein Glas Wein mit Sir Walter Raleigh zu trinken;“ zugleich leuchteten Eliſabeths dunkle Augen durch die Blumen, einen Gruß winkend, der mit der Schnelligkeit des Blitzes auch ſeine Wirkung verband; Rüdiger leerte ſeinen Becher, und Arbelas fragenden Blick beantwortend, flüſterte er, über und über erröthend: „Die Roſe von Erin ſpendet doch manchmal einen Ritterdank.“ — Weiter konnte er die erſte Neugierde der Nachbarin nicht befriedigen, denn für die Damen war der Augenblick gekommen, die Tafel zu verlaſſen, und Sarah erhob ſich, das Zeichen zum Aufbruch gebend. — Den Schönen wäre Rüdiger gern auf dem Fuße gefolgt, angezogen durch die Augen der Irländerin; aber er hatte, wie es einem Manne von dreißig Jahren gebührt, zu viel Selbſtbewußtſeyn, um ſolcher Regung nachzugeben, und blieb ehrenfeſt am Tiſch ſitzen, wo die Männer zuſammenrückten und der kreiſenden Flaſche tapfer zuſprachen. Da nun der Wirth einer von denen war, die beim Becher Macbeths Wort als Wahlſpruch führen: „Verflucht, wer zuerſt ſagt, es iſt genug.“ ſo ward es ziemlich ſpät, bevor die Herrn nach dem Salon ſich begaben, wohin einzelne jüngere Flüchtlinge vorausgeeilt waren. Unterdeſſen hatte Eliſabeth ihr Abenteuer mit dem Deutſchen nicht verſchwiegen, und alle Augen muſterten nun mit verdoppelter Neugier bei ſeinem Eintritt den neuen Sir Walter, der auch ohne das geſchaffen war, die Aufmerkſamkeit anzuziehen und zu feſſeln; denn die hohe, kräftige Geſtalt, die feinen, geiſtreichen Züge des Antlitzes, in welchem ſich dennoch der Soldat nicht verleugnete, und der ſtrenge Blick der nußbraunen Augen, vereint mit der unnachahmlichen Haltung eines in der großen Welt aufgewachſenen Mannes, unterſchieden ihn ſehr zu ſeinem Vortheil von der übrigen Geſellſchaft, deren jüngerer Theil meiſt aus Dandys und Landjunkern beſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Cortina, am 17ten März. — Das Zufußgehen hat ſeine ſehr unangenehmen Seiten, zumal wenn man dabei ſeinen Bündel ſelbſt trägt. Bis eine Stunde von hier gings noch, denn da gab noch Schnee und Eis einen feſten Boden auf der Straße ab; dann aber war dieſe grundlos. Ich habe wenig getragen und bin doch mud geworden auf dem vier Stunden langen Marſch. Mein Reiſegefährte, der Welſche aus der Pieve (Pfründe) di Cadore, welcher Antonio heißt, hatte mir über die Hälfte meiner Bürde abgenommen, indem er ſo gut war, meinen Mantel zu tragen, wiewohl er ſelbſt ſchon ſchwer genug belaſtet war. Ich überließ ihm die Laſt des Mantels, weil ich glaubte, er wolle ſich dadurch ein Trinkgeld verdienen; der gute Menſch hat es aber aus bloßer Höflichkeit und Gefälligkeit gethan.

Es mochte gegen acht Uhr ſeyn, als wir vom Höllenſtein Abſchied nahmen. Das Wetter war ſchön und der bedrohliche Schnee lag ruhig zu beiden Seiten. Eine Menge Leute war beſchäftigt, die Straße aufzuräumen, welche noch ſehr eng iſt. An den Stellen, wo man ſie breiter, zwei Wagen breit, wünſcht, beſprengte man die Schneemauern mit Kohlenſtaub, welcher das Aufthauen befördert. Ich ſah nun ein, wie gefährlich dieſer Weg in dieſer Jahrszeit iſt, wie leicht man da von den Lawinen überrumpelt werden kann. Nur bis zu einer gewiſſen Höhe kann man aus dem engen Thal an den Bergen

hinaufſehen, die entweder ganz felſig und ſenkrecht, oder ſchief und mit Fichten bewachſen ſind, und nur ſo hoch ſind, könnte man denken. Allein oben, wohin man nicht ſchauen kann, da ſind ſie noch viel höher. Wenn nun die Lawinen droben losbrechen, da hört man zwar ſo etwas rauſchen, aber man wird ſie nicht eher gewahr, als bis ſie über einem ſind, und ihr Sturz iſt ſo jach und ſchnell, daß, kaum das Geräuſch gehört, das Ungeheuer auch ſchon da iſt. Eine halbe Stunde ohngefähr von dem einſamen Poſthauſe Höllenſtein ſteht das einſame neue Wirthhaus zum goldnen Löwen, wo die Fuhrleute lieber einkehren als dort, obgleich es nicht ſo ſicher vor Lawinen ſteht. Lezthin fiel eine, die es zuſammengeriſſen haben müßte, wenn ſie ſich nicht zur rechten Zeit zertheilt hätte.

Allmählig, faſt unmerklich geht nun die Straße aufwärts; wo ſie ihre höchſte Höhe erreicht, ſteht ein Wegwarthaus, ein Kreuz und oben am Creparoſſo ein blutrother Fels, den man lange zu ſehen hat, wenn man zu Fuß einherwandert; darauf ſenkt ſich die Straße gemach. Man befindet ſich jezt auf der ſüdlichen Alpenſeite, aber noch iſt kein Unterſchied zu ſehen zwiſchen hüben und drüben. Endlich ſieht man wieder ein Haus; es iſt weiß und an ſeiner Wand iſt ein ſpringendes rothes Pferd gemalt, als Zeichen, daß da Herberge und Stallung zu finden. Es liegt über einem tiefen Abgrund an einer ſchiefen, aber hohen Gebirgswand, an welcher der Schnee in ungeheuren Maſſen und ſo bedrohlich lag, als wenn er angſt und bang machen wollte. Dies Haus, bei welchem ſich, damit die Wanderer auch geiſtig ſich erholen mögen, ebenfalls eine Kapelle befindet, wird Oſpedale genannt und iſt auf Koſten der Gemeinde von Cortina zu Nutz und Frommen der Fuhrleute und ihrer Vorſpänner erbaut worden. Mehrere Fuhrmannskarren hielten davor. Wir kehrten auch ein, denn wir hatten ſchon längſt begonnen, müde zu ſeyn, und waren jezt erſt halbwegs. Ein hübſches Mädchen, Marianna genannt, verſieht die Wirthſchaft. Sie iſt ganz braun gekleidet und hat einen ſchwarzen, mit einer glizernden Schnur verzierten Tirolerhut auf; ſie ſpricht eben ſo gut deutſch als italieniſch, und ſchenkte rothen und weißen Wein und mitunter auch Branntwein ein. Die Stube war voll Gäſte, die alle mehr oder minder deutſch konnten und von denen viele Deutſche waren; gleichwohl wurde nur italieniſch geſprochen und die Morra tönte in allen Ecken wieder. Ich war alſo wirklich ſchon in Italien! Das ſchien mir ſo ſonderbar, daß mir war, als ſey ich nicht in Italien, ſondern nur in einem Wirthshauſe, wo eben viele Italiener eingekehrt. Das Koſtum war noch das der Tyroler, aber wo ein Welſcher drin ſtak, da ſah es gleich anders aus, da war es geſchmeidiger, gelenkiger, oder auch nachläſſiger, oder auch zerriſſen, in jedem Falle aber pittoresker.

Nachdem wir uns bei einem Glas Wein ausgeruht, ſezten wir, ich und Antonio, unſere mühſame Wanderung fort. Selbſt wenn man müde iſt und das Gebirge ſatt hat, ſieht man mit Vergnügen die Landſchaft der Burgruine Peitelſtein. Da öffnet ſich das Ampezzaner Thal, da vereinigen ſich die beiden Quellenbäche der Brita, da geht die Straße im Zikzak hinunter, da hat das Gebirge wieder Bewegung, und zwar eine recht grandioſe. Dem Peitelſtein gegenüber, nicht weit von der Straße, liegt ein Haus, von welchem ich vor lauter Schnee nur das Dach ſehen konnte. Der Pfad, der zu ihm führt, war in den Schnee gehauen, wohl acht Schuh hoch. Im Ampezzanerthal iſt es einem ſchon leichter zu Muth: man iſt über den Gipfel hinweg, die Waſſer haben ſich geſchieden, der Höllenſtein und ſeine Höllengeiſter ſind vorüber, der Schnee wird immer dünner, die Luft angenehmer, das Thal hat einen größern Horizont, und viele Wohnungen liegen umher, theils einzeln, theils mehrere, theils viele beiſammen. Die Häuſer ſind noch aus Holz und ganz im Alpenſtyl, in Cortina ausgenommen, wo mehrere aus Stein ſind und an Italien erinnern. — Unſere Wirthin iſt ein ſehr großes und ſchönes Weib, mit etwas männlichen Zügen. Sie trägt ein ſchwarzes Mützchen, das denen der Prieſter gleicht. Der Ofen iſt noch tüchtig geheizt; er gleicht auch hier eher einem Backofen. Das Zimmer iſt durchaus getäfelt. Die Sprache iſt italieniſch; doch Viele verſtehen deutſch. Ich bin in Italien, und doch, wenn ich umkehrte und heimginge, ich würde mir nicht getrauen zu ſagen: ich bin wieder in Italien geweſen. Ich möchte wirklich in Italien ſeyn; ich bin des Gebirgs ſo müd, als wenn ich es auf meiner heutigen Wanderung in meinem Bündel getragen hätte. — Antonio ſagte mir unterwegs, ich möchte ihm erlauben, Theil an dem Fuhrwerk zu nehmen, das ich bis nach Venaß zu miethen geſonnen ſey, und ſolle ihm dann die Sorge, ein ſolches aufzutreiben, überlaſſen, weil man mit ihm, als einem Landsmann, billiger handeln werde, als mit mir. Ich nahm den Vorſchlag an, und dachte nicht im mindeſten, daß Antonio etwas dabei haben könne, was doch die meiſten Fremden an meiner Stelle gedacht haben würden, weil ſie ſtets mit dem Mißtrauen voran ſind. Ich bin immer den Italienern mit großem Vertrauen entgegen gekommen, und ich müßte recht nachſinnen, wenn ich mir mehr denn ein paar Fälle in's Gedächtniß zurückrufen wollte, wo ich mich täuſchte und hintergangen wurde. Auch diesmal täuſchte ich mich nicht, denn der Accord, den Antonio gemacht, iſt ſo billig wie möglich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Le Caveau. Grimod de la Reyniere.

Von den Clubbs unterſcheidet ſich die ſogenannte Geſellſchaft des Caveau, wörtlich Kellergeſellſchaft, die aber nie in einem Keller zuſammen kommt. Mit dieſem Vereine hat es eine eigene Bewandtniß. Schon vor einem Jahrhunderte war in Paris ein Verein von luſtigen Dichtern entſtanden, wozu Piron und Crebillon gehörten, welche in einem Reſtaurant, Caveau genannt, zuſammenſpeiſten und einander ihre luſtigen Lieder mittheilten. Dieſer Verein beſtand jedoch nur zehn Jahre lang. Im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ſtifteten einige Vaudevilledichter, beſonders der witzige Desaugiers, einen ähnlichen Verein unter dem Namen: der neue Caveau, zur Unterſcheidung von dem ältern. Bei lezterem drehte ſich Alles um's Singen und Trinken; beim neuen war es neben dem Singen nicht ſowohl auf das Trinken als auf gutes Eſſen abgeſehen, und er ward daher von den Gourmands ſtark beſucht. Beſonders that ſich hier der berüchtigte Grimod de la Reyniere, von dem weiterhin die Rede ſeyn ſoll, durch ſeine Kennerſchaft hervor, ſo wie unter den Dichtern Beranger glänzte. Auch dieſer neue Caveau beſtand nur eine Zeitlang. Der Tod Desaugiers und anderer Vaudevilledichter und die politiſchen Spaltungen, welche nach dem Sturze Napoleons den meiſten Vereinen ſo verderblich wurden, brachten auch den Sing- und Speiſeverein zum Falle. Seit einigen Jahren ſchien jedoch die Zeit einigen Liederdichtern günſtig, um einen allerneueſten Caveau zu errichten. Freilich iſt dies nur ein Abglanz der beiden vorigen, denn die eigentlichen Liederſänger ſind meiſtens dahin, und in dem jetzigen Caveau gibt es manche mittelmäßige Dichter. Auch Grimod de la Reyniere, welcher in der Gourmandiſe zulezt noch den Ton angab, iſt nicht mehr, ſo daß der jetzige Caveau weder in der Dichtkunſt noch in der Gourmandiſe eine hohe Stellung einnimmt. Mit der Leckerei als Kunſt ſieht es überhaupt jezt gar nicht mehr wiſſenſchaftlich in Frankreich aus; freilich war dieſe Kunſt ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie den Nachkommen nur wenig mehr zu erfinden übrig ließ. Mit Brillat Savarin, Carême und Grimod de la Reyniere ſind die lezten gründlichen Küchengelehrten zu Grabe gegangen. Dieſe drei Männer waren Genies in ihrer Art; erſterer war ein geiſtreicher Geſellſchafter, und als Verfaſſer der ſonderbaren Phyſiologie des Geſchmacks auch in der Schriftſtellerwelt bekannt. Carême, mehr Praktiker als Theoretiker, hatte beſtändig im Feuer oder vor demſelben gelebt, übte vortrefflich aus, was Andere lehrten, und hatte ſelbſt manches Gericht erfunden, ſo daß der Prinz-Regent, nachmaliger König Georg IV. in ſeinem Entzücken ausrief: Carême, du wirſt mich durch deine vortreffliche Küche um's Leben bringen! Grimod de la Reyniere, welcher zulezt von den dreien zu Grabe gegangen iſt, war ein ſonderbares Gemiſch von Argliſt und Originalität. Seit ſeinem Tode haben Tagblätter und Zeitſchriften auffallende Züge von beiden erzählt. Er war der Sohn eines Generalpächters, welchem eine adeliche Dame wo nicht ihr Herz, doch ihre Hand zu ſchenken gerubt hatte, aber unter der unerläßlichen Bedingung, daß er vor der Heirath eine Summe von 100,000 Franks erlegen ſolle, ohne jemals Rechenſchaft über die Verwendung dieſer Summe zu verlangen. Dies war dem reichen Generalpächter ein Leichtes, und man hat nachher erfahren, daß die Summe dazu gedient habe, eine innige, aber arme Freundin der adelichen Demoiſelle de Jarente auszuſtatten. Dies war nun recht löblich; aber nicht ſo löblich wird man es finden, daß Dlle. de Jarente, welche durch den Generalpächter in eine ſehr glänzende Lage verſezt worden war, ihren Mann ſtets mit einer Art von Geringſchäzung behandelte, in der Geſellſchaft ihrer Zunftgenoſſen lebte und glänzte, und ſich um den Generalpächter wenig bekümmerte, deſſen bürgerliches Geld ihr beſſer anſtand, als ſeine bürgerliche Herkunft. Aus dieſer eben nicht muſterhaften Ehe entſprang Grimod de la Reyniere, ein von Geburt an verwahrloſtes Kind, mit hinkenden Füßen, einer krummen Hand und einer Papageyennaſe. Bei dieſen Körperfehlern hatte die Natur ihn aber mit vielem Scharfſinn und einer unerſchöpflichen Laune ausgeſtattet, faſt hatte ſie ihn zu einem Satyr gemacht. Er ſoll fleißig ſtudirt haben; aber den einzigen Beweis, den er davon geliefert hat, findet man in ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen über das Vergnügen, welche 1780 herausgegeben wurden und manche gute Gedanken enthalten, im Grunde aber ein ziemlich unnüzes Buch ſind. Hierauf und auf den 25 Jahre ſpäter herausgegebenen Almanach des Gourmands, wovon er nur einen geringen Theil ſelbſt geſchrieben hat, beſchränkt ſich die ganze Schriftſtellerei Grimods. Seine „philoſophiſchen Betrachtungen“ waren ſchon längſt vergeſſen, und das Publikum wußte wenig oder nichts von ſeinem Daſeyn, als er unter der napoleoniſchen Herrſchaft die Küchenmeiſterſchaft zu ſeiner Hauptbeſchäftigung erhob. Da ſo etwas der argwöhniſchen Polizei keine Unruhe machte und der Aufmerkſamkeit des Publikums Nahrung gab, ſo ließ man Grimod nicht allein gewähren, ſondern auch die Zeitungen, in denen es ſo gar nicht politiſch ausſah, gaben ſich viel mit dem Mann ab, und erſt dadurch erfuhr das Publikum, was er für ein ſonderbarer Menſch war. Er hatte eine Schauſpielerin geheirathet, ſich aber von ihr getrennt und bewohnte ein kleines Schloß zu Villiers, das er ganz nach ſeiner Laune hatte einrichten laſſen. Hier blieb er zuweilen Monate lang ſo verborgen, daß ſogar ſeine Bedienten ihn nicht zu ſehen bekamen, und ihm das Eſſen durch eine Oeffnung in der Wand zuſchieben mußten. Auf einmal aber kam er wieder zum Vorſchein und ordnete große Gaſtmähler nach ſeiner kunſtreichen Weiſe an. Dieſe waren denn auch vortrefflich. Grimod würzte ſie durch allerlei geiſtreiche Späſſe und Schwänke, wobei dann der Champagner in reichlicher Fülle floß. Dieſes dauerte bis Mitternacht. Wenn nun die Gäſte weg wollten, fand ſich kein Wagen, und ſie waren gezwungen, in dem unheimlichen Schloſſe des häßlichen Burgherrn zu übernachten. Der Boden in den Zimmern hatte Oeffnungen, und die Mauern hatten Ohren, das heißt Röhren, welche Alles, was im Zimmer geſprochen wurde, zu Grimods Ohren leiteten. Zuweilen erſchien er ſelbſt vor ſeinen Gäſten mit ſeinen ſeltſam vermummten Leuten, ſtörte ſie im Schlafe und gab ihnen ganz überraſchende Auftritte zum Beſten; waren die Gäſte ſo herzhaft und wollten auf ihn losgehen, ſo verſchwand er im Boden, und Alles wurde ruhig. Dieſen Spuk trieb er unfehlbar nach allen ſeinen Gelagen; jedoch wurde dabei Keinem etwas zu Leide gethan, es war Alles nur Scherz, für ihn wenigſtens; aber etwas Neckerei trieb er gern dabei. Einem Gaſte wurde das Bett in die Höhe gehoben, einem andern drehte es ſich um. Mehrere fanden am Morgen ihre Kleider nicht wieder, oder hatten nur die Kleider anderer Gäſte zu ihrer Verfügung. Für Manche war dies genug, um ſeine Einladungen nicht mehr anzunehmen und ſeine Wohnung zu meiden. Ueberhaupt fand man wohl Vergnügen an den witzigen und närriſchen Einfällen des Mannes; aber vertrauten Umgang pflog Niemand mit dieſem Satyr, welcher aus der Welt gegangen iſt, ohne von Jemand vermißt zu werden. Seine Argliſt verdarb, was er zuweilen Gutes that. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 21. Juni 1838.

Das iſt Italien, das ich verließ!

Goethe.

Meine lichente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Longarone am 17ten März. — Von Cortina bis nach Venaß geht die Straße theils eben, theils ſanft abwärts; wir fuhren beſtändig Trab. Wir begegneten vielen Fuhrleuten, oft ganzen Reihen; ſie führten Zucker, Kaffee, Baumwolle, Häringe ꝛc. alles von Trieſt aus. Antonio ſagte mir, daß erſtaunlich viele Waaren in den lezten Jahren von jener Stadt her hier vorüber gekommen ſeyen. Die Straße war aufgehaut und auch ſtreckenweiſe ihre Schneemauern. Sie läuft faſt in der Mitte der Gebirgswand hin, um nicht mit den Unebenen des Thals zu ringen zu haben. Mehrere Ortſchaften liegen an ihr, die meiſten aber liegen tiefer als ſie, weil ehedem der Weg drunten neben der Boita ging. Die Häuſer ſind nun faſt alle von Stein und ſehen nicht mehr ſo ſauber und wohnlich aus wie weiter droben in den Alpen; ihr Dachwerk und ihre Empore ſind allein noch alpenartig. Bäume ſind noch immer etwas Seltenes, hin und wieder einige Aeſchen oder andere Wildlinge. Je näher man Venaß kommt, je mehr ſieht man das Beſtreben der Bewohner, ihren kahlen, ſteilen Felſen und Bergen Raum für Buſch und Baum abzugewinnen, indem ſie dieſelben terraſſirten. Es iſt noch eine kahle, armſelige Natur auf einem ungeheuren Geſtell.

In Venaß kehrten wir auf der Poſt ein; da war ſchon Alles auf venezianiſche Art eingerichtet, beſonders hinſichtlich der Küche. Die Küche pflegt im Venezianiſchen zugleich auch der Geſellſchaftsſaal zu ſeyn. Um den Herd ſind auf drei Seiten Bänke angebracht, und da ſizt die Geſellſchaft am Feuer und ſieht der Köchin und ihren Töpfen und Keſſeln zu, und koſt und trinkt und ſpeist, und nichts iſt unterhaltender, als ſo eine venezianiſche Küche. Ich hielt mich nur ſo lange auf, als der Poſtillon, der mich weiter führen ſollte, ſich Zeit nahm, um anzuſchirren und anzuſpannen. Der nächſte Ort heißt San Martino. In gerader Linie liegt er ganz nahe; da ſich aber die Straße, um eben zu bleiben, am Gebirge über ungeheuren Abgründen hin und her krümmen muß, ſo wird ſie eine gute Stunde lang. Links von San Martino ſieht man Pieve di Cadore auf einer ſchönen Hochebene liegen, und rechts, tief drunten, die außerordentlich hoch über der Boita ſchwebende Brücke, über welche der Weg nach mehreren Gebirgsdörfern führt. Es iſt hier die Gegend, wo ſich die Boita mit der Piave verbindet und wo für den Reiſenden eine Revolution in ſeiner Umgebung und in ſeinen Empfindungen vorzugehen ſcheint; hier iſt die eigentliche Grenze zwiſchen Süden und Norden. — Von San Martino nach Perarolo iſt es zu Fuß nicht über

anderthalb Stunden weit, wenn man den Weg, der straks am Berg hinunter führt, einschlägt; für den Fahrenden macht aber diese Entfernung eine ganze Poststation aus, weil die Straße einen großen Umweg machen muß. „Dieser Umweg," sagte Antonio, „wäre so groß nicht nöthig gewesen; allein die Herren wollten recht viel Geld ausgeben." Die Straße läuft, allmählig sich senkend, um das hohe und breite, zwischen der Piave und der Boita liegende Gebirg fast rings herum, und dessen ungeachtet geht ihr endlich der Raum aus, und sie muß sich, im Angesichte Perarolos angekommen, von einer ungeheuren Höhe im Zickzack durch die Felsen herunterwinden, tief, tief herunter an die Piave. — Der Postillon von Venaß war ein äußerst lebhafter junger Mann, vom Wirbel bis zur Sohle ein wahrhafter Italiener, lebhaft, gesprächig, gefällig, auch hitzig und aufbrausend, etwas gutmüthig, nicht wenig verschlagen, gewandt, flink, geschickt und gewickelt und im Besitz einer ungewöhnlichen Schnellkraft, vermöge welcher er stärker schien als mancher, der vielmal stärker seyn mag als er. Er fuhr sehr rasch, und wenn er sein Pferd antrieb, schrie er es französisch an. Er sprach sehr gut deutsch, ich unterhielt mich aber italienisch mit ihm, um mich so recht an einer wahrhaft italienischen Natur wieder einmal laben zu können. Der war nun aus Venaß, wo es in Allem nicht viel anders als jenseits des Höllensteins aussieht, nur daß man etwas mehr Fritto und Tagliatelli und Trippa zu sich nimmt, und in sanftern Lauten spricht, und doch schon diese petillante Art und Weise.

Es begann Nacht zu werden, als ich in Perarolo anlangte. Ich war nun wirklich in Italien, obgleich noch tief im Gebirge. Kein Schnee mehr in der nächsten Umgebung, linde Luft, fast wohlriechend, die Häuser alle von Stein und Styl, die Sprache sanft, die Manieren eben so, der Wein feurig und gut, einige Nachlässigkeit, viel Ungezwungenheit, mitunter etwas Schmutz, überweht von einigen Lumpen, mehrere Neugierige oder süße Faullenzer, einiger Bettel, viele saftige öffentliche Kraftausdrücke, die man so gewöhnt ist in Italien zu hören, daß man sich wenig schämen würde, wenn sie einem selber entschlüpften, die aber auf deutsch auszusprechen, man sich gewaltig schämen müßte. Ich ließ gleich umspannen; mein nunmehriger Postillon war ein kleinlauter, bescheidener, sanfter Mann mit einem hölzernen Bein. Bei einem unglücklichen Sprung vom Bock herunter, während die Pferde Reißaus nahmen, war er vor mehreren Jahren verstümmelt worden. Er war von Jugend auf Postillon und ist es noch, bekommt täglich einen halben Gulden und hat eine Frau mit acht Kindern zu ernähren u. s. w. Es lag Wehmuth in seiner Stimme und in seiner ganzen Art zu seyn. „Haben Sie keine Furcht, mein Herr," sprach er wehmüthig, „so in der Nacht zu reisen? Zwar man hört hier herum wenig von nächtlichen Angriffen; aber sehen Sie, was das für Felsen sind, wie sie über der Straße hängen, schauerlich, fürchterlich! O, wenn Sie des Morgens, nach einer regnerischen Nacht hier passirten, Sie würden sich entsetzen bei dem Anblick der heruntergebrochenen Steine und Felsen!" Und in der That, entsetzlich sind die Felsen, die auf dieser Station über der Straße hängen; die Steine schienen über mir an ihren Wänden herumzuschweben wie Fledermäuse, und daß keine herunter und mir an den Kopf flogen, das nahm mich höchlich Wunder. Eigentlich ist nur Platz für die Piave da: die Straße mußte dem Fuße des Gebirges abgewonnen werden. Sie ist aber so gut und eben, daß man sie bald hinter sich hat. Der Wagen rollt auf ihr hin leicht und sanft, wie eine Kugel auf dem Billard. Nur da, wo Ortschaften liegen, die natürlich höher vom Fluß ab gebaut werden mußten, erhebt und senkt sie sich. Ich kam durch mehrere solcher Ortschaften, die in einer Reihe unten an den Felsen gebauter Häuser bestehen. Ich kam auch mitten durch einen ungeheuren Felsen, der, einst vom Gebirge abgelöst und herunter gestürzt, das Thal gesperrt haben würde, wenn er sich nicht in zwei Hälften gespaltet und so einen Paß gebildet hätte: eine Art Lawine, aber ohne Graus und Schauer, nur merkwürdig und daher angenehm.

Das Wetter war schwül und that, als wenn es Regen geben wollte; deßwegen, und auch weil ich den Ausgang aus den Alpen, um den Contrast besser zu empfinden, bei Tag machen wollte, beschloß ich, hier zu übernachten. Ich kehrte auf der Post ein, einem vortrefflichen Gasthause. Der Küchensaal ist geräumig, reinlich, freundlich und anständig, wiewohl da wie die Herrschaft so das Gesinde um den lodernden Herd Platz nimmt. Die Patrona, der Patrone, die Köchin, die Postknechte, der Hausknecht, mehrere Gäste machen Gesellschaft um das Feuer herum. Der Herd ist erhaben und mit einem Rauchmantel versehen. An der Wand hängen, wie Schilde, hölzerne Tafeln. Diese werden, wenn gespeist werden soll, zu Tischen, indem sie heruntergelassen und mittelst Hacken an dem Rauchmantel befestigt werden; und da speisen dann die Gäste bei lustigem Feuer, in heiterer Gesellschaft, während für andere die Risi kochen, die Fritti zischen und die Bratspieße gehen. Ich fühle, daß ich in Italien bin, obgleich noch, der argen Felsen wegen, wie in einem Schranke. Wie jenem glücklichen Amoroso ist mir, der, von der Geliebten in einem Schranke verborgen, ein Bischen beklommen und beengt athmet, aber doch schon im Vorgefühle der ihn erwartenden Freuden schwelgt.

Ich kann nicht umhin, noch einmal auf den guten Antonio zurückzukommen. Als ich in Ospetale die Zeche bezahlen wollte, schob er mir lächelnd die Hälfte des Geldes zurück und sagte: da Italiani, la metà per uomo! und so

ſagte er auch in Cortina, als ich allein unſer Mittageſſen bezahlen wollte: nach italieniſchem Brauch, für Jeden die Hälfte! Er war ſtolz, wie man ſieht, dabei aber auch ſo gutmüthig, daß er verlegen war, ſeinen Stolz ſehen zu laſſen, und daß man denſelben in ihm gleichſam nur vermuthen mußte. So ſtill war der Menſch, ſo beſcheiden, und doch ſprachen ſich ſeine guten Eigenſchaften ſo deutlich aus. Von meinem Anerbieten, ſich von Venaß nach S. Martino meines Fuhrwerks zu bedienen, machte er ohne Weiteres Gebrauch, weil er wohl einſah, daß er mich beleidigt haben würde, wenn er von Vergütung geſprochen hätte. War das nicht Takt, wenn wir es, da von einem gemeinen Mann hier die Rede iſt, nicht Zartgefühl nennen mögen? In S. Martino ſtieg er ab, um mich zu verlaſſen. Er zögerte, meine Hand, die ich ihm beim Abſchied geben wollte, zu nehmen, in der Meinung, ich möchte ihm, des geleiſteten Dienſtes eingedenk, ein Trinkgeld aufdringen. Das konnte mir aber, nun ich ihn kannte und zu würdigen wußte, unmöglich einfallen. Als er ſich davon überzeugt hatte, da faßte er meine Hand und drückte ſie herzlich und gerührt, und beſchwur alle Heilige, mich ſchützend auf meiner Reiſe zu begleiten. Guter Antonio, guter Italiener, Landsmann Tizians! möge dir's wohl gehen in deinen Gebirgen! ich werde dich oft citiren, wenn von Verletzerung des italieniſchen Gemüths die Rede ſeyn wird.

Der neue Raleigh.

(Fortſetzung.)

„Sie haben ſich heut einen ſchönen Ehrennamen erworben," ſagte Arbela zu Rüdiger, nachdem ſie ihn der „jungfräulichen Königin Beß" vorgeſtellt hatte, worauf er verſetzte: „Ich fühle mich durch den Vergleich außerordentlich geſchmeichelt; aber Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, welch ein entſetzliches Verbrechen gegen alle Frauen Englands auf des gerühmten Raleigh Andenken laſtet." Die Weiber horchten hoch auf, drangen in Rüdiger, ſich näher zu erklären, und nach einigem Zögern ſprach er weiter: „Ich bin in einiger Verlegenheit, den rechten Ausdruck zu wählen, um einen Meiſter anzuklagen, zu deſſen eifrigſten Jüngern ich gehöre, wenn ich mich auch nicht unterfange, ihn in allen ſeinen Beſtrebungen nachahmen zu wollen; denn Herr Walter war Dichter, Philoſoph, Geſchichtſchreiber, Matroſe, Hofmann, Weltumſegler und Parlamentsredner, und Gott weiß, was noch ſonſt alles. Auch will ich ihn nicht der Falſchheit bezüchtigen, obſchon er von der ſechszigjährigen Königin an Cecil ſchrieb, als wäre etwa die Rede von Ihnen, meine Damen, denn er betete Macht und Gunſt an, ſtatt der Schönheit. Ich will nur bemerken, daß der große Seefahrer zwar nicht Manoa, die goldne Stadt, gefunden, aber aus fernen Welttheilen eine Art Weihrauch mitgebracht, der im Stande wäre, Nebel, Steinkohlendunſt und Feuchtigkeit Londons erträglicher zu machen, wenn nicht ein unerbittliches Vorurtheil gerade hier verdammte, was ſonſt die ganze Welt ſo freudig anerkennt." — „Sie reden in Räthſeln." — „Darf ich anders?" — Arbela war boshaft genug, ſchnell zu entgegnen: „Sie dürfen nicht alſo abſpringen, denn wir wiſſen von dem Helden faſt nichts, als das anziehende Abenteuer, in welchem Sie ihn nachgeahmt haben, und möchten mehr von ihm erfahren." — „So werde ich Ihnen einen Zug aus ſeinem Leben erzählen," ſagte Rüdiger, „und dadurch das, was ich eben vortrug, erläutern. Herr Walter hatte eines Tags ſeinen Diener ausgeſendet, ihm einen Krug Bier zu holen, und da Thoms mit dem Verlangten wieder kam, erſchrack er ſichtlich, denn aus des Gebieters Mund quoll wirbelnder Rauch in dichten Wolken; doch Thoms war ein gewiegter Burſch, und ſo ſchüttete er mit bewunderuswerther Geiſtesgegenwart dem Herrn den Inhalt des Krugs in's Antlitz und lief davon, um mit großem Geſchrei Hülfe für den brennenden Raleigh zu holen." — — „Alſo er war's, der —" fiel ihm Eliſabeth in die Rede, „entſetzlich!" — „Er hat dieſe Erfindung nach England gebracht," verſetzte Rüdiger, „und mich ſollte es nicht wundern, wenn irgend ein Geſchichtſchreiber behauptete, König Jakob würde ihn ohne das vielleicht doch begnadigt haben, denn James war bekanntlich der bitterſte Feind der neuen Ergötzlichkeit." — „Und was ſagte Eliſabeth dazu?" fragte Arbela. — „Ei, die Königin trieb Scherz darüber, und ſoll in's Geheim hie oder da auch ein paar Züge Rauch getrunken haben." — „Abſcheulich!" rief Lady O'Kelly, „ich will nicht länger den Namen mit ihr theilen. Doch hoffe ich, daß ſie nur verläumdet worden, und wir wollen von dem Gegenſtand ſchweigen, denn von dem Reden darüber iſt mir ſchon, als erreichte mich der verhaßte Geruch." Rüdiger ſchwieg, aber in ſeinem Lächeln lag ein ſonderbarer ironiſcher und zuverſichtlicher Ausdruck, den Eliſabeth ſich nicht zu deuten wußte, da er ſie erſchreckte und dennoch anzog, wie der Blick der Schlange den bunten Vogel, der, die leichten Fittiche ſchwingend, zu entfliehen wähnt, während er ſich dem geöffneten Rachen nähert.

Und wenn jemals im Verkehr der Welt der geheimnißvolle Zauber des feſſelnden Blickes ſeine Macht ausübte, ſo geſchah es diesmal; in wenigen Wochen ſprach ganz London nur von dem glücklichen Deutſchen, dem es gelungen war, das ſtolze Herz der eigenſinnigen Eliſabeth zu bezwingen, und Der und Jener wollte ſchon wiſſen, an welchem Tage die ſchöne Irländerin ſich und ihre Reichthümer dem kühnen Werber zu eigen geben werde, und Die und Jene ſtritten ſchon über Kleidung und

Schmuck der Braut am Hochzeitmorgen, und über den Weg, welchen die Neuvermählten nach der Trauung einschlagen würden, als ein derartiges Gespräch zwischen Sarah und ihrer Tochter durch Rüdigers Eintritt unterbrochen wurde. „Ich komme, mich von Ihnen zu beurlauben, meine theuern Freundinnen," sagte der Gast nach den gewöhnlichen leeren Redensarten. „— Auf wie lange?" fragten Sarah und Arbela mit sichtlichem Erstaunen. — „Ich statte Ihnen meinen Dank ab für alle die Freundschaft, welche Sie mir erwiesen, für die schönen Stunden des Vertrauens, welche mir den Aufenthalt in der kalten, eigensüchtigen Welt von London versüßten; diese Erinnerung nehme ich als einen Trost für's ganze Leben mit mir von dannen."

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Sommer. Weißtropp. Maſchinenbauanſtalt

Zwiſchen das erſte höchſt glänzende Viertheil des Wonnemonds, welches durch ein Uebermaß von Wärme am Ende ſchon der in den Hundstagen herkömmlichen Temperatur vorgreifen zu wollen ſchien, und das großentheils recht maitlich anmuthige lezte Viertheil hatte ſich pfeilgeſchwind eine gar unbequeme, eiskalte Periode eingedrängt. Das Thermometer brachte es in der einen ihrer Nächte bis zu fünf Grad unter Null, und als Folge davon gingen nicht nur die Blüten der Aprikoſen, Pfirſichen, Kirſchen, Birnen u. ſ. w. faſt überall zu Grunde, ſondern ſogar das Wintergetreide erlitt an vielen Orten ungemeinen Schaden. An den Nußbäumen fehlt jede Spur von Vegetation. Den Platanen unſerer Promenaden, deren erſte Blätter ebenfalls dem Froſte erlagen, fehlt noch jezt die grüne Bekleidung und die verdorrten neuen Triebe der Eichen im großen Garten werden ſehr langſam durch friſche erſezt. Bedeutend iſt auch der Schaden, den der Wein durch die Maifröſte erlitten hat. Inzwiſchen haben es ſeitdem die Pomeranzenbäume des Zwingers gewagt, ihre Winterquartiere zu verlaſſen und hergebrachtermaßen in die Sommercantonirung einzurücken. — Schon ſeit mehreren Wochen ſtehen wieder die Elbbadehäuschen. Die Elbe will unſer Eurotas werden, und wer weiß, ob wir nicht die mancherlei, meiſt ganz wider Willen uns verliehenen Prädikate, wie z. B. der Elbathener, mit dem Namen der Elbſpartaner künftig noch vermehrt ſehen müſſen? Unter uns, unſer dieſjähriger Elbſpartanismus iſt eben nicht weit her. Die Badehäuschen ſtehen noch jezt nur zum Scheine fix und fertig da, denn ſie ſind bis jezt gar nicht gangbar. Außer in den gemeinſchaftlichen Schwimmbädern iſt noch kein Leben vorhanden. — Zu den glänzendſten Punkten der Elbe in hieſiger Nähe, beſonders zur jetzigen Jahrszeit und dann, wenn der Sommer nach Michael, zum Abſchiedsfeſte, ſich in ſeine bunteſten Farben geworfen hat, gehört das in der Nähe auf hohem Berge gelegene Gut **Weißtropp**. Es geſchehe ſeiner hauptſächlich darum Erwähnung, weil ihm ein bedeutender Verluſt nahe bevorſteht. Bekanntlich enthält ſein Schloß eine Sammlung ausgezeichneter Gemälde alter und neuer Kunſt, beſonders auch einen Schatz köſtlicher Statuen, vorzüglich von **Thorwaldſen**. Wer ſo unglücklich geweſen ſeyn ſollte, dem Amor noch nie im Leben zu begegnen, der findet ihn hier in Marmor, mit der ganzen Weichheit, Süßigkeit, Grazie, Schalkheit und Liſt, mit dem vollen unendlichen Zauber ſeines eigenthümlichſten Weſens ausgeſtattet. Und auch den großen Bildner ſelbſt hat er vor ſich mit Fleiſch und Blut, mit Geiſt und Seele, mit der Fülle des Lebens, in einem Porträt unſeres **Vogel**, wie dergleichen nur ſelten aus den Ateliers der berühmteſten Künſtler hervorgehen. Herr v. **Krauſe**, der Beſitzer, hat das Gut verkauft, und wenn auch von deſſen ungemeiner (durch Indiſkretion aller Art zuweilen hart genug geprüften) Humanität mit Zuverſicht ſich erwarten läßt, daß er dieſe erleſene Sammlung dem Auge der Kunſtfreunde auch anderwärts nicht entziehen werde, ſo könnte er doch wohl ſeinen künftigen Aufenthalt vielleicht aus der hieſigen Gegend wegverlegen. Dies ſey vorzüglich darum bemerkt, damit doch ja die in der nächſten Zeit hier durchreiſenden Künſtler und Kunſtfreunde nicht verſäumen, ſich dieſen Genuß zu verſchaffen, da, dem Vernehmen nach, die Uebergabe des Guts an den nunmehrigen Beſitzer erſt gegen Ende des Sommers ſtattfinden ſoll. Uebrigens wird Weißtropp auch künftig, wenn die Kunſtſchätze daraus verſchwinden, fortdauernd zu den intereſſanteſten Gegenden gehören, denen der Reiſende während des Aufenthalts in Dresden ſeine Zeit widmen kann. Der von der Anhöhe bis tief in das Thal hinab ſich ziehende baumreiche Park liefert die reizendſten Ausſichten und die mannichfachſten Schattenpartien. Schon der Austritt aus dem Schloſſe in die ringsum weithin laufende, reichgeſchmückte Landſchaft leitet den anmuthigen Spaziergang auf das Grandioſeſte und Imponirendſte ein. — Die Jubuſtrie fährt fort, im Garten des eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, höchſt anmuthig dicht am Elbufer gelegenen, vormals königlichen Jagdſchloſſes **Uebigau** immer feſteren Fuß zu faſſen. Die Natur, die gerade in ſeiner glänzendſten Periode unter der Tyrannei der Gärtnerſcheere ſchwer zu ſeufzen hatte, lag bereits längſt im entgegengeſezten krankhaften Zuſtande der Verwilderung, als vor einigen Jahren die Fabrikbetriebſamkeit beiden Extremen für immer ein Ende zu machen ſchien. Auch der Boden dieſes, wie manches andern hieſigen Gartens fängt an, ſtatt der Bäume und Blumen immer mehr Häuſer zu tragen, und das ununterbrochene Pochen, Hämmern, Sägen, Schleifen, die zahlreichen, aus den Fenſtern blitzenden Feuerſtätten, die bienenartig die Gebäude umſummenden Arbeiter laſſen keinen Zweifel übrig, daß die materiellen Intereſſen dort das große Wort führen. Die Uebigauer **Maſchinenbauanſtalt** gehört zuverläſſig zu den in jeder Hinſicht wohlthätigſten Aktienunternehmungen, deren wir uns zu erfreuen haben. Ohne Aufhören erweitert ſich der Kreis ihrer nüzlichen Wirkſamkeit, und ihre unter der Oberleitung des ſo thätigen als kenntnißreichen Profeſſors der Mathematik **Schubert** ſtehenden Leiſtungen ſind bereits von den Gewerbtreibenden großentheils ſo anerkannt, daß das Inſtitut ſich gegenwärtig außer Stande befindet, die Aufträge insgeſammt zu effektuiren. So eben iſt es beſonders die **Leipzig-Dresdener Eiſenbahn**, die einen ſehr bedeutenden Theil ſeiner Thätigkeit in Anſpruch nimmt. Das in ihm gefertigte Locomotiv ſoll, wie man verſichert, das erſte auf dem Continent erbaute ſeyn. Die geſpannteſte Aufmerkſamkeit richtet ſich ſo eben auf eine als ganz vorzüglich gerühmte **Flachsſpinnmaſchine**, deren, mit weſentlichen Schwierigkeiten verbundene Acquiſition der Anſtalt gelungen iſt. Man ſteht im Begriff, dieſe Maſchine nachzubauen, durch welche ein längſt gefühltes Bedürfniß der Leinwandmanufaktur endlich Befriedigung zu hoffen hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. Juni 1838.

Catharina. — My mind has been so big as one of yours;
But now I see, our lances are but straws,
Our strength as weak, our weakness past compare,
That seeming to be most, which we least are.
Shakespeare.
Taming of the shrew.

Der neue Raleigh.

(Beſchluß.)

In Rüdigers Worten lag der feierliche Ernſt eines wahren und mächtigen Gefühls, und der Scharfſinn der beiden Frauen ahnte ihre tiefe Bedeutung, ſo daß ſie betroffen ſchwiegen, bis nach einer Weile Sarah anhob: „Und weiter haben Sie Ihren beſten Freundinnen nichts mitzutheilen?“ — „Nichts!“ — „Ich hoffte noch etwas von Ihnen zu vernehmen.“ Rüdiger ſchüttelte wehmüthig das Haupt; da ergriff Arbela ſeine Hand, ſah ihm tief in die Augen und ſprach: „Ich war in der lezten Zeit ein wenig böſe auf Sie, denn ich glaubte, Sie verſchwiegen mir etwas, von dem alle Welt ſprach und wovon Sie der kein Wörtlein ſagten, welcher Sie in frühern Tagen die Rechte einer Schweſter eingeräumt.“ — „In gewiſſer Hinſicht treffen Ihre Vorwürfe mich nicht ganz unverdient,“ verſezte Rüdiger, „und ich muß meinen Fehler jezt gut zu machen ſuchen, damit das Bild des Freundes Ihnen ungetrübt bleibe. Es iſt wahr, ich träumte in der lezten Zeit einen ſchönen, einen wundervollen Traum. Nun bin ich erwacht, wenn auch zum Tode krank.“ — „Sie erſchrecken mich.“ — „Noch aber habe ich Kraft genug, mit der unheilbaren Wunde im Herzen zu entfliehen. Im Rauſch der Eitelkeit glaubte ich mich von Eliſabeth geliebt, aber endlich lernte ich einſehen, daß es keine wahre Liebe ohne Hingebung geben kann, und daß der Mann ſchon im Voraus verrathen iſt, der ſich zu eines Weibes Knecht erniedrigen läßt. Es iſt ein altes göttliches Wort, welches da ſagt, „ſie wird Vater und Mutter verlaſſen, um dem Mann zu folgen,“ und ſo ſoll eines Deutſchen Weib auch eine Deutſche werden, und nimmermehr begehren, daß er um ihretwillen ſeinem Volk, ſeiner Sitte, ſeiner angeſtammten Sprache, oder auch nur ſeinen kleinen täglichen Gewohnheiten entſage. Was dieſe leztern anbetrifft, ſo wäre mir's zwar nicht ſchwer, ſie zu laſſen, aber eine ſolche Nachgiebigkeit würde immer weiter führen, endlich zu weit, und mit der Eintracht unabwendbar das Glück des Bundes für immerdar zerſtören; denn es gibt kein Heil, als in dem Worte: und Er ſoll dein Herr ſeyn.“ — „Ich glaube, Sie thun der guten Lady Unrecht,“ warf Sarah ein; „denn mir ſchien immer, als hätten Sie einen tiefen und bleibenden Eindruck auf das bisher unbezwungene Herz hervorgebracht.“ — „Reden wir ganz offen, wie es ſo eng befreundeten Seelen beſonders in der Scheideſtunde ziemt,“ entgegnete Rüdiger. „Sie wiſſen, ich bin kein eitler Thor, der mit leeren Triumphen prahlt, aber ich glaube in der That, daß ich bei Eliſabeth einen jener flüchtigen Erfolge hatte, wie ſie im Verkehr der Geſellſchaft nur allzuhäufig

vorkommen, und obſchon dieſer Erfolg mich die Ruhe der nächſten Jahre koſten wird, ſo iſt auch dieſer Preis mir nicht zu theuer, mich von dem gefährlichen Irrthum loszukaufen.“ — „Und was hat denn eigentlich Sie zu dem plötzlichen, gewaltſamen Entſchluß des Losreißens bewogen, lieber Rüdiger?“ Der Graf lächelte bitter, bevor er antwortete: „Im Kleinſten liegt der Keim des Größten, wie im winzigen Körnlein ſchon die Saat und Ernte einer ſpätern Zeit verborgen ruht; ſo iſt es auch nur eine unbedeutende Kleinigkeit, die mich zur Erkenntniß bringt. Mit einem Wort: Raleigh hat mich in Eliſabeths Nähe gebracht, und Raleigh verbannt mich.“

Am dritten Tag nach dieſer Unterredung traf bei Rüdigers Freundinnen ein Schreiben ein, das ſeine Ankunft in Calais meldete; ein zweites kam aus ſeiner Heimath, und in Folge des ſich darauf entſpinnenden Briefwechſels verſprach er endlich, im Monat Juli zu Baden-Baden einzutreffen, um daſelbſt vierzehn Tage lang des Umgangs der liebenswürdigen Damen ſich zu erfreuen und ihnen gelegentlich als Führer und Beſchützer zu dienen.

Beide Theile hielten Wort, und die zwei Wochen zogen unter den Vergnügungen des Badeorts flügelſchnell vorüber, obſchon in Rüdigers Zügen der Kummer ſichtbar blieb, der an ſeinem Herzen nagte, und vielleicht um ſo bitterer, da er nicht einmal davon mit den Freundinnen zu ſprechen wagte, die ihrerſeits ſich ein Geſetz zu machen ſchienen, der Vergangenheit auch nicht mit der leiſeſten Andeutung zu erwähnen. So war der lezte Tag herbeigekommen; im Strahl der ſinkenden Sonne erglühte die freundliche Stadt, die am Hang des Berges emporſtrebt, darüber das Schloß und das Waldgebirg mit den maleriſchen Trümmern der alten Burg, während im breiten Schatten des Converſationshauſes zahlreiche Spaziergänger hin und her wandelten, und andere Gäſte gruppenweis vor dem Kaffeehaus unter dem breiten Säulengang in lebhaftem Geſpräch oder als ſtille Zuſchauer ſich niederließen. Zu dieſen lezteren geſellte ſich Rüdiger, bis ihn Sarahs und ihrer Tochter Nahen aus ſeinen wachen Träumen ſchreckte, in denen er ſich jedoch immer noch befangen wähnte, da Eliſabeths unvergeßliche Züge ihm entgegenlächelten. Er begrüßte beinah linkiſch die unverhoffte Erſcheinung, und ſtammelte einige franzöſiſche Redensarten; die Irländerin aber entgegnete in deutſchen Lauten, zwar mit fremdartiger Betonung, doch geläufig: „Wir haben uns lange nicht geſehen, lieber Graf. Wie iſt es Ihnen in der Zeit gegangen? Ich hoffe, gut?“ — Rüdiger ſeufzte und ſenkte die Augen, denn in ihm ſprach die Eitelkeit mit der Stimme des Gewiſſens, um den ſichtbaren Sieg der weißen Roſe auf Eliſabeths Wangen zu erklären. „Sie ſprechen deutſch, Mylady?“ ſagte er endlich voll Verwunderung, worauf ſie entgegnete: „Ich muß wohl,“ und dann mit irgend einer gleichgültigen Frage ſich an Sarah wandte. „Warum haben Sie mir das gethan?“ flüſterte der Erſtaunte Arbelen zu, die nur mit einem Blick des Vorwurfs antwortete und ſich mit den andern an einem Tiſchchen niederließ. Noch vermochte Rüdiger ſich nicht zu faſſen, als auf's Neue ſeine Verwunderung rege ward; denn Eliſabeth zog ein Streifchen rothen Seidenpapiers hervor, ſchüttete aus einem kleinen, von Stroh und Pfauenfedern geflochtenen Behälter einige feingeſchnittene Blätter darauf, rollte es zwiſchen den roſigen Fingern behend und kunſtfertig zuſammen und reichte dem beneidenswerthen Ueberwinder des ſtolzeſten Mädchenherzens — ein zierliches Cigarrito dar.

Ich will eurem Scharfſinn nicht die Schmach anthun, ausführlich zu erzählen, wie Raleigh von da an für immer die vereinte, welche er zuſammengeführt, und füge nur den Wunſch hinzu, daß alle, wie die ſchöne Eliſabeth, in der Liebe ſiegreicher Demuth verſtehen lernen, was der Spruch bedeute: „Er ſoll dein Herr ſeyn!“

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Fortſetzung.)

Ceneda am 18ten März. — Longarone iſt ein hübſcher, wohlhabender Marktflecken, überragt von hohen Bergen, die terraſſirt und mit Bäumen bepflanzt ſind. In einem Gärtchen ſah ich da wieder einmal einen Weinſtock. Es war ſchon ſieben Uhr vorbei, als ich abfuhr; das Wetter herrlich, die Straße vortrefflich und ſehr belebt. Die Jungen, die da ſpielten, hatten gelbe oder rothe Mützen auf, und die kleinen Mauleſel, die da einherzogen, trugen auf dem Kopfe hohe Büſche von rothem Tuche; das waren ſchon einige Lappen aus dem farbigen Coſtüme Italiens! Ich war bald in Capo di Ponte, wo ſich rechts das breite Thal von Belluno öffnet. Ich konnte Belluno und die Umgegend ſo deutlich ſehen, daß ich faſt ſagen könnte, ich ſey dort geweſen. Nicht lange blieb es weit und breit um mich herum; ich mußte noch durch den Gebirgszug, der quer vor mir lag, und bald ſah ich mich zwiſchen ſeinen Felſen. In S. Croce hielt ich mich eine Viertelſtunde auf. Es iſt die lezte Poſt in dieſen Alpen; daneben liegt ein blauer See. Er iſt öd und ſtarr, wie ſeine Einfaſſung, aber vor den Thüren ſaßen die Weiber in ihrem Sonntagsputze und in ihrem Sonntagshumore, und es glänzte ihr ſchwarzes Haar und Auge, und es glänzten ihre lebhaften Reden. Sie waren nicht ſchön, dieſe braunen Weiber, aber wie pittoresk, ich möchte faſt ſagen wie romantiſch wurden durch ſie der wilde See, die wilden Steine! Weil mir Einer in der Geſchwindigkeit

Tabak aus dem nahen Laden geholt, erwartete er ein Trinkgeld, und ich gab es ihm. Für einen Sprung gleich ein Trinkgeld zu verlangen, das iſt doch arg und nur in Italien zu ſehen! Aber auch nur in Italien ſind die Reiſenden überfreigebig, und ſie ſind größtentheils ſelber Schuld daran, wenn ſie nun ſo häufig aufgefordert werden, für nichts und wieder nichts in die Taſche zu greifen. Sie waren erſtaunt über die Schnelligkeit und Geiſtigkeit der Leute, die ſich ihnen hier gefällig bezeigten; denſelben gegenüber kamen ſie ſich ſchwerfällig und unbeholfen vor, und ſie wollten doch auch etwas ſcheinen. Da nahmen ſie eine hohe Haltung an, durch welche man ſo Vieles verbergen kann, und um dieſer Geltung zu geben, thaten ſie großmüthig, vergalten jede kleine Gefälligkeit mit einem Stück Geld, und das war, wo es nicht Dummheit war, eine große Prahlerei, und hatte zur natürlichen Folge die große Bettelei, über welche die Signori Foreſtieri ſich jezt ſehr zu beklagen haben.

Nach S. Croce fährt die Straße noch eine Weile fort, allmählig in die Höhe zu gehen, dann aber windet ſie ſich im Zickzack herunter in das ſeltſame Thal, an deſſen engem Ausgang Serravalle liegt. Das Thal iſt ſeltſam durch ſeine Seen, ſeine ungeheuer ſteilen Berge, durch die Schwindelpfade, die an dieſen wie an Mauern ſich hinauf ziehen, durch die Wohnungen, die da im Steingerölle unter dem drohenden Sturze der Frauen (Steinlawinen) liegen, und durch die ſüdlichen Pflanzen, die gruppenweiſe aus dem wüſten Boden emporwachſen, um Wohnungen und Felſen herum. Ja, ohne Zweifel, dieſe Einfahrt in den ſchönen Garten Italien iſt eine der merkwürdigſten, ſelbſt in dieſer Jahrszeit; um wie viel mehr muß ſie es im Sommer ſeyn, da Reben und Feigen Blätter, Früchte, Schatten und Wohlgerüche vor dem lechzenden Wanderer gaukeln laſſen! Es wird grüner, freundlicher, lebensvoller, anmuthiger; man nähert ſich Serravalle, einer im venezianiſchen Style gebauten Stadt. So lange man noch in derſelben iſt, iſt man noch nicht aus dem Gebirge heraus. Man paſſirt ſie, und da ſieht man, einen Damenſpaziergang weit, Ceneda vor ſich liegen, und rechts und links ziehen die Berge auseinander, man wirft ab den häßlichen Wortkram, wo ſo oft, ſo ermüdend das „ſchrecklich, ungeheuer, ſchwindlicht, grauenhaft, fürchterlich,“ und Aehnliches vorkommt, und es verſchwinden die Lawinen, die Franen, die Waſſerſtürze, die Geier, die Bären, der Alpenkönig und ſein Geſindel, und Alles wird eben, ſanft, weich, ſchwellend, wellend, wogend, man fühlt die Gondola von Venedig und die zaubervolle Begleitung ihres Ruderſchlags. Aber im Molltone klangen die wollüſtig gerührten Saiten meines Herzens. Am Ausgang Serravalles, vor dem Thore, ſteht eine hohe, ſchöne Cypreſſe. Es war die erſte, die ich ſeit ſechs Jahren wieder ſah. Sie wird mir immer vor Augen ſtehen. Vieles, viel des Traurigen und Schmerzlichen reihte ſich um ſie herum, denn ich habe in Italien auch gelitten.

So nahe liegen Ceneda und Serravalle beiſammen, daß ſie nur eine Stadt auszumachen ſcheinen, aber die beiderſeitigen Einwohner halten ſich fern von einander, ſind ſich abhold, thun einander Manches zum Poſſen und Tort. Hier bin ich auf eine Stunde in der Poſt eingekehrt. Es war gerade die Zeit des Mittageſſens, als ich ankam. Ich nahm Platz in der Küche. Zwiſchen dem Herde und dem Büffet waltete der Koch, und zwiſchen dieſem und den Gäſten die Camerieri. Der Wein war ſehr gut, die Bedienung ſehr reinlich, die Zeche ſehr billig und die Speiſen, Trippa (als Suppe), Leſſo, Umido, Arroſto und Frutto, waren vortrefflich und meine Tiſchgenoſſen von dem graziöſeſten Benehmen. Einer von ihnen fragte mich, ob ich nicht ein Schweizer ſey? Dieſe Frage fiel mir auf; es wurde mir aber nachher klar, warum er ſie gethan, denn er erzählte, wie er voriges Jahr mit einem Schweizer zufällig auf der Reiſe zuſammengekommen ſey, und nach wenigen Augenblicken ein Geſchäft von 40,000 Liren mit ihm gemacht habe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

Spaziergänge.

Sobald der Mai kommt mit ſeinen Laubſchleiern, Blüthenbäumen und Nachtigallen, werden auch hier, wie anderwärts, die Leute unendlich lyriſch geſtimmt, d. h. ſie ſpazieren, oder „gehen in die ſchöne Baumblüthe,“ wie gefühlvolle Köchinnen in dieſem Monate ſich ausdrücken. Kaffee und Kuchen ſind unerläßliche Elemente der Lyrik des Volks, und der gewöhnliche Breslauer iſt ein profeſſionirter Spaziergänger, der in ſeinem Weſen alles echte Philiſterthum repräſentirt. Spazierengehen heißt bei uns für Familien der niedern Stände, eine Babe (Napfkuchen) oder einen großen Kuchen nebſt anderem Mundvorrath in einen Familienſack ſtecken, die kleinen Kinder in einen Wagen ſetzen, den die großen Kinder oder die Lehrlinge ziehen, um ſo in brennender Sonne nach einem der nahen beliebten Dörfer, insbeſondere nach Oſerity, zu wandern, ohne ſich umzuſehen; dort ſich niederſetzen, um eine Familientüte voll Kaffee kochen zu laſſen,* und dabei den mitgebrachten Imbiß zu verzehren, dann ein Glas ſchlechtes Bier zu trinken, und matt und müde wieder nach Hauſe zu taumeln. Spazierengehen heißt auch bei den Meiſten: in einen nahen Garten

* An gewöhnliche öffentliche Orte bringt man hier den Kaffee mit, und zahlt bloß für's Kochen und Geſchirr einen Silbergroſchen. Es iſt eine uralte patriarchaliſche Sitte der Breslauer, gegen die ſich Nichts ausrichten läßt, wie ſehr auch die Kaffeewirthe eine höhere Civiliſation erſtreben.

gehen, versteht sich, im besten Putz, um Kaffee und Bier zu trinken, und sich dabei für einen Silbergroschen Musik vormachen zu lassen; nebenher kritische Blicke auf die Gesellschaft zu werfen, wo möglich ein paar Artikel der Chronique scandaleuse abzuspinnen, sich einstauben und von Tabaksdampf einräuchern zu lassen. Endlich heißt Spazierengehen bei vielen Leuten auch, im Winter wie im Sommer, nach gethaner oder ungethaner Arbeit, nach Morgenau rennen, sich in ein enges Stübchen setzen, um Karten zu spielen, Bier zu trinken und Tabak zu rauchen. Die bessere Gesellschaft findet sich an bestimmten Wochentagen zu gutem Concert in den nahen Gärten oder den entferntern, zum Theil sehr anmuthigen, Spazierorten ein, wie z. B. in Pöpelwitz an der Oder, wo Mittwochs in einem lieblichen Eichenwäldchen das Trompetercorps des ersten Kürassierregiments unter der Leitung seines tüchtigen Kapellmeisters Lux ein vortreffliches Concert gibt, bis das Abendroth in den Wald hereinglüht. Pöpelwitz gegenüber liegt jenseits der Oder das Dorf Oswitz mit seinem laub- und sängerreichen Walde, dem heiligen Berge mit einem wunderthätigen Marienbilde in der eben erbauten Kapelle und der Schwedenschanze, einer anmuthigen Obstanlage und einem der schönsten Punkte um Breslau. Im entgegengesetzten Nordosten ist Scheidewitz als ein lieblicher bedeutender Spazierort zu nennen. Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, der einst hier lebte, hat sich durch die Anlage eines reizenden Parks bei den Breslauern unsterblich gemacht, und dieser ist heut noch, wie zur Zeit seiner Schöpfung, ihr bester Spaziergang. Mehr östlich über der Oder liegen die Dörfer Morgenau und Zedlitz dicht am Strom, und daher häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Uralte Dämme mit kräftigen, herrlichen Eichen umkränzen das vielbesuchte Morgenau, und man erblickt auf der einen Seite die Stadt in fast orientalischem Ansehen, der vielen Hängegebäude wegen, die mit ihren Spitzdächern sich an den hier zahlreichen Kattunfabriken befinden. — Außer einer Menge Kaffeegärten in der Nähe, ist unsere schöne Promenade bei heiterem Wetter in den Mittags- und Abendstunden am besuchtesten; den ganzen Tag über dient sie als Paradies und Paradeplatz müßiger Weiber und Mädchen niedern Standes, die hier auf allen Bänken mit kleinen Weltbürgern kokettiren. Zwischen dem Schweidnitzer und Ohlauer Thore feiern die Breslauer vorzüglich an schönen Sommerabenden ihre großen Bewegungsfeste; die spazierlustige Menge tritt sich dann fast auf die Fersen. Bei der natürlichen Freude, die der Mensch am Menschen hat, erhält die Promenade eine eigenthümliche Bedeutsamkeit. Man lustwandelt, um zu sehen und gesehen zu werden, und was nie sich trifft, trifft sich hier. In den auf- und abströmenden Bekannten findet leicht sich hier und da ein Hebel für die Conversation, und die Promenade ist ein ungesuchter allgemeiner Sprechplatz. Sie ist schon als bloßer angenehmer Weg eine Wohlthat für die Bewegungs- und Erholungsbedürftigen, wird es aber noch mehr durch die besondern Vorzüge vor den Rundgängen anderer Städte, z. B. Leipzigs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Juni.

(Beschluß.)

Dampfschifffahrt. Eisenbahn. Panorama von Moskau.

Bei Sachkennern findet unter anderm eine Dreschmaschine vorzüglichen Beifall, deren Construktion allen seither im Gebrauch gewesenen vorzuziehen seyn soll, weßhalb denn auch fortdauernd Bestellungen auf sie eingehen. — Die Anzahl der Arbeiter an der Anstalt beläuft sich auf 520 bis 550. Das neueste, so eben in Angriff genommene Fabrikgebäude ist eine Eisengießerei. — Das aus demselben Maschinenbauinstitute hervorgegangene Dampfschiff, Königin Marie, hat, obschon nur selten von einem Wetter begünstigt, welches zu dergleichen Lustfahrten sich recht eignet, seit dem Anfange des vorigen Monats seine Fahrten nach der Meißner und der Pirnaschen Gegend begonnen. Bei den ungemeinen Schwierigkeiten, welche das Strombett hier darbietet, muß man rühmen, daß bis jezt nichts unterlassen worden, den billigen Ansprüchen der Reisenden möglichst nachzukommen. So gehörte es zu den vorzüglichsten Ausstellungen, daß die Bewegung des Schiffes auf seiner Fahrt gegen den Strom zu langsam sey, und man hat seit einiger Zeit die zweckmäßigsten Mittel angewendet, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Ein zweites ähnliches Schiff unter dem Namen: Prinz Albert wird ebenfalls bald im vollen Gang seyn, und ein drittes, hauptsächlich für den Waarentransport bestimmtes, in der Uebigauer Maschinenbauanstalt fertig werden.

Ein Hauptaugenmerk für das hiesige Publikum ist nunmehr wieder die Leipzig-Dresdener Eisenbahn geworden. Bei hübschem Wetter strömt besonders Nachmittags Alles nach dem vor dem Leipziger Thor gelegenen Bahnhofe. Von dort wird so eben die lezte Hand an die Sache gelegt, so daß man Hoffnung hat, in einigen Wochen wenigstens bis zur Weintraube, einem in der Niederlößnitz anderthalb Stunden von hier liegenden Gasthofe, pfeilschnell auf der Eisenbahn zu gelangen. Leztere führt abermals eine neue örtliche Metamorphose herbei, indem das eine Viertelstunde von Dresden an der Leipziger Straße befindliche Neudorf nebst den benachbarten Scheunenhöfen durch neuzuerbauende Häuserreihen mit der Antonsstadt unmittelbar verbunden werden wird. Allenthalben sprießen die neuen steinernen Gebäuse für die eben erst in das Leben gerufene Gewerbsthätigkeit rüstig empor.

Lexa, derselbe Künstler, welcher vor einigen Jahren mit seinem Panorama der Stadt Petersburg sich großen Beifall hier erwarb, hat so eben einen ganz neu gefertigten Pendant dazu in einem Rundgemälde von Moskau aufgestellt. Wer den, mit Rückert zu reden, durch die Weltgeschichte leuchtenden ungeheuren Brand der uralten Riesenstadt und die ganze gräßliche Stätte der Zerstörung und des Unheils im Andenken, sein Auge in die Darstellung dieser Massen der stattlichsten Straßen, Häuser, Thürme und des ganzen frisch aufgeblühten Lebens und Treibens versenkt, der muß sich versucht fühlen, die furchtbare Kriegsbegebenheit für einen bloßen Traum zu halten. In dem mannichfachsten, blendenden Glanze beinahe keine Spur mehr von den Folgen des Alles verzehrenden Flammenmeeres. An das uralte Gemäuer der sechs deutsche Meilen umfassenden Hauptstadt schließen sich die kaum erst emporgethürmten Steine, als ob sie nur Eines Ursprungs wären, und während der Blick in dem Labyrinthe von Straßen und Palästen, Gärten, Thürmen und Thoren hin und her irrt, fühlt er sich doch auch wieder durch Ordnung und Ebenmaß des Ganzen so erfreulich angesprochen, daß die Trennung davon ihm Mühe kostet. — Von den sonst um die jetzige Jahrszeit schon beginnenden Durchflügen der Fremden nach den böhmischen Mineralquellen ist diesmal in Dresden noch wenig wahrzunehmen gewesen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 23. Juni 1838.

— Begrüße, Geſang,
Den Lenz mit allen ſeinen Gaben!
Wem itzt kein Lied entfleht, wann wird er eines haben?
Denis.

Villeggiatura.

Von Ludwig Seeger.

1.

Ich bin ein armer, unbekannter Dichter,
Und ſtelle mich mit Keinem in die Schranken;
Zwei oder drei, die mir ein Lied verdanken,
Sonſt denk' ich nicht an Leſer oder Richter.

Ich trage keins der grämlichen Geſichter,
Bin nicht von den Zerriſſnen, Seelenkranken,
Mein Lied weiß mit dem Schickſal nicht zu zanken,
Und ſieht noch durch die Wolken Himmelslichter.

So lang das Unglück mir geſchnürt die Kehle,
Da war ich ſtumm, wie Vögel unter'm Wetter,
In's Kiſſen weint' ich allen Gram der Seele,

Gleich jenen, die ſich ducken unter Blätter:
Nun aber durch des Frühlings Freudenſäle
Erſchallen laß' ich jubelnd mein Geſchmetter.

2.

Am offnen Fenſter ſpielt
Der Morgenwind,
Ein rother Lichtſtreif ſtiehlt
Sich durch's Gewind,
Die Blätter ſchütteln ab den Thau:
Warum die Eile?
Der Himmel iſt noch dunkelgrau,
Wir ruhn noch eine Weile.

Und Schlaf und Nebel weht
Verdünnt empor:
Auf helle Auen geht
Der Traum hervor.
Nur ſtill und ſacht und unbewegt —
Aufgehn die Augen,
Wie auf ein Blumenkelch ſich ſchlägt,
Den Frühtrunk einzuſaugen.

3.

Ach, in dieſen ſonnenlichten
Tagen weiß ich kaum zu bleiben;
Soll ich denken, ſoll ich dichten,
Soll ich leſen, ſoll ich ſchreiben?

Leſen will ich, emſig leſen,
Und mich recht darein verſenken;
Doch das leid'ge Bücherweſen
Fördert wenig eignes Denken.

Und nun wär' ich gut im Gange,
Wollten nur die Vögel ſchweigen,
Doch ſie wiſſen, ihrem Sange
Muß ich ſtets die Seele neigen.

Und das Denken kämpft mit Träumen,
Und das Träumen wird zum Dichten —
Und was ſoll ich länger ſäumen,
Dieſen Handel fein zu ſchlichten?

Nur verſöhnen, nicht verdammen
Kann ein Dichter, darum: Friede!
Die Parteien ſind beiſammen,
Und das Urthel wird zum Liede.

4.

Womit hab' ich verdient, daß mir hernieder
Die Götter volle Freudenkelche reichen?
O dieſe Tage, kommen je ſie wieder?
Darf ich mit ihnen vorige vergleichen?
Der Blick iſt hell, der Himmel mir erweitert,
Der Frühling rollt den grünen Teppich auf,
Und vogelleicht, wie Kinder, aufgeheitert,
So gürt' ich mich zu neuem Wanderlauf.

Ich wollt' ich könnte ſie um mich verſammeln,
All, die mich lieben, die mich ſchonend tragen;
O dürft' ich, ſtatt ein halbes Wort zu ſtammeln,
Euch auf das ganze Buch der Wunder ſchlagen!
Ihr müßtet mir, entlang den klaren Bächen,
Durch meinen jungen Frühlingsgarten gehn,
Und ſtreifend, unter fliegenden Geſprächen
Die aufgeblühten Sproſſen alle ſehn.

Luſtwandeln wollten wir, als wie in Eden,
Und blicktet ihr mich fragend an zuweilen,
Und wolltet von vergangnen Leiden reden,
Ich könnt' euch ſtumme Antwort nur ertheilen,
Hindeutend nach dem Alpenhintergrunde,
Dem bleichen, der in Roſenduft zerfließt,
Auf den die goldne Schaale bis zum Grunde
Voll Farbenfeuer aus der Abend gießt.

Und wärt' ihr etwa lüſtern, durch die Fugen
Der Zukunft in die dämmernd blaue Ferne,
Beſorgt um meinetwillen, durchzulugen,
O blicket ſcharf; denn Eines wüßt' ich gerne,
Ob ſchwebend nicht auf ahnungsvollen Tritten,
Sich eine Fee ergeht im Frühlingswald,
Und kommt ſie meinem Pfade nah geſchritten,
So ruft, ich ruf' es nach: „O komme bald!“

Meine ſiebente Fahrt über die Alpen.

(Beſchluß.)

Codroipo am 18ten März. — Ich verließ Conegliano, und da war ich in der großen Ebene, in der ſchönſten auf dieſer Erde. Wie ich gerührt war, wieder in dieſer Ebene zu ſeyn, worin ich einſt ſo oft hin und her gefahren, wo ich ſo Vieles erlebt! Ich lenkte von der „neuen Straße,“ welche in gerader Linie der venezianiſchen Hauptſtraße zuläuft, ab, um auf einem Nebenwege einige Millien einzufahren. Eine Anhöhe lag noch vor mir, die von Colle. Als ich an ihr hinauf fuhr, ſtanden blaue und gelbe Blümchen am Wege, und ihr Duft und ihre Farbe waren ein holder Gruß dem Wanderer aus dem Norden, ein leiſes Lied vom nahenden Lenze, und in der Ferne, nach dem Meere hin, zog ein ſchweres Wetter. Der Frühling naht, allein er iſt noch nicht da: nur Knoſpen beginnen zu treiben und zu ſchwellen, das Gras beginnt erſt zu wachſen, Roggen und Waizen ſind nur einige Zoll hoch, es wird noch nicht gepflügt, die Luft iſt im Grunde noch friſch, die Bäume, welche in Reihen auf den Feldern ſtehen, ſind Skelette, ihre Reben ſcheinen ausgeſpannte Seile, und ſtill war's noch rings umher. Als ich aber auf die Hauptſtraße kam, wie rauſchte und brauste es da! Welch einen ſchönen Strom bildet da das italieniſche Leben, wenn es Sonntag iſt, wie heute! Da ſah ich ſie wieder, die luſtigen Poſtillons, wie ſie die ſchweren Reiſewagen der Fremden ſo leicht und ſo raſch einherführen, wie ſie elegant zu Roß ſitzen, oft in Schuhen, in Tanzſchuhen, möchte man ſagen; ich ſah wieder die ſchönen Jünglinge, die romantiſchen Geſtalten auf ihren Sediolen einherfliegen, und die ſchönen Mädchen und Weiber, welche in heiterer Geſellſchaft auf Merenda fuhren, und auch die ſchnellen Eſel ſah ich wieder einhertraben, und auf ihnen die pittoresken Figuren ihrer Inhaber, und in Sacile ſtanden die gepuzten Leute an Thür und Fenſter und lauſchten dem angenehmen Lärm auf der Straße.

Da mich mein Conegliaer Poſtillon verſicherte, daß ich nun keinen Einſpänner mehr von der Poſt erhalten würde, ſo nahm ich in Sacile den erſten beſten Vetturin, der ſich mir anbot. Er ſezte ſein zuſammengefahrenes armes Thier durch unendliche Schläge und Peitſchenhiebe in Trab und endlich in Galopp, und im Galopp fuhren wir

nach kurzer Zeit, und mit uns ein ganzer Zug, in Pordenone ein. Das war ein Gerassel ohne Aufhören; von allen Seiten fuhren ab und zu die leichten Calessen und Calessinnen, Sediolen, Carretellen, Timonellen und wie dergleichen alle heißen mögen, und die Leute standen an den Fenstern und an den Thüren und auf den Gassen, und schauten, und sprachen, und gestikulirten, und lachten, und das Ganze legte Zeugniß ab von Wohlhabenheit, Reichthum, Frohsinn, Geschmack, kurz von einer gewissen Glückseligkeit. In Pordenone war ich nicht lange in Verlegenheit, einen Vetturin zu finden, der sich verbindlich machte, mich so schnell zu führen, daß ich mit Einbruch der Nacht hier ankommen würde. Es wurde sehr windig und kalt, und das Erste, was ich bei meiner Ankunft that, war, mich an den Herd zu setzen, wo ein helles Feuer brannte und wo gekocht, gesotten und gebraten wurde. Ein hübscher Bursche machte die Polenta für das Gesinde. Wie er über der hellodernden Flamme den Kessel zu schwenken und zu drehen, wie er das Rührholz zu bewegen wußte! mit welcher Behendigkeit und zugleich mit welcher Grazie! Es war eine wahre Freude, ihm zuzusehen, und ich sah ein, daß ein weniger lebhaftes und bewegliches Volk nicht im Stande ist, eine ordentliche Polenta zu Wege zu bringen. Dieser Bursche also machte die Polenta, der Hausherr kochte die Riſi oder den Reis, die Köchin stand am Bratspieß, mein Vetturin beschäftigte sich mit dem Fritto: wer ab und zu ging, half kochen, sieden und braten; die Patrona oder Hausfrau erschien auch zuweilen; sie that wenig, sie ist aber ein recht hübsches junges Weib mit etwas Männlichem oder etwas Temperament in der Stimme. Als die Polenta fertig auf dem Brette lag, schnitt sie sie in Stücken, nahm sich eins davon und begab sich in den anstoßenden Speisesaal, wo sie die Gäste mit ihren lustigen Reden und ihrem schönen Lachen unterhielt. Ich wurde auch dahin zu Tische gerufen, und da unterhielt ich mich ebenfalls recht angenehm mit ihr, weil sie aus Cormons ist, das ich kenne, und sie mir Vieles von mehreren meiner Bekannten im Friuli zu sagen wußte. — Mein Schlafzimmer ist reinlich, hat hohe Wände und hohe Fenster, und sein Fußboden ist Terrazzo; am Spiegel steht ein Tisch mit marmorner Platte und eingezogenen Füßen; das Bett ist fast eben so breit als lang, ist hoch, hat keine Seitenblätter, steht nicht der Wand entlang, sondern mit dem Kopf an derselben und so, daß auf beiden Seiten ein gleich weiter Raum bleibt. In der Ecke befindet sich das in der Form einer Sanduhr gemachte Gestell, welches oben das Waschbecken umfaßt und in der Mitte das Brett für die Wasserkanne. Auf dem Tisch liegt eine Bürste, die aus einem vegetabilischen Stoffe gemacht ist, und daneben steht das Dintenfaß, in welchem sich ein Schwamm befindet, aus welchem man die Dinte mit der Feder herausdrücken muß, und dabei steht ein porzellanener Teller, auf welchen mein Herr Wirth meinen Conto geschrieben hat. Er ist nicht wohlfeil, nicht billig; allein ich bedenke, daß ich auf einer Strada maestra bin. Auf einer italienischen Hauptstraße ist Alles für den Fremden theuer, und Wirthe, Kutscher, Diener, Bettler, und zuweilen auch Mauth und Polizei machen ihm da wirklich nicht wenig zu schaffen. Mitleid erregt aber derjenige, welcher nach seinen Begegnissen auf einem solchen Wege das ganze Land beurtheilen und ein Nikolailarum anstimmen wollte. Ich habe mein heutiges Schlafgemach umständlich beschrieben, nicht weil mir dergleichen neu ist, sondern weil ich seither solche Kleinigkeiten wieder gänzlich vergessen hatte.

Villa-Vicentina am 19ten März. — Diese Villa gehört dem Fürsten B. und liegt in der Nähe von Aquileja und nicht weit von Udine, Görz und Triest. Ich kam, über Palmanova um Mittag hier an, und hier und in der Umgegend werde ich mich geraume Zeit aufhalten müssen. Interessantes zu sehen und zu hören wird es genug für mich geben; ich werde Ihnen davon mittheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

(Fortsetzung.)

Spaziergänge. Das Freiwilligenfest. Grattenauer.

Unsere Promenade ist zwar, durch die nicht zu überwindenden frühern Lokalverhältnisse verhindert, kein vollständiger Rundgang; allein es ist bei ihrer Anlage und Pflege Alles geschehen, was ihren Reiz erhöhen konnte. An den breiten schattigen Alleen zieht nicht, wie in Leipzig, die staubige Landstraße sich hin, die hier über dem Stadtgraben der sogenannten äußern Promenade angehört, sondern es liegen daran zum Theil anmuthige Privatgärten mit stattlichen Gebäuden, zum Theil heitere Blumenstücke, die durch exotische Pflanzen noch ein besonderes Interesse erwecken, oder es schlingen sich mäandrische Laubgänge in schattiger, trauter Heimlichkeit daran. Der Spiegel des reinlichen Stadtgrabens mit seinen grünen, glatten Ufern wird durch eine Menge Schwäne belebt, und endlich gewähren zwei erhabene Punkte, die Taschen- und Ziegelbastion, die verschiedensten, reizendsten Aussichten. Auf jener erblickt man nach Süden hin den Zobtenberg, den ernsten, romantischen Vorposten der Sudeten, die an heitern Tagen in duftigblauer Kette sich hinter ihm hinziehen. Ueber das Mittelgebirge hinaus schweift der forschende Blick nach dem in matter Ferne auftauchenden Riesengebirge mit der Schneekoppe. In der Nähe übersieht man die wohlangebaute südöstliche Ebene, die östliche Vorstadt und mehr nördlich den Sand und Dom, westlich die gewaltige Häusermasse der alten thürmereichen Stadt; unter sich die Promenade und deren bewegtes Leben selbst. Die Ziegelbastion gibt ein näher liegendes, aber großartiges Bild. Von Osten her glänzt weit der Wasserspiegel der Oder uns entgegen, und drüben über dem buntbewimpelten Strome sehen wir die uralte gothische Kirchenstadt der Dom- und Sandinsel, das fürstbischöfliche Breslau

in ſeiner ſteinernen katholiſchen Bedeutſamkeit. Aus der Ferne leuchtet die Trebnitzer Hügellette, von Spöttern „das Katzengebirge“ genannt, über die nahe lebendige Landſchaft. Drüber hinaus liegt Polen, die Achillesferſe Rußlands, die der treue preußiſche Bundesaar bewacht. Dort hinaus geht der Weg nach den jüngſten welthiſtoriſchen Schlachtfeldern von Grochow und Oſtrolenka. — Durch dieſe beiden An- und Ausſichten von den genannten Höhenpunkten hat Breslaus Promenade unbedingt Vorzüge vor andern berühmten Stadtſpaziergängen, obgleich die Anlagen des Leipziger und Frankfurter Rundgangs in einzelnen Partien ſchöner ſeyn mögen.

Der Mai brachte uns außer den großen Naturfeſten ſeiner ſchönen Tage noch mehrere Erinnerungsfeſte. Am bedeutſamſten war wohl durch Tendenz und Feier am 2. Mai das Feſt der Freiwilligen, geſtiftet im Jahr 1833 zur Erinnerung an jene große Zeit, wo das bedrückte Preußen in Schleſien ſeine Wehr ſchmiedete gegen den weltſtürmenden Napoleon; wo „der König rief, und Alle, Alle kamen, die Waffen muthig in der Hand;“ wo Arndts und Körners patriotiſche Lieder geſungen wurden unter dem entfalteten Panier der Freiheit, die das preußiſche Volk „mit Gott, für König und Vaterland“ von dem korſiſchen Titanen der Weltgeſchichte erkämpfen wollte und erkämpft hat. Nicht leicht mochte ein Feſt von ähnlicher Bedeutung bisher großartiger und ſinnreicher gefeiert worden ſeyn; ich geb Ihnen einige Details. — Schon am Vorabende des Feſtes, das die allgemeine Theilnahme der Stadt, auch wohl der Provinz erregte, geſchah eine Einleitung im Theater durch einen Prolog, gedichtet von Grüsnig; hierauf folgte das Raupachſche Sittengemälde: „Vor hundert Jahren.“ Für das Feſt ſelbſt war der immer reizender werdende Krolſche Wintergarten, den der Beſitzer während der grünenden und blühenden Saiſon nun auch als Sommergarten bedeutſam zu machen ſtrebt, mit ſeinen heitern, weiten Räumen in Anſpruch genommen, wie er denn überhaupt mit Recht als der paſſendſte Platz für großartige Feſtivitäten gelten kann. Der an ſich geſchmackvoll verzierte ſchöne Saal war von dem Freiwilligenverein noch auf militäriſch eigenthümliche mannichfache Weiſe dekorirt. Ueberall erblickte man neben dem lieblichen Schmuck des jungen Mais in Blumen, Büſchen und Feſtons die überraſchendſten Zierden in der geſchickten Compoſition der einen oder andern Waffengattung, und darin eine Andeutung des militäriſchen Feſtcharakters. Ganz beſonders manifeſtirte ſich dieſe Kunſt an einer Säule, die in einiger Entfernung vor dem Salon des Wintergartens errichtet war. An zwei übereinander geſtellten Maſtbäumen zogen ſich Lanzen, Gewehre und Säbel aller Art in ſchön geſchweiften Wellenlinien bis zur Spitze hinauf, wo eine weiß und ſchwarze Fahne herabwehte. Den Fuß der Säule bildeten vier ſenkrecht aufgeſtellte Vierundzwanzigpfünder. Rechts und links von der Säule zogen in ſanftem Halbrund Colonnaden ſich hin; dahinter ſtanden Zelte zum Bivouak und einige Kanonen. Die erſten Militär- und Civilperſonen waren bei dem Feſte gegenwärtig, das ſeine Freudenſtröme bis tief in die Nacht hineinzog. Als ſie eingebrochen, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und nach Mitternacht noch donnerten die Kanonen und brachten mich und andere Leute um den erſehnten Schlaf. Am andern Tage verſammelte ein Theil der Freiwilligen um zwei Uhr Mittags ſich zu einem ſogenannten Appelldiner, und bis zwei Uhr Nachts flogen die Champagnerpfropfen.

Bald nacheinander hat nach dem tiefgelehrten, geiſtreichen Wachler die Wiſſenſchaft noch zwei bedeutende Männer hier durch den Tod verloren. Es iſt dies zuerſt K. Fr. W. Gratenauer, Dr. juris und Redakteur des hieſigen königlichen Intelligenzblatts, geboren zu Stargard am 13. März 1774, und ſeit 1808 in Breslau lebend. Sein Leben iſt durch geiſtige Regſamkeit wie durch manche kummervolle Begebniſſe ausgezeichnet. Er war in frühern Jahren faſt auf jedem Gebiete des Wiſſens thätig, wobei ein immer friſcher Scharfſinn, eine ſarkaſtiſche Ader, vielſeitige Bildung und gründliche Gelehrſamkeit, auf einer umfaſſenden Kenntniß des Alterthums ruhend, ihn auf der einen Seite vortheilhaft charakteriſirten, während auf der andern eine beſondere Neigung zur Polemik, zu einem jeweiligen literariſchen Scandal, eine diktatoriſche Behauptung des unbedingten Rechthabens unfreundlich bei ihm hervortraten. Beſonders in ſchöngeiſtiger Hinſicht ſchien er vom Autoritätenwahn befangen und jedem jugendlichen Talente feindlich. Er galt bis in ſeine lezte Lebenszeit den jungen Literaten Breslaus in ſeiner ſcharfen, meiſt ſchlagenden Weiſe, nicht ſelten mit centnerſchwerer Gelehrſamkeit verbrämt, für eine Art Bubu oder Proſoß mit unnahbaren Schreibfingern, denn er hatte bei einem gewiſſen Theile des Publikums eine Autorität zu erlangen gewußt, welche man ſcheute. Bei ſeinem wegwerfenden Tone, in welchem er ewig von abzuweiſender Incompetenz, von gangränaliſcher Putreſcenz ſeiner belletriſtiſchen Gegner und dergleichen ſprach, fand ſich indeß bei dieſen doch bisweilen der Muth, ihn in die Schranken der Polemik zurückzuweiſen, welche jedem Gebildeten heilig ſeyn müſſen, ſoll der öffentliche Streit nicht einen gemeinen Straßencharakter, in Angriffen auf Perſönlichkeit und Privatverhältniſſe, annehmen; allein Dr. Gr. wurde gewöhnlich nur um ſo heißblütiger und rückſichtloſer, und mancher Streitpunkt hätte ſich wohl halbe Jahre lang durch die Tagblätter gezogen, wenn nicht die Cenſur in der leztern Zeit, gewaltſam vermittelnd, durch die Unterdrückung der ſich fortſpinnenden feindlichen Artikel allen derben Weiterungen des Dr. Gr. plötzlich wohlweislich ein Ende gemacht hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 144.

Der Fächer.

Räthſel.

Dir, hoher Leuchter, weih' ich dieſes Lied,
Dir mit den tauſend Lampen weiß und roth,
Ob gleich ihr Licht mir nimmer wäre noth,
Weil mit dem Sonnenlicht' es immer ſchied.

Vermehrſt du doch damit des Tages Pracht,
Erfreuſt du doch mein Aug' mit ihrem Schein,
Hab' ich doch Muße, darf ich um dich ſeyn,
Daß ich dich lobe, weil dein Antlitz lacht.

Und löſcheſt du die bunten Lampen aus,
Und ſtreueſt auf den Boden hin ihr Licht,
So war ihr Leben doch vergeblich nicht;
Es werden ſchöne runde Schalen draus.

Und aus den Schalen bricht hervor dein Glanz,
Du brauner Ball, einſt meine Knabenluſt;
Du hingſt zu Duzenden an meiner Bruſt,
An einer Schnur, ein derber Roſenkranz,

Mit dem ich oft mich tüchtig abgequält,
Um ihn zu ſchleppen als ein Ordensband,
Woran ich fürſtliches Behagen fand,
Und nie ein Vaterunſer abgezählt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 25. Juni 1838.

So much incurable, her garboils, Caesar,
Did you much disquiet!

Shakespeare.
Antony and Cleopatra.

Laura, Herzogin von Abrantes.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Wer hätte Paris verlaſſen, ohne ſie geſehen zu haben, dieſe bewegliche Ruine, dieſe ſprechende Chronik der Napoleonszeit? Sie war noch jugendlich in der Erſcheinung, ein kräftiger Wuchs mittlerer Größe, ganz ohne Eleganz, obwohl nicht ohne Schönheit der Formen, ein ſchöner, fleiſchiger Nacken, regelmäßige Züge, lebhafte Farben, herrliche große, dunkle Augen, ein wahres „Rabenhaar,“ üppig und glänzend, eine ſtarke, rauhe Stimme, an die man ſich gewöhnen mußte; eine rege Lebendigkeit und Munterkeit des Geiſtes, nichts von Allem, was man weiblich heißt, was durch geheimnißvollen Zauber die Seelen gewinnt; kein idylliſches Thal im Morgenſchimmer, wo Quellen rieſeln und Nachtigallen flöten, vielmehr eine felſige Landſchaft mit ſchroffen Zinken, wo der Sturm durch die Pinienwipfel tobt.

Wie mochte ſie in der Jugend geweſen ſeyn? Ich habe ſie damals nicht gekannt. Man ändert ſich auch eigentlich nicht, nur Zeit und Schickſal vollbringen ihr Werk am Menſchen, je nachdem er Kraft hat oder keine; ſie ſtumpfen entweder alles ab, oder ſchleifen alle Ecken ſpitzer und ſchärfer. Madame d'Abrantes war eine vulkaniſche Natur, ſie hatte die Maſſe der Elemente, die auf ſie eingeſtürmt, und des innern Reichthums heterogene Fulle zwar kräftig verarbeitet, aber nicht unter das höhere Geſetz des Einklangs in Frieden vereinigt. Die ſtrömende Lava hatte manches Blühende, Anmuthige verheert, doch war viel Edles unverſehrt geblieben: Freundſchaft, Mutterliebe, Religioſität, Gaſtlichkeit, echter Geſelligkeitſinn, rege Liebe zum Schönen, thätige Güte, freudige Anerkennung fremden Werthes. Der Geiſt ihrer Werke, der ihres Umgangs und der ihrer Handlungsweiſe in den meiſten Dingen des Lebens waren alle drei durchaus von einander verſchieden. Nur wer den Grundton ihres Weſens erkannte, der gut und edel war, konnte ſich mit den äußern Widerſprüchen in der Erſcheinung der ſeltenen Frau und in ihrer Handlungsweiſe verſöhnen.

Ihre Mutter, Panoria, eine Griechin, war dem hohen Stamm der Comnenen entſproſſen. Die Alabaſterbüſte dieſer ſchönen Frau, die im Alter von 31 Jahren abgebildet wurde, iſt, nach der Verſicherung Aller, die ſie kannten, von treueſter Aehnlichkeit, idealiſch und noch durchaus jugendlich. Die Töchter der Herzogin ſind auch ſo zart, ſchlank und lieblich in der Erſcheinung, wenn gleich nicht eigentlich ſchön; auch ihre zwei Söhne gleichen weder dem Herzog noch ihr, ſondern mehr der Großmutter. Die ganze Familie ſchreibt; Madame Auber,

der älteſten Tochter, verdanken wir manches prunklos Angenehme; die jüngere, jezt verheirathet, war ſeit der zarteſten Kindheit innig religiös, und widmete ſich unabläſſig der Pflege der Kranken und andern frommen Werken chriſtlicher Milde, mit Aufopferung, ſelbſt ihrer Geſundheit. Wenig weibliche Weſen haben mich ſo tief gerührt; man empfand bei ihr die Aufrichtigkeit und Echtheit ihres Hanges zur Wohlthätigkeit und ihrer milden, anſpruchloſen Frömmigkeit. Glaube und Werke waren Eins in ihr. Doch ſie lebt ja und wird hoffentlich noch viel Gutes thun; von der Todten wollte ich ſprechen.

Ich traf ſie 1833 bei Madame Récamier in einer großen Geſellſchaft. Die Herzogin ſezte ſich neben mich, fragte mich viel über Deutſchland und verſprach, mich aufzuſuchen. Sie wußte durch Madame Récamier, daß ich früher Napoleon ſehr gefeiert hatte, und das machte ſie mir geneigt. Ich habe allerdings zwei ſehr entgegengeſezte Dinge gethan: Napoleon vergöttert, und ſpäterhin ihn geſchmäht; über Beides muß ich mich entſchuldigen, und nur das Leztere kann mich reuen. In früheſter Jugend zumal iſt es Bedürfniß, ſich für das Große zu begeiſtern. Eine erwachende Seele will ſich an einem Coloß aufranken. Meiner Phantaſie erſchien Napoleon ganz, wie ich ihn geſungen und geſchildert. Doch ich that keinen Schritt, ihm dieſe Bewunderung kund zu geben; dies ſchon beweist, daß es mir Ernſt damit war. Im Jahr 1804 begann ich eine Napoleoniade in Stanzen; an Enghiens Todestag ſchloß ich ſie ein und rührte ſie ſeitdem nicht wieder an. Einen ſeiner Freunde, der ihm, wie er mir geſtand, davon geſagt hatte, daß eine junge Deutſche ihn beſingen wollte, bat ich dringend, als er mich einige Zeit nach jener gräßlichen Cataſtrophe fragte, ob ich ihm nichts Neues zu leſen hätte? Napoleon zu ſagen: „es werde nichts mehr daraus.“ Er lächelte und ſprach: „ja, er ſoll es erfahren, daß er ſeinen Taſſo eingebüßt hat.“ 1806, als mein Werk: Kunſt und Leben in Paris bei Bertuch erſcheinen ſollte, überkam mich unwiderſtehlich das Gefühl der Großartigkeit ſeines Waltens und der Herrlichkeit ſo vieler, durch ihn erweckter Richtungen und Reſultate; ich nannte alſo das Werk Kunſt und Leben in Paris ſeit Napoleon I. und flocht alles Preiswürdige ein, was ich von ihm wußte, allein ich ſchickte es ihm nicht zu. Im Sommer 1811 ließ Napoleon dies Werk in ganz Paris und Straßburg in den Buchhandlungen aufſuchen und konfiszíren. Ich war, meines Mannes wegen, darüber ſehr beſtürzt, konnte es mir aber nicht erklären. Späterhin erfuhr ich, daß irgend Jemand, um ſich wichtig zu machen, ihn darauf aufmerkſam gemacht, daß eine Art Prophezeiung von der Wiederkehr der Bourbons darin ſteht, ferner der Umſtand, daß er bei der Belagerung von Toulon vorſchlug, die Gräben mit 30,000 Soldaten zu füllen, ferner, daß ich über ſein Abſprechen über deutſche Philoſophie mich mit den Worten aufhielt: „das war nicht recht und ſeiner nicht würdig, denn er kann kein deutſch.“ Was ihm zum Preis in dem Werke ſtand, wird man ihm gewiß verſchwiegen haben.

Die Thronentſetzung Napoleons und die Wiederkehr der Bourbons lagen indeß ſeit 1810 ſo entſchieden als Ahnung in meiner Seele, daß ich mit vielen Bekannten davon als von einer Gewißheit ſprach, und mich nicht enthalten konnte, davon zu ſprechen. Der Großherzog von Frankfurt entſezte ſich daruber und bat mich zu ſchweigen, weil er im eintretenden Fall nicht fähig ſeyn würde, mich zu ſchüzen. Er entdeckte mir auch, daß in Paris meine Prophezeiung zur Sprache gekommen, und bat mich dringend, irgend einen Anlaß zu ergreifen, den über mein Werk und meine Reden erwachten Unwillen zu beſänftigen, damit ich ruhig in Aſchaffenburg leben könne und mein Mann unangefochten bliebe. Bei ſo bewandten Sachen mußte ich nun ſchon meine Zuflucht zu einem Sonnet nehmen, das ich 1804 gedichtet, und es in der Sammlung, die eben gedruckt wurde, mit erſcheinen laſſen; allein ich that dies nur zur Schutzwehr, zur Vorſorge, und ſchickte kein Exemplar an Napoleon, wiewohl es mir an Gelegenheit nicht fehlte.

Im Jahr 1812, als der Kaiſer mit Marie Louiſe durch Aſchaffenburg kommen ſollte, erſuchte mich der Großherzog um ein Bewillkommungslied, und das konnte ich dieſem gütigen Freund nicht abſchlagen; ich dichtete es, ſteif und pompös; doch erinnere ich mich, daß es gute Stanzen waren, die dem Großherzog ſehr gefielen. Der Kaiſer traf mit der Kaiſerin gegen zwölf Uhr im Schloß ein; ich habe ihn damals das lezte Mal geſehen. Er war ſehr ſtark geworden, ſah geſünder als ſonſt aus, aber ſein Blick war düſter und von ſeinen Lippen war das bezaubernde Lächeln gewichen, womit er zu grüßen pflegte. Er nahm ſogleich ein Bad, ſezte ſich dann zum Dejeuner dinatoire mit Marie Louiſe an den Tiſch, der für beide Majeſtäten bereit ſtand, und erſuchte Karl von Dalberg, ihm zu vergönnen, ſich nur von ſeinen eigenen Umgebungen bei Tiſch bedienen zu laſſen. Beim Hinaufgehen auf der Treppe hatte Napoleon den Fürſten gefragt: ob keine Gefahr vorhanden wäre, wo ſo viel Volks, unbewacht von bewaffneter Macht, verſammelt ſey? Der Fürſt Primas hatte dazu gelächelt und ihn verſichert, er könne ruhig ſeyn, was ihn ſehr gewundert. Als er nach dem Dejeuner die Gemäldegalerie, die Bibliothek, die Schloßkapelle betrachtete, fiel es ihm auf, in lezterer Bänke zu ſehen, und er fragte: ob nicht in den deutſchen Kirchen, wie in Paris, Stühle für die Ankommenden geſezt würden, die ſie bezahlen mußten? Auf die verneinende Antwort äußerte der Kaiſer, das ſey ſchön, und er wolle den Mißbrauch

und die Störung des Stuhlvermiethens mitten im Gottesdienſt auch in Paris abſchaffen. — Er wußte nicht, Napoleon, daß er nicht mehr dazu kommen würde, an ſo etwas zu denken; die Stühle ſtehen auch noch heutzutage in den Pariſer Kirchen feil, und die Vermietherinnen hauſen damit ſo grimmig und gierig, daß Chriſtus ſie noch eifriger, als dazumal die Taubenverkäufer und Wechsler, hinausjagen würde, wenn er nach Paris käme.

(Die Fortſetzung folgt.)

Villeggiatura.

Von Ludwig Seeger.

5.

Melodie.

„Frage mich nicht,
Wie wird's noch mit uns Beiden?
Laß, bis es bricht,
Dem Herzen ſeinen Wahn.
O ich verſteh
Dein ſchönes, frommes Leiden;
Schauſt mich mit Weh,
Mit ſtillem Vorwurf an.

Gräme dich nicht,
O träume kein Verbrechen,
Mein ſüßes Licht!
Komm, reiche Kuß und Wein:
Ach, wie wir ſind,
Wer wird uns heilig ſprechen?
Nun denn, mein Kind,
So laß uns ſelig ſeyn!“

Wie biſt du mir ſo fern gerückt,
O Liebe, ſuße Seelenplage!
Der Zeit, da du mich noch beglückt,
Wie denk' ich gern der ſchönen Tage!

Ich koſte mit dem ſüßen Kind,
Die Stunden kamen, Stunden gingen;
War's langſam, oder war's geſchwind,
Mir ſchien, daß ſie ſich ſcherzend ſingen.

Wir trieben dies, wir trieben das,
Und hatten Schweres nicht zu ſinnen;
Um Mittag ſaßen wir im Gras
Und ſahn die Lüfte Netze ſpinnen.

An meiner Bruſt ihr Angeſicht,
Wie lag ſo ſtill die ſchöne Bürde!
Sie fragte nicht, ich fragte nicht,
Ob das ſo ewig bleiben würde.

Dann, wie ſie floh, und Blumen brach,
Und wie wir ſprangen und uns ſchlugen;
Wie ſie zu zürnen mir verſprach,
Wenn wir am beſten uns vertrugen —!

Wir laſen Nichts, wir ſprachen viel,
Noch öfter gab es Nichts zu ſagen:
So rollt' uns hin in ſüßem Spiel
Ein Perlenkranz von ſchönen Tagen.

Wie's draußen ging, verſchwand uns ſchier,
Umrauſcht von lieblichem Geſchmetter;
In einer Wolke ſtanden wir,
Tief unten zuckten leiſe Wetter.

Und iſt denn Alles nur ein Schaum,
Den wir zu koſten nicht verſäumten,
Und war es nur vom Glück ein Traum,
Gottlob, daß wir ihn einmal träumten!

6.

Am Feierabend ſorgenleer,
Wenn nun am Berg heraufgetaucht,
Die Nacht die Schwüle weggehaucht,
Wall' ich im Garten hin und her.

Dort drüben ragt der graue Dom;
Von tauſend Lichtern, hell und matt,
Durchbrochen, neigt die Hügelſtadt
Sich zu dem mondbeglänzten Strom.

Zur Rechten ſchweift das Auge nun,
Und wandelt am Gebirge hin,
Sieht weithin ſich das Lager ziehn,
Wo all die ſtummen Rieſen ruh'n.

Und rings um mich iſt tiefe Ruh,
Die Blumen ſtehn gebückt am Zaun,
Und über das Gemäuer ſchaun,
Wie Nachbarn, Lindenbäume zu.

Allein der Springbrunn hält nicht ſtill,
Er ſteht und ſtammelt fort und fort,
Und findet nicht das rechte Wort —
Wer weiß: was er mir ſagen will?

7.

Im Garten pflückt' ich juſt zum Abendbrode
Mir lechte Frucht mit oft gerizten Händen;
Noch war es ſchwül, der dunkle Himmel drohte,
Die Grillen eilten nicht, ihr Lied zu enden.

Zu meinen Füßen brauste laut das Wehr,
Herüber von der Stadt klang eine Flöte,
Aus Nebelkappen sahn die Berge her —
Da fuhr ein Blitzstrahl aus der Abendröthe.

An hundert Fenstern der zerstreuten Villen,
So weit ich schaute, fuhr er leuchtend nieder,
Mit Ungestüm; nach wenig furchtbar stillen
Minuten sprang der Donner hin und wieder.

Und eben, wie mit frommem Klang im Dom
Die Abendglocke sich begann zu rühren,
Ergoß es sich vom Himmel wie ein Strom
Von tausend aufgerißnen Perlenschnüren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

(Fortsetzung.)

Todesfälle. Wettrennen. Wollmarkt. Theater.

Doktor Grattenauer hat dagegen zu seiner Zeit gegen manchen lokalen und allgemeinen Unfug und Unsinn ein kräftiges erläuterndes und verdammendes Wort gesprochen, wofür ihm Dank gebührt. Merkwürdig war seine feindliche Richtung gegen Gesang und Musik, die er einige Male öffentlich darthat. Er sah unsere Zeit in verweichlichender Melomanie befangen, und stellte die Oper als eine erschlaffende verderbliche Unnatur der Bühne dar. Mit der Zeit, meinte er, werde es noch dahin kommen, daß man sich in allen täglichen Lebensverhältnissen nur singend oder musicirend bewege; selbst Mandate und Urtheile der Behörden werden im Recitativ vorgetragen, und den betreffenden Personen in Noten gesetzt zugefertigt werden. Er hat übrigens seine literarische Thätigkeit durch eine Menge kleinerer und größerer Abhandlungen im Gebiete des öffentlichen und Privatrechts, wie in dem der Belletristik geltend gemacht, und war unter anderm auch Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft Westphalens und korrespondirendes sehr thätiges Mitglied der Gesetzgebungscommission für die österreichischen Staaten. — Am 24. starb schnell und unerwartet das hochverdiente Universitätsmitglied Dr. C. A. D. Unterholzner, Bibliothekar und ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft. Er war ein Mann von gediegener Gelehrsamkeit, erfolgreicher Wirksamkeit, Biederkeit und Liebenswürdigkeit, dessen anerkannten Verdiensten ein dauerndes dankbares Andenken bewahrt bleiben wird; er war am 5. Februar 1787 zu Freisingen in Bayern geboren.

Am 28. Mai begannen wieder die seit dem Jahre 1835 jährlich stattfindenden Wettrennen, veranstaltet von dem Verein für Pferderennen und Thierschau, der die Veredlung der Pferde- und Hausthierzucht in Schlesien erstrebt. Die Preise waren, außer den Vereinspreisen von 2 — 500 Thalern und dem Gewinn der Einsätze, ein vom König bewilligter Ehrenpreis, dessen eigenthümliche Erwerbung jedoch von einem während dreier Jahre wiederholt erkämpften Siege abhängig gemacht ist; ferner: ein von der Frau Fürstin von Liegnitz ausgesetzter silberner Pokal und ein desgleichen goldener von der Frau Gräfin Renard. Am ersten und zweiten Tag fanden Preisrennen statt, am dritten ein Jagdrennen und am vierten war Thierschau. Nachdem seit 1720 die antiken Pferderennen aufgehört, waren die modernen für das Volk anziehende Feste, zu denen es wie besessen rannte, und sich freute, daß es bei uns so hübsch englisch herging. Jezt hat seit fünf Jahren der Zudrang ein wenig nachgelassen; immer aber wird das Pferderennen ein jährliches Hauptgaudium für jede Reiterseele bleiben. — Gleichzeitig mit dem Pferderennen begann unser Wollmarkt, der bekanntlich von europäischer Bedeutsamkeit ist und die interessanteste Jahresepoche für uns abgibt. Das Leben der Provinz drängt sich dann in Breslau als Quintessenz zusammen, und der hiesige Parade- und Blücherplatz sind dessen Centralpunkt. Der Zusammenfluß so vieler Tausende von nah und fern, nicht selten selbst von der Themse, dem transatlantischen Hudson und Delaware, die hastige, lärmende Betriebsamkeit des bedeutenden Wollhandels unserer großen Stadt prägen ihr auch wirklich einen großstädtischen Charakter auf, und dem Gewinn wird mit eben so viel Leidenschaft nachgejagt als dem Vergnügen. Die Hauptparole ist mehr wie sonst: Geld! und dessen kommt zum Frommen des guten Breslaus viel in Umlauf. Alle Pulse seines öffentlichen Lebens gehen schneller; bunter, verworrener als sonst wird das Straßengewühl, wenn auch nicht mit dem der Leipziger Messe vergleichbar; die Leute rennen, als wären Wetten zu verlieren, und die Spekulation erwacht in allen Branchen mit ungeheurem Zeitungsgeschrei. Wer nur eine Dachkammer zu vermiethen hat, wirft seine Angelruthe nach ungewöhnlichen Procenten aus, und die beiden hiesigen politischen Zeitungen schwellen aus Blättern zu Büchern an. Kurz, Jeder eilt, nach dem Sprichwort, sein Schäfchen zu scheren, und wird nicht selten selbst geschoren. Während des Wollmarkts würde man dem Glück in Breslau statt der Würfel eigentlich ein entsprechenderes Attribut in der Schere geben. — Alles bieten jezt die Breslauer Wirthe auf für das Vergnügen der Fremden, doch auch der Einheimischen, und der erfinderische und geschmackvolle Kroll, der Besitzer des Wintergartens, steht oben an mit seinen Wollmarktslustbarkeiten in Bällen, Conzerten, Illuminationen und Feuerwerken.

Jean Dupuis, der sich den ersten Ringer und Athleten nennt, und der Menschheit zu Gefallen reiset, um das berühmte Kampfspiel der alten Römer darzustellen, hält seit einiger Zeit sich auch hier auf, in Gesellschaft einer Katharina Teutsch, des ersten herkulischen Weibes in Europa, deren Stärke jede männliche übertreffen soll. Er lud die stärksten Männer der Stadt und Umgegend ein, mit ihm zu ringen, unter der Zusicherung, daß nicht nur Keinem etwas Uebles begegnen, sondern der Ueberwinder auch noch einen Preis von 500 Thalern erhalten solle. Ein Tyroler wagte den Kampf mit dem modernen Herkules, bezwang ihn, und war höflich genug, ihn bloß auf den Boden zu setzen, statt ihn mit leichter Mühe gänzlich niederzuwerfen. Das aber war eine Hauptbedingung des Kampfs, welche der Tyroler unbeachtet ließ, indem er den Gegner auf diese Weise schon hinlänglich besiegt glaubte; der Herkules aber zog ihn nun an den Beinen zu sich nieder, und wußte nun im erneuten Kampfe den Tyroler unter sich zu bringen und so sich den bedingungsgemäßen Sieg zu verschaffen. Vielleicht ist noch ein Anderer glücklicher. — Auf unserer Bühne ging am 25. April, unter Roll's Mitwirkung als Fürst Leopold von Dessau, Raupachs komisches Sittengemälde: „Vor hundert Jahren.“ zum erstenmal über die Bretter, das enthusiastisch aufgenommen wurde, und gewiß sehr bald die Runde über alle deutschen Bühnen machen wird, ja vielleicht auch über dem Rheine, denn dazu scheint es ganz besonders geeignet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 26. Juni 1838.

— En bonne conscience,
Au mystère que tu me viens conter,
Est il quelque ombre d'apparence?
Molière.
Amphitryon.

Die Pomeranzenſchalen.

Von A. v. Sternberg.

Ich war eines Abends, erzählt ein ſehr liebenswürdiger und zugleich ſehr wahrhafter Schriftſteller, meiner Gewohnheit nach auf das Landhaus einer Dame hinausgeritten, um in Geſellſchaft dieſer meiner Freundin einige angenehme Stunden zu verleben, die ich nach den Anſtrengungen eines, mit vielerlei Geſchäften überhäuften Tages nöthig zu haben glaubte. Gewöhnlich war ein kleiner Kreis von Bekannten und Freunden auf dem Landhauſe verſammelt, diesmal jedoch fand ich die Dame des Hauſes allein in ihrem Gartenſalon, auf dem Sopha ſitzend, vor ſich eine Aſtrallampe, die ihr mildes Licht in den ſchon dunkelnden Raum und durch die offene Gartenthüre auf die nahen Gebüſche und Blumen warf. Es herrſchte eine tiefe Stille, als ich eintrat, und es ſchien mir faſt, als ſey meine ſchöne Freundin auf ihrem bequemen Sopha und hinter ihrer Lampe eingeſchlummert. Aber ſie bewies durch ein leiſes Neigen des Kopfes bei meiner Annäherung, daß ſie wache und nur, wie ſie es manchmal zu thun pflegte, mit geſchloſſenen Augen allerlei Vergangenes und Gegenwärtiges überdenke und durchträume. Sie reichte mir freundlich die Hand und ich ſezte mich neben ihr. Es knüpfte ſich ein gleichgültiges Geſpräch an über allerlei geringfügige Gegenſtände, und gleichſam einander zum Poſſen, als hätten wir uns nichts Beſſeres ſagen können, ſprachen wir vom Wetter.

Es war im Hochſommer, den ganzen Tag über war es bewölkt und ſehr heiß geweſen, und jezt gegen die Nacht herrſchte noch immer eine dumpfe Schwüle, die den Ausbruch eines ſpäten Gewitters erwarten ließ. Ich ſagte ihr, daß der Ritt durch dieſe ſtille, beklemmende Atmoſphäre mich heiß gemacht und daß ich einiger Erfriſchungen bedürfe. Sogleich erſchien auf ihren Befehl ein Diener, der einen Teller mit zwei Kryſtallflaſchen voll des friſcheſten Waſſers, Gläſern, goldglänzenden Citronen, Zucker und einige Deſſertteller mit eingemachten Früchten trug. Dieſe Herrlichkeiten wurden vor uns hingeſezt, und meine Freundin machte ſich daran, mir die erquickendſte, ſchmackhafteſte Limonade von der Welt zu bereiten. Während ihre ſchönen Hände noch mit der Citrone, dem ſilbernen Meſſerchen und dem Zucker wirthſchafteten, griff ich nach einer eingemachten Pomeranzenſchale. Kaum wurde ſie dieſes gewahr, als ſie alles liegen ließ und meinen Arm zurückhielt. „Nicht von dieſen Früchten!“ rief ſie. — „Und weßhalb nicht?“ fragte ich. „Nein, nein,“ ſagte ſie beinahe heftig; „ich habe meine Gründe.“ Ich ſchwieg, und nach einer Weile griff ich wieder nach den Pomeranzenſchalen. Sie nahm mir den Teller aus den Händen und ſchob ihn bei Seite. — „Sie

ſind recht wunderlich," rief ich mit Lachen; „ich verſichere Sie, daß ich nichts ſo ſehr liebe als eingemachte Pomeranzenſchalen." — „Ganz wohl; aber dieſe hier dürfen Sie nicht berühren." — „Und was iſt die Urſache dieſes Verbots?" — „Nun gut," entgegnete meine Freundin mit ſehr ernſter Stimme, „wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen, ſo mögen Sie es erfahren. Mit dieſen Schalen hat es eine beſondere Bewandtniß." — Sie ergriff meine beiden Hände, blickte mich ſtarr an, ſchwieg eine ganze Weile und ſagte dann mit einem langgedehnten, die einzelnen Sylben nachdrücklich hervorhebenden Tone: „dieſe Schalen ſind uralte Thorheiten — in Zucker eingemacht. Wer davon genießt, der erlebt Seltſames und völlig Verwirrtes. Jezt wiſſen Sie es, und jezt hüten Sie ſich!"

Der Scherz war ſo gut angebracht, daß ich, wirklich auf einen Augenblick myſtifizirt, der Sprecherin erſtaunt in die Augen blickte, dann aber in ein heiteres Lachen ausbrach. „Der Einfall iſt nicht übel!" rief ich; „und war ſchon früher meine Begierde nach dieſen Schalen ſehr groß, ſo iſt ſie jezt zu einer wahren Leidenſchaft gewachſen. Geben Sie! Ja, ja," ſezte ich hinzu, „ich merke, ein beſonderer Duft ſteigt aus dieſen braunen, gedörrten, in ihrem Zuckerüberguß glänzenden Schalen auf. Sie mögen Recht haben: es ſind uralte Thorheiten; laſſen Sie mich ſie koſten." Die Dame machte zu meinem Scherze ein ſehr ernſtes Geſicht. „Es iſt hier kein Spaß damit zu treiben," ſagte ſie. „Ich habe Sie gewarnt; thun Sie jezt, was Ihnen gut dunkt." Damit gab ſie mir den Teller. Ich ſuchte zwei der dickſten Schalen aus und verzehrte ſie.

Ich forderte jezt die Freundin auf, meinen Muth zu bewundern; ſie erwiderte immer noch mit ihrem angenommenen Ernſt, daß man ſich mit einer unbekannten Macht auch nicht den kleinſten Scherz erlauben dürfe, und nach einigen hierauf ſich noch beziehenden Reden ging unſere Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand über. Wir ſprachen über Literatur, Kunſt und einige der neueſten Vorfälle der Tagesgeſchichte. Es traten noch ein paar willkommene Gäſte in den Saal; die Unterhaltung gewann an Lebhaftigkeit, indem ſie allgemeiner wurde. Eine junge Dame ſezte ſich dann an den Flügel und ließ ihr fertiges Spiel und ihre ſchöne Stimme bewundern. Erſt ſehr ſpät trennte man ſich. Ich hatte die ominöſen Pomeranzenſchalen ganz vergeſſen, beim Abſchiede jedoch fielen ſie mir wieder ein. „Nun," rief ich meiner Freundin zu, „wo blieb das Seltſame und Wunderliche, das ich erleben ſollte?" Sie lächelte, ohne etwas auf meine Frage zu erwidern, und ich ſchied.

Als ich draußen mein Pferd beſtieg, wurde mir von Neuem die drückende Luft und die fortwährende Schwüle, die ſich unterdeſſen um keinen Grad vermindert, eher noch zugenommen hatte, beſchwerlich. Ich konnte nur langſam reiten und mußte überdies genau auf den Weg Acht geben, denn eine Finſterniß, wie ich ſie nie früher bemerkt, hatte ſich auf die Erde gelagert. Es war, als wenn die angehäuften Wolken mit ihrer ganzen beengenden elektriſchen Schwere unmittelbar auf den nächſten Baumgipfeln laſteten. Kein Blatt rührte ſich, ich hörte, wie durch ein Gewölbe durchreitend, den Hufſchlag meines Pferdes dumpf und ſchwer an mein Ohr tönen. „Ich bin doch viel zu ſpäter Zeit gereist," rief ich bei mir ſelbſt, „allein eine ſolche Nacht iſt mir noch nicht vorgekommen."

(Die Fortſezung folgt.)

Laura, Herzogin von Abrantes.

(Fortſezung.)

Napoleon rühmte bei Anlaß der Bänke in den Kirchen die deutſchen Sitten, und hatte oft ſchon dazu Gelegenheit gefunden. Für den Abend war das Theater erleuchtet, und in der Großherzoglichen Loge, wo man das Kaiſerpaar erwartete, lagen Abdrücke meines Gedichts auf Atlaß, ſchön verziert, die der Großherzog beſorgen laſſen, allein die hohen Gäſte waren noch vor dem Theater weggefahren. Seltſamerweiſe war Bendas Monodrama, Ariadne auf Naxos, aufgeführt worden; da ſieht man, wie kleine Umſtände oft Verkündigungen in ſich halten: Naxos — St. Helena! — Madame Wiz gab die Ariadne, doch die Vorſtellung mißfiel: „c'était une horreur!" ſagte die Gräfin Taſcher, die ſich mit ihrem Gemahl in der Großherzoglichen Loge befand, als ſie das Theater verließ; ſie hatte auch Recht.

Karl von Dalberg dankte mir liebreich für die Aufnahme des Sonnets in meine Sammlung, wie für mein Gedicht. Die Wolken am politiſchen Horizont zogen ſich damals ſchon, ſchärferen Blicken ſichtbar, zuſammen; er wußte, daß Napoleon argwöhniſcher als ſonſt, ſeine Spürer wachſamer und kleinlicher waren, und die Verfolgungen ſich in dem Maße häuften, als des Bodens dumpfes Schwanken fühlbarer wurde. Auch wurde überhaupt dazumal auf Schrift und Wort Gewicht gelegt; heutzutage pakt man die Gegner doch nur wegen Thatſachen und Complotten beim Kragen, wenn ſie's nicht gar zu grob machen. Le Plat du Temple, ein wackerer Legitimiſt und liebenswurdiger Mann, wurde wegen ſeiner Napoléonide, eines ernſten, zürnenden, wurdigen Gedichts, 1813 in Darmſtadt aufgehoben und nach Mainz in die Feſtung gebracht, wo der jugendkräftige ſchöne Mann in wenigen Wochen ſtarb, an Gift, wie man wiſſen wollte.

Ihm war nichts Schuld zu geben, als ſeine Treue gegen den alten Herrſcherſtamm und ſein Gedicht. Dies war eines der zahlreichen entſetzlichen Begegniſſe unter Napoleons Walten über Frankreich und Deutſchland, die Oel in die auflodernde Flamme des Haſſes ſchütteten.

Gegen dieſelbe Zeit drohte ein ähnliches Loos einem alten, edeln Freunde des Großherzogs von Frankfurt, dem Freiherrn von R. aus Hannover, der in Aſchaffenburg mit ſeiner liebenswürdigen Familie lebte. Er war ſtets im Geſpräch als ein kräftiger Widerſacher gegen die franzöſiſche Zwingherrſchaft und Deutſchlands Unterjochung aufgetreten, doch ſo lange alles gut ging, wurde wenig auf ihn geachtet; er mochte indeß längſt auf dem ſchwarzen Brett geſtanden ſeyn und nunmehr als gefährlich entfernt werden ſollen; denn eines Abends bekam der Großherzog durch einen Getreuen Nachricht, der Baron ſolle aufgehoben und fortgebracht werden. Dies hören, durch Geheimerath Müller einen Paß, wie er eben taugte, ausfertigen laſſen, die Taſchen voll Gold ſtecken und durch Regen und Dunkelheit den Freund aufſuchen, belehren, in einen Nachen ſchaffen, mit Paß und Gold, war das Werk von etwa zwanzig Minuten; der Greis war jünglingskräftig in dieſer verhängnißvollen Stunde, Baron R. entkam glücklich. Nicht lange darauf erhob ſich ganz Deutſchland wie ein Mann. Wer ſang damals nicht Befreiungslieder? Kotzebue war der Erſte, der Spott trieb mit der ehemaligen Größe Napoleons und ſeines Heers; viele thaten es ihm nach, man ſpottete, nicht, weil man ihn ohnmächtig glaubte, ſondern weil man gereizt und gekränkt war, und weil man ſein Ende nicht in der Geſtalt, die es hatte, vorausſehen konnte. Ein Blick in die Zukunft auf Napoleons künftige Leiden würde die Schmähenden entwaffnet haben. Ich wenigſtens denke nie an ihn, ohne leiſe vor mich hinzuflüſtern: vergib mir!

Die Epoche, die unmittelbar auf Napoleons Walten folgte, von 1813 bis 1833, ſchien (hier iſt nicht der Ort, zu erläutern, warum) ſo lang, ſo unendlich lang, daß es einen Wunder nahm, eine Geſtalt, die noch in Blüthe ſtand, wie damals die Herzogin von Abrantes, obwohl ſie ſchon 45 Jahre zählte, vor ſich zu ſehen. Wie durch einen Zauberſchlag wurde durch eine ſolche Erſcheinung jene Zeit, die ſchon allen Reiz des Fabelhaften in ſich trägt, in die nächſte Nähe gerückt, und man fühlte ſie leben, gleichſam als hätte nur eine Mauer davor geſtanden, die ſie verborgen und die nun eingeſunken wie eine Couliſſenwand. Es duftete, wie nach Lorbeerkränzen, alle Erinnerungen verkörperten ſich, und die Gegenwart erſchien wie eine ſchlecht erfundene Fabel. Alle, die ſo etwas erlebt haben, werden mich verſtehen. Mir kam die Unbekanntſchaft der Herzogin mit der deutſchen Literatur zu Gute, und ich hütete mich wohl, ihr zu geſtehen, daß ich ſeit 1813 mit in das allgemeine große Horn geblaſen, ſo heilig es mir auch Ernſt darum geweſen; denn ich ſchämte mich deſſen, nicht der Begeiſterung für die deutſche Sache, ſondern einiger Spottgedichte, die ich mir heute noch zum Vorwurf mache.

Ich folgte der Einladung der Herzogin von Abrantes, ſie bald vor Tiſch um drei Uhr zu beſuchen; ſie bewohnte ein ſchönes Rez-de-Chauſſee in der aufſteigenden, hoch und frei liegenden Straße de la Rochefaucault. Aus ihren Zimmern gelangte man in den, für Paris ziemlich großen Garten, deſſen hohe, ruhige Baummaſſen und blumenumpflanzten Raſenplätze gar freundlich durch die hohen Fenſter in die zierlich decorirten Gemächer hineinblickten und duſteten. Wie großartig und traulich zugleich ſprach das Ganze mich an, und mit dieſem die freundliche Beſitzerin, deren Weſen und zuweilen entſchlüpfende Aeußerungen über ehemals an den Glanz der Kaiſerzeit und ihre eigene damalige Stellung, jedoch nie unangenehm erinnerten. Sie ſprach davon wie ein Kind, das ſchön geträumt hat. Sie verlangte von mir Notizen über frühere deutſche Künſtler, deren Biographie ſie herausgeben wollte; dies geſchah jedoch nicht. Sie ſprach mit Anerkennung und Wärme von deutſchem Geiſt und Charakter; durch Graf Adolph von Cuſtine war ſie damit bekannt geworden. Sie ſelbſt ſchrieb zu viel, um leſen zu können. Sie erwähnte auf das herzlichſte Juliette Récamiers; in früheren Zeiten hatten ſich beide Frauen nur wenig geſehen, jezt waren ſie in vertrautem Umgang. Der damalige General Junot zog unter dem Conſulat, wie Lucian Bonaparte, Bernadotte und andere Notabilitäten jener Tage, mit großem Anſtand an dem Siegeswagen der ſchönen, reichen Bankiersfrau. So unſchuldig und geiſtig dieſe Huldigungen waren, wollten doch wahrſcheinlich die Gattinnen der Ueberwundenen keine Zuſchauerinnen beim Siegesgepränge der Madame Récamier ſeyn; zugleich ſtand die ſchöne Frau auf der Seite der Legitimiſten, und Napoleon wollte ihr deßhalb, und auch wegen ihrer Freundſchaft für die unſterbliche Staël nicht wohl. Zwar kam ſein edler Stiefſohn zu ihr, allein der Hof, der damals noch im Ei lag, und ſchon aus der halb abgeworfenen, obern Schale hervor ſchaute, vermied dies Haus. Nun war dies Alles beſeitigt —

„— Ausgeſtorben —
Aber ruhig ſtand das Haus.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Muſterung der Nationalgarde.

* Vorigen Sonntag war Muſterung der Nationalgarde, zum erſtenmal ſeit den Mordanſchlägen der vergangenen Jahre.

Eine ſolche Revue iſt hier kein bloßes militäriſches Schauſpiel, ein ſteifes Vorüberziehen der Bürgergarde vor dem Monarchen und ſeiner Umgebung. Es iſt eine Zuſammenkunft der Bürger und des Königs, und wird als eine Höflichkeit von Seiten des Letztern betrachtet. Seitdem Fieschi die furchtbare Höllenmaſchine aus ſeinem Fenſter in Bewegung geſetzt hat, wagt man es nicht mehr, die Heerſchau auf den Boulevards zu halten, welche ſonſt der ſchicklichſte Ort dafür ſind, weil die Boulevards ſich durch einen großen Theil der Stadt erſtrecken, und die Bürger hier im Angeſichte ihrer Familien bleiben, ſo daß das Ganze das Anſehen eines wahren Bürgerfeſtes gewinnt. Wenn die Heerſchau auf den Boulevards ſtatt fand, pflegte man auf der einen Seite die Soldaten, auf der andern die Bürger aufzuſtellen. Zwiſchen Linientruppen und Bürgergarde entſtand dann ein freundſchaftlicher Verkehr, welcher meiſtens mit einer gaſtlichen Bewirthung der Truppen auf Koſten der Bürger endigte. Seit den Complotten kann dies leider nicht mehr ſo gehalten werden. Man hatte diesmal ſogar den Ort der Heerſchau verſchwiegen, und noch dazu hatte die Polizei es ſo eingerichtet, daß die Nationalgarde ganz abgeſondert auf den Quais aufgeſtellt werden konnte. Solch eine Revue, bei welcher über 20,000 Bürger erſcheinen, hat immer etwas ſehr Feierliches. Die Bewegung fängt ſchon früh Morgens in allen Stadttheilen an, wird immer ſtärker, und bald ziehen die zwölf Legionen, jede mit ihrer zahlreichen vortrefflichen Muſik und im beſten Putz, an den allgemeinen Verſammlungsort; nur läßt ſich die Nationalgarde der Banlieue, in welcher es an begüterten Bürgern etwas fehlt, leicht von der ſchmuckern Pariſer unterſcheiden, die keine Koſten ſcheut, um in vollem Glanze zu erſcheinen. An ſtrenge Mannszucht iſt bei der Pariſer Bürgergarde nicht zu denken; das Marſchiren und Manövriren hat ein ganz ungezwungenes, natürliches Anſehen; aus Eigenliebe ſucht der Pariſer es jedoch den Linientruppen möglichſt nachzumachen. Um zehn Uhr waren ſämmtliche Legionen in zwei unabſehbaren Reihen auf den Quais längs dem Tuileriengarten, bis in die Champs élysées hinauf und im Tuileriengarten ſelbſt aufgeſtellt. Die Linientruppen mußten diesmal dazu dienen, alle Zugänge zu den Quais und zu den Tuilerien zu bewachen, ſo daß das Volk nur von ferne der Revue zuſchauen konnte. Um eilf Uhr erſchien der König zu Pferd mit einem zahlreichen Gefolge, worunter ſich einige Miniſter befanden; auch Soult, der noch nicht nach England abgereist war, und der Herzog von Würtemberg, welchen übrigens hier nur der Hof kennt, befanden ſich darunter. Die Oppoſitionsblätter haben es getadelt, daß man das Volk vom König ſo entfernt gehalten habe; die Polizei hat in den vorigen Jahren bei den Mordanſchlägen in den Zeitungen ſo bittere Vorwürfe wegen vernachläſſigter Aufſicht bekommen, daß ſie diesmal in den entgegengeſetzten Fehler verfallen iſt. Die Offiziere der Bürgergarde wurden bei Hofe zu Tiſche geladen, und die ſämmtliche Nationalgarde bekam vom König ein Dankſagungsſchreiben, was eine faſt unerläßliche Höflichkeit in dergleichen Fällen iſt. Die Bürgergarde der Banlieue kommt an dieſen Tagen erſt ſpät zu dem väterlichen Herde zurück, und ein Theil bleibt in den verführeriſchen Schenken, welche außerhalb der Ringmauern von Paris ſchaarenweiſe aneinander gereiht ſtehen, bis in die Nacht hängen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Breslau, Juni.

(Fortſetzung.)

Nothſtand. Ein Invalide.

Ich wende nun den Blick nach der Provinz und weiter. — Der allgemeine Nothſtand der Fabrikarbeiter, Weber und Spinner in unſerem Mittelgebirge, woraus deſſen Bevölkerung zum größern Theil beſteht, hat mit dem Aufhören des Leinenhandels nach Polen und Rußland und deſſen bisherigen prekären Conjuncturen in Amerika ſich ſeit einer Reihe von Jahren bis zu dem thränenwerthen Culminationspunkte des Elends und der Hülfloſigkeit entwickelt, worauf er gegenwärtig ſteht. Wenn bisher der arme Weber zu Befriedigung ſeiner abſoluten Bedürfniſſe wöchentlich 15—20 Silbergroſchen verdiente, während der gewöhnlichſte Tagarbeiter über einen Thaler erwirbt, ſind ihm durch Arbeitloſigkeit und aufs Aeußerſte niedergedrückte Preiſe nun auch dieſe wenigen Groſchen zur traurigen Lebensfriſtung entweder ganz entzogen, oder bis zum Minimum geſchmälert. Der ungewöhnlich ſtrenge und lange Winter hat zuletzt die allgemeine Noth in einem ſo furchtbaren Grade erhöht, daß gewöhnliche Mittel nicht mehr ausreichen. Bisher haben Behörden, Communen und Privatperſonen, Jeder an ſeinem Theile, das Mögliche gethan zur Linderung der allgemeinen Bedrängniß, und nur dieſem gemeinſchaftlichen Streben konnte es gelingen, daß die gedrückte Bevölkerung des Gebirges ſich noch durchfriſten konnte. Bei der durch die Landesbehörden ermittelten, ſo höchſt ſchlimmen Sachlage hat nun eine Anzahl edler Männer Veranlaſſung gefunden, zunächſt für die Kreiſe Landshut und Bolkenhain zu einem Hülfsvereine zuſammenzutreten, und des Königs Huld hat über Hoffen und Erwarten reich geſpendet. Allein das Elend iſt allzugroß, als daß ſie hoffen dürften, mit den erlangten Mitteln weiter als eine kurze Zeit zu reichen, und gerade dahin geht die Aufgabe des Vereins, auch weiterhin, wenn der nagendſte Kummer geſtillt, die elende Blöße kümmerlich gedeckt iſt, den unabſehbar traurigen Folgen der gegenwärtigen Noth zu begegnen. Von den Spinnern und Webern hat ein großer Theil Alles verzehrt, was er beſaß, und oben ein ſich für den ganzen Betrag ihrer Manufaktur in Schulden geſtürzt. Wer irgend ein Fleckchen Land beſitzt, vermag es jetzt nicht zu beſtellen, denn Samengetreide und Saatkartoffeln ſind verzehrt oder erfroren, und ſelbſt zur Tagelöhnerarbeit haben Viele nicht mehr die Kräfte. Und ſo wendet denn der genannte Hülfsverein ſich an Alle, die ein menſchlich Herz haben, und denen ſo betrübende Erfahrungen und der jammervolle Anblick ſolcher Noth fern blieb, mit der innigen Bitte um Unterſtützung. — Eine dauernde Hülfe für die Folge wird den unglücklichen Webern und Spinnern wohl am meiſten dadurch erwachſen, daß man darauf bedacht iſt, ihnen andere angemeſſene Beſchäftigung ſtatt ihres bisherigen Gewerbes zu verſchaffen, und ihnen Lehre und Mittel dazu an die Hand zu geben.

Vor einigen Wochen kam aus Polen ein 98 Jahr alter Invalide nach Breslau, ein merkwürdiger Veteran, Namens Alfärtin, der hier für ſich und die Seinigen Unterſtützung ſuchte. Er ſchien der letzte übriggebliebene Repräſentant des ſiebenjährigen Krieges, war trotz ſeines hohen Alters noch ziemlich rüſtig, und ſein vielbewegtes, langes Leben verſchaffte ihm hier allgemeine Theilnahme und mächtige Hülfe gegen ſeinen harten Nothſtand. Er kehrte freudig nach ſeinem Wohnſitze in der Gegend von Poſen zurück; doch bald darauf kam die Nachricht, daß er ihn nicht mehr erreicht, vielmehr bereits in Oſtrowo, im Großherzogthum Poſen, an der polniſch-ruſſiſchen Grenze vom Tode ereilt worden. Es wird in Kurzem in Breslau ſeine Biographie mit lithographirtem Porträt erſcheinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. Juni 1838.

Gloria quantalibet quid erit, si gloria tantum est?
Juvenal.

Laura, Herzogin von Abrantes.

(Fortſetzung.)

Eine andere, gleichfalls ſchöne Glut freundſchaftlicher Treue und wahrer Bewunderung widmete die Herzogin von Abrantes Victor Hugo. Nie waren jedoch Geiſter verſchiedener von einander, als dieſe zwei. Der Berührungspunkt muß in der Gemüthsglut und Begeiſterung für große Erinnerungen in beider Seelen gelegen haben, ſo daß Jedes dem Andern nachſah, daß es nicht war, wie das Andere. Vielleicht auch verehrte Victor Hugo die Herzogin noch insbeſondere wegen deſſen, was ihn durch ihre Verhältniſſe zu Napoleon und den Seinigen gleichſam wie ein Duft anwehte; denn dergeſtalt war Alles aus jener Zeit vertilgt und verſchwunden, daß die Herzogin von Abrantes wie eine Beglaubigung davon erſchien, um ſo mehr, da ſie noch immer in ihr mit der Seele lebte und davon ſprach.

Sie bat mich wiederum dringend, Montags recht oft zu kommen, führte mich im Garten umher und pflückte mir die ſchönſte Roſe darin ab. Die ſchöne Freiheit, derer man in Paris bei ſolchen Einladungen genießt, von acht bis gegen Mitternacht hin bei Soireen zu erſcheinen, erleichtert ſehr die Geſelligkeit, um ſo mehr, da jeden Tag wohl fünf oder mehr anziehende Häuſer der großen Welt Beſuchenden offen ſtehen. Ich fuhr eines Montags mit einigen Schriftſtellerinnen zur Herzogin; es mochte bald neun ſeyn. Von jenen beiden Damen war beſonders die Eine intereſſant und geiſtreich. Es iſt wenig oder nie von Beiden die Rede; ſie ſind arm, haben keine Coterie, doch eine, die Verfaſſerin der St. Simonienne und anderer ausgezeichneter Werke, iſt zugleich eine liebliche Dichterin voll Talent und Gemüth, und höchſt achtbar in jeglicher Hinſicht. Das iſt aber wenig für die Welt, für die Pariſer, für unſere Zeit. Wer keinen Salon hat, wird nicht ausposaunt, wer das nicht wird, kann Hungers ſterben; c'est tout, comme chez nous.

George Sand war jung und ſchön, als ſie in eigener, ſtiller Begeiſterung ihre entzückende Indiana, dies Lebensbuch voll Duft und Jugendglut, geſchrieben. Drei Jahre lang trug ſie es vergebens von einem Buchhändler zum andern; ſie war arm, ging zu Fuß und trat, unbegleitet von Autoritäten, ſchüchtern in die Buchladen. Man wird, wenn man ſo auftritt, von ſolchen Herrn gewiſſermaßen als Delinquentin behandelt. Schade, daß ich mir nie von der genialen Sand erzählen laſſen, wie es denn zugegangen, daß ſie, jung und ſchön und arm, nach drei fruchtloſen Jahren die Indiana endlich anbrachte. Dieſe aber freilich griff ein, und bald wurde George Sand von den Verlegern beſtürmt. — Kehren wir zu unſerer Soirée bei der Herzogin zurück, und erwähnen nur noch, da

einmal von George Sand, dieſer glänzenden Erſcheinung, die Rede iſt, daß ſie nicht dorthin zu bringen war, und überhaupt nur ſelten ſich bewegen ließ, in großen Cirkeln zu erſcheinen. Dies iſt eine der Urſachen, deretwegen ſie ſo ſehr verfolgt und häufig verläſtert und verläumdet wird. Die Welt verlangt, daß man ihr huldigen und fröhnen ſoll; man kann aber nicht zugleich der Kunſt und der Welt, Gott und Beelzebub angehören, oder eines muß vernachläſſigt werden. Eine andere Urſache der Verfolgung gegen George Sand iſt ihr politiſches Glaubensbekenntniß und ihr Umgang mit mehreren der tüchtigſten und bedeutendſten Opponenten des Schloſſes. In Deutſchland iſt ſie, Hinſichts ihrer Lebensgewohnheiten, von einem Schriftſteller auf eine Weiſe geſchildert worden, daß ich keinen Zug an dieſem Bilde für treu anerkennen kann. Sie ſchrieb mir darüber, als ich ihr eine Ueberſetzung dieſes Beſtandtheils der „Reiſetabletten“ zukommen ließ. Vielleicht werde ich einmal dies merkwürdige Schreiben veröffentlichen.

Die Geſellſchaft der Herzogin beſtand aus wenig Einheimiſchen, meiſt aus Italienern, Engländern, Polen; ſie trug mir auf, die Notabilitäten meines Landes, die mich aufſuchen würden, bei ihr einzuführen. Ich brachte nur Ludwig Schnorr von Carolsfeld und Fräulein Sidonie von Seefried zu ihr; Grillparzer und Spindler verfehlten ſie, da ſie ſie Montags nicht beſuchen wollten, und einige Andere, denen ich es vorſchlug, fanden keine Zeit. Mir gefiel es dort und ich war in einigen Jahren wohl acht oder zehn Mal bei der Herzogin. Die Erſcheinung, die leider nur ſelten dort war, die den tiefſten Eindruck auf mich machte, war Eliſa Mercoeur. Mein Lied auf ihren Tod, im Morgenblatt (1835, Nr. 25) abgedruckt, ſagt, wie ich für dies geniale, anmuthsvolle, edle Mädchen empfand. In den Biographien vor Mangel umgekommener Dichter und Gelehrten, die doch wohl bald einmal herauskommen werden? muß dieſer Name glänzen: ſie ſtarb an der Dürftigkeit; der große Corneille iſt auch daran geſtorben, nur war er älter. Das geſchah unter Louis XIV. und geſchieht noch heut. Die Herzogin von Abrantes benahm ſich ſtets ſehr herzlich gegen Eliſa Mercoeur. Andere Schriftſtellerinnen erſten Ranges habe ich nie bei ihr angetroffen, mehrere jedoch von den minder hoch geſtellten. Eliſa Mercoeur war bloß Dichterin, wenigſtens iſt nichts Bedeutendes in Proſa von ihr erſchienen. Dies iſt auch die gemüthvolle, liebliche Desbordes Valmore, und dies zu bleiben, verhieß Delphine Gay in ihren ſchönen Liedern, als ſie aufblühte, aber ſie hat nicht Wort gehalten. Gedichtemachen verzeihen auch die größten Widerſacher weiblicher Schriftſtellerei den Frauen am leichteſten; denn wie dem Hindus der Wahnſinnige heilig erſcheint, ſo halten jene das Dichten der Frauen für eine unſchädliche Geiſtesverwirrung und Krankheit. — Eliſa Mercoeur war kaum achtzehn Jahre alt, als ich ſie im Salon der Herzogin von Abrantes antraf, ſchlank, zierlich und edel gebaut; ihr todtbleiches Antlitz ein griechiſches Marmorbild, ihre Augen, die ſtrahlenden, großen, ſchwarzen Sonnen, ſo voll Seele und Glut, daß ihr Blick bis zum Schmerze entzückte, und dabei war ſie ſtill und weiblich beſcheiden, ſie ſprach ohne Worte, ihr Blick, ihre Lieder ſprachen für ſie. Nie iſt ſie von Journaliſten angefallen worden, nie hat ſie gehäſſigen Neid erregt. Auch ihre Lage erwirkte ihr Verzeihung für ihre Verdienſte, denn es erging ihr ſehr traurig. Als ſie in noch zarter Jugend, kaum ſechzehn Jahre alt, ihre herrlichen Lieder geſammelt, waren — denn es war in Frankreich — 12,000 Franken Subſcriptionsgelder darauf zuſammen gekommen. Dieſe ganze Summe die, wohl verwahrt, in einer Commode lag, wurde durch Einbruch geſtohlen, als Mutter und Tochter bei einer Prozeſſion waren. Wiewohl in Frankreich, kam gleichwohl keine ſolche Summe mehr zuſammen. 1830 wurde auch die Penſion geſtrichen, die Karl X. der Dichterin gab. Victor Hugo, der eine Penſion von einigen tauſend Francs vom Miniſterium aus dem Grunde ausgeſchlagen, daß er reichliche Einnahme durch ſeine Schriften habe, ſah Eliſa Mercoeur bei der Herzogin, hörte von dem Mangel, der ſie drückte, und hielt auf der Stelle um die Penſion für Eliſa an; allein ſie wurde abgeſchlagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pomeranzenſchalen.

(Fortſetzung.)

Endlich löſte ſich gleichſam der Krampf in der Natur und ein heftiger, erfriſchender Regen ſtürzte plötzlich nieder. Er wurde von Sekunde zu Sekunde ſtärker und nöthigte mich, mein Pferd zur Eile anzutreiben, um irgend ein Obdach, eine Scheune am Wege oder auch nur einen belaubten Baum aufzuſuchen. Dies aber fiel in der Finſterniß ſchwer. Kein Zeichen, kein Lichtſchein, nicht das kleinſte Merkmal, um anzuzeigen, wo ich mich befinde, fiel mir in die Augen. Die tiefſte, dunkelſte Nacht um mich her, und der Regen fiel in Strömen. Nach der Wegſtrecke, die ich ſchon zurückgelegt, konnte ich glauben, daß ich jezt in der Nähe der äußerſten Gärten ſeyn müßte, die die Stadt in einem weiten Umkreis umgeben. Doch fiel es mir auf, daß ich keinen Lichtſchein aus den Häuſern ſah. Ich erklärte mir dieſen Umſtand dadurch, daß es ſchon ſpät in der Nacht ſey und daß jene Gärten größtentheils von armen Leuten bewohnt werden, die ſich frühe zur Ruhe begeben. Trotz deſſen wurde ich doch unruhig, als ich immer noch auf keinen bekannten

Gegenſtand traf; endlich hatte ich die Freude, ziemlich hart gegen das alte, wohlbekannte Standbild einer Brücke anzurennen, und wußte nun ſehr genau, wo ich war. Sogleich lenkte mein Pferd in den gewohnten Gartenweg zwiſchen zwei hohen Gitterzäunen ein, und ich ſprang ab, um mich gegen den Regen unter ein vorgebautes Dach zu ſtellen. Das kleine Gebäude ſchien mir, ſo viel ich davon unterſcheiden konnte, ein Gartenhäuschen zu ſeyn, über meinem Haupte mit einem Balkon verſehen, der von ein paar dünnen Säulen getragen wurde, an deren einer ich mein Pferd anband. Hier ſtand ich nun, in Ruhe abwartend, daß der Regen ſich vermindere; er rauſchte jedoch in ununterbrochenem einförmigem Klange auf die nahen Blätter und Zweige nieder. Ein Hund, der manchmal in der Ferne aufbellte, und das Rad einer Mühle, die, wie ich wußte, in der Nähe ſich befand, waren die einzigen Laute, die ſich dazwiſchen hören ließen und in der todten Einſamkeit von Leben zeugten.

Ermüdet, wie ich war, wollte ich mich an die nahe Wand anlehnen, als ich fühlte, daß dieſe meinem Andrange nachgab. Ich wandte mich um, und indem ich vorſichtig die Wand betaſtete, entdeckte ich eine niedrige Thür, welche gerade unter dem Balkon angebracht war, und die ich jezt, da ſie nur angelehnt war, leiſe öffnete. Ich weiß nicht, welch ein vorwitziger Trieb mich hiezu verleitete; denn ich hatte offenbar in dem fremden Garten nichts zu thun und konnte einer groben Zurückweiſung des Eigenthümers, wenn er mich zu ſo ſpäter Nachtzeit in ſeinem Reviere entdeckte, gewärtig ſeyn. Aber meine Neugier war zu einem unwiderſtehlichen Triebe angewachſen; mit jedem Schritte, den ich in's Ungewiſſe und tappend im Dunkeln vorwärts that, wuchs mein Verlangen, immer weiter vorzudringen, es möge nun daraus erfolgen was da wolle. Die Thür, durch welche ich gekommen war und die, wie ich fühlte, in morſchem, gebrechlichem Zuſtande ſich befand, ſchlug hinter mir zu, und ich hörte in der tiefen Stille, die um mich herrſchte, wie durch die Erſchütterung, mit der die Thüre ſich geſchloſſen hatte, eine Menge auf dem Balkon darüber angehäuften Regenwaſſers herabrieſelte. Ich hätte keinen Gegenſtand unterſcheiden und überhaupt meine Wanderung nicht antreten können, wenn nicht ein ziemlich ſtarkes Wetterleuchten eingetreten wäre, das von Zeit zu Zeit die ganze Gegend in's Licht ſezte. Meine Abſicht war, den Bogengang, den ich vor mir ſah, bis an's Ende zu gehen. Ich hatte wohl ſchon zwanzig Schritte gemacht, als ich bei der ungewiſſen und augenblicklichen Beleuchtung hinter einer Baumgruppe ein ſtattliches Landhaus gewahr wurde, das in einem großartigen, aber etwas ſonderbaren Geſchmack aufgeführt war. Ich unterſchied eine Unzahl von kleinen Balkonen und Säulchen, die theils vergoldet, theils in bunten Farben ſchimmerten. Eine breite Terraſſe mit mehreren Stufen führte zu einem Portal, das mit Pracht angelegt und mit Geſchmack verziert ſchien.

Indem ich noch darüber nachdachte, wem von meinen Bekannten wohl dieſer ſonderbare Garten und dieſes Schlößchen angehören möchte, da ich doch von dieſem ganzen Bau früher nie Kenntniß gehabt, ſtieß mein Fuß an einen harten Körper, der ſeitwärts halb im Gebüſche lag. Man denke ſich mein Entſetzen, als ich, mich herabbückend, den ſtarren Leichnam eines Menſchen entdeckte. Ich wich einige Schritte zurück und wußte nicht, ob ich fliehen oder bleiben ſollte, ſo ſehr hatte dieſe ſchreckliche Entdeckung meine Lebensgeiſter in Aufruhr gebracht. Nach einer Weile, wo die finſterſte Nacht und die tiefſte Stille mich fortwährend umgaben, wagte ich eine neue Unterſuchung meines Fundes und meine Hand traf auf das kalte Antlitz und die feuchte, ſtarre Bruſt jenes Unglücklichen. Ich glaubte Blutſpuren an meinen Fingern zu bemerken. Mein Schauder und mein Entſetzen erreichten den höchſten Grad. — Zum Glück leuchtete es in dieſem Augenblick einige Sekunden lang, und ich, mit dem ſtarren Auge auf die Leiche gewandt, erholte mich von meiner eigenen Lebloſigkeit, indem ich jezt deutlich unterſchied, daß das, was ich für einen menſchlichen Körper gehalten, nicht mehr und nicht weniger als eine Statue war, die, wie es ſchien, von ihrem nahen Geſtelle herabgeſtürzt worden war und jezt im Graſe lag. In der That, ich hatte viele Unterſuchungen nöthig, ehe ich zur völligen Gewißheit über meine Täuſchung gelangte, und als ich die Ueberzeugung gewonnen, fühlte ich mir die Bruſt wie von einer centnerſchweren Laſt erleichtert.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

(Beſchluß.)

Miszellen.

Neulich feierte hier im Hoſpital zum heiligen Geiſte in der Neuſtadt ein altes kinderloſes Ehepaar das ſeltene Feſt der goldenen Hochzeit. Der Bräutigam zählte 85, die Braut 83 Jahre, und ſchon ſeit zwanzig Jahren hatten ſie ſich zur ruhigen Vollbringung ihres Lebensabends in jenem Hoſpitale eingekauft. Es war äußerſt rührend, wie beide in denſelben Hochzeitkleidern, die ſie vor fünfzig Jahren getragen, Blumenſträuße auf der alten Bruſt, die Braut am Stabe, den Weg zur St. Bernhardinkirche antraten, begleitet von den Vorſtehern des Hoſpitals und gefolgt von acht blühenden Mädchen als Brautjungfern, denen eine Menge Volks ſich anſchloß. Als der Zug in die Nähe der Kirche kam, trat ein 25jähriges Brautpaar vor, und ſtreuete dem 50jährigen Blumen. In der Kirche ſelbſt, wo ihre Einſegnung erneut wurde, empfing man ſie mit Muſik, und Kinder umwanden ſie mit Blumenfeſtons. — Bei der Wahl neuer Stadtverordneten in Hirſchberg fand auch der dortige Magiſtrat ſich veranlaßt (wie es ſchon anderwärts geſchehen), die ausbleibenden Bürger

mit den deßhalb in der Städteordnung bestimmten Strafen zu bedrohen. Man sollte dergleichen Subjekte, die durch ihr Ausbleiben bei dem wichtigen Wahlgeschäfte ihre geringe Anhänglichkeit an die Commune beweisen, öffentlich der gesammten Bürgerschaft bekannt machen, und wie sie sich den Verlust ihres Stimmrechts und die höhere Abgabenpflichtigkeit dadurch zugezogen haben oder sicher zuziehen werden. Aus solcher Vernachlässigung eines so wichtigen Rechts, von dem die nächsten lokalen Interessen abhängen, läßt sich, kommt sie öfter vor, der Schluß ziehen, wie der Geist des norddeutschen Bürgers im Allgemeinen noch indolent und unreif genug sey für ein wahrhaft constitutionelles Leben, und man kann dabei an die hochherzigen Athener denken, die zu den wichtigsten städtischen Berathungsgeschäften auch erst durch die Polizei vom Markte zur Rednerbühne getrieben, und von denen die Ausreißer bestraft werden mußten. — In dem Dorfe Tiefenfurt, drei Meilen von Bunzlau, machte ein Somnambule, ein Schmiedegeselle Namens Wirth, von dem man allerlei wunderbare Geschichten fabelte, großes Aufsehen, und zwar um so mehr, da der Mann in den dreißiger Jahren ist. Derselbe hat bereits seit acht Wochen geschlafen, mit mehreren Unterbrechungen, die er jedesmal unter genauer Angabe der Erwachungszeit vorhersagte; dennoch hat sich jezt ergeben, daß er ein Betrüger ist und für seine somnambule Farce wahrscheinlich noch zur Untersuchung gezogen werden wird. Da er unzuverlässig bewacht wurde, konnte er des Nachts sehr füglich seine nicht unbedeutende Mahlzeit halten, und es dann wieder eine Weile ansehen. Nur so viel ist an der Sache wahr, und eben ein hauptsächlicher Grund der so späten Entdeckung der Betrügerei, daß dieser Pseudo-Somnambule unmittelbar nach einer ermattenden, mit Kopf- und Brustschmerzen begleiteten Krankheit seine Schlaflust bekam, und auf diese Weise selbst die Aerzte getäuscht wurden, denen es gleich Anfangs am rechten Glauben fehlte. Schon früher waren in Bunzlau und der Umgegend eine Menge Spukgeschichten in Umlauf, und geht es so fort, haben wir in dieser Stadt ein schlesisches Weinsberg. — Nach dem Muster der bekannten Kaltwasserheilanstalt des Vincenz Priesnitz zu Gräfenberg, in österreichisch Schlesien, ist in der Grafschaft Glaz, und zwar in Kunzendorf bei der Stadt Neurode, schon seit einigen Jahren eine ähnliche Anstalt errichtet worden, welche unter der Leitung ihres Besitzers, des erfahrenen Arztes Niederführ, steht. Durch einen mehrmaligen Besuch in Gräfenberg hat dieser das erforderliche Verfahren für solche Krankheiten, die überhaupt für die Wasserkur passen, sich gründlich anzueignen gewußt, und in seiner jugendlichen Anstalt bereits die erfreulichsten Resultate erzielt, so daß Jedem, dem Gräfenberg zu entfernt oder überfüllt scheinen dürfte, das Bad in Kunzendorf mit Recht empfohlen werden kann, wo, wie in Gräfenberg, die Elemente der Kur: vorzügliches Wasser eines bedeutenden Kältegrades und reine kräftigende Bergluft, sich vorfinden. — Das Separatistenwesen im Großherzogthum Posen nimmt zwar im Allgemeinen ab; doch wird es in einzelnen Orten, trotz der strengsten Wachsamkeit, noch fortgesezt, und es sind kürzlich noch Untersuchungen wegen gesetzwidriger Taufen eingeleitet worden. X.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Nationalgarde. Talleyrand. Herzogin von Abrantes.

Die Pariser Nationalgarde versieht nun schon seit acht Jahren ununterbrochenen Wachendienst. Dieser beschränkt sich jezt freilich auf die zwölf Mairien, worin Paris getheilt ist, auf die Tuilerien und das Hotel de ville, wozu dann während der Session der gesetzgebenden Kammern auch noch eine Ehrenwache für die Deputirtenkammer und eine andre für die Pairskammer kommt. In der Banlieue wird dieser Wachdienst blos bei Nacht, in Paris hingegen Tag und Nacht versehen. Uebrigens gefällt es mir an der Nationalgarde, daß alle ihre Statuten darauf hinzielen, ihr den Charakter einer Bürgergarde zu erhalten. Die Befehle zur Versammlung der Gardisten zu den Wahlen ihrer Offiziere und Unteroffiziere, so wie zu den Revuen gehen von den Mairies oder bürgerlichen Beamten aus. Die Fahnen werden in dem Mairiegebäude jeder Legion aufbewahrt, und bei der Musterung erscheinen die Maires und ihre Adjunkten jedesmal in ihrer Amtstracht neben den bewaffneten Legionairs. — Von den Tagsbegebenheiten der lezten Zeit erwähne ich bloß, der Vollständigkeit halber, Talleyrands Tod; denn des Lobes und Tadels über den merkwürdigen Staatsmann haben die Tagblätter so viel gebracht, und sein sonderbares Betragen in seinen lezten Tagen so umständlich beleuchtet, daß nichts Neues darüber mehr zu sagen ist. Nur so viel muß ich bemerken, daß der gewandte Diplomat einen solchen Ruf von Schlauheit hinterlassen hat, daß auch sein lezter Schritt, welchen die legitimistischen Blätter als eine Bekehrung dargestellt haben, von manchen Parisern, und vielleicht von der Mehrzahl derselben, als eine lezte List angesehen worden ist. Auch hatte man stets während seines Lebens so frei und unumwunden sich über ihn ausgesprochen, daß nach seinem Tode nicht viel Erhebliches mehr über den alten Diplomaten gesagt werden konnte. Einige Zeit nachher verlor Paris die mehr noch durch ihre Schriftstellerei, als durch ihren Rang bekannte Herzogin v. Abrantes, eine Frau, welche während der Restauration ziemlich verborgen gelebt, aber seit der Julirevolution eine außerordentliche Schriftstellerthätigkeit entwickelt hatte. Wenn man bedenkt, daß alle ihre Schriften, worunter ihre ersten Memoiren schon allein achtzehn Bände füllen, in dem kurzen Zeitraum von 1831—1838 erschienen sind, so muß man über diese Fruchtbarkeit und Thätigkeit erstaunen, zumal da sie daneben noch viel in Gesellschaften ging, viele Leute in ihrer Wohnung sah und vor einigen Jahren auf dem Graf Castellaneschen Privattheater Komödie spielte und eine Liebhabertruppe leitete. Die Aufführungen auf dem Castellaneschen Privattheater fanden vorigen Winter nicht statt, woran die Krankheit der Herzogin von Abrantes sowohl als andre Umstände Schuld waren. Diese Störung war übrigens nur den Mitspielenden empfindlich; für die Kunst war es kein Verlust. Dergleichen Privatschauspiele sind eine Belustigung der Reichen und Müßigen, aber weiter nichts. Einige junge Personen hatten auf dem Castellaneschen Privattheater zu spielen versucht und waren wie Virtuosinnen bellatscht worden; die Zuschauer weissagten, wenn diese Mädchen jemals sich dem Theater widmen sollten, so müßten sie das größte Aufsehen erregen. Einige von ihnen sind auch wirklich in der Folge in kleinern Pariser Theatern aufgetreten; man hat sie aber so mittelmäßig gefunden, daß man sie beinahe ausgezischt hätte. So ist es auch manchem dramatischen Dichter ergangen; wenn er seine Stücke in Privatgesellschaften vorlas, überhäufte man ihn mit Lobsprüchen, und seine Eitelkeit überredete ihn, er habe ein Meisterstück gedichtet. Kam aber sein Lust- oder Trauerspiel auf eine öffentliche Bühne, und war keine Nachsicht und Höflichkeit mehr zu beobachten, so erschien es in seiner Leerheit und wurde zuweilen unbarmherzig ausgepfiffen. Auf den Succès in einem Salon baue also Keiner, der öffentlich auftreten will; das Publikum kassirt manches Urtheil der gesellschaftlichen Cirkel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 28. Juni 1838.

— Du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O wärſt du da!

Goethe.

Villeggiatura.

Von Ludwig Seeger.

8.

Verklungen ſind die lezten Vogelſtimmen,
Und nächtlich rauſcht es im Gefild umher,
Die Abendſonne ſprach noch im Verglimmen
Ein leuchtend Wort von ſchönrer Wiederkehr.

Schon überhaucht den Saum, den purpurrothen,
Der Scheidenden der Mond mit ſalbem Glanz.
Sie nahn, ſie nahn, die leiſen Liebesboten,
Ihr Gang iſt Klang, und Duft ihr luſt'ger Tanz.

Aus des Gebirges Quellen, aus dem Walde,
Aus Blumenkelchen tauchen ſie empor;
Was ſoll ihr leiſer Ruf, ihr: „balde, balde!“
Welch ſeltſam neue Grüße hört mein Ohr?

Die Gräſer neigen ſich, wie unter Tritten,
Als wie beſtreift von fliegendem Gewand;
Ein Flüſtern, ein Erwarten bebt inmitten
Der dichtverſchlungnen, grünen Blätterwand.

Das Schleiernetz entſinkt dem Liebesſterne,
Womit der Freier Mond ihn überwarf —
Seh' ich ein Leuchten dort nicht in der Ferne?
Welch' Antlitz — o mein Auge blicke ſcharf!

Du blickſt umſonſt! Wie lange noch dies Hoffen?
Ein Traumbild um das andre ſeh' ich fliehn.
Noch immer halt' ich weit die Pforten offen:
Sie muß, ſie muß noch ein, die Holde, ziehn!

O unausſprechlich bitterſüßer Glaube!
Ich weine laut, wenn mir's zum Herzen dringt,
Daß einmal doch in dieſer trauten Laube
Ein Wort beglückter Liebe noch erklingt.

9.

Droben an des Berges Mauer
Auf der Lauer
Steht und lugt des Mondes Schein
Schüchtern in die Welt herein:
Doch der Tag hat noch zu ſchaffen,
Und mit überglühten Waffen
Hält er Wacht
Vor dem Thor der ſchönen, lauen,
Silberblauen
Sommernacht.

Durch die Abendflammen ſchweifen
Dunkle Streifen;
An den Sternen hin und her
Webt der Wald, ein grünes Meer.
In's Gebet der Abendglocken
Schlagen Nachtigallen, locken
Süß und ſacht
Uns hinaus in dieſe laue,
Silberblaue
Sommernacht.

Bleiche Geiſterinſeln ſchwimmen
Und verglimmen,
Kaum berührt von leiſem Hauch,
In dem lichten Zauberrauch;
Aetherharfen zittern linde,
Ferner Welten Frühlingswinde
Sind erwacht
Ueber dieſer ſchönen, lauen,
Silberblauen
Sommernacht.

Aufgethan die feuchten Augen,
Einzuſaugen
Dieſen hohen, ſtillen Geiſt,
Der ob unſern Häuptern kreiſt,
Bis die erſten Morgenblitze
An der fernſten Alpenſpitze
Angefacht,
Wandeln wir durch dieſe laue,
Silberblaue
Sommernacht!

10.

Heut Abend kam ich ſpät nach Haus,
Den ganzen Weg hatt' ich geſungen,
Mir waren Tropfen ſüßen Thaus
Vor lauter Luſt in's Aug geſprungen.

Ach, ſchöner noch als im Gefild,
Hier innen blüht des Mondes Schimmer;
Wie lächelt er verſtohlen mild,
Als wüßt' er was, herum im Zimmer!

Dort auf dem Tiſch, ſo weiß und zart,
Was glänzt? — Ein Blättchen ſüßer Grüße;
Da ſchielt er nun nach ſeiner Art
Herein, dieweil ich leſ' und küſſe.

Die Pomeranzenſchalen.

(Fortſetzung.)

Schnell und ſichern Schrittes betrat ich die breite Treppe und ſtand am Portal vor drei Thüren, von denen eine völlig wie die andere ausſah, ſo daß ich nicht wußte, welche ich wählen ſollte. Bei näherer Prüfung bemerkte ich einen Klingelzug an einer der Thüren; ich erfaßte den Griff und zog ziemlich ſtark. Ich hörte mit einem gellenden Laut das Glöckchen an der Thüre und bald darauf in Pauſen, immer entfernter, andere Glocken, die durch's ganze Haus ertönten und wie Echos eine der andern zu antworten ſchienen. Indeſſen erſchien Niemand, auch konnte ich nirgends Lichtſchimmer erblicken. Unmuthig wollte ich wieder umkehren, als nach einigen Minuten vergeblichen Wartens die Thürflügel ſich langſam öffneten. Ich trat hinein, ſah mich um, gewahrte aber Niemand. Der Gang war erleuchtet, obgleich nur ſpärlich; meine Tritte verurſachten ein lautes Tönen, und eine Luft wehte mich an, wie ſie aus Räumen kommt, die lange verſchloſſen geweſen ſind. Ich öffnete eine Thür am Ende des Ganges und ſtand jezt in einem Vorzimmer, das ſehr elegant geſchmückt war, und das voll abgelegter Hüte, Mäntel und Umſchlagetücher von Frauen lag.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß bei dieſem Anblick, der doch nichts Außerordentliches hatte, mich eine peinigende Angſt überfiel. Ich blieb ſtehen und wagte mich nicht weiter, obgleich die Thüre in's Nebenzimmer halb offen ſtand und ich durch dieſelbe eine zahlreiche Geſellſchaft und viele Lichter zu ſehen glaubte. Ich drehte wie ein verlegener Junge meinen Hut, der völlig naß war, in den Händen und muſterte meinen Anzug, und fand beides, Hut und Anzug, in dem Grade zugerichtet, daß ich es nicht füglich wagen konnte, in die Geſellſchaft zu treten. Aber wer war dieſe Geſellſchaft? Was krachte ſie ſo ſpät in der Nacht zuſammen? Dieſe Fragen waren ſehr leicht zu beantworten. Wußte ich denn, wem dieſes Landhaus gehörte? Konnte der Eigenthümer nicht Geſellſchaften geben, wann und wo er wollte? Aber eine Frage, die ſich nicht ſo leicht beantworten ließ, war die: warum hörte man nicht ſprechen und lachen? Eine Menge Menſchen, die in ſo tiefer Stille beiſammen ſind, haben doch ihren beſondern Zweck; und dieſe Stille war es auch, wie ich jezt deutlich fühlte, die gleich Anfangs auf mich ſo beängſtigend gewirkt hatte.

Ich faßte Muth und trat leiſe an die Thüre, um einen Blick in den Saal zu werfen. Welch ein Anblick ward mir da! Ich ſah den Saal voll gepuzter Herrn und Damen, die einem Conzert zuhörten, welches mehrere Künſtler ausführten. Jezt konnte ich mir die Stille erklären: es mußte gerade eine Pauſe im Geſang ſeyn, oder eben ein ſo zartes Piano ſtattfinden, daß Niemand zu athmen wagte und das leiſeſte Geräuſch vermieden wurde. Ich hütete mich wohl, welches zu machen, und indem ich mich an die Thür lehnte, beobachtete ich die Phyſiognomien und Geſtalten im Saale.

Mein Blick fiel zuerst auf einige sehr schöne Frauen, die gleich in den vordersten Reihen der Zuhörer saßen. Sie sahen bleich aus und in ihren Zügen zeigte sich die angestrengteste Empfindung einer durch eine schöne Musik bewegten Seele. Die Erste, eine Dame in weißem Atlas, schien auf das Anschwellen der Töne zu lauschen, wie eine zärtliche Mutter auf den wiederkehrenden Athem ihres in Ohnmacht gesunkenen Kindes lauscht. Nie sah ich noch so viel Leben bei gänzlicher Bewegungslosigkeit; es war ein schöner Marmor, der vom Meisel des größten Künstlers die Züge des glühendsten Lebens empfangen hatte. Sie hielt den Kopf zur rechten Schulter hingesenkt und berührte mit dem Fächer leise die Stirn, die in ihrer glänzenden Wölbung die Schöpferstätte von einer Fülle glücklicher Träumereien und anmuthiger Gedanken zu seyn schien. Hinter ihrem Stuhl stand ein junger Mann, der sie schweigend beobachtete und dessen Züge Adel und Schwermuth verriethen. Diesem Paare gegenüber befand sich eine Gruppe theils älterer, theils junger Herrn. Sie alle schwiegen, und diese Selbstbeherrschung fiel mir auf, da auf vielen dieser Gesichter recht deutliche Theilnahme ausgeprägt war. Indem ich noch einmal einen flüchtigen Blick durch den Saal schweifen ließ, bemerkte ich ganz in meiner Nähe eine junge Dame und einen Herrn, die mit einander flüsterten. Ich bildete mir ein, daß ich hier etwas Wichtiges erfahren könne, und bog mein Haupt leise herab, um zu hören, was sie so angelegentlich sprächen; aber ich vernahm kein Wort. Ich lauschte näher: es blieb todtenstill. Jezt wurde mir auch die noch immer anhaltende Pause verdächtig; ohne meinen Gefühlen ein ehrenvolleres Colorit anlügen zu wollen, muß ich gestehen, daß sich in diesem Augenblick meiner eine wahre Gespensterfurcht bemächtigte; ich zitterte und wagte nicht in den Saal zu treten, wo ich diese grausenhafte Versammlung drohend mir gegenüber wußte. Es fielen mir die alten Mährchen ein von verzauberten Schlössern, in denen die ganze Hausgenossenschaft, auf wunderbare Art in Schlaf versenkt, Jahrhunderte lang ausharrt. Doch in dem Moment dachte ich wieder an meine friedliche Stadt, an meine Bekannten und Freunde, und es kam mir lächerlich vor, ein so seltsames Wunder in einer bekannten Gegend, in einem modernen Gartenhause erwarten zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Laura, Herzogin von Abrantes.

(Fortsetzung.)

Auch L'Herminier traf ich einmal bei der Herzogin von Abrantes an. Seine Persönlichkeit ist sehr anziehend; ihn feindet eine gewisse Partei mit zügelloser Wuth an, doch es hilft nichts, seine Schüler verehren und lieben ihn mit Begeisterung: er ist eine unerschütterliche Brustwehr gegen den Obscurantismus, den Fanatismus und den Romanismus, ohne Eins von diesem Allen jemals anzugreifen, einzig durch Geist und Sinn seiner Lehre.

Schnorrs von Carolsfelds Erscheinung war der Herzogin von Abrantes überaus willkommen, weil er den jungen Napoleon gekannt, und ihr sein Bild zeigte, zu welchem er ihm mehrmals gesessen hatte. Die Anhänglichkeit der Herzogin an Napoleon und seine Familie offenbarte sich bei diesem Anlaß auf eine so rührende, edle und einfache Weise, daß mir eine solche Stunde bei ihr tausendmal lieber war, als Alles, was sie in ihren bändereichen Memoires über diesen Gegenstand zusammengeschrieben, denn hier war Alles wahr und beziehungsvoll und quoll rein aus dem Innern. Sie drang in den edlen Künstler, dies lebensgroße Brustbild voll sprechender Aehnlichkeit und liebenswurdiger Charakteristik zu lithographiren (1835); dies geschah, und mit dem herrlichsten Erfolg.

Eine interessante Erscheinung dieser Kreise darf ich nicht übergehen: die schöne Tochter Lucians, Herzogs von Canino, die 1834 nach Paris kam und bei Madame Récamier ihren Wohnsitz aufschlug. Die Herzogin von Abrantes hatte in demselben Entresol, das mehr einem Kerker, als einer Wohnung gleich sah, nach ihrer Wittwenschaft lange Zeit gewohnt. 1834 hatte Madame Récamier es mir angeboten, allein die Nonnen willigten nicht in diese Vermiethung, weil sie „keine Schriftstellerin mehr in ihren Mauern dulden wollten." Die Ursache dieses Grolls der frommen Schwestern gegen weibliches Schriftthum war der Artikel in den Cent-et-un von der Herzogin, L'abbaye aux Bois betitelt, weil darin steht: in diesem Kloster sey der Pfarrer alt, aber der Herr Vikar schön und jung. Madame Wise-Bonaparte, in der die Nonnen keine Schriftstellerin witterten, ließ die niedrigen, räuchrigen, schiefkantigen Zimmerchen so überaus geschmackvoll und freundlich dekoriren, daß ich versichert bin, Semilasso, den ich auch einmal dort antraf, hätte sie sehr einladend gefunden, wenn die schöne Besitzerin ihn nicht zu lebhaft mit Vorwürfen über das, was er über sie geschrieben, und unrichtig geschrieben, bestürmt hätte. Bei der ritterlichen und gewandten Weise, mit welcher der Fürst diese Vorwürfe von so rosigen Lippen über sich ergehen ließ, mußte eine großmüthige Verzeihung erfolgen, und der Besuch schloß sich mit einer Abrede, am andern Tag zur Herzogin von Abrantes zu fahren.

Ich hatte Semilasso, den ich zuerst bei Mde. Regnault de St. Jean d'Angély mit Madame Delphine Emile Girardin und ihrer Mutter, Madame Gay, antraf, bloß darum nicht wieder erkannt, weil er 1834

noch eben so blühend vor mir stand wie 1818 in Dresden beim preußischen Gesandten. Ich war ganz beschämt, als der Fürst sich erst mir nennen mußte; warum bleibt er aber auch so jung, wie sein Geist? Lucians Tochter ist seelenvoll und herzlich, übrigens aber eine höchst potenzirte Mischung der feurigsten Elemente des italienischen und französischen Südens. Sie schreibt sehr schön, wollte aber, damals wenigstens, nichts herausgeben. Sie blieb in den Kreisen der noch anhänglich gebliebenen Familien „de l'Empire," und beschäftigte sich mit rührender, pflegemütterlicher Treue mit dem ihr anvertrauten Töchterchen eines edeln, weit entfernten Freundes. Sie blieb nur ein Jahr in den Entresols der Abbaye aux Bois; ich verlor sie seit einer Reise nach Deutschland aus den Augen, weil ich bei meiner Rückkehr nach Paris im Jahr 1836 fast Niemand aufzusuchen mir Zeit nahm. Nur bei einem Fest für die Armen im Garten von Tivoli, wo ich aus Höflichkeit die Tochter und Hausgenossin einer Vorsteherin des Frauenvereins, die erkrankt war, begleitete und chaperonnirte, traf ich sie an; sie, die blühende, von Gesundheit und Jugendfülle leuchtende Erscheinung, mit dem echt italienischen schönen Familiengesichte der Napoleoniden, stand bleich, vermagert, mit erloschenem Blick vor mir, lud mich zu sich ein und klagte mir, daß sie viel gelitten habe. — Mir aber war sie schöner, als in ihrem früheren Erscheinen; Gemüth und Seele waren vorherrschender, als zuvor, in ihren edlen Zügen. Ich habe sie seit jenem Abend nicht wiedergesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Theater.

Die Schauspiele benützen das gegenwärtige schlechte Frühjahr, um durch allerlei Novitäten das Publikum noch festzuhalten, indeß die Lustgärten, durch den Kalender irre geführt, mit Verzweiflung sehen, daß der Regen alle ihre kostbaren Vorkehrungen zur Ergötzung des Publikums zu Schanden macht. Vergebens berufen sie sich auf den Juni und auf das Grünen und Blühen ihrer Alleen und Blumenbeete. Das Publikum bezeugt keine große Lust, mit Regenschirmen und in Winterkleidern zwischen Bäumen und Stauden zu spazieren. Sicher müssen manche Anstalten darüber zu Grunde gehen, indeß vielleicht einige Theater eben dadurch vor dem Falle bewahrt werden. Die Oper ist einstweilen ihrer größten Zierden beraubt. Duprez, der vortreffliche Sänger, welcher seit einem Jahre beinahe die ganze Last der Oper getragen, und am meisten zu ihrem Flore beigetragen hat, gibt Gastrollen in der Provinz, und das Opernballet hat seine Haupttänzerinnen, die beiden Elsler, einstweilen an London abgeben müssen. Der Direktor Duponchel hilft sich bei dieser Abwesenheit der ersten Sujets so gut er kann. Er gibt mancherlei, zieht Opern wieder hervor, welche seit einiger Zeit nicht gegeben worden waren, mischt auf kluge Weise Opern und Ballette, und zieht das Publikum noch in ziemlicher Menge herbei. Als etwas Merkwürdiges in den Annalen der Pariser Oper verdient angeführt zu werden, daß Meyerbeers Robert le Diable in diesen Tagen zum 186sten Mal gegeben worden ist. Von einem solchen Beifalle ist an der großen Oper gar kein Beispiel vorhanden. Die neue Halevysche Oper: Guido und Ginevra, in welcher die Hauptrolle für Duprez gesetzt ist, muß dagegen jetzt ruhen, bis der Virtuose wieder kommt, dem sie vorzüglich ihre gute Aufnahme beim Publikum verdankt. Ueber Duprez haben die Theaterkritiker in der letzten Zeit viel geschrieben, mit welchem Fleiß er die Naturhindernisse überwunden habe, um sich zu einem musterhaften Sänger zu bilden, wie vollkommen er die Rollen, die er seit einem Jahre in sechs Opern übernommen, durchgeführt habe, wie er bis zu einer Note in der Tonleiter hinaufsteige, die sein Nebenbuhler und Vorgänger Nourrit vergebens zu erreichen suche. Ja einige Spaßvögel in den kleinern Tagblättern behaupten, Nourrit sey bloß deßwegen nach Italien gegangen, um zu sehen, ob er dort die hohe Note nicht eben so gut finde, als Duprez sie dort gefunden. Man wird sich noch aus den Zeitungen des vorigen Jahres erinnern, wie bei seinem Auftreten in der Oper allgemein behauptet wurde, durch ein Marktschreierrezept habe er es dahin gebracht, seine von Natur rauhe und ungelenkige Stimme plötzlich zu vervollkommnen. Es ist den Leuten unerklärlich, wie ein Sänger, welcher vor mehreren Jahren gar kein Aufsehen erregt hatte, nun plötzlich der erste Opernsänger geworden seyn soll. Duprez ist jetzt eine so gefeierte Person, daß man nicht allein sein Porträt in den Kunstläden feil bietet, sondern die Bildhauer seine Büste neben denen der Regenten und großen Staatsmänner, Gelehrten und Künstler aufstellen. Eben so thätig als der Operndirektor Duponchel ist der Direktor des Théâtre français, Vedel, welcher nicht allein diesem Theater vorsteht, sondern auch dem Odeon in der Vorstadt St. Germain. Auf beiden Bühnen sind in diesem Frühjahr ziemlich viel neue Lust-, Trauer-, und Schauspiele gegeben worden, und die Dichter können sich nicht über Saumseligkeit der Direktion beklagen; diese thut ihr Möglichstes, um Verfasser und Publikum zufrieden zu stellen, was sicher keine leichte Aufgabe ist. Die Dichterinnen haben auf dem Théâtre français mehrmals sehr rühmlich mit den männlichen Autoren gewetteifert. Eines der Stücke, welche in der letzten Zeit am meisten Beifall erhalten haben, ist Madame Ancelots Marie; durch den erhaltenen Succeß aufgemuntert, hat sie ein Seitenstück geliefert; dies war aber nur eine schwache Copie des ersten Porträts. Nicht glücklicher ist eine vorgebliche Dame gewesen, welche ein Lustspielchen unter dem Titel: das Warten (l'attente) gegeben hat. Ich sage eine vorgebliche Dame, weil einige Theaterkritiker Argwohn hinsichtlich des Geschlechts des Verfassers geschöpft und vermuthet haben, er verberge sich unter dem falschen Namen einer Dame. Auf der Odeonbühne hat ein bisher unbekannter Dichter, Namens Roman, seinen ersten Versuch gewagt und ist mit seinem Bürger aus Gent sehr gut aufgenommen worden. Diese Episode aus der Zeit der Tyrannei des Herzogs v. Alba in den Niederlanden ist mit Kunst entworfen und mit Kraft ausgeführt; man gibt sie fast jeden Abend. Racines Athalie, mit Boyeldieus Cyören, hat das Théâtre français sehr gut gegeben, und mehrmals wiederholen müssen. Aus Kaspar Hausers räthselhafter Geschichte haben zwei Melodramenbühnen lange und breite Melodramen machen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 29. Juni 1838.

Wie Natur im Vielgebilde'
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ewgen Art:
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Goethe.

An Peter von Cornelius.

Zum 29ten Juni.

Die Engel tragen Schwerter in den Händen,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine;
In ſüßer Wolluſt darf die Kunſt nicht enden,
Sie naht ſich ſtreitend für das Höchſte, Reine.

P. v. Cornelius.
(Im Schiller-Album.)

Es ringen Viele nach dem Paradieſe
Der Kunſt, vom Herrn der Welt dazu berufen;
Sie ſteigen ohne Raſt von Stuf' auf Stufen,
Indeß ſie nie den Blick zurückewenden:
Und Engel tragen Palmen nur für Dieſe.
Doch kann es nimmer ſich in Frieden enden,
Wenn übermüthig wir ſelbſt Berge thürmen,
Um, geiſtesarm, den Himmel zu erſtürmen:
Ob Tauſende auf unſrer Seite ſtänden,
Die Engel tragen Schwerter in den Händen!

Der Weltenſchöpfer thront in ruhiger Klarheit,
Urborn der Kraft, erzeugend und geſtaltend,
In allen Höhn und Tiefen endlos waltend,
Thatkräftiges Urlicht, dem das irdiſch Reine
Entquillt nicht minder wie der Geiſt der Wahrheit.
Es naht ſich ihm in frevelndem Vereine
Der Sünden Schaar, die Hoffahrt an der Spitze;
Nach ſchleicht der Neid. Doch ſtehn am hehren Sitze
Die Wächter mit der Schwerter hellem Scheine,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine.

Nachbildneriſcher Schöpfer, großer Meiſter
Des Weltgerichts, du nimmermüder Wächter
Tiefſinniger Kraft, der Weichlichkeit Verächter,
Schirmvogt der Kunſt, ſie wird in deinen Händen
Zum Spiegelbild für unſre ſchwachen Geiſter.
Dem Weltenbau nahn Spötter aller Enden,
Wie ſollten ſie dem Menſchenwerke weichen?
Doch Neid und Mißgunſt vor der Kraft erbleichen.
Wie ſie den Purpur höchſter Kunſt auch ſchänden,
In ſüßer Wolluſt darf die Kunſt nicht enden.

Ihr tiefſtes Weſen haſt du klar durchdrungen,
In ihrem Dienſt vom zartſten Kindesalter
Des edlen Gutes treueſter Verwalter!
Und nicht im leichten Spiele iſt das Eine,
Das Höchſte, zu erringen dir gelungen.
Im Leben Feind von jedem Trug und Scheine,
Reich an Gedanken, die ſich dir entfalten,
Willſt auch die Kunſt zur Wahrheit du geſtalten:
So mit dem Himmel ſiegt ſie im Vereine,
Sie naht ſich ſtreitend für das Höchſte, Reine.

Rudolf Marggraff.

Die Pomeranzenſchalen.

(Beſchluß.)

Mit einigen ſichern und lauten Schritten ſtand ich nun mitten im Saal. Es herrſchte die Stille des Grabes. Dicht neben mir ſaß die junge Dame am Clavier; ich beugte mich zu ihr herab, und welch ein Schauder durchfröſtelte mich! — ihr ſchöner Nacken und Hals war mit dickem Staub belegt. Durch den Zug meines Athems verwehte er und ſank auf die mit blitzenden Ringen gezierten kleinen Hände. Ich blickte ihr in's Angeſicht und ſah die Augen niedergeſchlagen: in den langen, ſchönen Augenwimpern hing Staub. Wie ich mich entſetzt aufrichtete, ſtieß ich ziemlich unſanft an einen dicken Herrn, der dicht neben der Spielenden ſaß und, wie es ſchien, dazu da war, um ihr die Notenblätter umzuwenden. Auch ſeine Blicke waren geſenkt; es ſchien, als wankte er in Folge meines Stoßes; allein er zeigte durch keinen Laut, durch keine Miene Leben. Ich drängte mich vorſichtig an ihm vorbei und ſtand jezt vor dem Baßſänger. Es war ein großer, breitſchultriger Mann, und nach der weiten Oeffnung ſeines Mundes zu urtheilen, mußte er Töne, wie die einer Orgel, durch den Saal erſchallen laſſen; allein auch er war ſtumm wie die übrigen. Ich blickte näher hin, und ſiehe da, eine Spinne hatte ihr Netz über die Oeffnung des Mundes gezogen.

Ein Gefühl der Beklemmung, das ich nicht beſchreiben kann, erfaßte mich unter dieſen Todten. Jezt bemerkte ich, daß ihr Putz, ihr ganzes Coſtüm einer Zeit angehörten, die wenigſtens fünfzig Jahre von der meinigen entfernt war. Die Beleuchtung, die hier herrſchte, war nicht durch Kerzen oder durch Lampen hervorgebracht, es war ein trüber, flackernder Schimmer, der an der gewölbten Decke des Saals hin und her fuhr. Mit allen Kräften ſtrebte ich jezt, mich dieſer entſetzlichen Umgebung zu entziehen; doch eine unſichtbare Macht ſchien mich gefeſſelt zu halten. Ich konnte an allen dieſen Automaten nicht mehr vorbei; es war mir, als würden ſie jezt auf ein plözlich erſchallendes Zeichen, zuſammentreten und, ihre todten Arme um mich ſchlingend, an ihren morſchen Leibern mich zu Tode drücken. Dann dachte ich wieder, dieſe Stimmen, dieſe Inſtrumente würden plözlich Leben erhalten, und ein ſeltſames, aber herrliches Conzert hielte mich dann ſchadlos für die Angſt und das Entſetzen. Wie ich ſo ſtand und ängſtlich ſann und träumte, fühlte ich eine langſam fortſchreitende Erſtarrung ſich meiner bemächtigen; jezt erreichte mein Entſetzen den höchſten Grad: ich mußte fürchten, ein Automat unter den Automaten zu werden, leblos, eine Bildſäule dazuſtehen, und dennoch dabei das Bewußtſeyn des Lebens, des Empfindens in der Bruſt zu haben. Immer enger legte ſich das Netz der Bezauberung auf mich, immer ängſtlicher ſtrebte ich nach Freiheit, und immer unmöglicher wurde es mir, ſie zu erreichen. Ich fühlte meine Füße und Hände erſtarren, mein Blut ſtockend und immer langſamer zum Herzen treiben, ich glaubte zu ſehen, wie die gläſernen Augen der Geſpenſter um mich her ſich mit Spott auf mich richteten; die Stille peinigte mich, und indem ein ſeltſames Echo im Saal das Stöhnen meiner unruhigen Athemzüge verdoppelte, war es mir, als riſſe ſich aus jeder erſtorbenen Bruſt ein leiſes, grauſenvolles Todesröcheln. Was hätte ich in dieſem fürchterlichen Zuſtande um den kleinſten Laut des Lebens der Außenwelt gegeben! allein ſelbſt das Fallen des Regens und das Anſchlagen deſſelben an die geſchloſſenen Fenſterläden hatte aufgehört; es war ſtill und blieb ſtill.

In dieſem Moment ſtieg die Beklemmung zu einer Höhe, wo ſie mir den Athem zu benehmen drohte; mit einem lauten Schrei zerriß ich mit der lezten und äußerſten Kraftanſtrengung, die mir übrig geblieben, das Zaubernetz und ſprang auf eine Platte im Fußboden, die etwas erhaben über den andern eingefugt war. Mit dieſem Schritt fuhlte ich die Todesangſt weichen, und zugleich, wie auf den Wink einer unſichtbaren Macht, löste ſich ein leiſer, aber immer mehr anſchwellender Ton, und klang wie der Accord einer Aeolsharfe durch den Saal. Es war die junge Dame am Klavier, die zu ſingen anfing. Ich hatte den Talisman gefunden, deſſen Berührung die Verzauberung löste, und das Conzert um mich her erwachte zum Leben. Mein Entſetzen löste ſich in Entzücken auf, denn die himmliſchſten Harmonien wurden jezt rege und ſchwammen wie ein Meer von Wohllaut in immer höher ſteigenden Wogen um mich her. Ich mußte mein Antlitz mit den Händen bedecken, um nicht über den Glanz und das Geräuſch um mich her, im Gegenſatz zur frühern Todtenſtille, die Beſinnung zu verlieren. Nie hörte ich eine Muſik, mit dieſer vergleichbar; es war das Todesgrauſen und das Entzücken des gluhendſten Lebens in Accorde gebracht; mitten aber durch den Sturm der Inſtrumente tönten die langen melodiſchen Seufzer jenes jungen Mädchens am Clavier.

Ich wollte mich eben wenden, um mich nach der ſchönen Frau mit dem Fächer umzuſehen, als ich dicht an meinem Ohr plözlich ein leiſes Gelächter vernahm. Ich fuhr in die Höhe und vor mir ſtand — meine Freundin, neben ihr ein paar junge Mädchen, die mich neugierig und lächelnd beobachteten. „Wo iſt der herrliche Saal? wo die Muſik?“ rief ich. Ich faßte dabei die gepolſterten Armlehnen meines Stuhls. „Wo bin ich?“ — „Das wiſſen Sie nicht mehr,“ ſagte meine Freundin. „Wohl weiß ich es — ich bin —“ — „Nicht aus dieſem Zimmer herausgekommen,“ entgegneten alle Frauen. „Sie haben geträumt, mein Beſter, vollſtändig und in beſter Form

geträumt.“ — „Unmöglich. Ich war ſchon in der Nähe der Stadt — ich befand mich auf einem ſehr ſonderbaren Landhauſe — ich hörte ein ſehr ſonderbares Conzert mit an, ich ſah einen Menſchen, über deſſen Lippen Spinnengewebe lief. Ich ſah —“ — „O Himmel! was Sie nicht alles ſahen!“ riefen die jungen Damen. „Kann man in ſo kurzer Zeit ſo viel und ſo ſonderbar träumen? Aber wiſſen Sie auch, mein Herr, daß es nicht artig von Ihnen war, gleich nach der erſten Cavatine, die ich ſang, einzuſchlafen?“ — „Das dumpfe Wetter war daran Schuld,“ entſchuldigte die andere. „Nein! nein!“ rief meine Freundin in einem feierlichen Tone, indem ſie vor mich hin trat. „Kein Traum, keine Einbildung! Sie haben das Alles erlebt; unſichtbare Mächte haben Sie eben in meinen Salon zurückgetragen. Es hätte Ihnen noch ſchlimmer gehen können; darum nehmen Sie ſich künftig in Acht vor — Pomeranzenſchalen.“

Laura, Herzogin von Abrantes.

(Beſchluß.)

Fürſt Pückler ſtand eines Abends Schlag Mitternacht mitten unter den Gäſten der Herzogin von Abrantes, ohne das man wußte, wo er eingetreten war. Der Fürſt hatte nicht Unrecht, dort dieſe Stunde zu wählen, ſie war die angenehmſte in dieſem Kreiſe; die Wellen hatten ſich verlaufen, die Fluth floß ruhig, und man ſchaute den Grund mit ergötzlichen Pflanzen und zierlichen Conchylien und Steingebilden. Mit andern Worten, es hatten ſich gegen dieſe Stunde hin alle diejenigen entfernt, die nicht eigens gehalten wurden, welches Feſthalten theils von der Herzogin, theils von Madame Auber, ihrer älteſten Tochter, und von der jüngern abhing, die ſich Madame Junot nennen ließ. So wie die Dienerſchaft ſah, daß ungefähr nur noch ſechs oder acht Perſonen gegenwärtig waren, wurde die Theemaſchine gefüllt und angezündet, die Herzogin ſezte ſich an den Theetiſch, ihre lieblichen Töchter übernahmen die Bereitung und Vertheilung des duftenden Caravanenthees, und die Herzogin, den Abend durch ſo vielfach in Anſpruch genommen, ſaß nun heiter in dieſem kleinern Kreiſe, dem ſie mit liebenswürdiger Hingebung aus ihrem reich angeregten Leben hererzählte, was ihr eben davon einfiel. Wären doch ihre Memoiren wie dieſe Mittheilungen! — Nach dem Thee führte ſie uns auch wohl an ihren Schreibtiſch, wo Zeichnungen und Aquarellgemälde, zum Theil von ihrer Hand lagen, und erklärte ſie uns. Ihr ſpaniſches Album iſt höchſt intereſſant; die Zeichnungen ſind kräftig und feurig, es ſind theils geſchichtliche Momente, theils Gegenden, Gebäude, Volkstrachten, alle von ihr ſelbſt, meiſt mit Sepia getuſcht. Man trennte ſich ſelten vor 2½—3 Uhr Morgens.

Im Frühling 1836 erkrankte die Herzogin, ſie hatte eine ſchmerzhafte Operation (einen Knoten unter der Schulter, der herausgeſchnitten werden mußte) muthig überſtanden, und war ſehr eingefallen und abgemattet; ihre Soireen zogen mich bei meiner damaligen Gemüthsſtimmung ſo wenig, wie andere Geſellſchaften an, aber die Leidende mußte ich doch beſuchen. Wiederum fand ich Anlaß über die koloſſalen Naturkräfte dieſer ſeltenen Frau zu erſtaunen. Dem Tode kaum entronnen, ſprach ſie, wie wenn ſie nie Schmerzen gelitten hätte; vergebens bat ich ſie, ſich zu ſchonen, und dieſer, vielleicht durch Ueberſpannung hervorgebrachten aufgeregten Stimmung ſich nicht hinzugeben; ſie ſagte mir auch, daß ſie faſt Niemand annehme; dies „faſt Niemand“ ſollte heißen: keine zwölf Perſonen. Beſſer aber wäre es geweſen, Viele empfangen und zuhören, als Eine oder Zwei und mit dieſen ſprechen. — Sprechen? — das Wort gibt keinen Begriff von dieſer Art der Hingebung und Mittheilung, dieſer Ausſtrömung der innern Fülle der Erinnerungen.

Madame d'Abrantes war, was für eine ſchöne Frau aus der Kaiſerzeit viel ſagen will, eine brave Frau, und hatte ſich, als noch jugendliche Wittwe, ganz ihren Kindern gewidmet. Sie war auch religiös, und war treu. Die Apoſtaten und Renegaten Napoleons fanden keinen Zutritt bei ihr. Mit ſeinen entſchiedenen Gegnern von Anbeginn, wie z. B. Juliette Récamier, war es anders; nur denen konnte die Herzogin nicht verzeihen, die ihrem Kaiſer mit dem Glücke zugleich den Rücken gewendet hatten. Man hat viel in öffentlichen Blättern über die Zerrüttung ihrer häuslichen Umſtände geträtſcht. Madame d'Abrantes war auf 6000 Fr. jährlich beſchränkt, und von Jugend auf gewohnt geweſen, über ein ungeheures Vermögen zu gebieten. Sparen iſt eine Kunſt, die nur der Geiz verſteht, weil er ſich nie einer andern ſo con amore befliſſen; auch diejenigen, die ſparen müſſen, verſtehen es, wenn ſie von Haus aus immer arm geweſen. Die Gewohnheit großartiger Verhältniſſe und glänzenden Auftretens in der Welt legt ſich nicht ab, wie manche andere. Ueberdem war die Herzogin wohlthätig und hatte Familienſorgen. Viele deutſche, auch franzöſiſche Schriftſteller ſind aber wie die Gaſſenbuben, die aller Glanz incommodirt, und die gern jedes Standbild beſchmutzen; doch die Zeit hat eine gute Staubbürſte, Alles fällt herunter und das Bild ſteht bald wieder unentſtellt vor den Augen der Welt. Madame d'Abrantes ſchrieb, theils weil ſie ſich dazu berufen fühlte, theils um ihre Lage zu verbeſſern. Ihr Amirante de Castille iſt eines ihrer beſten Werke; mit ihren Memoiren, Histoire des Salons, Restauration u. ſ. w., die zum Theil Schönes enthalten, bin ich nicht einverſtanden;

sie hätte sich selbst mehr auf den zweiten oder dritten Plan zeichnen sollen, und nicht so oft die Hauptfiguren um sich her gruppiren; auch wäre es gut, wenn sie sich öfters enthalten hätte, Sachen zu berichten, die wenigstens nicht wahr scheinen, obwohl sie es vielleicht sind. Ludwigs XVIII. hätte sie ernster und freundlicher erwähnen sollen, als sie gethan; er hatte viel gelitten, und die Seinigen leben im Exil. Auch die Weitschweifigkeit dieser Bücher ist ermüdend, sie sind indeß willkommen gewesen, und Vieles darin wird auch in später Zukunft als Abbild jener Tage erfreulich seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Lamartines Fall eines Engels. Deutschland in Frankreich.

Die Pariser Dichter klagen, die Zeit seye der Dichtkunst gar nicht günstig, das Publikum seye allzusehr in den positiven und materiellen Interessen befangen, als daß es neue Dichtungen mit Entzücken oder auch nur mit Theilnahme aufnehmen sollte. In der That sind manche Dichter, welche doch oft in den Zeitschriften gerühmt werden, genöthigt, ihre Poesien auf eigene Kosten herauszugeben, weil sie keinen Verleger finden. Man würde im Auslande staunen, wenn man wüßte, welche Opfer dieser oder jener berühmte Dichter bringen muß, damit seine Werke dem Publikum zu Gesichte kommen. Allerdings trägt zu diesem Zustande der flinke Nachdruck in Belgien bei. Indessen der Dichter Mühe hat, die Kosten seiner Originalausgabe zu decken, ereignet es sich zuweilen, daß die Brüsseler Nachdrucker ihre Auflage mit Gewinn auf der Leipziger Messe absetzen. Natürlich macht ein Dichter wie Lamartine oder Victor Hugo eine Ausnahme von der Regel. Jeder neuen Dichtung dieser Männer wird mit Verlangen entgegengesehen; ein Verleger macht keine Schwierigkeit und versteht sich zu einem bedeutenden Honorar, wiewohl man in dieser Hinsicht den prunkenden Ankündigungen der Pariser Tagblätter nicht allzugroßes Zutrauen schenken darf. So haben sie versichert, Lamartine habe für sein letztes Gedicht: Der Fall eines Engels, 70—80,000 Franks erhalten, aber nicht dabei bemerkt, daß er zu gleicher Zeit das Verlagsrecht aller seiner Schriften auf zehn Jahr verlängert hat. Dennoch wäre ein solches Honorar etwas sehr Annehmliches, wenn es ohne irgend eine Bitterkeit genossen werden könnte. Aber da kommt sogleich die arglistige Pariser Kritik und streut Wermuth in den köstlichen Trank. Der Fall eines Engels sollte eigentlich der Fall eines Dichters heißen, sagen die kleinen Tagblätter, denn nie hat der Dichter etwas so Lächerliches hervorgebracht, und nicht lange, so ist auch ein Duzend ernster Kritiker über das neue Gedicht hergefallen und hat alle sonderbaren Gedanken und barocken Ausdrücke hervorgehoben, welche die Dichtung entstellen. Allerdings scheint dieses Gedicht flüchtig hingeworfen zu seyn, und man begreift nicht recht, wie Lamartine, welcher sechs Monate im Jahr als Volksdeputirter an den Staatsgeschäften lebhaften Antheil nimmt, und in der Deputirtenkammer oft merkwürdige Reden hält, noch Zeit erübrigen kann, um ein großes Gedicht zu verfertigen, zumal nichts der Dichtkunst so entgegensteht, als die politischen Debatten. — Ein junger Dichter, Eugène Bresson, war so kühn, ein großes Epos, welches in der französischen Literatur als die höchste Aufgabe der Dichtkunst betrachtet wird, herauszugeben. Es heißt L'Orléade, poème en XIV chants, und besingt die Heldenthaten des Mädchens von Orleans, an welchen sich schon andere Dichter versucht haben, jedoch mit geringem Erfolge. Daß Bresson noch ein junger Dichter ist, sieht man aus mehreren Stellen seines Werks; aber zugleich erkennt man viel Anlage zur Poesie, eine glückliche Darstellungsgabe und jugendliches Feuer. So gleichgültig ist man aber gegen Dichtungen geworden, welche nicht den Namen eines berühmten Dichters an der Stirne tragen, daß Bressons Orléade kaum besprochen worden ist. Vielleicht wird sie später mehr Beachtung finden. — Bei Erscheinung des letzten Lamartineschen Gedichtes ist der alte Streit zwischen Classikern und Romantikern wieder angefacht worden, und besonders waren die Classiker in ihren Kritiken bitter, und legten die Lamartineschen Uebertreibungen und barocken Ausdrücke der gesammten Romantik zur Last. Von diesen wider die Romantik geführten Streichen fällt immer etwas auf die deutsche Dichtkunst zurück, welche man hier als den Typus der Romantik betrachtet. Seit der Heirath des Herzogs von Orleans hat diese Dichtkunst auch bei Hofe an der Prinzessin Helena eine eifrige Vertheidigerin gefunden. Dies verhindert aber die alten Classiker keineswegs, gegen die deutsche poetische Literatur manche herbe Ausfälle zu machen. Dagegen macht sich die junge literarische Welt mit Ungestüm über diese Literatur her, und trägt immer mehr aus derselben in die französische über, freilich nicht allemal mit Geschick. Auch lernt es dieselbe oft nur aus Uebersetzungen kennen, ohne sich die Mühe zu geben, sie an der Quelle selbst zu studieren. Indessen scheint es doch, daß das Studium der deutschen Sprache und Literatur jezt überhand nimmt. Wenn auch das starke Nachdrucken deutscher Meisterwerke in Paris größtentheils auf den Norden Europas berechnet war, so muß doch auch ein beträchtlicher Theil dieser Nachdrücke in Frankreich geblieben seyn. Mehrere Lesekabinette bestehen jezt in Paris für die deutsche Journalistik. Die Brockhaus- und Avenariussche Anstalt wird fleißig besucht, und gewährt in einem schönen Lokal (der sogenannten Bossangeschen Gallerie) eine leichte und bequeme Uebersicht der deutschen literarischen Novitäten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 150.

Der wilde Kastanienbaum.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Symposium.

Oben und unten ein Kopf und statt des Rumpfes ein Hals nur.
Kann ich das Härteste selbst mit eherner Stirne zertrümmern.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 30. Juni 1838.

Pity dropping soft the sadly-pleasing tear.

Gray.

An Natalie,

die Wittwe meines Freundes Fr. Kleyle.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das naſſe Gitter
Der Blätter auf zum Sternenſcheine.

Die ſturmesmüden Bäume ſchweigen,
Nur manchmal rauſchen Windeshauche,
Wie eine Mahnung, in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich nach den Schmerzgewittern
Dich müd verſenkt im ſtillen Grame;
Doch ſah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang ſein theurer Name.

Der Frühling kam, vor ſeinem Strahle
Suchſt du des Schmerzes traute Schatten,
Und führeſt nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderſt mit den Vaterloſen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Roſen
Geſtreut zum treuen Angedenken.

O bring' zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß und ſage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring' ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von ſeiner Tugend ſprechen,
Und möchte ſeine Kinder küſſen.

Nic. Lenau.

Meduſa.

Zur Inauguration der Meduſe.

April 1838. *

Die Aerzte ſind Diener, Verehrer der Natur; ſie ſind bisweilen Prieſter der Natur geweſen, oder doch ſo genannt worden. Ihnen geziemt der Cultus der Natur und deßwegen die Bewunderung der Meduſe. Die Aerzte, als ſolche, ſind zuverläſſig Akatholiken, aber auch Nichtproteſtanten, Nichtlutheraner, wie auch Nichthegelianer, überhaupt keine Aner. Satzungen, menſchliche Satzungen, in Worte und Buchſtaben gefaßt, ſind für den Arzt keineswegs das Höchſte, weder das römiſche Recht noch das Jütſche, der Code Napoleon ſo wenig wie eine großfürſtliche Verordnung, weder die Longobardiſche noch eine andere Geſetzgebung. Die Geſetze der Natur ſind die einzigen, welche die Aerzte als wahre, bleibende anerkennen; dieſe zu erforſchen, iſt das Ziel der Jahrhunderte, das Geſchäft jedes Tags.

Die Natur iſt der erhabenſte Gegenſtand unſerer Verehrung, ſo lange wir im ſterblichen Kleide eine Partikel dieſes großen Ganzen ausmachen.

Nach zwei Seiten hin geſchieht die Offenbarung des Unendlichen, im Geiſt des Menſchen und außerhalb deſſelben, in der wirklichen Natur. Dieſe endliche, mit unſern Sinnen faßbare Natur kann nichts anderes ſeyn, als eine Manifeſtation, aber eine verſchleierte, man darf wohl ſagen eine Maske von tauſendfältigen Masken des Unendlichen. Einen Schleier nach dem andern ſuchen wir abzuziehen, eine Maske nach der andern zu lüften, und darin, die Wahrheit zu ſagen, beſteht unſere ganze Naturforſchung; das eigentliche Räthſel, das Agens, welches unter aller Formverſchiedenheit verborgen liegt, erfaſſen wir nie. Auf den erſten Anblick glaubt man, das Auge ſieht, aber näher betrachtet, iſt es nicht die Bindehaut, nicht die Hornhaut, nicht die Linſe, nicht der Glaskörper, nicht die Iris. Der Anatom freut ſich, ſagen zu können, daß es die Netzhaut ſey, welche das Licht percipire. Wen es erfreut, der mag daran glauben, muß aber doch die Frage erlauben, welche Function der Sehnerv, die Kreuzung beider, die Thalami haben? Wir begreifen nicht die Action des Sehens, wir begreifen, die Wahrheit zu ſagen, keine Action, kein Agens; wir kennen, gleich guten Juriſten, nur die Acten.

Sicher wiſſen wir, und das iſt das Wichtigſte, daß in der Natur Uebereinſtimmung ſtattfindet, aber auch das Gegentheil von Uebereinſtimmung. Nicht nur Gutes und Glückliches, ſondern auch Uebles exiſtirt in dieſer Welt, die nicht die vollkommenſte iſt, urſprüngliches Uebel, welches nicht erſt der Menſch hineingepflanzt hat. Und das iſt das ſchwerſte, unauflöslichſte Räthſel. — Das Auge paßt für das Licht und das Licht für das Auge. Iſt jedoch das Auge krank, ſo erregt eben das Licht des Himmels, die eigentliche Nahrung des Auges, Schmerz. Jedes Menſchenherz iſt ein Pulsſchlag der Weltſeele, jeder Schmerz des Menſchen ohne Zweifel Schmerz der Weltſeele. Freude und Schmerz, Leben und Tod, alles Gute und jedes Gegentheil, alſo auch Gute und Grauſamkeit iſt vereint in der Natur. Die Blume des Feldes, die Bluthe der Welt, die edle Jungfrau, der thauige Frühlingsmorgen, aber auch die zerſtörende Ueberſchwemmung, der verwüſtende Vulkan, die Cholera und die Peſt, die zarte Libelle und der ungeheure Ichthyoſaurus, Alles iſt Erzeugniß der vielbrüſtigen Natur, iſt wiederum Opfer derſelben Natur, die wie Saturn ihre eigenen Kinder verſchlingt.

Unter den Kunſtgebilden des Alterthums hat mich keines ſo ergriffen wie die koloſſale Meduſe, gefunden in Cöln am Rhein; nicht der hochſtirnige Jupiterskopf, nicht der ſiegreiche Apoll, der beſiegte Laokoon ſo ſehr wie jene. Denn hier in der Meduſe iſt Sieg und Beſiegung, Freude und Schmerz, Schaffen und Vernichtung, kurz Tod und Leben verſchmolzen und vereinigt. Es iſt die räthſelhafte Verbindung von Schönem und Scheußlichem, von Liebe und Haß, von ſüßer Sünde und bitterer Strafe, von Hammer und Ambos, die wir alle Tage tauſendfach vereinzelt vor Augen haben, die wir als Geſammtheit Natur zu nennen pflegen. Hier aber iſt dieſe Geſammtheit und Allgemeinheit wiederum perſonifizirt uns vor die Augen tretend durch die erhabenſte Conception und die Ausführung, wie wir ſie nur in den Kunſtgebilden des Alterthums finden. — Dieſe ſind meines Erachtens wahr und treffend und deßwegen bleibend, vornehmlich weil die Künſtler unbeſtochen und ungelähmt waren durch weichliches, unbeſtimmtes, ſehnſüchtiges Gefühl, dem die moderne Cultur der Muſik ſo ſehr entſpricht. In der alten Welt gab man ſich nicht ſo viel Mühe, um ſich in vage, zitternde Erregung ſetzen zu laſſen. Die antiken Künſtler, die bildenden wie die ſchriftſtellernden, und nicht nur dieſe, ſondern auch die legislativen und die kriegeriſchen, wußten beſtimmt, was ſie wollten; dieſen ihren Willen prägten ſie für immer der vollſtändig beherrſchten Materie ein.

In dieſer Meduſe liegt deutlich die ganze Unerbittlichkeit der antiken Welt, die Nichtverſöhnung des Heidenthums, der Uebermuth und der Schmerz des Naturgottesdienſtes. Alles das iſt ausgeſprochen in dieſem

* Geſchrieben von einem Arzte bei Ankunft eines Gypsabguſſes des koloſſalen Meduſenhaupts im Muſeum zu Cöln.

weiblichen und doch so unweiblich gebietenden, blutenden und kluterstarrenden Antlitz. Es ist Unschuld und Ironie zugleich darin, es ist die Jungfrau und die Medea, es ist die Schönheit der Blume ohne Duft, Licht ohne Wärme, es ist nicht Rose im Dorn, sondern Dorn in der Rose. Hier ist Lieblichkeit und Schärfe, wie das glänzende Schwert dem Manne droht und gefällt, es ist der Zorn des heiligen Michael, der dem Bösen den Fuß auf den Nacken sezt. Die Meduse ist anziehend und abstoßend zugleich, das ist der Zauber. Aber eben das ist der Zauber des Lebens selbst, welches uns lächelt und verführt, mit dem Uebermuth der Jugend erhebt, das beglückte Gefühl des Beglückens gewährt, aber auch jede Jugend zerstört, jeden Sieger niederschmettert auf sein St. Helena, den Greis oft aneckelt und dennoch festhält, bis die unerbittliche Nothwendigkeit unsere Knochen in Staub verwandelt. Diese Meduse ist die Verkörperung der erhabensten Göttin, der diamantenen Nothwendigkeit, das Fatum, dem auch die olympischen Götter sich nicht entziehen konnten. Hier ist das Leben in einen Kreis gezogen: die Mutter mit dem Kinde, aber nicht bloß mit dem lebenden, sondern auch mit dem todten, das Lamm und die Löwin ohne Gnade, die Hirtin der Flur und die Königin Victoria, der nichts widersteht und der kein Mann sich zu nahen wagt.

Und wie die Jahreszeiten, die wechselnden, nur die Masken sind des Weltjahrs, des Jahrtausends, so ist alles Irdische, vom Nordpol zum Südpol zerstreut, Buchstabe und Wort, Fragmentarisches des großen Gedichts, genannt die Natur, wovon die ganze kleine Erde, oder vielmehr unser ganzes Planetensystem kaum einen Herameter ausmacht. Aber für die Menschen hat dies große Ganze nur zwei Hauptbeziehungen: schön und häßlich, was das Aeußere betrifft; angenehm, unangenehm, was das Innere betrifft. Nicht zufrieden damit, wollen wir auch das Wie wissen; wir treiben Anatomie des Menschen, des gebornen und ungebornen, des Krystalls und des gestirnten Himmels, wir spalten die Kraft von der Materie und spalten wiederum die Centripetalkraft von der Centrifugalkraft, und wähnen zu begreifen, daß diese die Molecülchen im Gehirn des Menschen und die Molecülchen im Weltenraum, die wir Sonne und Planeten nennen, regieren. Nicht so die alte Welt; in ihr blühte die schaffende Kunst mehr als die trennende Wissenschaft. Die alte Welt war stark genug, die Wahrheit zu ertragen, aber gab ihr das schönste Gewand, wie das Leben das Knochengerüste umkleidet mit Fleisch. Niemals fiel es dem antiken Künstler ein, den Tod als Skelett zu bilden. Aber wohl bildete die alte Kunst die wunderbare Meduse, die im liebenswürdigsten Antlitz unerbittliche Grausamkeit ausspricht. Ist das nicht Widerspruch? Nein, es ist die Wahrheit; so ist das Leben, grausam und schön. Die so eben vermählte junge Frau denkt nicht an die Wehen der Geburt, und der Mann, der sie eben sein nennt, denkt nicht daran, wie diese Schönheit zerstört werden wird durch Blattern oder durch die unheilbarste Krankheit des Alters. Aber daß Jugend und Leben zerstört werden muß, ist Gesetz der Natur. Das Feuer schmilzt das Metall, zerstört den todten Leib nicht nur sondern auch den lebenden, empfindenden, das Kind, welches nicht gerettet werden konnte, und dazu die Mutter, die retten wollte. Täglich hat der Arzt mit den Grausamkeiten der Natur zu kämpfen; das ist sein Beruf. Endlose Aufgabe, mit Tropfen das Danaidenfaß zu füllen, das Elend der Menschheit zu mindern, welches zum allergrößten Theil aus dem gegebenen Verhältniß des Menschen zur Natur entspringt, also zur Weltordnung gehört. Güte und Grausamkeit, Schönheit und Scheußlichkeit, Geburt und Verwesung, beides sind Attribute des Irdischen. Deßwegen ist die Meduse der concentrirteste Ausdruck des Erdgeistes.

Aber, wie unfehlbar die Quelle des Lichts ist und seyn muß ohne Schatten, so muß auch außer dieser Erde, die halb der Nacht angehört, eine himmlische Schönheit seyn, die für unsere Seele paßt, wie das Licht für das Auge, für die unsere Seele geeignet ist, wie das Auge für das Licht. Alle irdische Schönheit kann nur Stufe seyn für die himmlische. Unser schwaches Auge kann nicht ertragen, in die Sonne zu sehen. Allmählig sollen wir uns gewöhnen an das reine Licht, an die reine Schönheit. Bis dahin verehren wir das, was ein Abglanz des Himmels ist auf dieser kleinen, dunkeln Erde. Wenn die irdische Schönheit, die sich nicht von den Schlacken frei machen kann, wenn das von Schlangen umwundene Haupt der Meduse so ergreifend, so überwältigend ist, wie dieses hier, wie selig werden wir einst uns der himmlischen Schönheit ergeben und erfreuen, wenn alle Schlangen der Erde zertreten und alle lichtlosen Himmelskörper wie Staub unter unsern Füßen liegen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Schriftstellervereine und pensionirte Schriftsteller.

So eben ist auch wieder eine Gesellschaft zusammengetreten, um eine deutsche Zeitung in Paris herauszugeben. Sie sucht ihre Aktien abzusetzen und Kapitalien zu sammeln. Bereits dreimal ist eine deutsche Zeitung in Paris erschienen,

Digitized by Google

aber keine hat ein Jahr ausdauern können, und in der That ist dies ein sehr gewagtes Unternehmen. Für welche Leser wird eine Pariser deutsche Zeitung berechnet? Etwa für die Deutschen in Frankreich? Dann müßte sie aus den deutschen Ländern die kleinen Lokalneuigkeiten aufnehmen, welche für die in Frankreich sich aufhaltenden Deutschen Interesse haben können. Dies würde aber eine erbärmliche Zeitung werden. Soll aber das Blatt für Deutschland bestimmt seyn, so muß es mehr geben können oder wenigstens eben so Vieles und Interessantes, als die französischen Blätter; dann würde aber die Redaktion so kostspielig werden, daß nicht auf viele Abnehmer in Deutschland zu rechnen wäre, da man dort die Zeitungen, welche Auszüge aus französischen Blättern liefern, viel wohlfeiler haben kann, und dann würde das Blatt außerdem bei dem Eintritte in Deutschland mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Beim vierten Versuch, der jezt gewagt wird, müßte also ganz besondere Geschicklichkeit entwickelt werden, wenn er besser gelingen sollte als die vorigen. Englische Zeitungen halten sich besser in Frankreich, weil die Londoner Blätter so viel für Engländer interessanten Stoff enthalten, daß Auszüge aus denselben in einem auswärts erscheinenden Blatte immer noch anziehen, und daneben lernen die Engländer, welche sich in Frankreich aufhalten, nicht so leicht französisch, als die Deutschen, weil sie meist von ihrem Einkommen leben, sich abgesondert halten und sich mit den Franzosen nicht so vertraut machen, wie die Deutschen, die meistens nur deßhalb herkommen, um ihren Gewerbfleiß auszuüben oder sich hier eine Laufbahn zu eröffnen, und sich also nothwendig mit der französischen Sprache und Nation vertraut machen müssen. Aus diesem Grunde bilden die Deutschen in Frankreich nirgends ein geschlossenes Ganze, und auch in Paris, wo sie sich in so großer Anzahl finden, haben sie keine besondern Zusammenkünfte und Vereine. — Ein Verein, welcher in Paris sich immer mehr verstärkt, ist der der Schriftsteller; bereits zählt er an 150 Mitglieder und nimmt noch immer zu. Bekanntlich ist sein Zweck, die Schriftstellerrechte zu sichern gegen Nachdruck, parziellen sowohl als allgemeinen. Es gibt in Frankreich eine Menge von Verlegern und Herausgebern, welche gern das Honorar ersparen möchten, und daher, statt Originalaufsätze zu geben, die in Zeitschriften und Werken erschienenen Aufsätze abdrucken, meistens ohne die Quelle anzugeben. Gegen diesen Unfug, durch welchen eine Menge von Schriftstellern beeinträchtigt wird, da so viele ausgezeichnete Autoren an irgend einer Zeitschrift arbeiten, ist nun das Bündniß gerichtet. Was der Einzelne nicht wohl durchsetzen kann ohne viele Kosten und Unannehmlichkeiten, soll der Bund durch eigens dazu besoldete Anwälte ausrichten, und jedem der verbündeten Schriftsteller seine Rechte sichern. Gegen den Nachdruck im Auslande soll später gewirkt werden. Bisher hat sich der Bund noch nicht gerührt. Wie er sich entwickeln und was er ausrichten wird, muß man also erst in der Folge sehen. Erreicht er auch seinen Zweck nicht vollkommen, so kann es doch gut seyn, daß die Gelehrten einander kennen lernen und verständigen. Vielleicht wird dadurch viel Irrung und Zwiespalt vermieden, obschon freilich der Bund sich so ausdehnt, daß er seine Geschäfte zulezt nur durch einen Ausschuß wird betreiben lassen können und die Mitglieder nur wenig Gelegenheit haben werden, einander zu sehen. Uebrigens ist dieser Bund unabhängig von dem der dramatischen Dichter, welche ihre besondern Rechte gegen die Schauspielunternehmer verfechten, was hier keine Kleinigkeit ist, wiewohl eigene Gesetze die Rechte der Theaterdichter festsetzen. Es läßt sich nicht Alles in einem Gesetze voraussehen und bestimmen, und daher entstehen oft Zwistigkeiten über unvorhergesehene Fälle und Zustände. Nun fehlt noch ein Verein, welcher sämmtlichen Schriftstellern gegen einen jährlichen Beitrag Hülfe in Fällen der Noth sicherte und sie gegen Mangel schüzt; denn nicht Alle befinden sich in der glänzenden Lage eines Scribe, eines Lamartine oder auch nur eines Jules Janin. Hat doch Chateaubriand selbst sich ganz den Händen einer Handelscompagnie überantworten müssen, um sich einen Unterhalt zu sichern, und auch von einigen andern Schriftstellern wird erzählt, daß sie die Verpflichtung übernommen, jährlich einen oder mehrere Bände den sie pensionirenden Verlegern zu liefern. Dies soll unter Andern mit dem bekannten Romanschreiber Paul de Kock der Fall seyn, einem Schriftsteller, welcher am besten das Bürgerleben in Paris schildert, wiewohl er fremder Abkunft ist, nämlich der Sohn eines holländischen Wechslers; sein Bruder soll noch General in holländischen Diensten seyn. Paul de Kock scheint aber in Frankreich erzogen worden zu seyn und von Jugend auf die Sitten und die Denkweise der Pariser Bürger, besonders des kleinen Handelsstandes, beobachtet zu haben. Diese schildert er zuweilen recht komisch, wiewohl nicht ohne Uebertreibung. So entstehen denn unter seiner Feder Romane, Skizzen, Novellen und Vaudevilles, welche alle sich um das Leben der Pariser Bürger drehen. Will Paul de Kock sich in höhere Regionen versteigen, so verfehlt er meistens seinen Zweck. Da nun seine Werke besonders in denjenigen Ständen, welche sie schildern, großen Beifall finden, vermuthlich weil man viel Wahrheit darin findet und nichts Ideales darin sucht, so hat sich ein Verleger erboten, ihm ein Jahrgehalt unter der Bedingung auszusetzen, daß ihm Paul de Kock jährlich einen neuen Roman liefere. Somit kann der Verfasser, welcher einen natürlichen Hang zum dolce far niente besizt, gemächlich auf dem Boulevard St. Martin, wo er wohnt, sich ins Fenster legen und Stunden lang die auf dem Boulevard wogende Menge betrachten. Ueber dieser Belustigung am Fenster soll er das lezte Mal vergessen haben, daß er seit einem Jahre die contraktmäßige Handschrift nicht geliefert, und sich sogleich hingesezt haben, um einen Roman zu schreiben, der denn auch in Zeit von wenigen Wochen fertig geworden. In einer ähnlichen Lage hatte sich Pigault Le Brun, Paul de Kocks Vorgänger in dieser Art von Romanen, befunden; denn auch dieser Romanschreiber hatte gegen einen Verleger die Verpflichtung übernommen, ihm jährlich einen neuen Roman zu liefern. Scribe, welcher so eben auch in die Zunft der Romanschreiber eingetreten ist (Gott weiß, wo er die Zeit dazu hernimmt), wird sich einer solchen Bedingung nicht zu unterwerfen brauchen; er könnte vielmehr die Verleger pensioniren. Dumas, der schon lange Theater- und Romandichter ist, aber beides nicht einträglich genug findet, sucht Theaterdirektor zu werden. Bei seinem Hange zum üppigen Leben scheint man aber nicht geneigt zu seyn, ihm eines der großen Theater anzuvertrauen. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 155.

Der Stempel des Handwörterbuchs.

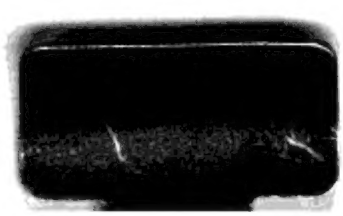
Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 21 und Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google



SEB. SIMMEL
Buchantiquariat
MÜNCHEN
Digitized by Google